Streckverse

von

Wolfgang Menzel.

Heidelberg,
bei Christian Friedrich Winter.
1823.

Vorrede.

Wenn man vor einem so gemischten Publikum singen will, als das jetzt lebende Deutsche, so kann man seine Saiten nie zu tief und nie zu hoch spannen. Ich thue zuerst das erste, und will mit der höchsten spitzwinklichsten Klangfigur die stumpfen Gehörnerven derer anstechen, die mein Werk entweder gar nicht schätzen, ja sogar verachten, oder aber überschätzen werden. Unter jenen Verächtern unterscheide ich zunächst im Allgemeinen die von Natur oder durch Uebersättigung zu allem poetischen Genuß impotenten Hämmlinge oder Hämmel, denen ein magres Brachfeld immer lieber ist als der reichste Blumengarten, und lasse sie bei dieser Weide; sodann insbesondre die wenigen Carrikaturmenschen, die ihr garstiges Gesicht im Spiegel meines Buchs unter so vielen Schönheiten wiederfinden, und weil Haß wie Liebe

totalisirt, auch jene Schönheiten für häßlich ansehn werden. Hoffentlich wird mir, daß ich mehr Sachen als Personen angezogen, und für Personen mehr Trajans- als Pasquinossäulen aufgerichtet, und daß ich aus ästhetischer und moralischer Antipathie ganz verworfne Menschen, deren Name immer an einem Pranger stehn würde, und stünd' er in allen Staats-Kalendern, im Buche selber gar nicht nenne, sowenig als hier in der Vorrede, hoffentlich wird mir das zu einem Schilde gereichen, sowohl der Ehre als der Wehre gegen persönliche Angriffe, und meine Poesie wird jenen alten Vogel der Minerva in seiner würdigen Bedeutung darstellen, ohne nach seiner verjüngten Art das polemische Krähenvolk auf sich gehezt zu haben. Zu meinen Verächtern kann ich die mir unbekannten Personen, die sich etwa in den Sachen, die ich verunglimpfe, beleidigt fühlen, nicht eher zählen, als bis sie sich mir als solche kund geben, und bei der Menge von Ideen, die ich gebe, dürfte es mir, und wenn auch jede eine Bienenkönigin wäre, dennoch unmöglich fallen, jede im Voraus durch ein Bienenhaus gegen Angriffe zu verschanzen. Zu meinen zahlreichsten, obwohl ungefürchtetsten Verächtern, nämlich denen, die es wegen der Form meines Buches sind, bin ich schließlich befugt, in dieser so sehr tabellarischen Zeit

eine halbe deutsche Lesewelt zu rechnen, die nichts mehr scheut, als das fragmentarische; und es wird mir wenig helfen, da Scheu in ihrer Natur gegründet und unausrottbar ist, wenn ich ihnen gegen dieselbe auch eine ganze Reihe Pillen eingebe, indem ich die Gedanken meines Buchs, denen allen eine Einheit, nämlich eine poetische zu Grunde liegt, mit einer Reihe Perlen vergleiche, die den seidnen Faden bedecken, an den sie gereiht sind, und wenn ich sie eine Menge noch deutlichere Gleichnisse, womit ich die Form meines Buches an seinem Schlusse vertheidige, daselbst mit Aerger zu lesen bitte. Es wird mir, wie gesagt, wenig helfen, und ich werde mich verachten, oder von den gutmüthigsten wenigstens bemitleiden lassen müssen, daß ich nicht besser verstanden, für goldne Aepfel silberne Schaalen zu machen, daß ich so manche schöne Goldkörner von Ideen, aus deren einem allein mancher deutsche Autor, wenn er es nicht recht in die breiteste Breite geschlagen, Blätter genug zu einem ganzen Buche hätte liefern können, so roh zusammengeschüttet, daß ich den Leser, der für mein Buch nicht mehr zahlt als für ein andres, doch mit einem Inhalt, der zehne hätte füllen können, verschwenderisch beschenke, und ihm dieß gar nicht einmal des Dankes werth ist, da es ihm das Lesen des Buchs so unbequem

macht, ihn zwingt, es drei-, viermal wegzulegen und wieder zu nehmen, ehe er's fertig haben kann, weil ihm der viele Blumengeruch darin, länger als eine Viertelstunde genossen, ohnfehlbar Kopfweh machen würde. Das Schlimmste was ich von einigen dieser tabellarischen Deutschen fürchte, nämlich von denen, die sich damit befassen, die Geister des Parnaß gleich den Thieren in einer Menagerie in Raçen abzutheilen in ästhetischen Compendien, wäre, daß dieselben, um nicht, wenn sie mich schlechtweg „das unbekannte Thier" nennten, eine häßliche Lücke in ihrem System, denn eine neue Classe stift ich noch nicht, durchscheinen zu lassen, mich unbarmherzig unter eine der fertigen Classen unterstopften, etwa unter deine Nachahmer, ewig einziger Jean Paul! aber dann bitte ich dich, sie zu beschämen, und wär' es auch nur vor dem unsichtbaren Auge der ewigen Wahrheit allein, und nur durch einen einzigen leisen Gedanken, den du mir schon jetzt durch Traumgeberei eingiebst, und worin du deine Ueberzeugung aussprichst, daß ich nur im Buche des Lebens und der Natur selber gelesen.

In dasselbe Buch bitte ich alle diejenigen einzusehn, die mich unschuldigerweise überschätzen werden, damit sie die Armuth jedes endlichen Geistes, also des meinigen wie des ihrigen, vor dem ewigen ver-

ſehn und mehr bemitleiden, als bewundern lernen. Nur kann ich mich einiges Vergnügens über dasjenige nicht enthalten, das Leute wie Müchler und alle Excerpanten für Stammbücher bei der Erſcheinung meines Buchs empfinden werden, da dieſelben darin wieder ſo viel neues für ihre Erndte finden, was ihnen in das ewige Einerlei des alten Abgeſchriebnen einige Abwechslung bringt, daß ihr Dank gewiß ſo groß als ſtumm ſeyn wird.

Aber ich wende mich zu euch, geliebter Leſer, geliebteſte Leſerin, die ihr euch von jenen Verächtern und Ueberſchätzern ſo ſehr durch Unbefangenheit unterſcheiden werdet; und wie kann ich von dem ſo hohen Tone, den ich ſo eben angeſtimmt, mich ſchnell genug durch alle Octaven der Empfindung zu jener tiefſten der Demuth, mit der ich euch dies Büchlein überreiche, hinunterſtimmen, wenn ich mich nicht in den jetzt ſo ſeltnen, obwohl immer ſchönen Wahn angehender Autoren und Bräute verſetze, von denen jene ein Leſer den Geliebten, und beide in dieſen den idealen Menſchen ſehn, über den hinaus ſie keinen ſchönern, beſſern, liebern kennen, und den ſie mithin ſo ſehr verehren und lieben. Freilich geſchieht dies beim angehenden Autor wohl nur darum, weil er den Leſer eben gar nicht kennt, und nur ſein eignes Ich, im Vergrößerungs- und Verſchönerungs-

ſpiegel des Ideals, die er immer vor ſich hat, in ſeiner erſten Vorrede anredet, und es iſt nichts als ein hübſcher — Wahn; aber man kann die Welt, ſelbſt ſich, zumal jetzt, nie für zu gut halten, weil die Meinung von einer Sache dieſe ſelbſt leicht verbeſſert oder verſchlimmert, und ich fühle mich bei aller Reflexion darüber, doch viel zu tief in den weichen Banden dieſes Wahns, daß ich mich ſo wenig davon losreißen kann, als will. Ich halte dich alſo für ſehr gut, mein Leſer, und heiße dich freundlich hier zum erſtenmal willkommen. Nimm, wenn Du die Gabe, die ich Dir bringe genommen haſt, auch die Hand, die ſie Dir reicht, und darin die ganze Wärme meines Herzens. Ich geſtehe Dir, daß es mir bei der Bereitung dieſer Gabe, darum zu thun war, mir deine Freundſchaft und Liebe zu verdienen, und von wem man dieſe himmliſchen Güter ſich erſehnt, dem hat man ſie ja ſelber zuvor zum freiwilligen Opfer gebracht. Ich glaube in dieſer ungläubigen, unpoetiſchen, dummen und feigen Zeit an fromme, ſchöne, klare, ſtarke Geiſter, und dieſer Glaube, es iſt der an euch, hat immer bei meiner Arbeit wie ein ſtiller Engel hinter mir geſtanden. Er ſteht wieder hinter mir und zeigt mir die unbekannten Geliebten, und zu ihnen rede ich noch die wenigen letzten Worte über mein Buch.

Greift die Spielwalze unsrer Poesie nicht mit dem großen Triebrade der Zeit zusammen, das ja endlich aufgethaut ist, so liegen sie und ihre Klänge stumm und todt. Mit künstlichen Blasebälgen poetisches Feuer zu wecken und es in verschlossnen Tempeln kleinen Götzen lodern zu lassen, wird uns jetzt wenig mehr frommen. Draußen weht ja der Sturmwind der Zeit und hat die Opfer- und Phönixflamme des Vaterlandes mächtig angefacht. An ihr entzündet euer Herz und mischt mit ihr seine Gluthen! Geht nur hinaus auf die Hodwart dieser Zeit und überlaßt dem großen Sturmesspiel die harmonisch gestimmten Saiten eurer Brust gleich Saiten der Windharfe, und die Naturlaute, die sie tief und rein bewegen werden, müssen mit größrer Gewalt auf die menschliche Seele wirken, als alle künstliche Modulationen. Solche und keine andre Töne hab' ich euch zu geben gewußt. Wenn sie immer wechseln, schnell aufsteigen zum Triumphliede und wieder nieder zur tiefbangen Klage, und in ihrer Skala oft lustig spottende Triller und der gellende Schrei des Schmerzes dazwischen tönen, so bezeichnet sie dies eben als wahre Naturlaute. Ich habe, die Saite, dem Sturme, der sie bewegt, nicht gebieten, das Gemüth, den Eindruck, den Natur und Leben ihm aufgeprägt, nicht verfälschen lassen wollen.

Unsre Gegenwart, Deutsche, ist wundersam von Lust und Leid, Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, Glauben und Verzweiflung erfüllt; lichte Engel ringen darin mit den bösen Geistern der Tiefe; der junge St. Georg besteigt das Freudenroß der Zukunft und kämpft mit dem feuerspeienden Drachen der Vergangenheit. Er wird siegen, denn seine Kräfte wachsen mit seinen Tagen, aber uns wird noch das Ungeheuer hinunterschlingen, und erst aus unsern Gräbern werden die Blumen blühn zu des Helden Siegeskranz. Eine doppelte Empfindung bewegt uns tief und glühend die Brust, und wird der Quell unsrer Thränen, die nur die dumpfe Gefühllosigkeit zurückdrängen kann. Ich schäme mich der meinigen in diesem Buche nicht. Freudenthränen sind es, mit denen ich die jugendlichen Keime unsrer Hoffnungen getränkt; die Thränen des Schmerzes hab' ich nur im poetischen Feuer zu Perlen erhärtet.

Mehr brauch' ich euch wohl nicht zu sagen, ihr Geliebten, über die Entstehung und das Wesen meines Buchs. Sein Zweck wird der seyn, den es erfüllt, wenn ihr es leset.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Streckverſe.

Mit dem Herzen erweitert ſich auch ſeine Bruſt, die Welt.

Dem Griechen genügte die einfache Lyra, die Töne ſeiner Natur zu faſſen, der Deutſche bedarf der hundertſaitigen Harfe.

Einem groſſen Volke fehlten groſſe Geiſter nie, die es ſchildern, wie von den hohen Alpen rings Seen flieſſen, darin ſie ſich ſpiegeln.

Der Genius wirft, wie der Coloß zu Rhodus, ſeinen Rieſenſchatten ins ferne Meer hinein, aber die

breite Menge unter ihm verliert den ihrigen durch die Flammen, die jener über ihre Häupter emporhält.

Allerheiligen geht vor Allerseelen, die Propheten haben den Himmel immer eher, als das Volk.

Im Alltagsleben wandeln wir auf ebenem Wege und sehen den Weg vor uns immer kürzer werden; im innern Ideenleben steigen wir Alpenhöhen hinan, und je höher wir steigen, desto höher erscheinen dennoch vor uns die Gipfel.

Der Mensch umschifft sich selbst, wie die Erde, aber an beiden erreicht er niemals die Pole.

Die Vernunft liefert uns den Honig ihres Bienenstocks, in ihre geheime Werkstatt läßt sie uns aber niemals blicken.

Wie Kinder immer hinter den Spiegel schauen, und mehr als sich selber dahinter vermuthen; so wir großen Kinder vor dem großen Spiegel der Wahrheit.

Dem hochſtrebendſten philoſophiſchen Eliaswagen iſt immer eine kleine Retourchaiſe zur Erde angehängt, wie der Fallſchirm dem Luftball.

Die Menſchheit iſt der runden Erde ſelber gleich, die ewig in die eigne Nacht ſich rollend, doch eine Seite immer dem Lichte einer höhern Sonne zuwenden muß.

Die Religion des Alterthums war die Criſtallmutter vieler glänzender Götter, die chriſtliche die Perlmutter eines einzigen aber unſchätzbaren Gottes.

Die weltalten Feuer in unſern Tempeln ſind erloſchen, aber in uns brennt noch der Prometheusfunke als ewiges Opferfeuer der Gottheit.

Vom Sinai flammte die Gottheit in ungeſtümen Blitzen, zürnenden Donnern; von Asgard floß wechſelnd wunderbar der blut'ge Nordlichtſchein und des Mondlichts linde Milch; aus fernen Wüſten ſtreckte Muhamed, ein Comet, die glühende Ruthe; aber

über Golgatha iſt die Sonne in all ihrer Herrlichkeit aufgegangen und hat einen frühen Regenbogen über das Abendland geworfen, das Zeichen des ewigen Bundes der Gottheit mit Europa.

Das deutſche Volk war der groſse Chriſtoph, der das Chriſtuskind durch den Strom der Völkerwanderung trug.

Die Eiche Teuts war der Baum, der nach der Legende ſich öffnete und die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten in ſich aufnahm und barg.

Gottes Wort gelangt nie in urſprünglicher Reinheit zu den Menſchen; die Tafeln, die Gottes Hand ſelber Moſen aus den Wolken gereicht, wurden ſchon am Fuſs des Sinai zerſchlagen.

In den Religionskriegen trug das Lamm Gottes die blutige Kriegsfackel und ward zum Sturmwidder, der unſere Schlöſſer und Städte brach.

Der dreißigjährige Krieg war ein Gewitter bei Nacht, auf das kein Regenbogen folgte.

Christi Leiden wurden durch die Schicksale seiner Kirche wiederholt; jetzt sind wir bei der Kreuzesabnahme, die Nacht des Grabes bricht dunkel heran, aber jenseits ihrer beginnen die heiligen Ostern.

Die Kirche, wie jedes große menschheitliche Institut schafft sich selbst seine zweite Form wieder; wie hundertjähriger Wein sich aus dem eignen Weinstein ein neues Faß geformt hat, wenn das erste hölzerne vermodert abfällt.

Der neue Odyßeus, Frankreich, entkam mit dem Verlust einiger Gefährten glücklich den nachgeworfenen Felsenstücken des ungeschlachten deutschen Polyphem; dieser aber hatte auf immer sein einziges Auge, den Kaiser verloren.

Die Volksbegeisterung in unsern letzten Freiheitskriegen ward wie die Jungfrau von Orleans unter ihrer eigenen Fahne begraben.

Das deutsche Volk iſt Münchhauſens Bär, der an der mit Honig beſtrichenen Deichſel des letzten Triumph- und Friedenswagens ſich fortgeleckt, und dann eingepfählt wurde, ſo daß jetzt jeder Türke über ihn lachen kann.

Die britannische Inſel ſchwimmt als ſtolzer Buzentauro im Golfo des Meeres.

Die eiſerne Lombardenkrone iſt die ewige Feſſel Italiens, aus der Ketten nach dem Norden laufen.

Rußlands Doppeladler ſchaut mit einem Kopfe nach Europa, mit dem andern nach Aſien; gegen dieſes hält er in der linken Kralle den friedlichen Scepter, gegen jenes in der rechten das Schwert.

Unſre vor Mattigkeit eingeſchlafene Viktoria hat jetzt böſe Träume.

Die Taube Noahs, die uns den Friedenszweig brachte, war nur das kleine weiße Sturmwölkchen am

Cap der guten Hoffnung, das am heitern Himmel aufſteigt, neuen Sturm zu verkünden.

Das Neſtelknüpfen des deutſchen Mundes im Preßzwang kann wenigſtens dem Bauchreden nicht wehren.

Der abgehetzte deutſche Hirſch wirft ſich verzweifelnd in den Teich des Myſticismus.

Am dürren Baume unſrer Theologie ſchießen die myſtiſchen Sekten wie Pilze auf.

Die ſchroffen Ecken unſers großen Lebens wiederholen ſich im einzelnen Menſchen, wie unter den rieſigen Eiskriſtallen der Gletſcher kleine wirkliche Kriſtalle gefunden werden.

Die Kriegsflamme iſt die Jehovahflamme, die der Menſchheit den Weg durchs rothe Meer ihres eigenen Blutes zum gelobten Lande des ewigen Friedens zeigt.

Die Gewürzinseln unſrer Erfahrung ſind vulkaniſchen Urſprungs.

Im Zinnobererz des Schmerzes ſchwimmt der Queckſilbertropfe einer Erfahrung.

Unſtete irre Geiſter gehen den Stürmen der Zeit voran, wie Wirbelwinde den wirklichen; Geſpenſter gehn um, wo Schätze zu heben ſind.

Die Poeſie iſt der Schmetterling auf der Blume der Welt.

Der Compilator wühlt und gräbt mühſam nach Scherben von Minervens Bild: dem Dichter ſpringt jeden Augenblick eine lebendige Minerva zur eignen Stirn heraus.

Dem Dichter iſt jeder Tag ein Hochzeittag, denn ſeine Braut iſt das Leben.

Die Sonne der Philoſophie kann auch verſengen, der Mond der Poeſie niemals.

Der Dichter iſt der neue Adam, dem Gott ſeine ganze Schöpfung vorüberführt, und der jedem Geſchöpfe einen eigenen neuen Namen giebt.

Das ganze Leben des Dichters iſt ein Pfingſttag, und die Natur und alle ihre Kreaturen reden ihn ewig mit neuen feurigen Zungen an.

Die Natur iſt die redende Argo, auf der alle jungen Helden zum Kolchis der Poeſie ſchiffen.

Die Geiſter der Natur ſind keine böſen, an den Brüſten der Iſis trinkt man nur Milch.

Liebe iſt der Zweck der Welt, Amor trägt die Weltkugel.

Nur durch die Pforte der Schönheit gehen wir ins Allerheiligste der Religion ein, darum finden echte Dichter, wie echte Weiber, immer den Weg dahin.

Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter der man die Perle der Religion findet.

Eine Glocke, die zur Kirche ruft, ist die klingende Memnonssäule im Sonnenaufgang.

Die höchsten Ideen bleiben gleich groß, wie die Fixsterne, ob sie das bloße Auge des gemeinen Mannes, oder das Herschel'sche des Genies betrachtet.

Das Schiff des Glaubens ist immer ein Kolumbusschiff.

Der Deutsche hat ein Herz für die Religion, und keinen Stein will er dafür, selbst den Stein der Weisen nicht.

Mit tauſend grünen Händen greift der Baum unſerer Hoffnung nach dem tropfenden Sonnenregen göttlicher Hülfe.

Zwei Schweſtern ſind aus dem Himmel zu uns niedergeſtiegen, Liebe und Religion; die eine wendet ihr Antlitz nach unten, die andre nach oben; die eine ſcheint ſich über unſre Wiege zu neigen, die andre mit ausgebreiteten Armen an unſerm Sarge zu ſtehn.

Die Liebe mancher Weiber folgt uns wie eine Euridice nach; ſobald wir uns nach ihr umſehn, verſchwindet ſie.

Jede Wunde, die Amors Pfeil ſchlägt, wird zu einem beredten Dichtermunde.

Viele ſuchen am Zuckerhut des Lebens nur die Theorie des Kegelſchnitts.

Wir hängen nicht am Gürtel des Glücks, ſondern rollen nur unter ſeinen Sohlen.

Viele Freuden wollen nur im Vorüberflug genossen seyn, wie nach alter Meinung die Paradiesvögel sich nur fliegend schauen ließen und keine Füße hatten, um darauf zu ruhen.

Wen das Leben zu sehr reibt, den schleift es zu seinem Hohlspiegel.

Liebende kennen keine Zeit, Amor schmiedet den Uhrzeiger zum Pfeile.

Wir sehn das Glück wie den Regenbogen nie über dem eigenen Haupte, sondern immer über fremdem.

Der Morgenthau der Jugend trägt in tausend Perlen das Bild der Sonne; nachher steigt diese höher, aber die Perlen verschwinden.

Die Federn, die wir den Paradiesvögeln unsers Jugendlandes abrupfen, schießen uns selber als goldne Schwingen an den innern Genius.

Mit groſen Männern iſt der Umgang ſchwer, wie Leuchtthürme hohe Thüren haben.

Die deutſche Poeſie iſt der Honigſtock im todten Löwenrachen.

Die Lehre vom Glauben baut ſich als Rotonda, aus der alles Licht ſtrömt, über die Peterskirche der Philoſophie.

Der Kometenſchweif des Dichters wächſt, je näher er der Sonne der Philoſophie kommt.

So oft der Krebs unſrer Politik ſeine Schale ändert, er bleibt doch ein Krebs.

Deutſchland hat die Dintenflecke in ſeinem Reichsmantel ſo lange mit Löchern vertilgt, bis nichts mehr davon übrig geblieben iſt.

Warum ward die Kirche die Felſenburg Sankt Peters und nicht Johannis ſeliges Eiland?

Das erſte Ketzerfeuer war das Flammenſchwert, das uns aus dem Paradieſe vertrieb.

Als die wilden deutſchen Bienenſtöcke ſchwärmten, kamen die Römer mit Trommeln und Rauchfaß, ſie zu zähmen.

Ein Jakobſtab von drei Sternen, Chriſtus, Muhamed und Karl der Große, war der Eliasſtab, der der Menſchheit die Wellen des großen Völkerſtroms theilte.

Chriſtus war eine Quelle, Muhamed nur eine Ciſterne.

Der Poeſie werden alle Nebelflecke Sonnenheere bleiben, wenn auch der Philoſophie alle Sonnenheere zu Nebelflecken würden.

Genies ſind Eiſenberge, an denen die Magnetnadel ſich wendet.

Es giebt unvollendete Genien, die aber, wie der Cölner Dom, hoch ragen über die kleine fertige Welt unter ſich.

Es giebt ſteinerne Geiſter, deren Ideen aber der Amianth am Asbeſt ſind.

Die Todesſenſe iſt der letzte Friedensbogen.

Der Stein der Weiſen wird der ganzen Menſchheit die Todesſenſe ſchleifen.

Der Dichter lieſet Trauben von den Dornen.

Ein Menſch aus der Menge zeigt doch, wenn man ihn nur näher betrachtet, wie das Sandkorn, eine ſchöne Kriſtalliſation.

Das zarte Bäumchen der Jugend trägt erſt eine weiße Blüthenkrone, ehe die trüben Blätter daran hervorſchieſſen.

Wir hängen die Perle des Lobes ins Ohr, nicht in den Mund.

Ein weiblicher Engel wird bei einem Weibe weniger ausrichten, als ein männlicher Teufel.

Der Schmetterling der Poeſie trägt die Silberblätter der Wahrheit nur unter ſeinen Flügeln.

In der Jugend ſind wir einander ähnlich, wie die Blüthen unſrer Fruchtbäume, aus denen hernach ganz verſchiedne Früchte werden.

Leicht fliegt der Genius durch die reine Luft des Lebens und theilt ſie nur mit ſanftem Flügelſchlage; der Gemeine muß ſich wie ein wilder Eber durch Dornhecken und Sümpfe brechen.

Kleine Geiſter brüten Wochenlang über ihren Ideen, wie kleine Vögel über ihren Eiern; große legen ſie wie Straußeneier nur hin und die Sonne ſelber brütet ſie aus.

Rohe Menſchen ſcheuen das Genie ſelbſt am wehrloſen Feinde, wie Löwen und Tiger ſich an ein Kind nicht wagen, wenn es Feuer bei ſich trägt.

Unſre Seele beſteht nach dem Orbis Pictus aus Punkten; aber jeder dieſer Punkte iſt der mittlere eines unendlichen Weltkreiſes.

Der wahre Philoſoph frägt nicht nach dem Wege, den er gehn will; er ſorgt nur, daß ſeine Beine geſund ſeyen, dann iſt ihm jeder Weg der rechte.

Man wandre nur! Die alte Erde liegt feſt, und keine Straße wird davon abirren.

Wie ungeregelt auch die Ideen in unſern Geiſt kommen; das Schwere fällt von ſelber in die Tiefe.

Die Menschheit ist der Diogenes, die Wissenschaft seine Laterne; er trägt sie nur, um sie zu löschen.

Nun der Luftball erfunden ist, taugen die vielen Schriften, welche die Versuche seiner Erfindung enthalten, zu weiter nichts mehr, als daß man aus ihnen die Blätter herausreißt und sie zu einem Luftball zusammenklebt. Keinen bessern Ausgang werden unsre Philosopheme nehmen.

Alle Philosophien mögen einst an der Wahrheit sterben; aber die Dichtungen wünschen wir ewig. Alle Quellen des Lebens strömen in den Lethe, aber die kastalische, soll von ihrem Berge hoch erhoben, ewig als Milchstraße durchs All hinfließen.

Wer die Poesie nicht überall und immer findet, findet sie nirgend und nie.

Der Dichter zwingt aller lebenregenden Winde Kraft dem Spiel seiner Orgel zu dienen.

Wenn der Nachtigall nur in der kurzen Zeit der Liebe die des Geſanges kommt, ſo begleitet die ewige Liebe des Dichters auch eine ewige Singzeit.

Der Unpoetiſche lebt dürr wie der Käfer im Holze; der Dichter ſchwimmt ewig in feuriger Wonne, wie der Wurm in der Traube.

Des Dichters Seele greift mit ewig neu anſchießenden Blüthenäſten durch alle Räume der unendlichen Welt.

Der lebende Dichter iſt das blühende Veilchen, und ſein Werk der ewig duftende Veilchenſtein.

Beliſar erblindete, weil er die ſteinerne Götterwelt Roms auf die Gothen ſchleuderte; er ſollte nichts Schönes mehr ſchauen.

Das verſchloſſene Ei der Welt wird gewärmt von einer unbekannten Mutter; es iſt nur der Wärme ſich bewußt, aber nicht ihrer Urſache.

Wir ſehn die Welt in der himmliſchen Abendbeleuchtung der Religion, aber die Sonne ſteht hinter uns.

Die Biene der Philoſophie würde im Waſſer der Dialektik ertrunken ſeyn, hätte ihr die Taube der Religion nicht den rettenden Zweig zugeworfen.

Glaube fällt wie ein Mannaregen auf uns herab, Unglaube wie ein Heuſchreckenregen.

Der Skepticismus iſt der geſchickte Fechter, der ſich rühmt, alle Regentropfen der himmliſchen Manna mit ſeinem Stoßdegen zu pariren.

Der Skepticismus iſt die Schlange am Baum des Lebens, die alle ſeine Früchte und Blätter abgefreſſen hat und nun verhungernd um den öden Sturz ſich windet.

Dem ſterbenden Skeptiker iſt der Sphärengeſang ein Winterſturm, die Milchſtraße fällt in kalten Schneeflocken über ihn.

Jede Hochzeit frommer Menſchen iſt eine zu Canaan, wo das Waſſer in Wein verwandelt wird.

Der Glaube der Jugend ſey Ehrfurcht, der der Alten Liebe, wie wir ſehn, daß die Blumen des Frühlings ihre Häupter mehr vor der Sonne neigen, die des Herbſtes ſie freier zu ihr erheben.

Unter der Schneelaſt unſers Alters grüne das Immergrün eines guten Gewiſſen, ſproſſe das Schneeglöckchen, die Bothin des ewigen Frühlings.

An den Strohkranz der Hochzeit ſetzt jeder Tag der Ehe ein Körnchen an, und endlich wird er zum ſchweren Aehrenkranz.

Freunde ſind milder befruchtender Thau, während das Leben uns faſt immer nur im Ungewitter den Boden der Seele befruchtet; aber wenn der Thau plötzlich gefriert, iſt er verderblicher als ein Winterſturm.

Reue befruchtet das Erdreich unſrer Seele zu edlern Geſinnungen; wie nach der Legende auf der heiligen Magdalena Grabe eine Rebſtaude ſproßte, und ihre ſüßen Thränen in ſchweren Trauben der Sonne entgegenglühten.

Unſer Herz verhärtet ſich gern ein wenig, eh' es ſchmilzt, gleich dem Schnee.

Ein Kind, das unwiſſend auf einem See den Himmel unten ſo tief und weit und voll Sterne ſieht, als oben, muß einen ſeligen Traum haben, Schwingen müſſen mächtig an ſeine Seele wachſen.

Den Regenbogen des ewigen Bundes ſchauen wir immer nur halb, und er iſt der zerbrochne Ring getrennter Geliebten.

Das große Genie iſt zugleich Philoſoph und Dichter, und dem Demant gleich, der die durchſichtigſte Klarheit und dabei alle Farben des Regenbogens zeigt.

Die Eisspitze harter Menschen schneidet uns; aber wenn wir sie nur fest in der warmen Hand halten, schmilzt sie doch.

Im blauen Spiegel des Todes fällt das Roth der Freude, aber auch das der Wunden weg.

Die größten Charakter in der Geschichte, gleichen den höchsten Bergen, die ein Nabel der Länder aber keine Vulkane sind.

Die verlornen Schriften der Alten gleichen den ins Meer versunkenen Schätzen; wie diese aus den Gebirgen, so werden jene stets neu ersetzt aus den unerschöpflichen Goldgruben des Menschengeists.

Das Römerreich war das Gebiß des alten Weltkopfs.

Als Roms Schwert zerbrach, blieb doch das Heft noch als aufgerichtetes Kreuz auf dem alten Kapitol stehn.

Die deutsche Kaiserkrone ist der Nibelungenhort und liegt so tief im Rheine begraben, daß sie zwar kein Fremdling rauben wird, der Deutsche selbst sie aber nicht mehr findet.

Der Diensteifer unsrer Diplomaten ist die Frosthitze von Knaben, die einen Schneemann machen.

Viele unsrer politischen Schriften sind nicht bloß unschuldige Irrlichter, sondern Laternen an den Kähnen raubsüchtiger Strandbewohner, welche verirrte Schiffer in die Klippen locken.

Das politische Raisonniren ist die Zunge an der Staatswaage, und wird nur dann nicht gesehn, wenn diese Waage im Gleichgewicht ist.

Wenn in Deutschland einer Kopf hat, so stellt er sich auch gleich darauf.

Wir haben keinen Kopfputz mehr, zu dem der Lorbeerkranz paßte, obwohl Köpfe.

Hätten die Deutſchen keine Zöpfe getragen, man hätte ſie nicht ſo leicht beim Kopf kriegen können.

Der Sankt Georg der neuen Zeit kämpft mit einem Papierdrachen.

Der Deutſche iſt nirgend flinker, als wenn er im Bett liegt, im Traume.

Dem Italiener iſt der Himmel nicht viel mehr, als ein Himmelbett, und umgekehrt jedes Himmelbett ein Himmel.

Das deutſche Volk iſt jetzt eingefroren, und das bittre Meerwaſſer ſeines Unglaubens wird im Eiſe wieder zum ſüßen der Religion.

Deutſchland muß noch mit den Gerippen ſeiner Feinde kämpfen, die es längſt erſchlagen, wie der Recke Wolfdietrich.

Die Jugendſchwingen des deutſchen Genius ſchwanden in die zwei Zohaksſchlangen der Kirchentrennung ein.

In den Reformationskriegen biß ein Todtenkopf den andern, wie in Dantes Hölle.

Wenn die nächtlichen Gewitter der Religionskämpfe am Himmel hinabziehn, treten die ewigen Sterne wieder in ihrer alten Ruhe hervor.

Wie das Licht des alten Bundes aus Moſis ſilbernen Greiſeslocken ſtrömte, ſo ſtrömt des neuen Licht aus Chriſti goldnen Kindeslocken und ſie ſind das Symbol einer ewigen Jugend ſeiner Lehre.

Wie jener alten Schöpfung war der neuen des Mittelalters die Gottheit nahe; ohne Gott wird keine dritte und keine letzte ſeyn.

Unſer Leben iſt eine Sieſte, aber ein Morgen und ein Abend umkränzen ſie, eine Sonnenfinſterniß,

aber der flammende Sonnenring der Ewigkeit schließt sie ein.

Jede Cosmogonie beginnt mit einem göttlichen Geschlecht; die Menschheit in der Wiege trägt den Heiligenschein.

Die ganze Welt ist nur ein einziger Strom, und er strömt noch vorwärts; die Lethe selber fließt in ihn hinein und Charons Kahn segelt mit nach dem Hesperien der Zukunft.

Der Philosoph muß graben nach dem Stein der Weisen, dem Dichter fällt er als Mondstein vom Himmel herab.

Große Denker und Dichter schreiben sich nicht aus, wie die Sonne nichts verliert durch ihr Leuchten, denn Licht ist nur Spannung, nicht Stoff.

Wir können die Berghöhe erhabner Seelen nur mit dem Wärmemesser der Liebe messen.

Ein gebildeter Geiſt wird ſchwerer zum Haß bewegt, wie das Waſſer in glatten Gefäßen ſpäter gefriert als in rauhen.

Wie der Magnet durch immer ſchwereres Tragen an Kraft immer gewinnt, wird auch unſerm Geiſte die Laſt des Wiſſens nur leichter, je mehr ſie zunimmt.

Wir ſtehn nur immer unter dem Thore des Himmels, der Milchſtraße, ziehn aber nie in den Himmel ſelber ein.

Dem Gemeinen iſt die Zukunft immer eine dunkle Wolke; nur der Genius ſieht auf ihr den Regenbogen, denn er trägt eine Sonne.

Eine allzu ſentimentale Jugend erzeugt, wie naſſe Jahre, keinen Wein im Herbſt.

Der Dichter darf nie zu ſehr Philoſoph werden; wenn er die Blumen ausreißt, um ihre Wurzel zu unterſuchen, werden ſie bald welken.

In der Poeſie des Alterthums war Bild und Gedanke hermaphroditiſch eins; jetzt ſind die Geſchlechter getrennt und ſuchen ſich ſehnſüchtig.

Unſer Geiſt erträgt ein ewiges tiefes Denken nicht, wie Kant beweist, der im Alter ein Kind wurde; gleichwie Glas, welches zu lange der Sonne ausgeſetzt iſt, zuletzt trübe wird.

Der beſte Dichter iſt auch der beſte Aeſthetiker, wie Joſeph, der ſelbſt am ſchönſten träumte, auch die Träume am beſten auslegen konnte.

Der Dichter kommt nie mit dem ſpitzen Meßzirkel auf ſeinen Himmelsglobus, ſondern nur mit dem weichen Pinſel.

Der Dichter ſteckt die Welt nicht ins Netz der Breiten- und Längengrade, ſondern bekränzt ſie nur mit Guirlanden.

Der Goldmink der Philoſophie arbeitet die Dermantmine der Poeſie entgegen.

Die Sonne iſt das dunkle, der Mond das blaue Auge der Himmelskönigin.

Die Zeit iſt ein altes Weib, die Ewigkeit eine liebliche Jungfrau.

Jeder Sonnenſtrahl iſt ein Amorspfeil ins Herz der Erde.

Die Alpen ſind die weiße Rinderheerde des Helios, deren Hörner er mit freudigen Blicken vergoldet.

An dem kaltblitzenden Alpenhorn unſers Lebens blühen doch am Morgen und Abend, wenn die Sonne tiefer ſteht, die Roſenlichter einer freudigen Hoffnung.

Wir kommen oft in dieſelbe Lage zurück, in der wir ſchon früher geweſen, aber wir ſelbſt ſind nicht mehr dieſelben, wir ſind beſſer und glücklicher geworden: wie wenn man eine Gegend, die man im kalten Winterſchnee verließ, im warmen linden Blüthenſchnee wiederfindet.

Die Seele der Jugend iſt groß in ihren erſten Träumen, wie der Rieſenduftkreis der erſten Erdenſchöpfung, aus der ſich erſt ſpäter, die Erde feſter, aber auch kleiner, niederſchlug.

Philoſophie und Poeſie ſind jetzt zwei kämpfende Inſekten im Blüthenkelche der Welt.

Die Geſchichte iſt der Münſterthurm, der ſich aufſteigend in lauter kleinen ähnlichen Thürmchen wiederholt.

Der göttliche Regen fällt von der Dachtraufe der Theologie meiſt auf ein unfruchtbares Erdreich, nur im freien Felde befruchtet und nährt er.

Das wiſſenſchaftliche Leben in Deutſchland gleicht jetzt einem groſen Jahrmarkte, wo jeder feil hat, aber keiner kaufen will.

Die neue Romantik lebt, wie das Chamäleon bloß von der Luft.

Die Sonne des deutſchen Volksgeiſtes iſt in tauſend Sterne von Menſchengeiſtern zerſprungen.

Die Philoſophen in Deutſchland tragen jetzt jeder ein babiloniſches Thürmchen als Schneckenhaus mit ſich herum.

Die Poeſie des Mittelalters entkleidete ſich und lief nakt in die Griechheit, während der zurückgelaſſene leere Harniſch in den Ritterromanen forſpuckte.

Um die Glocken des Chriſtenthums in den deutſchen Gotteshausthurm zu bringen, muſte viel von deſſen Mauer eingeriſſen werden.

Der Blitz der letzten Freiheitskriege zersetzte die deutsche literärische Stickluft nur in den Sauerstoff der Politik und in den Wasserstoff der Mystik.

Mystiker kochen den klapperbeinigen Tod selber zur Rumfordschen Suppe für die Geistesarmen.

Mystiker reiten auf der Todessense wie auf einem Steckenpferde.

Unsre Almanachspoesie ist nur die eiserne Blume am Thürschloß unsers Gefängnisses.

Die meisten unsrer jungen Poeten hängen Schellen an die deutsche Schlafmütze, sie vollends noch zur Narrenkappe zu machen.

Der Deutsche pfeift auf seinem Flötchen noch lustig zum Rachen des Bären heraus, wenn ihn dieser auch schon bis auf den Kopf hinuntergeschlungen.

Unverſchämte Fliegen von Schriftſtellern beſchmitzen die Glocke der Zeit, als ob ihr Hammer nicht jeden Augenblick ausheben und ſie zerſchmettern könnte.

Mit Grazie zu fallen, gehört zu den Seiltänzerkünſten unſers jetzigen Lebens.

In Görres Schriften kämpft die Freiheit mit zwei Schwertern, mit dem eignen und dem armlos am Boden gelegenen des Glaubens, und gleicht dem Theſeus, der für ſich und den Pirithous ficht.

Görres bindet, ein neuer Menelaus, den Proteus der deutſchen Kannegießerei in die ſcharfen Feſſeln ſeines Geiſtes.

Göthes Schriften ſind das durchſichtige Glashaus ſeiner Büſte; die Jean Pauls ein Spiegelhaus um die ſeinige.

Jeder Gedanke Göthes ruht auf einer breiten weichen Straußfeder der Rede.

Göthe ſcheint die Weiber mehr zu kennen, Jean Paul ſie mehr zu lieben.

Die Milch der Jean Paul'ſchen Sentimentalität iſt Muttergottesmilch, ein edler Wein.

Jean Paul iſt eine Moosroſe, die auch ihre Dornen mit weichem Grün überkleidet.

Jean Paul iſt eine trunkne Biene im Blüthenkelch der Poeſie.

Alle ſchreibenden Federn ſchleifen ſich, um Göthen zum weichen Schlummerkiſſen zu dienen.

In Jean Paul iſt jeder Nerve ſeines Gehirns die Tangente eines Blutkügelchens ſeines Herzens.

Die Sonne des Jean Paul'ſchen Gemüthes erzeugt in ſeinen Schriften immer den Dualismus einer im

milden Frühlinge prangenden Erde, in der das Meer als Thräne schwimmt, und eines thränenlosen satyrischen Mondes, der sie lustig rings umkreist.

Jean Pauls Poesie ist ein Prisma, das aus allen trüben Wolkenrändern und schmutzigen verrauchten Dachgiebeln unzählige Regenbogen hervorruft.

Novalis ward wie Proserpina ins Schattenreich entrückt, und seine Kränze blieben unvollendet zurück.

Novalis Poesie war erst das Durchblicken der Ostersonne durch kalte Wolken.

Novalis Aphorismen sind die umherliegenden Bruchstücke in einer verlassenen Bildhauerwerkstatt; hier tritt schon der halbe vollendete Leib eines Gottes hervor, dort nur ein Gesicht, eine Hand; hier ist erst der roheste Umriß der Glieder gehauen, dort sind nur Linien auf den noch ganz unbehauenen Stein gezogen.

Tieks Geiſt iſt eine Oaſe in der Sandwüſte andrer märkiſchen Geiſter.

Nur wenige Menſchen können, wie Friedrich Schlegel, ihre Eingeweide zugleich zu Darmſaiten einer Lyra aufwinden.

In Voſens Hohlſpiegel wird Shakeſpeares Welt zu einem Gemählde voll Verkürzung.

Klopſtock iſt ſeiner rieſenmäſigen Harfe nicht mächtig, obgleich er nicht nur mit den Händen, ſondern auch mit den Füßen darauf zu ſpielen ſcheint.

Die Poeſie, die von der Natur abgeht, blüht nur aus Kartoffelaugen im Keller.

Teufel und Engel ſind dem Dichter nur die ſchwarzen und weißen Taſten auf ſeinem Klavier.

Vorreden sind Flügeldecken.

Dichten ist ein magnetischer Schlaf mit Bewußtseyn.

Dem Dichter ist jedes Ding ein Conduktor, der Funken giebt, wenn er die Hand daran hält, für sich aber nicht leuchtet.

Unsere meisten Ästhetiker beschreiben mit verstopften Ohren nur die Klangfigur des Tons in der Luft.

Unsre belletristischen Journale sind weich wie Mohnblätter, ihre Ideen aber auch nur Mohnkörner, von denen man einschläft.

Der erste Lorbeerkranz, der dem Dichter aufgesetzt wird, wird ihm zur Springwurzel, mit der er aus allen Bergen neue Schätze hebt.

Der Wurm im Eichapfel, aus dem man Dinte macht, verwandelt ſich dem Dichter in einen Schmetterling der Phantaſie.

Für gute Gedanken braucht es wenig Worte, nur die ſchlechten verſtecken ſich in einem Schwall von Worten, wie Nachtigalleier nur in einem kleinen Neſte liegen, Spatzeneier aber in einem dicken Wuſt.

Die deutſchen Genien flackern wie Sterne im Sturmwind, aber ſie verſchwinden nicht.

Das deutſche Schiff ſchwankt im entſetzlichen Sturmwind, aber Chriſtus ruht ſchlafend im Schiffe.

Die Geſetze, welche die freie Lehre und die freie Schrift verbieten, ſind die beiden Laokoonsſchlangen, die unſern Warnungsengel verſchlingen.

Ein billiges Cenſurgeſetz ſchneidet nur die Schreibfeder ſchärfer, aber ein Preßzwang beſchneidet des Genius Fittiche.

Die Gottheit wurde bey den Alten zuerſt in den groſſen Naturerſcheinungen angebetet, dann im Thierreich, dann im Menſchenkörper, dann im Chriſtenthum in der Seele allein, jetzt haben wir ſie auch von da weg ins reine Nichts verſetzt.

Cenſurlücke!

Die Alten trugen ihre Menſchennatur auf alles Lebloſe und Thieriſche über, wir ſind uns ſelbſt nicht mehr menſchlich.

Beſſer in kräftigem Sturze von jäher Höhe in Staubregen zu verfliegen, als im trüben langſamen Strome in der Ebene zu verſanden.

In der Ferne des Glücks hoffen wir, und in ſeiner Nähe ſind wir nicht zufrieden, wie die Erde in der Sonnenferne lieblich grünt, in ihrer Nähe aber nur vom kalten Winter überſchneit iſt.

Kriege der Fürſten ſind nur Gewitter im Winter, die den Boden des Volks nicht befruchten.

Der italiſche Löwenkopf iſt nur noch ein ſteinerner am Sankt Markusplatz, aber ein Scorpion iſt darin verſteckt.

Neulich riſſen ſich die Hunde der Scylla los, aber ſie bellten nur.

Die neuen Freiheitshüte waren leicht zu tragen, aber auch leicht vom Kopfe herab geweht.

Napoleon war ein Gemsjäger, der ſich zu hoch in den rauhen Norden verſtieg, und nur mit Hülfe des eigenen Blutes den gefahrvollen Rückweg fand.

Nachdem der Demant Napoleon die alten deutſchen Humpen zerſchnitten, baute ſich der ruſſiſche Eispallaſt als luftleeres Glashaus über ihn, unter dem er ver-

brannte und als echter Demant keine Kohlen zurück-ließ.

Deutschland opferte vor den Freiheitskriegen seine Kinder dem Moloch; in ihnen tränkte es sie, ein Pe-likan, mit dem eignen Blut.

Frankreich ist das Cyrushaupt im Blutsack der Ama-zonenkönigin; Deutschland das Johannishaupt auf der Schüssel der Herodias.

Tyrannei, wenn sie nur großartig ist, wie Napo-leons, hat die Zauberkraft der Klapperschlange.

Große Kriegsgeister treten in keine Allianz, wie der Löwe immer allein kämpft.

Die Roußeausche Schule der alten Deutschen siegte über die Lankasterſche der Römer im großen Weltschul-hause.

Der Wind iſt ewig jung, die Eichen werden alt, drum liegts in ſeiner Weiſe, ſie zu brechen.

Die alte kimmeriſche Nacht der deutſchen Urzeit ſondert uns durchs goldne Thor unſre Sagen, durchs elfenbeinerne unſre Geſchichten; aber beide erſcheinen uns nur als Träume.

Unſer Thor lebt noch und hämmert mit gewaltigen Schlägen die Rieſen nieder, wenn ſie um Asgard ſich empören, oder gar in die heilige Burg ſelber einbrechen; aber auch nur dieſer Kriegsgott haußt noch in ihren öden Mauern, und alle andre Götter ſcheinen von ihr geflohn zu ſeyn.

Aegypter und Inder bildeten die Sternenwelt in den großen Formen der Gebirge und Flüſſe nach; wir auch noch, aber den Stern Mars, der bei uns allein noch regiert, im Bau unſerer Feſtungen.

Unſer politiſcher Sternhimmel iſt eine congreviſche Rakete.

Europa iſt eine Baßgeige, ſeine Völker die Saiten darauf; das deutſche iſt die dicke mit dem tiefen Ton und ſchweren Schwunge, das italieniſche die dünne mit dem hohen Ton, die aber oft reißt.

In der Schweiz haben die Winde, die das Leben bewegen, eine beſtändige Bahn, wie die wirklichen.

Unſere Staaten ſind alte Uhren, die bald zu früh, bald zu ſpät gehn.

Es giebt alte Diplomaten in dieſer Zeit, abgetragene Perüken des ſeligen Königs, ausgelöſchte Laternen aus der Illumination am letzten Friedensfeſte, Windfahnen, die ſich vor Roſt nicht mehr bewegen, verbleichte Wegweiſer, windſchiefe Lermſtangen auf der Warte der Zeit, deren Stroh und Pech ſchon abgefallen, abgewaſchene Meßſtangen alter Ueberſchwemmungen.

Niemand wird ſchneller reich und berühmt, als der mit etwas Aufwand von philoſophiſcher oder poetiſcher

Taſchenſpielerei das gemeine Philiſterdaſein als ein würdiges und erhabenes begründet und verklärt.

Politiſche Goulards halten ihr Lichtchen zum Fenſter hinaus, damit die Leute ſehn, ob's bald Tag iſt.

Man kann eher zu einem gemahlten Fenſter herausſehn, als aus manchen politiſchen Schriften erſehn, was auf dem politiſchen Markte eigentlich vorgeht.

Das Licht, das auf den Julius Voßiſchen Schriften leuchtet, iſt nur eine Bardolfsnaſe.

Zu Leipzig ſtreckt der Herrgott ſeinen hölzernen Arm aus einem Kruge heraus, bei dem alles hohe Zeug von Ideen ankehrt, einen kleinen Schnaps zu nehmen.

Manches recenſirende Journal iſt ein Seehund, vorn hat es ein Gebiß und hinten ſchleppt es einen ſchweren Leib im Waſſer nach.

Aus dem Lauberhüttenfest der deutschen Poesie ist ein Besenbinderfest geworden.

Wenn Recensenten ein paar Pfeiffen Lob geraucht, putzen sie sich mit der Tabakasche die Zähne zu neuen Bissen.

Es muß wohl ein schlechtes Concert geben, wo die Polizei Capellmeister ist.

Unser Volk ist ein Stockfisch; erst wird er geprügelt und dann gar aufgegessen.

Die neuen Jahrsläufe sind Peruanische Knotenschnüre, an denen jedes Jahr einen neuen gordischen Knoten anschürzt.

Die neueste Verwandlung Deutschlands ist eine aus dem ia des Esels in's ai des Faulthiers.

Statt heilender Medikamente verſchlingt der Deutſche lieber das Recept dazu, die Literatur.

Der deutſche Diogenes der Philoſophie iſt in ſeiner Tonne in einen Regulus der Politik verwandelt worden.

Der Flachs des Lebens will geklopft ſeyn.

Mit der Stimme des Jünglings fällt ſeine Phantaſie in die Tiefe.

Von der Jugendvergoldung bleibt dem Alter nur der grüne Bleiglanz der Hoffnung.

Unſer Leben iſt ein Wallis zwiſchen zwei unerſteiglichen Gletſcherketten, Vergangenheit und Zukunft.

Die Wahrheit trägt eine Nebelkappe; der ſehende Haufe tappt vergeblich nach ihr herum, oft aber hat ſie ein blinder Prophet entſchleiert.

Der gemeine Mann handthiert wachend als Rumpf ohne Kopf: nur im Schlaf bekommt er einen Kopf und Flügel dazu.

So viel Einbildungskraft hat jeder, daß er ſich auf ſich ſelbſt etwas einbildet.

Groſſe Mahler bilden wohl Engel, aber nur kleine, Gott den Vater.

Wer mit einem Fernrohr, das für Sterne berechnet iſt, ins gemeine Leben ſieht, erblickt alles verkehrt.

Die Gedankenſtriche in unſern Tragödien ſind die Zwiſchenräume im Schießpulver.

Manchem iſt ein wenig Kummer ſo nothwendig, wie der Ballaſt dem Schiffe.

Im Traume wird ein Füllhorn über uns ausgeschüttet; wenn wir erwachen, sehn wir nur das leere Horn des Bettshimmels über uns.

Ein voller Geldsack ist leichter zu tragen als ein leerer Bettelsack.

Wir schieben uns selber auf der Lebensbahn als Kugeln hin, die Glückskugel zu treffen.

In tausend Muscheln sind Perlen, aber wer holt sie herauf? so die Genies unter dem gemeinen Volke.

Der Landmann sieht auf den Wellen seines Kornfeldes das Schiff der Hoffnung fahren.

Geld ist ein Regen von unten, den der Teufel aus den Höllenwolken streut.

Helle klare Köpfe haben außer der Klarheit auch das mit dem Glaſe gemein, daß ſie ſich eher brechen, als biegen laſſen.

Viele eilen bei allem, was ſie thun, ohne daß man ſie, ſo wenig wie die Flüſſe fragen darf: was treibt dich?

Wer in der Jugend nicht ein Schnupftuch an einem Stecken für eine Kreuzfahne anſehen kann, ſieht im Alter jede Fahne für ein Schnupftuch an.

Menſchenhaß macht leicht blind gegen die Welt, wie in allzukalten Zimmern die Fenſter bis zur völligen Undurchſichtigkeit gefrieren.

Wenn ſich der Himmel ſogar durch Gold beſtechen läßt, ſeine Blitze von uns zu wenden, warum ſollte es der Menſch nicht.

Selbſt der ſchlimmſte Menſch liebt einmal, wie auch die Diſtel eine Blume hat.

Jeden Lebenswanderer führt einmal ſein Weg durchs Schattenthal der Liebe.

Der Lebensſtrick eines Menſchen ſey noch ſo dick geſponnen, die Liebe weiß doch ihn zur Saite zu ſpannen, und ihr Stückchen darauf zu ſpielen.

Liebe in hohen Jahren iſt Gras, das auf alten Dächern wächſt.

Aus verdorbenen Jungen kann noch etwas werden, aus verdorbenen Alten nie; wie zwar die häßliche Raupe ſich in einen ſchönen Schmetterling verwandeln kann, der häßliche Schmetterling ſich aber nie wieder verwandelt.

Der Menſch iſt ein Lachs; er giebt ſich entſetzliche Mühe, den Waſſerfall des Lebens hinauf zu ſpringen, und oben fällt er doch nur ins Netz des Todes.

Das Volk und die Kinder nehmen jede Lehre, wie Aepfel, ohne ſie zu ſchälen.

Chriſti Leichnam ward aufs Rad der Tonſur geflochten.

Seit das poetiſche Volk der Böhmen im dreißigjährigen Kriege von ſeiner Größe ins tiefe Elend geſtürzt worden, klagt es einſam zu ſeiner Harfe, wie Richard Löwenherz im Thurm des öſtreichiſchen Herzogs.

Der Menſch erhebt ſich gern vor ſeinem Untergange noch einmal recht ſtolz, wie der Mond einen Hof bekommt, ehe ihn die Regenwolken verſchlingen.

Jedes Autodafee, das den deutſchen Genius verbrennen will, ſchafft ihn als als ein Phönixfeuer nur immer ſchöner.

Die neue Gelehrtenverfolgung iſt eine Löwenhekatombe des Julianus Apoſtata, der nicht genug an andern Thieropfern hatte.

Deutſchland iſt ein dürrer Baum, aber voll friſcher Pfropfreiſer.

Die Schöpfung der Seele hat ihre sieben Welttage, wie die mosaische der Natur.

Wie an den alten Hermen ward an der alten Menschheit zuerst der Kopf gebildet.

Der Tod ist kein unendliches Meer, sondern der Lethestrom, der ein jenseitiges Ufer hat.

Das Mißbehagliche, in dem uns oft das Gute kommt, ist nur das Stachliche an der Kornähre.

Wir genießen die Schönheit des Lebens, nur zur fernen Wandrung gerüstet, wie die Juden das Osterlamm.

Die Geschichte zeigt zuerst Theokratie, dann sind die Priester Könige, dann die Könige Priester; jetzt herrschen die Könige allein, aber sollte nicht ein Rückgang statt finden?

Ueber unſre Erde hinaus iſt ſchon eine andre Natur in den andern Planeten; kein Kopf iſt dem andern ähnlich, kein Blatt dem andern, wie ſollte es mit allen Sonnenſyſtemen nicht eben ſo ſeyn?

Die Minuten kommen auf uns zu, wie die Wellen, wenn wir am Ufer ſtehn, aber keine geht zurück.

Erſt wenn uns das Schickſal weit hinauswirft in die Welt, zeigen wir, daß wir tüchtig ſind, wie Körner durchs weite Werfen von der Spreu geſondert werden.

Man muß die Menſchen wie Nägel auf den Kopf ſchlagen, wenn man was dran hängen will.

Die Jugend muß man, wie die zarten Kaninchen, nur bei den Ohren faſſen.

Kaum ſind wir aus einem Loch in die Welt gefahren, ſo guckt gegenüber der Tod ſchon aus einem andern mit dem Fernrohr nach uns.

Wir Erdengeschöpfe ſtecken alle an einem Spieße, den der Teufel über der Hölle der Sinnlichkeit dreht.

Unſre Hoffnung weiß gewöhnlich nicht, was ſie will; ihr Blick ſucht ſehnſüchtig die Ferne, und mit dem Anker klammert ſie ſich ans Hier.

Das Grablied des Menſchen ſingen andre; nur ſein Wiegenlied ſingt er ſelber, wie nur des Morgens der Hahn kräht.

Warum vermuthen wir jenſeits einen Himmel? können wir an unſerm Durſte ſpüren, was für Wein jenſeits des Berges wachſen werde?

Die Zeit iſt ein altes Weib, in Lumpen gehüllt; jedes Jahr bleicht ihr ein Haar mehr, jeder Völkerkrieg zieht ihr eine Furche mehr ins Geſicht und ihre Krücken, mit denen ſie dem aufgeſcharrten Grabe zuwankt, ſind Kirche und Staat.

Warum glauben wir, daß der Teufel kommen werde, wenn wir ihn an die Wand mahlen, da doch Gott nicht kommt, obgleich wir ihn ſchlecht genug an alle Wände kleſen?

Das jetzige Judenthum iſt die Erde, die an den ausgeriſſenen Wurzeln des Chriſtenthums hängen geblieben.

Hegels Philoſophie iſt eine groſe Spinne, die in ihren Netzen (γρῖφοι, Räthſeln) die jungen deutſchen Fliegen fängt.

Die Alten gaben ihre Philoſophie in der Form der Räthſel, wir geben unſre Räthſel in der Form der Philoſophie.

Die Alten ſchrieben mit Keilſchrift, aber jedes ihrer Worte war auch ein gewichtvoller Donnerkeil.

Wir müſſen oft die Ideen ſchon als Raupen einfangen, und dann erſt ihre Verpuppung abwarten.

Der Dichter ſoll warten, bis die Federn ihm von ſelber ausfallen; unſre meiſten jungen Dichter aber rupfen ſich ſchon die weichen Stiele aus und es fließt Blut nach.

Dichtende Weiber gleichen den wenigen Pflanzen, die Inſekten fangen.

Voltairs Kopf war ein Baſiliskenei im Neſt ſeiner Perüke.

Buffons Ideen ſind Pfauenaugen, Voltairs Hühneraugen.

In Arioſts Roland ſteigen wir eine Hexentreppe der Poeſie hinan.

Männer ſind Lerchen, die im Freien, Weiber Nachtigallen, die nur im Dunkeln ſingen.

Die Phantasie des Weibes ist eine geschlossne Blume; sie darf nicht aufgebrochen werden, oder sie wird welken.

Uebersetzungen sind nur Blumen in Gläsern.

Ein Weiberherz wird doch endlich durch Leidenstränen hart, wie Wachs im Wasser.

Der Dichter kennt nichts Endloses; die Welt ist ihm eine geschlossene, und der Berg, auf dem er stehe, richtet wie der Aetna den Schattengipfel, wenn er über Land und Meer sich gebreitet, am Himmel selber sich wieder auf.

Ein poetischer Genius wird immer nur im Größten und Unbedeutendsten nachgeahmt, nie aber in der einfachen Mitte des Schönen; wie der äffende Nachtgeist der Natur zwar eine Sonne liefert in der Feuerkugel, und Sterne in Sternschnuppen, nie aber einen Mond.

Didaktiſche Gedichte ſind ungenießbar, wie Sallat und Gurken, die in Saamen ſchießen.

Schönheiten in lasciven Romanen ſind nur Schmetterlinge im Netz der großen Kreuzſpinne.

Der Hintergrund der griechiſchen Kunſt war wie der ſeines Theaters, die Natur ſelber.

Der Weihrauch des Lobs treibt das Dampfſchiff junger Genies.

Wenn der Lumpenſammler die Lumpen einſammelt, ſo pfeift er, und der Autor wieder, wenn er ſie den Leuten zurückgiebt.

Sehr dicken Leuten iſt der letzte Weſtenknopf, den ſie auf ihrem Bauche ſehn, der Thurmknopf ihres Glückstempels.

Amors Bogenſehne ſpringt, wenn ſie zu ſtark angeſpannt wird.

Manchem kehren alle Amorspfeile die ſtumpfe Seite zu, und der kleine Gott ſelber flieht erſchreckt von ihm hinweg.

In der Wildheit überbietet das Weib noch den Mann, wie die Weibchen der Raubthiere ſtärker ſind als die Männchen.

Wenn wir eben im Guckkaſten der Welt das ſchönſte Feenſchloß ſchauen, ſtürzt es ein, und eine große haarige Hand greift oben herab, das ganze Bild wegzuziehn.

Vertraulichkeit darf nie zu weit gehn, ſelbſt unter den Geliebteſten nicht; wie zwei Früchte zwar ſchön nebeneinander an einem Zweige ſtehn können, aber wenn ſie ſelbſt an einander verwachſen ſind, eine der andern das friſche ſelbſtſtändige Gedeihn verhindern.

Dem Blinden iſt der Tod der Morgenſtern, wenn er uns Sehenden nur der Abendſtern iſt.

In einer Regennacht iſt man weniger einſam, als in einer leeren weiten, wie bei Thränen weniger, als im fühlloſen ſtarren Schmerze.

Die Erde iſt der dunkle Stern im blauen Auge des Himmels.

Wolken ſind Brüſte, und gießen Milch herab, die Erde zu ernähren.

Die graue Henne der Abendwolken legt den Mond als rundes Ei in den Schooß des Nachthimmels und am Morgen kriecht der rothe Morgenhahn daraus hervor.

Vielen deutſchen Sudlern iſt das Viehſtück ihrer Selbſtbiographie doch nicht übel gerathen.

Jean Paul iſt ein vollblühendes Treibhaus mit durchſichtigen Wänden, dagegen viele andre deutſche Romanſchreiber nur Häuſern mit blinden Fenſtern gleichen.

Göthe ſitzt unter den Göttinnen und Halbgöttinnen, denen ſein Genius huldigt, wie Salomo unter ſeinen Weibern und Kebsweibern.

Vor einer Sünde gegen die poetiſche Wahrheit rettet den Dichter die wirkliche nicht.

So gut wie die Kunſt die Natur ſchöner machen will, ſo gut auch die Philoſophie unſre Seele.

Die Griechen hatten einen Dualis der Sprache wie der Seelen; nur ſie kannten wahre Freundſchaft.

Unſre Seele ſteigt und fällt nach den Zeiten des Tages, wie die Quelle des alten Dodona.

Die Hand, welche so schön ist, wenn sie den Taubenwagen der Liebe lenkt, greife nicht nach den Zügeln der Sonnenrosse.

Nur das weibliche Geschlecht bindet das ganze menschliche an die Erde fest; wären bloß Männer, wir hätten längst einen Aetherball erfunden, und wären auf und davon geflogen.

Der Mann muß gegen die Welt sein inneres vielfach wenden, das Weib ihres nur unverrückt gegen den Mann kehren; wie die Erde der Sonne alle Seiten zukehrt, der Mond aber der Erde nur beständig die eine.

Etwas in der weiblichen Natur bleibt uns Männern unbekannt, wie die Erde nie die Rückseite des Mondes sieht.

Gemeine Leute haben auf dem Grund ihres Gemüths gewöhnlich etwas poetisches, wie gemeine Grashalmen unten einen Saft wie Zucker enthalten.

Gewöhnliche Menſchen zeigen, wenn man ſie nur näher betrachtet, etwas Schönes, wie die kleinen Mücken einen Regenbogen auf ihren durchſichtigen Flügeln.

Der Dichter ſieht in ſeinem Weltſpiegel, der ihm alles ſchöner zeigt, zugleich ſich ſelbſt ſchöner.

Im Dintenfaß des Dichters ſteckt ein Galgenmännlein und ſteckt ihm Teufeleien in die Feder.

Jeder weiße Papierbogen iſt dem Dichter ein zauberiſches Tüchlein deck dich!

Durchs Wallis der Poeſie führt die Simplonſtraße aus dem deutſchen Lande des Lebens ins italiſche des Himmels.

Der Morgenſtern des neuen Friedens war nur ein bittrer Zitronenſtern.

Das griechiſche Feuer des edlen griechiſchen Geiſtes brannte unter allen Ueberſchwemmungen der Völkerfluthen fort.

Am Fruchtbaum der Philoſophie ſollen die Rebengewinde der Poeſie ſich aufrecht halten, wie an den italieniſchen Wegen.

Wie gern ſehn wir Jean Pauls Phantaſie als Goldfaſan im ſonnenhellen See ſich baden, und wie ungern die tragiſche Krähe unſrer Müllner und Grillparzer in ihrem feuchten Nebel ſich herumjagen.

Weil die Sansculetten Einheit predigten, zogen ſie auch den Dualismus der Hoſen aus.

Die franzöſiſche Revolution löſchte nicht die Diogeneslaterne, ſondern erhing ſich ſelbſt am Laternenpfahl.

Der franzöſiſche Freiheitsbaum war nur ein aus Dunſt gebildeter Wetterbaum am Himmel, der langes Ungewitter verkündete.

Bei jeder geistigen Schöpfung gehn, wie bei der Menschheit Götter und Ungeheuer, Riesen und Zwerge den eigentlichen Menschen voran.

Wir machen aus unsern geistigen Schätzen immer eher das goldne Kalb als die Bundeslade.

Das Mittelmeer ist der Baum, der alle Blüthen und Früchte der alten Cultur trug.

Ein groser Genius wirft nicht nur Licht in die Zukunft hinaus, sondern auch zurück in die Vergangenheit.

Gelehrsamkeit ist wie der magnetische Schlaf im Leben in allen drei Zeiten, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart zugleich.

Ein Polyhistor stellt so viel Gläser vor die Sonne, daß ihre Strahlen nicht mehr hindurch und zu ihm dringen können.

Ein Polyhiſtor iſt ein Tauſendfuß, der doch nicht weiter kommt, als wenn er nur zwei Beine hätte.

Satyre iſt Salz, das junge Pflanzen verdirbt, wenn es auf den Acker geſtreut wird, aber zum Einpökeln von altem Fleiſch vortrefflich iſt.

So zart eine Weiberlocke iſt, ſo kann ſie doch im Herzen ein unbiegſamer Widerhaken werden.

Die Erinnerung an eine alte Dummheit kneipt mit Krebsſcheeren, die zugleich zurückziehn.

Das Eis des Haſſes iſt lange unvermerkt auf dem Boden unſers Herzens angeſtoſſen, ehe es in die Höhe geht und zur dicken Eisrinde deſſelben wird.

Der Menſch iſt oft zu faul, um faul zu ſeyn; er bleibt lieber in der unbehaglichen Lage, ehe er ſich aus der Stelle rückt, um in eine behaglichere zu kommen.

Unſer Urtheil wird erſt langſam durchs Studium gereift, dann ſpringt es ſchnell aus jeder Berührung mit dem Leben hervor, wie das Feuer erſt gerieben wurde, ehe man es ſchlagen lernte.

Wer in den Kinderſpielen ſich zu den Rollen der Feinde und Bedienten gebrauchen läßt, wird im Alter auch keine beſſre finden.

Der Wein der Jugend muß die Gleichelinie des Mannesalters paſſiren, wenn er recht gut werden ſoll.

Weiber ſind Blumen, Männer losgeriſſne Blumen oder Thiere.

Oft hat der Gegenſtand der Liebe, doch nie die Liebe ſelbſt betrogen.

Die Liebe ſtarker Seelen iſt ſchöner, wie Metallſeiten beſſer klingen als andre.

Wenn einem warm ums Herz iſt, kann man nicht klare Betrachtungen anſtellen, wie in heißen Zimmern die Fenſter anlaufen.

Unſre Sinne ſind die fünf Finger, mit denen wir auf den Taſten der Natur ſpielen.

Der geſchloſſne Mund deutet auf Weisheit, der geöffnete auf Schönheit der Rede wie des Kuſſes.

So ſchön Chlorinde im Harniſch iſt, wird ſie doch noch ſchöner, wenn ihr Tancred den Helm abnimmt.

Ein echter Pegaſus bedarf nur des Zaums, aber nicht der Sporen.

Wenn wir verſinken wollen, haſchen wir noch nach dem ſchwimmenden grünen Meergras einer Hoffnung, obwohl wir wiſſen, daß es uns nicht halten wird.

Der Nilstrom Deutschlands ist im Steigen und seine Fluthen werden bald die Schlangen, die in der schwülen Verseichtung aus dem Schlamm sich erzeugt, hinwegschwemmen.

Der Dichter schmiedet die Todessense in Amorspfeile um.

In der Jugend dünken uns Jugend und Alter schöner, im Alter verlieren beide; so ist die Aussicht vom frischen grünen Rebenufer des Genfersee's schöner, als die vom jenseitigen steilen weißen Alpenufer.

Der Geist ist der schönste, bei dem es zweifelhaft ist, ob er mehr Weiser oder Dichter ist; wie nach dem bekannten Ausspruch einer griechischen Schönen die schönste Menschengestalt daran zu erkennen ist, daß ihr Geschlecht uns zweifelhaft läßt.

Unser Leben ist eine Rheinfahrt durch Klippen, die uns den Fluß stets als einen kleinen See zeigen.

Wenn Göthe im Alter nur die Nachlese seiner frühern reichen Erndte hält, hält Jean Paul noch eine ganze ägyptische zweite Erndte.

Die Phantasie legt erst einzeln ihre Eier, dann brütet die Aesthetik über allen.

Unsre Herzen müssen einen kleinen Schnitt bekommen, wie die Kastanien, wenn sie gut werden sollen.

Der Baum der deutschen Literatur trägt jetzt den Sarg der Preßfreiheit, wie Schionatulanders Sarg, und seine Dryade weint um ihn als Signum.

Der Schwan Ossian zog der sinkenden, der Adler Shakespeare der hohen Sonne entgegen.

Der Demant des Christenthums bleibt doch ganz, ob er auch noch länger zwischen Hammer und Ambos der Kirchentrennung geklopft wird.

Als die Deutſchen anfingen, gefallen zu wollen, ließen ſie ſich auch alles gefallen.

Wie täuſcht ſich der Mann im Monde, der gewiß glaubt, hier ſey der Himmel!

Dem beſten Naturforſcher kann einmal die Frage einfallen, ob es nicht doch einen Mann im Monde geben könne?

Unſchuld iſt die weiße, Leidenſchaft die rothe Nelke; nur jene nimmt von dieſer Flecken an, nicht dieſe von jener, wenn ſie neben einander gepflanzt werden.

Ein Spiegel iſt beſſer als eine ganze Reihe Ahnenbilder.

Ein polemiſcher Zug iſt jetzt air de famille unter den Schriftſtellern geworden, faſt jeder große ſelbſt bin-

det doch die ſchnell welkenden Lorbeerreiſer kleiner in eine kritiſche Ruthe und ſteckt ſie zur Warnung hinter den Spiegel der eignen Schriften.

Unſre Lyriker hüpfen wie Grillen durchs kurze Gras der kahlen von der Culturſenſe abgemähten deutſchen Flur.

Die meiſten unſrer Idyllen ſind Taubenhäuschen auf dem Miſt.

Eine ſpaniſche Laufegeſellſchaft wäre die beſte Titelvignette für unſre recenſirenden Journale.

Studiren wir nur ſo fort, ſo werden wir bald eine neue Fakultät, Prophetik, eröffnen.

Wir ſind im Traum immer einen Kopf höher als wir ſelbſt, im Wachen wenigſtens einen Huth.

Des Dichters Schmerz iſt nur das Schlagen des Glockenklöpfels.

Wenn die Poeſie die Naturphiloſophie berührt, bewirkt ſie, wie ein Fidelbogen an einem Glaſe mit Sand, nur geometriſche Figuren.

Jedes geiſtige Gift in der Menſchheit hat, wie jedes in der Natur, zugleich ſein Gegengift.

Wie die Feder ſoll das, was ſie ſchreibt, erſt durchs Feuer gezogen ſeyn.

Die Feder, die zu tief in Begeiſterung getaucht wird, giebt Kleckſe.

Eine Ehefrau nimmt den Jungfrau von Orleans-hut vom Kopfe und ſteckt ihn als Fingerhut an den Finger.

Die Brautsuppe läßt sich noch bei brennenden Herzen kochen, aber nicht mehr die Kindelsuppe.

Manche Freuden wollen, wie der Schmetterling, nur geschaut, nicht angegriffen seyn.

Witzler und Nesseln stechen nicht mehr, wenn man sie hart angreift.

Wer in die Welt hinausschifft, wird einmal seekrank.

Durch die große Welt ist leichter zu kommen, als durch die kleine spießbürgerliche; wie sich auf dem Weltmeer leichter schiffen läßt, als auf dem kleinen rothen.

Die meisten unserer Schulen sind keine Bundesladen, sondern Procrustes Bettladen.

In der Vieh- und Erziehungskunde hat die frische grüne Weide der Stallfütterung weichen müssen.

Unsre Vorfahren bauten auf Höhen, wir in die tiefen Furchen der Erde; drum wundern wir uns auch recht, wenn wir einmal auf eine Höhe kommen.

Die Goldgruben, die wir seit geraumer Zeit in unserm Geiste entdecken, werden so schlecht angewandt, als ehemals die amerikanischen wirklichen, und dem Volke, das von allen beiden nichts abbekommt, scheinen die Sagen von den neuen Wundern eben so spanisch als die von jenen alten.

Die Wege in der Wissenschaft sind noch sehr krumm und willkührlich gezogen, wie die wirklichen.

Unser Philosophiren kann wie sein Gegenstand, so wenig einen Anfang als ein Ende haben.

In der Philosophie wie im Leben, kann man niemals sagen, welchen Weg man gehn will, sondern nur, welchen man gegangen ist.

Unſre groſſen Geiſter klimmen alle an einer Sonnenhöhe aus dem Nebel hinauf, aber auf verſchiednen Seiten des Berges.

Am Ende gehn doch alle Heerſtraſſen und Fußwege der Wiſſenſchaft in eine dunkle terra incognita aus, und jeder weitere Wanderer betritt niebetretene Wege, wie ſie ihm ſein Stern vorleuchtet.

Der Menſch iſt ein Feld, auf dem alles wachſen kann; nur wenig wird geſäet darauf.

Auf dem Schachbrett unſrer Seele führen zwei feindliche Könige, Gemüth und Verſtand, beſtändigen Krieg mit einander.

Der Menſch iſt eine Trommel, Herz und Kopf die Schlägel; wenn's klingen ſoll, müſſen beide ſich rühren.

Das Kürzen der Schreibfeder iſt das Aufziehn der Uhrfeder an der Wiſſenſchaft.

Der Dintenfisch verschlingt die neuen Jonasse, wie den alten der Wallfisch.

Die Gelehrten sind die Schweinsborsten an der grosen Kleiderbürste der Weltkultur.

Viele dienen in der Erzgrube der Wissenschaft, nur Sand und Steine wegzuschaffen, hinter denen dann andre die Erze anschlagen.

Die Schriften der Alten waren Quellen auf Gebirgen, die der neuern sind nur Springquellen in einem Flusse.

Unsre Philosophie soll nicht die Kunst seyn, jede Frage zu beantworten, sondern nur die Kunst zu fragen.

Kant steht unter den Dogmatikern, wie ein Fragezeichen unter Ausrufungszeichen.

Wenn der Mensch wirklich das wahre Wesen der Dinge gefunden hätte, würde er immer noch nicht beweisen können, daß es das wahre sey.

Die philosophischen Collegia, die unsre Studenten hören, sind die Heuschrecken, mit denen der Prophet in der Wüste gespeist wird.

Manche philosophische Systeme setzen sich, wie Festungen in Holland, unter Wasser, um nicht leicht angegriffen werden zu können.

Wie Fakirs in den körperlichen Stellungen, in denen sie ihren Gott anbeten, zuletzt verhärten, so daß sie nicht mehr in die natürliche Lage zurück können, so unsre Philosophen in ihren Systemen.

Die Genialität, mit der sich manche Philosophen aus den Schranken des gemeinen menschlichen Wissens herausgehoben zu haben vorgeben, ist nur Münchhausens Zopf, an dem dieser sich selber wollte aus einem Sumpfe gezogen haben.

Viele Philosopheme gleichen der surinamischen Kröte, wenn sie eine Weile an der Sonne der Berühmtheit geschwitzt haben, kriechen aus ihrem geilen Rücken hunderte von ähnlichen kleinen Kröten hervor.

Die meisten Kantischen Schüler gleichen den Planeten des Jupiter, die ewig um ihn kreisend ihn ein wenig, sich oft total verfinstern, und obwohl sie so gut als er ihr Licht von der Sonne ziehn, doch an diese in ihrer Bahn nur mittelbar durch die seinige geknüpft sind.

Wenn Naturphilosophen alles am Vogelgeschlecht kennen, scheinen sie doch das nicht zu wissen, daß kein Vogel über sich selber hinausfliegt.

Naturphilosophie will aus dem Harnisch den Leib erklären.

So mannigfaltig unsre Philosopheme sind, so hängen sie doch in ihrer innersten Natur mit der Wahr-

heit zuſammen; wie der Sonne Licht in hundert Farben gebrochen doch Licht bleibt, und nie abgeriſſen werden kann, obwohl gebogen.

Wir haben Papier genug vollgeſchrieben, und darin Dunſt gemacht, daß wir endlich einen ungeheuern Luftball verfertigen und an die Pole befeſtigen könnten, um mit der ganzen Erde hinaufzufahren in die unendliche Welt, und überall ſelbſt zuzuſehn, wie ſie eigentlich beſchaffen ſey.

Syſtemmacher zerſetzen nur chemiſch die Farben, der Dichter mahlt damit.

Die Philoſophie iſt ohne Poeſie nur der Barometer, mit ihr auch der Thermometer des Lebens.

Mit dem bloſen Verſtande und ſeiner Sprache ſtehn wir hinter der Bilderſprache der Alten zurück; mit Linien erreichen wir nie den Ausdruck der Farben; glücklicher als wir mit unſern Formen- und Größen-

messungen deuteten die Alten die Conſtellationen am philoſophiſchen Himmelsgewölbe im hieroglyphiſchen Thierkreiſe.

Die Philoſophie neigt ihren Fruchtüberhang in den Blüthengipfel der Poeſie.

Wahrheiten gleichen den der Erde muhſam entrungenen Metallen; Dichtungen den freundlichen Meeresgaben, Bernſtein und Perlen.

Dichten iſt das Auge, Denken die Stirn darüber; der Gott, der nur dunkel aus dieſer ſpricht, ſpriche hell und unverkennbar aus jenem.

Die Natur iſt die Mutter, der Geiſt der Vater aller äſthetiſchen Ideen.

Der Himmel iſt die Grotte, in welcher der Chiron der Natur die jungen Helden der Dichtkunſt unterrichtet.

Die Phantaſie verfliegt ſich nach beiden Polenden, aber die Aeſthetik wohnt nur in den gemäßigten Zonen.

Der Dichter iſt ein Salamander und lebt im ewigen Phönixfeuer.

Eine proſaiſche Umgebung wird dem Dichter nur zur Folie, zum nächtlichen Hintergrunde, aus welchem der ſchaffende Eros mit ſeiner kleinen Fackel nur deſto lebhafter hervorleuchtet.

Jede Farben- und Tonleiter iſt eine Jakobsleiter, auf der Engel zum Dichter niederſteigen.

Die Poeſie zeigt uns durch den Wolkenriß ihrer Träume ein fernes goldnes Land, im Bergwerk ihrer Nacht reiche Goldadern; aber wenn wir aus ihr erwachen zur Wahrheit, iſt der Himmel mit Wolken ganz verſchloſſen und den Eingang in jenes Bergwerk finden wir nicht mehr.

Dem Dichter gleicht die Biene auch darin, daß sie nicht nur Honig bereitet, sondern auch selbst welchen verzehrt.

Dichten ist die höchste Wonne, Zeugen und Empfangen zugleich.

Viele Menschen gleichen dem abgestandnen dunkeln See, auf den nur ein fremder und nie gewesener Frühling herbstliches Laub streut; nur wenige dem grünen Sonnenhellen: der aus der eigenen Tiefe die prangende Lotos heraustreibt.

Das Wissen ist todt ohne die Liebe, und bedeutend pflanzt dieselbe Kraft, die uns auf der höchsten Stufe den letzten Zweck des Alls zeigt, auf der niedrigsten das Geschlecht fort.

Zur religiösen Weltanschauung müssen wir kommen, wenn wir nur die poetische gewonnen haben; alle bewegten Ströme der Poesie ergießen sich ins stille Weltmeer der Religion.

Unsre Philosophie soll nicht abwelken, damit aus ihrem Staube der neue Glaube erwachse, sondern dieser ist nur die Blüthenkrone jener herangewachsenen Philosophie.

Heilige Gestalten umgeben uns, heilige Augen sehen aus allen Tiefen und Höhen auf uns, aber wir achten ihrer nicht, wie ein Kind in einer herrlichen Gemählde-gallerie in sich gekehrt über seinem Spielzeug alles um sich her nicht achtet.

Wir fühlen, wir sind aus einer andern Heimath; unser Herz zittert, wie gefangene Südervögel in ihrem nordischen Käfig aus ungewohnter Kälte beständig mit den Flügeln beben.

Cosmopolitismus ist die älteste und schönste Idee der Menschheit, aber er ist nur im Glauben zu erreichen.

Um den Reichsapfel der Welt hat die Kirche ihr ewiges Band geschlungen, und auf seiner Spitze das heilige Kreuz erhöht.

Das Königsscepter ist der starre Blitz, der Bischofstab der gewundene Friedensbogen.

Des Allvaters Fußschemmel ist eine Weltkugel, Christus trägt eine Sonne auf dem Haupte, die Heiligen einen Mond, die Himmelskönigin einen Kranz von Sternen; die weltlichen Kronen aber sind oben offen, und spitze Flammen lecken daraus hervor. Jene sind das Sinnbild des Alls und seiner Vollendung, diese nur der einsamen Erde und ihrer Vulkane.

Die Engel stiegen auf der Traumleiter Jakobs zur Erde nieder, wir steigen auf unsrer hinauf, den Himmel zu stürmen.

Die Alten schoben den Himmel immer weiter hinaus, je weiter ihnen die Erde wurde; wir hoben ihn endlich ganz von der kahlen Erde weg und nur die Hölle behielten wir in ihrem Schooße.

Unter der eisernen Rüstung der Alten schlug ein warmes Herz, wir sind nun breiweich nach außen, aber unser Innres ist Stein geworden.

Eine poetische und fromme Seele ist in unsern Alltagsgesellschaften ein verirrter Canarienvogel im Schneegestöber, eine Citrone in Schweden, ein in die eisigen Gletscher verflogner Schmetterling.

Wenn sich in unsern gemeinen Gesellschaften ein poetisches Gemüth erschließt, geht es ihm, wie der Auster, die sich der Sonne öffnet; Affen kommen, legen einen Stein zwischen die Schaale und saugen ihr das Leben aus.

Unsre Kleinstädtergesellschaften sind Mückensäulen, die im ewigen regen Fluge doch weder etwas nützliches thun, noch aus der Stelle rücken.

Wem der Haase eines furchtsamen Gedankens über den Weg läuft, hat Unglück auf demselben.

Die deutsche Eiche wurde langsam durch Baumschänderei zu Grunde gerichtet.

Der Bauer taugt zur Achse, aber nicht zur Deichsel des Staatswagens.

Was wir Hoffnung nennen, ist oft nur das grüne Laubwerk im Käfig der Nachtigall oder das spanische Fliegenpflaster unsers Schmerzes.

Erbverdienst ist die hohle Haselnuß, die am Baum stehn bleibt, der hohle Helm der Ahnen unter zerrißner Helmdecke.

Wer zu viel rückwärts blickt, fällt leicht.

Aus dem Kartoffelauge der didaktischen Poesie blüht nur ein gemeines Kraut.

Unsre Schriftsteller rufen in der deutschen Windstille, wie Schiffer, durch Pfeiffen den Wind.

Wie kann man im Trommellärm unsrer Politiker die Brummeisen-Concerte der lyrischen Almanachspoeten vernehmen?

Wir sind wie Achilles nur an der Ferse zu verwunden, wenn wir sie nämlich zeigen, indem wir fliehn.

Deutschland ist die Mutter, die uns lange mit linder Milch genährt; jetzt bestreicht sie ihre Brust mit Meyran, uns abzugewöhnen.

Die Gottheit wandert aus dem goldnen Kalbe der Deutschen nie in die Bundeslade, nur immer wieder in einen neuen Apis.

Der Preßzwang hat den Adler der Politik in einen dumpfen Käfig gesperrt, aber den unschädlichen Pfau der Poesie läßt er auf dem Hofe frei herumlaufen und sein schönes Rad im Zorne schlagen.

Jemehr Länder der Deutsche in seinem Geiste eroberte, desto mehr verlor er in der Wirklichkeit.

Napoleon war der Correggio, der mit einem Zuge das lachende Kind Deutschland in ein weinendes verwandelt.

Mit einem großen genialen Völkerräuber stehen immer kleine subalterne Spitzbuben im Bunde, wie die zwerghaften Pygmäen mit dem Riesen Antäus.

Napoleons Geist war die Mosisschlange, welche alle kleinere Schlangen verschlang, die er aber nicht wieder in den friedlichen Hirtenstab verwandelte.

Die Franzosen lüfteten die Champagnerflasche der Freiheit unvorsichtig; der Pfropf flog ihnen an den Kopf und die Flasche entfiel ihnen und zerbrach.

Der Deutsche trägt die Erkenntnisäpfel immer gebückt auf dem Rücken, die Alten trugen sie erhoben auf dem Kopfe; wie man auch noch heute an Körben tragen unterscheiden kann, wie weit die römische Grenze in Deutschland gegangen.

Den Alten gab die Sonne der Natur Licht und Wärme genug für Geist und Körper; wir bedürfen für beide künstlicher Oefen.

Unsre Mystiker verkriechen sich vor dem schönen Sternenhimmel der Natur in ihre dunkle Kammer und mahlen ihn nur wie Kinder mit Phosphor an die Decke.

Jede Idee wird dem Dichter zu einem ganzen Liede, wie die Sonne im Wasserspiegel zu einem Sonnenmeer.

Die Religion ist das Buch vom All in Versen, die Philosophie dasselbe in Prosa geschrieben.

Philosophie in der Poesie ist das Silber im Glockengut.

Unsre Systeme sind nur Säemaschinen; man säet aus ihnen nicht mehr als aus der bloßen Hand.

Nur schlechte Dichtungen zeigen die Idee, die sie beseelt, sogleich nakt, gute verhüllen sie; wie nur die

wilde Rose die Staubfaden zeigt, die volle sie in tiefen Blätterschooß verbirgt.

Göthes Styl gleicht einem weißen, Jean Pauls seiner einem bunten Pfau.

Der gemeine Mensch fliegt auch, wir sehen nur seine Flügel nicht, weil sie federlose durchsichtge Mückenflügel sind.

Wir erreichen das Ziel der Menschheit nie, denn es wandert ebenfalls immer weiter vorwärts, je weiter die Menschheit wandert.

Die Natur giebt jeder Stimme der Seele eine Antwort.

Der Dichter schaut das Schöne in die Welt hinein, nicht heraus.

Nur der kleine Bach läßt sich hemmen und dämmen, ableiten, ausfischen und ausschlemmen; der wogende Strom zwingt alles nach sich selbst.

Unsre Schrift ist noch immer in eine Vulgär- und Hieroglyphenschrift geschieden, wenn auch nicht für's Auge, doch für den Verstand.

Herz und Kopf sind die zwei Schwimmblasen, mit denen wir im Lebensstrom schwimmen.

Kirchen gleichen den bunten hohlen Seemuscheln, welche Kinder ans Ohr halten, und darin das Rauschen eines unbekannten Meeres wie aus weiter Ferne vernehmen.

Unsre Versmaaße bilden sich wie Crystalle in immer vollkommnere Form; Prosa aber gleicht der runden Erde selber, die der vollkommenste Crystall ist.

Aus dem Sumpfgrunde zwischen dem Festlande der Philosophie und dem Meere der Religion hebt die Poesie ihr prangendes Venedig.

Gold blendet immer, am meiſten aber an einer Krone.

Die Säure in unſerm jetzigen Leben iſt nur der Eſſig, mit dem der Hannibal unſres Volks die Felſen ſprengen wird, die ihm im Wege liegen.

Wir putzen gern das Licht noch einmal, ehe wir's ganz auslöſchen.

Auf dem deutſchen Dintenfaß liegt ein ſalomoniſches Siegel und deckt böſe Geiſter zu.

Am Vogel unſrer Meßkatalogе iſt manche Feder ſchön, aber der ganze Balg iſt doch häßlich.

Im engliſchen Charakter wie in ſeinem Wappen lebt noch die Harfe Oſians.

Das Papſtthum war der Aetnakrater, der das Chriſtenthum verzehrte und nur die Sandalen, mit denen es die Erde berührt, wieder herauswarf.

Wir können so wenig in reinem Wissen, als in reiner Luft leben.

Unglück zeichnet einen Charakter feiner, als Glück, wie man auch schwarze Kreide zur feinen Zeichnung nimmt, weiße aber nur zur groben.

Als Jünglinge glauben wir ungeheure Kräfte zu besitzen, und viel mehr leisten zu können, als wir wirklich im Stande sind; als Männer dünken wir umgekehrt uns schwächer, als wir sind, leisten weniger als wir könnten; wie wir am Morgen unsern Schatten größer, am Mittag kleiner sehn, als uns selbst.

Eine Wahrheit vorzutragen, bedarf es keines Schmucks der Worte; wenn wir aber eine Schönheit darstellen wollen, müssen wir auf die Worte achten, darin wir sie fassen; wie wir Früchte ohne den Stiel, die Blumen aber immer mit dem Stiele brechen.

Wenn wir in Gefahr sind durch Unrecht, das andre uns thun, wollen wir aus der Haut fahren; wenn

durch Unrecht, das wir selbst andern gethan, wollen wir uns in uns selber verkriechen.

Wer nach Kronen greift, verwundet sich an ihren Spitzen die Hände.

Der Bund zweier Tyrannen ist einer Wasserhose gleich, die Luft und Meer in furchtbare Verbindung setzt, Schiffe zertrümmert, die Bewohner der Höhen und Tiefen verscheucht.

Fürstenkriege sind nur vergrößerte Illuminationen und Feuerwerke.

Die Mehrzahl großer Menschen sind die leitenden Gestirne ihrer Zeit, nur die Minderzahl ist kometischer Natur.

Die Alltagsmenge wächst dürr und schattenlos wie die Kiefern in der Mark aus dem dürren Sande her-

aus; das Genie weiß wie die Eiche grünes Rasenland rings um sich anzusetzen und es zu schirmen durch breite Schatten.

Aus allen Wesen im unendlichen Umkreis der Natur ziehn sich unsichtbare Fäden in unsre Seele; nur dem Genius sind sie ins unendliche zerspalten, dem Gemeinen drehen sie sich in dicke Stricke zusammen.

Hohe Naturen tragen den Himmel in sich selber, niedern muß er von außen kommen; wie die Alpenflüsse von selber blau sind; die in den niedern Ländern aber nur im Wiederschein des Himmels.

Die Fehler des grosen Geistes sind nur Flecken in der Sonne, die immer wieder in ihrem Glanzmeer verschwinden.

Der Held kann seinen Helm wohl einmal zum Becher machen; nie aber macht der Schlemmer seinen Becher zum Helme.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ein Holländer schnitzte achtzehn Jahre lang an einem Schachbrette; so lange hat gewiß jener Perser nicht mit der Erfindung dieses Spieles zugebracht.

Die Flur der Menschen muß erst viele Blüthen hervorsprießen lassen, ehe einer zur Biene wird, der aus ihnen Honig zusammenträgt.

Mit jedem Menschen wird die Hoffnung, er könne der größte seyn, geboren.

Wie es Naturen giebt, welche die Quellen und Metalle unter der Erde fühlen, so giebt es andre mit Prophetensinn für die tiefern Quellen und edlern Metalle in des Menschen eigner Brust.

Im Weltmeer sind wenig Inseln mehr zu entdecken, aber in uns noch ganze Amerikas.

Viele unserer Ideen sind noch nicht gedruckte Buchstaben, noch nicht Typen, erst Matrizen.

In der Psychologie belagert der Verstand die Vernunft; aber nur, was aus ihr herauskommt, nimmt er gefangen, die Feste selbst erobert er nie.

Philosophie ist Verstandesquadratur des Vernunftzirkels.

Unser Geist ist das rechtwinklichte Dreieck, Verstand und Phantasie die Schenkel des rechten Winkels, Vernunft die Hypotheuse, und die ganze Philosophie ist der pythogarätische Lehrsatz.

Der Mensch hängt in einer Zauberlaterne, deren Seiten ihn vierfach spiegeln, als Gott, Mensch, Thier und Teufel.

Der Himmel ist bald die Krone, bald der Helm, bald der Lorbeerkranz, bald die Schellenkappe, bald die Schlafmütze, bald der Trauerflor auf dem Kopfe der Erde.

Viele wunderbare Länder umkreist des wüsten Meeres ewiger Strom, und wer nur glaubt, sein Ziel irgendwo zu finden, den täuscht die schöne Wallfahrt nicht.

Viele denken sich die Wahrheit als Zielpunkt einer kegelförmigen Bahn, während sie nur ein Punkt auf einer runden Kugel ist.

Wer den Weg ins nächste Dorf nicht findet, findet ihn auch nicht zur Stadt noch durch die Welt; man sey zu Hause in jedem Hier und in jedem Heute, denn daraus nur ist die Welt und Zeit geschaffen.

Der Toleranz der Hindus gegen die Thierwelt sollte bei uns eine gegen die Geisterwelt entsprechen.

Dichtungen lassen sich republikanisch neben einander bestehn; jede Philosophie will Alleinherrschaft.

Viele philosophische Systeme in einem Kopfe vereinigt, fressen sich wie Ratten auf.

Unsre Literatur ist eine Schiffswerft, voll Anfänge zu Schiffen, voll hoher Stöße Cedernholz und noch mehr Spänen, aber erst wenig Schiffe sind abgelaufen, die sich auf hoher See halten können.

Wer einen kurzen Flug hat, wage sich nicht auf den Ocean der Wissenschaft; viele unsrer jungen Genies sind wie ermattete Wachteln ins Wasser hinabgefallen und segeln nur noch mit einem Flügel gegen den Tod.

Die Eichäpfel, aus denen man Dinte macht, sind lauter neue Adamsäpfel.

Am dürren Baum unsrer Mode-Literatur blüht doch die Polemik als Krähennest.

Der Dichter fliegt als Schmetterling zur Luft aus, und kehrt doch als reichbeladne Arbeitsbiene zurück.

Dichtung überbietet die Wahrheit immer, wie es auf Erden keinen so köstlichen Trank giebt, daß sein Gefäß nicht noch köstlicher seyn könnte.

Viele erzeugen die poetiſche Welt nur, ohne ſie zu gebären.

Die Geſchichte fließt wie der Nil aus einer unbekannten Quelle, aber ſchon bei prachtvollen und einen ſchöpferiſchen Rieſengeiſt verkündenden Pyramiden und Labyrinthen vorüber.

Im Anbeginn der Geſchichte deckte der dunkle Fittich einer urſprünglichen gebärenden Nacht das runde Ei der Erde noch zu, aber er hielt es auch wärmer.

Wir bewundern die Ideen der Alten gleich ihren cyclopiſchen Mauern, aber wir bauen ſie nicht mehr aus.

Die älteſten kosmogeniſchen Ideen Aſiens gleichen den Verſteinerungen der längſt vergangnen Thier- und Pflanzenwelt, die jetzt leblos auf den hohen kalten Berggipfeln liegen.

Die volle Nuß der Erde iſt vom Weltbaum gefallen und liegt jetzt einſam und wurmſtichig da.

Der Weltſtier der Alten iſt zum Aaſe geworden, und wir zehren als Würmer auf ihm.

Seit ſich zur alten Hemiſphäre die neue gefunden hat und beide ſich zur luftleeren Weltkugel zuſammengefügt, ſpannen wir vergeblich unſre Pegaſuſſe daran, ſie wieder aus einander zu ziehn.

Was die Alten ſelbſt thaten, rechneten ſie Gott an, was uns Gott thut, rechnen wir uns an.

Wenn dem Volke Gottes die Nahrung ausging, regnete es ihnen Manna vom Himmel; wenn ſeinen Propheten der Verſtand ausging, kam ihnen die göttliche Offenbarung.

Es giebt keine größere Wunder, als die der Wunderglaube bewirkt, wenn er ein Volk, oder die ganze Menſchheit beſeelt.

Grauen umwohnt den Hort der Geiſterwelt; Pallas Athene hielt von Athens Mauern ihren Meduſen-

schild dem stürmenden Alarich entgegen; zwei hohe Apostel, die Riesenwächter der Romaburg, trieben drohend mit Schlüssel und Schwert den Erdenkönig Attila zurück; eine Walkyrie wehrte dem Drusus den Uebergang über die Elbe; jene uralte heidnische Götterreiche wendete den ersten Beilschlag in des Frevlers eigne Stirn zurück, ein zerschmetternder Blitz fuhr aus der Bundeslade, wenn fremde Räuberhände sie berührten.

Gott ist, wo er geglaubt wird; der höchste Gott ist aber der Inbegriff aller Götter.

Christus erschloß wie Moses eine Felsenbrust, aber seine eigne.

Von den Schächern, die mit Christo am Kreuze hingen, war der wilde unbändige das römische Weltreich, der sanfte, dem Christus das Paradies verhieß, das Volk der Griechen.

Die Christuslehre gleicht einem hohen Berge, dessen Gipfel uns Wolken decken, dessen mit hundert

Waſſerfällen bekränzte Gipfelquelle uns aber nach allen Seiten Bäche des Lebens ſendet.

Die Chriſtusreligion ſollte die Weltreligion werden; drum ging ſie aus von einem Volke, das ſein Land verlieren mußte, von einem Lande, das ſein Volk verlieren mußte.

Die Kirche war der babyloniſche Thurm nach der Sündfluth der Völkerwanderung, der unvollendet blieb; die Menſchheit gerieth in Sprachverwirrung und trennte ſich nach den Nationen.

Als die Propheten aus der Wüſte das Licht gebracht, gingen die Asceten wieder in die Wüſte, die leere Laterne zu ſuchen.

Wo zu viel Tag iſt, macht der Menſch ſich ſelbſt eine künſtliche Nacht; der Sieſte der Südländer entſpricht eine geiſtige in ihren groſſen Inſtituten.

Als in den Kreuzzügen des Kaisers Schwert zum Kreuz wurde, ward des Papstes Kreuz zum Schwerte.

Das Kreuz der Inquisition war das auf der Kreuzzinne.

Zu viel Blut und Leichen stürzten ins römische Sonnenrad, daß es stockte und brach.

Der Papismus war der Faßner, dem der Sifrit Luther den Hort abgewann, aber beide verdarben dran, und der Hort liegt unbekannt vergraben.

Die Völkerwanderung fiel als Staublawine nur bedeckend, die Reformation als Kernlawine zerschmetternd auf Europas Thäler aus seinem rauhen Norden hinab.

Deutschland verwundete sich selbst in der Reformation, wie ein aus dem Schlaf Erwachender mit der Rechten die erstarrte Linke packt und verwundet, indem er sie für die fremde eines Räubers hält.

In der Reformation riß sich die Erde aus ihren Fesseln, in die sie der Himmel geschmiedet, und legte sie diesem selber an.

Die Wissenschaft war der Dädalus, der dem Ikarus der Reformation die Flügel lieh.

Sonst leuchtete der religiöse Himmel tiefblau im Gefunkel unzähliger Sterne, jetzt ist er ganz trüb und verhangen, und nur die Erde giebt ein trauriges Schneelicht.

Wir haben die Symbole aus der Religion, wie die Glasmalereien aus unsern Kirchenfenstern genommen.

Der Nordländer fährt auf Schlitten und in Pelze gemummt durchs Leben wie über seinen gefrornen Belt, der Südländer im tanzenden buntbewimpelten Schiff auf grünem sonnenhellen Meere.

Glaube steht dem am schönsten, der zugleich hochgebildet im Wissen ist.

Mit Millionen Rechten halten wir an der Bibel fest, in den Millionen Linken aber eben so viel andre Bücher, die wir durch uns mit ihr verbinden, so verschieden auch alle sind.

Das himmlische Schaubrot unsrer Theologie ist nach außen verbrannt, nach innen noch roher Teig.

Der Mysticismus, die Todesbetrachtung, spielt jetzt nur, wie der Mort im l'hombre, da alle Interessen des Lebens passen.

Religiöse Ideen gleichen den Rosen, durch deren volle Gebüsche man wandlen, deren schönste man sich an die Brust stecken soll, aber man soll nicht in einem Rosenbett an Duft sterben.

Die Alten dachten sich die Seelenwanderung von der Menschheit abwärts durch die Thierwelt; den Christen soll sie eine Engelswandrung nachen ob seyn.

Die Regenfluth des Myſticismus iſt in alle Elemente unſers Volkslebens eingedrungen, und hat es zum gährenden Sumpf gemacht, aber ohne dieſe Fluth würde die Sonne des Verſtandes unſern Boden zur unfruchtbaren Wüſte ausgebrannt haben, da dieſelbe Sonne jetzt in ihrem ewigen ungehemmten Wandel das überflüſſige Waſſer ſicher wieder trocknen, aber aus der befruchteten Erde die prangende geſunde Blume eines verjüngten Glaubens erzeugen wird.

Die alte heidniſche Religion der Deutſchen war der Mond, der uns nahe ſteht, aber doch viel ferner ſcheint, als die Sonne des Chriſtenthums, deren Lichtmeer trotz ihrer Ferne doch dicht über unſern Häuptern ſich auszugießen ſcheint.

Das Chriſtenthum machte Thors Hammer zum Stimmhammer, Volkers Schwert zum Fidelbogen.

Der Myſticismus, die poetiſchen Spielereien, der bettelſtolze Luxus und womit wir ſonſt noch uns über das Grauenhafte dieſer Zeit zu täuſchen ſuchen, ſind

nur das Grün am Gletſcher, der zermalmend auf der Alpentrift laſtet.

Wir ſtecken unſern Straußenkopf in den Blumenſtock der Religion und Poeſie, und meinen der wilde politiſche Jäger hinter uns ſähe und ergreife uns nicht, weil wir ſelbſt ihn nicht ſehn wollen.

Cenſurlücke!

Die Blüthe der deutſchen Cultur fiel ſpät und ihre Frucht war bitter, wie die der Aloe.

Von der Freiheit verlaſſen findet das deutſche Volk die Religion und gleicht der Ariadne auf Naxos, die vom ſterblichen Manne verlaſſen des Gottes Vermählung fand.

Die im Strom der neuen Aufklärung begrabne Religiosität steigt kraft des inwohnenden Göttlichen wieder auf, gleich dem Osiris, der in seinem bleiernen Sarge verschlossen vom Boden des Meeres in einer Erikastaude heraufwuchs.

Des Dichters Seele ist ein Wallis, darin sich alle Himmelsstriche und Pflanzenschöpfungen der Erde ins enge Thal zusammendrängen.

Der Dichter trägt Siebenmeilenstiefeln, die ihn in einer ewigen Reise, und Psycheschwingen, die ihn in einer ewigen Seelenwanderung durch die Sinnen- und Geisterwelt führen.

Das Labyrinth der Welt hat zwei getrennte Hälften, eine über, eine in der Erde, Geister- und Körperwelt.

Der Traum ist ein Mond, der unsre Seele dämmernd nur beleuchtet, aber nicht wärmt.

Hoffnung iſt oft nur die trügeriſche grüne Meereswelle, die in der Ebbe vor uns wandelt und uns nach ſich lockt, bunte Muſcheln und Bernſtein uns immer glänzender enthüllend, aber wenn wir ihr nachgehn und jene Schätze einſammeln, uns plötzlich in der Fluth rückſtrömend überſchwemmt und ins kalte Grab hinabreißt.

Dem großen Genius iſt die Satyre immer nur eine edle Falkenjagd, nur der Gemeine wälzt ſich im Sumpf mit der Beſtie auf der Eberjagd.

Je edlere und würzreichere Kräuter die Trift unſrer Literatur trägt, deſto weniger gedeiht doch das Publikum; da doch das gemeine Rindvieh auf den Alpen das Gegentheil zeigt.

Mißlungne Schriften großer Autoren, wie die ſpätern Göthiſchen, ſind uns unheimlicher, als ganz ſchlechte ſchlechter; wie die Nacht weniger grauenhaft iſt, als das fahle Licht bei einer Sonnenfinſterniß.

Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne.

Göthe gleicht im Streben, universell zu seyn, seinem eignen Faust; die Himmelsleiter brach mit ihm.

Durch den Rauchfang des Lobes zieht der Teufel ins Haus.

Fouqué ist ein bunter fliegender Fisch, der sich immer nur kurze Zeit über dem Wasser im Sonnenlicht hält.

Der literarische Ocean Deutschlands zeigt mehr fliegende Fische als schwimmende Vögel.

J. H. Vossens Poesie ist der Schmetterling auf einem Fruchtgemählde, keiner auf der Prometheusfackel.

Dichter klaſſificirt man, wie Vögel, nach den Schnäbeln.

Wenn unſre jungen Poeten nur das Warten gelernt hätten; aber es wimmelt in unſrer Literatur von ihren unbeholfnen Verſuchen, von den erſten pöbelhaften Sprungkünſten ihrer noch auf Elephantenbeinen gehenden Phantaſie. Die Anfänge der Poeſie erzeugen, wie die der Erdenſchöpfung, zuerſt unförmliche Waſſerthiere, erſt ſpäter die edlern Organiſmen, und jene müſſen, uns unbekannt, untergehn.

Eine hölliſche Schriftſtellerzunft feiert ihr Walpurgisfeſt noch immer höhnend auf deutſchem Boden, aber wenn der Fauſt am tollſten ſchwärmt, wird ihm Sand mit dem abgeſchlagenen Haupte kalte Fieberſchauer einjagen.

Wer ein rechter Dichter iſt, dem muß in der heutigen Zeit der Pfeil des poetiſchen Gottes zugleich zum verderbenden ſtrafenden werden.

Oft folgt dem Begeiſterungsrauſche der Jugend das nüchternſte Alter, und wir vergeſſen, daß Weinrauſch grade wieder durch nur mäßigen, Weingenuß am beſten geſtillt wird.

Es iſt etwas in unſrer Seele, das gleich Wolken wechſelt, aber auch etwas tief und feſt ruhendes, wie der Himmel über jenen.

Kinder haben keine Zeit, ihre Uhren ſind gemahlte oder ſie ſtellen die wirklichen ſpielend vor und zurück.

Putz der Alten iſt das welke Bunt der Blätter und das Roth der Abraſchen und Hahnbutten im Herbſt.

Je geſitteter ein Volk, deſto gemiſchter ſeine Phyſiognomien; wie Tauben vielfarbig, Raben nur einfarbig ſind.

Unſer Lebensſchiff fährt oft auf ſtillem ſonnenhellen Meere, aber plötzlich taucht aus der Tiefe ein unge-

heurer Krake herauf, und ſchlingt das Schiff in ſeinen Fangſcheeren hinab.

Jedes deutſche Genie muß ſich, wie das Opoßum mit Jungen, mit Nachahmern ſchleppen; ſie hocken auf ihm und halten ſich feſt, indem ſie ihre kleinen Schwänzchen um ſeinen großen ringeln.

Die Naturphiloſophen und hinter ihnen ihre Schüler, alle an den Schößeln ſich haltend, traben durch die Natur, an jedem Steine ſtolpernd, und können doch nicht ſagen, was der Stein an ſich ſey? der Stein ſelbſt könnte es vielleicht, aber dann wieder nicht, was der Fuß an ſich ſey, der über ihn geſtolpert?

Man fragt immer: warum iſt wahr wahr? und doch nie: warum iſt roth roth?

Wiewohl die ganze Natur voll Blüthen prangt, giebt es doch Raubbienen, welche lieber fremden Honig ſtehlen, als eignen bereiten.

Nach der Edda entſtanden die ſchlechten Dichter aus dem Genuß des Honigs, den Odin außerhalb Asgard fallen laſſen; gute müſſen die Burg ſelbſt betreten, und den Honig im Heiligthum der Gottheit holen. Der Dichter muß fromm ſeyn.

Nur in einer ſchlechten Politik, wie in einem ſchlechten Schachſpiele, gehn die Bauern zuerſt drauf.

Große Geiſter auf Tyrannenthronen greifen wie der Löwe nur das Lebendige an; nur niedrige befehden, wie die Hyäne, auch der Todten Reich.

Die deutſche Landesfarbe iſt jetzt die einer Hanswurſtjacke.

Der Stier von Uri war das Gorgonenhaupt, das Tyrannenknechte verſteinerte.

Wie kindiſch muß unſre Zeit ſeyn, daß darin eine Empörung der Kinder möglich war.

Wer Geſpenſter glaubt, ſieht ſie und wird geneckt.

Unſre Bündniſſe ſind nur Aſſecuranzen für Feuersgefahren der politiſchen Sünden.

Dieſelben Freiheitsideen, die man in ihrem Entſtehn bei Schiller und andern lobte, weiſet man jetzt aufs entſchiedenſte zurück; wie Chriſtus als Knabe im Tempel zwar mit Freuden betrachtet wurde von den Phariſäern, als Mann aber verflucht und verdammt ward.

Ehemals galt Seyn, jetzt Haben.

Der Grieche flog auf ſtolzem Hippogryphen, der Ritter des Mittelalters bäumte ſein ſchweres Roß; wir reiten auf Eſeln langſam mit Säcken zur Mühle.

Unſre Vorfahren ſchworen auf ein Eberbild, wir nur auf ſeine Haut, die Bücher einhüllt.

Alles hat in Deutſchland den Anſtrich gutmüthiger Rohheit; die Kraft iſt ein fauler Bär; der Witz ein Eulenſpiegel, ſelbſt der Teufel iſt nur in Deutſchland ein dummer Teufel.

Wenn die Morgenländer eine äußerſt feine Blumenſprache haben, verſtehn wir dagegen beſſer Blumen zu eſſen.

Viele unſrer Schriften tragen wie Schmetterlinge Götternamen, andre nur wie Hunde.

Eine gute Idee iſt beſſer, als ein ſchlechtes Buch; ein Dukaten beſſer als hundert Bogen Goldpapier.

Das Gedächtniß zerreißt wie eine Taſche, wenn zuviel hineingeſtopft wird.

Der Dichter ſieht in ſeinem Spiegel immer zuerſt ſich ſelbſt, und deckt ſich manche Parthien zu.

Der Dichter iſt doppelt in jeder Geſellſchaft, als mithandelnde Perſon und als lauſchender Kopf in der Ecke.

Das ſiegende deutſche Volk fand den Tod in der bezwungenen Romaburg, wie Cäſar vor der Säule des Pompejus.

Das ruſſiſche Volk iſt ein gezähmter Elephant, der jetzt den kriegeriſchen Thurm trägt.

Der Kürbißkopf der Poeſie, den die griechiſche Sonne gereift, dient jetzt abgeriſſen und gehöhlt als Kürbißflaſche deutſchen Weines.

Aus der deutſchen Vielweiberei der Poeſie iſt eine Vielmännerei der Philoſophie geworden.

Ein Rock der Alten hielt lange wider; uns fault alles bald vom Leibe.

Ein König und Held ſtürzt ſich jeder Jüngling ins groſſe Reich des Lebens; aber da er hier die größte Geſellſchaft ähnlicher Könige antrifft, muß er ſich mit gemeinem Bürgerrang begnügen.

Unſer heutiges Publikum iſt meiſt für eine feine Schönheit zu roh, für eine rohe zu fein.

Die heutigen Staaten ſchwimmen im europäiſchen Völkermeer als chineſiſche ſchwimmende Dörfer.

Bekanntſchaften macht man, wie man Weinflaſchen öffnet; erſt muß der trockne Pfropf heraus.

Napoleon war der Blitz, der das deutſche Gold zerſchmolz, wenn er auch den Sack, darin es lag, ganz ließ.

Als die neuen jungen Jakobiner auftraten, wie erbitterten ſich die aus der alten Zeit? wie alter Wein trüb wird, wenn der junge blüht.

Der leere Magen iſt vielen der Reſonanzboden des poetiſchen Fortepiano.

Wie jenes alte Scythenvolk im Herodot ſchmieden wir jetzt nach dem Ende unſers Freiheitskriegs alle Pfeilſpitzen in einen großen Hexenkeſſel zuſammen, und wollen darin die alten Staaten neu brauen.

Die Sterne ſind Nägel am Sarge der Welt.

Wohin die poetiſche deutſche Argo im Sturm auch geworfen wird, nach Italien, nach Hellas, nach Indien; immer doch zeigt ihr Compaß nach Norden.

Die Philoſophie thäte beſſer, dem verlaſſnen Menſchengeſchlecht in der Inkarnation in niedern Wiſſenſchaften zu erſcheinen, als bloß, ein verhüllter Gott Vater, in den Wolken zu thronen, die ein Profeſſor um ſein Katheder verbreitet.

Der Hauptfehler des Deutſchen iſt ſeine Abſtraktion, er wird ſich auch zuletzt noch ganz aus der Geſchichte und der eignen Exiſtenz hinaus abſtrahiren.

Unter jedem Tritte von den Schuhen, die Jakob Böhm verfertigte, sproßten liebliche Blumen hervor, während an unsern philosophischen Doctorhüten nur abgerissne Blumen und gespießte Schmetterlinge stecken.

Das philosophische Studium erfordert Zeit, wie die Gläser des Telescops weit auseinander gerückt werden müssen, wenn wir den Himmel dadurch betrachten wollen.

Manie ist unsre Manier.

Weisheit soll in der Dichtung erscheinen, wie der klare Demant unter farbigen Edelsteinen.

Wir hassen heftiger, wenn wir Feinde werden aus Freunden; wie Hunde sich heftiger beißen, wenn sie sich zuvor berochen haben.

Gemeine Menschen gebehrden sich unter Schönheiten, wie die Maus auf dem Clavier.

Vor unſern Dichtern ſtehn meiſt goldne Teller, aber nichts darauf; vor unſern Philoſophen Nektar und Ambroſia, aber in elendem Gefäß.

Eine gute Schrift macht es nicht dem Leſer recht, ſondern der Leſer ſich recht.

Aeſthetiſche Blumen werden in wiſſenſchaftlichen Werken ſo wenig wie Kornblumen in einem Kornfelde gern gelitten.

Dem Dichter wird das Loos aus der Hand der Grazie geworfen, die bekanntlich Würfel führte.

Einen verachtenden Blick faßt die Furie und kehrt ihn um zum Dolche der Rache.

Kann ich nicht fort, ſo kommt man doch zu mir; wer lernen will, kann lernen dort und hier.

Jede Straße iſt die nächſte zum Ziele; wie ich die Stunde gelebt habe, war ſie am beſten gelebt.

Auf Raphaels berühmtem Tonnenbilde iſt Maria die Welt, Chriſtus die Philoſophie, Johannes die Poeſie.

Wenn man im Titan und Wilhelm Meiſter zu den hohen Frauencharaktern gelangt, kommt es einem doch vor, als wiche auf einem Gebirge der grüne Wald hinter uns zurück, und wir beträten die Schneeregion.

Es ſind faſt die größten Thaten, deren der Menſch fähig iſt, die nur im Stillen geſchehn, und bei denen, auch wenn ſie offenbar ſind, der gemeine Verſtand nichts Großes finden kann.

Die Mönche bei den Kreuzzügen waren die Krähen, die den großen Zug der Störche als Wegweiſer zu begleiten pflegen.

Wenns regnet, rücken alle Häuſer und Gaſſen näher an einander; ſo die Menſchen bei einem allgemeinen Schmerze.

Eine dunkle Parthie iſt immer im Umkreiſe unſers Wiſſens, wie jede Gegend, in der wir leben, doch eine noch unbekannte Seite hat, jedes Zimmer eine Wand ohne Fenſter.

Es giebt Ideen, wie Gemählde, nur vom ſanften Strahle eines unſichtbaren Mondes, vom dämmernden Schimmer einer verhangnen heiligen Lampe erhellt.

Weiber, die von der Wolluſt leben, gleichen den gleißend grünen Waſſergallen, deren vergiftetes Erdreich keine Frucht trägt und von jedermann geflohn wird.

Eroberer ſind keine Dichter, wie kein Raubvogel ſingt.

Wer wenig ſchreibt, beſchneidet gar ſorgfältig das Papier, und wer wenig denkt, die Worte.

Die neuen Staaten ſcheinen Kinder zu ſeyn, die ſich zum Vergnügen auf der politiſchen Waagſchaale ſchaukeln.

An die höchſten Talente reicht der Maaßſtab des Gold- und Silberlohns nicht; wie auf den höchſten Gebirgen das Queckſilber im Barometer gefriert, das ſie meſſen ſoll.

Manche Leute haben etwas Grimmiges in ihrem Aeußern und ſind doch feige Seelen; es giebt auch gehörnte Haſen.

Dialektiker ſind Schwalben, freſſen gern poetiſche Bienen, laſſen ſich ſchwer fangen, und ſtehn beim Volk im Geruch der Unverletzlichkeit.

Der größte Menſch kommt in Lagen, wo er wie ein kleiner handeln muß, wie das große Seeſchiff am ſeichten Ufer ſeine Kähne ausſetzen muß.

Im vorigen Jahrhunderte ſteckten die Männer ihre Hände in Müffe, aus Scham, weil ſie nichts damit thaten.

Es ändert mit der Zeit der Narr ſein Kleid, obwohl der Narr immer derſelbe bleibt.

Wie die Menſchheit von Ungeheuern ausgegangen, kehrte ſie in unſern Moden wieder dahin zurück.

Wenn der Candidat die Baſtonnade des Aemterlaufens überſtanden, kommt er in den Phalarisochſen des Examens, dem die Kälte des Examinators einheizt.

Unter den zahlloſen Ideenſchaaren, die ewig durch unſern Geiſt ziehen, ſehen uns doch nur wenige mit dem vollen Geſichte, die meiſten mit dem Rücken an.

Wir müſſen manchen Leuten ein wenig Weihrauch ſtreuen, bloß um uns ihren Geſtank zu vertreiben.

Unſre Seele wächſt, wenn ſie den philoſophiſchen Doctorhut abnimmt vor dem göttlichen Regen, wie es das Wachſen des Körpers befördert, mit bloſem Kopfe im Regen zu ſtehn.

Die Menſchenſeele abſtract gedacht und doch ſichtbar, iſt, was wir ein Geſpenſt nennen; was iſt nun die Weltſeele, Gott, anders, wenn wir ſie eben ſo denken?

Am Gegenſtande unſres Intereſſes iſt entweder alles ſchön, oder alles garſtig.

Jede Braut ſollte am Hochzeittage ihrem Bräutigam eine Himmelsſchlüſſelblume überreichen.

Der Erdenlauf iſt eine Baſtonnade.

Der wahre Philoſoph ſtellt nur der Welt den Spiegel ſeines Geiſtes gegenüber; wie viele unſrer Phi-

loſophen ſtellen dagegen nur dieſem Spiegel wieder einen gegenüber, und ſpiegeln endlos nur das leere Ich.

Die ſchlechteſten Verſifexe dünken ſich doch immer etwas höher als der beſte Proſaiſt; wie der ſchlechteſte Reuter mehr ſeyn will, als der beſte Fußgänger.

Der Glaube fliegt dürſtend nach dem gröſten, aber fremden Lichte, ein Adler zur Sonne; der Unglaube ſitzt tief unten, eine Eule, und giebt ſich eignes, aber fahles Licht.

Die Morgenſtunde hat Gold, die Abendſtunde aber Demanten im Munde.

In vielen unſrer politiſchen, philoſophiſchen und religiöſen Schriften erſcheint die alte Evaſchlange wieder, aber zierlich zum Präſentirteller gerundet, und oben drauf liegt der Apfel.

Europa iſt Stirn, Auge und Naſe, der Sitz der Seele, am alten Weltkopf.

Kälte des Herzens gleicht dem Fenstereis, das nur sanft abgethaut, nicht gewaltsam abgekratzt werden darf, weil sonst das Fenster springt.

Die Sehnsucht, poetisch zu seyn, gilt vielen für die Poesie selber.

Der Löwe, den wir aus dem Butterfaß unsrer idyllischen Poesie gezogen und geformt, schmilzt jetzt an den Sonnenflammen des politischen Geistes, der über uns gekommen, und in dessen Gluth besser die wilden afrikanischen Löwen gedeihen.

Die Gottheit mißgönnt dem Menschen göttliche Werke; jener Riesenglocke erstes Geläut rief ihrem Künstler zu Grabe; Moses mußte beim ersten Anblick des gelobten Landes sterben; Prometheus ward an den Caucasus geschmiedet.

Hätte der Archipel sich nicht als Grenze zwischen Asien und Europa geworfen, so würde es ein Blut-

ſtrom gethan haben, von jenen Völkern vergeſſen, welche ewig um die Schwelle des Auf- und Niedergangs ſtreiten.

Nur die Gewohnheit Statuen zu ſehn, konnte die Masken im griechiſchen Trauerſpiele geduldet ja nothwendig gemacht haben, in unſrer wären ſie unerträglich.

Bedächte der Kluge doch, daß er nicht klug, der Reiche, daß er nicht reich wäre, wenn andre nicht dumm und arm wären.

Als der Menſch geboren ward, und auf der Erde wandelte, die rings vom Abgrund umſchloſſen ihm zu eng ward, ſah er jenſeits nach dem Himmel, und der Teufel ſpiegelte ihm eine Brücke vor, darauf er ſtieg und hinabſtürzte und ſeine Glieder zerbrach. Da reichte ihm Gott mitleidig zwei Krücken, ſich auf der Erde fortzuhelfen, Kirche und Staat.

Der Mann muß ſeinen Leiden wie ſeinen Fehlern feſt ins Auge ſchauen.

Je weiter wir dem Verſtande folgen, deſto freier fühlen wir uns; je weiter dem Gefühle, deſto abhängiger, aber beide ſind nur die entgegengeſetzten Enden des einen Magnets.

Mord und Krieg ſind Alexandersſchwerter, und hauen durch, wenn Irrungen einzelner Menſchen und der ganzen Menſchheit ſo verwickelte Knoten ſchürzen, daß kein Verſtand ſie mehr auflöſen kann.

Daß auf altdeutſchen Gemählden die meiſten Figuren die Köpfe neigen, iſt ein auffallendes Zeichen von Milden und Sinnigen im deutſchen Charakter; auf franzöſiſchen Gemählden recken alle Figuren die Köpfe widerlich ſteif in die Höh.

Es giebt Menſchen, die nichts ohne Spott ſagen können, die daher von den Vernünftigen gemieden werden. Nur dumme und rohe Menſchen umlagern

sie und fühlen von ihren Püffen nichts als einen angenehmen Kitzel, wie nur Esel das Distelfeld suchen, nur hartschaalige Krebse den elektrischen Zitteraal umgeben, den alle Fische fliehn.

Napoleons Schwert lag als Brennusschwert auf der nach Südwesten hängenden Waagschaale Europas und zog sie tief nieder, doch nur, damit sie später wieder recht hoch aufschnellen sollte.

Der deutsche Hanswurst verbrannte als Gottsched sich selbst.

Wieland ist auf seinem Pegasus nur ein Krippenreiter an ausländischen Göttertafeln.

Fouques Hippogryph trägt nicht wie der griechische den Dichter, sondern wie der ariostische nur Ritter oder Zauberer.

Wenn des Dichters Herz zu sehr überläuft, hält er das Dintenfaß unter.

Viele lassen lieber das Licht trüb herunter brennen, wenn sie keine Lichtscheere haben, als daß sie es mit den Händen putzten.

Dem deutschen Reiche ward durch Frankreich die rechte Hand abgeschlagen, aber an ihre Stelle wird eine eiserne Hand Götzens von Berlichingen treten.

Willst du schimpfen, so tritt vor den Spiegel.

Wir denken uns einen Franzosen immer tanzend, einen Italiener lauernd mit dem Dolche, einen Engländer stehend, nur wandelnd mit den stolzen Augen, einen Deutschen schnarchend auf seiner Bärenhaut.

Unsre Satyriker sind großschnäblichte Pfefferfresser.

Die Braut des hohen Liedes ist nicht die Kirche, aber die Kirche kann die Braut des höchsten Liedes seyn.

Die vier Kategorien sind die vier Schmetterlingsflügel der Psyche.

Rüpel sagt zu Däumchen: du bist doch gar zu klein, und ich kann keinen rechten Respect vor dir haben.

Handwerker gleichen dem Prinz Bär, Schulmänner dem Prinzen Fisch aus Musäus Volksmährchen. Der eine wird nur immer am siebenten Tage, im Sonntagsrock, der andre nur im siebenten Monate, in den Ferien, zum Menschen.

Man stelle sich im Kampfe immer über den Gegner, nicht ihm entgegen, so wird man ihn am sichersten verwirren und bezwingen, wie man auch wilde Stiere und Crokodille fängt, indem man nicht ihnen entgegen tritt, sondern sich auf ihren Rücken schwingt.

In einer gewissen Periode ist Empfindsamkeit schön, wenn sie aber durchs Mannes und Greisenalter anhält, wird sie unausstehlich, wie zwar die Birke in einem Frühlingsmonat einen süßen Saft giebt, die ewig nassen Pilze aber nur ein verfaultes Wasser enthalten.

Nur bei der Geburt und beim Tode eines Menschen wird Antheil an ihm genommen, im langen Leben selber läßt man ihn gehn; wie nur wenn der Grundstein zu einem Gebäude gelegt wird, und wenn sein Giebel erhöht wird, den Bauleuten ein Fest gegeben wird, bei der ganzen Arbeit selber aber niemand kommt, ihnen den Schweiß zu trocknen.

Einen armen verirrten Kanarienvogel, der sich im Schneewetter auf einen dürren Zweig vor unser Fenster setzte, würden wir mit herzlichem Mitleiden herunter und ins warme Zimmer nehmen; aber Menschen in nicht bessrer Lage weisen wir ungerührt von unsrer Thür.

Je höher ein Berggipfel, desto einsamer steht er in der weiten Natur; so die höchsten Charakter.

Wir ziehn den Blüthengipfel der Poesie herunter zu einem Joche.

Die Gegenwart zieht, eine schwimmende blumige Insel, durchs unendliche Zeitenmeer.

Der Mysticismus in unsrer revolutionirenden Zeit gleicht dem Wolkenbruch, der immer die heftigsten Ausbrüche des Vesuv zu begleiten pflegt.

Den wahren Werth des Mannes kann nur der Mann, den des Weibes nur das Weib begreifen und schätzen.

Des Menschen That ist nie so gut und so schlecht, als seine Gedanken, und dieser nie so gut und so schlecht als was über Nacht er träumt.

Die alte Roma übte eine dreifache Herrschaft über Deutschland aus, eine politische, eine religiöse, eine

wissenschaftliche, und war der Cerberus, der mit drei Rachen den deutschen Herkules biß, ehe er von ihm bezwungen ward.

In vielen Menschen zankt sich ewig ein Engel mit einem Teufel, in andern küssen sie sich.

Seume kannte die Menschen, aber nicht die Menschheit.

Europa ist ein Krebs, der mit seinen beiden Scheeren, Italien und England, die fremden Welttheile gepackt, aber jetzt zurückkriecht.

Jeder homerische Daetylus ist ein beringter Goldfinger.

Jeder Philosoph ist ein Astronom des innern Himmels und sieht wie der des äußern auf einer Höhe.

Den Griechen stieg die Gottheit vom Klotz zur höchsten geistigen Schönheit, uns fiel sie von dieser zu jenem herab.

Mit wenigen Ausnahmen ist die neue deutsche Satyre nur eine nordische Winterpflanze, ein Schleenstrauch, der unter Dornen nur bittre Früchte trägt.

Im Alterthum trat der Sterbende ruhig dem Engel mit gesenkter Fackel entgegen; im Mittelalter kämpfte er geharnischt mit keckem Schwert gegen die Sense des Todtengerippes; wir endlich spielen mit dem Tode Versteckens.

Das beste an jeder Liebe ist, daß man darin überhaupt liebt.

Die Poesie der ersten Kinderjahre stirbt mit ihnen, und gleicht der Fackeldistel, deren prachtvolle Blüthe sich der einen Nacht nur öffnet und mit ihr wieder schließt.

Das eiskalte Leben, in dem jetzt alles Blut erstarrt, ist nur das Eis am Hekla, und wird vielleicht bald mit glühender Lava übergossen.

Im Nahen der furchtbaren Gottheit spricht die Geschichte unsrer Zeit gleich der entzückten Pythia nur dunkle unverständliche Orakel, und ihre Priester, die Weisen, deuten sie uneins, doch jeglicher findet schweren verhängnißvollen Inhalt darin.

Die deutsche Jugend von 1817 glich den Schmetterlingen, die in warmen Februartagen zum Vorschein kommen, und bei bald wieder einfallendem Winterwetter zu Grunde gehn.

Der heutige Mysticismus gleicht der Muffetta, dem giftigen Dunste, der am Fuße des Vesuvs aufsteigt, wenn dieser einen großen Feuerauswurf halten will.

Der Langsame allein geht, der Schnelle scheint zu stehn und Welt und Ziel ihm nur entgegen zu kommen.

Ernste Haltung im Umgange mit Freunden gleicht der Kälte am Wein, die ihn vorzüglicher macht.

Unsre männischen Weiber sind doch nur behosete Tauben.

Unsre Jugend wird wie die Mispel zugleich faul, wenn sie reif wird.

Die Zeitungen und die Geschichtschreiber der neusten Zeit wissen und melden immer nur, wer das Windmühlrad der Zeit umtreibt, aber nicht, wer wieder den Wind treibt.

Der große Mensch darf nichts fürchten, als sich selbst, wie der Elephant sich nur vor seinem Schatten fürchtet.

Der kecke Jugendmuth sinkt gewöhnlich in der Ehe, wie auch dem Hirsche nach der Begattung die Hörner abfallen.

Alte machen gern Intriguen, und gleichen dem kahlen Herbstfelde, um dessen einsame Halme unzählige Spinnen ihre Netze ziehn.

Die Liebe, die am heissesten ist, wenn ihr Gegenstand uns fern ist, kühlt sich auch am ehesten in seiner Nähe ab, gleich der Erde in der Sonnenferne und Sonnennähe.

Viele Menschen haben Witz aber keinen Verstand. Ihr Kopf ist eine dunkle Kammer, in der alle Gedanken über einander stürzen und die Beine brechen.

Die christlichen Ideen sind in unsern theologischen Schriften wie die Heiligenbilder in unsern Kirchen vom zu vielen Weihrauch schwarz geworden.

Unsre Almanache sind die bunten Fliegen auf dem deutschen Dreck.

Das deutsche Volk gleicht jetzt dem heiligen Antonius, der von den Teufeln versucht wird, und unter

den ersten derselben steht einer in die Religion verkleidet, nnd reicht ihm den Kelch.

Die Herrschaft groser Eroberer gleicht der Bombe, die am meisten durchs Zerspringen schadet.

Mysticismus ist in der jetzigen deutschen Nacht über uns gekommen, wie ein Vampyr und saugt uns, ohne daß wir's fühlen, das Blut aus, indem er mit weichen Flügeln die brennende Wunde anweht und kühlt.

Ein feiner Sophist springt mit seinen Schlüssen nicht grad aus, sondern um die Ecke herum, wie der Springer im Schach.

Bei groſen Menschen zeigt sich das Genie schon früh, und verschwindet spät, wie auch den höchsten Bergen die Sonne am ersten erscheint, am letzten hinabgeht.

Wenn die Memnonssäule klingt, spielt die aufgehende Sonne auf den Saiten der Natur.

Die Nacht mäht mit der Mondessichel das Aehrenfeld der Sterne, und bindet diese am Morgen zusammen in die goldne Garbe der Sonne.

Viele unsrer Aesthetiker sind umgekehrte Midase. Alles Gold, was sie mit ihren groben Fingern betasten, wird gleich zu Hausmannskost.

Völker, ja die ganze Menschheit selbst, leiden zuweilen, wie der einzelne Mensch an der Liebeskrankheit und Sehnsucht, und die Weltgeschichte ist nie schöner, als wenn jene Sehnsucht ihre Befriedigung findet in einer neuen großen Idee, und die ganze Menschheit heilige Hymenäen feiert.

Die deutsche Freiheit gleicht dem gefesselten Menschenschöpfer Prometheus: unsre Literatur ist die verfolgte Jo, die ihm prophezeiht, daß sein Befreier Herkules mit der kriegerischen Keule einst erscheinen werde.

Gegen den Naturtrieb arbeiten, ist auch Naturtrieb im Menschen wie in der Menschheit.

Das Lebensprinzip unsrer Diplomatik schwimmt als Dintenfisch unsichtbar in seinem Safte.

Das Schiff der deutschen Hoffnung irrt im Meeressturm, aber Religion und Vaterlandsliebe sind als freundliche Dioskurn über ihm am Himmel aufgegangen.

Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß nicht, wenn erst die Geschichte um einige tausend Jahre älter seyn wird, das lange schmächtige Amerika der Hauptsitz des Verstandes werden, die runde dicke alte Welt aber der Hauptsitz des Gemüths für die Menschheit bleiben werde, und daß ferner nicht dann jenes Amerika ein Hebel werden könne, stark genug, den alten Weltklumpen zu rütteln und zu heben.

Der Glanz des katholischen Cultus und sein Mangel im protestantischen gleicht dem Glanz und seinem Mangel am Wasser; nur das trübe, nicht das reine Wasser leuchtet.

Napoleons Dazwischenkunft störte die neuen europäischen Interessen in ihrer Bahn nicht, wie der Komet nicht die Bahn der Planeten.

Der giftige Hauch, der unsre Gegenwart schwül macht, ist doch nur der Gestank der verwesenten Austern, unter denen die Perlen getrocknet werden, das böse Wetter, das den Bergmann überfällt, wenn er Gold gräbt.

Ludwig Tiek ist eine Nachtigall, die sich nur zum lieblichen Gesange stärkt, indem sie die deutschen Philister als Mehlwürmer satyrisch umbringt und verschluckt.

Göthe macht oft Seitenlang leere Worte, um darin einen einzigen kurzen Hauptgedanken recht hell hervorzuheben, und seine Schriften gleichen den Sälen der Alten, in deren Mauern nach Aristoteles leere Töpfe eingemauert wurden, den Schall zu erhöhen.

Deutschland wurde im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich tief verwundet, und wenn es auch den mörderischen Degen abbrach und den Franzosen selbst an den Kopf warf, so blieb doch die abgebrochne Spitze, die französische Bildung, in ihr ste-

cken. Doch wie ein gesundes Fleisch jeden fremden Körper immer wieder aus sich herausschwürt und stößt, so ist auch jene Spitze endlich aus des Deutschen Brust heraus und die Wunde im Heilen.

Ein gebildeter Charakter nimmt wie eine glattpolirte Mauer nicht leicht Flecken an.

Der philosophische Doctorhut ist gar oft eine Tarnkappe, die aber umgekehrt nicht den Doctor der Welt, sondern diese ihm verbirgt.

Der Mensch ist nie fähiger seinen Entschluß zu brechen, als wenn er ihn eben gefaßt.

Im italienischen Geiste ist Himmel und Hölle sich nahe, wie in der Natur des Landes, wo ein ewiger Frühling lebendig um die Feuerberge, die Throne des Todes, blüht.

Die Literatur ist der prophetische Rabe, der auf den Helm der kämpfenden Freiheit fliegt, und den Sieg kündend ihn selbst erstreiten hilft.

Die Tyrannei, der Hochmuth, die Falschheit, die Sittenlosigkeit und alle die Laster, die jetzt in Palästen wohnen, können im nächsten Erdbeben begraben werden; nur die Treue und Liebe, der Glaube und die alte bäurische Kraft in der Holzhütte, und die Wissenschaft auf ihrer Berghöhe werden verschont bleiben.

Vorreden gleichen den Windrosen auf Landcharten.

Der Vorhang, der uns die Scenen der Zukunft deckt, ist ein Spiegel.

Wenn wir die Hände freundlich öffnen, thun wir's fast immer nur, um das Glück zu empfangen. Haben wir's drin, so halten wir die Hände fest und feierlich geballt.

Der Spitzbub sieht in jedem Ast im Walde einen Galgenarm.

In unsrer Polemik riechen uns fast immer bepißte Fuchsschwänze an, mit deren Gestank sich bekanntlich die Füchse wehren, wenn sie's nicht mit den Zähnen können.

Gewisse unausstehliche Pedanten schämen sich eben so einen Scherz fahren zu lassen, als einen Wind; kommt aber dann einmal ein Scherz, so ist er auch nicht besser als ein Wind.

Im deutschen literarischen Walde stehn viel Tannen mit Holzäpfeln, die Winter und Sommer hängen bleiben, und endlich nur zum Verbrennen taugen.

Der geniale Titel vieler unsrer Romane gleicht dem Tröpfchen Oel, was in verfälschten Oelflaschen oben schwimmt, und unter dem dann lauter Wasser ist.

Der krüpplichte Baum wäre hübsch genug, wenn nicht alle seine Brüder so verdammt grade wären.

Der Buchdruckerstock trägt als Aeste Königsscepter, Hermesstäbe, Schulmeisterbakuli, Prügelstöcke,

Eierstöcke, Bienenstöcke, Blumenstöcke, Perüken- und andre Stöcke.

In der Nacht ist nichts so hell, als die Nacht selber.

Die Dichter lassen ihre disjecta membra von der Decke ihres Geistersaals einzeln herabfallen; unten stellen sie sich aber dann von selber zu einem ganzen Gotte zusammen.

Der Riesenwurf des Schöpfergenies streute die Gebirge in Unordnung aus; nur der kleine Mensch mag das kleine bezirkeln und begränzen.

Der Grieche stellte sich ganz dar, wenn er sich nakt darstellte; einem natten Deutschen wird immer etwas zu fehlen scheinen.

Die Diplomatik, die Juno, weibliche Herscherin des politischen Himmels, hat zu ihrem Wächter statt des hunderäugigen Argus die hundertnasige Polizei.

Das deutsche Volk war in seiner Unterdrückung ein Asarias im feurigen Ofen, nachher das französische der Künstler des Phalaris-Ochsen im Bauch dieses Ochsen.

Unsre Philosophen schiffen jeder einzeln auf seinem Doctorhute im Meere der Wissenschaft; dem einen wächst der Stein der Weisen auf einem Korallenbaum in die Höh; dem andern fällt er als Meteorstein in den Huth; der eine predigt den Häringen, der andre den Zugvögeln; dem einen kommt ein Faß Maderawein, dem andern das Diogenesfaß entgegen geschwommen; der eine friert am Nordpol ein, der andre verbrennt unter dem Gleicher; der eine verliert sich in einen Lotoskelch, der andre schießt an einen Magnetberg an; den einen verschlingt der Wallfisch, den andern trägt ein Delphin davon; der eine steigt ab in Brandts Narrenschiff, der andre in die Argo; der eine kommt nach Botanybay, der andre in's selige Atlantis.

Wenn der deutsche Streitwagen von seiner Berghöhe heruntergerollt, bleibt er immer in einem Sumpfe stecken.

Das verglühende Kohlenfeuer unterdrückter Revolutionen giebt immer Kohlen ab für die Goldschmiede der Zukunft.

Die deutsche Polizei spielt mit den deutschen Gelehrten Blindekuh.

Die deutsche Diplomatik soll ein Fabricius seyn, englisches Gold sie nicht bestechen, der russische Elephant sie nicht erschrecken.

Unser Volk wird seit einiger Zeit für einen Wallfisch angesehn, und demagogische Harpunen hineingeworfen.

Was die Indier dichteten, gleicht dem, worauf sie es schrieben, Palmblätter; was wir dichten, gleicht dagegen auch meist den Lumpen.

Den Stachel soll die Biene, den Dorn die Rose führen, aber unsre meisten Satyriker sind nur Wespen und Disteln.

Die alten Ritter bauten sich Adlernester und duldeten nichts über sich, als die Sonne; wir bauen unsre nutzniessigen Hühnerställe zwischen den eignen Miß und jeder Wind bedeckt uns mit Laub und Staub, jede Pfütze überschwemmt uns, alles ekle Gethier, das aus den tiefen Löchern kriecht, wird unser Nachbar und Hausgenoß. In solcher Niedrigkeit wohnen auch jetzt unsre Seelen.

Der gemeine Menschenverstand kann eben so wenig in den meisten mystischen Schriften einen Sinn finden, als das gemeine Auge auf Eulenspiegels leerer Leinwand ein Bild sah.

Die Dichter unsrer neuen Freiheitsgesänge hielten die Staaten für Jerichosmauern, die sie mit ihrem ungeheuern Trompetenlärm umblasen wollten.

Das Unregelmäßige der Erdoberfläche sucht Quadratur in seinen Zirkel zu bringen.

Eine Schönheit bedarf oft einer andern, um in's Licht zu treten, wie Norwegen uns so wenig bedeu-

tet, da es kein Italien hat, das es zu einer Schweiz erhöhe.

Je entfernter von der wahren Poesie, desto zahlreicher werden die Dichtungen, wie die Thiergeschlechter immer zahlreicher werden, je weiter sie sich vom Menschen entfernen.

Man muß in der Poesie das Wunder zeigen, nicht dessen Ursach, wie auf guten Gemählden nur die Wirkung der Sonne, nie die Sonne selbst dargestellt ist.

An einem Leipziger Gesellschaftswagen hängt immer die Kunst als Wagenschmiertopf.

In der Theologie hört die Religion auf uns zu rühren, wie die Sternenwelt in der Astronomie; das Tiefste darf nur selten empfunden, das Größte nur selten geschaut seyn.

Eine gewisse Kälte des Charakters ist unzertrennlich mit seiner Erhabenheit, wie immer die höchsten Berge Eis bedeckt.

Der Preßzwang ist der brummende Kreisel des deutschen Kinderspiels, der auf die neuen Musenkegel losgelassen wird.

Unsre Friedensschlüsse sind nur die Regenbögen zwischen zwei Gewittern.

Die Natur gleicht den Breitegraden, die bestimmt gezogen sind, der Geist den Längengraden, die jeder willkührlich zieht.

Es ist ein schlimmes Zeichen unsrer Krankheit, daß die frische Jugend in katonischem Ernst erstarrt, das verknöcherte Alter in weichlichen Mysticismus vergallert und zerfließt.

Besser auf der Kriegstrommel phantasirt, als auf dem weibischen Klavier Schlachtenlärm gegaukelt.

Jeder Bauer ist unpartheiisch gegen die Vorzüge seines Viehes, aber nur selten gegen die seiner Kinder.

Wer nie von andern Charaktern auf den seinigen wirken lassen will, thut eben so unrecht, als der jedem Eindruck sich ergiebt.

Philosophie und Dichtkunst nähren und stärken sich wechselseitig; wer nur die eine allein besitzt, verliert sie im Alter gemeiniglich früh, nur dem, der beide besitzt, dauern beide aus.

Der deutsche Reichskörper ist der Torso, der Rumpf des Herkules, dem Kopf, Arm und Beine abgeschlagen, und der dennoch den gewaltigsten Gott verkündet.

Jede Wunde im Herzen des Dichters wird ihm zu einer Oeffnung seiner Flöte.

Die Kirche ist der hängende Pisanerthurm; zum Himmel strebt er und zur Erde ziehts ihn.

Der Dichter ist der Magnetberg im Meere der Welt, und alle Columbusschiffe, Argos, Buzentauros, Cleopatrasschiffe, Narrenschiffe, die Arche Noahs und Charons Kahn selber fliegen ihm zu.

Die Deutschen wohnen in der Winterhalde; zu ihnen kommt die Sonne am spätesten; ihre Saaten thauen am spätesten auf.

Das Symbol des Todes ist der Todtenkopf mit dem Schmetterlinge; das Symbol des Lebens kann der Schmetterling seyn, der den Todtenkopf trägt.

Das Verhältniß der Seele zum Gesicht ist von den Physiognomen noch so wenig erklärt, als von den Botanikern das Verhältniß der Staubfäden zum Kelche.

Dem Dichter ist die Wissenschaft nur der Vogel, der ihm unbekannte Honigbäume anzeigt.

Klopstock ist ein Schlittschuhlaufer, Blumen schneidend ins gefrorne Weltmeer der Poesie.

Im vorigen Jahrhunderte konnten die Gedanken der Deutschen durch ihre dicken Perüken nicht hindurch.

Die Nähe eines großen oder geliebten Wesens verklärt alles und macht auch das Häßlichste schön; wie, wenn die Sonne ihn bescheint, auch der Rabe Regenbogenfarben zeigt.

Unsern Mystikern, worunter alle die gehören, welche, nur dem Himmel lebend, die irdischen Pflichten versäumen, muß auch das Ziel der Menschheit ein allgemeiner Selbstmord seyn. Man könnte ein Buch darüber schreiben, unter dem Titel: Kleobis und Biton.

Mag immerhin die Philosophie ein Denken des Denkens geworden seyn, aber leider ist auch die Poesie nur ein Fühlen des Fühlens geworden.

Stürme der Völker entstehen vom Einströmen der Ideen ins ideenlose, wie wirkliche Stürme vom Einströmen der Luft ins Luftlose.

Ein Geist wohnte ehemals im ganzen deutschen Volke; jetzt giebt es nur noch zerstreute Geister in einzelnen Deutschen, gleich den Sternen, die man bei einer totalen Sonnenfinsterniß erblickt.

Die heutige Geschichte ist ein Achilleus, mit dem Strome der vergangenen Zeit kämpfend, die ihre grossen Leichen in wüsten Gruppen gegen den jungen Helden wälzt.

Der blinde Friede trug die lahme Freiheit aus dem trojanischen Brande, den Napoleon in Deutschland angeschürt.

Ein neuer Glaube, der nur der verjüngte echt christliche ist, soll als blumiger Isthmus das katholische und protestantische Festland verbinden, aber die Gewässer des Unglaubens und Aberglaubens auf die Seite drängen.

Ein leichtsinniger undankbarer Charakter gleicht der Luft, die im Spiel ihrer ungestümen Winde das müs-

terliche Meer beunruhigt und befeindet, von dem es doch alle Nahrung empfangen.

Im Weiberschooß kindischer Tändeleien lag der Bachus deutscher Begeistrung bis auf diese Zeit begraben, wo der Donnergott in seiner zerstörenden Herrlichkeit dem Weibe erscheint, und das Kind in seine männliche Hüfte nimmt.

Der Deutsche ist in seinem Enthusiasmus immer noch ein Kind, das alles, was es sieht, gleich in den Mund stecken will.

Der gröste Charakter ist der empfänglichste wie der schöpferischeste und der Lotosblume gleich, die Pistill und Staubfäden in einem Kelche trägt.

Der wahre Dichter findet die Natur immer in ihrer Erhabenheit, denn nur dann giebt sie ein Echo, in ihrer Niedrigkeit bleibt sie stumm.

Die Geschichte wiederholt ihre Zirkel, aber in einer endlosen Spirallinie.

Wie der bloße Glaube ans Glück das Glück herbeiführt, so der bloße Glaube ans Unglück dieses.

Die Blumen der Poesie, die den ersten Christen lebendig erblüht, stehn jetzt nur noch als gemahlte auf den alten wurmstichigen Bundesladen unsrer Confessionen.

Hinter dem Tode geht die schöne Jungfrau Ewigkeit und bindet in Garben, was er gemäht.

Die heutige Zeit liefert unsern Helden Asbest, ihre Thaten darauf zu schreiben, aber sie schreiben nur mit sympathetischer Dinte drauf.

Wenn der Deutsche noch einen Mund der Rede hat, so sauge er damit das Gift aus den Wunden seines Volks.

Man gehe auch den todten Wespen aus dem Wege, denn ihr Stachel verwundet noch immer den Fuß, der auf ihn tritt.

Die großen Weltreiche werden, wenn sie recht viele Völker in sich verschlungen haben, matt und schwach, gleich der Riesenschlange, die in todtenähnlichen Schlaf fällt, wenn sie sich voll gefressen.

Im großen deutschen Kaiserreiche Karls des Großen waren noch Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener brüderlich vereint und es glich mit diesen Völkern dem edlen Roß Bayard, das die vier Haimonskinder trug; jetzt ist längst das Roß ertränkt, indem immer verdoppelte Kriege als Mühlsteine drauf geladen wurden, und die Brüder sind auf immer getrennt.

Deutschland ist ein brennendes Schiff auf dem Meere; doppelter Untergang droht ihm in Politik und Mysticismus.

Wenn sich zu viel Stickstoff in einem Volke entwickelt, verdichtet er sich leicht in den herabfallenden Mondstein eines Wunders, und jeder glaubt, es falle vom Himmel.

Den Faden, den Kant als Ariadnefaden ins Labyrinth der Wissenschaft gesponnen, brauchen die Dogmatiker wieder als den Faden des Philadelphia, an dem dieser Gaukler in den Himmel kletterte.

Große Geister nützen den Kleinen und gleichen Gebirgen, welche Ströme ins ebne Land senden, es zu bewässern und zu befruchten.

Wo Leidenschaften Krieg beginnen im Einzelnen, wie in Völkern, flieht die Grazie unter den Göttern zuerst und kehrt am spätesten wieder.

Wenn die Leidenschaft in Völkern zur Revolution ausbrechen will, färbt sie erst alles schwarz zum Gegenstand ihres Hasses, ehe sie alles zerstört und ver-

nichtet; wie der Ausbruch eines Vulkans zuerſt ſchwarze Aſche über das Land ſtreut, ehe er ſeine Lava ſengend und zermalmend darüber wälzt.

Mutterwitz ſieht klärer als Gelehrſamkeit, wie ein einfaches Vergrößerungsglas die Gegenſtände deutlicher zeigt, als ein zuſammengeſetztes.

Das Volk kann eine große Idee nie feſt anſchauen und erkennen, nur einen trüben und verſchiedenartigen Abglanz behält es davon, wornach es ſich in Sekten ſcheidet; wie wenn uns der Anblick der Sonne blendet, gleich fünf bis ſechs neblige Sonnen vor unſerm abgewendeten Blicke tanzen.

Das Meer iſt eine Thräne im Auge der Erde.

Die Erde iſt ein Thautropfen im Lotoskelche der Welt.

Viele unſrer philoſophiſchen Syſteme ſind bloße Ueberſchriften ihrer nachfolgenden Schrift, Tabellen

ohne Inhalt, Gerippe ohne Fleisch, Windmühlen, in deren Flügeln keine Schauben sind, die da still stehen und bei denen man nichts malen kann.

Die Zukunft ist der verhüllte Pestarzt, der uns zu zu heilen kommt.

Beim Götterfunken läßt sich keine Suppe kochen, keine Lerche braten, keine Pfeife Tabak anzünden.

Das Höchste wird nicht von Lehrern und nach ihrer Methode gelernt; sondern nur von Sachen und nach gar keiner Methode.

Die Wälder, Gebirge und Seen der Erde sind unendlich schöner als alle Ruysdals und Claude-Lorrains; die sterndurchflammte Nacht schöner als die erleuchtete Peterskuppel; die Geliebte, die du mahlst, unendlich reicher an Reiz, als ihr Bild; das Leben von viel tieferer und mannigfaltigerer Schönheit erfüllt, als alle Kunst.

Luther trennte mit gewaltigen Händen die beiden Herkulssäulen, Katholicismus und Proteſtantismus.

Unſre blinde, aber rieſenkräftige aus Rache am Vergangenen glühende Zeit kann der Simſon werden, der die beiden Säulen unſers Tempels, Katholicismus und Proteſtantismus, niederreißt.

Dem Kinde ſind alle Blumen Bäume, weil es nicht über ſie hinausſehn kann.

Der Dichter umſchwärmen in der Nacht ſeiner Kindheit viele poetiſche Nachtſchmetterlinge, die er aber erſt am Tage ſeines Mannwerdens einfangen, ihre Pracht bewundern kann.

Gelehrte müſſen ihr Auge dem Quellenſtudium opfern und wenigſtens halb erblinden, um ſich ſatt an Weisheit zu ſchöpfen; gleichwie Odin das eine Auge für einen Trank aus Mimers Weisheitsquelle verpfänden mußte.

Das männliche Herz hat wie ein christlicher Tempel verschlossne Mauern und wenig Zugänge; das weibliche ist wie ein antiker Tempel ohne Wände, nur von Säulen getragen und nach allen Seiten offen.

Die sieben Planeten sind die sieben Noten, auf denen die Sonne spielt.

Die Deutschen sind nur darum größere Tölpel, als andre Völker, weil sie nicht einmal einsehn, daß andre Völker auch, ja noch die ganze Menschheit in den Tölpeljahren liegen.

Censurlücke!

Die Religion, das Lamm Gottes, ward im Norden kriegerisch, im Süden verweichlichte es; wie die Lämmer im Norden vier bis fünf Hörner bekommen, im Süden aber Fett und dichte Wolle.

Seit Luther ward das Dintenfaß oft nach Engeln geworfen.

Der Mensch ist bisweilen schwach aus Stärke, und stark aus Schwäche.

Unsre fünf Sinne sind grade so verschieden, als unsre fünf Finger.

Wie anders klingt eine Glocke zur Taufe, zur Hochzeit, zu Grabe.

Das jüdische Volk selber ist der ewige Jude.

Der Mensch hat doch viele Plage. Wenn er zuweilen einen Stiefel auszieht, ist's, als zöge er sich den Fuß aus; einer Fliege dagegen kann man den Fuß ausziehn, und es ist nicht viel mehr, als zöge man ihr den Stiefel aus.

Der Galgen hat nur ein Bein und holt doch den geſchwindeſten Spitzbuben ein, nur einen Arm, und bezwingt doch den ſtärkſten Raubhelden.

Der Kopf, der ſehr frühe über ſich klar wird, hat wohl über nicht viel klar zu werden.

Im vorigen Jahrhundert waren die Deutſchen Kinder, drum war auch ihre Literatur größtentheils Milchſpeiſe.

Wenn die Ruſſen einmal Perſer werden, werden wir Deutſche Griechen ſeyn?

Der deutſche Bund iſt kein Bund der Lutothea, der den irrenden Odyſſeus, das deutſche Volk, aus dem tobenden Meere dieſer Zeit erretten wird.

Die Leiden der Deutſchen wurden faſt immer durch ſchlechte Heilung und Rückfall in die Krankheit verdoppelt.

In den meiſten auch noch ſo ſchlechten Dichtungen findet ſich hin und wieder Poeſie; wie in den meiſten Bergwerken etwas zerſtreutes Gold gefunden wird.

Was in der Mahlerei die Hand, das iſt in der Beredſamkeit die Zunge.

Jede Exploſion der Leidenſchaft giebt, wie die der Kanone, einen Rückſchlag.

Schmeichelei gleicht dem Queckſilber, das erſt blank, zuletzt aber ſchwarz macht.

Es giebt vornehme Leute, die immer ausſehn, als ob ſie uns um die Ehre beneideten, ſie anzuſehn.

Das politiſche Band Europas iſt das Band des Typhon, das aus Todtenköpfen zuſammengereiht iſt.

Hitze nöthigt zur Ruhe, Kälte zur Bewegung. Vom glühenden Mittelalter abgemattet ſchlief der

Deutsche ein; die Kälte des heutigen Lebens treibt ihn zu raschen Sprüngen.

Es ist ein Fortschritt der Menschheit, daß nordamerikanische Schiffe, den Griechen zu helfen, dieselben Wege befahren, die unlängst noch Neger- und Silberflotten befuhren.

Kein Unglück und keine Klage kommt allein. Die Plejaden, das Regengestirn, besteht in vielen nahen Sternen.

Es giebt unglückliche Liebhaber, denen jede Rose, die sie von der Geliebten erhalten, gleich oben am Stiele abbricht.

Große Genien können keine Fehler haben und sie gleichen den edlen Metallen, die niemals rosten.

Göthe ist unendlich größer als sein Stolz.

Es iſt oft klug, nicht bloß ſich dumm zu ſtellen, ſondern es wirklich zu ſeyn.

Jean Pauls Titan iſt die blumige Fußtapfe eines unſichtbaren Götterfußes.

Philoſophie iſt der Kopf, Poeſie das Herz der Welt.

Die Poeſie iſt dieſelbe in allen großen Dichtungen, und gleicht der Madonna auf allen Madonnenbildern Raphaels, die nur von kleinen Nebendingen verſchiedne Namen erhalten.

Wenn die Griechen ſich das ſinnlich Schöne aneigneten, ſo iſt in eben dem Maaſe das geiſtig Schöne der Deutſchen Eigenthum.

Die Poeſie muß mit etwas Proſa verſetzt werden, wie das Gold, das ſonſt zu weich wäre, mit unedlen Metallen legirt werden muß.

In der Deutschen Köpfen wie in ihrem Lande ist es immer sehr lange Tag oder sehr lange Nacht, nur selten sind beide in der rechten Waage.

Der Glanz Europas gleicht dem des Mondes. Wenn der Mond sein Gesicht von Westen nach Osten kehrt, so ist er im Wachsen, umgekehrt im Sinken.

Eine heilige Nacht liegt über Europa; das lustige tolle Carnewalsgewühl in den engen politischen Gassen verstummt erschreckt vor den ernsten Osterglocken, dem ersten Stundenschlag einer neuen Zeit, und über uns wölbt sich die erleuchtete Peterskuppel der sternenflammenden Nacht, und jeder Stern ist ein Morgenstern.

Wir haben einzeln Poesie, aber unser großes Leben hat keine. Wir spinnen Goldfäden aus uns, bunte Schmetterlinge zu fangen, und sollten die riesige Goldharfe der Geschichte besaiten.

Wie kunstreich arbeiten wir an der Form zu einer Friedensglocke der Zukunft; der Guß selbst wird kunst-

los seyn, und doch wird nur er dauern und die mühsame Arbeit unsrer Hände in Staub zerfallen.

Poesie ist ein Garten, von einem Weltpol zum andern ausgebreitet, darin die Sterne unten als Blumen blühn, die Blumen oben als Sterne flammen, die Wolken unten sich in Berge drängen, die blauen Berge sich oben als Wolken ziehn, die Milchstraße als ein Staubbach in hundert Regenbögen perlend niederfällt, des Waldes Quellen den Himmel gürten, wo Thiere gute und böse Geister sind, und Geister sich in Thiergestalten wandeln, wo Götter Menschen, Menschen Götter sind, der Himmel Erde, die Erde Himmel ist.

Ein Dichter ward in der kürzesten Nacht geboren. Zwei Auroren küßten sich und ihn.

Jede Dichtung ist ein räthselhaftes Doppelwesen, halb Idee, halb Bild, gleich der Sphynx, deren jungfräuliche Götterbildung hinten in einem Thierleib endet, und sie ruht wie diese an dem Eingang eines dunkeln Heiligthums.

Verirrt sich der Dichter vom festen Boden der Natur in das Reich luftiger Abstractionen, so gehn alle seine Wirkungen verloren. Die Poesie ist der Antäus, der nur denn Kraft hat, wenn er die Erde berührt.

Der Dichter verknüpft leicht die ganze unendliche Geisterwelt mit der beschränkten endlichen Natur, und er ist dem Polarstern zu vergleichen, der auf der Erde fest zu ruhen scheint, aber zugleich den ganzen Himmel im gewaltigen Umschwunge um sich bewegt.

Starke Seelen werden von der Gewalt der Liebe nie überwältigt oder wertherisirt. Amors Pfeil verwundet des Genius Fittich nicht, er schießt ihm selber als Feder an.

In die Stürme der Völkerwanderung zeichnete Gott seinen Friedensbogen durch die stille Bekehrung der Völker zum Christenthum. So zieht sich durch den brausenden Katarakt des Rheines ein Regenbogen.

Die schönste Dichtung ist keine unkeusche; Apollo, der Gott des Gesanges, und Diana, die Göttin der Keuschheit ruhten vereint in einem Lodaei.

Liebe kann auch den gemeinen Menschen plötzlich erheben; wie das Moos, das immer niedrig bleibt, doch in der kurzen Zeit der Befruchtung hohe Blüthenstengel hervortreibt.

Die Sonne der Wahrheit wird uns immer blenden, wenn wir sie durchaus nicht anders als mit nakten Augen sehn wollen. Nur wer mit dem Schleier der Dichtung sich bewaffnet, wird sie erkennen dürfen.

Philosophie und Poesie ziehn wie Josua und Caleb ins unbekannte gelobte Land, und was sie dem Volke zurückbringen, die große Weintraube ist der Glauben.

Die ästhetischen Compendien spielen eine ziemlich erbärmliche Rolle neben unsern Kunstwerken. Sie stehn dabei wie der Delphin neben der mediceischen Venus.

Die deutſchen Kreuzfahrer brachten von ihren Zügen orientaliſch-griechiſchen Geiſt mit und geſellten ihn dem alten deutſchen bey, den ſie in der Heimath wiederfanden. So ließe ſich der Geſchichte des Grafen von Gleichen leicht eine ſymboliſche Deutung geben.

Geiſtreiche Gedanken dürfen nur mit wenig Worten gegeben werden, wie Champagner-Wein nur in engen Gläſern.

Es giebt keine Philoſophie, ſondern nur eine Methode zu philoſophiren, und dieſe iſt nur zweifacher Art; entweder die dogmatiſirende oder die kritiſirende. Die erſte zieht nach der Wahrheit aus, wie Don Quichote von la Mancha nach ſeiner Dulcinea, und nebenbey nach dem Himmel, wie ſein Schildknapp nach der verheißnen Inſel. Die andre gräbt nach der Wahrheit, wie die Schatzgräber im Weinberge nach dem Schatze gruben und nichts fanden, als daß der Berg nachher dreifache Früchte trug.

Es giebt Männer, die ſchon in der Wiſſenſchaft viel geleiſtet haben und ſich erſt ſpäter auf eine ſchöne

Kunſt legen. Sie gleichen der Ananas, aus deren Frucht wieder Laub herausbricht.

Mit der Wiſſenſchaft verheirathet man ſich und behandelt ſie ziemlich gemein als Ehemann; die Kunſt bleibt uns immer eine Geliebte und wir wiſſen ſie nicht zart genug zu behandeln.

Der Dichter gleiche der Alpe, die dem hohen Donner des Himmels, wie dem fernen Alphorn aus dem kleinen tiefen Erdenthale ein Echo giebt.

Wie im Dichter der Menſch ſich bildet und kräftigt, ſo ſein Gedicht. Er gleicht der Eiche am Ufer, deren Bild im See mit ihr ſelber wächſt.

So viele alte Seher waren phyſiſch blind. Die Gottheit, der ſie das geiſtige Licht entwandt, rächte ſich, indem ſie ihnen das irdiſche nahm.

Gott verwandelt sich unter den Christen nicht mehr, wie er's unter den Heiden gethan; desto öfter aber der Teufel.

Vielleicht ist die sogenannte kosmopolitische Aufklärung des ganzen Menschengeschlechts in Masse so unmöglich, als die gänzliche Austrocknung des Meers auf der Erde.

Wie viel größer war der Mensch im Alterthum, da er die Erde so groß sich dachte, daß die ganze unendliche Welt in ihre enge Athmosphäre sich zusammenzog, die Milchstraße nur im Saturn ausging und alle Sterne Sonnen und Monde waren.

Verschwunden ist der schöne Traum der Alten, der den Gestirnen Leben und Bewegung gab, und was die Wissenschaft dafür gewonnen, läßt uns kalt. Die Harmonie der Sphären ist verklungen, die Sonne steht still und ihre abgespannten Flammenrosse ziehn als die vier apokalyptischen Karrengäule die stumme schwarze Erde wie einen Leichenwagen durch die Welt.

Dem einſamen Dichter zerfällt ſein Ich doch in eine ganze Gemeinde der Heiligen.

Kambyſes, der alle Spuren des Göttlichen vernichten wollte, ſuchte die heilige Stadt Ammonium in vergeblicher Irrfahrt; aber Alexander, der nur ſelber Gott ſeyn wollte, fand leicht dahin.

Das Heidenthum der Alten gleicht einer Naphtaflamme, von der Erde ſelbſt erzeugt. Dieſe Flamme leuchtete und wärmte, ſo lange die Sonne des Chriſtenthums nicht aufgegangen. Als dieſe aber erſchienen, blieb jener Flamme nur noch die zerſtörende Eigenſchaft.

Die Phantaſie bleibt immer an die Natur gebunden, die uns zunächſt iſt, und ſie geht die Hyperbelbahn des Cometen. So oft ſie ſich ins ferne All verfliegen möchte, muß ſie immer wieder zu ihrem alten Sonnenſyſtem zurück.

Das alexandrinische Versmaaß ist ein plumper Strauß; er läuft trapp trapp immer zu, möchte manchmal gern fliegen, kann aber nicht.

Die Alten schnitzten, nach Winkelmann, Bachusbilder aus Rebenholz. So scheint manchem unsrer ästhetischen Compendienschreiber der edle Weinstock der Poesie zu nichts andrem gewachsen, als verschnitzt zu werden, und die süßen Trauben selber schmeckt keiner.

In den ästhetischen Systemen und Compendien erscheint die Poesie wie die Venus in einem Schiff voll Wasser. Alle ihre Glieder scheinen verkürzt und gebrochen.

Die meisten unsrer Schriftsteller denken: wie das Vieh, so das Futter. Drum sind auch ihre Werke so oft bloße Distelfelder, darauf die Esel weiden.

Eine einzige Metapher geht oft in viele Anspielungen zugleich aus; wie eine Rakete, die in gerader

Flamme in die Höhe fährt, oben noch in mehrere Leuchtkugeln zerfährt.

Wenn nach Oken die Phantaſie dem Geruch entſpricht, wir alſo ihren Sitz in die Naſe ſetzen dürfen, ſo wie bekanntlich den Sitz des Denkens in die Stirn, ſo begreift ſich leicht, warum bei den Griechen, denen ſich Bild und Gedanken ſtets aufs innigſte vermählten, die grade Schönheitslinie zwiſchen Naſe und Stirn herrſchend war, und warum dieſe Linie bei uns gebrochen iſt.

Als der babyloniſche Thurm unſrer Reformation aufgebaut war, entſtanden auch bald daneben die hängenden Gärten unſrer geſchraubten Poeſie.

Der ſchönſte Charakter kann zugleich der ſtärkſte ſeyn. So hat die Natur dem Diamant vor allen Steinen allein die runde Schönheitslinie gegeben (alle andern ſind aus eckigen Cryſtallen gebildet) und er iſt zugleich der härteſte von allen.

Den uralten Propheten Asiens war die fata morgana der Poesie an den hohen Himmel selber geschrieben, den Griechen baute sie sich als Brücke vom Himmel nieder; uns schwankt sie nur noch tief auf den bewegten Wellen des Lebens *).

Die Jugend ist ein seliges Eiland voll grüner Frühlingswälder. Aber sie werden ausgebrannt und zu schwarzer Asche, und erst aus dieser treibt der Herbst unsers Lebens einen feurigen Wein hervor. So wurden Maderas blühende Wälder in Asche verwandelt und aus ihr wächst der herrliche Wein.

Sonne, die große Spinne, webt ihr goldnes Fadennetz am Himmel, und fängt darin die bunten Käfer der Planeten.

---

*) Fata morgana nennt man eine Naturerscheinung, die man bei Reggio in Calabrien und häufig im europäischen Norden wahrgenommen hat. Man sieht nämlich ferne unbekannte Gegenden bald in der Luft über dem Meere, bald auf dem Meere allein, bald in beiden sich spiegeln.

Die alten Recken prüften ihres Schwertes Schärfe am Durchschneiden eines schwimmenden Wollenflockens. So sollen wir die Schärfe unsers Urtheils prüfen an den falschen matten Lebensmaximen, die der trübe Strom unsrer Zeit trägt.

Die Poesie ist wie das flüssige Element. In dem einen Extrem der Phantasterei verflüchtigt sie sich in Luft, in dem andern der Didaktik erstarrt sie zu Eise.

Wie Wachs die Gluth isolirt, die es verzehrt, und langsam an ihr hinschmilzt, Eisen aber sie leitet und lange aushält, und nur in ihrem höchsten Grad plötzlich in Asche zusammenfällt; so schwindet eine weibliche Seele langsam an ihrem Schmerze hin, dem Manne wird sie erst spät und gewaltsam gebrochen.

Phantasmorasie heißt die Krankheit, in der alle Gedanken zu lebendigen Gestalten sich zu verwandeln scheinen. So ist wohl die Welt nur Phansasmorasie, Krankheit Gottes.

Sandige meilenbreite Wege wie die in der Mark Brandenburg führen durchs Gebiet unsrer Moralphilosophie.

In der Tiefe des Meeres reihen sich Korallen an Korallen, bis daraus ein Baum erwächst, der auf seinen Aesten über die Fluthen hinaus ein blumiges Eiland ansetzt und trägt. So tragen jedes großen Dichters Poesie unzählige Erfahrungen und Kenntnisse.

Die Dichtung gleicht der Perle, die von allen irdischen Schätzen am tiefsten liegt, und doch leicht gewonnen wird; die Wahrheit gleicht dem Golde, das nicht so tief liegt, obwohl es mit unendlich mehr Mühe hervorgezogen wird.

Für Gott dürfen wir wie die Windharfe nur auf einen Ton gestimmt seyn, und nur für die Welt müssen wir es, wie andre Instrumente, auf viele seyn.

Die Wirklichkeit ist das Ufer, die Phantasie der See, darin sie sich spiegelt. Wir müssen aber auch

am Ufer stehn bleiben, wenn wir sein Bild nicht verkehrt sehn wollen, und eben so müssen wir den See nicht trüben oder aufstören.

Oft sehn wir nur eine schmale Sichel des Mondes am Sonnenlicht hell erglänzen, aber das fehlende Rund doch vom dämmerden Erdenlichte angehaucht. O Mond, du gleichst unserm Leben und dein Sonnenlicht der Wahrheit, dein Erdenlicht dem Traum.

Vom größten Charakter fühlen sich leicht die wenigen großen abgestoßen und nur die vielen kleinen angezogen; wie die großen Planeten fernab von der Sonne langsam ihr folgen, und nur die vielen kleinen nahe bei ihr und schnell.

Die ganze schlechte Zeit, in der wir leben, kann einmal wie Sodom und Gomorra untergehn, und dann wird mancher attische Spötter zur Salzsäule versteinen.

Hie und da ſieht man einen torre del filoſofo, aber keiner baut ihn ſo kühn und nahe an den Aetnakrater der Zeit, als Görres.

Wie der Birnamwald auf Macbeth, ſo rückt die ganze deutſche Leſewelt auf Göthen los, und erdrückt und erſtickt ihn mit Lorbeerkränzen.

Lange war das flüſſige Element unſrer Poeſie zu Eis erſtarrt. Nun es endlich aufgethaut, will ſich's gleich wieder in Luft verflüchtigen und verdunſten. Ja oft ſieht man in einem winzigen Taſchenbuche die alte didaktiſche und die neue magnetiſche Unpoeſie friedlich bei einander.

Nach der alten Aſtrologie war der Planet Jupiter, wie es ſchon ſein Name bezeichnet, der gebietende Stern, er bezeichnete die höchſte Herrſchgewalt. Nun die Aſtrologie verbannt iſt, wollen die Aſtronomen in dem Charakter dieſes Sternes nur noch Unbeſtändigkeit entdecken; ſie ſagen, er ſei voll wechſelnder flüſſiger Flecken, kein feſter Punkt ſei auf ihm beſtändig

wahrzunehmen. Gleicht dieſer Stern nicht Deutſchland?

Die alten Thebaner befahlen durch ein Geſetz, daß in der Kunſt die Natur ſtreng nachgeahmt werden ſollte, vermuthlich alſo auch in hiſtoriſchen und politiſchen Kunſtwerken. Bei uns iſt's freilich ganz anders, denn uns wird aufs Strengſte verboten, nach der Natur zu zeichnen. Dennoch liegt dieſem Verbote, ſo gut wie jenem Befehle ein wahrhaft äſthetiſches Gefühl zum Grunde. Der Unterſchied liegt nur in den verſchiedenen Naturen.

Das Symbol eines Regenten ſoll das Auge Gottes im heiligen Triangel ſeyn. Oft iſt es indeſſen das große ſteinerne Ohr, hinter dem der höchſtſelige König Dionyſius von Syrakus und ſeine geheime Polizei die leiſen Seufzer und Flüche ſeines Volks behorchte, um ſie gleich mit Gefängniß und Henkerbeil freundliche Geſichter machen zu lehren.

Die Morgenſterne des Friedens, die uns ſo oft leuchten, ſind immer nur apokalyptiſche Sterne, die einen neuen hölliſchen Abgrund aufſchließen.

Dem Bauer wird die Milchstraße als das große Joch erklärt, unter dem der Mensch auf Erden, wenigstens der Bauer, ewig gebückt hinkriechen muß.

Ueberall dringt doch unsre aufmerksame Cultur hin. Selbst die wüsten Inseln und Einöden, die man sonst Zauberer oder frommen schmutzigen Einsiedlern überließ, werden jetzt mit nützlichen Robinsonen bevölkert.

An die entzweigte, verstümmelte und hinfaulende Eiche Teuts ist das deutsche Volk gleich dem heiligen Sebastian gebunden, und bittre Pfeile haben ihn rings durchdrungen.

Unter dem politischen Drucke strömt doch die Literatur immerfort hervor, wie ein Bach unter einem Gletscher.

Das flüssige Element der Poesie erstarrt jetzt gemeiniglich entweder zu Eise, oder verflüchtigt sich in Dunst.

Nord- und Süddeutſchland ſind unſre beiden Augen. Sollen ſie denn ſchielen?

Beim Bau unſrer Staaten bedient man ſich nur noch einer Säulenordnung, der der galvaniſchen Säule, die aus Metall und Papier zuſammengeſetzt wird.

Der Deutſche hat ſchon oft aus den bleiernen Morpheusflügeln und venezianiſchen Bleidächern ſeines Schlafs Kugeln gegoſſen.

Aus dem durchwühlten Frankreich, Pohlen, Italien und Griechenland hat die Zeit Demanten zu Tage gefördert; aber nur kleine, die zerrieben werden, um einen großen zu ſchleifen.

Den edlen Griechen iſt das Leben noch ein Curtiusroß. Wehe dem Volke, dem es nur der Strafeſel iſt, auf dem es, ihn zitternd beim Schwanze haltend, rücklings in den Rachen des Todes reitet.

Die Deutſchen conſpiriren nicht; ſie tranſpiriren.

Elephanten wie Rußland werden durch Weibchen gefangen; Löwen wie Frankreich niemals.

Bekanntlich ſchlägt und wirft man in die Nußbäume, damit ſie mehr tragen; ſo arbeitet bei uns die Polizei den Finanzſpeculationen in die Hände.

Sich Goldſand in die Augen ſtreuen iſt eine beliebte Kampfart auf der Arena der heutigen Diplomatik.

Alles gleich machen wollen, heißt nur den Eſel Menſchheit aufs Eis führen. Die franzöſiſche Revolution hat das hinlänglich bewieſen.

Es iſt junges Holz was zum Feuerheerd der Revolutionen lauft; drum giebts noch ſo viel Rauch.

Die Welt ſpricht und hört ſo viel, daß einer eine außerordentliche Stimme haben muß, wenn er ſich in dem allgemeinen Lärmen vernehmlich machen will. Drum ſind auch Kanonenröhren jetzt die beſten Sprachröhren.

Der Deutſche vertilgt Hoffnungen mit Hoffnungen; mit grünen Heuſchreckenheeren frißt er die grüne Saat ab.

Manche cultivirten Regierungen ſeifen das Volk erſt ein mit dem Schaume ihrer Proclamationen und Reden, ehe ſie das Scheermeſſer anſetzen.

Das Glück folgt der Hoffnung; das Unglück der Furcht. Schönes Wetter erfolgt, wenn die Spinne ſich munter hervorwagt, aber Regen, wenn ſie ſich verkriecht.

Der Menſch erkennt die Sterne ſeines Glückes, wie die wirklichen, erſt dann, wenn ſie ſchon eine Weile unſichtbar am Horizonte heraufgerückt ſind.

Der Mensch ist, wie der Bergkristall, eher geschliffen, als hell.

Der Dichter verschwindet sich selbst unter dem Dichten, wie die Saite, wenn sie klingt.

Die Wahrheit fällt als Feuerregen des Elias auf den Opferaltar des Dichters; der Philosoph muß sie als Prometheus vom Himmel stehlen.

Des Menschen Leben ist ein langes Fallen unter der Erde, wie das Fallen des Wassers einer Fontaine, um zuletzt offen und hoch gen Himmel zu steigen.

Manches Buch ist größer, als sein Verfasser und gleicht dem Ameisenei, das größer ist, als die Ameise selbst.

Auf dem Theater, in der Liebe und im Leben ist die zweite Rolle immer weniger, nicht nur wie die erste, sondern auch wie jede andre.

Echte Menſchen ſind weich, wie echtes Gold.

Laßt nur den alten ſchlechten Zeitgeiſt ſich erſt ſelber recht beſchauen und erkennen; das Queckſilber hinter ſeinem Spiegel iſt der Merkurius, der die arme Seele in die Unterwelt hinabführt.

Der Völker Treiben auf den bewegten Gaſſen der Welt iſt das Erwarten eines großen Leichenzuges; und das Freudenpferd wird ſchon geſattelt, wie das Trauerpferd.

Die alte chriſtliche Religion ſteckt im überladnen Schmucke des Papismus drin, wie die Hütte der heiligen Familie in der großen Kirche von Loretto, die ſie zum Schutz und Schmucke des Heiligthums wie ein Gefängniß überbaut hat, obwohl mit goldnen Mauern.

An den diplomatiſchen Congreßtiſchen hat jeder gefärbtes Waſſer vor ſich, und glaubt doch, die an-

dern hätten wirklichen Wein und ſuchten ſie trunken zu machen.

Ein gutmüthiger Gutsherr ſchenkte ſeinen Leibeigenen, weil ſie ſo ſehr die Häringe liebten und doch aus Armuth keinen kaufen konnten, einen Häringsſchwanz. Mit edler Publicität ſteckte man dieſen an einen groſſen Pfahl mitten im Dorfe, und jeder durfte nun ſein Brod dran reiben, bis nichts mehr von ihm übrig war und man nur noch emſig nach einigem Geſchmack am leeren Holze ſelber rieb. Man kann die Anwendung leicht auf gewiſſe Geſchenke machen.

Was iſt die heutige deutſche Philoſophie mehr, als eine Seiltänzerei auf dem Seile, das Kant gewoben.

Die Diplomaten glauben über einen gefährlichen Gletſcher zu gehn, drum binden ſich alle ſo ſorgfältig mit Stricken von Freundſchafts- Ehe- und Ordensbändern an einander.

Die Milchſuppen, die uns unſre weichlichen Romanſchreiber auftiſchen, werden im Augenblick ſauer und weggeſchüttet. Was dauern ſoll, muß die Natur des Weines haben.

Die deutſche Begeiſterung gleicht einer Biene, ſie ſtirbt immer wenn ſie geſtochen.

Die Deutſchen ſind politiſche Eklektiker, bis man ihnen den Biſſen vor dem Munde wegnimmt; erſt dann nehmen ſie Parthei, nämlich die ihre.

Es iſt ſchlimm, wenn der Poet nichts zu zehren hat, als das Fett, das Phöbus aus ihm ſchwitzt.

Ein Genie kann eine ganze Geſellſchaft dumm machen, die es ohne ihn gar nicht wäre.

Jeder kann in des andern Handlungen wie in deſſen Augen ſich ſelber ſehn.

Wir würden ein hübſches Monſtrum abgeben, wenn wir alles das wären, für was wir in einer großen Geſellſchaft angeſehn werden.

Hat ein Autor lange genug in Werken an ſich geboren, ſo liefert er auch gemeiniglich, obwohl ohne Dank zu verdienen, in einer Selbſtbiographie ſeine eigne Nachgeburt.

Es giebt Leute, die ſich gar nicht gleich beſinnen, wenn man gewiſſe einfältige Fragen an ſie thut, z. B. warum wird das Gras nicht Bergunter gemäht?

Dichtkunſt und Mahlerei gehn in die Schule der Natur und beginnen und enden mit ihr; nur Muſik und Plaſtik beginnen und enden in der Kunſt allein.

Mögen wir auch im bekannten chriſtlichen Himmel als Engel herumfliegen können, immer verlangen wir doch auch nach einem feſten Sitzchen und die maſſiven Gold- und Roſenwolken, worin man ſich ſo hübſch

einbettet, ſind gar nicht wegzudenken. Eben ſo denken wir, wir würden uns bei aller möglichen Inbrunſt des göttlichen Anſchauns und Poſaunens und Harfenirens vor demſelben doch zuweilen nach einem Freiſtädtchen ſehnen, fern von Gott. Ueberhaupt aber, wir mögen den Himmel uns ſo einfältig arm oder ſo phantaſtiſch reich ausmahlen, als wir wollen, wenn wir's einmal thun, ſo geben wir aus einem unumſtößlichen pſychologiſchen Grunde ihm immer die zwei Hauptbedingungen des irdiſchen Daſeyns mit, nämlich feſten Boden, Gottes Ferne.

Die Phantaſie hüpft immer nur wie ein Floh auf den Reizen des ſchönen Weibes Welt herum. Wer iſt ſo groß, ſie ganz in einen trunknen Liebesblick zu faſſen?

Die Poeſie ſieht alles ſubjektiv, die Philoſophie objectiv. Die Poeſie belebt alles, die Philoſophie tödtet alles.

Jede Abendröthe auf Erden, wie in der Geſchichte iſt zugleich eine Morgenröthe.

Gelehrsamkeit ist ein großer Schlüsselbund, der aber noch lange nicht alle Schlösser aufschließt. Nur das Genie ist der Dietrich, der für alle paßt.

Die Wolken sind das Schnupftuch, das der Himmel zu weinen zieht.

Die letzte französische Glanzperiode wirkte auf die Deutschen wie das Auge der Prinzessin Sonnenstrahl im Mährchen, dessen Anblick alle Männer tödtete und alle Weiber blind machte.

Nur das Sehn macht den Dichter. So ruht auch der Tonsinn der Nachtigall nach Gall in ihrem Augenwinkel.

Citate sind nur Ballast. Der Text eines Buches soll sich durch sein eignes Gewicht erhalten.

Wenn ein König auch den reichsten Schatz von Gerechtigkeit, Volksliebe, Gnade im Gemüthe trägt,

er läßt den beſten Theil davon verderben, wie die Holländer den beſten Theil ihrer Gewürze verbrannten, damit ſie niemals im Preiſe ſinken möchten.

Unſer neuer Freiheitsmorgen nach den Befreiungskriegen iſt voller Nebel, und Nebel am Morgen verkündigen bekanntlich dem Tage ſchwere Gewitter.

Man brachte jüngſt zwei italieniſche Kinder nach Deutſchland, damit ſie im Umgange mit einer zahlreichen deutſchen Familie deutſch lernten. Was erfolgte? Nach ein Paar Monaten konnten dieſe Kinder noch kein Wort deutſch; aber alle ihre deutſchen Geſpielen ſchwatzten ſchon mit ihnen italieniſch.

Die franzöſiſchen Satrapen in Deutſchland hatten Zeit genug, ſich fett zu ſaugen und kamen glücklich nach genoſſner Mahlzeit davon. So kochen ſich die Wilden ihren Reis in Kokusſchaalen und der Brei iſt gaar, ehe die Schaale verbrennt.

Das jetzige Zeitalter iſt das papierne. Drum iſt ſein Geiſt auch nur eine Federſeele.

Der alte Herkules der Staaten lernt jetzt in den Finanzsystemen spinnen.

In der Nähe des Erhabenen wird auch das Gewöhnliche erhaben. So scheinen in der Schweiz über den Bergen selbst die Wolken Igigantischer als in den ebnen Ländern.

Der Mensch hängt so unsicher am Leben, wie der Eiszapfen am Dache.

Der Ariadnefaden in's Labyrinth des Lebens ist aus lauter kurzen und kleinen Erfahrungen zusammengedreht.

Die spanische Grandezza gebehrdet sich jetzt wie ein im Schlafe von seinen bösen Buben am Zopfe angenagelter Schulmeister.

Die deutsche Volksbegeisterung zog aus Frankreich wieder heim, wie Christus nach Jerusalem, freilich

in der Gegenwart triumphirend aber der Zukunft weinend.

Hat die alte deutsche Eiche, die selten mehr Früchte trägt, doch wieder einmal welche getragen, so kommen gleich die Säue und fressen sie weg, ehe ein vernünftiger Mensch dran denkt, sie zu sammeln.

Manche schreibende Hand, die ein sichrer Wegweiser hätte werden können, ist wacklich und zur Windfahne geworden.

Die Alten richteten sich in ihrem Leben nach äußern Göttern, wie auf ihren Seefahrten nach den Sternen. Wir haben für jenes den Gott im eignen Innern, wie für diese den Compaß gefunden.

Fouqués Muse bleibt immer eine Wassernixe. Sie mag sich zur schönsten Prinzessin verstellen, immer bleibt ein Zipfel ihres Kleides naß, und zwar der

Endzipfel ihrer Schleppe. Alle seine Romane enden elend, wenn sie auch recht hübsch angefangen haben.

Scheltet doch das deutsche Volk nicht roh. Es ist gar höflich. Vor gewissen vornehmen Leuten nimmt es immer mit dem Huthe zugleich den Kopf ab.

So oft der deutsche Herkules den französischen Centauren besiegt, rächt sich dieser durch sein vergiftetes Kleid.

Die Partheien unsrer Zeit spinnen sich ein; aber die eine wie die Spinne, die lauernd Netze stellt, die andre wie die Raupe, die sich zum Schmetterling entfalten will.

Am verwerflichsten ist Feigheit und politische Unthätigkeit bei Männern von großem Talent. Marius durfte zu Rom des Hochverraths angeklagt werden, weil er die Republik nicht regieren und dadurch retten wollte.

Die unſelige theoretiſche Zeugungswuth unſrer Gelehrten beſchläft ſich immer nur ſelber und nie das Leben.

Die weyland Jungfrau Europa reitet auf dem Stier Rußland, der Miene macht, ſie abzuwerfen. Aber ihr linker Arm, England iſt noch kriegeriſch gehoben und hält die Zügel. Die Rechte iſt freilich verblutet an der großen Wunde Rom, und hängt ermattet herab. Der Leib, Deutſchland, iſt von vielen Geburtswehen ſchon lange erſchlafft und eingefallen. In ihrem Buſen, Frankreich, kämpfen alle ihre Erfahrungen, ohne ſich Rath zu wiſſen. Ihre Stirn aber belebt ſchon der Traum einer beſſern Zukunft und prophetiſch mit flammender Zunge ſpricht der Montſerrat.

Die Franzoſen haben das mit Napoleons Thaten vollgeſchriebne Blatt der Weltgeſchichte in den Lethe getaucht, und ein leeres, den drapeau blanc dafür herausgezogen.

Unſre Erfahrungen wachſen wie unſer Bart. Wir ſchneiden ihn aber immer ſorgfältig wieder ab und bleiben kahl.

Reconvalescenten haben lebhafte Träume, ſo das heutige Europa.

Der gutmüthige Deutſche giebt gern alles her, was man von ihm fordert, wenn man ihm nur die kahlen vier Pfähle läßt, von denen allein er ſich niemals ohne Wuth losreißt. So beißt ſich der Biber dasjenige freiwillig ab, was der Jäger von ihm fordert, und dieſer läßt ihn dann laufen.

Unglückliche Xenophone, die durch eine Anabaſis zum Tempel des Nachruhms ſteigen, hat die heutige Zeit mehr als irgend eine andre geliefert.

Es giebt politiſche Irrgänger in dieſer Zeit, die es ewig treibt zu laufen, ohne daß ſie wiſſen, wohin. Ihre Zwecke ſind eigentlich nur die Schuhzwecken, auf denen ſie laufen.

Man ruft Jeſuiten und Jeſuitenſchulen wieder, die ſchwarzen Höhlen einäugiger Cyclopen, wo am Helme Aeneas geſchmiedet wird, der ein neues Rom finden ſoll.

Der Philoſoph braucht ein Fernrohr für Sterne; aber in dem Fernrohr ſteckt immer zugleich ein Mikroskop für den Erden- oder Blüthenſtaub.

Die Verbindung mit einem andern Menſchen in Freundſchaft oder Liebe ſchützt vor den kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens beſſer, als wenn wir allein ſtehn; wie doppelte Mauern, ſelbſt wenn beide nur dünn ſind, beſſer gegen Näſſe und Kälte bewahren, als eine ſehr dicke einfache.

Ein etwas rohes Aeußres iſt für Knaben ſchicklicher als ein allzu feines. Die Feinheit der männlichen Jugend gleicht der zarten Blüthe, die noch erſt keimt und in einer rauhen Hülſe verſchloſſen liegt.

Die Beine ſind linke Arme, die Arme rechte.

Die Thränen der erſten Liebe ſind nur Morgenthau, der bald hinwegſchwindet.

Im Unglück ist man blind gegen sich selbst, wie man im Schatten seinen eignen Schatten nicht sehen kann.

Die Erde ist eine grüne Melone, die unter der blauen Glasglocke des Himmels ruht.

Während sich zwei ganz höflich gegenüber stehn, können doch ihre Gedanken, wie ihre Schatten sich nach Herzenslust stoßen und treten.

Wenn das Glück kommt, muß man niemals Complimente mit ihm machen.

Man weiß es nie, wenn man Erfahrungen macht.

Wenn das Gold am feinsten geschlagen wird, so erscheint es durchsichtig grün. So wird die sublimste

Philoſophie zum grünen Schleier der Hoffnung, der unſern Blicken die zweite himmliſche Welt verhüllt.

Die Urgeſchichte der Völker gleicht dem Walde, der aus einem Lianenbaume entſtanden. Die herabhängenden Zweige dieſes Baums haben ſich immer wieder in die Erde geſenkt und Wurzel gefaßt und ſind zu neuen Stämmen geworden. Dadurch iſt es am Ende unmöglich geworden, den Urſtamm und die richtige Folge der Abſtammung wieder zu erkennen.

Die heutige Zeit iſt eine Männerprobe, wie die Nacht eine Probe der edelſten Geſteine. Alle Steine bedürfen des äußern Lichtes, um zu ſcheinen. Der edelſte, der Diamant, leuchtet aus ſich ſelbſt.

Kleine Menſchen müſſen etwas thun. Von Groſſen iſt es ſchon genug, daß ſie bloß da ſind. So verlangt man von kleinen Bergen, daß ſie Metalle und Wälder hervorbringen. Den hohen Alpen aber wirft man ihre Kahlheit nicht vor. Auch wenn ſie nicht zum Schutze ganzer Länder dienten, ihre Höhe allein giebt ihnen den ewigen Werth.

Echte Liebe wirkt innig auf die ethiſche Erhebung des Menſchen. Davon iſt ſchon das ein Beweis, daß keiner vor ſeiner Geliebten lächerlich erſcheinen will.

Die Könige gleichen unſern doppelten Kartenkönigen. Man mag ſie drehen, wie man will, die Krone iſt immer oben.

Komaten ſind Ruthen, den Steiß des unartigen Kindes Menſchheit zu kehren, Recepte an Arzneigläſern, Kugelformen.

Von allen Thierkörpern finden ſich Petrefacte, nur vom menſchlichen nicht. Dagegen entſchädigt den Chriſten die Ueberzeugung, daß unter allen Geſchöpfen der Menſch allein eine ewig dauernde Seele beſitzt.

Im Styl unſrer Muſik wie unſrer Dichtkunſt wird man immer mehr unnatürliche Seiltänzerei gewahr.

Je höher die Gebirge, eine deſto ſchroffere und phantaſtiſchere Form bekommen ſie. So die Charaktere der Menſchen.

Die Menſchheit ſpinnt ſich ewig ſelber in einen gordiſchen Knoten ein, den nur des Todes Senſe durchhauen kann, aber langſam allmählich, Faden nach Faden durchſchneidend.

Gott ſey Dank, oder leider Gott! das deutſche Volk bleibt ſich im innerſten Kerne immer gleich, wer es auch tyranniſirt; wie das Gold, es mag eine Krone oder eine Freiheitsmütze drauf geprägt werden.

Sternſchnuppen erreichen niemals den Boden, obwohl ſie vom Himmel fallen. So viele chriſtliche Ideen aus der Bibel.

Die Götter der Erde hüllen ihre Götterzeugungen wie Jupiter in Nebel ein, nämlich in Pulverdampf.

Sehn wir das Bild, das ſich die Leute gewöhnlich vom Himmel machen, genauer an, ſo gleicht es dem Bilde des phyſiſchen Himmels im Waſſer, hinter dem ſich der gemeine Erdenſchlamm ſichtbar macht.

Des Todes Senſe iſt eine Pflugſchaar und ihre Wunden ſind nur die Furchen für neue Saat.

Tells Armbruſt iſt der Anker der Schweizerfreiheit.

Vielleicht beruft der türkiſche Sultan bald einen aſiatiſchen Congreß in dem großen Pallaſt, den er auf Morea aus Chriſtenköpfen aufrichten laſſen will.

Der Enthuſiasmus der Italiener gleicht der römiſchen Girandola, dem Lieblingsfeuerwerk der heutigen Römer, das in einem plötzlichen Aufſteigen und Verſchwinden mehrerer tauſend Raketen von der Engelsburg beſteht.

Ueber die gemeinen Blödigkeiten bei der Behandlung des äußern Lebens ſetzt am beſten das Genie hinweg, ſodann die Erfahrung. Es iſt aber doch im Allgemeinen beſſer, wenn ſchon die Sitten eines Landes ſie erſparen. Die heutigen deutſchen Sitten laboriren am Gegentheil. Der Jugend, dem gemeinen Manne fällt es entſetzlich ſchwer, ſich frei im Publikum bewegen zu lernen.

Gewiſſe brave anſpruchsloſe Männer nach altem Schlage, werden wie alte Waffen nur in der Noth gebraucht.

Starken Menſchen wird Wolluſt leicht zur Liebe, nur Schwachen umgekehrt.

Ein ſchönes Weib in einer rauſchenden Geſellſchaft kommt mir immer vor wie das ferne Himmelblau, das durch waldiges Laub ſchimmert.

Wie in der Mahlerei das Schönſte nur im Menſchenantlitz dargeſtellt werden kann, ſo auch in der Dichtkunſt nur in menſchlichen Charaktern.

Schriftſteller, die nur ſammeln und Plagiate machen, ſtehlen, wie jener Schuſter ſein Leder, den Armen Schuhe daraus zu machen.

Liebesbriefe ſind der Liebe Taubenwagen, die ein Herz zum andern zieht.

Es giebt jetzt Geſellſchaften in deutſchen Städten, die unter einander übereinkommen, die überflüſſige Höflichkeit des Huthabziehens wegzulaſſen. Die große europäiſch-diplomatiſche Geſellſchaft hat ſich zu einem ähnlichen Zwecke vereinigt, und die wirklich häßliche Sitte des Alterthums abgeſchafft, da jeder König ſo leicht im Falle war, ſeine Krone vor einem andern wie einen Huth abziehn zu müſſen.

Wo ein wenig menſchliche Klugheit helfen kann, wird Gott nicht helfen. Der Mantel der chriſtlichen Liebe reicht nicht über Sünden, die noch gebeſſert werden können.

Es giebt ein Nord- und ein Süddeutſchland nur wie zwei Herz- und zwei Gehirnkammern, die untrennbare Theile eines Ganzen ſind.

Die deutſchen Charaktere ſind von unendlicher Mannigfaltigkeit, aber es giebt doch einen einigen Volkscharakter. So geben die verſchiedenartigſten Blumen doch einen Honig.

Bei allem, was wir erſtreben, haben wir im Anfange Schmerz und Mühe. So zeigt auch der Roſenſtock eher den Dorn als die Roſe.

Jedes Volk, das einmal eine ganze Revolution macht, kommt auch einmal in die nordiſche Berſerkerwuth, da es gegen alles und gegen ſich ſelber raſt.

Je höher die Stände, je ſchwächer die Charaktere, wie am Gipfel eines Baumes die Zweige am dünnſten ſind.

Trenk war ein Narr, aber ein heroiſcher und macht den Deutſchen weniger Schande, als ſeine vielen Gegner.

Napoleons Blitze trafen, ehe man sie sah und hörte. Bei seinen Gegnern war's umgekehrt.

Die Menschheit verdunkelt sich wie die Erde immer nur durch sich selbst.

Religion, Wissenschaft, Kunst, die Quellen des geistigen Lebens trüben sich im Erwarten politischer Revolutionen, wie Brunnen vor einem Erdbeben.

Arbeit wird zum Genuß, wenn sie um ihrer selbst willen getrieben werden kann. Wer arbeiten muß, um zu leben, arbeitet nicht gern, wenn er sonst zu leben hat.

Vielfach gebildete Menschen werden sich nicht so leicht Freunde, als rohere; wie auch in der Chemie einfache Stoffe besser affiniren, als zusammengesetzte.

Die Philologen haben vom poetischen Flügel nur die Flügeldecke als bergmännisches Sitzledek an, aus

den Gruben der Vergangenheit Gold herauf zu hohlen.

Unſre Literatur blitzt meiſtens nach oben ins blaue und das Volk unten wird nichts davon gewahr.

Die Sonne zieht dem Waſſer die Kraft aus und giebt ſie dem Weine; ſo vertragen Schwache die Nähe des Starken nicht und werden ſchwächer, nur Starke werden ſtärker.

Die proteſtantiſchen Kirchenfenſter ſind von Spiegelglas. Sie laſſen nur Licht durch und keine Formen.

Das Göttliche, wenn wir es ſinnlich auffaſſen, gleicht der Sonne. Wenn wir die Geſtalt derſelben hinter ihrem Glanze ſehn können, iſt entweder ſie trübe, oder unſer Auge.

Die Grenze unſers Wiſſens iſt ein grüner Zaun, an dem wir, wie eingeſperrtes Vieh nagen.

Der Dichter iſt ſtets auf Reiſen, der Philoſoph ſtets zu Hauſe.

Der Menſch geht rückwärts in die Zukunft.

Jünglinge graben gern gleich recht tief in die Fundgruben der Liebe, der Ehre, der Wiſſenſchaft, aber dann fällt ihnen der Schutt hinten nach, und ſie müſſen wieder von vorn anfangen.

In Jean Pauls Werken iſt jeder Gedanke eine Bienenkönigin und tauſend Gedanken, die er nicht hinſchreibt, fliegen uns mit ihr von ſelber zu.

Ein Pariſer Juriſt bildete ſich ein, wenn er ſein Waſſer laſſe, entſtehe eine Sündfluth. Umgekehrt glauben deutſche Autoren, mit dem ihrigen wie mit einer fruchtbaren Mißüberſchwemmung die Welt zu ſegnen.

Die Literatur iſt nur ein Maulbeerbaum, den man um der Blätter willen gepflanzt hat. Die Menſchen, als Seidenraupen, ſollen ſie erſt verarbeiten.

Beim Studium des Mittelalters muß man erſt viel Waſſer aus dem Schacht heraufpumpen, ehe man an die goldhaltigen Strecken kommt.

Die ſeichteſten Schriftſteller unſrer Zeit ſind die univerſellſten. So haben Mäuſe viele Löcher, die Bienen nur eins.

Aus dem Zuckerrohr der Poeſie wird das beſte Fernrohr für die andre Welt geſchnitten.

Wer Genie zeigt, verwandelt das Räuberſchiff des Lebens bald in ein Triumphſchiff des Bachus.

Der Dichter baut am chineſiſchen Gartenhäuschen der Welt ein Dach über das andre.

Die Arche Noah iſt nur die Schaluppe zum Charonsſchiffe.

Reine Seelen ſind mehr der Freundſchaft fähig, als wenn der Schmutz der Welt ſie ſchon berühret hat; wie Thautropfen auf Blumen leicht in einander fließen, auf der ſtaubigen Heerſtraße aber ſich abſtoßen.

In der Liebe geht wie in der Religion Pantheismus dem Polytheismus, dieſer dem Monotheismus voraus.

Wolluſt ſchießt ſchnell wie ein Unkraut empor; die Liebe wächſt, wie eine edle Pflanze, nur langſam.

Die erſte Liebe gleicht mit ihrer Gluth und ihren Thränen dem jungen Holze, das, wenn es an einem Ende brennt, am andern Waſſer giebt.

Höflinge lieben ſich nicht unter einander, wie die Windfahnen ſich niemals gegen einander neigen.

Iſt die Unſchuld, wie eine junge Frucht, einmal vom Wurm der Sünde angenagt und zu Boden gefallen, ſo kommt gleich eine ganze Schaar Ungeziefer über ſie.

Die erotiſchen Schriftſteller erwecken bei den ſchönſten Schilderungen immer den Ekel vor dem Unmoraliſchen, und bereiten mit dem Honig ihrer Syrenenworte das Wachs, das man ſich vor dieſen in die Ohren ſtopft.

Allzu offenherzige Menſchen ſind wie offne Nüſſe gewöhnlich hohl.

Wenn wir ins Weinglas tief hinein gucken, wird's am Ende unſer eignes Vergrößerungsglas.

Der Menſch beißt gern, wie ein Hund, in fremde vorbeifahrende Glücksräder.

Begeiſtrung iſt in der Jugend allemal gut. So brennt man Pfähle unten an, ehe man ſie in die Erde ſteckt, damit ſie beſſer dauern.

Wir weiden gern auf dem grünen Plane eines Plans.

Das Gemüth der Kinder werde von Eltern und Erziehern in einer gewissen Periode sich selbst überlassen, gleich dem Weinberge, in welchen in einer gewissen Zeit vor der Reife selbst die Winzer nicht hineinstören dürfen.

Es ist uns ein schönes Symbol, daß der Körper der Menschen im Tode gewöhnlich verschönert und verjüngt erscheint. Im schnell verschwindenden Moment der Trennung, da die Seele in die neue Herrlichkeit eingeht, wird er von ihrem Glanzlicht berührt, aber er kann nicht mit hinübergehn.

Der Dichter muß über der Zeit stehn, die er schildert, und fern von ihr; wie nur von Bergen aus die weiteste Aussicht gewonnen wird und nur das ferne Echo die Töne deutlich wiedergiebt.

Jean Pauls Geist ist ein Wein, über dessen Werth und Güte nicht die Jugend, erst das reifere

Alter urtheilen und ihn würdig genießen kann. Auch darf man Anfangs nur wenig trinken.

Jean Paul zieht freilich aus allem Honig, aber nur, weil er alles zur Blüthe zu machen verſteht.

Die Phantaſie gleicht dem Champagner im Glaſe. Sie treibt, wie dieſer ſeine Luftkügelchen, ſtets Luftſchlöſſer und Weltkugeln in die Höhe, ohne daß man weiß, woher ſie kommen.

Wären wir beredter, wir ſchrieben auch nicht ſo ſeicht.

Den meiſten unſrer Trink- und Burſchenliederbüchern fehlt als Titelvignette ein Regenſchirm.

In Grillparzers Tragödie wird die arme Sappho zum zweitenmal ertränkt.

. Unſre meiſten Schriften ſind Körper ohne Schatten, oder Schatten ohne Körper.

Als die Sonne des Chriſtenthums über die Welt aufgieng, ſchloß ſich die alte Mythenpoeſie wie die Fakeldiſtel, die ihren prachtvollen Kelch nur der Nacht entfaltet, und die romantiſche Poeſie ſchloß gleich der Lotosblume, die nur mit der Sonne lebt und ſtirbt, ihren Kelch auf.

Die Aſalehre war nur ein Nordlicht, aber durch ſeine feurigen Säulen und Blumen blickten die ewigen Sterne nur größer und glühender hindurch.

Jenſeits der Griechen und jenſeits Shakeſpeare kamen wieder Sterne und das Reich der poetiſchen Himmel iſt ſo unendlich als das der phyſiſchen.

Wer die Symbole aus der Religion verbannen will, muß die ganze Natur vernichten wollen.

Wir ſollen aus dem Golde der Poeſie uns die Stufen zum Weisheitstempel bauen.

Convulſiviſch krümmt ſich die Diplomatik beim Nahen des zürnenden Gottes, deſſen Entgegenkommen ſie verſchmäht, wie die Nadel vor dem abgekehrten Magnet.

Echter tragiſcher Schmerz hat keine Thränen, bewirkt ſie bloß; wie der Mond, der auf alles Waſſerelement wirkt, ſelbſt kein Waſſer hat.

Manche Philoſophie, die im Kopfe die Waſſerſcheu hat, hat in allen Extremitäten die Waſſerſucht.

Bei den Alten wanderte die Seele durch's Thierreich; bei uns thut es wenigſtens der Körper in den ewig wechſelnden garſtigen Moden.

Die Philoſophie fängt mit nichts an, mit dem Scepticismus, mit dem bloßen alpha privativum, und ſie ſchließt ihr großes a b c mit dem omega, dem Sinnbild des Alls.

Ein Proteſtant ſtritt einſt ſehr lange mit einem Katholiken über ihren Glauben, und endlich bekehrte jener dieſen und dieſer jenen. Was weiter aus ihnen geworden iſt, wiſſen wir nicht, erwarten aber das beſte, und es wäre am Ende kein übler Verſuch, wenn's alle ſo machten.

Weil in die Kirche ein weltliches politiſches Prin-
cip hineinkam, ſo erlag ſie demſelben Schickſale, wie alle ältern Staaten in Europa, dem Kampfe zweier Partheien, von denen die eine abſolute Monarchie, die andre Verfaſſung will. In der Kirche machte der Proteſtantismus die Oppoſitionspartei.

Echter deutſcher Enthuſiasmus umarmt den Eichbaum, deſſen Geſtalt ihn in der Ferne entzückt, will

des Zeuxis Trauben eſſen, Abraham Mignons Roſen pflücken, mit Titians Venus buhlen, beißt Chriſto am Crucifix aus Andacht die Zehen ab.

Alle Menſchen waren in den älteſten Zeiten Dichter und ſind es im Traume noch. Freilich kommen in unſern an Abſtraktionen gewöhnten Zeiten nur noch dem eigentlichen Dichter Bild und Gedanke zugleich zugeflogen, und öfter das Bild zuerſt, von dem er erſt durch Abſtraktion den Gedanken abzieht; und er iſt kein Dichter, wenn er den Gedanken eher faßt und dann erſt hin und her nach dem Bilde ſucht, obgleich hunderte, die es ſo machen, ſich für Dichter halten.

Es iſt nicht zu leugnen, der heilige Joſeph ſpielt mit ſeiner Keuſchheit eine etwas einfältige Rolle, und der profane nimmt ſich mit der ſeinigen beſſer aus.

Der Deutſche ſchimpft auf ſeine großen Männer, oder er kriecht vor ihnen. Nie erleben dieſelben eine

Apotheose wie Raphael. Als der berühmte Francesco Francia das erste Bild dieses göttlichen Meisters erblickte, warf er seinen Pinsel weg und starb. Correggio betrachtete es lange mit stummer Bewundrung; dann ergriff er seinen Pinsel und rief aus: auch ich bin ein Mahler!

O wäre doch die deutsche Lethargie ein Odyßeusschlummer und wir erwachten im Vaterlande!

Die französisch-diplomatische Sprache und die aqua toffana sehn wie klares Wasser aus.

Wie bei den alten ägyptischen Gastmählern die Mumien als Schaugerichte prangten, so jetzt an unsern diplomatischen Tischen Bild und Andenken der Volkshelden. Nur bei Lebzeiten wollte man sie nicht gerne an diesen Tischen leiden.

Prächtiger glüht oft das Morgenroth durch Wolken, aber bald verschlingen sie's in ihrem ewigen

ſchmutzigen Wechſel. So die Liebe unbeſtändiger Seelen. Nur am beſtändigen reinen Himmel reiner Seelen löſet dieſes Morgenroth ſanft ſich auf zum Himmelsblau der Treue und dieſe dauert.

Die eine Sonne göttlichen Geiſtes erſcheint uns als Wahrheit und Dichtung; als die letztere ſinkt ſie aber in abendlicher Dämmrung auf die Erde nieder, und brennt in trüberm Lichte, aber tiefern Farben.

Mein Buch, Leſer, magſt du mit einer Palme vergleichen, die ohne Aeſte und Zweige nur in Blätter ausblüht.

Du findeſt die Ideen dieſes Buches nicht gekeltert ins bündige Faß eines Syſtems, noch verknetet in die leichte Neujahrsſemmel eines Romans; ſondern ſie hängen alle noch friſch an der Traube, und hat ſie ein poetiſcher Sonnenblick nur durchglüht und gereift, ſo wirſt du ſie gern brechen und genießen.

Ich ſchmücke dein Haupt, Leſer, mit keiner goldnen Krone, deine Bruſt mit keiner goldnen Kette; nur Goldſtufen fahre ich dir aus der dunkeln Grube meiner bisherigen Unbekanntſchaft herauf, und du wirſt ſie gern nehmen, findeſt du nur darin die zerſtreuten Blätter einer Goldroſe der Poeſie, die in dem tiefen Schacht verborgen glüht.

Stelle nur dein Segel in die poetiſche Richtung, ſo wird es die ganze Windroſe, die in dieſem Buche weht, auffangen und grade aus treiben.

Keine religiöſe, philoſophiſche oder politiſche Weltanſicht hat hier den ſtolzen Flammenthron aufgeſchlagen, ſondern nur eine poetiſche ihre niedre Krippe, zu der aber jene als die heiligen drei Könige herangeſchritten kommen.

Die Poeſie ruht als Thau auf dieſen Blumen, umſchließt ſie nicht als Waſſer in einem Glaſe.

Wie die Blumen auf der Flur bunt durch einander ſtehn, ſo dieſe Streckverſe; der Leſer mag ſich ſelbſt beliebige Sträuße und Kränze winden.

Da die Poeſie des Lebens ſelber weniger im langen Epos, als in abgebrochnen Streckverſen zu uns ſpricht, ſo darf es auch wohl die meines Buchs.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Heidelberg,
gedruckt in der Engelmannschen Officin.

Rübezahl.

Ein dramatiſches Mährchen

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

Rübezahl.

Ein dramatisches Mährchen.

Personen.

Der Berggeist.
Fürst Primislaus.
Prinzessin Emma, seine Tochter.
Türkenfresser, Casanova, Siegwart, Fürlefanz, Gottfried, } Prinzen und Liebhaber der Prinzessin.
Prinz Rattibor.
Arabella, Rosalie, } Hoffräuleins.
Der Narr, Der Hofmaler, Ein Alchimist, Ein Kammerherr, } am Hofe des Fürsten.
Ein alter Landpfarrer.
Lieschen, seine Tochter.
Ein Candidat.
Ein Zolleinnehmer.
Ein Polizeidiener.
Ein Jude.
Ein Ehemann.
Eine alte Jungfer.
Ein armer Poet.

Ein polnischer Graf.
Dessen Bedienter.
Ein Jesuit.
Ein politischer Schneider.
Ein Reisender.
Dessen Gefährte.
Ein Verleger.
Ein Enthusiast.
Ein großer Geist.
Ein Hofrath.
Ein Wollhändler.
Ein Pachter.
Eine dicke Judenfrau.
Ein Stallmeister.
Ein Regierungsrath.
Dessen Frau.
Ein Lieutenant.
Ein kluges Fräulein.
} Warmbrunner Badegäste.
Eine alte Nachbarin.
Zwei Führer.
Hofleute und Gefolge des Fürsten Primislaus. Gefolge des Prinzen Rattiber. Volk. Soldaten. Türken. Elfen. Salamander. Sylven. Nixen. Gnomen. Erscheinungen von großen Dichtern und vom Pegasus. Erscheinungen von Rezensenten. Der Wind. Sturm. Regen. Blitz. Donner.

Prolog.

Die Liebe.

Warum verfolgst du mich, o Knabe wild?
In dieſen Schatten will ich einſam bleiben.
Mein Aug' iſt feucht und meine Seele mild,
Die tolle Luſt magſt du mit Andern treiben.

Der Scherz.

Und würdeſt eine Roſe du im Thal,
Ich pflanzte mich als Dorn an deine Seite.
Es hilft dir nichts, ich liebe dich einmal,
Am meiſten aber, wenn ich mit dir ſtreite.

Die Liebe.

Die Einſamkeit iſt meine höchſte Luſt.
Ich will mich liebend in mich ſelbſt verſenken,
Denn an dem Glücke der verſchwiegnen Bruſt
Kann ſich die Liebe nie zu Ende denken.

Der Scherz.

So lebe wohl, du ernſtes Angeſicht,
So will ich dich dir ſelber überlaſſen.
Erfreuſt du dich an meinen Spielen nicht,
Wohlan, ſo wollen wir uns fliehn und haſſen.

Die Liebe.

Wie, du entfliehſt mir? bleibe, komm zurück,
Ich will dich wieder meinen Liebling nennen,
Denn uns verbindet ewig das Geſchick;
Nur uns zu finden, dürfen wir uns trennen.

Der Scherz.

Ich werde mild an deiner zarten Hand
Und du wirſt holder immer an der meinen.
So ſoll in einem ewig jungen Band
Der Dichter Liebe mit dem Scherz vereinen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Am Fuße des Rieſengebirges. Heitre Waldgegend. Unter einer maſſen Eiche ſchläft der **Berggeiſt**, umringt von kleinen tanzenden **Elfen**.

Geſang der Elfen.

Schlinget den Reigen
Am Elfenbaum,
Unter den Zweigen
Schwebt wie ein Traum.

Immer im Kreiſe
Rund um den Baum
Singet, doch leiſe,
Nur wie im Traum.

Warnet ihr Geiſter
Am Elfenbaum,
Warnet den Meiſter,
Doch nur im Traum.

Säh' er nur nimmer
Den obern Raum,
Selig wär' immer
Unten ſein Traum.

Oben betrüget
Alles wie Schaum.
Unten nur lieget
Wahrheit im Traum.

Doch was ihr klaget,
Höret er kaum.
Denn was ihr saget,
Ist ja nur Traum.

Schlinget den Reigen
Am Elfendamm,
Unter den Zweigen
Schwebt wie ein Traum.

(Der Berggeist erwacht, die Elfen verschwinden).

Der Berggeist.

Wo bin ich?
Geöffnet sind des alten Berges Pforten,
Die Nacht, die mich umfing, entfloh,
Und namenloser Wonne Schauer strömt
Von jenem Licht, das in der blauen Weite
Des Himmels schwimmt, ins Herz mir. O wie groß
Und unaussprechlich herrlich ist es hier,
Wogegen alles, was die Unterwelt
Geheimnißvoll an Schätzen mir gebar,
Wie mattes Träumen scheint, wenn man erwacht. —
Ich grüße dich, mein erster Tag,
Und breite meine Arme nach dir aus,
Du schöne hohe sonnenlichte Welt!
Kaum kann ich mich in deinen Reichthum finden
Und hierhin, dorthin irrt mein Blick,
Und sucht das Schönste, das Vollkommenste,
Daß er entzückt dabei verweilen möge;

Doch alles ſcheint von gleicher Trefflichkeit.
Wie lieblich hat der altergraue Berg
Der bunten Blumen Teppich ausgelegt,
Und vielgeſchäft'ge Thiere ſchweifen rings,
Vom Erd' aufwühlenden Käfer bis zum Adler,
Der ſtolz die Lüfte theilt, und unabſehlich
Regt ſich's und lebt, wohin mein Auge ſieht,
Und theilt den heißen Feuertrieb der Sonne,
Die über allen dieſen Wundern flammt.

Was aber lacht mich dort ſo freundlich an
Aus dunklem Laub, wie eine zweite Sonne,
Wie brennender Rubin in des Gebirg's
Tiefinnerm Herzen? Alle Blumen neigen
Vor dieſer einen ſich, wie vor dem Thron
Der Königin. O Roſe, ſüßes Licht,
Wie ſelig, wer dich bricht!

(Er will ſie abbrechen und ſticht ſich in die Dornen).

Doch wie — ſie ſticht?
Ich fühl' es, und doch glaub' ich's nicht,
So mild und lächelnd iſt ihr Angeſicht,
Und doch — ſie ſticht!

(Er ſieht ſich um).

Was ſeh' ich — ahnungsvolle Luſt durchbebt mich!
O lieblichſtes der Wunder,
Dich muß ich näher ſehn.

(Die Prinzeſſin, Roſalie und Arabella kommen durch die Gebüſche).

Arabella (ſingt).

Amor zankte mit der Pſyche.
Welches Auge ſchöner ſey,
Das dem ihren, blauen gliche,
Oder ſchwarz, wie ſeines, ſey?

Rosalie (ſingt).

Pſyche ſprach: nur eines blauen
Treuen Auges ſüßem Licht
Kann die Liebe ſich vertrauen.
Einem ſchwarzen kann ſie nicht.

Arabella (ſingt).

Amor ſprach: der Liebe Kerze
Brennt nur in der Leidenſchaft.
Und des Auges tiefe Schwärze
Zeigt allein von tiefer Kraft.

Rosalie (ſingt).

Pſyche ſprach: nur Blitze fahren
Aus der dunkeln Wolke Nacht.
Während aus der morgenklaren
Bläue ſanft die Sonne lacht.

Arabella (ſingt).

Amor ſprach: in Licht und Schatten
Trennt ſich ewig die Natur,
Eins nur kann ſie wieder gatten,
Doch ein ſchwarzes Auge nur.

Rosalie (ſingt).

Pſyche ſprach: der Augen Bläue
Jenes tiefe Meer uns zeigt,
Darin täglich uns aufs neue
Venus aus den Fluthen ſteigt.

Arabella (ſingt).

Aber Amor ſprach zum letzten:
Als ihr Auge blau zuvor
Um Adonis Thränen netzten,
Hüllt' es ſich in ſchwarzen Flor.

Prinzessin.

Euer Lied ist artig, Mädchen,
Doch unartig sind die Dichter,
Daß sie immer nur von blauen
Oder schwarzen Augen singen,
Und die braunen übergehn.
Weiß denn keiner, wie so schön
Mir die braunen Augen stehn?
Doch in diesem schönen Zwielicht,
Und der Augen brauner Dämm'rung
Können Männer selten lesen,
Und verstehen sie so wenig,
Daß sie nicht einmal das kleinste
Liedchen darauf dichten können.

Arabella.

Desto mehr habt Ihr gewonnen,
Denn wir herrschen über Männer
Nur durch Dinge, die sie nie
Sich an uns enträthseln können.
Jene Reize, die sie täglich
Zu beschreiben, zu erklären
Sich befleißen, sind es nicht,
Die sie an uns fesseln können.
Das nur, was sie nicht verstehn,
Nur mit blinden Augen sehn,
Aber desto tiefer fühlen,
Das allein ist unser Zauber,
Der sie binder unbewußt.

Prinzessin.

Ja die Reize, die uns schmücken,
Sind ein unermeßlich Meer,

Und die Männer ſchöpfen draus
Immer nur mit Fingerhüten.

Roſalie.

Doch Prinzeſſin, hat das Glück
So viel Männer Euch beſchieden,
Die Euch liebend huldigen,
Daß ſie alle, wenn auch jeder
Einen Fingerhut nur füllte,
Eurer Schönheit Ozean
Doch zuletzt erſchöpfen werden.

Prinzeſſin.

Kleine Närrin, du wohl möchteſt
Gerne dich wie eine kleine,
Warme, ſüße Taſſe Thee
Eines Zuges trinken laſſen.
Doch ich hoffe, meine Freier
Werden alle trunken taumeln,
Ehe ſie noch angeſetzt.
Denn ich weiß ein ſichres Mittel,
Das in unerſchöpflich neuen
Reiz mich kleidet — Sprödigkeit.

Roſalie.

Aber theuerſte Prinzeſſin,
Werdet Ihr Euch denn durchaus
Nie verlieben, kann denn keiner
Euer ſtolzes Herz bezwingen?
Wozu wären denn die Männer
Auf der Welt, wenn nicht wir Mädchen
Uns in ſie verlieben ſollten?

Arabella.

Nein, die Männer ſind geſchaffen,
Um von uns beherrſcht zu werden,
Denn die Männer ſind das Haupt
Und wir ſind darauf die Krone.

Roſalie.

Aber wollen wir die Männer
Krönen, ey da muſſen wir
Sie heirathen auch.

Prinzeſſin.

Ihr denkt,
Wie ihr wünſcht, habt beide Recht
Und doch Unrecht alle beide.
Wißt ihr, was der ſtärkſte Trieb
Iſt in eines Mädchens Seele?
Liebe, ſagen blaue Augen,
Herrſchen, ſagen gern die ſchwarzen,
Doch die braunen, meinen ſprechen:
Nur die Laune kann allein
Königin der Mädchen ſeyn,
Denn ich liebe, denn ich haſſe,
Denn ich herrſche, denn ich diene,
Wie mir juſt der Einfall kommt,
Heute ſo und morgen anders.

Arabella.

Aber eines werdet Ihr
Immer doch am liebſten thun?

Prinzeſſin.

Immer thu' ich das am liebſten,
Was ich will. Doch darf ich euch

Im Vertrauen wohl bekennen,
Daß ich immer das am liebſten
Thäte, was unmöglich iſt;
Und daß, wenn ich alles könnte,
Was ich wollte, das allein
Mich am meiſten würde freun,
Was kein Andrer wollen würde.

(Der Narr kommt).

Narr.

Holde Prinzeſſin, ſchüttet Eure Weisheit nicht ſo verſchwenderiſch aus, daß Ihr noch etwas übrig behaltet, wenn Ihr nach Hauſe kommt; denn es ſind ſo eben wieder fünf verliebte Prinzen angelangt, und Euer Vater ſchickt mich her, Euch dies zu melden, da er gern wiſſen möchte, ob die Herren zum Mittageſſen bleiben werden, oder nicht?

Prinzeſſin.

Liebe wird den armen Prinzen
Ihren Hunger ſchon vertreiben,
Denn bei vollen Herzen pflegen
Leere Magen gern zu ſeyn.
Auf, ihr Kinder, kommt nach Hauſe,
Grade bin ich in der Laune,
Liebesdeklarationen
Anzuhören. Folg' uns, Narr,
Als Ceremonienmeiſter
Aller Narren, die mich lieben.

(Die Mädchen gehen ab. Als der Narr ihnen folgen will, tritt der Berggeiſt wieder hervor und hält ihn auf).

Berggeiſt.

Halt an, o Freund, und ſage mir, ich bitte,
Wer dieſes Weſen war, das von uns ging?

Narr.

Es waren der Wesen drei, mein Vortrefflichster. Welches meint Ihr denn?

Berggeist.

O Thor! Du sahst sie, und du frägst mich noch?

Narr.

Nun eine war's gewiß, und ich schwöre, es war ein Frauenzimmer.

Berggeist.

Ein Frauenzimmer? Ey, ein Frauenzimmer?
O sag' mir doch, was ist das: Frauenzimmer?

Narr.

Ein Frauenzimmer ist eine Rose, wenn sie noch jung ist; wenn sie aber alt wird, heißt man sie eine Hagebutte. Ihr könnt an jedes alte Weib schreiben: An Madame Hagebutte, geborne Rose.

Berggeist.

Ah, eine Rose? Jetzt versteh' ich dich.
Es ist also die Königin der Thiere,
So wie die Rose Königin der Pflanzen?

Narr.

Ganz recht, es sind die niedlichsten Thiere von der Welt. Sie folgen gleich nach den Affen.

Berggeist.

Und wer bist du?

Narr.

Ein Narr — oder ein Mann. Den Frauenzimmern gegenüber ist ein Narr oder ein Mann ganz einerlei. Wir würden keine Männer seyn, wenn es keine Frauen

zimmer gäbe, und ganz gewiß auch keine Narren. O Ihr unschuldiger, beneidenswerther Jüngling, Ihr wißt nicht, was ein Frauenzimmer iſt, und ich gäbe meine ganze Narrheit drum, wenn ich es vergeſſen könnte. Wollen wir tauſchen? Wollt Ihr ein Narr werden, da nehmt meine Kappe, und laßt mich Euer idealiſches Kinderröckchen anziehn, damit ich mit beiden Beinen wieder in die Unſchuld hineinfahren kann.

Berggeiſt.

Und ich empfinde ſchon den ſtärkſten Trieb,
Aus meiner Unſchuld bald herauszufahren.
Sprich, guter Freund, willſt du mir dazu helfen?

Narr.

O ja, Miß Gurli, wer könnte Euch etwas abſchlagen?

Berggeiſt.

Ich möchte gerne dieſe holden Weſen,
Die ſogenannten Frauenzimmer, wie
Du ſagſt, ein wenig näher kennen lernen.

Narr.

Ihr werdet nichts verſäumen, verlaßt Euch drauf; denn es giebt ſo viele Frauenzimmer in der Welt, daß man ſie am Ende gewohnt wird, wie die Fliegen.

Berggeiſt.

Wie aber mach ich liebenswürdig mich,
Daß ich den Liebenswürdigen gefalle?

Narr.

Ihr müßt Euch alle Mühe geben, ihnen zu miſſallen; dann werdet Ihr ihnen am beſten gefallen.

Berggeiſt.

Du biſt ein Narr, und deine Red' iſt närriſch.
Dem Schönen kann das Schöne nur gefallen,
Der Schönheit Preis kann nur die Schönheit ſeyn.
Drum durch die Zauberkraft, die in mir wohnt,
Mach' ich ſogleich zum ſchönſten Jüngling mich.
(Er verwandelt ſich).
So nur, in dieſer ſtrahlenden Geſtalt
Werd' ich ihr gleich und würdig ihrer Liebe.

Narr.

Spiegelfechterei der Hölle! — Ihr ſeyd ſchön, bei meiner armen Seele! Aber nur ein Mann kann ſagen, er würde ſich in Euch verlieben, wenn er ein Frauenzimmer wäre. Die Frauenzimmer, großmächtigſter Zauberer, die Frauenzimmer ſelber ſind zu ſchön, als daß ſie ſich auf die Schönheit verſtehn könnten.

Berggeiſt.

Das, was du ſprichſt, ſcheint Unſinn mir zu ſeyn.

Narr.

Unſinn regiert die Welt. Folgt meinem Rath! Wenn Ihr Frauenzimmern gefallen wollt, müßt Ihr das Gegentheil von allem ſeyn, was ihnen eigentlich gefallen ſollte. Bei der Schönen ſeyd häßlich, bei der Klugen dumm, bei der Frommen gottlos! Das überraſcht, imponirt, und im Entgegengeſetzten, Widerwärtigen liegt eine viel ſtärkere Sympathie, als im Gleichartigen. Deswegen hoffe ich auch noch die Weisheit ſelber zu heirathen, wenn ſie jemals in der Geſtalt eines Frauenzimmers geboren werden ſollte.

Berggeiſt.

Der eigenen Erfahrung will ich trauen.

Narr.

Thut das. Aber merkt es Euch, Ihr könnt nicht mehr Weiberkenntniß erlangen, als Euer Verstand verträgt, und wenn auch aller Männer Verstand davon schon bis zum platzen voll wäre, so würde noch immer genug übrig bleiben. Wißt Ihr, was Philosophie ist?

Berggeist.

Nein. Ist es etwa auch ein Frauenzimmer?

Narr.

Allerdings, denn ich wollte Euch eben sagen, daß beide unergründlich sind. Wißt Ihr, was das Nichts ist?

Berggeist.

Nichts ist nichts.

Narr.

Ja wohl, aber seit Gott aus Nichts Alles gemacht hat, suchen die Philosophen wieder Alles zu Nichts zu machen, und seit die Frauenzimmer aus Allem Nichts machen, suchen die Liebhaber wieder aus Nichts Alles zu machen. Das ist Euch doch verständlich?

Berggeist.

Ich bitte dich, hör' auf mit deinen Possen,
Und willst du dienen mir, so führe mich
Zur Schönen hin, die ich muß wiedersehn.

Narr.

Ich muß ihr folgen. Geht also nur immer mir nach, ich will Euer Kupido seyn.

Zweite Scene.

An der Barriere. Rechts das Häuschen des Zolleinnehmers, der vor demſelben ſitzt und Tabak raucht. Links ein offener Schneiderladen, worin ein Schneider emſig näht. Ein Polizeidiener.

Zolleinnehmer.

Pſt, Pſt, Herr Geratter!

Polizeidiener.

Giebt's was Neues?

Zolleinnehmer.

Fünf Prinzen ſind heute morgen ſchon wieder in erwünſchtem hohen Wohlſeyn einpaſſirt.

Polizeidiener.

O da muß ja das Patriotenherz jubiliren. Gott ſegne unſern guten Fürſten und die liebe Prinzeſſin. Wie viel muß denn ſo ein Prinz Eingangszoll bezahlen?

Zolleinnehmer.

Ein wahres Bagatell, tauſend Louisd'or. Wir haben gleichſam eine beiſpielloſe wohlfeile Ausgabe von unſerer Prinzeſſin gemacht, um die Käufer zu locken. Aber es glückt, item die Prinzen fallen in den Strich, wie Seidenſchwänze; da hängt immer einer am andern.

Polizeidiener.

Aber wo kommen denn die erſtaunlich vielen Prinzen her?

Zolleinnehmer.

Hm, die kommen alle noch aus dem alten Reich.

verstehst du, aus der Mediatisirung. Da unten im Reich wachsen dir die Prinzen so dicht, daß sie nicht mehr bei einander Platz haben, und da müssen die überzähligen auswandern und sich neue Länder erobern, oder reiche Prinzessinnen heirathen und sich warm in die Kundschaft des Schwiegervaters hineinsetzen.

(Ein Jude kommt von außen und will durch's Thor gehn).

Heda, Mauschel, halt! — Zoll bezahlt!

Der Jude.

As ich doch nix habe, — do, schau'n Se selber.

Zolleinnehmer.

As de bist à Jüd, zahlst du für den Bart sechs Groschen, sechs Pfennige, sechs Heller.

Der Jude.

Soll mer Gott, awai — do gain ich doch zum benachberte Ferichte, der is en humoner Monn, hat unserm Volk gegebe das Recht von de Bergerschaft, und werd em noch gebe den Adel.

(Er kehrt um).

Zolleinnehmer.

Daß euch der Teufel im Bettelsack nach Jerusalem trüge!

(Ein Ehemann kommt von innen aus der Stadt).

Der Ehemann.

O ich ärmster, geschlagenster aller christlichen Ehemänner! o Spott und Hohn, o Sodom und Gomorrha!

Polizeidiener.

Was winselt man da? Wer ist man?

Ehemann.

O daß ich doch nie ein Mann geweſen wäre! Warum bin ich denn nicht unter die Kapaunen gegangen? Ihr guten Leute, habt Mitleid mit mir! Ich bin ein Hahnreih!

Zolleinnehmer.

Nun, wenn's weiter nichts iſt.

Ehemann.

Aber ich habe dafür Strafe zahlen müſſen, zwanzig ſchwere Thaler. Iſt das nicht ein Omen für die ganze Chriſtenheit, deutet das nicht auf den Untergang unſers ganzen heiligen Eheſtandes, denn wer wird jetzt noch heirathen wollen?

(Er geht fort).

Polizeidiener.

Das war doch halt ein geſcheiter Einfall von unſerm alten Herrn, daß er die Ehebrecher laufen ließ und nur die Hahnreih's zu ſtrafen befahl. Die Ehebrecher laufen ohnehin gern davon, eh's an's Strafen geht, aber die Hahnreih's bleiben uns ſicher. Und es iſt erfreulich, Gevatter, was ſich ſeitdem dieſe Hahnreih's in unſerm kleinen Lande vermehrt haben, daß man ordentlich der Mode wegen Luſt bekommt, ſelber einer zu werden.

Zolleinnehmer.

Aus purem Patriotismus, denn davon hat der Staat ein geſegnetes Einkommen, an das man früher noch gar nicht gedacht hat.

(Eine alte Jungfer kommt von Außen).

Sie da, warte Sie — iſt Sie verheirathet?

Die alte Jungfer.

Nein.

Zolleinnehmer.

So muß ſie auch den Altenjungfernzoll bezahlen, ſonſt darf ſie nicht hinein.

Die alte Jungfer.

Pöbelhafter Menſch — aber mein Gott, ich bin ja nur ein armes Mädchen, die ſich von Ausbeſſerung ſchadhafter Regenſchirme kümmerlich ernährt, und ich ſoll in der Stadt eine kleine Erbſchaft erheben.

Zolleinnehmer.

Erſt zahlen, kann ſonſt nicht paſſiren. (Er ſieht ſich eine neue Pfeife. Zu einem armen Poeten, der unterdeß gekommen iſt). Wohinaus, Muſje? Wer iſt Er?

Der arme Poet.

Ein armer Poet.

Zolleinnehmer.

Poeten und Vögel zahlen nichts. Kann Er aber beweiſen, daß Er nicht verheirathet iſt?

Der arme Poet.

Nein. Heirathen iſt unpoetiſch.

Zolleinnehmer.

Nun ſo zahl' Er auch den Hageſtolzenzoll, ſonſt bleibt Er draußen.

Der arme Poet.

Aber ich muß nothwendig in die Stadt. Haltet mich um Gotteswillen nicht auf. Ich habe mich hundert Stunden weit hergebettelt, um einen Rezenſenten durchzuprügeln, und es müßte keine Gerechtigkeit mehr in der Welt ſeyn, wenn man mich an einem ſo gemeinnützigen Vorhaben hindern wollte.

Zolleinnehmer.

Haha, thut mir leid. Wenn Er aber ein Hageſtolz iſt, muß Er zahlen, thut alles nichts helfen thun.

Der arme Poet.

O Marmorſeele! — Aber halt! — Umſtände ünd ſtärker als Grundſätze, und ein Poet ſollte eigentlich gar keine Grundſätze haben.

(Er wendet ſich zu der alten Jungfer).

Mademoiſelle, wir könnten einander vielleicht aushelfen?

Die alte Jungfer.

Wie meinen Sie denn das?

Der arme Poet.

Heirathen Sie mich, werden Sie mein Du! Laſſen wir uns dieſem Cannibalen zum Trotz hier vor dem Thore trauen.

Die alte Jungfer.

Ach ich ſchäme mich in den Mittelpunkt der Erde hinein.

Der arme Poet.

Schlagen Sie ein, meine Beſte. Sie riskiren nichts dabei. Ein alter Poet iſt nicht viel mehr, als ein alter Regenſchirm. Wenn Sie die dürren Fiſchbeinreſte meines elenden Daſeins noch mit der abgeſchoſſenen Seide Ihrer jungfräulichen Zartlichkeit überziehn, ſo werden mir beide die kalten Herbſtregen unſers Lebens beſſer aushalten können.

Die alte Jungfer.

Da haben Sie meine Hand — ach, vergeben Sie, ich muß weinen. Nein, das hätt' ich nicht gedacht, daß

ich noch einmal Braut werden sollte. Es ist zu viel, das Glück überleb' ich ja nicht.

Der arme Poet
(bietet ihr den Arm).

Schöne Seele!

(Sie gehn ab).

Zolleinnehmer.

Lumpenvolk das!

Polizeidiener.

Nein Gevatter, sey nicht so hartherzig. Ob ich gleich von der Polizei bin, ich bin allewell gerührt.

(Ein polnischer Graf kommt mit seinem Bedienten aus der Stadt).

Der Bediente.

Gnädiger Herr, wollen Sie nicht lieber die kleine Tänzerin besuchen?

Der Graf.

Finis Poloniæ!

Der Bediente.

Die verdammten Spaziergänge machen Sie immer melancholischer.

(Sie gehn ab).

Polizeidiener.

Das ist der Pole, der, ich weiß nicht warum, wahnsinnig geworden ist.

Zolleinnehmer.

O ich weiß. Der Schulmeister hat mir's gesagt. Er hat in Polen Palmen pflanzen wollen, und da ist er drüber närrisch geworden.

(Ein Jesuit fährt in die Stadt herein).

Zolleinnehmer.

Wer ſind der Herr? Ah, Sie ſind ein Jeſuit, das ſieht man Ihnen ja gleich an der Naſe an. Nun, zahlen ſie nur das bieſige Aufenthaltsgeld. Ein Demagoge koſtet tauſend Thaler, ein Jeſuit zehntauſend.

Der Jeſuit.

Da iſt das Geld. Ich hoffe, es iſt hier auf gute Zinſen angelegt.

Zolleinnehmer.

Ich hoffe nicht, Herr Pater. Unſer Zeitalter kommt mir vor, wie eine Judengaſſe, und auch der pfiffigſte Jeſuit iſt verloren, wenn er in eine Judengaſſe geräth.

(Der Jeſuit ab).

Polizeidiener.

Es iſt doch närriſch von unſerm alten Herrn, daß er ſo viel Volk durch einander duldet.

Zolleinnehmer.

Hm, das iſt ihm all eins, wenn ſie nur bezahlen. Die Neutralität muß ihm doch was eintragen. Unſer Herr iſt zu klein, um Eroberungen zu machen; da nimmt er ſo in der Stille, was er kriegen kann.

(Der Schneider wirft ſeine Arbeit weg und ſpringt zum Fenſter heraus auf die Straße).

Der Schneider.

Nein, nun reißt mir der Zwirn! — Euer Herr iſt ein Nimmerſatt, über den ſich die ehrlichen Leute die Knöpfe vom Leibe ärgern, ein Finanzſchwindler, ein Blutſauger, eine diebiſche Scheere, die noch das ganze Land in die Schneiderhölle hinunterſchneidern wird.

Polizeidiener.

Seht mir wieder den politischen Schneider. Nun Meister, erst zahlt, dann raisonnirt!

Schneider.

Wie viel kostet das Raisonniren?

Polizeidiener.

Der Preis ist herabgesetzt worden, um die Patrioten wieder ein wenig aufzumuntern, da die letzte Taxe so hoch angesetzt war, daß ihr Kanaier nicht mehr das Maul aufthun wolltet. Gebt einen Thaler, und Ihr könnt so viel schimpfen, als eine Schneiderlunge Athem hat.

Schneider.

Geld, Geld und immer Geld, das ist eben der Teufel! Vorgestern ist einer gehangen worden, meine Frau geht in aller Andacht hinaus, sich ein christliches Exempel zu nehmen, und wie sie in den Kreis tritt, fordert ihr der Henker ein Entreegeld ab. Gestern kommt ein Reskript, die Schneider, die Poeten und die Musikanten sollen alle Soldaten werden, um ihre Tapferkeit zu beweisen, und wer nicht will, soll fünfzig Thaler zahlen. Heute visitirt man mir die Werkstatt, und ich soll zur Strafe von allen gestohlenen Resten dem Hofnarren eine neue Hanswurstjacke zusammenflicken.

(Der Narr kommt mit dem Berggeist).

Polizeidiener.

Da kommt der Hofnarr.

Zolleinnehmer.

Was ist das wohl für ein Herr, der mit ihm kommt? Er geht zwar nur zu Fuße, aber er hat so etwas Vornehmes, daß ich die Mütze vor ihm abziehn muß.

Narr.

Heda, dicker Cerberus, darf die Liebe paſſiren, wenn ſie von der Narrheit geführt wird?

Zolleinnehmer.

Gott bewahre. Liebe und Narrheit ſind die beſten Zahlmeiſter in der Welt. — Verzeihen Sie, hochzuverehrender Herr, darf ich um Ihren werthen Namen bitten?

Berggeiſt.

Ich bin der Herr vom Berge.

Zolleinnehmer.

Und Ihre Verrichtungen in unſrer guten Stadt?

Berggeiſt.

Ich will um die Hand der ſchönen Prinzeſſin werben.

Zolleinnehmer.

Alſo wieder ein verliebter Prinz, hab' ich's doch gleich gedacht. Ja, ja, es iſt heute recht heißes Wetter und die Fliegen ſtechen ärger als ſonſt. Aber Ew. Durchlaucht müſſen einem unwürdigen Diener der hohen Finanzkammer huldreichſt verzeihen — ich weiß nicht, ob Sie die löbliche Einrichtung unſers Zollweſens kennen?

Berggeiſt.

Was willſt du?

Zolleinnehmer.

Das ſogenannte Prinzengeld, tauſend Piſtolen.

Narr.

Ja mein Gebieter, der Gott der Götter ſelbſt mußte in einem goldnen Regen kommen, wenn er zu der ſchönen Danaë eingelaſſen werden wollte.

Berggeist.

Nun, so mag es regnen!

(Es regnet Gold, worüber männiglich sich entsetzt und ein großer Tumult auf der Straße entsteht. Die Leute stecken die Köpfe aus den Fenstern und laufen zu den Häusern heraus).

Polizeidiener.

O Wunder, Wunder! Es regnet Dublonen!

Schneider.

Weib und Kinder! geschwind heraus! rafft, was ihr raffen könnt!

Zolleinnehmer.

Halt, das gehört alles dem Staate!

Polizeidiener.

Wache heraus! in's drei Teufels Namen!

Volk.

Gold, Gold, es regnet Gold!

Polizeidiener.

Zurück da!

Schneider.

Vorwärts! wo es Gold regnet, hören alle Gesetze auf!

Dritte Scene.

Destat im Schloß. Fürst Primislaus kommt im Gespräch mit einem Alchimisten.

Der Fürst.

Mein lieber Mann, schon seit dreißig Jahren laborire ich, und nie ist mir das große Werk gelungen. Ganze

Berge Goldes, die ich mit ſchlauer Liſt zuſammenſcharrte, hab' ich in den Tiegel hinein, aber noch keinen Stecknadelknopf herausgekocht. Von allen Weltenden her ſind die Alchimiſten zu mir gelaufen, aber alle haben mich betrogen, und Er wäre juſt der ſieben und ſiebzigſte, den ich hängen ließe, wenn bei Ihm wieder nichts herauskäme. Seine Idee iſt neu, das iſt wahr, aber auch, nehm' er mir's nicht übel, verzweifelt naiv. So was glaubt ihm ja kein Kind.

Der Alchimiſt.

Eben darum ſoll es auch das Geheimniß weiſer Männer bleiben. Gerade in dem, was am einfältigſten und gemeinſten ſcheint, liegt oft das größte Wunder. Ew. Durchlaucht dürfen nur von der Außenſeite meiner Methode abſtrahiren, und in das Centrum meines Princips eindringen, ſo wird ſich Ihnen alles in einem andern Lichte darſtellen. Es gibt überhaupt zwei Principe der Naturwiſſenſchaft, aus denen zwei entgegengeſetzte Methoden ihrer Behandlung entſpringen. Die eine, falſche, iſt die mechaniſche, die alles aus todten Stoffen zuſammenſchmelzen will; die andere, wahre, iſt die organiſche, die alles aus der innern Lebenskraft der Dinge hervorkeimen läßt. Ew. Durchlaucht haben ſich bisher an die mechaniſche gehalten, und da mußten Sie freilich garſtig betrogen werden. Man kann das Gold nicht machen, es muß ſich ſelber machen. Alles in der Natur macht ſich ſelbſt, wächst, iſt mit einem Wort organiſch, alſo auch das Gold. Man darf alſo nur der Natur gleichſam ein wenig unter die Arme greifen, und ihr Wachsthum befördern, wie dies ja Ew. Durchlaucht bereits bei dem Getraidebau und bei der Obſtzucht täglich beobachten können. Wenn Sie einen Baum verbrennen, entſteht

daraus wieder Bäume? Nein, Sie müssen den Samen des Baumes säen. Wenn Sie nun Gold verbrennen, entsteht daraus wieder Gold? Nein, Sie müssen den Samen des Goldes säen. Also dürfen Sie nur Dukaten säen, und sie werden wieder wachsen und Früchte tragen.

Fürst.

Ja von der Seite genommen — in der That, die Sache fängt an, mir einleuchtend zu werden.

Alchimist.

Vermittelst der Philosophie, Ew. Durchlaucht, wird alles klar, was vormals dunkel war.

Fürst.

Er gefällt mir. Wir geruhen, Ihm allergnädigst den Charakter Goldner Rath beizulegen.

Alchimist.

Ich küsse den Rock, und schwöre Ew. Durchlaucht, ich will diesen rühmlichen Titel verdienen. Binnen wenig Jahren soll auf allen umliegenden Bergen Dukatenkraut wachsen.

Fürst (gerührt).

Alle umliegenden Berge — bis an die Schneekoppe alles in Gold! — Und da soll ich eine landesväterliche Thräne zurückhalten? Nein, rinne, rinne nur, Thräne, und der Patriot spiegle sich darin. — Goldner Rath, weil Er uns so gerührt hat, geruhen wir des Fernern, Ihm die Insignien Unsers Civilverdienstordens dritter Classe allergnädigst zu verleihen.

Alchimist.

Ich ersterbe in dankbarer Zerknirschung, Ew. Durchlaucht.

Fürſt.

Noch eins, mein lieber Getreuer, da Er mir ein ſo wichtiges Geheimniß mitgetheilt hat, ſo will ich Ihm auch eins anvertrauen. (Mit Würde) Obgleich Wir nicht blind genug ſind, um nicht einzuſehn, daß Wir nur ein Souverain von faſt mikroskopiſcher Größe ſind, ſo liegt dies doch lediglich nicht an Uns, ſondern an Unſerm Lande, das einmal mit Teufelsgewalt nicht größer wachſen will, obgleich es eine ganz organiſche Verfaſſung hat. In Erwägung nun, wozu Wir eigentlich berechtigt wären, und wozu Wir, da man mit Eiſen Länder, und mit Gold Eiſen gewinnt, auch noch immer zu gelangen hoffen dürfen, haben Wir bei Antritt fürſtlichen Regiments Uns das Prädikat königlicher Majeſtät vorbehalten, und bedienen Uns deſſen in den innern Apartements.

Alchimiſt.

Ich verſtehe Ew. Majeſtät.

Ein Kammerherr (kommt).

Die fünf Prinzen von heute morgen laſſen Ew. Durchlaucht —

Fürſt.

Sprech' Er nicht verblümt. Dieſer gute Mann da iſt von den Geheimen.

Kammerherr.

Laſſen Ew. Majeſtät fragen, ob ſie dürften aufwarten?

Fürſt.

Heiß' Er ſie willkommen.

(Die Prinzen Türkenfreſſer, Caſanova, Siegwart, Firlefanz und Gottfried werden einzeln und nacheinander eine reſpektvolle Verbeugung vor dem Fürſten).

Der Fürſt.

Hoffnungsvolle junge Prinzen, ich weiß die Ehre zu ſchätzen, welche Sie mir erzeigen wollen. Da es aber bei uns Sitte iſt, daß ein Frauenzimmer nur einen Mann auf einmal beirathet, ſo kann ich unmöglich Sie alle fünfe zugleich an mein ſchwiegervätterliches Herz drücken. Sie ſcheinen mir indeß ſämmtlich ſehr liebenswürdig, und welchen auch meine Tochter wählen wird, es wird mir Einer ſo lieb ſeyn als der Andre. Wie heißen Sie denn eigentlich?

Türkenfreſſer.

Ich zuerſt will hier mich nennen,
Denn ich bin ein General,
Backenbärtig und brutal,
Dem man muß den Vorzug gönnen,
Denn ich bin mit einem Worte,
Bin der große Türkenfreſſer,
Und mein breites Maul iſt größer
Als die ganze hohe Pforte,
Die ich ſchlingen will ſo wacker
In den aufgeſperrten Rachen,
Wie mit grauſenvollem Lachen
Nüſſe knackt der Nüſſeknacker.
Ja, des Halbmonds beide Zacken
Schlag ich mir um meine Backen
Und verzehr' ihn aus der Mitte
Wie der Hund die Butterſchnitte.
Alle Türken will ich tödten
Und den Sultan hinterdrein.
Und gebacken in Paſteten
Schling' ich das Serail hinein,
Drin in ihren letzten Nöthen

Noch die schönen Weiber schrei'n,
Und den Mund wisch' ich mir rein
Mit der Fahne des Propheten.

Casanova.

Gerne von mir selber red' ich,
Denn ich bin der weltberühmte
Casanova von Venedig,
Der aufricht'ge, unverblümte.
Minder nicht berühmt als jener,
Der sich nennt den Türkenfresser,
Waren meine Schlachten schöner,
Waren meine Siege besser.
Damen nur zu überwinden,
Zog ich um in allen Landen,
Und noch keine konnt' ich finden,
Keine, die mir widerstanden.
Von der liebekranken Nonne
Zu Palermo hinterm Gitter,
Der ich von der Liebe Wonne
Zärtlich sang zu meiner Zitter,
Bis zur stolzen Amazone,
Schwebend in den leichten Bügeln,
Die in dem verstellten Hohne
Schwer die Liebe weiß zu zügeln,
Wenn sie an der Themse Strande,
Sieht sie kommen mich von weiten,
Unterm wallenden Gewande
Stärker drückt des Rosses Seiten;
Von der Spanierin, der frommen,
Die, selbst unter Höllenküssen
In des Teufels Arm genommen,
Weiß zu wahren ihr Gewissen,

Und die Treue von mir fodert
Mit dem Dolch in ihrer Rechten,
Wenn von Flammen schon umlodert
Schlangen ihr das Herz umflechten.
Bis zu Töchtern eines Skythen,
Die der Knechtschaft Jammer tragen
Und mir Leib und Seele bieten,
Ohne nach dem Preis zu fragen,
Alle, jung und alt von Tagen,
Alle Großen, alle Kleinen,
Alle Rohen, alle Feinen,
Die in Osten, die in Westen,
Die in Süden, die in Norden,
Alle Guten, Bessern, Besten
Sind zur Beute mir geworden.

Siegwart.

Siegwart bin ich, was Natur
Andern mag gespendet haben,
In die schöne Seele nur
Hat sie meinen Werth begraben.
Thaten hab' ich nie verrichtet,
Denn ich bin zu fromm dazu,
Nur in ländlich stiller Ruh
Hab' ich manches Lied gedichtet.
Daß ich nicht ein Schäfer worden,
Machte mir schon bittern Schmerz,
Drum statt eines Prinzenorden
Trag' ich auf der Brust mein Herz.
In der Rechten eine Flöte,
In der Linken Werthers Leiden,
Geh ich in der Abendröthe,
Wo die stillen Lämmer weiden,

Und verſink' in die Betrachtung
Meiner eignen ſchönen Seele
Und in fromme Weltverachtung
Bei dem Lied der Philomele.
Niemals jagt' ich nach dem Ruhme,
Nur ein Gärtner wollt' ich ſeyn
Meiner eignen Herzensblume,
Die jungfräulich, zart und rein
Ich in ſtiller Hoffnung übte,
Die ich ſchon ſeit manchem Jahre
Für die künftige Geliebte
Keuſch und züchtiglich bewahre.

Firlefanz.

Ich bin der berühmte kleine
Zephyrleichte Firlefanz,
Deſſen zart geformten Beine
Immer ſchweben wie zum Tanz,
Dem in ſeinem linken Wädchen
Schlägt ein immer hüpfend Herz,
Für die Frauen, für die Mädchen
Unerſchöpflich neuer Scherz.
Keiner trug noch die Manſchette
Von ſo feinem Spitzenband,
Keiner hielt noch die Lorgnette
So voll Grazie mit der Hand,
Keiner hat noch in ſo nette
Schmale Schuh den Fuß geſpannt,
Keiner ſchlug die Pirouette
So dezent und doch galant.

Gottfried.

Gottfried heiß' ich, denn in Frieden
Eß' und trink' ich Tag für Tag,

Was mein Ländchen mir beſchieden
Und die Tafel tragen mag.
Türken hab' ich nie gefreſſen,
Sonſt doch bin ich in der Welt,
Gilt es Trinken oder Eſſen,
Sicherlich der größte Held.
Ja, Sie würden recht erſtaunen,
Säh'n Sie, wie mit feſtem Blick
Ich ein Dutzend von Capaunen
Zu mir nehme Stück für Stück.
Und von ächtem Rüdesheimer
Trink' ich ohne Scherz dazu
Täglich einen Vierteleymer
In der allerbeſten Ruh.
Ruhig bin ich und der beſte
Mann, wenn nach dem Mahl gemüthlich
Auf ich knöpfe meine Weſte
Und dann ſchlafe ſtill und friedlich.
Immer bin ich fromm und gut,
Nie in Wallung kommt mein Blut,
Gegen Unmuth trink' als Weiſer
Ich ein Gläschen Asmannshäuſer.
Neckt vielleicht und ſpottet einer,
Ei ſo trink' ich Nierenſteiner.
Alle meine Widerſacher
Schlag' ich durch den Bacharacher,
Und ſelbſt für den ſchlimmſten Aerger
Hilft doch noch Johannisberger.

Fürſt.

Hahaha! — liebe, charmante Leute! Nun, ich habe meine Tochter rufen laſſen. Sehn Sie zu, wie weit Sie mit ihr kommen. Ich thue nichts dazu und nichts

davon, denn ich bin mit der Cultur weit genug fortgeschritten, um zu wissen, daß Aeltern den Kindern ihren Willen lassen müssen. Meine Tochter ist ein wenig obstinat, aber das ist pikant. Solche Helden, wie Sie, werden sich doch davor nicht fürchten. Wer von Ihnen von meiner Tochter abgewiesen werden sollte, der bemühe sich hernach zu mir, damit ich ihn durch Verleihung des Ordens vom rothen Krebs oder von der entsagenden Liebe einigermaßen trösten kann, ein Orden, der eigends für die verschmähten Liebhaber meiner Tochter gestiftet ist. Unterdeß machen Sie sich's bequem. Thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären, und bis meine Tochter Sie vor sich läßt, können Sie sich ja vor ihrem Bilde die Reden einstudiren, die Sie halten werden. Da hängt es!

Die Prinzen

(stehen sich darnach um).

Ah!

Fürst.

Kommt, goldner Rath!

(Er geht mit ihnen ab).

Die Prinzen

(in Betrachtung des Bildes versunken).

Excellent — superb — himmlisch — göttlich — einzig!

Türkenfresser.

Welcher Trotz, welch herrischer Amazonenblick!

Casanova.

Welch reizende Albernheit, aber voll Wollust!

Siegwart.

Welche süße, schmachtende Wehmuth!

Fitzlefanz.

Welche leichtfertige Sylphide!

Gottfried.

Welche Gutmüthigkeit, welcher Sinn für Häuslichkeit, welche volle Backen!

Der Hofmaler

(kommt).

Nun, nicht wahr, durchlauchtigste Prinzen, so etwas Schönes haben Sie noch nicht gesehn?

Türkenfresser.

Bey meinem Bart, sie ist ein königliches Weib!

Casanova.

Das verführerischeste Gänschen von der Welt!

Siegwart.

Eine hehre Huldgestalt!

Gottfried.

Sie scheint mir sanft wie ein Pudding, und zart wie das weiße Fleisch eines Fasans.

Hofmaler.

Und was, meine Prinzen, was finden Sie an ihr am schönsten? Ich bitte Sie, betrachten Sie sie einmal recht aufmerksam!

Die Prinzen.

O, es ist alles schön an ihr!

Casanova.

Sogar das, was man nicht sieht. Aus dem Kopf schon kann ich auf das Uebrige schließen, als ob ich es leibhaft in den Armen hätte.

Firlefanz.

Oui — beſonders die kleinen Schuhe. Ich ſehe ſie ſo deutlich vor mir, als ob ich das Maaß dazu genommen hätte.

Hofmaler.

Aber merken Sie denn nichts? Ei ſo nehmen Sie doch die Augen in die Hand! — Sehn Sie denn nichts? — Die Naſe! Ich bitte Sie, meine Herrn, haben Sie jemals eine ſolche Naſe geſehn? — Sie haben recht, alles iſt ſchön an unſerer durchlauchtigſten Prinzeſſin, aber das Schönſte von allem iſt doch immer die Naſe. Man könnte ſie die Naſe der Naſen nennen, das Ideal, den Urtypus der ganzen Naſenfamille. O, in dieſer Naſe liegt alles. Ich ſtudire ſie Tag und Nacht, es iſt im kleinſten Raum die ganze Schönheit der Welt zuſammengedrängt. Ihre kleine muthwillige Spitze trägt wie Atlas den Himmel. Und dieſe Naſenflügel, die zarten, ſammetweichen, naiven, graziöſen, wie ſie ſich mit dem Athem zu beben ſcheinen! Ach, was iſt der ſchönſte Buſen gegen einen Naſenflügel! Und die Taille dieſer göttlichen Naſe — ja, meine Prinzen, auch die Naſe hat eine Taille — o wenn Sie ſich nicht auf die Taille einer Naſe verſtehen und auf das Embonpoint der Wangenpurzel, die zwiſchen Augen und Naſe ſich ſanftſchwellend hervorhebt, dann, meine Prinzen, dann hüten Sie ſich doch ja, von weiblicher Schönheit reden zu wollen. Und wiſſen Sie, wo der geheimſte Sitz dieſer Schönheit iſt? In dem Abfall von der Naſenſpitze zur Oberlippe. Die Ausmeſſung dieſes Winkels iſt ſchwieriger als die Quadratur des Zirkels. Oeffnen oder ſchließen Sie ihn um das Zehntauſendtheil eines Haares, und weg iſt der Zauber der Schönheit.

Die Prinzen.

Bravo! wer sind Sie, mein Herr?

Hofmaler.

Ein denkender Künstler und derzeit diesiger Hofmaler, dessen unwürdige Hand eben dieses Nasenideal der Natur aus dem Spiegel gestohlen hat.

Ein Kammerherr

(kommt).

Die durchlauchtigste Prinzessin erwartet Sie.

Die Prinzen.

Ah!

(Sie gehn ab).

Vierte Scene.

Ein prachtvolles Zimmer. Die Prinzessin sitzt vor dem Spiegel. Arabella und Rosalie sind mit ihrem Putz beschäftigt.

Prinzessin.

So — wahrhaftig, lieben Kinder!
Jetzt bin schön ich, zum Entzücken,
Daß ich selbst mich küssen möchte.
O, es ist doch nichts so süß,
Als zu wissen, daß man schön ist,
Und sich selber zu bewundern
Wie der glückliche Narcissus.

Rosalie.

Schade für die armen Prinzen,
Die mit Eurer Schönheit Strahlen

Heillos Ihr verwunden werdet.
Oder fürchtet Ihr, es könnte
Einer von den jungen Prinzen
Euch vielleicht gefährlich werden,
Daß Ihr so sorgfältig heute
In die Rüstung Euch geworfen?

Prinzessin.

Sorge nicht, du gutes Kind!
Wenn du siehst, daß ich mich einst
Nicht mehr putze, dann erst fürchte,
Daß Gefahr vorhanden sey.

Kammerherr

(kommt).

Gnädigste Prinzessin, draußen
Stehn die fünf erlauchten Prinzen.

Prinzessin.

Bitte sie, hereinzukommen!

(Die Prinzen werden eingeführt und knieen vor der Prinzessin nieder).

Die Prinzen.

Holde Königin der Liebe,
Gnadenbild in der Kapelle,
Sieh in heißem Andachtstriebe
Pilger uns an Deiner Schwelle
Knieen, und empfang' uns artig,
Wenn wir statt geweihter Kerzen
Unsre flammenvollen Herzen
Ueberreichen ehrerbietig.

Prinzessin.

Fromme Pilger, Eure Sünden
Sollen ungebeichtet gleich

Ihren vollen Ablaß finden.
Drum, Ihr Herrn, erhebet Euch!

Die Prinzen.

Nein, nicht eher, bis Du selbst,
Holdeste, die Hand uns bietest.

Prinzessin.

Eine Hand ist wohl zu wenig,
Denn ich seh', hier braucht es fünfe,
Drum begnügt Euch, wenn ich nur
Jedem einen Finger biete.
(Sie hebt einen nach dem andern auf).

Die Prinzen.

Nun wohlan, wir stehn mit steifen
Rücken, wie die Orgelpfeifen.
Einen Ton herauszugreifen,
Hebe Deine schöne Hand;
Stille halten wir galant.
Wähle, schöne Seele, wähle
Den, der sich mit Dir vermähle!

Prinzessin.

Uebereilt Euch nicht, Ihr Herrn,
Denn so schnell sind wir nicht fertig.
Erst erkunden möcht' ich gern,
Wessen ich von Euch gewärtig.
Drum erlaubt mir, Euch zu fragen:
Was für ein Mann
Mir allein gefallen kann?
Wer die Wahrheit mir wird sagen,
Der ist selber dieser Mann,

Und ich nehm' ihn ohne Zagen
Gleich zu meinem Gatten an.

Gottfried.

Schönes Kind, die ganze Welt
Weiß ja, daß Euch Weibern allen
Der am beſten nur gefällt,
Der ſich alles läßt gefallen.
Eurer unverdienten Huld
Einz'ger Preis iſt — die Geduld!

Prinzeſſin.

Nun, ſo wartet in Geduld,
Bis Euch winket meine Huld,
Und laßt ewig Euch gefallen,
Daß Ihr niemals mir gefallt.

Firlefanz.

Ich, o Holde, der ich immer
Um die ſchönen Frauenzimmer
Wie ein Schmetterling geſchwebt,
Weiß, ihr holden Damen alle
Fühlt nicht eher, daß ihr lebt,
Bis ihr glänzt auf einem Balle.
Lieben, Leben iſt euch Tanzen,
Wechſeln wollt ihr mit der ganzen
Männerſchaar voll Unbeſtand,
Stets hinüber und herüber
Tanzend nur von Hand zu Hand;
Drum auch habt ihr keinen lieber,
Als den leicht beſchuhten Mann,
Der am beſten — tanzen kann!

Prinzessin.

Drum seht Ihr wohl selber ein,
Wär't Ihr auch der beste Tänzer,
Müßt' es doch langweilig seyn,
Immer nur mit Euch allein
Durch das Leben fortzutanzen.

Siegwart.

Von den zarten Huldgöttinnen,
Von den milden, süßen Frauen
Kann man nie zu Hohes glauben,
Darum ist mein Hochgefühl
Hochgedanke, Hochgesang:
Sie sind Engel,
Ohne Mängel,
Die zum Himmel uns erhohn,
Wenn ihr Wesen wir verstehn,
Wenn in jedes zarte Fältchen
Ihres Herzens wir uns schmiegen,
Und uns immer feiner stimmen,
Immer sachter, immer leiser,
Bis in reiner Harmonie
Seel' in Seele kann verschwimmen.
Ja, der zarten Seelen würdig
Ist nur selbst die zarte Seele
Die empfindsam schmelzende,
Und die holden Frauen müssen
Immer den am meisten lieben,
Der mit ihnen warm empfinden,
Sehnen, lieben, schmachten, schwärmen,
Und im Nothfall — beten kann.

Prinzessin.

Eins vergeßt Ihr. Wenn auch wir
Mit Empfindsamkeit nicht heucheln,
Heuchelt sie gewiß mit uns.
Und Ihr könnt aufs Wort mir glauben,
Daß so wahr, als Ihr Euch irrt,
Alle schwärmerischen Mädchen
Darum Männer nur verlangen,
Um das Schwärmen zu vergessen.

Casanova.

Frauenherzen haben immer,
Wie des Janus Doppelkopf,
Zwei Gesichter, eins, das offen,
Ungescheut zur Schau sie tragen
Und dahinter ein geheimes,
Das sie nie zu zeigen wagen.
Was in jenem ist zu lesen,
Wäre lächerlich zu sagen,
Da es keinem unbekannt;
Doch das Räthsel jenes andern
Aufzulösen ist gefährlich.
Da Ihr aber Wahrheit fordert,
Und auf Wahrheit habt den höchsten,
Köstlichsten gesetzt der Preise,
Will ich sie Euch frei bekennen.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der von vielen
Andern Frauen wird geliebt,
Denn ein Gegenstand des Neides
Sind sie gern, auch wenn dem Neide
Selber sie zum Opfer fallen.

Frauen lieben insgeheim,
Mögen sie sich auch verstellen,
Den am meisten, dem der Ruf
Freie, freche Sitten zuschreibt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, der das meiste
Weiß zu fordern von den Frauen,
Der am meisten ihnen kostet
Und am wenigsten zurückgiebt.
Frauen lieben insgeheim
Den am meisten, den sie offen
Bitterlich zu hassen scheinen,
Der am tiefsten sie beleidigt,
Und die Klagenden mit grausam
Schonungslosem Hohn verspottet.
Frauen lieben den am meisten,
Den sie ohne Hoffnung lieben,
Den sie niemals fesseln können,
Der nothwendig nur ihr Unglück,
Ihr Verderben ist und Fluch,
Und den, weil sie dieses wissen,
Immer mehr sie lieben müssen.
Oder soll ich Euch mit einem
Worte lösen alle Zweifel,
Niemand ist so interessant
Für die Frauen, als — ein Teufel.

Prinzessin.

Doch für die nur, die nicht selber
Art'ge kleine Teufel sind.
Eure Worte haben Sinn,
Doch er ist nur halb getroffen.

Engel nur könnt Ihr verführen,
Ich, mein Herr, ich bin kein Engel.

Türkenfresser.

Alle Frauenzimmer wissen,
Daß der Mann sie überwindet,
Wenn er will, und ihre Schwachheit
Würde keinen Unterschied
Jemals unter Männern machen,
Wenn die Männer selber nicht
Unter sich verschieden wären.
Stünden alle Frauenzimmer
In der Welt nur Einem Manne
Gegenüber, würden alle
Diesem Einen sich ergeben,
Wenn er auch der Schwächste wäre.
Doch sobald der Männer viele
Sich um eine Frau bewerben,
Schenkt sie dem nur ihre Liebe,
Der am stärksten ist von allen,
Den die andern alle fürchten,
Dem sie zitternd alle weichen,
Oder der zu seinen Füßen
Sie zermalmend niederwirft.
Die Gewalt, die Weiber zwingt,
Ist nicht würdig, sie zu zwingen.
Die nur, die auch Männer zwingt,
Hat verdient, daß sich die Weiber
Ungezwungen vor ihr beugen.

Prinzessin.

Eure Rede, stolzer Herr,
Würde jeden meiner Zweifel

Und Ihr selber würdet wohl
Auch mich selber überwinden,
Lebten wir in der Türkei,
Wo Gewalt allein entscheidet.
Doch wir leben hier im Frieden
An dem Fuße der Sudeten.
Vor Gewalt gilt hier das Recht,
Und der Frauen Recht ist — Weigern,
Was Gewalt sich nur erzwingt.

Die Prinzen.

Wie? uns allen gebt Ihr Unrecht,
Ein Stumpfnäschen, wie das Eure,
Sollte jeder Weisheit spotten
Und der gründlichsten Erfahrung?

(Es entsteht ein großer Lärm vor der Thür. Der Kammerherr stürzt herein).

Kammerherr.

Wunder! Wunder!

Prinzessin.

Welch ein Auflauf!

Kammerherr.

Es gehn Wunderdinge vor. Es hat Gold geregnet. Der Papa wird gleich hier seyn; er läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch ja alle andern Prinzen abweisen, der rechte sey eben angekommen.

Die Prinzen.

Welche Sottise!

Der Narr
(kommt).

Prinzessin, das goldne Zeitalter ist wiedergekehrt!

Menſchen voll Unſchuld, Straßenpflaſter voll Gold! O nicht wahr, ſchöne Prinzeſſin, wir wollen auch wieder unſchuldig werden. Hättet Ihr geſehn, was ich geſehn habe, wie die Unſchuld zu Schönheit und Reichthum verhilft, Ihr würdet nie bedauert haben, einmal einfältiger geweſen zu ſeyn, als Ihr es jezt ſeid.

Prinzeſſin.

Was giebt es denn eigentlich? Rede doch einmal vernünftig!

Narr.

Vernünftig wie eine Schwiegermutter. Wir werden heirathen, Prinzeſſin. Freut Euch mit mir, wir kommen unter die Haube! Unſer Bräutigam iſt da!

Prinzeſſin.

Unſer Bräutigam?

Narr.

Wir, Ihr und ich, das iſt ja Eins. Würden wir uns denn nicht ſchon längſt ſelber geheirathet haben, wenn es möglich wäre, zwei aus uns zu machen, wenn wir nicht ſchon unzertrennlich verbunden wären?

Mehrere Hofleute

(kommen).

O Wunder, Wunder, es hat Gold geregnet!

Hofmaler

(kommt).

Gnädigſte Prinzeſſin, ich weis nicht, ob Sie ſchon wiſſen, das neue Wunder —

Prinzeſſin.

Ja doch, ja!

Kammerherr.

Se. Durchlaucht, Platz, Platz!

(Der Saal füllt sich mit Hofleuten, dann der Fürst, der den Berggeist hereinkomplimentirt).

Fürst.

Nur hier herein! Hier, Sie lieber Charmanter! Hier ist meine Tochter. — Geschwind einen Stuhl! Komm her, mein Kind, begrüße Deinen Bräutigam, denn den mußt Du heirathen, das ist der Rechte! Denke nur, mein Kind, er kann Gold machen, Gold, Gold!

Kammerherr.

Ach, Ew. Durchlaucht, der goldne Rath von heute Morgen ist in Ohnmacht gefallen. Ich glaube, er ist gar todt.

Fürst.

Da thut er wohl daran. — Er soll mit einer Pension entlassen werden. Wenn er aber wieder aufleben sollte, so muß er hängen. Hört Ihr? — Ei, da stehn ja auch noch die Prinzen — meine Herrn, Sie sehn wohl ein, daß unter den obwaltenden Umständen, den dermaligen politischen Constellationen, am Vorabend großer Ereignisse — nun so verstehn Sie mich doch um Gotteswillen. Heda! Der Ordensvicekanzler soll kommen. — Fünf Dekorationen des rothen Krebsordens! Geschwind, wenn ich befehle! — O mein lieber charmanter Herr vom Berge, setzen Sie sich doch! Nun meine Tochter! Aber was ist denn das wieder?

Kammerherr.

Ein Hoffräulein ist in Ohnmacht gefallen.

Fürst.

Arabella? Tragt sie hinaus. Ein Glas Wasser, Geschwind! daß dich doch!

Berggeist.

Sey ruhig, und gieb Raum mir, alter Mann,
Daß ich die Schöne hier begrüßen kann.

(Zur Prinzessin).

Zu Dir allein hat Sehnsucht mich gezogen,
Zu Dir allein, Du süßes Himmelslicht.
Was diesen hier, die lästig uns umwogen,
Mit Dir gemein ist, ich begreif' es nicht,
Und wills nicht wissen. Unter Millionen
Säh' doch mein Herz und Auge Dich allein,
Denn wo die Schönheit und die Liebe thronen,
Muß ringsumher die Welt vergessen seyn.
Woher ich komme, wer ich bin, zu sagen,
Vermag ich erst, seitdem ich Dich gesehn,
Doch wirst Du nie nach meiner Herkunft fragen,
Weil Lieb' und Schönheit sich von selbst verstehn.
O Schönheit, mächtigstes von allen Dingen,
Die Sonne selbst muß weichen deiner Macht,
Denn deine goldnen Strahlenpfeile dringen
Den Fels hindurch in bergetiefe Nacht,
Daß voll Empfindung plötzlich eine Seele
In dem verborgensten Gesteine glüht,
Und aus der dunkeln unterird'schen Höhle
Empor wie eine Fackeldistel blüht.
Der Schönheit Zauber nur hat mich geboren,
Mich aufgeweckt aus weltenalter Ruh,
Und zum Gefährten bin ich Dir erkoren,
Weil ich die Liebe bin, die Schönheit Du!
Doch die Gestalten, die ich hier erblicke,
Wie fremd sie sind, wie kalt und liebeleer!
Sie stören uns bei unserm Liebesglücke,
Wo kommen diese Larven alle her?
Laß uns entfliehn dem drängenden Gewimmel.

Wo unberufen alles auf uns ſchaut,
Komm, folge mir in einen ſtillen Himmel,
Wo wir uns einſam lieben und vertraut.

(er faßt ihre Hand).

Prinzeſſin.

Hat Liebe denn wahnſinnig Euch gemacht,
Daß alle guten Sitten Ihr verlacht?
Hinweg Verwegner, laßt die Hand mir frei!

Narr.

Er iſt im Lieben noch ein wenig neu.

Fürſt.

O ich bitte, lieber Charmanter, es würde ſich mit der Hofetikette nicht vertragen, bedenken Sie —

Berggeiſt.

Ein Augenblick, und ohne langen Streit
Iſt dieſer ſchöne Raub in Sicherheit.

(Er nimmt ſie in den Arm und verſchwindet mit ihr).

Prinzeſſin.

O Himmel, ich ſchwebe!

Fürſt.

Sie ſchwebt, o Himmel!

Narr.

Weg iſt ſie!

Alle.

Ah!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Auf dem Riesengebirge. Die Gegend, welche man Rübezahls Lust-schloß nennt. Morgendämmerung. Die Elfen bauen das Lustschloß.

Elfen.

Emsig fröhliches Gewimmel,
Schwerbeladen bunter Troß,
Bauen wir zum Sternenhimmel
Kühn empor das Königsschloß.

Hurtig, hurtig, rührt die Hände,
Wie der Meister uns befahl,
Daß sich unser Werk vollende
Bei dem ersten Morgenstrahl.

Aber ach, das Werk wird dauern
Bis zur Abendröthe kaum,
Fallen werden diese Mauern
Und verschwinden wie ein Traum.

Und der späte Wandrer lerne,
Wenn er diese Stelle schaut,
Daß die erste Liebe gerne
Schlösser in die Lüfte baut.

Zweite Scene.

Ein prächtiges Gemach im Innern des Frauenthurmes. Prinzessin Emma liegt in Ohnmacht auf einem Sopha. Vor ihr der Berggeist.

Berggeist.

Noch immer ist die Schöne nicht erwacht,
Und sie zu wecken hab' ich keine Macht.
Wie, wenn sie todt in meinen Armen bliebe!
O bittre Frucht der süßen Blüthe Liebe!
Warum so kalt bei meinen warmen Thränen,
Und kälter stets, je feuriger mein Sehnen?
Es gab ihr Tod mir glühend heißes Leben,
Kann ich nicht Leben auch dem Tode geben?
Dein unbeweglich Marmorangesicht,
Es ist so schön, doch es empfindet nicht.
Mit welcher Unruh quält mich Deine Ruh!
Mit starrem Lächeln nur erwiederst Du,
Was meine Liebe bittend, flehend, dringend
Dir sagen mag, mit Lust und Wehmuth ringend.
Wie sie mich ängst'gen, Deine schönen Züge!
Tod oder Leben, eins darin ist Lüge!
Will ich dem einen liebend mich vertrauen,
Weckt mir das andre wunderbares Grauen.
Da Du im Kreise vieler Menschen standest,
Und zürnend meinen Armen Dich entwandest,
War ich so freudig, alles kühn zu wagen,
Und nun Du mein allein bist, muß ich zagen.
Da Du so schlummernd lächelnd hingegeben
In meinen Armen ruhst, fühl' ich mich beben.
Ich stünde Deines Auges Ungewittern,
Vor dem geschloßnen muß ich furchtsam zittern.

Prinzeſſin

(ſchlägt die Augen auf).

Ah!

Berggeiſt.

Sie erwacht, o ſüße Wonne mir!

Prinzeſſin.

Wo bin ich denn? was iſt geſchehn mit mir?
Ha Dich, Verwegner, ſeh' ich wieder hier,
Dich, der mich raubte. — Rache Dir!
Es ziemt dem Manne, Frauen zu vertheid'gen,
Du Schwächling, kannſt ſie nur beleid'gen.
Ob ſchön Du biſt, die Ehre mangelt Dir,
Und häßlich unerträglich ſcheinſt Du mir.

Berggeiſt.

O wüßteſt Du, wie tief Du mich betrübſt,
Iſt es denn möglich, daß Du nicht mich liebſt?

Prinzeſſin.

Wie? So naiv, und doch ſo ungezogen?
Ich habe mich vielleicht in Dir betrogen,
Einfältig kommſt Du mir, nicht boshaft vor.
Du ſchienſt ein Beſenwicht, und biſt doch nur ein Thor.

Berggeiſt.

Ein böſer Irrthum iſt als Scheidewand
Noch hemmend zwiſchen Dich und mich geraumt,
Doch muß er wie ein Nebel bald verachn,
Ich werde Dich, und Du wirſt mich verſtehn.
Unmöglich kann das ſchönſte Paar auf Erden
Sich ſehn, und nicht auf ewig einig werden.
Die Sonne muß am Firmament erblinden,
Soll nimmer Schönes ſich zum Schönen finden

Weil ich Dich liebte, ward ich schön,
Und weil Du schön bist, wirst Du lieben.
Du wirst in mir der Liebe Schönheit sehn,
Und ich in Dir der Schönheit Lieben.

Prinzessin.

Kann Lieb' und Schönheit einig in mir liegen,
So kann ich auch mir selber gnügen.
Die eigne Schönheit liebend nur allein,
Will ich nur schön der eignen Liebe seyn.

Berggeist.

O nein, die Eigenlieb' ist Trug,
Man ist sich niemals selbst genug.
Sieh dies Geschmeide, das als Liebeszeichen
Dir meine Hände bittend überreichen.
Die Königin, die in des Meeres Grunde
Den Thron der Purpurmuschel ziert,
Der König, der in tiefer Berge Schlunde
Glanzvoll der Steine Voll regiert,
Die Perle hier und dort der Diamant
Rang sehnend sich empor und Eines fand
Das Andre in dem Schmucke deines Haares,
Als Sinnbild jedes schönen Paares.

Prinzessin.

Der Schmuck gefällt, nicht die Bedeutung mir.
Drum nehm' ich diesen, jene laß ich Dir.
— Fürwahr, so große Perlen sah ich nimmer,
Und dieses hochgewölbte Zimmer,
Wie alles hier von Golde lacht!
Der bunten Edelsteine Schimmer,
Im Teppich eingewirkt die reichen
Und abentheuerlichen Zeichen,
O Himmel, welche fremde Pracht!

Iſt's Phantaſie, die mich im Flug'
In ein arabiſch Mährchen trug?

Bergeiſt.

Sieh um Dich, es iſt Wirklichkeit.
Auch iſt's nur wenig Stunden weit
Von hier zu Deines Vaters Haus.
Du ſiehſt es von dem Fenſter aus.
— Zertheilt euch, Nebel, daß die Wolkenbraut,
Im Sonnenlicht die Erde ſchaut!

Prinzeſſin.

Wahrhaftig, dort im Thale ſeh' ichs liegen,
Mich dünkt, ich dürfte nur hinunter fliegen.
Wie aber kam auf dieſe Höhen,
Das neue Schloß, das ich noch nie geſehen?

Bergeiſt.

Erkenne draus, o holde Zauberin,
Daß ich ein mächt'ger Bergeiſt bin,
Den Deiner Schönheit magiſche Beſchwörung
Hervorgerufen aus der Unterwelt,
Und der nun, zärtlich flehend um Erhörung,
All ſeine Schätze Dir vor Augen ſtellt.
Als unumſchränkten Herrn erkennt das ganze
Rieſengebirg mich an in Ewigkeit,
Vom Glatzer Schneeberg, der zuerſt dem Glanze
Der Morgenſonne ſeine Stirne beut,
Bis zu den einſam dunkelgrünen Tannen,
Die rings den hohen Iſerkamm umziehn,
Und, wenn die Sonne wieder flieht von dannen,
In ihrem letzten Purpur glühn.
Dies iſt mein Reich, das weltenalte,
Darin ich ewig wohn' und walte,

So lang' aus Nacht der Tag erwacht,
Und wieder Tag einſchläft in Nacht.
Es ſtanden dieſe Höhen, zwar erhaben,
Doch öde nur, ein witterndes Geſtein,
So lang' ich ſelbſt, im Berge tief begraben
In Schlummer lag, und mit mir ſelbſt allein.
Doch nun Dein Auge zauberklar
Mich aufgeweckt im tiefen Schooß der Erden,
Muß, wie mein Herz verjüngt iſt wunderbar,
Auch das Gebirg zum Paradieſe werden.
Dieß Schloß erbauten Geiſterhände leiſe
In einer kurzen Sommernacht,
Und rings umher in weitem Kreiſe
Blühn Gärten, wie die Liebe ſie erdacht.
Hier ſoll der Liebe Tempel ſtehn,
Hier ſoll der Schönheit Doppelſonne
Hellſtrahlend niemals untergehn,
Und ewig ſoll der Liebe Wonne
Der Liebe Sehnſucht hier erheb'n.
Geliebte, laß in dieſen ſel'gen Räumen
Uns unverwandt in leiſem Uebergehn
Der Seelen Aug' in Auge ſehn,
Der Lieb' Unendlichkeit verſtehn,
Und ſüß die Ewigkeit verträumen.

Prinzeſſin.

Hör' auf, laß dieſe Täuſchung ſchwinden,
Denn jede Lockung iſt bei mir vergebens.
Wodurch Du hoffſt, mich feſter zu verbinden,
Weckſt Du mir nur den Geiſt des Widerſtrebens.
Umringſt Du Dich mit allen Himmelsfreuden,
Ja magſt Du ſelbſt zum Gotte Dich verkleiden,
Doch nichts von allem iſt ſo ſchön,
Als dieſem allen — widerſtehn!

Berggeist.

Du willst mir jede Hoffnung rauben,
Doch unabänderlich fest steht mein Glauben:
Das Schöne muß das Schöne an sich ziehn,
Und Liebe kann der Liebe nicht entfliehn.

Prinzessin.

So sagen die Verliebten alle,
Doch alles ist ein eitler Trug.
Schön seyn ist wahrlich nicht genug,
Es kommt drauf an erst, daß man auch gefalle,
Drum aus dem Himmel, der mir nicht gefällt,
Bring' mich zurück zu der gemeinen Welt.

Berggeist.

Du spielst mit mir und kämpfst in süßem Ringen,
Doch wird ein Doppelsieg die Lösung seyn.
Bezwungen wirst Du mich bezwingen,
Denn niemals siegt ein liebend Herz allein.
Drum will ich in Geduld mich fassen,
Bis zärtlicher Dein schönes Auge spricht.
Doch, Schöne, von mir Dich zu lassen,
Das fordre vom Geliebten nicht.
Ob ich auch tausend Jahre warten müßte,
Säh' ich nur in Dein Angesicht,
Ob nie Du's sagtest, dennoch wüßte
Mein Herz, das Deine haßt mich nicht.

Prinzessin.

Könnt' ich Dich hassen, könnt' ich Dich auch lieben,
Denn Lieben ist verstecktes Hassen,
Und Hassen nur verstecktes Lieben.
Ich will von keinem mich berücken lassen,
Du sollst mir ganz gleichgültig seyn.

Und müßt' ich ewig hier gefangen ſitzen,
Und könnte nichts mich mehr befreien,
Ich ſchwöre Dir, es ſoll Dir doch nichts nützen.
Haſt einmal Du des Weibes Eigenſinn
Geweckt, ſo wird ihn nichts mehr bengen.
Unwiſſender, ich will Dir zeigen,
Daß ich ein Weib, ein wahres, bin.
Wohlan, ich will in dieſem Schloſſe bleiben,
Doch iſt es dann auch mein allein,
Und ſoll ich Dich nicht draus vertreiben,
Mußt Du dienſtfertig und beſcheiden ſeyn.

Bergeiſt.

Befiehl, und alles ſey gewährt,
Was Deine Laune nur begehrt.
Willſt Du Dich an die goldnen Tafeln ſetzen,
Und prüfen der Ambroſia Zubereitung?
Soll Nektar Deine Roſenlippen netzen?
Soll in der Elfen Harfentonbegleitung
Dich lieblicher Geſang ergötzen?
Willſt Du im Sommerbade Dich erquicken,
Dich neunmal anders vor dem Spiegel ſchmücken,
Und dann im Chor geflügelter Sylphiden
Den zarten Fuß im Tanze ſüß ermüden?

Prinzeſſin.

Bleib mit den Geiſtern mir drei Schritt vom Leibe,
Und ſchaffe Menſchen mir zum Zeitvertreibe,
Hofdamen, Stutzer, Narren, Kammerherrn.

Bergeiſt.

Die widerwärtig Läſt'gen, wie so gern
Ich drunten ließ in ihrem Jammertal,
Mit ihnen willſt Du wieder Dich umringen?

Sie ſollten mir zu Hohn und Spott,
In's ſtille Reich der Liebe dringen?
Doch, weil, o Schöne, Du befohlen,
Will ich Dir ſolche Menſchen holen,
Und daß ſie nicht zu ſehr zur Laſt
Uns fallen mögen, ſuch' ichs einzurichten,
Daß ſie, wenn Du gebraucht ſie haſt,
Gleich wieder ſich von ſelbſt vernichten.

(Er geht ab).

Prinzeſſin.

So ſollten eigentlich die Menſchen alle ſeyn,
Dann würd' uns nie ihr Umgang reu'n. —
Dieß Abentheuer fangt mich an zu freu'n,
Es iſt doch nicht ſo ſchwer, mit Geiſtern umzuſpringen,
Denn eine ſchöne Frau gefällt
Und herrſcht auch in der Geiſterwelt.
Bis zu des Weltalls letzten Ringen,
Durch Himmel ſelbſt und Hölle dringen
Die Pfeile, die von Amors Bogen ſpringen.
Der Liebe mächt'ge Lockung fühlte
Selbſt Pluto einſt, der Fürſt der Finſterniß,
Daß er Proſerpina, die unter Blumen ſpielte,
Mit ihren Blumen in den Orkus riß.
Doch ich, die in die gleiche Lage kam,
Ich werde klüger mich benehmen,
Als ſich Proſerpina benahm.
Wer ſich nicht grämen will, muß andre grämen.
Gleichgültigkeit iſt der erprobte Talisman,
Womit ich jeden Mann zum Sclaven machen kann.
Die Männer ſind ſo ſehr uns überlegen
An Kraft, an feſtem Willen und Verſtand,
Daß wir mit unſerm kleinen Widerſtand,
Nur in den engſten Feſſeln uns bewegen.

Wenn der Gewalt wir trotzen, ſo geſchieht's,
Um unſre Ohnmacht lächerlich zu machen,
Und wenn wir bitten, weinen, klagen, ſieht's
Der Mann mit Luſt, um deſto mehr zu lachen.
Mit allem unſerm Schmeicheln, Heucheln, Lügen
Vermögen wir den Mann nicht zu betrügen,
Deß Wille wie die Nadel am Magnet
Gradaus nach ſeinem Ziele geht.
Gleichgültigkeit allein, nur ſie
Beſiegen dieſe Herrn der Schöpfung nie.
Hier kann Gewalt uns nicht mehr ſchwächen,
Hier muß der ſtärkſte Wille brechen,
Der feinſten Ueberredung Schlauigkeit
Prallt nutzlos ab an der Gleichgültigkeit;
Und aller ſeiner Waffen blos
Tauſcht hier der Mann des Weibes Loos,
Muß trotzen, bitten, weinen, zart ſich ſchmiegen,
Uns koſen, ſchmeicheln, heucheln, lügen,
So daß alsbald das Scepter dieſer Welt,
Uns ſpielend in die Hände fällt,
Und wir, die Zärtlichen und Schwachen,
Die Starken uns zu Sclaven machen.
Zwar dieſe köſtliche Gleichgültigkeit
Vermöchte niemals ſolche Wunderdinge,
Wenn nicht der Männer Eitelkeit
Hülfreich mit ihr im Bunde ginge.
Wenn je ein Mann, von Selbſtſucht rein,
Mich lieben könnte nur allein,
Und nicht zugleich verlangen wollte,
Daß ich ihn wieder lieben ſollte,
Dann hülfe die Gleichgültigkeit
Mir nichts mehr und ich wär' bereit,
Der ſtärkern Macht zu unterliegen,

Und ließe dieſen Mann mich gern beſiegen.
Doch nirgends lebt ein ſolcher Mann,
Denn eitel ſind ſie alle, alle,
Und wem, nur ich gefallen kann,
Der glaubt auch, daß er mir gefalle.
Wenn heuchelnd ihre Liebe ſie geſtehn,
So wollen nur ſie ſelbſt geliebt ſich ſehn,
Und wo ich dieſen Eigennutz erblicke,
Zieht ſich mein Herz tief in ſich ſelbſt zurücke.

Berggeiſt
(kommt zurück mit einem Korbe).

Was Du begehrt, o Schöne, bring' ich Dir,
Betrachte dieſes volle Körbchen hier!

Prinzeſſin.

Das ſind ja nichts als kleine gelbe Rüben.
Wo aber ſind die Menſchen denn geblieben?

Berggeiſt.

Vernimm, daß dieſe Rüben nur allein
Auf meinem Bergrevier gedeihn,
Und ſeltne wunderbare Gaben
In ihrem Keim verſchloſſen haben.
Nimm dieſen Zauberſtab, er führt
Die Kraft in ſich, daß, wenn man dieſe Rüben
Damit nur einen Augenblick berührt,
Aus jeder nach des Zauberers Belieben
Urplötzlich muß der Menſch entſtehn,
Den er verlangt vor ſich zu ſehn.

Prinzeſſin.

Ei ſieh, das haſt Du artig ausgeſonnen,
Das iſt ein allerliebſter Zeitvertreib.

Gieb her den Stab. Gleich sey das Werk begonnen!
Sehn will ich, ob's ein schön'res Weib
Als ich kann geben. Rübe, Du,
Daß nicht des Zaubers Kraft zur Lüge werde,
Verwandle dich in einem Nu
Ins allerschönste Mädchen auf der Erde!

(Sie berühret eine Rübe mit dem Stab, und sogleich steht ein vollkommenes Ebenbild vor ihr da).

Berggeist.

O sieh, nun muß ich doppelt lieben,
Ein Engel hält den andern bei der Hand.

Prinzessin.

Wahrhaftig dieses Stäbchen ist galant,
Und sehr zufrieden bin ich mit den Rüben.
Doch soll nichts Schlechtres mehr aus diesem Korbe gehn.
Geschwind, ich will noch mehr so schöne Schwestern sehn.

(Sie verwandelt alle Rüben in schöne Mädchen, die ihr vollkommen gleichen).

Berggeist.

Es werden immer mehr. O welcher Himmel voll Sonnen!
Mein Aug' verblindet von dem Glanze,
Mein Herz versinkt in lauter Wonnen.
Sie schweben um mich in leichtem Tanze;
Hat man je so was herrliches gesehn?
Eine wie die andere so schön,
Umringen sie mich in lieblichem Reigen.
— Doch wer kann jetzt die Rechte mir zeigen,
Denn die andern sind ja nur Schein,
Und eine nur lieb ich in allen allein.
Die ist es, die das Zauberstäbchen trägt;
Doch nein — sie hat es in den Korb gelegt.

(Die Mädchen lachen).

Bist Du es, o Schöne? Bist Du es? Du?
O bringt mein gefoltertes Herz zur Ruh'!
Ihr schweigt und lacht mit scheelmischen Blicken,
Indeß ich Armer zwischen Entzücken
Und nagender Pein hier zweifelnd steh',
Ob ich zärtlich um Gegenliebe
Vor der wahren Geliebten fleh',
Oder vor einer albernen Rube?
Weh mir, ich halt' es nicht länger aus,
Der eigne Zauber macht mir Graus!

(Er entflieht).

Dritte Scene.

Promenade bei Warmbrunn. Ein Reisender und sein Gefährte kommen.

Der Reisende.

Da bin ich endlich wieder. Seit zwölf Jahren hab' ich die geliebten Thäler meiner Heimath nicht mehr betreten, und da ich auch jetzt keine Zeit dazu habe, bin ich wenigstens in Gedanken hergekommen. Du rührst mich, stille Gegend. Immer noch bescheint dich die Sonne so freundlich, und die grünen Wiesen am Ufer der Bober glänzen noch so schön im Morgenthau, wie ehemals. Stehst auch du noch, alte Schneekoppe, ich hätte Lust, dich zu umarmen!

Der Gefährte.

Sie schwärmen, lieber Freund.

Der Reisende.

Warum nicht? Ach, wüßten Sie, wie ich ehemals in diesen nämlichen Thälern geschwärmt, Sie würden es nicht tadeln, daß ein schwaches Echo meine Gefühle wiederhallt. Sehn Sie dort das weiße Sommerhaus mit den grünen Fensterladen?

Der Gefährte.

Nun?

Der Reisende.

Dort wohnte sie.

Der Gefährte.

Sie? Was denn für eine Sie?

Der Reisende.

Eine Polin, so schön, wie nur eine Polin seyn kann. Sie hieß Angelika. O es giebt keine liebenswürdigern Frauenzimmer auf der Welt, als die Polinnen. Dort lebte sie, so lange sie mit ihrer Mutter im Bade war. Dort sah ich sie zum erstenmal und zum letztenmal. Sie verschwand wie die Freiheit ihres Vaterlandes.

Der Gefährte.

Aber wie können Sie noch an eine so alte Liebschaft denken?

Der Reisende.

Woran denkt man nicht alles bei Gelegenheit?

Der Gefährte.

Wenn ich Sie recht kenne, haben Sie wohl noch ganz andere Erfahrungen in der Liebe gemacht?

Der Reisende.

Genau so viele, um zu erfahren, daß alle Erfahrung in der Liebe nichts nützt, daß man immer wieder geneigt ist, die nämlichen Thorheiten zu begehn, die man längst als Thorheiten erkannt hat. Das Herz ist dumm und bleibt dumm, wenn auch der Kopf noch so voll von Weisheit wäre.

Der Gefährte.

Was verstehn Sie denn unter jenen Thorheiten?

Der Reisende.

Es giebt eigentlich nur eine einzige, die Einbildung, man sey in der Liebe glücklich. Grade wenn man sich am glücklichsten wähnt, steht einem die Entbehrung, die Langeweile unmerklich zur Seite, und unterbricht den heißesten Kuß mit einem unwillkührlichen Gähnen. Wenn man dagegen wieder einmal das Glück hat, unglücklich zu lieben, wie wird da das Herz erfrischt, wie munter fühlt man sich, wie voll, beschäftigt! Seh'n Sie doch nur, wie armselig alles ist, im Leben wie in der Poesie, was die glückliche Liebe hervorgebracht hat. Welche Thaten dagegen und welche Gedichte hat die unglückliche Liebe geschaffen! und diese unglückliche Liebe, regiert sie nicht die ganze Welt? ist nicht das Verhältniß Gottes zu den sündhaften Menschen selbst eine ewige unglückliche Liebe, und liegt darin nicht gerade der ganze Zauber dieser irdischen Welt?

Der Gefährte.

Sie versteigen sich in ein Gebiet, lieber Freund, wohin ich Ihnen nicht folgen kann. Ueberhaupt sprechen Sie doch von solchen Dingen ein wenig leiser, damit es die Leute, die hinter uns kommen, nicht hören.

(Sie gehn weiter).

Ein Verleger.

Der Himmel wird heiter, Sie bekommen ſchönes Reiſewetter, Herr Enthuſiaſt. Ich hoffe viel von dieſer Reiſe. Schwelgen Sie nur recht in unſern berühmten Naturſchönheiten, und machen mir dann ein ganz allerliebſtes Büchelchen, um einem längſt gefühlten Bedürfniß des Badepublikums — Sie hören nicht, was iſt Ihnen?

Enthuſiaſt.

Ach, mein Beſter, bald ſink' ich an den Buſen der Natur, und ich bin ſchon außer mir, bei dieſes Wonnengedankens leiſerer Ahnung, ſah — ſehn Sie die Wölkchen dort gleich Schäfchen am ätheriſchen Blau? Möchten Sie ſie nicht weiden in verhimmelter Schäferlichkeit? Und dieſe Pappelbäume an der Chauſſee, und der ſanft hinmurmelnde Bach, und des Bergs blauduftige Schatten?

Der Verleger.

Ich verehre, ich bewundre Sie. Dieſe Begeiſterung, dieſe Manier, ſtets erhaben zu empfinden, dies avec, mit dem Sie jede Schönheit beim Kragen faſſen und dem entzückten Publikum in einer poetiſchen Proſa und rhythmiſchen Convulſionen mittheilen, dieſes längſt gefühlte Bedürfniß —

Enthuſiaſt.

Sie beſchämen mich, edler Menſchenfreund. Ein klein, klein wenig Herz, ſchleſiſche Gemüthlichkeit, damit iſt die Sache abgethan. Doch ſehn Sie ſich um, da kommt das große Hauptgenie der Provinz, der erhabene Mann mit der gelben Weſte. Wollen wir ihm nicht lieber ausweichen, er dünkt mich ſo unpoetiſch.

Der Verleger.

Erlauben Sie, daß ich ihm wenigstens mein Compliment mache, denn er schreibt entsetzlich viele Bücher. Ganz gehorsamer Diener!

Der große Geist

(kommt im Gespräch mit dem Hofrath ohne den Verleger eines Blicks zu würdigen).

Was dachten Sie, Herr Hofrath, Sie schienen zu denken?

Der Hofrath.

Ach, Edelster, ich habe mich so tief ins Denken hineingedacht, daß ich nicht mehr weiß, ob ich denke, so wie man sich in den Schlaf hineinschläft, und am Ende nicht einmal weiß, daß man schläft. Ja, was ich doch wollte gesagt haben, der Schlaf und das Denken, nämlich alles in der Welt hat zwei Seiten, gleichsam zwei Henkel, woran man's fassen kann, — hier ist rechts, dort ist links, und es läuft dann am Ende alles auf eins hinaus, wenn man die Sache umkehrt. Und eben darum, wie Sie ja wohl leicht begreifen werden — Nun wo blieb ich doch gleich stehn? — Ja, sehn Sie, die feinsten Gedanken reißen einem ab, wie Spinnenweben.

Der große Geist.

Fein gedacht, recht artig. Sie sind doch der Einzige hier, an den man seinen Umgang nicht verschwendet.

Der Hofrath.

O ich weiß die Ehre zu schätzen, und denke beständig darüber nach, was Sie für ein großer Geist sind, aber mein schwacher Kopf, — glauben Sie, ich bin manchmal so confuse, so distrait; ach, hochzuverehrender Herr Kir-

cheurath, es will manchmal nicht weiter, es kommt mir manchmal vor, als ob Sie denn doch von der andern Seite beſehn, auch wieder paſſabel dumm wären.

Der große Geiſt.

Migraine, mein Guter, Migraine.

Der Hofrath.

Sie nehmen mir das nicht übel. Ich meine es auch nicht böſe, denn es iſt mir aufrichtig geſagt, einerlei, nämlich das will ſagen, zweierlei, weil alles von einem andern Geſichtspunkt aus, links und rechts, vorn und hinten, wie's eben kommt — genug, worauf ich eigentlich hinzweckte, nun, Sie begreifen ja, eben deßhalb, ſo hab' ich gedacht, ja was dacht' ich doch gleich? Hm, hm, wegen Ihrer Freundſchaft, warten Sie nur ein klein wenig, daß ich mich wieder herauswickle. Die Beine meiner Vernunft haben ſich im Carbonarimantel meiner Phantaſie verwirrt. Ach, es iſt doch entſetzlich ſchwer, eine Periode logiſch durchzudenken.

Der große Geiſt.

Es muß wunderbar in Ihrem Kopfe ausſehn. Darum ſind Sie auch mein tägliches Studium. Aber hätten Sie nicht Luſt, ſelber einmal eine Phänomenologie Ihres Geiſtes zu ſchreiben?

(Sie gehn weiter).

Ein Wollhändler.

Die Schafe, werther Herr, die ſind ſo mein Vergnügen,
Kaum ohne Thränen ſeh' ich dort den Himmel liegen.
Die Schafe machten mich zu einem reichen Mann,
Und wäre dieß auch nicht, verſtehen Sie, man kann

An Schafen überall ein gut Exempel nehmen.
Wenn er die Thiere kennt, ſo muß der Menſch ſich ſchämen.
Sie ſind gehorſam, fromm und ruhig. Iſt denn nicht
Gehorſam, werther Herr, die erſte Bürgerpflicht?
Sie geben alles her, doch hört man keine Klagen,
Das iſt doch wahrlich viel in dieſen böſen Tagen.
Sie bringen Geld uns ein, und laſſen ſich regieren,
Was könnte Schleſien noch beſſres produciren?

Ein Pachter.

Ja, ja, mein alter Herr, man ſcheert und wird geſchoren,
Und immer einer hält den andern bei den Ohren.

(Sie gehen weiter).

Eine dicke Judenfrau.

Gott, welch ein Morgen!

Ein Stallmeiſter.

Sie ſelber ſind die Sonne, reizende Madame, und in der Morgenröthe ſeh' ich nur den Wiederſchein dieſer vollen rothen Wängelchen.

Die dicke Judenfrau.

Ach das iſt doch artig von Sie, Sie haben doch immer nen ſchainen Gedanken.

(Sie ſieht durch ein Perſpektiv).

Der Stallmeiſter.

Die Liebe machte den Jupiter zu einem Pferde, ſollte ſie nicht auch einen Stallmeiſter zum Dichter machen können? Ach, dieſe Liebe —

Die dicke Judenfrau

(naiv).

Was?

Der Stallmeiſter.

Ihr ſchalkhaftes Auge verräth, daß Sie mich nicht länger ſchmachten laſſen werden.

Die dicke Judenfrau.

Ich habe Ihnen gern, Herr Stallmeiſter. Waren Sie ſchon lange in mich verliebt geweſen?

(Sie gehn weiter).

Eine Regierungsräthin.

Da geht wieder die Sau mit dem goldnen Halsband. Wie gräßlich ſie geſchnürt iſt, ſieh nur! — Was mich dieſe Jüdin ärgert! Alle Welt läuft ihr nach, und ſie macht ein ſo unverſchämtes glückliches Geſicht dazu, daß man eine Katze ſeyn möchte, um ihr hinein zu ſpringen. Und ſie ißt ſo fürchterlich. Denke nur, mein Schatz, ſie ſitzt alle Tage hinter einer ungeheuren Schüſſel Rindfleiſch, ehe ſie in die Geſellſchaft geht, damit ſie dann ſchmachten kann, als ob ſie ein Vögelchen wäre und den Pips hätte, und kaum ein bischen Biscuit in das geſpitzte Mäulchen ſchieben könnte.

Der Regierungsrath.

Der bloße Neid ſpricht aus Dir. Es iſt eine hübſche runde Perſon, und Du ſollteſt Dich gar nicht mauſig machen, denn was biſt Du denn? Ein mageres Stöckchen, an dem ein paar ſeidene Fähnchen hängen. Jene Jüdin könnte Dich als Parafol in die Hand nehmen. Zu viel iſt immer beſſer, als gar nichts.

Die Regierungsräthin.

Wenn nur ſelbſt etwas beſſeres an Dir wäre, Du Hopfenſtange, Du alte abgekaute Kanzleifeder!

Der Regierungsrath.

Ein Orden, mein Schatz, und ein Titel. Man heißt Dich Frau Regierungsräthin, Du ſitzeſt in bürgerlichen Geſellſchaften oben an, fährſt in einer Equipage, bekommſt auf jede Badereiſe einen neuen Schawl, und ich würde Dir ſogar erlauben, Dir einen Liebhaber zu halten, wenn Dich einer mochte.

Die Regierungsräthin.

Das alles iſt von meinem Eingebrachten. Du ſelber wärſt ja heute noch ein miſerabler Detoviſt, wenn Du mich nicht geheurathet hätteſt.

Der Regierungsrath.

Aergre Dich nicht, ſonſt wirſt Du immer garſtiger. Die Gelbſucht haſt Du ſchon lange, willſt Du auch noch die Blauſucht bekommen?

(Sie gehn weiter).

Ein kluges Fräulein.

Sie glauben alſo, jene ſympathetiſchen Gefühle für mich zu hegen, welche man Liebe nennt?

Ein Lieutenant.

Auf Ehre, gnädiges Fräulein, ſoll mir der Teufel holen!

Das kluge Fräulein.

Bedienen Sie ſich doch nicht immer wieder dieſer rohen Redensarten. Es wäre ja wahrhaftig ſchade, wenn der Teufel einen ſo artigen Offizier holen ſollte; aber es giebt ja gar keinen Teufel, wie ich Ihnen ſchon hundertmal bewieſen habe. Seyn Sie verſtändig, lieber Karl, und laſſen Sie ſich ein bischen in die Schule nehmen.

Der Lieutenant.

Nun, ſo will ich Ihnen auch heilig verſprechen, nicht mehr zu fluchen. Auf Seele, ſoll mir —

Das kluge Fräulein.

Verſchwören Sie ſich nicht. Erſt nach und nach legt man üble Gewohnheiten ab. Achten Sie nur immer auf mich, und beherzigen Sie, was unſer Göthe ſagt. Was ſagt er doch gleich? Edle Sitten lernt man von den Frauen, oder ſo etwas ähnliches.

(Sie gehn weiter).

Ein Candidat.

Ich muß als junger Mann auf Freiersfüßen
Mich ſelber Knall und Fall zum Ziele ſchießen.
Es reißt mich raſend durch den Weltenraum,
Die Einzige zu finden, die der Traum
Als weißes Schäfchen mir ſo oft gewieſen,
Mit roſenfarb'nem Band auf grünen Wieſen.
Nur Sehnſucht bin ich, und mein ganzes Ich
Es ſchreit nach Liebe bang und fürchterlich.
Ich fliege hin, die Welt fliegt mir entgegen,
Feld, Wald und Berge raſch ſich fort bewegen,
Die Dörfer, Häuſer, Menſchen, Pferde, Hunde,
Sie tanzen wie betrunken in der Runde.
Nichts hält und ſteht, nur du geliebtes Bild,
Weilſt ruhig vor mir ſtill und mild.
Aus blauen Augen immer lieblich ſpricht
Das holde Bild zu mir: vergiß mein nicht!
Stets vor mir ſchwebt die häusliche Geſtalt,
Kaum ſiebzehn Sommer ſcheint ſie alt.
Ich ſehe ſie im weißen Morgenhäubchen,
So ſanft und munter wie ein Täubchen.

Ein rothes Band hält ſchlank den Leib umfangen,
Ein Körbchen iſt in ihren Arm gehangen,
Und zierlich trippelt ohne Raſt und Ruh
Ihr nettes Füßchen in dem kleinen Schuh.
Ach, ſeit Louiſen ich von Voß geleſen,
Iſt dieſes Bild mein Ideal geweſen,
Und unaufhaltſam über Berg und Thal
Such' ich es auf, das vor mir ſchwebende,
Bis daß es ſteht, und endlich doch einmal
Das Pfarrerstöchterchen das bräutlich bebende,
Verſunken in verſtummendes Entzücken,
Mit tiefgeſenkten frommen Taubenblicken
Ans junge Herz den ſchon bis zum Erſticken
Verliebten Mann auf Freiersfuß wird drücken.

(Er rennt fort).

Vierte Scene.

Dorf im Gebirge. Eine ländliche Pfarrwohnung. Der alte Pfarrer ſteht in der Thür, und nimmt von dem armen Poeten und der alten Jungfer Abſchied.

Der arme Poet.

Nun ſind wir copulirt. — Verehrte, kommen Sie!

Die alte Jungfer.

Herr Paſtor, tauſend Dank für Ihre viele Müh'!

Der alte Pfarrer.

So zieht in Frieden hin. Es mög' Euch wohlergehen.
Denkt, daß im Himmel ſtets geſchloſſen ſind die Ehen,
Und daß der gütige Herr auch die, ſo ſpät gekommen,
In ſeinen Weinberg doch hat freundlich aufgenommen.

(Sie gehn ab).

Wie klar der Morgen lacht, wie lieblich iſt's im Grünen.
Ich muß ein wenig doch nachſehn nach meinen Bienen.
Nicht lange ſteht es an, ſo giebt es einen Schwarm,
Zumal da frühe ſchon die Sonne ſcheint ſo warm.
— O liebes Bienenvolk, das ich ſo gern betrachte,
Und über deſſen Thun ich ſchon ſo manches dachte.
Das ſchönſte, was Dich ſchmückt, es iſt in meinen Augen,
Daß Du aus allem nur das Gute pflegſt zu ſaugen.
Dein Staat, wie wunderbar, in welcher Harmonie
Iſt alles thätig drin und fröhlich ſpät und früh!
In allen Dingen faſt iſt deine kleine Welt
Vollkommener als die des Menſchenvolks beſtellt.
Jedoch in einem Stück gleichſt Du uns ganz genau,
Bei Dir auch iſt der Mann geduld'ger als die Frau.
Indeß zehntauſende von Männern ſich vertragen
Bei einer einz'gen Frau, der Bienenkönigin,
Darf eine zweite kaum ſich aus der Zelle wagen,
So ſtürzt die erſte ſchon wie raſend auf ſie hin,
Und blind vor Eiferſucht ermordet ſie die arme,
Wenn dieſe ſchnell nicht flieht mit einem jungen Schwarme.

(Er beſchäftigt ſich im Hintergrunde mit den Bienenkörben. Seine Tochter Lieschen tritt mit einer alten Nachbarin in die Thüre).

Lieschen.

Ich dank' Euch, daß Ihr mir den Eſſig habt gebracht
Und das iſt wahr, daß ihn ſo trefflich keine macht.
Mir iſt er immer noch im Fäßchen umgeſchlagen.

Die alte Nachbarin.

Warum er mir geräth, daß will ich Euch wohl ſagen.
Kennt Ihr das Sprichwort nicht, zu einem guten Eſſig
Gehört ein böſes Weib?

Lieschen.

Ei geht, das ist gespäßig.

Die alte Nachbarin.

Wer weiß, Ihr gutes Kind, habt Ihr erst einen Mann,
Ob Euch der Essig nicht auch noch gerathen kann.

(Sie geht ab).

Lieschen.

Die böse Hexe die — Ich kann sie gar nicht leiden,
Und vollends heute stört sie meine stillen Freuden.
Mir ist so wunderlich da um das Herz herum,
Ich glaub', ich seufze gar, und weiß doch nicht warum.
Zur Küche soll ich gehn, das Essen soll ich machen,
Doch bin ich so verwirrt, bald muß ich herzlich lachen,
Bald drängt ein Thränchen sich aus meiner Wimper vor.
Ich lausche — wie Musik klingt's heimlich mir im Ohr.
Es ist mir grade so, als müßt' es Sonntag seyn,
Als ob, verzeih' mir's Gott, als ob ich müßte freyn.
Es dreht sich alles mir in wunderlichem Kreise,
Mir ist's, als käme wer von einer weiten Reise
Und stellte sich vor mich und sah' mich freundlich an,
Und spräche: liebes Kind, ich würde gern dein Mann!
Er scheint ein Geistlicher in seinem schwarzen Fracke,
Es spielt im Halstuch schön die wohlgenährte Backe,
Aus einer Tasche hängt ein weißes Taschentuch,
Und aus der andern guckt ein geistlich Uebungsbuch.
Und städtisch ist sein Gang, als käm' er vom Examen.
Und würde Pfarrer hier in meines Vaters Namen.

(Der Candidat stürzt herbei).

Ha, was erblick' ich dort? Ist's möglich, es kommt noch.
Das ist der Candidat, den ich im Geiste sah.

Der Candidat.

Ha bin ich nun am Ziel? Wie, oder bin ich blind?
Dort wartet ſchon auf mich das hübſche Pfarrerkind.

Lieschen.

Er iſts.

Der Candidat.

Sie iſt's.

(Sie fliegen ſich in die Arme).

Lieschen.

So biſt Du wirklich da?

Der Candidat.

So war's kein Traum, als ich im Traum Dich ſah?

Der alte Pfarrer

(tritt herbei).

Na, na, na — was, was machen Sie denn da?
Hört ihr mich denn noch nicht, ich bin ja der Papa.

Der Candidat.

Ehrwürdiger Papa, ich fleh' auf meinen Knien —

Der alte Pfarrer.

O wollen Sie ſich doch im mindſten nicht bemühen.

Der Candidat.

O laſſen Sie ſich doch das fromme Herz bewegen!

Lieschen.

Ja lieber Herr Papa, wir bitten um den Segen.

(Beide knien vor ihm).

Der alte Pfarrer.

Da liegen ſie vor mir, und ich — ich kann nicht ſprechen,
Es will vor Rührung mir das Vaterherze brechen. —
Allein, wir müſſen doch bei ſo bewandten Sachen,
Mein lieber junger Herr, vorerſt Bekanntſchaft machen.
Wer ſind Sie eigentlich?

Der Candidat.

Ich bin ein Candidat
Des heil'gen Predigtamts, und warr' auf's Paſtorat.

Der alte Pfarrer.

Da können Sie bei mir einſtweilen vicariren.

Der Candidat.

Doch leider ließ ich mich noch nicht examiniren.

(Ein Reiſewagen hält an. Der große Geiſt und der Hofrath ſteigen aus).

Der große Geiſt.

Hier wollen wir ausſteigen, denn hier hört der Fahrweg auf, und wir müſſen von nun an zu Fuße gehn, wenn wir das Gebirg erſteigen wollen.

Der alte Pfarrer.

Mein lieber Schwiegerſohn, uns glänzt ein Hoffnungsſtrahl.
Dort naht der Obercenſſorial,
Dem tragen wir ſogleich die ganze Sache vor.
Auf Badereiſen gönnt ein großer Herr ſein Ohr.

Der Hofrath.

Wie es ſcheint, Verehrteſter, ſo will dort ein demüthiger Landprediger mit ſeiner Familie Ihnen die

Reverenz machen. Werfen Sie sich in die Brust, großer Mann!

Der alte Pfarrer.

Hochwürd'ger, dero ganz in Unterthänigkeit
Devoter pastor loci steht zu jedem Dienst bereit,
Zu Thränen tief gerühret, daß ihm die Gnade worden,
Sie einmal noch zu sehn in Ihrem neuen Orden.
O möge hundert Jahr in dieses Landes Grenzen
Solch ein erhabnes Licht den Theologen glänzen!

Der große Geist.

Was will Er, lieber Mann?

Der alte Pfarrer.

In tiefster Demuth steht
Ein Vater für den Sohn, der hier mit Zittern steht.
Er wünscht mein Töchterchen und meinen Dienst zu erben.
O dürft' ich doch für ihn Hochdero Gunst erwerben!
Er wünscht, Sie seh'ns ihm an, ein gnädiges Examen.

Der große Geist.

Hat Er in sich gepflanzt der Gottsgelahrtheit Saamen?

Der Candidat.

O ja, es bricht mein Herz in süßen Blüthen auf.

Der große Geist.

Das Herz, mein guter Mann, das giebt man Ihm in Kauf.
Hat Er Lateinisch auch und Griechisch brav getrieben?

Der Candidat.

Amo, ἐράω ist mir fest im Sinn geblieben.

Der große Geist.

Doch das Hebräische?

Der Candidat.

Ach niemals konnt' ich's fassen.
Ich bitte, dieses mir, dies Einz'ge zu erlassen.

Der große Geist.

Wie? hat Er sein Katal nicht einmal einstudirt,
So hilft Ihm alles nichts, Er wird nicht installirt.

Der Candidat.

So muß, Hochwürdigster, ich knieend Sie beschwören.

Der große Geist.

Fort, Ignorante, fort, ich will nichts weiter hören.
Meld' Er nicht eher sich beim Consistorium an,
Bis, merk' Er sich's, Mosje, bis Er hebräisch kann!
(Er geht mit dem Hofrath ab).

Der alte Pfarrer.

O weh, nun läßt er uns beschämt und traurig stehn.

Der Candidat.

Geliebte, fasse Muth! was soll, das muß geschehn!
Und sollte dieser Kopf in tausend Stücke springen,
Ich will in ihn hinein den ganzen Talmud bringen,
Lebendig freß' ich ihn mit allen Commentaren,
Und die Rabbiner selbst mit ihren grauen Haaren.
Ein fürchterlicher Muth ist in mein Herz gefahren,
Die Liebe macht mich kühn, das Schwerste zu vollbringen,
Und wenn die Liebe will, dann muß der Sieg gelingen.
Ich eile fort, und bald, wenn ich hebräisch kann,
Komm ich zurück zu Dir und werde flugs Dein Mann.
Doch schwöre mir zuvor, daß Du mir treu willst bleiben.

Lieschen.

Eh' soll am Firmament die Sonne rückwärts treiben,
Eh' wird die Rose hier ein Giftpilz voller Schleim,
In Essig säuert sich der Bienen Honigseim,
Zu schwarzen Raben wird dies weiße Taubenpaar,
Eh' ich Dir untreu bin von heut bis übers Jahr.

Der Candidat.

Gieb einen Kuß mir drauf!

Lieschen.

Da nimm ihn, mein Idol!

Der Candidat.

Und nun, mein Schatz, leb wohl!

Lieschen.

Mein Liebster, lebe wohl!

Fünfte Scene.

Auf dem Riesengebirge, in der Nähe des Mittagsteins. Elfen unsichtbar.

Elfen.

Starke Zaubermauren gehn
Rund um diese Bergeshöhn,
Die nur dem nicht widerstehn,
Der in Nichts das Nichts wird sehn.

Weise gehn in alles ein,
Weil sie wissen blind zu seyn,
Aber lockt dich falscher Schein,
Kommst du nimmer hier herein.

(Der Reiſende und ſein Gefährte kommen).

Der Reiſende.

Der Tag iſt ſo klar, mein Beſter, daß wir die ganze Spiegelfläche Schleſiens bis zu dem dunkeln Saum der polniſchen Wälder überſehn können. Bemerken Sie den langen weißen Nebelſtreif, der den Lauf der Oder bezeichnet. Dort etwas rechts liegt Breslau, und deutlich ſehn Sie den Eliſabeththurm, der als eine kleine ſchwarze Linie ſenkrecht in des Nebels Mitte ſteht. Wenn wir noch ein wenig höher ſteigen, und erſt den Kamm des Gebirges erreicht haben, werden Sie auch ganz Böhmen zu Ihren Füßen liegen ſehn, und hier Breslau, dort Prag zu gleicher Zeit erblicken, obgleich von Prag nur ein Thurm ſichtbar iſt, weil der weiße Berg die Stadt bedeckt. Es giebt wenig Ausſichten in der Welt, die einen ſo weiten Raum beherrſchen, und nur das Meer in ſeiner Unendlichkeit läßt ſich mit dieſen unabſehbligen Ebenen vergleichen.

Der Gefährte.

Ich finde dieſes Land in der That ſehr anziehend. Sie ſind ja ſelbſt im Rieſengebirge geboren. Warum ſind Sie nicht hier geblieben?

Der Reiſende.

Ach, mein Freund, ſeit ich in meiner Jugend zum erſtenmal von dieſen Bergen herab in die Ferne ſah, die ſich jetzt vor Ihnen ausbreitet, iſt ein Trieb in mir erwacht, der mich mit unwiderſtehlichem Zuge in wunderbare Fernen lockt, und wer je erfahren hat, was der Trieb zur Ferne bedeutet, für den giebt es nirgends eine Heimath. Es dauert zwar nicht lange, bis man einſieht, daß die Erde rund iſt, aber wenn wir mit der

Natur gewiſſermaßen fertig ſind, öffnet uns der Geiſt eine Perſpective, die nirgends endet, und ach, das Herz! Im Himmel des Herzens ſind Fernen, wovon die Aſtronomie keine Ahnung hat. Hier hab' ich die Analyſis des Unendlichen ſtudirt.

Der Gefährte.

Und doch, Verehrter, giebt es auch im Herzen Ruhepunkte, von denen man ſeine innern Länder überſieht und einer ſchönen Ausſicht ſich erfreut, und mag auch dieſe an ſich unbegränzt ſeyn, immer wird ſie ſich doch optiſch für das Auge begrenzen, und in dieſer Einſchränkung liegt der Zauber des Gemüthlichen, wie des Landſchaftlichen. Ich lobe mir eine in ſich geſchloſne Gegend, einen abgerundeten Charakter, ein wenn auch engeres, doch bei ſich ſelber einheimiſches Herz.

Der Reiſende.

Sie haben Recht, und wirklich befinden wir uns in jedem Augenblick in einem begrenzten Raum, wie im Rahmen eines Bildes, allein wir *reiſen*, und ob auch der Horizont beſtändig rund bleibt, ſo wechſeln doch immer im nächſten Augenblick die Gegenden, die ihn erfüllen. Wenn wir auf dem Rhein hinab fahren, da wo er von Bingen aus durch die Felſen ſich ſchlängelt, glauben wir oft, wir befinden uns nur auf einem ſtillen Alpenſee, der rings umſchloſſen iſt von Bergwänden, und doch iſt es ein Fluß, der uns fortträgt.

(Es gehen weiter. Der Enthuſiaſt kommt mit einem Fährer, weit hinter ihnen der Verleger).

Der Enthuſiaſt.

Wo bin ich? Flieg' ich nicht ſchon? Heben nicht kleine niedliche Flügel gleich einer Lerche mich empor

zum Sonnenlicht? Häng' ich wie angenagelt nicht im Himmelsblau, und ſeh' herab in's Land, in's fern verduftende, bis wo der Städte, Dörfer, Felder, Wieſen Farbenſchmelz verklinget in des Zweifels Zwittergrau?

Der Verleger
(von unten).

Herr Enthuſiaſt! ſo warten Sie doch zum Teufel! Sie, hören Sie denn nicht? Sie — Sie!

Der Enthuſiaſt.

Ha — Sah er nicht des Hahnes Morgenruf vom ſtillen Dörfchen her zum Berge duften?

Der Führer.

Der Herr Kamerad von unten hat heraufgeſchrien.

Der Enthuſiaſt.

Mich trug der Sehnſucht Fittich eilender empor, in reines Aethers blauem See des Auges Stern zu baden. Doch bis der Saumige, der in den Himmel ſelbſt ſich langſam nur mit Buchhändler-Gelegenheit frediren wird, uns nachgeſtolpert, während hier wir ruhn, komm her, Du ſtillbeſcheidener biederherziger, Du Einfaltlächelnd unſchuldsvoller Bauersmann. Schon lange hältſt das Werkzeug des Geſchmacks Du aufgeſperrt, drum will ich dir der Morgenlandſchaft Hochgenuß durch Mathiſonnachahmendes Talent der pittoresken Schilderung ſchmackhafter machen.

Der Führer.

Soll ich die Knackwurſt holen aus dem Reiſeſack?

Der Enthuſiaſt.

Sohn der Natur, Du liegſt in ſtudlich ſüßer Un-

ſchuld noch an ihrer Mutterbruſt und trinkſt des reinen Lebens Milch in vollen Zügen.

Der Führer.

Auch Ziegenmilch iſt in der Schlingelbande dort
Nebſt Kräuterkäſe feil für bares Geld.

Der Enthuſiaſt.

Wie rührſt Du mich, in Täuſchung bald befangner, kindlich reiner Unſchuldsmenſch! Doch will ich in Dein ſtilles Daſeyn nicht zerſtörend greifen mit der rohen Fauſt der Aufklärung; nein, bleib unſchuldig Du, ach würd' ich's ſelber auch! doch fühl', welch' Wonnedaſeyn Unſchuld Dir gewährt, und laß mit der beredten Zunge Hammer mich die Saiten der Empfindung ſtimmen Dir. Sieh' ach, empfindeſt Du nichts, ſchauſt Du in's Wieſengrün? Sprich, der ländlichen Flur ſtiller Bewohner Du, ſprich, was ahnet Dein Herz, duftet ihm Wieſengrün?

Der Führer.

Daß uns das Heu und Grummet gut gedeihen wird.

Der Enthuſiaſt.

Und die Blümchen, o Mann, ſage mir an, was ſie bedeuten wohl? Welchem leiſeren Sinn ſchließen den buntfarbigen Kelch ſie auf?

Der Führer.

Zum Kräuterkäſe brauchen dieſe wilden Kräuter wir,
Und Laboranten in Krummhübel auch zum Branntewein.

Der Enthuſiaſt.

Und der lautenrauſchende Wald, der drunten in Tannen, Fichten und Kiefern ſteht, und drinnen die Vöglein ſchwimmen? That er Dich nicht über die Maaßen romantiſch rühren?

Der Führer.

Das giebt im Winter Holz, damit wir nicht erfrieren.

Der Enthuſiaſt.

Und die Schlingelbande drunten, dieſes Hüttchen ſtill und ländlich, zur Gefährtin Sie dazu, ach am Strohdach ſchon erkenntlich, ſtöret Dir wohl ſüße Ruh' aus den offnen Fenſtern zu?

Der Führer.

Inwendig ſind die Stuben voller Schmutz und Rauch,
Denn wir ſind arm und müſſen auf den Bergen auch
Gar viele Steuern zahlen nach des Landes Brauch.

Der Enthuſiaſt.

Pfui, daß von ſolchem Schmutze Du hier reden magſt, indeß ich in der reinarkadiſchen Anſchauung verſunken bin. Ihr Lumpenvolk, ihr werdet euch doch nie zu Schäfern, wie ſie Geßner ſchuf, zum Ideal der reinen Ländlichkeit erheben.

Der Verleger
(kommt).

Uf — da bin ich. Das war eine Anſtrengung. Ich ſchwitze wie meine Preſſen.

Der Enthuſiaſt.

Erkennen Sie daraus, Proſaiſcher, wie uns das Schickſal öfters dafür rächt, daß Ihr Buchhändler ſo im Fett gedeiht, indeß wir armen Dichter mager ſtets vom Geiſt nur leben und der Luft.

Der Verleger.

Spottet nur! Auch Eure Satiren bringen uns Procente.

Der Enthusiast.

Doch jetzt nichts mehr von so Alltäglichem. Dort droben auf jenem Berge, da seh' ich tausendmal, an meinem Stabe gebogen, und schaue hinab in das Thal. O lassen Sie uns Schillers Worte beherzigen: Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte! Kommen Sie, bald ist des Naturtempels letzte Staffel erstiegen, lassen Sie uns ihn mit nichts Gemeinem entweihen!

Der Verleger.

Das Steigen wird mir verdammt sauer.

(Sie gehn weiter).

Der Enthusiast.

Ha, seh' ich recht? Dort weidet eine Schäferin, mit frohem Muth und leichtem Sinn, die zarte, holde, gute, im gelben Sommerhute, mit rosenfarbnen Bändern, und trägt den langen Schäferstab geschmückt mit seidnen Bändern, und Schäfchen weiden rings umher, o daß ich auch ein Schäfchen wär'! so weiß wie Schnee, suchte, suchte! Es lauschen nackte Grazien schon hinter den Akazien, und dieß, ja dieß, es ist Arkadien gewiß!

(Er rennt fort, und kommt zurück mit einem Schafskopfe).

Der Verleger.

Was seh' ich? Weh mir, Millionen Krebse steigen aus dem Boden und zwicken mich in alle Glieder. Krebse, Krebse, das bloße Wort schon kann einen Buchhändler zur Verzweiflung bringen. So hilf mir doch, verdammter Bauernkerl!

Der Führer.

Sind denn die Herrn verrückt geworden?

Der Verleger.

Siehſt Du denn die Krebſe nicht? Geſchwind, laß uns fliehen. Herr Enthuſiaſt! O Du mein Himmel, was iſt das?

Der Enthuſiaſt.

Mä, mä!

Der Verleger.

Beſter, theuerſter, poetiſcher Freund! Sie jammern mich! — O die verwünſchten Krebſe! Es iſt nicht auszuſtehn. Geſchwind, fort, fort!

Der Enthuſiaſt.

Mä, Mä!

(Sie laufen den Berg hinunter. Von einer andern Seite kommt die dicke Judenfrau und der Stallmeiſter).

Der Stallmeiſter.

Sie halten ſich wahrhaftig ritterlich! das geht ſo raſch und kräftig auf den drallen Waden, als ob Sie die Jungfrau von Orleans wären.

Die dicke Judenfrau.

Se ſchärzen.

Der Stallmeiſter.

Ich komme Ihnen bei Gott nicht nach. Ah — wollen wir nicht ein wenig verſchnaufen, meine Angebetete?

Die dicke Judenfrau.

Haben Sie ſich verſchaufirt, as Se doch ſind e zarter Herr!

Der Stallmeiſter.

Sie beſchämen mich. Mit Ihnen kann es auch der Beſte nicht aushalten. Sie erfreuen ſich einer Kraft,

einer Ausdauer! O, es bleibt dabei, süße Rebecca, Sie müssen reiten lernen, Sie werden sich excellent zu Pferd ausnehmen.

Die dicke Judenfrau.

In ein gelbes Amazonenkleid, mit himmelblauem Hut und mit die rothen Schuhe, daß es doch is eppes besonders und is doch geschmackvoll.

Der Stallmeister.

Ja wohl, mein kleiner Kakadu! Aber ich weiß nicht, es fängt mich an zu hungern. Ich habe von den beliebten Knakwürstchen mitgenommen. Befehlen Sie? Sie sind doch aufgeklärt genug, daß Sie Schweinefleisch nicht verschmähn werden.

Die dicke Judenfrau.

Ach, ich eß es doch gar zu gern.

Der Stallmeister.

Sie sind eben so geistreich, als liebenswürdig.

Die dicke Judenfrau.

Süßer Schwärmer! — Gutts Wunder, wos thu ich doch sehn? E Kanapee!

Der Stallmeister.

Wahrhaftig, ein Sopha mit rosaseidnen Kissen, wie für ein liebendes Paar bestellt!

Die dicke Judenfrau.

Herr Stollmeister?

Der Stallmeister.

Geliebte Huldin?

Die dicke Judenfrau.

Wer wollen uns ſätzen.

(Sie ſetzen ſich, und fallen in einen Sumpf).

Die dicke Judenfrau.

A — i!

Der Stallmeiſter.

Donner und Wetter, halt, halt! Brrr! Ich erſaufe!

(Sie verſinken. Das kluge Fräulein kommt mit dem Lieutenant).

Das kluge Fräulein.

Es war eine Maskerade, weiter nichts, ein einfältiger Scherz.

Der Lieutenant.

Aber er ſah doch natürlich aus, wie ein Schaaf, und dann auch der jammernde Buchhändler — Auf Ehre, mein Fräulein, ich traue nicht. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, und ſo tapfer ich auch bin, möcht' ich doch nicht gern mit Geiſtern zu thun haben, denn ich halte ſie für ärger als Guerillas. Es wäre denn doch beſſer, wenn wir wieder umkehrten.

Das kluge Fräulein.

Machen Sie ſich doch um Gotteswillen nicht lächerlich, lieber Karl. Es ſollte mir in der That leid thun, wenn ich Grundſätze, die ein gebildeter Umgang unumgänglich verlangt, bei Ihnen in Abrede ſtellen müßte, da Sie mir in jeder andern Hinſicht ſo intereſſant ſind. Sie kennen mich. Ueber die leider ſo gewöhnlichen Thorheiten meines Geſchlechts lächelnd, hab' ich ſtets nach Grundſätzen geſtrebt, und es darin zu einer leidlichen Fertigkeit gebracht. Aber was könnte den Grundſätzen ſo ſehr wider-

ſtreiten, als jene abergläubiſche Geiſterfurcht, die doch wohl nirgends hingehört, als in die Kinderſtube. Sie müſſen ſich beſſer bilden, in der Aufklärung ein wenig weiter kommen, ſich zu Grundſätzen erheben.

Der Lieutenant.

Soll mir der Deufel holen, Sie ſind aufgeklärt wie eine Küraßiruniform. Aber man kann denn doch nicht wiſſen, es iſt eine eigne Sache, es giebt Geheimniſſe in der Natur, wunderbare Wirkungen —

Das kluge Fräulein.

Poſſen! alle Wunder laſſen ſich aus der Selbſttäuſchung, uns einem Phantaſiespiel erklären, aus Idioſynkraſie, Phantosmoraſie und dergleichen Krankheiten, die man längſt in ein Syſtem gebracht hat.

Der Lieutenant.

Aber es kommen ja ſogar in der Bibel Wunder vor.

Das kluge Fräulein.

Nun darüber iſt man denn doch längſt hinaus. Ich bitte Sie, Sie ſind um ein halbes Jahrhundert in der Cultur zurück. Das iſt ja eine ganz alte Geſchichte.

Der Lieutenant.

Ich muß verſtummen. Meine Munition iſt verſchoſſen. Aber —

Das kluge Fräulein.

So ein Aber iſt immer der Nothbehelf des Aberglaubens. — Aber ſehen Sie doch einmal, da ſteht eine prächtige purpurrothe Erdbeere. Mich dünkt, ich habe

in meinem Leben keine ſo ſchöne geſehn. Sie duftet ſo angenehm. Wie muß ſie erſt ſchmecken.

(Sie pflückt ſie ab und ißt ſie).

Ah, delikat!

Der Lieutenant.

Gnädiges Fräulein, alle guten Geiſter! was ſeh' ich?

Das kluge Fräulein.

Nun was denn?

Der Lieutenant.

Die Erdbeere ſitzt Ihnen auf der Naſe.

Das kluge Fräulein.

Was? (Sie greift darnach). Wahrhaftig. Einen Spiegel, um Gotteswillen einen Spiegel!

Der Lieutenant.

Hier iſt ein kleiner, den ich immer bei mir trage, um meinen Schnurrbart darin zu beſehn.

(Er giebt ihn ihr).

Das kluge Fräulein.

Entſetzlich! Aber da, ich reiße ſie weg!

Der Lieutenant.

Sie wächst ja ſchon wieder.

Das kluge Fräulein.

Himmel, ich falle in Ohnmacht!

(Sie ſinkt um).

Der Lieutenant.

Fräulein, Fräulein! Hier iſt kein anderes Mittel, ich muß ſie auf meine Schultern nehmen, und zum nächſten Dorfe tragen.

(Er trägt ſie fort. Nach einer Pauſe kommt der große Geiſt, der Hofrath und ein Führer).

Der große Geiſt.

Sind Sie der Meinung Schellings, daß das Denken ein Nichtdenkendes zum Gegenſtande haben müſſe, oder glauben Sie mit Hegel, daß man nur das Denken ſelber denken müſſe?

Der Hofrath.

Ja die Gedanken des Menſchen, was ſoll man von ihnen denken? Sie kribbeln und wibbeln durch den Kopf, wie Waldameiſen, und je länger man in den Ameiſenhaufen hineinſieht und ſeine Bauart begreifen will, deſto mehr verwirrt ſich alles, und man wird endlich ganz überſichtig und dumm. Ich habe mir zuweilen damit zu helfen geſucht, daß ich vermittelſt meines Reiſeſtocks dem Ameiſenhaufen irgend eine beſtimmte geometriſche Form gegeben habe; allein es dauerte nicht lange, wenn ich am andern Morgen wieder hinkam, lag alles wieder durcheinander in der unförmlichſten Verwirrung. Ich glaube daher, obgleich die Gedanken nur im Verſtande vorkommen, haben ſie doch ſelbſt keinen Verſtand. Ich laſſe mir jetzt alles gefallen, was meinen Gedanken einfällt. Ich denke manchmal gar nichts. Es iſt mir alles einerley.

Der große Geiſt.

Sie kommen immer wieder auf Ihre alte Grille zurück; aber auch im Reich der Wiſſenſchaft ſollte das Geſetz Solons gelten, daß bei Todesſtrafe kein Bürger neutral bleiben dürfte. Bey Ihrer Indifferenz iſt kein höheres Streben, keine Thätigkeit mehr denkbar. Ich, wie Sie wiſſen, bin in allen Wiſſenſchaften zugleich thätig, ſtrebe in jeder nach dem höchſten Ziele, und nur deshalb ſind Sie mir intereſſant, weil Ihre ganz entgegengeſetzte, auf baare Nullität hinauslaufende Tendenz

mir ein beſtändiger Sporn iſt. Indeß kann ich doch ein gewiſſes Gelüſten nicht unterdrücken, Sie zu meiner Anſicht zu bekehren.

Der Hofrath.

Theuerſter, es wird Ihnen nie gelingen. Wo iſt Einheit, wo iſt Gewißheit in dieſer Welt? Wo iſt ein Mittelpunkt, an den man ſich halten könnte? Er iſt überall und deswegen nirgends. Alles iſt ungewiß, weil alles gewiß iſt. Jeder irrt, weil jeder Recht hat. Oder Sie können es auch umkehren, alles iſt wahr, weil alles falſch iſt; denn dieſes iſt nur deswegen wahr, weil jenes andere falſch iſt, und dieſes andere iſt wieder wahr, weil jenes falſch iſt. Sehen S'e, das iſt rechts, und dies links. Jetzt drehe ich mich um; nun iſt dies rechts und das links. Nun dreh' ich mich wieder, und nun iſt wieder das, nein dies, nein das, rechts, links, rechts — o weh, ich kann nicht mehr, dieſe Verwirrung, dieſe angeſtrengten Fragen! Es iſt mein letztes. Großer Mann, ich fühle mich ſo erſchöpft, daß ich mich ſetzen muß — die Augen fallen mir zu.

(Er ſchläft ein und während der große Geiſt mit dem Führer ſpricht, verwandelt er ſich in einen alten Wegweiſer mit zwey einander gegenüberſtehenden Armen ohne Inſchrift).

Der große Geiſt.

Er ſchläft wirklich ein. Nun ſo will ich unterdeß das Gebirge in Augenſchein nehmen. — Führer, Er hat bisher in ehrfurchtsvoller Ferne geſtanden. Es ſey ihm gewährt, ſich dem größten Geiſte des Jahrhunderts zu nähern, und Kind und Kindeskind ſoll einſt noch erzählen können, daß Er mit mir geſprochen hat. Ich bin ein großer Autor, oder Schriftſteller, wenn er weiß, was das iſt. Die Feder in Unſterblichkeit getaucht, künd'

ich Schleſiens Ruhm und den meinigen den ſpäteſten Geſchlechtern. Begreift Er das? Spürt Er die gehörige Hochachtung gegen mich?

Der Führer.

O ich habe einen erbärmlichen Reſpekt vor Ihnen. Sie ſchreyen auch viel lauter als unſer guter Paſtor.

Der große Geiſt.

Er drückt ſich über meine berühmte Beredſamkeit ſehr bäurisch aus, Er Tölpel. Doch jetzt erklär' Er mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs, denn dafür hat man Ihn bezahlt. Was iſt das für ein Stein dort? Er ſcheint ein Menſchenangeſicht zu hab'n.

Der Führer.

Und es iſt doch kurios, er ſieht gerade ſo aus wie Sie in Ihrer Reiſekappe.

Der große Geiſt.

In der That, die Bemerkung iſt richtig. So ſäh' ich wirklich noch bei Lebzeiten meine Bildſäule auf vaterländiſchem Boden aufgerichtet, und das Rieſengebirge ſelbſt wird ihr Poſtament! Wie lange ſteht dieſer Stein?

Der Führer.

Seit Menſchengedenken. Jedes Kind im Gebirge kennt ihn, und es kommt wohl kein Reiſender hierher, der ihn nicht beſteigt.

Der große Geiſt.

So? Wie heißt man ihn?

Der Führer.

Den Mittagſtein.

Der große Geiſt.

Vermuthlich weil er gegen Mittag liegt.

Der Führer.

Verzeihen Sie, er ſteht ja auf der Mitternachtſeite des Gebirgs.

Der große Geiſt.

O du heilige Einfalt. Es kommt ja nur darauf an, von welcher Seite man ihn betrachtet. Uns in Schleſien liegt er immer gegen Mittag. Aber weiß Er keinen andern Grund anzugeben, warum er gerade Mittagſtein heißt?

Der Führer.

Vielleicht weil es jetzt gerade Mittag iſt.

Der große Geiſt.

Er will doch nicht etwa witzig ſeyn. Das laß Er ſich in meiner Gegenwart ja nicht beyfallen, oder ich würde Ihm mit der äußerſten Geringſchätzung begegnen. Denn ſieht Er, ich habe eine Averſion vor dem Witz, einen Eckel, der nicht zart genug geſchont werden kann. Es iſt dies eine Schwäche meiner übrigens herkuliſch kräftigen Natur, wie etwa der Löwe vor dem Krähen des Hahnes ſich fürchtet.

Der Führer.

Aber ſehn Sie doch nur, Ihr Herr Kamerad iſt nicht mehr da.

Der große Geiſt

Der Herr Hofrath? Wahrhaftig.

Der Führer.

Und juſt da, wo er eingeſchlafen iſt, ſteht jetzt ein

alter Wegweiſer, den ich vorher niemals hier geſehn habe.

Der große Geiſt.

Iſt es die Möglichkeit? Nein, dieſer Wegweiſer muß ſchon früher da geſtanden haben, und der Herr Hofrath ſind nur ein wenig beiſeite gegangen.

Der Führer.

Mir graut vor den langen Armen des Wegweiſers. Nehmen Sie mirs nicht übel, ich laufe davon.

Der große Geiſt.

An Zauberey glaub' ich nicht, und wenn ich ſelbſt in den goldnen Eſel des Apulejus verwandelt würde. Aber wo kann der Hofrath ſtecken? (Er ruft). Herr Hofrath, Herr Hofrath! — Sey es, ich ſchreite kühn, wie zur Unſterblichkeit, hinan zur Rieſenkoppe.

Sechste Scene.

Vorſaal im Schloß, wie in der dritten Scene des erſten Akts. Der Hofmaler, der Kammerherr und der Narr.

Der Hofmaler.

Die Prinzeſſin iſt noch immer nicht wiedergekommen.

Der Kammerherr.

Auch Fräulein Arabella iſt ſeit dieſem Morgen verſchwunden. Als ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, fing ſie an irre zu reden von dem fremden Prinzen. Man glaubt, daß ſeine erſtaunliche Schönheit dieſe Verwirrung in ihr angerichtet habe, und wahrſcheinlich hat

ſie ſich jetzt ſchon, wie die ſchöne Ophelia, ins Waſſer geſtürzt.

Der Narr.

Eine Närrin iſt doch immer närriſcher als ein Narr. Wie viele Mühe muß ich mir geben, um meine Narrenkappe zu verdienen; wie viel ſchlechte Witze muß ich machen, um nur die wenigen guten mit einzuſchwärzen; mit welcher deutſchen gründlichen Gelehrſamkeit muß ich im Fache des Lächerlichen arbeiten, um mir den Doktorhut der Narrheit endlich wegzudisputiren — und ſo ein albernes Mädchen braucht blos ſimpelweg ins Waſſer zu ſpringen.

Der Kammerherr.

Es wundert mich nur, daß es gerade Fräulein Arabella ſeyn mußte, die das Liebesfieber am heftigſten ergriffen hat. Sie war doch immer die ſprödeſte am ganzen Hofe, und es ſchien ihr mit ihrer Männerverachtung ſogar mehr Ernſt zu ſeyn, als der Prinzeſſin. Man wußte doch, wie man mit ihr daran war; man hielt ſie für kalt, während man bei der liebenswürdigen Prinzeſſin die Hoffnung nie ganz aufgeben konnte.

Der Narr.

Die Schönheit kann verſteinern, alſo auch Steine lebendig machen.

Der Hofmaler.

Der fremde Prinz oder Zauberer, was er nun iſt, beſitzt wirklich eine Schönheit, gegen welche ſelbſt Apoll von Belvedere zurücktreten muß, denn ſie iſt nicht nur antik, ſondern auch zugleich romantiſch, wie überhaupt die Natur von dieſen wichtigen Unterſchieden nicht viel zu wiſſen ſcheint. Hätte dieſer Göttliche mir nur länger

ſitzen wollen. Ich fing ſchon an, ihn hinter dem breiten Rücken des Juſtizminiſters flüchtig in meine Schreibtafel zu fliziren, als er dahinſchwebte, der Himmelsbewohner, und unſre gnädigſte Prinzeſſin mit einer Grazie in den Armen hielt, mit einer Grazie — o die Gruppe war entzückend, es fehlten nur noch weiße Wölkchen, und das Tableau wäre fertig geweſen.

Der Kammerherr.

Ich war nur in Angſt, er möchte die Prinzeſſin fallen laſſen.

Der Narr.

Wenn ſie ihn nur nicht fallen läßt!

Der Kammerherr.

Du kannſt bei dem großen Unglück noch lachen, Narr, du biſt überhaupt ſo gleichgültig. Wie kommt das? Du biſt ja ſelbſt in die Prinzeſſin verliebt geweſen.

Der Hofmaler.

Was hör' ich? Das iſt ja ein Majeſtätsverbrechen. Ich habe zwar die durchlauchtigſte Prinzeſſin gemalt, und wenn ich ſo Zug für Zug in alle ihre Schönheiten eindrang, war mir freilich manchmal ganz aufrühreriſch, revolutionnär, ſo recht carbonariſch zu Muthe; allein die loyalen Empfindungen beſcheidenen Pflichtgefühls unterdrückten bald wieder jeden Gedanken ſträflicher Empörung. Eine Prinzeſſin lieben? Ei, ei, das kann wahrlich nur ein Prinz oder ein Narr.

Der Kammerherr.

Unſer Narr hier iſt beides in einer Perſon. Sie müſſen wiſſen, daß er ehemals auch ein Prinz war, wie alle die andern, die ſich um unſere Prinzeſſin beworben haben, und zwar der erſte von allen. Da er aber keine

Gegenliebe fand, und doch nicht von der Prinzeſſin laſſen konnte, entſchloß er ſich kurz und ließ ſich bei ihr als Narr anſtellen, welche Funktion er ſeither zu allerhöchſter Zufriedenheit verſehn hat.

Der Narr.

Sey verſichert, daß mein Narrenſchiff nicht eher an der Klippe ſentimentaler Rührung ſcheitern wird, bis ein glücklicher Nebenbuhler die Prinzeſſin um ihr Herz und mich um meinen Dienſt bringt. Der Nebenbuhler aber, der die Prinzeſſin jetzt in ſeiner Gewalt hat, iſt zu ſchön, als daß er ihr gefährlich werden könnte. Ich kenne ihren Geſchmack.

Der Kammerherr.

Still, da kommt ſeine Durchlaucht.

(Der Fürſt kommt, der Kammerherr und der Hofmaler ziehn geſchwind ihre Taſchentücher und weinen heftig).

Der Kammerherr.

Hu, hu!

Der Hofmaler.

Hu, hu, hu!

Der Narr
(ſingt).

O du lieber Auguſtin,
Alles iſt hin!
S' Geld iſt weg,
S' Mädl iſt weg;
O du lieber Auguſtin,
Alles iſt hin!

Der Fürſt.

Wir danken Euch für die Beweiſe Eurer unaus-

ſprechlichen Rührung. Du aber, o Narr, ſpare Deine Laune auf ein andermal. Wir erlaſſen Dir heute das traurige Amt, uns zu beluſtigen, denn die Hoftrauer muß auch auf den Hofnarren ausgedehnt werden. Hülle Deine bunte Jacke in einen ſchwarzen Flor, und ſinge uns ſtatt Deiner Schelmenlieder etwas Thränenvolles, Hinſchmelzendes.

Der Narr
(ſingt).

O Thränen, Thränen fließet fort,
Daß draus ein Strom entſteh',
Auf dem ich ſchwimme zu dem Ort,
Wo ich ſie wiederſeh'!

Der Fürſt.

Ja fließet, fließt, ihr Thränen! Dieſes Lied iſt das Schönſte, was je der Schmerz ausgepreßt hat. Wer iſt denn ſo unſterblich, daß er es dichten konnte?

Der Narr.

Ein junger deutſcher Baron, deſſen Namen ich wieder vergeſſen habe.

(Man hört Trommeln).

Der Fürſt.

Was bedeutet dieſer Lärmen?

Der Kammerherr.

Die fünf Prinzen haben eine Armee zuſammen gebracht und wollen unter der Anführung des großen Türkenfreſſer den Entführer unſerer erhabenen Prinzeſſin bekriegen. Da kommen ſie.

(Die Prinzen in kriegeriſcher Rüſtung treten auf mit Gefolge).

Türkenfreſſer.

Seht, o Herr, uns hier gerüſtet,
Weil zu kämpfen uns gelüſtet
Mit dem frechen Räuber Eurer
Tochter, mit dem Abentheurer.
Denn es iſt des Ritters Pflicht,
Daß die Damen er vertheidigt;
Doch vergeſſen wir auch nicht,
Wie ihr tief uns habt beleidigt,
Und ſobald die Tochter Euch
Wir zurück gebracht in Ehren,
Werden unſre Waffen gleich
Rächend gegen Euch ſich kehren.

(Sie gehen ab).

Der Fürſt.

Beſte, theuerſte Heldenſchaar! — Verdammt, ſie hören nicht, dieſe mittelalterlichen Barbaren! Der Türkenfreſſer ſcheint wahrhaftig mit ſeiner Rache, wie mit ſeiner Großmuth Ernſt machen zu wollen. Es bleibt mir nichts übrig, als was ich gleich Anfangs hätte thun ſollen, ſelbſt eine Armee zuſammen zu rufen und ins Feld zu rücken! Auf, laßt die Trommeln rühren! Das Landſturmsedikt ſoll erneuert werden. Geſchwind Kammerherr! — Er, Hofmaler, komm' Er mit in Unſer Cabinet, und zieh' Er Uns die Uniform an, damit Wir ein kriegeriſches Anſehn erhalten. Und Du Narr, kannſt die Proklamationen und die Bulletins ſchreiben.

(Alle ab, auſſer dem Narren).

Der Narr.

Daß ich ein Narr wäre! Nein, ich will lieber ein drittes Armeekorps vorſtellen und die Prinzeſſin auf einem Wege ſuchen, wo ſie die andern nicht finden werden.

(Ab. Man hört Trommeln).

Roſalie
(kommt).

Ach Gott, welch' ein Lärmen! Alles zieht fort, und mich laſſen ſie mutterſeelenallein. Ich will auch fort und die Prinzeſſin ſuchen helfen.

(Ab).

Siebente Scene.

Zimmer der Prinzeſſin im Luſtſchloß. Die Prinzeſſin.

Die Prinzeſſin.

Da ſind die Puppen alle ſchon geſtorben,
Und liegen da, verwelkte gelbe Rüben,
Ein traurig Sinnbild deſſen, was ich ſelbſt
Einſt werden muß, weil auch das ſchönſte Mädchen
Zuletzt zu einem alten Weibe wird.

Der Berggeiſt
(kommt mit einem Korbe).

Hier bring' ich einen friſchen Korb voll Rüben,
O Schöne, Dir zu neuem Zeitvertreib.
Doch gönne mir, daß ich des Zauberſtabs
Mich diesmal ſelbſt bediene.

Prinzeſſin.

Meinetwegen,
Und wiſſen möcht' ich, was Du Klügeres
Als ich aus dieſen Rüben machen willſt?

Der Berggeiſt.

Ich fühle, daß ſo tief und glühend ich,
Als je ein Menſch es fühlen kann, Dich liebe;
Doch bin ich unerfahren noch und weiß
Nicht auszuſprechen alles, was ich fühle;
Sonſt würdeſt Du mir nicht ſo ſprode ſeyn,
Sonſt würde Liebe, die dem Auge fremd,
Durchs Ohr den Weg zu Deinem Herzen finden.
Denn wenn das Auge, glanzvoll wie die Sonne
Nur ſelber unaufhörlich Strahlen wirft,
Nicht ſie empfängt, iſt doch empfänglich ſtets
Das offne Ohr, und läßt im ſüßen Tone
Von fremder Schönheit Strahlen ſich berühren.
Drum will ich Menſchen mir zu Hülfe rufen,
Die ſolcher ſüßen Töne kundig ſind,
Und alles ſagen, was ich nur empfinden,
Nicht ſagen kann, und was im Herzen Dir
Die holde Liebe lieblich ſoll erwecken. —
Mit dieſem Zauberſtabe ruf' ich Euch
Herbei, die ihr von Liebe je geſungen,
Mit ſüßen Tönen je ein Herz bezwungen!

(Er berührt die Rüben mit dem Zauberſtabe, und es entſtehen daraus Erſcheinungen großer Dichter).

Homer.

Um der Liebe Recht zu üben,
Kommt der Gott zum Menſchen nieder,
Darum wenn die Menſchen lieben,
Werden ſie zu Göttern wieder.

Sappho.

Hoffeſt Du des Meeres Fluth
Wird das Herz Dir kühlen können?

Eher wird in ſeiner Gluth
Erd' und Meer und Himmel brennen.

Oſſian.

Wären Herzen ſelbſt von Stein,
Liebe weiß hinein zu finden
Lieblich wie des Mondes Schein
In den tiefſten Felſenſchlünden.

Dante.

Weſſen Herz von Funken ſprüht,
Die vom hohen Himmel ſtammen,
Weſſen Herz in Liebe glüht,
Ihm ſind kalt der Hölle Flammen.

Taſſo.

Weil ſie ewig ſich verbrannte,
Leuchtet ewig uns die Sonne.
Wer die Qual der Liebe kannte,
Er nur kennt der Liebe Wonne.

Petrarka.

Wird die Liebe nicht erwiedert,
Muß ſie ſtets ſich ſelbſt verzehren,
Und, ein Phönix gluthgefiedert,
Schöner ſtets ſich neu gebähren.

Dſchami.

Liebe macht ſo ſchön das Leid,
Daß wir ſie verwechſeln können,
Und uns von der Liebe trennen,
Um zu lieben nur das Leid.

Gottfried von Strasburg.

Wahre Liebe hat die Macht,
Daß sie selbst die Rache schmeidigt
Und aus dem, den sie beleidigt,
Ihren frommen Priester macht.

Calderon.

Schön ists, wenn im Morgenthau
Rosen wir bei Lilien sehen.
Wie die Sonn' im Himmelsblau
Soll die Lieb' im Glauben stehen.

Shakespeare.

Glücklich, wer im Heiligthume
Süßer Lust den Tod erwirbt,
Wie im Kelch der zarten Blume
Liebend sich's bewegt und stirbt.

Schiller.

Liebe kaufst Du nur durch Schmerzen.
Bricht die Liebe mit den Schwingen
Eines Engels aus dem Herzen,
Muß es mitten Dir zerspringen.

Göthe.

Liebe ward nebst andern Gaben
Hier uns fesselnd, dort begleitend,
Für den jung und alten Knaben
So anmuthig als bedeutend.

Voß.

Liebe, die romant'sche Puppe,
Liebt' ich nur in der Familie,
Wie in meiner Wassersuppe
Grünes Laub der Petersilie.

(Die Prinzessin schläft ein.)

Berggeiſt.

O ſchweigt, ihr werdet matt, unſel'ge Sänger!
Die holde Schöne hat Euch eingeſchläfert.
Denn ach, ſie iſt ſo gänzlich unempfindlich,
Daß ſie euch alle eher ſchläfrig macht,
Eh' daß ihr Herz bei tauſendſtimmigem
Geſang des ganzen Dichtervolks erwacht.
Weh mir, was ſoll ich Armer nun beginnen?
— Geduld, Geduld! Wer die nur nicht verliert,
Dem glückt's wohl noch, daß er die Braut nach Hauſe führt.

Ein Sylve
(ſchwebt herein).

O Herr, es ſtürmt in vollem Lauf
Ein wildes Heer den Berg herauf,
Ein Wald von blitzenden Partiſanen,
Zu Roß und zu Fuß mit fliegenden Fahnen.

Berggeiſt.

Verderben könnt' ich ſie, die ſo mich ſtören,
Doch will ich ſie ein wenig nur bethören.

(Ab).

Achte Scene.

Am Fuße des Rieſengebirgs. Die Prinzen mit ihrem Heere ſteigen den Berg hinauf. Eine große weiße Wolke kommt ihnen von oben entgegen.

Türkenfreſſer.

Hinter dieſer weißen Wolke
Werden unſre Feinde lauern,

Dieſe leichten Nebelmauern
Sind beſetzt vom Geiſtervolke.
Aber mit gefällten Lanzen
Und mit kühnem Heldenſchritte
Dringen wir in ihre Mitte,
Stürmen wir die luft'gen Schanzen.
Laßt die Trommeln wirbelnd ſchlagen,
Gellend die Trompete ſchmettern,
Daß wie Donner wir in Wettern
Vor uns her die Wolken jagen.

(Sie dringen in die Wolke ein, und werden nicht mehr geſehen. Einige Soldaten bleiben zurück).

Erſter Soldat.

Ach du lieber Gott! Nun ſind ſie alle fort. Wo müſſen wir nun hinlaufen, daß wir ſie wiederfinden?

Zweiter Soldat.

Wißt ihr was, wir wollen lieber als Reſerve zurück bleiben.

Dritter Soldat.

Ich dächte, wir liefen lieber gleich davon. Es ſieht ja niemand, daß wir Deſerteure ſind.

Zweiter Soldat.

Es iſt auch wahr. Der Krieg ſcheint mir überhaupt ungerecht, und der Himmel verhüte, daß ich unſchuldiges Blut vergießen ſollte.

Erſter Soldat.

Die Geiſter haben ja kein Blut.

Zweiter Soldat.

Nun, aber wir haben doch welches.

Caſanova
(kommt zurück).

Fort, ihr memmenhaften Schufte,
Fort ins Treffen zu den andern!
(Er treibt ſie in die Wolke hinein).
So — nun iſt das Feld gereiniget,
Und ich kann nun ſelber mich
Unbeachtet retiriren.
Schlachten ſeh' ich gern von fern,
Nur im Zweikampf bin ich Meiſter,
Und mit Leibern kämpf' ich gern,
Doch fatal ſind mir die Geiſter.
(Er geht ab).

Neunte Scene.

In der Türkei. Im Hintergrunde Conſtantinopel. Eine große weiße Wolke, aus welcher kriegeriſche Muſik tönt. Nach einer Pauſe öffnet ſich die Wolke und die Prinzen treten mit ihrem Heere hervor.

Türkenfreſſer.

Ha, hier waltet Zauberei,
Denn wir ſtehn in der Türkei!

Das Heer.

Wunder, Wunder! Zauberei!
Die Türkei! Gott ſteh' uns bei!

Türkenfreſſer.

Sind wir durch die Luft geritten,
Oder ſollten wir nur träumen?

Doch ich ſehe deutlich, mitten
Unter grünen Palmenbäumen,
Prangend mit der Kuppeln Schaar
Wie in einem goldnen Kranze,
Stellt ſich uns im Sonnenglanze
Dort Conſtantinopel dar.
Und aus ſeinen Thoren reiten
Hunderttauſende von Reitern,
Rechts und links von allen Seiten
Wimmelt's von den bart'gen Streitern.
Ha, gewandelt iſt die Scene,
Die Prinzeſſin ſey vergeſſen!
Jubelt, jubelt, Heldenſöhne,
Denn jetzt geht's an's Türkenfreſſen!
Laßt uns morden, laßt uns würgen,
Leichen thürmen zu Gebürgen!
Seyen wir ein ungeheuer
Alles um ſich freſſend Feuer!
In Conſtantinopels Brande
Tilgen wir Europa's Schande!

(Sie dringen auf die Türken ein, ſchlagen ſie und ſtürmen in die Stadt. Der Brand Conſtantinopels beſchließt die Scene).

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Einſame Waldgegend am Fuß des Rieſengebirgs. Die Elfen unſichtbar. Arabella.

Geſang der Elfen.

Hörſt Du ein Klingen
Wie Stimmen der Seligen,
Wenn in allmähligen
Engeren Schlingen
Dich mit den üblichen
Reigen die lieblichen
Elfen umringen?

Die Salamander.

Hörſt du den ſonnigen
Aether erklingen,
Wenn wir den wonnigen
Frühling euch bringen,
Durch Waldes Dunkelgrün
Goldene Saiten ziehn,
Und aus den keimenden
Knospen die träumenden

Blumen erwecken,
Drin ſich die glühenden
Spitzen der blühenden
Triebe verſtecken?
Aber ein Schatten
Tödtet den Sonnenſtrahl,
Mit ihm ermatten
Und ſterben zumal
Die Blumen im Thal.
Nimmer entfalte Dich, nimmer erblühe,
Liebliche Jungfrau, flieh', o fliehe!
Weck' in der ſchweigenden
Ruhigen Bruſt
Nimmer die ſteigenden,
Fallenden Triebe
Vergänglicher Liebe,
Vergänglicher Luſt;
Denn ſie erblühet,
Ach, einen Mittag kaum,
Und ſie entfliehet
Hinweg wie ein Traum.

Die Sylven.

Hörſt Du den ſäuſelnden
Wind in den kräuſelnden
Blättern der Erle?
Siehſt Du im Schooße
Der duftenden Roſe
Zittern die Perle?
Leicht in der Luft
Schweben und gaukeln wir,
In Roſenduft
Wiegen und ſchaukeln wir

Leicht uns vorüber,
Doch immer hinüber
Von einer zur andern
Müssen wir wandern,
Weil uns der Wind
Entführt so geschwind.
Darum, o Mädchen, hüte vor Liebe Dich,
Denn wie der Wind so ist sie veränderlich.
Hast Du gefunden,
Was Dich bewegte kaum,
Ist es entschwunden
Hinweg wie ein Traum.

Die Niren.

Siehe die hellen
Wasser umrauschen Dich,
Elfen im schnellen
Tanze belauschen Dich.
Rings aus den Quellen
Neigen und winken wir
Und mit den Wellen
Steigen und sinken wir,
Schweben empor wir,
Schweben hernieder,
Singen im Chor Dir
Sehnende Lieder,
Sehnender Liebe
Unendliche Lust,
Drängende Triebe
Der zärtlichen Brust.
Siehst Du der Quellen
Perlende Thränen,
Siehst Du der Wellen

Ewiges Sehnen?
Wie ſie verſchwinden,
Hin in die Ferne ziehn,
Blumen ſie finden
Lieblich am Ufer blühn,
Augen ſo fromm und licht,
Blaue Vergißmeinnicht,
Aber ſie weilen
Ach, um zu küſſen kaum,
Immer ſie eilen
Hinweg wie ein Traum.

Die Gnomen.

Hörſt Du die friedlichen
Froh unermüdlichen
Treuen Kobolde
Tief in den Kammern
Der Berge hämmern
Und wühlen im Golde?
Gold aus dem Schacht
Bringen herauf wir
Und Edelſteine,
Für all' die Pracht
Nehmen zum Kauf wir
Eure Gebeine.
O Mägdlein roth,
Daß fern ſie Dir bliebe
Die opfernde Liebe,
Denn ach, für Liebe
Kauft man nur Tod.
Schwer iſt die Liebe,
Des Herzens Fülle,
Schwer gleich dem Golde.

Es zieht, o Holde,
Tief Dich hinab
Ins vergeſſende ſtille
Vergeſſene Grab.
Selig wenn immer
Dich Schlummer deckt,
Und ſtörend nimmer
Ein Traum Dich weckt,
Wenn alle Schmerzen
Im ſtillen Herzen
Sind ausgerungen,
Und ſelbſt verklungen
Im ſtummen Raum
Erinnerungen,
Der Träume Traum.

Arabella.

Es ſingen die Lüfte mir, die Blumen
Die Steine ſelber meines Herzens Wehe.
Weh, daß ich nicht vergehe,
Daß ich in Thränen nicht hinfließend ende!
O Sonne, wende
Die Strahlen von mir, die mich ſo durchglühen!
Laß mich entfliehen
In tiefe Nacht, daß ich alleine
Und ungeſehen für mich ſelber weine!
Warum, o Sonne,
Haſt du die Welt entzündet ſüß mit Wonne,
Und duldeſt ſolche Schmerzen
Im ſüßeſten der Welt, im Mädchenherzen?
Wie, wenn du allumwandelnd
Die Liebenden erblickſt von deiner Höhe,
Wie duldeſt du das Wehe,

Daß ſie in ihrer blinden
Verirrung ſich begegnen und nicht finden?
Es ſieht der Berg zum Thale nieder,
Das Thal hinauf zum Berge wieder,
Und wo die Waſſer fließen,
Zwei Ufer ſtets ſich grüßen,
Es blüht kein Blümchen in der Welt,
Dem nicht ein zweites ſich geſellt.
Die Schmetterlinge kennen ſich am Duft,
Die Vögel finden ſich im weiten Raum der Luft,
Und nur des Menſchen Herz kann nicht zum Herzen finden.
O Herzenseinſamkeit,
Wohl wärſt du Seligkeit,
Wenn nie der Hoffnung falſche Sterne
Uns lockten in die trügeriſche Ferne,
Wo wir das Heißgeliebte ſchauen,
Ihm nahen mit unendlichem Vertrauen,
Und, ohne je es zu berühren,
Ach, nur uns ſelbſt verlieren.
Denn wer der Liebe ſich ergiebt,
Kann ſich nur in dem andern wiederfinden,
Und mit dem Herzen, das er liebt,
Muß ihm das eigne Herz entſchwinden.

(Sie geht weiter).

Der Reiſende
(kommt).

Es will die Liebe ſich im Leide zeigen,
Drum will ich nimmer über Leiden klagen,
Nach Luſt und Freude mögen andre jagen,
Ich gebe liebend mich dem Leid zu eigen.

Will ſich die Freude zu der Liebe neigen,
Muß vor der Nebenbuhlerin ich zagen.

Nur Leiden werden mir die Wahrheit sagen,
Im Leide kann sich Liebe nicht verschweigen.

Hab' ich der Blumen Königin gefunden,
Muß leiden ich der Dornen süße Wunden,
Denn unter Dornen nur blüht auf die Rose.

Warf uns ein dunkles Schicksal seine Loose,
Und scheidet die Geliebten weite Ferne,
Nur nächtlich ferne strahlen Liebessterne.

Wen nie die wilde Leidenschaft zerrissen,
Wer niemals an des Abgrunds Rande schwankte,
Nicht an der Liebe bis zum Tod erkrankte
Und sich verblutet an des Grames Bissen,

Was kann er von der Liebe Frieden wissen,
Zu dem noch keiner ohne Sturm gelangte?
Wem je der Sold der süßen Liebe dankte,
Hat um die Liebe kämpfen, leiden müssen.

Das Feuer, dran sich Erd' und Himmel zünden,
Läßt aus der Lava milde Reben blühen,
Schwellende Trauben süß im Purpur glühen.

Lakrimá Christi sind die Liebesthränen,
Nur dort könnt ihr der Erde Frühling finden,
Wo ihre schwarzen Todesschlünde gähnen.

(Er geht weiter).

Zweite Scene.

Zimmer der Prinzessin im Lustschloß. Die Prinzessin und der Berggeist.

Prinzessin
(betrachtet die weißen Rüben).

Sieh, wie die großen Dichter hier
Verdorrt, verschrumpft beisammen liegen.
So wie sie alle, glaube mir,
Wird die kastal'sche Quelle selbst versiegen.
Denn einmal bricht gewiß die lange Nacht heran,
Wo alle Lieder ausgeklungen,
Und niemand mehr sich drauf besinnen kann,
Daß Menschen je geliebt, gesungen.
Fort, fort mit diesen Dichternarren,
Die tief im Staube der Vergänglichkeit
Noch hoffen auf Unsterblichkeit,
Und ewig sterbend doch auf ew'ges Leben harren.
— Ergötzen will ich mich mit andern Dingen,
Drum hole frische Rüben mir herbei!

Berggeist.

Sie sind zu Ende schon, verzeih!
Erst morgen kann ich wieder welche bringen,
Denn diese Rüben sind von seltner Art,
Und allzuwenig hast Du sie gespart.
Doch hab' ich Dir ein ganzes Rübenfeld
Bereits mit großem Fleiß bestellt,
Und ist die Saat erst aufgegangen,
Erfüll' ich reichlich Dein Verlangen.

Prinzessin.

So geh' hinaus den Augenblick
Und zähl' genau mir Stück für Stück,
Wie viele Rüben schon den Schollen
Der harten Erde sind entquollen?
Ich will es wissen.

Berggeist.

Doch warum?

Prinzessin.

Wer Weiber immer fragen will warum,
Der wird vor lauter Fragen dumm.

Berggeist.

Wohl, ich gehorche blind und stumm!

(Er geht ab).

Prinzessin.

Er geht — er ist schon weg!
Ha, geh' nur, armer eitler Geck,
Geh', geh' und zähle Deine Rüben!
Ist mir die eine doch geblieben,
Die ich allein noch brauchen kann.

(Sie holt eine Rübe aus dem Korbe hervor).

Ich rühre mit dem Zauberstab dich an,
Und weil ich jenen, die so zärtlich sangen
Und jetzt so plötzlich sind vergangen,
Auch dich ja beigesellen muß,
Verwandl' ich dich in ihren Pegasus.

(Sie berührt die Rübe mit dem Zauberstab, und das geflügelte Dichterpferd erscheint).

Knie vor dem schönsten Mädchen nieder,
Wie alle Dichter selber würden thun,

Und laß mich ſanft auf deinem Rücken ruhn.
Erhebe ſtolz dein glänzendes Gefieder
Und trage mich mit Blitzesſchnelle gleich
Hinweg aus dieſem Zauberreich.
Dann ſink' in Staub zu jenen Dichtern nieder,
Und ſprich: gelähmt auf ewig iſt mein Flug,
Ich trage niemals einen Dichter wieder,
Weil ich die Schönheit ſelber trug.

(Sie ſchwebt zum Fenſter hinaus).

Dritte Scene.

Auf dem Gebirge unweit des Rübenfeldes. Der große Geiſt rennt aus Leibeskräften, kommt aber nicht von der Stelle.

Der große Geiſt.

Ich laufe, laufe, laufe — und weh mir, ich komme nicht einen Schritt weiter. Immer bleibt der nämliche Strauch zu meiner Seite, immer liegt der nämliche Stein vor mir, immer guckt hinter demſelben das nämliche Gänſeblümchen hervor, als ob es meine Frau wäre. — Soll ich denn doch an Zauberei glauben müſſen? Nein, ich will nicht. Ich bleibe lieber ſtehn, dann verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß auch der Strauch ſtehen bleiben muß, und es wird eine ganz natürliche Erſcheinung daraus. Ich will mich ſetzen — aber nein, nein! ich kann es bei dieſem verherten Stein nicht aushalten. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß wieder laufen, muß doch verſuchen, ob ich nicht endlich über

dieſen Stein hinweg ſpringen kann. Vorwärts, vorwärts, ihr alten ſteifen Beine!

Der Candidat
(kommt).

O weh mir Unglückſel'gen! Ich renne Kreuz und Quer,
Und finde das Hebräiſche doch nun und nimmermehr.

Der große Geiſt.

Trapp, trapp, — nur noch einen Satz!

Der Candidat.

Was doch der alte Mann da für Capriolen macht!
Hilf Himmel, wen erblick' ich? wer hätte das gedacht?
Der Conſiſtorialrath ſpringt wie ein ſchwarzer Bock,
Nur immer in der Runde um ſeinen eignen Stock.
Hochwürdigſter, ich bitte, ſo halten Sie doch ein!
Mein Gott, er ſcheint von Sinnen und überſchnappt zu ſeyn.

Der große Geiſt.

Ah, iſt Er es, Candidat! — Gott ſey Dank, daß ich doch wieder einen Menſchen ſehe. Geb' Er mir Seine Hand, halt' Er mich feſt, um Gotteswillen, halt' Er mich feſt!

Der Candidat.

Ich halte Sie ja ſchon, doch was iſt denn geſchehn,
Daß ſo verzweiflungsvoll die Augen Sie verdrehn?

Der große Geiſt.

Ich bin ja verzaubert, beſchrieen. Man hat mirs angethan. Sieht Er dieſen verfluchten Stein da, über den kann ich nicht hinweg ſpringen. O dieſer Stein — Candidat, junger, gebildeter, unterrichteter, zu den

schönsten Hoffnungen berechtigender junger Mensch! Haben Sie doch die Güte, dieſen Stein bei Seite zu ſchieben.

Der Candidat.

O, ſüße Hoffnung kehrt in meine Bruſt zurücke,
Er ſtrahlt auf mich herab armsdicke Gnadenblicke.
Er nennt mich ſogar Sie! o welche Seligkeit!
Doch nutzen muß ich auch jetzt die Gelegenheit.
O dürft' ich, Gütigſter, Sie bitten und beſchwören,
Daß Sie ſich ſelbſt bemühn und mich Hebräiſch lehren!

Der große Geiſt.

So greifen Sie doch nur nach dem verfluchten Stein!

Der Candidat.

Nicht ſo geſchwind, mein Herr! da wär' ich wohl ein Thor.
Hebräiſch lehren Sie, Hebräiſch mich zuvor!

Der große Geiſt.

So ſchlage ja ſogleich das Donnerwetter drein,
So hol' der Teufel Ihn und den verfluchten Stein!

Der Candidat.

Ei, ei, Hochwürdigſter, das Fluchen iſt nicht fein.

Der große Geiſt.

Wer, wer erlöſt mich nun aus dieſer Höllenpein!

Der Berggeiſt

(kommt).

Wer ſind die Zankenden da drüben?
Sie ſtören mich im Zählen meiner Rüben.

(Er tritt zu ihnen).

Seyd ruhig und vertrauet Euch mir an,
Vielleicht daß ich Euch helfen kann.

Der große Geiſt.

Ach, beſter Mann, wenn Ihr das könntet! Seht, in welchem Jammer ich verſchmachte! Ich ging da in aller Unſchuld auf dem Gebirge ſpazieren, und plötzlich — plötzlich werde ich gewahr, daß ſich zwar meine Füße fortbewegen, aber doch nicht vom Fleck kommen. Ich fange an ſtärker zu laufen, aber die Erſcheinung bleibt immer die nämliche. Die Angſt überfällt mich, ich renne, als ob mir der Kopf brennte, und dennoch, dennoch bin ich noch immer auf der nämlichen Stelle. Sehn Sie den Stein da, der liegt immer vor meinen Füßen; ich mag es anfangen, wie ich will, ich kann nicht darüber hinweg ſpringen. Und hier dieſer unwiſſende Candidat der Theologie, den zu bitten ich mich herablaſſe, weigert ſich, den Stein des Anſtoßes hinwegzuräumen.

Der Candidat.

Ich will von Herzen gern den böſen Stein entfernen,
Doch möcht' ich erſt zuvor von ihm Hebräiſch lernen,
Denn ohne dieſes kann ich niemals Paſtor ſeyn,
Und die Geliebte nicht, mein theures Lieschen, frei'n.

Berggeiſt.

Du liebſt, Du guter Candidat,
Gleich helf' ich Dir mit Rath und That.
Geht her, ein Ende ſey dem Streite,
Umarmet Euch, Ihr guten Leute,
Und gebt Euch einen Friedenskuß,
Darin mein Zauber wirken muß,
Daß das Hebräiſche ſchnell von der alten Zunge
Hinüberwandert auf die junge.

Dann hebe dieſer auf den Stein,
Und beide werdet Ihr zufrieden ſeyn.
(Er geht ab. Sie küſſen ſich).

Der große Geiſt.

Ah — ich ſpürte deutlich, daß es ein Judaskuß war.
Es ging mir wie Gift und Opperment über die Lippen.

Der Candidat.

Prrr — wie ſo ſäuerlich ging die Arznei mir ein.
Viel Schwefelwaſſerſtoff muß in den Juden ſeyn.
Doch dank' ich tauſendmal — und da iſt auch der Stein.
(Er hebt ihn auf).

Der große Geiſt.

Geben Sie her, den nehme ich mir zum Andenken mit. Er iſt mir ſo viel werth, als der Stein der Weiſen. Dem Himmel ſey Dank, nun bin ich erlöst. Sehn Sie, ſehn Sie, jetzt gehts wieder. Deutlich komm' ich weiter. O langentbehrte Wonne, ich will dich ganz genießen, und wenn ich noch ſo müde wäre, jetzt muß ich laufen!
(Er eilt davon).

Der Candidat.

Und ich Beglückter auch will ſchnell zu Lieschen rennen,
Um ſie zum erſtenmal Frau Paſtorin zu nennen.
Die Treue, Zärtliche, wie überraſch' ich ſie!
Wie ſüß belohnt ſich nun der Herzen Sympathie!
(Ab).

Vierte Scene.

Vor dem Hause des Landpfarrers. Lieschen sizt mit dem Prinzen Caſanova in einer Laube.

Lieschen.

O Sie ungeheuer liebenswürdiger Prinz, laſſen Sie ſich küſſen — da — da — ach, ich werde vor Entzücken in Ohnmacht fallen.

Caſanova.

Faſt muß ich Dich bitten, Dein Feuer zu mäßigen. Du erdrückſt mich.

Lieschen.

Meine Liebe iſt unbarmherzig. Ich kann nicht anders. Wenn Sie kein Prinz wären, ließe ſich noch von Mäßigung reden, aber wenn eine arme Pfarrerstochter einmal an einen Prinzen kommt, wer unter der Sonne mag's ihr verdenken, wenn ſie ihn mit ihrer Liebe zu Pulver verbrennt? Prinz, Prinz, der bloße Name ſchon ſchmeckt mir im Munde ſüß wie Zucker. Und der goldne Stern auf Ihrem Rocke, wie ihn bloß die Prinzen haben, ach, ich möchte mein Herz auf alle ſeine Strahlen zugleich aufſpießen können!

Caſanova.

Deine Naivetät iſt bezaubernd. Die deutſchen Mädchen beſitzen die Grazie der Albernheit im höchſten Grade, und dieſe Grazie iſt mir unter vier Augen immer die liebſte.

Lieschen.

Und Sie sind noch dazu ein Italiäner. Ach, es muß doch unmenschlich schön seyn in Italien, wo so hübsche Männer wachsen. Was Sie für einen schönen schwarzen Bart haben!

Der Candidat

(kommt eilig).

O Lieschen, denk' nur, Lieschen, ich kann Hebräisch jetzt! Geschwind, wo steckst Du denn?

(Er erblickt sie und prallt zurück).

O Himmel, ich steh' entsetzt.
Mein Blut erstarrt zu Eis. Da küßt ein Andrer sie.
Wo sind nun deine Wunder, o heil'ge Sympathie?

Casanova.

Was will der dumme Junge da?

Lieschen.

Ich weiß nicht. Ich kenne den jungen Menschen nicht.

Der Candidat.

O Lieschen, ist es möglich? So läugnest Du wohl gar
Das Ideal, das einst Dir im Traum erschienen war?

Lieschen.

Sie und ein Ideal? Hahaha! Was sich so ein junger theologischer Gelbschnabel alles einbildet! Wenn er nur rothe Backen hat und sich das Haar schlichter kämmt, als andre Leute, so meint er gleich ein heiliger Johannes zu seyn.

Der Candidat.

Wer ist der Bösewicht, der dieses angestiftet,
Und Dein so reines Herz so giftig hat vergiftet?

Caſanova.

Was unterſtehſt Du Dich, Du Hasenfuß!

(Er zieht den Degen, der Candidat entſpringt).

Lieschen.

Hahahaha. Es iſt doch nichts luſtiger, als einen Geiſtlichen ſpringen zu ſehn.

Caſanova.

Komm', mein Engel! Wie viel Küſſe biſt Du mir noch ſchuldig?

Lieschen.

Ich möchte hundert Mäulchen haben, um Dir jeden hundertfach zu bezahlen.

(Sie küſſen ſich).

Der alte Pfarrer

(kommt aus dem Hauſe).

O Höllenblendwerk! wär' ich auf ewig doch nur blind!
Dort liegt in Satans Armen mein unglückſelig Kind!
Unreiner Geiſt, entweiche, heb' Dich von dannen, Drache!
Dich trifft des frommen Prieſters, des frommen Vaters Rache!

Caſanova.

Ich thu' ja Deiner Tochter nur eine Ehre an.

Lieschen.

Es iſt ein Prinz, mein Vater, Sehn Sie ihn doch nur an!

Der alte Pfarrer.

Es iſt der Satan. Höret, o Engel, mein Geſchrei,
Und ſteht im harten Kampfe der Unſchuld Retter bei!

Caſanova.

Läßt Du nicht von mir ab, ſo muß ich Dich erſtechen.

(Er erſticht ihn).

Der alte Pfarrer.

Weh mir. So mögen mich die frommen Bienen rächen!

(Er ſtirbt. Lieschen fällt in Ohnmacht. Aus dem Bienenſtock kommt plötzlich ein Schwarm hervor und fällt über Caſanova her).

Caſanova.

O gräßliche, gräßliche Qual! Von tauſend Stacheln geſtochen, wird dieſer ſchöne Leib in ſeiner Blüthe zerfleiſcht. Immer mehr Stiche, immer grimmere Pein! Jetzt kommen ſie ans Herz. Weh mir! Erſt an des Todes Stacheln fühl' ich, daß ich ein Herz hatte.

(Er ſtirbt).

Fünfte Scene.

Am Fuß des Rieſengebirgs. Auf der einen Seite ein Bergabhang, auf der andern eine Straße, auf welcher ein Jäger kommt.

Der Jäger.

Ihr Mädchen flieht,
Der Jäger zieht
Wohl durch den Wald,
Die Büchſe knallt im Wald.

Hinab und hinauf
In eilendem Lauf
In Thälern und Höh'n
Nach Hasen und Reh'n
Nach Ebern und Hirschen
Muß stöbern und bürschen,
Und jeglicher Schuß
Ins Herz, ja ins Herz gleich treffen muß.

Ach, Mädchen, wie iſt Dir ſo weh,
Weh wie ein bangendes Reh.
Hab' ins Herz Dir geſchoſſen
Von ungefähr,
Sind Thränen gefloſſen
Von Liebe ſchwer.
Mit ſüßem Verlangen
Du ſchauteſt her:
Ach wenn ich umfangen
Vom Jäger wär'!
Ich aber hab' um mich gehangen
Die Waidmannswehr,
Bin von Dir gegangen
Und kehre nicht mehr.
Wir müſſen geſchieden ja ſeyn,
Fort Liebesſorgen und Pein,
In den Wald, in den Wald hinein!
Da bin ich ſelig allein.
Wie wohl iſt mir
Im Grünen hier,
Wenn Feld und Wald
Mein Horn durchhallt.
Voll Luſt die Bruſt
Und ſiegbewußt,

Ich gräme mich nimmer und nie
Um ſie. (Er geht weiter).

Prinz Rattibor
(kommt).

Ich bin der häßlichſte von allen Männern.
Terütes, Herzog Gloſter, Franz von Moor,
An deren Häßlichkeit die Phantaſie
Der Dichter ſich erſchöpft, ſind minder häßlich,
Als ich, der ich doch wirklich bin und lebe.
So dien' ich zum Beweiſe, daß der Dichter
Wenn auch ſo Schönes, doch ſo Häßliches
Gewiß nicht ſchaffen kann, als die Natur.
Ich bin ſo unerträglich widerwärtig,
Daß das Geſchlecht, das man das ſchöne nennt,
Sobald es mich erblickt, des Todes iſt.
Kaum ſah die Mutter mich, die mich gebar,
So ſtarb ſie auf der Stelle. Keine Amme
Hat mich geſäugt. Nur Männer konnten es
Aushalten neben mir, die Weiber wurden
Von meinem Anblick ſtets entfernt gehalten.
Doch trieb zuweilen Neugier dieſe Guten,
Sich trotz der Warnung mir zu nahn, und ach
Sie fielen hin, und waren mauſetodt.
Ein einzigmal nur glückt' es einer deutſchen
Schriftſtellerin, das Wagſtück zu beſtehn.
Sie war noch häßlicher als ich, und blieb
Am Leben, während ich in Ohnmacht fiel.
Ich bin nun endlich dreißig Jahr geworden,
Und länger halt' ich's in der Einſamkeit
Nicht aus. Ich muß einmal hinaus in's Freie,
Und ſollten alle Frauenzimmer dran
Zu Grunde gehn. Die Menſchenfreundlichkeit
Hat ſich ein wenig bei mir abgeſtumpft.

Der Narr
(kommt).

Hilf Himmel, welch ein Ungeheuer! Ein ſolches Geſicht konnte die ganze Welt um den Verſtand, und die Narrheit ſelber um den Witz bringen.

Narrtibor.

Erſchrick nicht, guter Freund, ich thue Dir nichts.

Narr.

Ihr ſeyd wohl gar der Berggeiſt, der die Prinzeſſin entführt hat. Ihr habt Euch gewiß in dies Coſtüm geworfen, um auf ihre ſtarken Nerven einigen Eindruck zu machen.

Narrtibor.

Ich bin weder ein Geiſt, noch hab' ich jemals in meinem Leben eine Prinzeſſin entführt, obgleich ich ein Prinz bin.

Narr.

Sind alle Leute in Eurem Lande ſo ſchön, wie Ihr?

Narrtibor.

Nein, mein Sohn, ich kann es nicht verhehlen, daß ich der Häßlichſte bin.

Narr.

Narren ſind ſelten mitleidig. Aber Euch, wahrhaftig, Euch muß ich bedauern.

Narrtibor.

Ich tröſte mich damit, daß die Außenſeite gewöhnlich das Widerſpiel des Innern iſt. Du haſt zum Beiſpiel das Anſehn eines Narren, und biſt vielleicht inwendig deſto weiſer. Ich wenigſtens ſchmeichle mir, nur des-

wegen äußerlich ſo mißgeſtaltet zu ſeyn, weil ich innerlich ſo wohl gebildet bin.

Es läßt inwendig die Natur
Sich täglich meine Gaben mehren,
Das muß nun in Carrikatur
Sich alles wieder auswärts kehren.
So fährt mein flammendes Genie
Zum Kopf heraus in rothem Haare.
Die Wiſſenſchaft und Poeſie
Trennt ſich in meinem Augenpaare.
Das eine ſchielet rechts herum,
Das andre nach der linken Seite.
Mit meinem tiefen Studium,
Der theuren centnerſchweren Beute
Füllt ſich mein großer Höcker an,
Und meine beiden Sichelbeine,
Sie deuten das Triumphthor an,
Durch das der Nachwelt ich erſcheine.

Narr.

Euer Troſt iſt gut, aber daß Ihr ihn nöthig habt, iſt deſto ſchlimmer. Habt Ihr niemals verſucht, durch eine Operation die überflüſſigſten Beſtandtheile Eurer Häßlichkeit wegzuſchneiden, oder ſie wenigſtens durch die Künſte der Toilette zu verbergen? Ihr ſcheint von der Kunſt eben ſo vernachläßigt, wie von der Natur.

Ratibor.

Das kommt daher, weil ich von keinen Frauenzimmern bedient werde. Sie können mich nicht anſehn, ja, ich muß Dir geſtehn, jedes Frauenzimmer, das mich anſieht, muß auf der Stelle des Todes verbleichen.

Narr.

Ei da ſeyd Ihr ja der glücklichſte Menſch von der Welt. Wie mancher mißvergnügte Ehemann und verſchmähte Liebhaber wird Euch um dies Talent beneiden!

Rattibor.

Ich bin ſchwach genug, mir einen Vorwurf daraus zu machen. Ich habe mir viele Mühe gegeben, meinen Zuſtand zu verbeſſern, aber es hat mir nie gelingen wollen.

Narr.

Ich will Euch homöopathiſch heilen. Wißt Ihr, was die Homöopathie iſt?

Rattibor.

Nein, mein Sohn.

Narr.

Eine neue Heilmethode, die ſchon deswegen zu loben iſt, weil ſie verſpricht, alle Apotheker zu Tode zu ärgern. Das ganze Verfahren beſteht in Folgendem. Man giebt dem Kranken eine kleine Doſis von der Arznei ein, die bei einem geſunden die nämliche Krankheit erzeugen würde. Dann wird der Kranke auf einen Augenblick kränker, bald darauf aber vollkommen geſund. Eure Krankheit iſt Häßlichkeit, Ihr müßt alſo die Mittel gebrauchen, die einen ſchönen und liebenswürdigen Jüngling häßlich machen würden. Laßt Euch alſo einen großen Hohlſpiegel verfertigen. Dieſelben optiſchen Geſetze, nach welchen ein ſchöner Menſch im Hohlſpiegel verzerrt und zur Carrikatur gemacht wird, müſſen auch bewirken, daß ein Häßlicher ſchön wird. Und ſo könnt Ihr Euch, wenigſtens im Spiegel, ſo oft Ihr wollt, zu einem Adonis machen.

Rattibor.

Der Rath iſt äuſſerſt dankenswerth. Ich will ihn befolgen, ja, ich will künftig nur aus dem Spiegel heraus Audienzen geben, und beſonders immer meine getreuen Landſtände in dieſer optiſchen Liebenswürdigkeit empfangen. Aber ach, ich ſelbſt bleibe dann doch immer noch der Alte.

Roſalie

(kommt ſingend).

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht —

(Sie erblickt den Prinzen und ſällt todt zur Erde).

Rattibor.

O weh, da iſt das Lämpchen ausgelöſcht.
Das arme Kind, da liegt es kalt und todt.

Narr.

Die war an ihrem Tode wahrhaftig unſchuldig. Aber wer anders ſollte denn in der Welt leiden, als die Unſchuldigen? Gute Roſalie, ich drücke dir die blauen Augen zu, damit nicht der ſtarre Todesblick die Lieblichkeit entſtellt, die im Leben darin wohnte.

Rattibor.

Wie dauert mich die rührende Geſtalt,
Wie grämʼ ich mich, daß ich ihr Mörder bin!

Narr.

Dort unten am Bach ſteht eine Trauerweide, die ihre langen hängenden Zweige ins Waſſer ſenkt. Dort will ich dich unter einen Berg von Wieſenblumen begraben.

(Er trägt den Leichnam fort).

Rattibor.

O reizendes Geschlecht, das Leben uns
Beständig giebt, und Tod von uns empfängt.
Doch glücklich, wer im Grabe todt kann seyn.
Ich muß lebendig in mein Grab zurück,
Und ewig einsam bleiben, daß ich nicht
Zum zweitenmal so schönen Mord begeh'.
(Er will zurückgehn. Plötzlich fliegt Pegasus mit der Prinzessin vom Bergabhang herunter, setzt sie auf die Straße nieder und verschwindet).

Prinzessin.

Ha, wie so schnell verschwand
Mein Hippogryph, und war so ungalant,
Herunter aus dem Sattel mich zu schnellen
Und auf die Füße hinzustellen.
Doch desto besser, denn es zeigt mir an,
Daß hier der Zauber nicht mehr wirken kann.

Rattibor.

Weh mir. O wäre blind
Dieß wunderholde Kind,
Daß es mich Unglückseligen nicht sähe,
Denn tödten muß auch sie ja meine Nähe.
Nein, diesen Engel kann ich nicht,
Darf ich nicht tödten. In des Mantels Falten
Verhüll' ich tief mein Angesicht.
Sie wird dann für ein Nachtgespenst mich halten
Und schnell entfliehn der drohenden Gefahr.

Prinzessin.

Welch ein Phantom stellt dort sich dar,
Vermummt von Kopf bis zu den Füßen?
Doch aus dem Umriß kann ich schließen,

Daß es ein menſchlich Weſen iſt.
Sag' an, ob Du des Weges kundig biſt?
Wo liegt das Land des Fürſten Primislaus? —
Es ſtreckt die Hand nach Weſten aus,
Doch redet's nicht. Wer biſt Du, ſprich!
Aus welchem Grund verhüllſt Du Dich?

Rattibor.

O Schöne, flieh, ſonſt iſt's um Dich geſchehn.

Prinzeſſin.

Du machſt neugierig mich. Ei laß doch ſehn,
Was für Gefahr mich hier bedroht?

Rattibor.

Ach, nichts gering'res, als der Tod.

Prinzeſſin.

Ich weiche von der Stelle nicht,
Bis Du enthüllt Dein Angeſicht,
Und mir erklärſt, was dieſer Mummerey
Geheimnißvoller Anlaß ſey?

Rattibor.

So höre denn! Ich bin Fürſt Rattibor,
Den die Natur zum Inbegriff erkor
Jedweder Häßlichkeit, und deſſen Anblick euch,
Ihr Schönen, tödten muß ſogleich.
Jetzt weißt Du alles. Darum flieh',
So ſchnell Du kannſt! Es dürfen nie
Die lieblichſten der Mädchenaugen
Die em'ge Nacht aus meinen Blicken ſaugen.

Prinzessin.

Ei das ist äusserst interessant.
Von meinen Abentheuern allen
Hat mir noch keins so gut gefallen,
Als das ich hier so unerwartet fand,
Und Schande wär's, wollt' ich es nicht besehn.
Du guter Mann, ich will und muß Dich sehn.

Rattibor.

Ich fliehe.

Prinzessin.

Bleibe!

Rattibor.

Weh, der Mantel fällt.
O Himmel, holdestes Wunder der Welt,
Du stirbst, erblickst Du mein Gesicht.
(Er wirft sich vor ihr nieder und bedeckt das Gesicht mit den Händen).

Prinzessin.

Nein, guter Freund, ich sterbe nicht.
Sieh' auf, ich lebe!

Rattibor
(steht auf).

Welch Entzücken,
Und welche Qual! könnt' ich von Deinen Blicken
Nur jetzt mich selber todten lassen,
Denn ach, Du lebst ja nur, um mich zu hassen.

Prinzessin.

Sey ruhig! Du bist häßlich, ja,
So häßlich wie ich keinen sah.

Doch Häßlichkeit in dieſem Grade
Kommt wiederum der höchſten Schönheit nah.
Die halbe Schönheit iſt ſo fade,
Als halbe Häßlichkeit. Ich haſſe beide.
Doch was recht häßlich iſt, macht mehr mir Freude,
Als ſelbſt das Schönſte, weil ich ſelber ſchön,
Und Gleich und Gleich ungern beiſammen ſtehn.

Rattibor.

Iſt's möglich? Welche Himmelslaute tönen
Mir von den ſüßen Lippen dieſer Schönen!

Prinzeſſin.

Was ſchön, wird häßlich durch die Eitelkeit,
Was häßlich iſt, wird ſchön durch die Beſcheidenheit.
Du haſt uneigennützig Dich bewieſen,
Vor allen Mannern Du allein.
Drum will ich Dich allein erkieſen,
Nur Du ſollſt mein Geliebter ſeyn.

Rattibor.

Nimm meine Hand, es iſt zwar wunderbar,
Daß wir uns lieben, doch gewiß iſt's wahr.
Auf Deine Liebe kann ich bauen,
Du kannſt auf meine feſt vertrauen,
Wir dürfen beide nur in einen Spiegel ſchauen,
Daß dieſe Wahrheit ſich bewährt.
Denn keinem Weibe wär's der Mühe werth,
Mir Liebe zu geſtehn, die ſie nicht wirklich hegt.
Und wem das Herz nicht hoch für Deine Schönheit ſchlägt,
Trägt ſtatt des Herzens einen Stein
Im Buſen oder muß von Sinnen ſeyn.

Prinzessin.

So schließen wir auf ewig unsern Bund.
Zum Kusse reich' ich Dir den niegeküßten Mund!

Der Narr

(der unterdeß zurückgekommen ist, tritt plötzlich zwischen sie und küßt die Prinzessin).

Halt! Der erste Kuß ist mein!

Prinzessin.

Unverschämter!

Narr.

Den Kuß kann mir niemand mehr rauben, und er ist mir mehr werth, als alle die folgenden Küsse, die Ihr dem breiten Maule dieses Ungeheuers aufdrücken werdet. Er soll mein Lohn seyn, der einzige für meine treuen Dienste; denn da Ihr Euch verheurathet, braucht Ihr keinen Narren mehr, als Euren Mann. Ich trete aus Eurem Dienst, und will ein Narr auf meine eigne Faust werden, ein närrischer Einsiedler, und mir die Zeit damit vertreiben, ewig über Euch zu lachen!

(Er setzt der Prinzessin seine Schellenkappe auf und läuft davon).

Rattibor.

Die Liebe nur macht ihn so kühn.
Doch diese Liebe selbst entschuldigt ihn,
Drum sey dem Narren gern verziehn!

(Der Hofmarschall und das Gefolge des Prinzen Rattibor treten auf).

Hofmarschall.

Ist es möglich, o Herr, ein Frauenzimmer steht lebendig neben Euch?

Rattibor.

Wie groß das Wunder iſt, daß ſie lebt, iſt doch ihre Schönheit ein noch größeres Wunder. Aber das größte von allen iſt, daß ſie Unſere Gemahlin wird.

Hofmarſchall.

So ſeht uns huldigend zu Euern Füßen.

(Er kniet mit dem Gefolge vor ihr nieder. Man hört Muſik. Fürſt Primislaus und ſein Gefolge treten auf).

Rattibor.

Dort naht ein kriegeriſcher Zug. Wer kann das ſeyn in dieſen Friedenszeiten?

Prinzeſſin.

Die Fahnen ſind's des Fürſten Primislaus,
Die Fahnen meines Vaters, und er ſelbſt
Zieht kriegeriſch dem Heereszug voran.

Der Fürſt.

Da iſt ſie. Stoßt in die Trompeten!

Gefolge.

Heil der ſchönen Emma!

(Trompetenſtoß).

Der Fürſt.

Geliebteſte Tochter! Wir ſchließen Dich mit väterlichem Entzücken in Unſre Arme.

Prinzeſſin.

Seyd, theurer Vater, doppelt mir willkommen,
Denn nicht die Tochter nur bring' ich Euch wieder,
Auch einen Sohn ſollt Ihr umarmen hier
In dieſem würd'gen Fürſten Rattibor.

Der Fürſt.

Wie? Was? Dieſes Subjekt da, dieſes menſchenähnliche Individuum ſollte Unſer Schwiegerſohn werden? Ich bitte Dich ums Himmels willen, meine Tochter, Du wirſt doch dieſen Gallapfel nicht auf Unſern Stammbaum pflanzen wollen? Wo haſt Du denn den Herrn vom Berge gelaſſen? Das war denn doch eine ganz andere Partie. So einen reichen Bewerber bekommſt Du in Deinem Leben nicht wieder. Wenn ich an den goldnen Regen zurückdenke! —

Prinzeſſin.

Dies Gold, mein Vater, war nur eitler Schaum,
Und jener Zaubrer nur ein Poltergeiſt.
Ein König zwar, doch König nur im Traum.

Rattibor.

Ich bin entzückt, in dem Vater meiner Geliebten den berühmten Fürſten kennen zu lernen, deſſen ſalomoniſche Weisheit nicht nur ſein eignes Land mit Segen überſchüttet, ſondern auch allen benachbarten Fürſten als Muſter in den höchſten Regententugenden voranleuchtet.

Der Fürſt.

Ei, ei. Alſo lobt man mein Syſtem? Nun Sie ſcheinen mir ein recht hoffnungsvoller junger Prinz zu ſeyn. Umarmen mich Ew. Liebden!

(Sie umarmen ſich).

Rattibor.

Unter Ihrer Leitung hoffe ich's in der ſchweren Kunſt, Völker zu beglücken, immer weiter zu bringen. Wenn wir unſre Scepter kreuzweis übereinander legen, werden unſre Länder unter der Laſt des Heils erliegen.

Der Fürſt.

Sie faſſen mich da bei meiner ſchwachen Seite. Vergeben Sie, ich muß wiederum einige jener patriotiſchen Thränen vergießen, die mich bei ſolchen Anläſſen immer in die Augen beißen. Sie haben mich gerührt. Ich kann nicht widerſtehn. Ja, Sie ſollen mein Schwiegerſohn werden. Tritt her, meine Tochter, ich geb' Euch meinen Segen.

(Er ſegnet ſie. Oben auf dem Berge erſcheint der Berggeiſt).

Der Berggeiſt.

O Emma, Emma, höre meine Stimme!
Da iſt ſie — weh mir, jenſeits meiner Grenzen,
Und unerreichbar meinen ſehnenden Armen.

Prinzeſſin.

Ja unerreichbar, denn zum zweitenmale
Soll, mich zu fangen, Dir gewiß nicht glücken.
Verwegner, lerne, daß des Weibes Liſt
Der Macht des Mannes überlegen iſt,
Und willſt Du jemals wieder Mädchen ſtehlen,
So hüte, Freund, Dich vor dem Rübenzählen.

Berggeiſt.

O ſchändlicher Verrath, boshafte Liſt!
O grauſam ſeelenmörd'riſcher Betrug!
So ungeheuer frevelte Natur,
Daß in der lieblichſten von allen Blumen
Das erſte Gift, daß in dem lieblichſten
Der Engel ſich gebar die erſte Lüge.
O Sonne, zehr' in heißen Rachesflammen
Den lügneriſchen Frühling auf! Ihr Berge,
Stürzt Euch zerſchmetternd in die Ebne nieder,

Die euch mit sel'gen Fernen log!
O Herz, zersprenge deine Brust, und Himmel
Und Erde brecht zusammen, und das All
Sey nur ein einzig großes Grab der Liebe!

Der Fürst.

Ums Himmels willen, wenn er Ernst machte! Ich bitt' Euch, Kinder, laßt uns auf einen anständigen Rückzug denken.

Rattibor.

Er dauert mich zu sehr, als daß ich ihn fürchten könnte.

Prinzessin.

Seyd ruhig, wenn Ihr nur mit lauter Stimme
Ihm zuruft: Rübenzähler, Rübenzähler!
So wird er schämen sich und schnell entfliehn.

Der Fürst.

Heda, Herr Rübenzähler, Herr Rübenzähler!

Alle.

Rübenzähler, Rübezahl, Rübezahl, Rübezahl!

Echo.

Rübezahl, Rübezahl, Rübezahl!
(Der Berggeist entflieht, alle lachen).

Rattibor.

Wahrhaftig, der bloße Name hat ihn verscheucht. Doch erklär' uns auch, Geliebte, was dieser Name bedeutet?

Prinzessin.

Ihr sollt es hören. Aber laßt zuvor
Uns im Triumph einziehen in Dein Schloß,

Und unſer Werk mit einer Hochzeit krönen.
Denn zeigen will ich vor der ganzen Welt,
Daß durch des Weibes Laune möglich wird,
Was Männerweisheit für unmöglich hält.

(Sie gehn ab).

Sechste Scene.

Gegend am Mittagſtein. Der Hofrath ſteht noch als Wegweiſer da. Der Candidat kommt den Berg herauf, von Lieschen verfolgt.

Candidat.

Hier iſt der Scheideweg, der uns auf ewig trennt.

Lieschen.

Es hat die Reue ja mein Herz ſchon rein gebrennt.
O nimm mich wieder an, geliebter Candidat!

Candidat.

Ich geh' den rechten Weg, links geht Dein Sündenpfad!

Lieschen.

Es iſt ja Chriſtenpflicht vergeben und verſöhnen.

Candidat.

Ich ſah die Liebe Dich, die Treue frech verhöhnen.

Lieschen.

Wenn man nicht ſündigte, wär' Tugend auch nichts werth.

Candidat.

Die Sünde haſt Du nur, die Tugend nicht bewährt.

Lieschen.

So denke doch zurück an jene Sympathie,
Da ich: Er iſt es, rief, und Du, ſie iſt es, ſie!

Candidat.

Sie war es aber nicht.

Lieschen.

Er aber war es, Er!
Ich glaube ſteif und feſt, Du biſt für mich geboren.
Und hätt' ich tauſendmal Dir falſchen Eid geſchworen,
Du biſt prädeſtinirt einmal mein Mann zu ſeyn.
Sperr' Dich, ſo viel Du willſt, nichts kann Dich mehr befrei'n.

Candidat.

Mich zu bethören, wird Dir ſicher nicht gelingen.
Wie? Wagen kannſt Du noch, Dich frech mir aufzudringen,
Nachdem in Buhlers Arm Du ſchamlos mich verlacht,
Und, ſchrecklich iſt's, ſogar den Vater umgebracht?

Lieschen.

Ja freilich, freilich — ach, ich ſeh' es endlich ein,
Auf ewig müſſen wir fortan geſchieden ſeyn.
Ich will in ew'ger Reu' für meine Sünden büßen
Und Tag und Nächte lang in Thränenſtrömen fließen.
Es kleide reizend mich das ſchwarze Kleid der Trauer.
Entſagung wähl' ich mir, Entſagung, die ſo ſchön
Uns in Romanen und Novellen pflegt zu ſtehn,
Entſagung lehre mich Johanna Schopenhauer.

Candidat.

So handelſt würdig Du. So iſt es edel, ja!
Schon ſtehſt Du reiner jetzt in meinen Augen da.

Lieschen.

Leb' wohl und widme Dich mit Deiner Jugendkraft
Dem Staat und Vaterland, der Kunst und Wissenschaft.
Die Zeit, die alles heilt, wird Deine Schmerzen lindern.
Ich aber widme mich den unschuldvollen Kindern,
Geh' in die Residenz und werde Gouvernante,
Ueb' mich im Gutesthun und sterb' als die bekannte,
Die keusch entsagende, wohlthät'ge Unvermählte,
Von der uns Kotzebue so rührend einst erzählte.

Candidat.

Mir ist's, als würde mir der Busen wieder frei.
Schrieb' denn nicht Kotzebue auch Menschenhaß und Reu'?
Und Du, o Lieschen, willst heroisch mir entsagen,
Wie die Eulalia? So darf ich auch wohl wagen,
Wie Mainau Dir mein Herz von neuem anzutragen?

Lieschen.

Nein ich verdiene kein so überschwenglich Glück,
Laß büßend dulden mich mein trauriges Geschick!

Candidat.

Du rührst mich immer mehr. O welcher Heldensinn!
Unwiderstehlich zieht's mich wieder zu Dir hin.
Du bist gebessert ja, versöhnt durch Deine Reu'.
Und ist's am Ende denn nicht völlig einerlei,
Unschuldig immerdar zu bleiben, oder neu
Unschuldig wiederum zu werden. Ist ein Glas,
Das erst vom Glaser kommt und niemals wurde naß,
Etwa vorzüglicher, als wenn es Wein enthielt,
Und wieder sauber wird mit Tugend ausgespült?
Kann man die Unschuld denn wie einen Rock zerreißen,
Und ist sie hergestellt, muß es dann Flickwerk heißen?

Auch hinter Wolken bleibt die Sonne voll und ganz,
Und leichte Schatten nur ziehn hin an ihrem Glanz.
Die Schatten sind entflohn, Du Lieschen, strahlst mir wieder,
Und liebend sink' aufs neu' ich Dir zu Füßen nieder.

Lieschen.

Wer könnte jetzt Dir noch, Geliebter, widerstehn?
Ja, laß uns Hand in Hand beglückt durch's Leben gehn.
(Sie hebt ihn auf und beide gehen Arm in Arm ab. Der Weg-weiser fängt an unruhig zu werden und wackelt hin und her).

Der Hofrath.

Nein, nein, nein! Es ist doch nicht alles einerley. Eine wiedergefundene Unschuld und eine nieverlorne ist nicht einerley. O muß ich diese Wahrheit so spät erfahren? Muß ich am Ziel meines Denkens erst einsehen, daß ich mich geirrt habe, daß dennoch, dennoch unter der Sonne nicht alles einerley ist? — Verdammtes Volk! Mich aus meiner Ruhe wieder aufzustören, den festen Boden meiner Philosophie zu unterminiren, mein System zu entwurzeln, die steife Axe meines Dualismus zu brechen! Ja, es juckt mich in meinen hölzernen Armen, dieses Kotzebuesche Liebespaar durchzuprügeln. Ich ziehe die verholzten Stiefeln aus dem Boden, ich werde wieder ein Mensch.

Der Narr
(kommt).

Was feiert Ihr denn da für eine wunderliche Auferstehung?

Der Hofrath.

Wundre Dich nicht, wenn selbst die Steine lebendig werden. Hier hat sich ein Liebhaber entschlossen, ein Mädchen zu heurathen, das ihm untreu geworden war.

Narr.

Das iſt ja einerley.

Der Hofrath.

Wie? auch Du hältſt das für einerley?

Narr.

Ja wohl. Wer glaubt, Treue finden zu können, muß eben ſo gewiß Untreue finden, als wer die Weisheit zu gewinnen hofft, ſicher die Narrheit findet.

Der Hofrath.

Du haſt Recht. Ich ſchlafe wieder ein.

(Er ſteht wieder ſtill).

Narr.

Ehrlicher Wegweiſer, laß dich nicht aus dem Gleichgewicht bringen! Zeige nur immer mit deinen ſteifen Armen links in die Untreue und rechts in die Narrheit hinein, und die Menſchen werden nie verirren.

(Er geht weiter).

Siebente Scene.

Auf dem Rieſengebirge. Die Gegend des Rübenfeldes. Nacht und Mondſchein. Der Berggeiſt kommt.

Berggeiſt.

Wohin renn' ich in meiner Verzweiflung Grimme?
Ueberall ruft mir des Echo's Stimme:
Rübezahl, Rübezahl!
O Name mir zur ewigen Qual!

Ich fühl' es, man wird mich ewig so nennen,
Nichts wird von dem Namen mich trennen.
Zu ewiger Lächerlichkeit verdammt
Muß ich in heißerem Feuer brennen,
Als noch je in der Hölle geflammt.
O überhöllische Pein,
Ewig, ewig lächerlich zu seyn!
Ha, was seh' ich? Vom Monde fahl erhellt,
Ist das nicht das Rübenfeld?
Ja hier stehn noch die albernen Rüben,
Die zum Hohn mir übrig geblieben.
Ich will sie vertilgen von der Erde,
Daß keine mehr gefunden werde.
Ich werfe den Zauberstab unter sie,
Und statt der liebenden Dichter sollen
Jetzt Menschen draus werden, welche nie
Geliebt, die ewig hassen und grollen.
Herauf, ihr dumpfiges Höllengelichter,
Schiefe boshafte Affengesichter!

(Rezensenten kriechen aus dem Boden hervor).

Erster Rezensent.

Ich stecke zwar erst den Kopf aus dem Acker, aber ich schneide Dir schon ein Gesicht.

Zweiter.

Ich bohre Dir einen Esel.

Dritter.

Ich strecke die Zunge heraus.

Vierter.

Ich speie Dich an.

Fünfter.

Ich werfe mit Erdklößen nach Dir.

Sechster.

Ich mit meinem eigenen Kopfe.

Siebenter.

Du da, der Du mich gemacht haſt, Du biſt ein erbärmlicher Stümper.

Achter.

Ein ſchülerhafter Neuling.

Neunter.

Ein aberwitziger Romantiker.

Zehnter.

Ein Nachahmer, ein Nachahmer.

Eilfter.

Wieder ſo ein junger Affe, der mit Händen und Füßen im Shakeſpeare blättert.

Zwölfter.

Nennt ihn nur Rübezahl, das hört er nicht gern.

Alle.

Rübezahl, Rübezahl!

(Berggeiſt geht ab).

Erſter Rezenſent.

Er ärgert mich, weil er ſchön iſt.

Zweiter.

Er ärgert mich, weil er edel iſt.

Dritter.

Ich falle über ihn her, weil er unglücklich iſt.

Vierter.

Ich erſticke vor Bosheit, weil ich ihn nicht getroffen habe.

Fünfter.

Ich haſſe ihn, weil ich alles haſſe.

Sechster.

Ich freue mich wenigſtens, daß er mir Gelegenheit giebt, witzig zu ſeyn.

Siebenter.

Mich ärgert nur ſeine verdammte Ruhe.

Achter.

Ich würde ihn gelobt haben, wenn er mich recht demüthig darum gebeten hätte.

Neunter.

Ich würde ihn loben, wenn er mich dafür bezahlte.

Zehnter.

Ich würde ihn loben, wenn er mich wieder lobte.

Eilfter.

Ich würde ihn loben, wenn er Tadel verdiente.

Zwölfter.

Ich will ihn wirklich loben, damit er ſich ärgert, daß ihn auch die Dummen loben.

Der Dreizehnte

(arbeitet ſich ſchwer empor).

Das war ein verdammter Stein. Ich habe vierzig

Jahre darunter gelegen und mir den Kopf faſt verrückt daran geſtoßen, bis ich ihn weggewälzt hatte und ans Tageslicht oder vielmehr ans Dunkel der Mitternacht kam. — Ei, da iſt ja auch Geſellſchaft. Nun, Ihr Herren, ich hoffe, Ihr werdet mich ohne Weiteres zum Meiſter vom Stuhl machen.

(Die übrigen Rezenſenten zittern).

Aber, was iſt denn das? Da ſteht ja noch der Mond. Der darf durchaus nicht ſtehen bleiben. Es muß pechrabenſchwarze Mitternacht ſeyn, wo ich bin. Heda, Mond, Mond!

Der Mond.

Wer bellt da unten?

Der Dreizehnte.

Du ſollſt weggehn, Dich in eine Wolke ſchlafen legen. Du biſt hier überflüſſig.

Der Mond.

Ich will thun, als ob ich Euch nicht ſähe.

Der Dreizehnte.

Das geht nicht. Du mußt fort, oder ich rezenſire Dich.

Der Mond.

So laßt mich doch in Ruhe!

Der Dreizehnte.

Da iſt ein Kerl, heißt Mond, giebt ſich für den Erfinder der Monatſchriften aus, und weiß nicht einmal mehr, ob er im Neumond oder Vollmond debutirt hat. Ein trockner löcherichter Kerl, mit Pockennarben ſo dicht beſäet, als ob der Teufel auf ſeinem Geſicht Erbſen gedroſchen hätte; ein Schwamm aller unnützen Thränen,

ein recht ſentimentaler weinerlicher Kerl, ein alter Freund Mathiſſons; ein invalider Trabant, den man als Nachtwächter angeſtellt hat; der graubärtige Sancho Panſa, der auf dem Eſel der Nacht hinter dem fahlen Pferde des Tages einhertrabend, mit dem Don Quichote Helios die ewige Narrenreiſe durch den Thierkreis der Welt macht.

(Der Mond geht hinter die Wolken).

Er zieht ab mit ſtiller Muſik. Seht, wie er ſich ſchämt! Wie mag er ſich heimlich über mich ärgern! O daß ich doch die ganze Welt ärgern könnte! Wenn ich die Welt geſchaffen hätte, müßte ſie auswendig blos häßlich ſeyn, und ſich inwendig blos ärgern in alle Ewigkeit. Aber ach, ich ſelber fühle, daß ich alt werde, daß ich zu welken anfange, und ich will durchaus fortleben, und unſterblich ſeyn. Ha — wovon hab' ich denn immer gelebt? Von Gift. Gift, Gift! Gebt mir immer genug Gift, und ich will ewig leben!

Erſter Rezenſent.

Da iſt Einer, der nächſt Ihnen immer der giftigſte war.

Der Dreizehnte.

Her mit ihm! Ich freß' ihn. — Aber ich habe noch lange nicht genug. Ich freß' Euch alle, wie der Cyclop auf Sicilliens weißem Felſen ſitzend die Schaafe von Ulyſſens räudiger Heerde fraß.

(Er verſchlingt ſie).

Ach — jetzt iſt mir wohl, ich bin dick und fett und kann auf meinen Lorbeern ruhn. Bin ich nicht der größte deutſche Dichter, o Mitternacht? Die Sonne iſt untergegangen, den Mond hab' ich verjagt, die Sterne ſind alle ſchamhaft hinter die Wolken getrochen, und ſo glänz' ich allein noch als eine große rothgetupfte Feuer-

kröte, die über einem breiten Fliegenſchwamm brütet, und vor der die Geſpenſter ſelbſt erſchrecken. Ja es giebt jetzt kein größeres Licht unter den Dichtern, als ich bin. Aber man hält mich noch nicht dafür. Ja, ſo laut ich auch immer in die Welt hineinſchreie, daß man mich dafür halte, hält man mich doch nicht dafür. Ha — wie ſie mich ärgern, alle, alle, die man für größer hält, als mich! Warum bin ich denn nicht allein groß? Warum koſtet es mir ſo viele Mühe, über die andern hervorzuragen? Warum muß ich mich immer ſelber ausposaunen, zanken, keifen und um mich ſchlagen, wenn mich die Leute bemerken ſollen? Warum muß ich mich immer lächerlich machen, um berühmt zu werden? Verdammt, verflucht! blos darum, weil jene Andern exiſtiren. Hätten ſie nicht eben ſo gut gar nicht auf die Welt kommen können? Aber ſie ſind einmal da, und es bleibt mir nichts übrig, als ſie zu haſſen. Und ich haſſe ſie, ja ſo grimmig, giftig, daß mir die Zähne knirſchen, und die Knöchel an den Fingern bluten. Hätt' ich Euch nur! Könnt' ich Euch! Dieſe Ohnmacht, dieſes vermaledeite Wollen und nicht Können! Der ſchlangenköpfige Neid ſitzt mir wie ein Polyp am Herzen, die ewig unbefriedigte Eitelkeit ſchlägt mit gräßlichen Hungerqualen meine giftigen Zähne ins eigene Fleiſch. Wie Gicht und Knochenfraß wühlt die Eiferſucht im Mark meiner Gebeine. Aus Sucht zu gefallen bekomm' ich die fallende Sucht. Von dem tollen Hunde meines eignen Hochmuths gebiſſen, beiß' ich um mich her, und vergifte alles, was mir in den Weg kommt. Aber dieſe Wuth, dieſe Beſtialität gekränkter Autoreneitelkeit iſt ſelten, neu, genial. Wie viel gemeine verſchmähte Liebhaber ſind nicht durch ihre Raſerey berühmt worden, und welche Liebe iſt ſtärker, als die zum Ruhm,

welche Raserey kann also auch rasender seyn, als die meinige? Ja, der Mangel an Ruhm selbst soll mich berühmt machen. Ich will dennoch groß werden, groß, immer größer. Ich will mich zu einer ungeheuern Größe aufblähen, vom eigenen Gift will ich schwellen wie ein Berg — Welt, Welt, mach' mir Platz!

(Er verlacht).

Achte Scene.

Auf dem höchsten Gebirgrücken über dem Felsenabgrund, den man die große Schneegrube nennt. Der Berggeist sitzt traurig auf einer Steingruppe, der sogenannten Rübezahlskanzel, und macht böses Wetter.

Berggeist.

Das leuchtende Gewand des Bräutigams,
Es wird zum langen schweren Trauermantel,
Und breitet über alle Berge sich,
Und hängt in tiefen Nebeln rings hinab.
Statt der verlornen Braut umarm' ich jetzt
Die wilde Windsbraut, der Erinnrung
Phantom, das die Verzweiflung angstgepeitscht
Auf kahler Haide jagt in finstrer Nacht,
Und nie mehr einholt und lebendig macht.
Ich weine, weine, und der Thränen Saat
Strömt in das Land in langen Regengüssen.
Ich zürne mir selbst und blut'ge Blitze schlagen
Des alten Berges eigne Brust,
Und meinen Grimm verkündigen die Donner,
Die fern in der Geliebten Ohr verhallen.

Sturmwind.

Wie die in Wuth aufheulende Löwin
Das eben geborne, verlorne Kind
In Verzweiflung ſuchet und blind
Sich in des Abgrunds Tiefe herabſtürzt,
Heulen und ſauſen und brüllen die Winde
Hinab in die Schlünde,
Suchen und ſuchen und finden nicht.

Blitz.

Wie in des Fiebers Gluth
Alle Pulſe fliegen und drängen,
Bis ſie die laſtigen Bande ſprengen,
Flammendes Blut
Hochaufſprizt in ſpringenden Quellen,
Springen die hellen
Blize hervor aus dem Wolkenbruch.

Donner.

Wie ein Dummer
Immer zu ſpät kommt
Mit ſeinem Kummer,
Wenn's nicht mehr frommt,
Pfleg' ich alter Brummer
Hinterher zu grollen,
Lange zu rollen
Vergunter
Die Wolken hinunter,
Laß' in den Rachen
Der Nacht mit Krachen
Plumpe Bomben fallen,
Dumpf verhallen,
Daß der Tiefe Schlund,

Des Berges Grund
Muß zittern,
Erſchüttern,
Stöhnen,
Erdröhnen.

Regen.

Aber in ein ſanftes Weinen
Unabläßig unermüdlich
Löſen endlich alle Schmerzen
Sich im milden Herzen auf.
Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu ſeinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen,
Liebend zu ihr niederfließen.
Hätt' er Augen mehr als Sterne,
Alle würden weinen, weinen,
Nicht mehr ſchauend aus der Ferne
Niederthauend, ſterbend gerne,
Innig ihr ſich zu vereinen.

Narr
(kommt von unten).

Wenn nur der ſentimentale Regen nicht wäre! Sturm, Blitz und Donner kann ich aushalten, aber nur naß mag ich nicht werden. Es iſt die demüthigendſte Erfahrung von der Welt, daß Menſchen und Hühner dieſelben Geſichter machen, wenn ſie beregnet werden.

Berggeiſt.

Wer wagt es, mir zu nahn in meinem Zorn?
Ha — ein verhaßtes Menſchenangeſicht.
Verwegner, ſtirb!

Narr.

Seyd doch gescheut! Ihr seht ja, daß ich Euer Unglücksgefährte bin, und das hieße doch die Narrheit zu weit treiben, wenn ein Nebenbuhler dem andern den Hals brechen wollte, nachdem beide abgewiesen worden sind.

Berggeist.

Ja, Du hast Recht. Das wäre mehr als närrisch.
Drum magst Du leben, aber fern von mir,
Denn nicht ertragen kann ich Dein Gesicht,
Weil Du ein Mensch, weil Du der erste warst,
Der mir begegnet auf der Oberwelt,
Und mich verlockt zu allem, was mich reut.
Drum geh' von hinnen, weiche von mir weit!

Narr.

Nicht doch. Seyd vielmehr froh, jemand gefunden zu haben, der Euch trösten kann. Ihr habt die Krankheit der verständigen Leute, und die kann niemand besser heilen, als ein Narr. Die eine Hälfte Eurer Weisheit ist Euch abhanden gekommen, und nun weiß die andre nicht, wo sie dran ist. Werft aber nur eine der andern nach, und Ihr seyd wieder frisch und gesund.

Berggeist.

Nimm alle Weisheit dieser Welt zusammen,
Und alle Narrheit obendrein, sie füllen
Nicht aus die Leere, die im Herzen bleibt.
Ich weiß, sie liebt mich nicht. Wüßt' ich sonst nichts,
An diesem Einen Wissen wär's genug.
Und wüßt' ich alles, alles doch vergäß' ich
Um dieses Einzige: Sie liebt mich nicht!

Narr.

Grämt Euch nicht! Ein verſchmähter Liebhaber iſt ohnehin lächerlich, wenn er ſich aber noch darüber beklagt, wird er unerträglich. Ihr habt die Schule der Erfahrung noch nicht ganz durchgemacht, wenn Ihr Euch noch über Eure Täuſchungen, Thorheiten und Mißgriffe ärgert. Der Quell derſelben liegt Euch nahe genug, daß Ihr ihn verſtopfen könnt. Glaubt Ihr denn, daß ſich das Schickſal die Mühe nehmen werde, Euch unglücklich zu machen? So eitel werdet Ihr doch nicht ſeyn? Nein, wenn es Euch übel geht, ſeyd Ihr ſelber daran Schuld, und könnt es ändern, ſobald Ihr dies einſehn. In der Welt iſt alles vortrefflich, ſeyd Ihrs nur auch! Die Welt iſt wahr, der Irrthum liegt nur in Euch. Wer heißt Euch denn, eine Liebe, eine Herzensvereinigung, wie Ihr ſie geträumt habt, für möglich zu halten? Haltet ſie für unmöglich, ſo lange ſie nicht wirklich iſt, und Ihr werdet ſicher nicht getäuſcht werden.

Berggeiſt.

Wie? Zweier ſchöner Herzen Harmonie,
Sie wäre wirklich nicht, ja möglich nie?

Narr.

Es kommt alles aufs Bedürfniß, auf die Grenze Eures Begehrungsvermögens, auf das Daſeyn eines Punktes an, wo das Herz aufhört zu wünſchen. Dieſer Endpunkt liegt bei den meiſten Menſchen ſehr nahe dem Anfangspunkt. Bei einigen wenigen aber, welche man vorzugsweiſe Narren nennt, iſt er nirgends zu finden. Ihre Sehnſucht, ihr Trieb iſt unerſättlich, ſie lieben, ſo zu ſagen, ins Blaue hinaus und können kein Ende finden. Mögen dieſen Herzen noch ſo viel andere entgegen

kommen, ſie halten ſich dabei nicht auf, ſie müſſen immer weiter, und mögen noch ſo viele mit ihnen vorwärts eilen, ſie überrennen einander nur und kommen nie an einem Ziele zuſammen.

Berggeiſt.

So achteſt höher Du die leere Sehnſucht,
Als der Befriedigung vollendet Glück?
Und ſchöner wär' der Ton, der einſam klingt,
Als je zwei Töne, die zuſammen klingen?

Narr.

O glaubt mir, für ein feingebildetes Gehör iſt nichts ſo unleidlich, als dieſe ſogenannte Harmonie. Es ſchlägt zuſammen, aber es klingt nicht. Der echte Einklang beruht auf einem ſo künſtlichen Zahlenverhältniß, daß ihn die Menſchen nie ausrechnen werden. Immer bleibt ein Bruch übrig, der ins Unendliche theilbar Euch ſchwindlig macht, wenn Ihr nur daran denkt.

Berggeiſt.

Du läßt mich in des Herzens Abgrund ſehn.
Der Anblick ſcheint mir traurig, aber ſchön.

Narr.

O er hat auch eine ſehr luſtige Seite, wie alles, was wahr iſt. Die Liebe iſt nur darum ſo luſtig, weil ſie zugleich traurig iſt. Wenn ſie einmal aufhörte, zu entbehren, ſo müßte ſie ſelbſt aufhören, denn ſie iſt ja nichts, als ewige Sehnſucht. Ja ich glaube, es wäre mit der ganzen Welt aus, wenn dieſe Sehnſucht nur einmal vollkommen befriedigt werden könnte. Habt Ihr nie von den Wundern der Muſik gehört? Es kamen

einſt zwei gleich berühmte Sänger zuſammen, und wetteiferten ſo lange in den ſchönſten Tönen, bis endlich beide in einem Ton ſo innig übereinſtimmten, daß man keine Stimme mehr von der andern unterſcheiden konnte. In dieſem Augenblicke ſprangen durch die wundervolle Macht der Harmonie alle Spiegel in dem Saale, wo ſie ſangen. Das waren nur künſtliche Töne der liebeleeren Bruſt. Wenn aber je zwei Herzen ſo im innigſten Gefühl zuſammenklängen, müßte die ganze Welt in Stücke ſpringen.

Bergeiſt.

Ich will verſöhnen mich mit dieſer Welt,
Und wenn an ihrem Irrthum ich erkrankte,
Soll ihre Wahrheit auch mich heilen können.
Drum leg' ich dieſes unbehagliche
Gewand der Trauer und des Zornes ab.
Zieh' deinen Athem an Dich, Bergorkan!
Erblinde Blitze! Donner, ſey verſtummt!
Dein blaues Auge, Himmel, trockne wieder!
Ihr ſchwarzen Wolken, Leichenraben flieht!
Steig' mit dem grünen Oelzweig ſanft empor,
Des Friedens weiße Taube, ſtiller Mond.

(Das Ungewitter hört auf. Der Himmel wird klar, und indem der Mond aufgeht, bildet ſich in dem fliehenden Gewölk' ein Mondregenbogen).

Vergeſſen ſey, die ich geliebt!
Daß ich geliebt allein ſey nicht vergeſſen!
Es ſinkt mein ſchönes Luſtſchloß ein,
Doch ſoll mein Herz ein Schloß der Liebe ſeyn.
Verwildern wird der Garten, den ich baute,
Doch immer blühn noch Blumen mir im Herzen.
Nichts baure, was in eitler Sinnlichkeit
Vergängliches ich ſchuf zu meiner Luſt.

Ein Bild nur soll davon mir übrig bleiben.
Der Rüben Staub, woraus ich Dichter machte,
Soll duftend sich auf witterndem Granit
Um des Gebirges höchste Gipfel streun,
Und nennen soll man ihn den Veilchenstein.
Doch jene Rüben, die als Rezensenten
Ich aus dem Acker grollend steigen ließ,
Sie sollen in des Berges Umkreis wachsen,
Als mißgeschaffnes Unkraut wilder Art,
Und künftig nenne man sie Teufelsbart.
Muß auch den bösen Namen Rübezahl
Ich wider meinen Willen ewig tragen,
So soll ihn meine Güte doch verschmerzen
Und seinen Spott mit Großmuth nur vergelten.
Kann ich auch selber niemals glücklich seyn,
Will ich doch immer andre glücklich machen,
Und der ich selbst unschuldig litt, ich will
Fortan der Unschuld Schirm und Engel seyn.
Die Menschen werden ihren Freund mich nennen,
Wenn sie erst meine ganze Liebe kennen,
Wenn ich die angeborne Freundlichkeit,
Den Spott belächelnd unermüdlich übe,
Und preisen wird man einst noch im Gedicht:
Die wahre Liebe rächt mit Haß sich nicht,
Sie rächt sich, ob gekränkt, doch nur mit Liebe!

Letzte Scene.

Einsames Thal. Man sieht noch den Mondregenbogen. Die todte Arabella wird von den Elfen begraben.

Gesang der Elfen.

Die Nacht so heilig und düster
Soll heute Kirche seyn.
Der Mond als frommer Priester
Das Todtenopfer weihn.

Von Farben zart gezogen
Zwei Säulen gehn empor.
Es wölbt der Regenbogen
Des heil'gen Tempels Chor.

Wo die hohe Lilie träumet,
Da ist der Altar schon.
Der Bach, der am Felsen schäumet,
Stimmt an den Orgelton.

Zum Weihrauch wollen wir holen
Den Duft vom Lilienblatt,
Oder von Nachtviolen
Zum Tode so süß und matt.

Der Thau im Perlenglanze,
Weihwasser soll er seyn.
Es bleichen zum Todtenkranze
Die Rosen im Mondenschein.

Andächtig ist die Gemeine
Und betet still für sich.
Die lispelnden Blätter im Haine
Kaum hörbar regen sich.

Ist die Todtenmesse gelesen,
So tragen die Todte wir fort,
Wo niemand noch gewesen,
An den geheimsten Ort.

Kein menschlich Aug' ihr weine,
Sie hat geweint genug,
Nachtfrauenaugen alleine
Sehn sie im Vorüberflug.

Johanniswürmchen begleiten
Den Zug vom Berge herab,
Die Blumenglocken läuten,
Die Elfen graben das Grab.

Die Sonne sank mit ihren Blicken
Tief hinter des Gebirges Saum,
Die Blume schloß des Kelches Spitzen
Und starb an einem süßen Traum.

Doch bei des bleichen Mondes Schimmer
Stehn Knospen rings, entkeimet kaum
Und blühen neu des Morgens immer
Und träumen fort den süßen Traum.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Berichtigung.

Seite 65 Zeile 6 v. u. lies: des Vaters, statt: der Vater

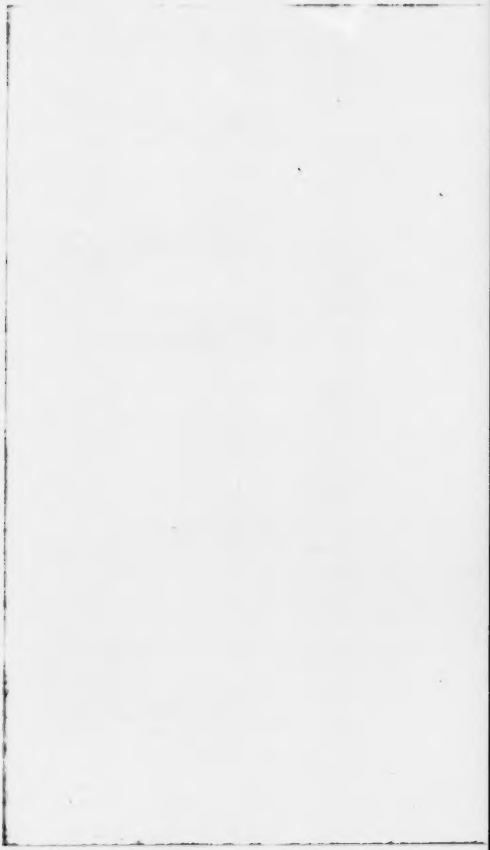
Narcissus

ein dramatisches Mährchen

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.



Perſonen.

Deramo, der poetiſche König.
Narciſſus, ſein Sohn.
Tartaglia, ſein Bruder.
Armida, eine Zauberin.
Roger, ein junger Rieſe.
Pantalon, Miniſter.
Iſabella, ſeine Tochter.
Bramarbas, General.
Pierrot, Schreiber.
Charlatan, Leibarzt.
Leander, ein deutſcher Profeſſor.
Ein alter Troubadour.
Ein junger Troubadour.
Ein Maler.
Ein Waldbruder.
Brigella, Gärtner.
Truffaldino, Diener des Narciſſus.
Harlekin, Diener des Charlatan.
Hanswurſt, Diener des Leander.
Colombine, Iſabellens Kammermädchen.
Smeraldina, Mohrin der Armida.

Ein Seeräuber.
Ein Bettler.
Ein Bauer
Hofleute. Troubadoure. Parlamentsglieder. Freimaurer. Seeräuber. Jäger. Soldaten. Trabanten. Nymphen. Volk.

Erſter Act.

Erſte Scene.

(Saal im königlichen Schloſſe. Deramo ſitzt auf dem Throne, umringt von Troubadouren.)

Deramo.

Schon funfzig Jahre trug ich dieſe Krone,
Hellſtrahlend in dem Sonnenſchein des Glücks,
In tiefer Ruhe nie geſtörten Friedens.
In einer Hand führt' ich den Königsſcepter
Und in der andern ſtatt des Schwerts die Leyer,
Den Palmzweig dort, beſchattend meinen Thron,
Und hier den Lorbeer — nicht den ſchrecklichen,
Der auf dem Schlachtfeld wächſt mit Blut getränkt,
Nur jenen friedlichen, den unſchuldsvoll
Auf des Parnaſſus Höh'n der Dichter pflückt.
Und die Erfahrung meines langen Lebens
Hat mir beſtätigt, was ich ſtets gefühlt:
Der Dichter iſt allein der wahre König!
Theilt in zwei Hälften mich, der König wird
Beſtändig bleiben, wo der Dichter iſt.

Ein alter Troubadour.

O welch' erhabne Worte, Majeſtät,
Doch deſſen würdig nur, der nicht allein
Der Könige Dichter, auch der Dichter König.

Derame.

Ihr seyd die Freunde, die am nächsten mir
Von allen stehn, die ich wie traute Gedanken gern um mich versammeln mag.
Ihr solltet nicht den fremden Schmeichelton
In euren reingestimmten Saiten wecken.
Der Jünge, die so süße Laute tönt,
Ist nur die Wahrheit würdig. Und ihr wißt,
Nicht ein vollendet Werk heischt euer Lob,
Ein werdendes bedarf noch eures Rathes.
Das Ziel, das ich als Dichter mir gesetzt,
Es ist, der Liebe Wesen zu ergründen.
Was ist dem Dichter heiliger, als Liebe?
Was ist er ohne sie? Nehmt sie hinweg,
So bleibt vom Wunderbild der Poesie
Nichts übrig, als der Rahmen. Darum ist
Der Liebe Reich das Reich der Dichter auch,
Sind beide eines Himmels Hälften nur,
Durch einen Regenbogen leicht getrennt.
Von Einer Sonne werden wir erleuchtet,
Doch jedes Auge sieht den Regenbogen
An einem andern Ort, und keiner sah
Ihn je sich wölben über seinem Haupt.
So glaubt in allen Dichtern Eine Liebe,
Doch jeder malt von ihr ein anderes Bild,
Und jedem unerreichbar bleibt ihr Ziel,
Der schöne Traum, der ihn beständig lockt,
Und doch dem Nahenden beständig flieht.
Die Liebe, ja, ich darf es frei bekennen,
War meines Lebens, meines Dichtens Sonne.
Als Jüngling und als Mann hab' ich lebendig
Die Göttin mit gewalt'gem Arm umfaßt,
Und der Umarmung Seligkeit entsproß

Ein Götterbild, der Schönheit Ideal,
Narcissus. Nun als Greis betracht' ich sinnend
Das Farbenthor der dichterischen Welt,
Das meines Herzens Abendsonne hoch
Am Himmel baut, und höher stets und weiter
Zu öffnen scheint, je mehr sie selbst sich neigt.
Der Liebe Leben weicht vor dem Gedanken,
Und wenn die Quelle dem Erschöpfen naht,
Erspäht das Auge den verborgnen Grund.
Ich glaube tiefer, als noch je ein Mensch,
Bin ich gedrungen in das wunderbare
Geheimniß, das des Menschen Herz verbirgt;
Doch noch vor einer Pforte liegt die Sphinx,
Das letzte Räthsel ist noch nicht gelöst.
Drum bab' ich euch, der Poesie Vertraute,
In einem Minnehof um mich versammelt,
Von euch zu hören, gibt's ein Gott euch ein,
Was mir die innre Stimme nie gesagt.

Ein junger Troubadour.

Was ist so Räthselhaftes in der Liebe,
Das nicht das Herz, mit seinen eignen Flammen
Sich leuchtend, bald erriethe, mit dem Blitz
Der Leidenschaft die Nebel rasch zerreißend,
Wie Alexanders Schwert den gordischen Knoten?

Deramo.

Im hellsten Lichte wohnt das tiefste Dunkel,
Sein eignes Auge hat kein Mensch gesehn.
Was mir den Blick verblendet und verfinstert,
Es ist die Nähe nur am Sonnenäther,
Denn jenes Räthsels Lösung liegt allein
Im tiefsten Kern der Liebeskraft verborgen,

Im Herz des Herzens. Zu zwei Strahlen sehn
Freundlich wir getheilt der Liebe Licht.
Die Eigenliebe hier, die Liebe dort
Sind unsers Herzens ew'ger Widerspruch.
Und doch gibt's Eine Liebe nur ursprünglich,
Es kann der Mensch nur Eins vollkommen lieben.
Und wie soll mit der Eigenliebe nun
Die Liebe sich versöhnen und vereinen,
Daß jede bleibt, was sie gewesen ist,
Und beide doch zu Einer Liebe werden?

Der junge Troubadour.

Ich bin erstaunt, o Herr, aus Eurem Munde
Der Eigenliebe Billigung zu hören.
Ist sie nicht unpoetisch von Natur,
Der Höllenabgrund in des Menschen Seele
Fernab dem Himmel, den die Liebe schafft?

Der alte Troubadour.

Gesetzt das Leben in der Wirklichkeit
Sey ganz von Eigenliebe nur beherrscht,
So ist doch in dem Reich der Poesie
Die ächte Liebe nur die Königin.

Deramo.

Was leicht wir tadeln, schwer ist's zu verstehn,
Es trügt der Schein, den schönsten selbst verschmäh' ich,
Und Wahrheit such' ich auch im Reich des Dichtens.
Wie lange wir uns an dem Schein erfreuten,
Zuletzt erkennen wir, daß nie etwas
Poetisch war, das nicht auch wahr gewesen.
Das Wahre nur ist schön. Wahr aber find' ich
Die Eigenliebe. Wer liebt nicht sich selbst,
Und wer hat nicht ein Recht, sich selbst zu lieben?

Nur das ist räthselhaft, daß diese Liebe
Zum eignen Ich, so echt und so natürlich
Als Liebe zum Geliebten außer uns,
Doch stets mit dieser andern Liebe streitet,
Daß beide wechselseitig sich berauben,
Und daß die Liebe nie in voller Kraft,
In ihrer ganzen Glorie kann erscheinen,
So lange sie in dieser Zwietracht sich
Selbstmörderisch zerreißt. Wie aber soll
Sich je vereinen, was so feindlich ist?
Unwürdig ist die Eigenliebe stets,
Wenn sie allein will gelten, ohne Liebe
Zu einem fremden theuren Gegenstand.
So liebt Narcissus frevelnd nur sich selbst,
Und nichts ist theuer ihm, das Er nicht ist.
Allein die Liebe, die von Egoismus
Ganz rein ist, scheint mir eine Täuschung nur,
Nie ist sie wirklich, und wir dichten nur
Den Engeln an, was Menschen nicht vermögen.
So ist die Eigenliebe wie die Liebe
Stets mangelhaft und beide fehlen sich.
Vollkommen ist nur dann die wahre Liebe,
Wenn sie zugleich ganz Egoismus ist,
Und in ihr Recht tritt erst die Eigenliebe,
Wenn sie zugleich ganz Liebe wird zum Andern.
Dieß ist das Ziel der Liebe, hier allein
Entfaltet sie vollendet ihre Blüthe.
Doch dieses Ziel, es ist ihr Räthsel auch.
Wer kann es lösen? Wenn Narcissus je
Ein Weib zu lieben sich entschließen könnte,
Dann wäre dieses Räthsel wohl gelöst;
Doch unser und des Reiches Kummer ist,
Daß nur ein Wunder dieß bewirken konnte,

Und Wunder gibt es in der Dichtung nur.
Allein wenn ein poetisches Wunder wir
Ersinnen könnten, das den Gegensatz
Der Lieb' und Eigenliebe zu versöhnen
Im Stande wäre, durch die Dichtung würde
Auch minder räthselhaft die Wirklichkeit,
Und meines Sohnes, meines Reiches Schicksal,
Es würde durch die Macht der Poesie
Aus unserm stillen Dichterkreis gelenkt.

Der alte Troubadour.

Wir wollen's tief in Ueberlegung ziehn.
Doch, fürcht' ich, bleibt das Räthsel ungelöst,
Denn wie das Feuer vor dem Wasser flieht,
So flieht die Liebe vor der Eigenliebe.

Derame.

Ich geb' euch Zeit darüber nachzudenken,
Doch enden jetzt wir, denn die Poesie
Ablösend naht sich uns die Prosa dort.

(Narcissus, Tartaglia, Pantalon, Leander und Hofleute kommen.

Derame.

Seyd mir willkommen, Stützen meines Throns,
Die ich berief, zu theilen meine Sorgen,
Und, wenn es möglich ist, sie zu verscheuchen.
Ihr wißt, das Glück hat über uns gewaltet,
Des langen Friedens Segnungen erhoben
Des Landes Wohlstand, den ich nie verprasste.
Ein guter Vater war ich stets den Meinen,
Und Dank hab' ich verdient von meinen Kindern.
Ein ruhig Ende hofft' ich mir beschieden

Und einen leichten Abſchied von der Welt,
Geſichert wähnend meines Werkes Dauer;
Doch anders iſt's im Sternenreich beſchloſſen,
Und meines ſonnenhellen Lebens Abend
Thürmt Wolken auf, und aus dem eignen Blut
Erhebt ſich Feindſchaft gegen mich und Kampf.
Dich meinen einzigen geliebten Sohn,
Narciſſus, klag' ich an des frevelnden
Verrathes an dem Wohle deines Volks.
Noch immer ſäumſt du eine Gattin dir
Zu wählen, und den Erben uns zu geben,
Dem dieſes Reiches Zukunft angehöre,
Wie dir die Gegenwart, mir das Vergangne.
Der letzte Sprößling meines Namens ſteigt
Mit dir ins Grab, verwaist wird dieſer Thron
Des Fremdlings Beute, bleibſt du unvermählt.

Narciſſus.

Beweiſ't mir erſt, daß ihr mein Vater ſeyd,
Daß ich geboren bin und nicht wie Pallas
Entſprungen aus des Donnerers Haupt. Ich ſollte
Von Menſchen ſtammen, Menſchen wieder zeugen,
Der ich der einz'ge meiner Gattung bin?
Dieß wär' Verrath an meinem eignen Selbſt,
Und nur mir ſelber fühl' ich mich verpflichtet.

Derawo.

Wahnſinniger, du überſteigſt die Schranken
Der eigenen Vernunft und der Natur.
Sich ehren ſoll der Menſch vor Seinesgleichen,
Doch wie vor einem falſchen Götzenbilde
Nicht frevelnd niederknieen vor ſich ſelbſt.

Narciſſus.

Ein jeder ſchätze ſich nach ſeinem Werthe.
Ich achte mich nicht höher, als ich bin,
Doch bin ich mehr, als ich zu glauben je,
Als zu erkennen ich jemals vermag.

Deramo.

Wer ſieht nicht in dir den gebornen König?
Auch wenn ein Thron nicht deine Wiege wäre,
Aus deinem Weſen ſtrahlt die Majeſtät.
Doch nicht genügt es herrlicher zu ſeyn,
Als andere, man muß auch Größres thun.
Was gibt der Sonne Werth vor den Planeten,
Als daß ſie aus des Lichtes innrer Fülle
Verſchwenderiſch rings um ſich Segen ſpendet?

Narciſſus.

Was ſoll ich thun, das größer könnte ſeyn,
Als was ich bin? Ich bin, das iſt genug.
Verſtündet ihr's, ihr würdet nichts mehr fordern.
(Geht ab.)

Deramo.

Was hilft dem Körper alle ſeine Schönheit,
Wenn ihn ein krankes Herz von innen zehrt?
Weh euch, ihr Völker, deren Herz die Fürſten.
Wenn dieſes Herz erkrankt. O lieben Freunde,
Es wird mit meinem Sohne täglich ſchlimmer,
Und keinen Rath mehr weiß ich, ihn zu retten.

Tartaglia.

Bedenke meines Königs Majeſtät,
Was Unterthanenpflicht und Bruderliebe

Schon längſt euch rieth. Es ſtrömt das Blut allein
Vom Herzen nicht, es ſtrömt zum Herzen wieder,
Und wie ein krankes Volk durch ſeinen Fürſten
Kann Heilung finden, ſo ein kranker Fürſt
Durch ein geſundes Volk. Dem Deſpotismus,
Der unter eurem Sohn das Volk bedroht,
Kann die Verfaſſung ſteuern, die es längſt
Gewünſcht, und immer dringender es fordert.

Deramo.

Ihr wollt das Herz aus eurem Buſen reißen,
Und ſeine Krankheit heilen durch den Tod.
Die Axt macht nimmer einen Baum geneſen.
Noch ſteht er blühend in der alten Pracht.
Wer wagt es, ihn zu fällen? Nimmer laßt
Mich hören, was die königliche Milde,
Die ſtets mir eigen war, in Zorn verkehrt.
Im König lebt das Volk, im Volk der König.
Weh dem Verräther der ſie ſcheiden will!
Weh dem Verſtande, der ſo weit verirrt,
Daß er das warmlebendige Gefühl
Des unzertrennlichen Zuſammenhangs
Von Fürſt und Volk, daß er das heilige
Poetiſche Wunder nicht mehr faſſen kann.
— Getreuer Pantalon, was bringſt du uns?

Pantalon.

Depeſchen, Ew. Majeſtät, und immerfort Depeſchen. Du liebe Zeit, das Wohl des Vaterlandes drückt meinen alten Rücken ſchwer darnieder. Was hat ein alter Miniſter in einer neuen Zeit nicht alles zu thun? Da ſoll man ſich in jede neue Mode finden, alles mitmachen, die ſteifen Glieder zu jedem Bocksſprung der muthwil-

liegen Inzend abrichten! Der Prinz von Geblüt, die Mediatisirten, die Universität, einige Kaufleute verlangen eine Constitution — die Juden wollen von den Zinsen der Staatsschuld dem königlichen Pallast gegenüber eine Synagoge bauen — die Bürgergarde will Epauletts haben — die eingesperrten Demagogen wollen endlich purificirt werden — ein Straßenräuber bittet, gehangen zu werden, weil ihm der Proceß zu viele Langeweile macht — der Papst will kein Concordat abschließen, weil wir zu viel Denkfreiheit haben, und die Pietisten wandern nach America, weil man sie nicht duldet. — Die Journalisten — doch, Ew. Majestät, das Inland strengt mich lange nicht so an, wie das Ausland. Zwar haben wir Frieden, aber ach, muß ich nicht alle Briefe beantworten, in welchen unserm gnädigsten Prinzen die Hände sämmtlicher Prinzessinnen aller fünf Welttheile angetragen werden? Da muß ich alter Mann noch das Korbflechten lernen. Ach, es gehört eine erstaunliche Delicatesse dazu, einer Prinzessin zu sagen, daß sie nicht liebenswürdig ist. Da sehen Sie, gnädigster Herr, wieviel auf mir liegt. Und obgleich ich nur das profaische Departement verwalte, so verlangt doch die Etikette an diesem poetischen Hofe, daß ich das Versemachen nicht gänzlich vernachlässige. Ein Minister muß an alles denken, muß vier Köpfe haben, um nach allen Himmelsgegenden zugleich Complimente zu machen.

Derame.

Schon gut, mein lieber, treuer Pantalon.
Ich schätze dich, du bist mir unentbehrlich.
Doch wer ist jener, den du mitgebracht?

Pantalon.

Um mich kurz zu fassen, Ew. Majestät, es ist ein reisen-

reisender Professor aus Deutschland, ein allgemein geschätzter, ein großer Mann, der längst Hofrath seyn konnte. Er trägt den Rock mit Fuchspelz ausgeschlagen, obgleich es heißer Sommer ist. Das zeigt von einer seltnen Genialität. Und betrachten Sie ihn einmal im Profil. Seine Nase ist durch vieles Riechen, Spüren und Nachforschen endlich so lang geworden, daß er wie ein Schwertfisch aussieht. Er hat nach der Gewohnheit der deutschen Gelehrten mehr als zehn Empfehlungsbriefe mitgebracht, und da er von dem bedauernswürdigen Zustand unsers gnädigsten Prinzen erfuhr, so entschloß er sich großmüthig, ihn von seiner Krankheit radical zu curiren.

Derame.

Laßt augenblicklich mir den Leibarzt rufen! —
Und Ihr, mein guter Freund, wie nennt Ihr euch?

Leander.

Professor Leander. Aber die Wahrheit zu sagen, hieß mein Vater Lederer.

Derame.

Ihr glaubt, Ihr werdet meinen Sohn —

Leander.

Glauben? Glauben? Ein Mann meinesgleichen glaubt nichts. Er ist nur einfach überzeugt.

Derame.

Ihr scheint sehr stark in eurer Wissenschaft,
Denn Ihr seyd gradezu und etwas grob.
Das lieb' ich an den Aerzten. Oder sind
Vielleicht die Deutschen alle so wie Ihr?

Leander.

Mit Unterschied. Die meisten sind grob aus lauter Höflichkeit, nur wenige sind es aus Ueberzeugung. Es gehört viel Wissenschaft dazu, zu wissen, warum man grob seyn darf.

Charlatan

(tritt gravitätisch ein, macht eine tiefe Verbeugung vor dem König, tritt dann nahe zu ihm hin und befühlt ihm mit wichtiger Miene den Puls.)

Mich unterthänigst zu Füßen zu werfen. Ew. Majestät sind doch wohl? Ja wohl. Der Puls geht ganz artig. Schön, recht schön! (Er wendet sich gegen Leander, wirft den Kopf zurück und rückt seine Brille zurecht.) Ei sieh da, das ist wohl der Herr? — Nun, mein Herr, eh bien, mein Herr, was halten Sie von der Krankheit unsers durchlauchtigsten Prinzen?

Leander.

Er kann die Weiber nicht leiden, folglich ist er kein Mann.

Charlatan (rückt ihm dicht auf den Leib).

Im Gegentheil, mein Herr, er ist nur zu männlich, mein Herr.

Leander.

Nur Reizmittel vermögen —

Charlatan.

Im Gegentheil, mein Herr, nur niederschlagende Mittel, mein Herr.

Leander.

Wird Er Quacksalber mich ausreden lassen?

Charlatan.

Im Gegentheil, mein Herr, ich werde Sie nicht ausreden laſſen, mein Herr.

Derame.

Schweig', Charlatan, und laſſ' Leander ſprechen.

Leander.

Als ob ich den Braten nicht gleich gerochen hätte, als ob ich nicht auf den erſten Blick die Cabale durchſchaut hätte! Dieſer welſche Quackſalber hat ſich vom benachbarten Hofe beſtechen laſſen, den Fürſtenſtamm in dieſem Lande auszurotten, den Prinzen um die Nachkommenſchaft zu bringen. Das ſind die niederſchlagenden Mittel, das iſt die Krankheit des Prinzen.

Charlatan.

Beſtie, daß ich dich vergiften könnte, Beſtie!

Derame.

Still, Charlatan! Ich bau' auf deine Treue,
Und achte die Verläumdung nicht, ſie ſcheint
Mir unbegründet, und wer wüßte nicht,
Daß Aerzte neidiſch auf einander ſind.

Charlatan.

Seine Hoheit ſind mit einer Männlichkeit ausgeſtattet, die ſo übercomplet iſt, daß Sie nicht nöthig haben, ſich wie andere ſterbliche Männer durch ein Femininum zu ergänzen.

Derame.

Das glaub' ich auch. Was andre halb nur ſind,
Das iſt Narciſſus ganz. Er iſt ein Menſch,
Wir andre ſind nur Männer oder Weiber.

Leander.

Hier riecht es nach Mystik. Daß sich das Miasma bis hieher verbreitet haben soll?

Pantalon.

Ich dächte doch, Ew. Majestät — wenn wir die Sache beim Licht besehn, so wird es auf eine artige Kriegslist hinauslaufen, wenn wir unsern gnädigsten Prinzen merken lassen, daß wir ihn für keinen Mann halten. Das wird seine Eitelkeit reizen. Das wird ihn wahrscheinlich bewegen, uns vom Gegentheil zu überzeugen, und dann haben wir gewonnen.

Deramo.

Da hast du recht. Das ist ein schlaues Mittel.
Wohlan, Leander, geht zu meinem Sohn,
Und macht ihn vor sich selbst verdächtig, macht,
Daß er euch glaubt, weil er vom Gegentheil
Noch nie sich überzeugt. Ihr werdet sehr
Eindringlich sprechen, denn was Andre nur,
Erlügen müßten, daran glaubt Ihr selbst.
(Er geht ab. Die Hofleute setzen. Nur Tartaglia und Charlatan bleiben zurück.)

Tartaglia.

Wir müssen diesen Mann auf unsre Seite bringen. Er gefällt mir. Mein Bruder hat ihn beleidigt, er wird leicht zu gewinnen seyn.

Charlatan.

Aber wir werden nichts mit ihm gewinnen.

Tartaglia.

Das ist meine Sache. Nur keinen Handwerksneid, Charlatan. In unserem menschheitbeglückenden Bunde

darf durchaus keine Eifersucht herrschen. Jeder ist nur ein Rad in der großen Maschine. — Der Mann hat einen feinen Geruch. Aber sage mir, warum hat das Gift nicht gewirkt? Narcissus wird alle Tage gesünder und blühender.

Chartaran.

Es steckt Zauberei dahinter. Er ist unverwundlich, nichts sticht ihn an.

Tartaglia.

Geht es nicht so, so geht es anders. Mache dich gefaßt. Noch in dieser Nacht wird die Mine springen. Die Leibwache und die Bürger sind gewonnen. Um Mitternacht wird das Schloß besetzt, Bruder und Neffe aufgehoben, und morgen bin ich König. Hab' ich nicht lange genug wie eine Spinne in der Ecke gesessen und mein Netz gesponnen? Jetzt will ich es zuziehn, und endlich die beiden bunten Fliegen fangen. Wie ich sie hasse, diese Poetischen! Wie ich den gesunden Menschenverstand an ihnen rächen will!

(Ab.)

Zweite Scene.

(Im Schloßgarten. **Colombine** von **Bramarbas** verfolgt.)

Bramarbas.

Colombine, kleine Hexe!

(Wie sie auf die andere Seite des Gartens laufen will, kommt ihr **Pierrot** entgegen, der eine lange Feder hinter dem Ohre stecken hat.)

Pierrot.

Colombine, kleine Hexe!

(Sie bäumt sich und schlüpft zwischen beiden durch. **Pierrot** und **Bramarbas** stoßen mit den Köpfen zusammen.)

Bramarbas.

Pah!

Pierrot.

Pah!

Colombine.

Hahaha! (Springt fort.)

Bramarbas und Pierrot zugleich.

Führt der Teufel dieſen Eſel
Ueberall mir in den Weg!

Pierrot.

Ah, verzeihen Sie, Bramarbas!

Bramarbas.

Nichts für ungut, Pierrot!

Pierrot.

Für die kleine Colombine
Sind Sie wohl etwas zu lang.

Bramarbas.

Wird der kleinen Colombine
Nicht vor Ihrem Buckel bang?

Pierrot.

Schneiderelle, Hopfenſtange!

Bramarbas.

Schneckenhäuschen, Dintenfäßchen!

Pierrot.

Klingenloſe Degenſcheide!

Bramarbas.

Dicke giftgeſchwollne Kröte!

Brigella (kommt).

Ruhig, ruhig, guten Freunde!
Denn in des Tartaglia Bunde
Seyd ihr beide ja verſchworen.
Gebt die Hand euch zur Verſöhnung!

Pierrot.

Werthgeſchätzter Herr Bramarbas!

Bramarbas.

Werthgeſchätzter Pierrot!
(Sie umarmen ſich. Iſabella und Colombine kommen.)

Brigella.

Dort erblick' ich Iſabellen,
Trennt euch, bald ſehn wir uns wieder.
(Bramarbas und Pierrot ab.)

Iſabella.

Mädchen, ſage zu dem Gärtner,
Daß ich Blumen von ihm wünſche.

Colombine.

He, Brigella, meinem ſchönen
Fräulein ſollſt du Blumen bringen.

Brigella.

Auf der Stelle, gnad'ges Fräulein,
Doch befehlt, von welcher Gattung?
Wollt ihr Roſen oder Lilien,
Duftende Orangenblüthen,
Dunkelblühende Aurikel,
Purpurnelken, Hyacinthen — —

Colombine.

Nun ich dachte, liebes Fräulein,
Daß wir dießmal mit Narciſſen
Uns begnügten.

Iſabella.

Ja, mein Kind.

(Brigella geht ab.)

Warum warſt du ſo verwegen?
Ach, ich zittre, Colombine,
Zittre bei dem bloßen Namen.

(Narciſſus kommt.)

Colombine.

Still, o ſtill! dort kommt er ſelbſt.

Iſabella.

Himmel!

(Sie verſchleiert ſich. Brigella bringt die Narciſſen, Narciſſus begrüßt ihn.)

Narciſſus.

Zeig' mir dieſe Blumen.
Sind das nicht Narciſſen?

Brigella.

Ja.

Narciſſus.

Nun ſo nennt ſie künftig anders,
Denn es ſind gemeine Blumen,
Die wie kleine Sterne nur
Schön in Menge ſind, nicht einzeln.
Finder eine Blume mir,
Die der Sonne gleich am Himmel

Einmal nur vorhanden iſt,
Und nur dieſe nennt Narciſſe.
(Er wirft die Blumen auf die Erde und geht ab. Brigella liest ſie wieder auf.)

Iſabella.

Ach, er geht — und keinen Blick?

Colombine.

Warum habt Ihr euch auch völlig
In den Schleier eingehüllt?

Iſabella.

Ihm zu bergen meine Scham.
Denn ſein Stolz kann nicht durch dieſen
Leichtgewebten Schleier dringen,
Aber ſeine Liebe würde
Durch die dickſten Mauern ſehn.

(Ab.)

Brigella.

Nun da hätt' ich meine Blumen.

Colombine.

Wie, die weggeworfnen Blumen
Unterſtehſt du dich zu bringen?
Ungeſchliffner, fort damit!

Brigella.

Warte nur, ich will mich rächen.
(Er geht ab. Truffaldino kommt.)

Colombine.

Truffaldino!

Truffaldino.

Geh mir weg!

Colombine.

Lieber Junge, machst du immer
Noch ein grämliches Gesicht?

Truffaldino.

Geh', du bist ein Frauenzimmer,
Und dieselben mag ich nicht.

Colombine.

Laß' dich herzen, laß' dich streicheln,
Sey mir doch ein bischen gut!

Truffaldino (für sich)

Ach, sie kann so artig schmeicheln.
Doch ich bin auf meiner Hut.

Colombine.

Laß' an deiner Brust mich liegen,
Nimm nur einen einz'gen Kuß!

Truffaldino.

Aller Mädchen Küsse wiegen
Keine taube Haselnuß.

Colombine.

Willst du mich durchaus nicht küssen?

Truffaldino.

Nein, nein, nein, nein, nein, nein, nein

Colombine.

Nun wohlan, die Küsse müssen

Grade nicht die deinen ſeyn.
Bin mit einem ich zu Ende,
Kommt ein andrer. Huſch und buſch!
Klatſch' ich nur in meine Hände,
Springt ein Narr aus jedem Buſch.
(Sie klatſcht in die Hände. Harlekin kommt aus dem Gebüſch.)

Harlekin.

Colombine, zarte Taube!

Colombine.

Harlekin, du ſüßer Prinz!

Hanswurſt (kommt).

Wetterelement, ich glaube,
Dieſe da beiſammen ſind's!

Colombine.

Seht doch!

Hanswurſt.

Seyd ihr nicht, ich bitte,
Seyd ihr Vettern nicht von mir?

Harlekin.

Und das Mühmchen in der Mitte,
Eins und zwei und drei und vier!

Hanswurſt.

Welche Freude!

Harlekin.

Sey willkommen!

Colombine.

Vetterchen, wo kommſt du her?

Hanswurſt.

Bin aus Deutſchland hergeſchwommen
Durch das adriat'ſche Meer.
Dort, wo ich nicht mehr gefalle,
Dort gefällt's auch mir nicht mehr.
Aber ſagt, wo nehmt ihr alle
Noch die gute Laune her?
Denn bei uns im deutſchen Lande
Gibt es keine Späße mehr,
Und es wär' die größte Schande,
Wenn dort noch ein Hanswurſt wär'.

Harlekin.

Unter Lachen, unter Scherzen
Leben wir Jahr aus Jahr ein.

Colombine.

Sind nur ewig jung die Herzen,
Müſſen's auch die Scherze ſeyn.

Hanswurſt.

Ach, was ſchwatzt ihr da von Herzen,
Narren haben ja kein Herz.

Colombine.

Aber närriſch ſind die Herzen,
Und die Liebe ſelbſt iſt Scherz.

Hanswurſt.

Gutes Kind, bei uns zu Hauſe
Lieben die Hanswurſte nicht.
Sie ergötzt beim Hochzeitſchmauſe
Nichts als nur ein gut Gericht.

Harlekin.

Sollen wir dich lieben lehren?
Hör' nur uns, ſieh uns nur an!

Hanswurſt.

Ich will ſehen, ich will hören,
Ob ich's auch noch lernen kann.

Harlekin.

Dieſes nennt man zärtlich blicken!

Hanswurſt.

Ei der Tauſend, das iſt ſchön!

Harlekin.

Dieſes nennt man Hände drücken.

Hanswurſt.

Ei das muß ich näher ſehn.

Harlekin.

Aber dieſes nennt man küſſen.

Hanswurſt.

Küſſen?

Colombine.

Küſſen, ſicherlich!

Hanswurſt.

Wie das ſchmeckt, das möcht' ich wiſſen.
Kleine, komm' und küß' auch mich.
(Colombine weicht ihm aus, er ſucht ſie zu haſchen.)

Truffaldino (der bisher ärgerlich zugesehen hat).

Plumper Deutscher, spring' nur immer,
Doch umsonst ist deine Müh'.
S' ist ja nur ein Frauenzimmer,
Mach's wie ich, verachte sie.

Hanswurst.

Dicker Stutzbart von Venedig,
Warum mischst du dich drein?
Bleib' du tausend Jahre ledig,
Ich will endlich einmal frei'n.

Truffaldino.

Deutscher Tölpel!

Hanswurst.

Welscher Bengel! (Sie schlagen sich.)

Harlekin.

Colombine, süßer Engel!
Küsse, küsse, küsse mich.

Hanswurst.

Weh, o weh, ich muß entfliehen.
Harlekin, o steh mir bei!

Harlekin.

Meine Pritsche will ich ziehen,
Und euch pritschen alle zwei.

Colombine.

Mein Pantoffel, weich von Seide,
Wäre doch gern auch dabei.
Der schlägt einen, jener beide,
Aber ich sie alle drei.

(Sie zieht einen Pantoffel aus und rennt hinter ihnen drein.)

Dritte Scene.

(Zimmer des Prinzen. Narciſſus vor dem Spiegel.)

Narciſſus.

Glückſel'ger Spiegel,
Du wunderbare Seele meines Körpers,
Der mir enthüllt den Körper meiner Seele!
Sey du, mein Bruder, Schönheit nur allein,
Ich will in dich verſunken Liebe ſeyn.
Doch wie, dein Blick iſt ſelber nichts als Liebe.
Iſt Liebe Schönheit, oder Schönheit Liebe?
O namenloſe Wonne, in ſich ſelbſt
Der Liebe Quell und Gegenſtand zu ſehn,
Zu glühen für ſich ſelbſt, und zu erwiedern
Die eigne Liebe! Welche Seligkeit,
Sich ſelber in des Auges Stern zu ſchauen,
Und zu verſinken in dem innern Abgrund
Des eignen Selbſt! — Zu viel, zu viel! Hinweg!
Ich fühle, tödtlich iſt mir dieſer Blick.
Und doch unwiderſtehlich zieht mich's wieder
In dieſes Auges Dunkelheit zurück,
Die Nacht zu trinken in dem Quell des Lichts.
Wonne des Daſeyns,
Wer hat dich je ergründet, ach! wer kann
Ergründen dich und müßte nicht vergehn?

(Ein Maler kommt mit dem jungen Troubadour.)

Der Maler

Wie glücklich trifft ſich's, mein verehrter Prinz,
Daß ich euch vor dem ſchönen Bilde finde,
Das zu copiren ich ſchon längſt gewünſcht,

Narciſſus.

Ihr ſeyd ein ſogenannter Kenner, ſagt.
Was findet Ihr an dieſem Bild, am ſchönſten?

Der Maler.

Daß es das ſchönſte Bild iſt in der Welt.

Narciſſus.

Gut, Ihr empfehlt euch. Doch, daß etwas ſchön,
Daß es das Schönſte ſey, fühlt leicht ein jeder.
Nur was das Schöne ſey, iſt ſchwer zu ſagen.
Was meint Ihr wohl?

Der Maler.

O Herr, noch niemand hat
Je ſagen können, was das Schöne ſey,
Ob's auch lebendig jeder in ſich fühlt.
Ich könnte von des Ganzen Harmonie,
Von der Vollendung jedes Theiles ſprechen,
Vom Ausdruck, von dem Sinn und der Bedeutung,
Doch alles würde dem, der euch nicht ſieht,
Von eurem Bilde nicht den Schatten malen.
Man kann das Schöne ſeyn, ſehn, machen ſelbſt,
Doch nicht erklären.

Der junge Troubadour.

Darf ich's wagen, Prinz,
Auch meine Meinung ſchüchtern vorzutragen;
So ſcheint es mir, ein Weib allein vermöchte
In eurer Schönheit Weſen einzudringen.
Ein weiblich Auge nur verſteht der Männer,
Ein männlich Auge nur der Weiber Schönheit,
Denn ein Geſchlecht liebt immer nur das andre,

Und

Und ohne Liebe, ſcheint mir, iſt's unmöglich
Der Schönheit letztes Räthſel aufzulöſen.

Narciſſus.

Biſt du beſtochen, guter Troubadour,
Mir ſchlau der Weiber Liebe zu empfehlen,
So gehſt du fehl. Ich brauche fremde Liebe
So wenig, als ich fremde Schönheit brauche.

Der Maler.

Du biſt im Irrthum. Wär' es, wie du meinſt,
So müßte ja der Mann der Schönheit Vorzug
Dem Weibe zugeſtehn, und das, mein Freund,
Wird jeder wahre Künſtler dir beſtreiten,
Und — jeder wahre Mann.

Der junge Troubadour.

Vergebt, ich bin
Verliebt, und nach der Männer alten Sitte
Nur in ein Weib verliebt, und finde nichts
So ſchön im ganzen Umfang der Natur,
Als dieſes Weibes reizende Geſtalt.
Und was macht ſie ſo ſchön und ſchöner, als
Sie je ein Künſtler ſah mit kaltem Auge?
Ich ſeh' ſie mit dem Auge des Geſchlechts.
Und ſollte ſo nicht auch ein weiblich Auge
An unſres Prinzen weltberühmter Schönheit
Noch mehr entdecken, als ein Künſtler, als
Ein Mann, ja als er ſelber je vermag?

Narciſſus.

Du biſt ein weibiſch ſanfter, guter Menſch
Und ſiehſt in allen Weibern nur dich ſelbſt.

Drum ſey dir gerne der Verrath verziehn,
Den du begehſt an unſrer Majeſtät.

Der Maler.

Und wann, o Herr, erlaubt Ihr, daß ich endlich
Euch malen darf?

Narciſſus.

Mich wirſt du niemals malen.
Welch eine Kunſt vermöchte der Natur
Vollendet Meiſterſtück, in welchem Stoff,
Mit welchen Mitteln jemals nachzubilden?
Kannſt du dem Marmor warmes Leben geben?
Der Leinwand das beweglich rege Spiel
Der Mienen? Und aus welchem Farbentopfe
Willſt du die Strahlen meines Auges holen?
Geh, guter Maler, geh, du frommer Sänger,
Und ſtört mich nicht in meiner Schäferſtunde.

(Sie gehen ab.)

O Spiegel, du mein einz'ger Freund, Geliebter,
Weil du ganz nur ich ſelbſt biſt, nimmer ſoll
Ein ſchlecht gemaltes Bild dich mir erſetzen,
Noch will ich dich, mein eignes Auge, je
Mit eines Weibes mattem Auge tauſchen,
Um anders mich zu ſehn, als ich mich ſehe.
Und dennoch? Wenn das, was noch dunkel mir
Und räthſelhaft im Anblick meiner ſelbſt,
Was meinem Auge noch zu fehlen ſcheint,
Daß es mich ganz begreife, ganz ergründe,
Wenn das der Sinn des Weibes wäre, dann,
O Götter! macht mich ſelbſt zu einem Weibe!

(Pantalon und Leander kommen.)

Pantalon.

Mein Prinz, entſcheiden Sie! ich bitte Sie, gnädig-

ster Prinz, entscheiden Sie! Hier ist Herr Professor Leander, einer der berühmtesten deutschen Gelehrten, welcher Behauptungen aufstellt, die schon längst als bange Ahnungen in den Herzen Ihrer Verehrer schlummerten, jedoch aus Respect es niemals gewagt haben, sich auch nur zu Vermuthungen zu erheben. Der Herr hat den ganzen Hof in Allarm gesetzt. Entscheiden Sie!

Narcissus.

Erklärt euch!

Leander.

Prinz, Sie sind —

Pantalon

(hält Leander den Mund zu, und sagt dem Prinzen leise etwas ins Ohr).

Narcissus.

Habt Ihr ein Nachtlicht wieder angezündet,
Am hellen Tag die Sonne zu beleuchten?
Geht alter Schwätzer, leuchtet eurer Tochter
Damit ins Brautbett! — Und Ihr, kluger Mann,
Habt Ihr wohl je erfahren, ob ein Phönix
Auch Eier legen kann, wie andre Vögel?

Leander.

Der Phönix, mein junger Herr, ist nur ein fabelhaftes Thier.

Narcissus.

So fabelhaft ist euch jedwedes Große.
Geht, ihr versteht mich nicht!

(Er geht ab.)

Leander.

Er schämt sich doch wenigstens.

Pantalon.

Meint Ihr, daß er sich nur verstellte?

Leander.

Ich kenne meine Leute. Ich verstehe alles. Ich rieche die Gedanken, ehe sie noch gedacht werden.

(Truffaldino kommt.)

Pantalon.

Da kommt der Diener des Prinzen. Stellt euch vor, dieser Bursche ist von der Krankheit seines Herrn angesteckt. Er bildet sich ein, wenn er so eitel wäre, wie sein Herr, so würden die Leute glauben, daß er auch so schön wäre. Er kann die Mädchen nicht leiden, der Bursch, und bei alledem laufen ihm die Mädchen nach.

Truffaldino.

Wissen Sie auch, Herr Minister, warum sie mir nachlaufen?

Pantalon.

Sprich, mein Sohn.

Truffaldino.

Weil ich sie nicht leiden kann.

Pantalon.

Bravo, bravo, du hast einen recht guten Witz für einen Bedienten.

Truffaldino.

Wenn der Herr vorfährt, muß der Diener hinten aufstehn. Man braucht manchmal einen ganz einfältigen Gedanken nur umzukehren, so wird ein Witz daraus.

Pantalon.

Ja, es iſt eine ganz curioſe Sache um den Witz. Ich möchte manchmal gar zu gerne witzig ſeyn, aber es geräth mir nicht. Und ich habe bemerkt, man muß ja nicht lange darüber nachdenken. Wenn man den Witz nicht im Fluge ſchießt, wenn man wartet, bis er ſich niederſetzt, ſo kann man lange warten. Sind Sie auch zuweilen witzig, Herr Profeſſor?

Leander.

Ich bin, Gott ſey Dank, nie mit dieſer Krankheit behaftet geweſen.

Pierrot (kommt).

Herr Profeſſor, einen Augenblick! (Sagt ihm etwas ins Ohr.)

Leander.

Herr Miniſter, Geſchäfte rufen mich ab.

(Mit Pierrot ab.)

Pantalon

Ich folge Ihnen. (Ab).

Truffaldino.

Wenn ich mir nur zu helfen wüßte! Als ich mich vor ein paar Jahren in die kleine Colombine verliebte, wollte ſie nichts von mir wiſſen. Seitdem ich ſelber nun nichts mehr von ihr wiſſen will, hat ſie ſich in mich verliebt; und wenn ich mich wieder in ſie verliebe, ſo wird ſie wieder von mir nichts wiſſen wollen.

Vierte Scene.

(Ein großer Saal. Im Hintergrunde Feuer und Waſſer. In der Mitte die Statue der Weisheit, um welche die Freimaurer Paar und Paar auf Streitpferden herumreiten. Tartaglia als Meiſter vom Stuhl voran. Nachdem ſie einige Runde gemacht haben, halten ſie.)

Ein Bruder.

Nun haben wir genug gearbeitet, lieben Brüder, nun werden wir eſſen.

Ein anderer.

Ich bin ganz matt geworden, Herr Bruder.

Ein dritter.

Lieber Bruder Koch, haſt du heute nicht was Delicates?

Ein vierter.

Still, lieber Bruder. Erſt muß der Deutſche eingeweiht werden.

Ein fünfter.

Die Muſik hebt an. Da geht er ſchon durch das Feuer, und jetzt durch das Waſſer. Er ſcheint ein ſehr ſtandhafter Mann.

(Man ſieht Leander durch Feuer und Waſſer gehn.)

Tartaglia.

Du haſt die Probe überſtanden, mein Bruder, und biſt nunmehr würdig, in den großen Bund der Menſchenbeglücker aufgenommen zu werden. Du ſiehſt hier eine Geſellſchaft von Weiſen, die unſichtbar am Bau der Menſchheit arbeiten. So lange die Menſchheit ſich ſel-

der überlaſſen bleibt, iſt ſie von einem poetiſchen böſen Geiſt beſeſſen, der ſie zwingt, ſich beſtändig zu zertheilen, zu ſondern, in feindliche Gegenſätze zu ſpalten und dadurch ſich aufzureiben. Hieraus entſpringen alle Verſchiedenheiten der Völker und Individuen, alle Sonderbarkeiten der Geſchichte, der Religionen, Wiſſenſchaften und Künſte. Um nun dieſe hundertköpfige Hyder der Poeſie aus der Welt zu ſchaffen, und die Menſchheit aus der Verſchiedenheit zur Gleichheit, aus der Mannigfaltigkeit zur Einheit zu führen, hat ſich unſer Bund gebildet, der zwar jetzt nur erſt in einem kleinen Modell das Ideal des künftigen großen Menſchheitbundes vorbildlich darſtellt, aber auch beſtändig nach außen thätig iſt, um es endlich im Allgemeinen zu realiſiren, alle Menſchen zu Brüdern zu machen, die Unterſchiede der Völker, Religionen, Sitten, Talente, Güter, Sprachen und Trachten radical auszurotten, eine Weltbürgerrepublik zu gründen, in der alle Köpfe unter Einen Hut gebracht ſind, und den Triumphwagen der Geſchichte ſelbſt in eine Eiſenbahn ununterbrochener Glückſeligkeit einzuſperren, von dem er ſich nie wieder in die poetiſchen Holzwege verirren ſoll. Doch ehe wir dieſes große Ziel erreichen, bedarf es noch eines harten Kampfes gegen die Poeſie, und darum bilden wir eine freie Ritterſchaft der Proſa. Willſt auch du ſchworen, muthig das Roß zu beſteigen und gegen den geflügelten Drachen zu Felde zu ziehn?

Leander.

Mit der dienſtbefliſſenſten Bereitwilligkeit.

Tartaglia.

Wohlan, ſo reite dreimal um der Göttin Hochaltar.

(Er überreicht ihm ein mit blauen Bändern geſchmücktes Steckenpferd und Leander galopirt um die Statue der Proſa.)

Tartaglia.

Umarme mich, mein Bruder, die Weihe iſt vollendet. (Er umarmt ihn.) Jetzt wollen wir eſſen, denn die Menſchheit müßte untergehn, wenn ſie nicht zu eſſen hätte.

Leander.

So befinde ich mich alſo wirklich in einer Freimaurerloge? Ich hab' es doch gleich an dem Bratengeruch aus der Küche gerochen.

Tartaglia.

Ich hoffe es dahin zu bringen, daß alle meine künftigen Unterthanen Freimaurer werden, und dann wird Heinrichs IV. ſchöner Ausſpruch erfüllt werden: jeder Bauer wird Sonntags ſein Huhn im Topfe haben.

Leander.

Daß man auf dieſes einfache Mittel bisher noch nicht verfallen iſt!

Tartaglia.

Es war noch zu wenigen bekannt. Die Fenſterladen unſerer Loge blieben geſchloſſen. Wir haben die Aufklärung nur im Dunkeln befördert; unſer Licht hat nur unter dem Scheffel geleuchtet. Das ſoll jetzt anders werden. Noch in dieſer Nacht ſchaff' ich den Thron in meinen Großmeiſterſtuhl um.

(Das Eſſen wird aufgetragen.)

Fünfte Scene.

(Nacht. Im Schloßgarten vor Iſabellens Fenſter. Der junge Troubadour erſcheint mit der Zither.)

Der junge Troubadour (ſingt).

Ob der Nachtigall Klage
Vom blühenden Baum
Mit trunkenem Schlage
Süß flötend ihr rief, —
Die Schöne ſchlief
Und hörte nur Engel im Traum.

Ob der Mond, gegenüber
Dem blühenden Baum,
Durch's Zimmer und über
Die Augen ihr lief, —
Die Schöne ſchlief
Und ſah nur die Engel im Traum.

Ob des Sängers Gedanken,
Ein blühender Baum,
Im ſüßen Umranken
Sie hegten ſo tief, —
Die Schöne ſchlief
Und küßte nur Engel im Traum.

(Ab.)

Iſabella (tritt aus dem Hauſe).

Die Nacht iſt warm, und in dem Schoos der Blumen
Iſt ſüß der buhleriſche Wind entſchlummert.
Wie ſtill und doch lebendig iſt die Luft,
Im Schlummer athmet leiſe die Natur

Und träumt in Düften. Doch unendlich ferne
Sehnſüchtig ſehn von oben her die Sterne.
Nie darf ihr Aug' in's Aug' der Blumen ſchauen,
Nie theilen ſie das Liebesglück der Sonne.
Die Blumen ſchlafen, wenn die Sterne wachen,
Und wachen wieder, wenn die Sterne ſchlummern.
Nur eine Blume ſchließt der heil'gen Nacht
Die ſchönen Augen einſam liebend auf,
Die Blume, die nicht lieben darf die Sonne,
Und nicht erwiedern darf der Sterne Liebe.
Ich will die ſanfte Nachtviole brechen,
Und bis zu ihrem Tod am Buſen tragen,
Daß ſich mein Herz in ihrem Duft berauſche.

(Ab.)

Deramo (kommt).

Ein undankbarer Diener iſt der Schlaf,
Der uns im Alter ungetreu verläßt.
War' ich ein Jüngling noch, verliebt und feurig,
Die Nacht wär' zum Entzücken. Doch was ſollen
Dem Alter Frühlingsnächte? Ewig jung
Iſt die Natur, und jung des Dichters Herz,
Doch jung im Schein nur, in der Phantaſie.
Was iſt die Liebe mir? Erinnerung.
Was iſt die Frühlingsnacht? Erinnerung.
Ich ſeh' lebendig unter duft'gen Blumen
Und doch ſind ſie mir mehr nicht als ein Traum,
Ein oft geträumter Traum.

Harlekin (kommt).

Holdes Mädchen, holde Roſe,
Blatterreiche, dornenloſe!
Stachelloſe Honigbiene,
Höre mich, o Colombine.

Colombine (am Fenſter).

Was für ein verliebter Ritter
Steht dort unten in der Nacht,
Schlägt ſo zärtlich ſeine Zither,
Lacht und ſingt und ſingt und lacht?

Harlekin.

Das iſt meine Colombine.

Colombine.

Das iſt Harlekin, der kühne.

Harlekin.

Komm' herunter, hold und minnig
Schenke mir der Minne Lohn.

Colombine (kommt herab).

Nun wo ſteckſt du denn? da bin ich,
Harlekin, da bin ich ſchon.

Harlekin.

Welcher Lärmen!

Colombine.

Still, o ſtill!

Harlekin.

Fackeln kommen!

Colombine.

Still, o ſtill!

(Bramarbas kommt mit Trabanten.)

Stimmen.

Tartaglia lebe, der neue König!

Derame.

Was hör' ich?

Der junge Troubadour (kommt zurück).

O mein König, rettet euch!
Sie suchen euch, sie wollen euch ermorden.

Bramarbas.

Wo ist der poetische König?
Hurtig, hurtig, holt ihn ein!
— He, was seh' ich? Blitz und Donner!
Harlekin und Colombine!

Harlekin.

Ach, erbarmt euch!

Colombine.

Laßt uns leben!

Bramarbas.

Eifersucht schwillt mir im Busen,
Rache kocht in meinem Herzen,
Und mit meinem langen Degen
Schwör' ich es, euch aufzuspießen.

Harlekin.

Hol' uns ein!

Bramarbas.

Hinterdrein!

(Sie fliehn. Er rennt ihnen nach.)

Der junge Troubadour.

Zu fliehen habt Ihr Zeit. O König, eilt!

Deramo.

Wohlan, ich weiche der Gewalt, ich fliehe.

Der junge Troubadour.

Ich folg' euch.

Deramo.

Nein. Du eile zu Narciß,
Zu Pantalon und den Getreuen allen,
Ob noch ein mannhaft tapfrer Widerſtand
Dem tückiſchen Verrath begegnen mag.

(Ab.)

Sechste Scene.

(Zimmer des Prinzen. Narciſſus ſchläft. Truffaldino ſteht vor ihm und weckt ihn.)

Truffaldino.

Ach, Prinz! Ach, ach, Prinz! Ach, ach, ach, Prinz!

Narciſſus.

Biſt du es, Schurke, der ſich unterfängt
Mich aus dem ſüßen Schlummer zu erwecken?

Truffaldino.

Ach, Prinz, ſteht auf, Prinz! da habt Ihr euer Schwert, den Schild will ich ſelber behalten.

Pantalon (kommt).

Gnädigſter Prinz, ich komme zur ungewohnten Stunde, unangemeldet — aber die Gefahr, die Revolution. Mein Gott, ſo ſtehn Sie doch nur auf! Eine

Verſchwörung iſt ausgebrochen. Der Thron, Ihr koſtbares Leben —

Narciſſus.

Iſt's weiter nichts, ſo laßt mich ruhig ſchlafen.

Der junge Troubadour (kommt).

Theurer Prinz! der König, euer Vater, ſchickt mich her. Es iſt die höchſte Zeit. Erhebt euch, greift zu den Waffen, rettet wenigſtens eure Freiheit, euer Leben!

Narciſſus.

Ich werde niemals mich ſo tief erniedern,
Um das zu kämpfen, was die Götter ſelbſt
Mir niemals rauben können. Nur durch Zweifel
An Unverletzlichkeit wird man verletzlich.
Ihr fürchtet euch, drum werdet ihr beſiegt.
Ich laſſe ruhig meine Feinde kommen,
Gleich wie die Sonne ruhig gegen ſich
Die drohenden Kometen ſtürzen ſieht.

Pantalon.

O, mein Prinz! Meine alten Augen weinen über Sie. Ich gebe alle Hoffnung auf, und ſuche nur mich ſelbſt zu retten. (Ab.)

Der junge Troubadour.

Narciſſus! Ihr nanntet mich weibiſch. Muß ich euch nun vor der unauslöſchlichen Schande der Feigheit warnen? Da iſt euer Schwert! Nehmt es, Narciſſus!

Truffaldino.

Ach ja, Prinz, ſeyd um Gotteswillen einmal ein Held!

Narciſſus.

Thut, was ihr wollt, nur mich laßt ruhig ſchlafen!
(Tartaglia und Pierrot erſcheinen mit Gefolge. Truffaldino verkriecht ſich unter das Bett.)

Tartaglia.

Der Alte iſt entwicht, aber hier iſt der Junge. Legt ihn in Feſſeln! (Man feſſelt Narciſſus.)

Truffaldino

Gnade, Gnade!

Tartaglia.

Auch dieſen feſſelt! Nun, Narciſſus, du haſt die Krone deines Vaters und die deinige nicht einmal vertheidigt? Ich habe dich immer für einen Narren gehalten, aber ich dachte, du würdeſt doch ſo viel Muth haben, als nöthig iſt, die Narrheit bei Credit zu erhalten.

Narciſſus.

Je mehr ich eurer Macht mich überlaſſe,
Je größer wird die meine. Kämpfen heißt
Dem Siege mißtrau'n. Ich bin unverletzlich,
Ein Gold im Feuer, weil ich nicht verbrenne,
Ein Fels im Meere, weil ich nicht zerſchmelze,
Ein Satz, ſo ewig wie das Einmal Eins,
Weil ihr's nicht läugnen und nicht ändern könnt,
Und überdies ein Wunder, das ihr nicht
Begreift, und greift ihr's gleich mit euren Händen.
(Er wird abgeführt.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

(Eine Landstraße am Walde. Roger zieht mit einem Trupp Jäger vorüber.)

Gesang der Jäger.

Das Hüfthorn hallt
Und ruft uns von dannen.
Schon rauschen die Tannen
Und dufter der Wald.

Es merkt die Gefahr
Der Vögel Gewimmel,
Und gegen den Himmel
Hoch schwingt sich der Aar.

Der Hirsch und das Reh
Fliehn unter den Hunden,
Und stürzen mit Wunden
Bedeckt in den See.

Der Eber und Bär
Nennt wild und verwegen
Den Hunden entgegen,
Und beißt in den Speer.

Wohl-

Wohlauf! in den Wald!
Von dannen, von dannen!
Schon rauſchen die Tannen
Und duftet der Wald.

(Sie ziehen in den Wald.)

Derano.

Wird alles denn zum Jäger, wenn der Wald
Einmal ein königliches Wild verbirgt?
Jagd hinter mir und vor mir wieder Jagd!
Die Heerde hinter mir jagt ihren Hirten,
Und vor mir ſind die Wölfe. Seltſam Volk,
Das ich ſo mild und friedlich immer wähnte,
Mir ſelber gleich, und das urplötzlich nun
Die freundliche Gewöhnung mit der Luſt
Der Neugier umtauſcht, und der Liebe ſatt
Am Haß ein wunderbar Vergnügen findet,
Das geſtern noch anbetend vor mir lag,
Wie Engel vor dem Angeſicht des Höchſten,
Und heute Kopf an Kopf in Teufelsfratzen
Verzerrt mit tauſendfachem Mord mir droht,
Und mich umzingelt, wie in Indiens Wäldern
Ein Heer in Wuth geſetzter Elephanten
Die ſchwarzen Rüſſel bäumt im weiten Umkreis
Um einer königlichen Palme Stamm,
In deren Wipfel ein Bramine ſchlummert.

(Ein Bettler kommt.)

Wer kommt? Ein Bettler. Meinesgleichen alſo,
Denn wenn ein König nicht mehr König iſt,
So kann er mehr nicht als ein Bettler ſeyn.

Der Bettler.

Guten Morgen, gnädiger Herr. — Ei ſeht doch — ſeid Ihr nicht — ja wahrhaftig, es iſt der Grunkonig.

Deramo.

Wer iſt der grüne König, den du meinſt?

Der Bettler.

Ei, hab ich euer Bild nicht viele hundertmal durch meine Finger laufen laſſen? Ihr ſend ja der Grünkönig in der Spielkarte. Hätt' ich all meine Tage gedacht, daß Ihr noch am Leben wär't.

Deramo.

Ihr Bettler ſpielt alſo mit Königen?

Der Bettler.

O es iſt ein recht luſtig Leben, das Bettlerleben. Wir verzehren, was Andre verdienen. Die fleißigen Leute müſſen den Faulen Steuern zahlen.

Deramo.

So ſend ihr Bettler kleine Könige,
Wir Könige ſind große Bettler nur.

Der Bettler.

Ja, es wird ungefähr auf Eins hinauslaufen. Aber daß ich euch einmal lebendig geſehn habe, das werd' ich allen meinen Kameraden erzählen. Ihr wart immer meine Lieblingskarte.

Deramo.

Ich ſchenke dieſen grünen Mantel dir,
Und Kron' und Scepter, gibſt du mir dafür
Den grauen abgeriſſ'nen Bettlermantel,
Den alten Filzhut und den Krückenſtab.
Du ſelber kannſt der grüne König ſeyn,
Wenn du den Stand mit mir vertauſchen willſt.

Bettler.

Ihr ſeyd wohl nicht recht bei Troſte, Herr König? Aber wenn Ihr ein Narr ſeyn wollt, warum ſollt' ich mich denn ſchämen, geſcheidter zu ſeyn, als Ihr? Gebt alſo nur her. (Sie tauſchen ihr Kleid um.)

Deramo.

Hier hüll' ich deinen trunmgebeugten Leib
In den grünſammtnen Mantel, den ich gern
Statt eines blutbefleckten Purpur trug.
Hier leg' ich in die abgewelkte Hand,
Die hohl vom Betteln iſt, den Scepter dir,
Und ſchmücke dir das kahl gewordne Haupt
Mit meiner ſchweren goldgezackten Krone.

Der Bettler.

Nun, guter Freund, wie ſeh' ich jetzt aus?

Deramo.

Gleich wie der Eſel in des Löwen Haut.

Bettler.

Wenn du der Löwe biſt, warum haſt du dich ſchinden laſſen? Doch es will uns jetzt nicht mehr geziemen mit dir umzugehn, guter Bettler. Sollteſt du uns zuweilen begegnen, guter Bettler, ſo werden wir dir allezeit ein Allmoſen reichen laſſen und dir in Gnaden gewogen ſeyn; aber laſſ' dir ja nicht merken, daß du einſt auf einem vertrauten Fuße mit uns ſtandeſt. Verſtehſt du, guter Bettler? Jetzt geh', packe dich aus unſrer königlichen Nähe fort, geh', guter Bettler.

Deramo.

Wie? Und du haſt mir nicht einmal gedankt?

Bettler.

Seit ich König bin, hab' ich alle Bettlertugenden vergeſſen.

Deramo.

So lebe wohl, und trag' als leichten Schmuck,
Was mich als eine ſchwere Feſſel drückte.
Ich nehm' in dieſem luſt'gen Bettlermantel
Der Güter höchſtes mit mir, meine Freiheit.

(Ab.)

Der Bettler.

Der alte Narr. Wenn mich nur ſeine Kleider nicht etwa anſtecken! Ich weiß nicht, ich ſpüre ſchon eine Art von Wahnſinn unter der goldnen Laſt. Ich habe noch keinen Fußbreit Land, und doch will ich ſchon aller Welt befehlen. Ich muß doch einmal probiren. Heda! Baum, komm' her, und beſchatte mich, denn die Sonne ſticht mich zwiſchen der Krone durch auf die Glatze. — Er kommt nicht. Sonne, geh' in eine Wolke! Sie geht nicht. Hm, es iſt doch fatal für einen König, daß es nicht genug iſt, zu befehlen, daß die Leute auch erſt Luſt haben müſſen, zu gehorchen.

(Ab.)

Zweite Scene.

(Am Ufer des Meeres. Gebüſche. Seeräuber.)

Der Anführer.

Der Sturm hat uns genöthigt, an dieſer friedlichen Küſte zu landen; allein es würde uns Gefahr bringen, wenn wir länger hier verweilten. Der Wind weht jetzt

vom Lande. Laßt uns alſo aufbrechen und wieder die hohe See ſuchen.

Die Seeräuber.

Sehr wohl, Hauptmann!

Ein Seeräuber.

Ich ſehe Soldaten durch den Wald kommen.

Der Anführer.

Legt euch in den Hinterhalt!

(Sie verbergen ſich. Bramarbas kommt mit Trabanten, welche Narciſſus und Truffaldino gefeſſelt mit ſich führen.)

Bramarbas.

Rechtsum ſchwenkt! Halt, ſchließt einen Kreis!

Truffaldino.

Herr Bramarbas! Sie dürfen mich noch nicht umbringen laſſen, denn ich habe noch nicht gefrühſtückt.

Bramarbas.

Man ſchweige.

Truffaldino.

Ich will aber nicht ſchweigen. Wenn ich doch einmal ſterben ſoll, will ich erſt recht reden. Es iſt gegen die Landesgeſetze, mir die Henkersmahlzeit zu verweigern. Ich will eſſen, will mich zu Tode eſſen, ehe ihr mich köpfen könnt. Ihr ſollt mich als eine Leiche vom Tiſch tragen, anders thu ich's nicht.

Bramarbas.

Mein Guter, die Landesgeſetze ſind durch die Revolution aufgehoben, und in einer Revolution gibt es ſo

viele Hinrichtungen, daß die Henkermahlzeiten den Staat auffressen würden. Entschließe dich also, nüchtern zu sterben, wie es einem guten Christen geziemt.

Truffaldino.

Prinz, so reden Sie doch auch! thun Sie's mir zu Liebe, wenn Sie's nicht für sich selber thun wollen. Es ist recht schön, daß Sie Ihr eignes Leben so wegwerfen, aber seyn Sie nur nicht auch mit andrer Leute Leben so verdammt großmüthig.

Narcissus.

Da hast du recht. Bramarbas, laßt ihn los.
Der gute Bursche hat euch nichts gethan,
Und ist euch ungefährlich. Laßt ihn leben.

Bramarbas.

Man schweige. Man hat hier nichts weiter zu thun, als den Kopf zu verlieren. Trabanten, auf Befehl des Königs haut ihnen beiden die Köpfe herunter!

Truffaldino.

Ich appellire! ich appellire!

(Truffaldino stellt sich hinter Narcissus. Die Trabanten dringen mit gezogenen Säbeln auf diesen ein, bleiben aber bewegungslos stehen.)

Bramarbas.

Tausendsappermentschockschwerenothrübenrabenpechkreuzmoorenwetterelementbombenmörserblitzhageldonner und Doria! wollt ihr verfluchten Recruten zugreifen?

Ein Trabant.

Herr General, es thut sich halter nicht thun lassen thun.

Bramarbas.

Seht — die Kerle ſind doch feſt gebunden? — Seht, ſo müßt ihr's machen! Mit dieſem Degen will ich beiden zugleich die Köpfe weghauen wie Mohnköpfe.

(Er holt aus, hält aber ebenfalls inne.)

Narciſſus (zu Truffaldino).

Erkennſt du nun der Schönheit Zaubermacht?

Truffaldino.

Ich bete Sie an, mein Prinz!

(Er kniet hinter ihn und klammert ſich an ſeine Knie.)

Bramarbas.

Die Branntweinflaſche her! (Trinkt) Tapfer, tapfer, Bramarbas, keine unzeitige Rührung erweiche dein Marmorherz! (Er hebt den Degen noch einmal, läßt ihn aber wieder ſinken.) Hm, was die Kerle für ein zähes Leben haben. Trabanten, wir wollen rathſchlagen, was wir anfangen wollen. (Die Seeräuber kommen hervor.) Ha, Türken, Türken! lauft davon!

Der Anführer.

Haltet, und hört mich! Ihr wollt dieſen Jüngling tödten und vermögt es nicht, weil ſeine unvergleichliche Schönheit eure rauhen Arme wider Willen in der Luft verſteinert und den Todesſtreich auf ſeinem grauſamen Wege zurückhält. Steckt alſo lieber die Schwerter ein, und öffnet eure haarigen Fäuſte meinem Golde, denn ich will dieſen Unglücklichen kaufen, und als Sclaven mit mir nehmen.

(Er bietet ihnen einen Beutel mit Gold.)

Bramarbas.

In der That, Herr Türke, Ihr ſeyd ſehr generös, bei ſo bewandten Umſtänden — was meint ihr, Trabanten?

Ein Trabant.

Wenn wir das Geld theilen, ſo können wir ja ſagen, wir hätten die Delinquenten in's Waſſer geworfen, und wer weiß, ob ſie nicht wirklich auf der See erſaufen werden.

Bramarbas.

Ja freilich. Nun ſo gebt nur her, Herr Türke. Ich denke, es wird nicht zu viel ſeyn, denn der junge Menſch da iſt ein qualificirtes Subject.

Truffaldino.

Ihr nehmt mich doch mit in den Kauf?

Der Anführer.

Du kannſt im Serail des Großſultans als Hämling angeſtellt werden.

Truffaldino.

Nein, da laſſ' ich mir lieber den Kopf abſchneiden.

Bramarbas.

Was thut dir's? du warſt ja immer ein Weiberhaſſer.

Truffaldino.

Aber nur zum Schein, aus bloßer Ambition. Ach, Herr Türke, laſſen Sie mich lieber hier.

Der Anführer.

Fort, elender Sclave! — Lebt wohl, denn wir ſegeln auf der Stelle von dannen. (Ab.)

Dritte Scene.

(Wilder Wald. Iſabella allein.)

Iſabella.

O, mein Narciſſus,
Wohin ſoll ich dir folgen, wo dich finden?
Weilſt du in dieſen Gründen,
Hält dieſes Waldes Dunkel dich verborgen?
O bittre Sorgen,
Zwei Schwerter kreuzen ſich in meinem Herzen,
Die Schmerzen ſtillend mit noch bittrern Schmerzen!
Er iſt von mir geriſſen,
Und hätt' ich ihn, würd' ich ihn mehr noch miſſen.
Iſt's ſüßer nicht, getrennt mich nach ihm ſehnen,
Von ihm geliebt mich wähnen,
Als wenn in ſeiner Nähe
Ich mich wie ſonſt verſchmäht, verachtet ſähe?
Weh mir, iſt nichts zu meinem Troſt geblieben?
Nichts als du ſelber, Lieben,
Wie Honig ſüß zu fühlen,
Soll tödtend auch ſein Gift mein Herz durchwühlen.
Ich will in dieſem Gifte mich berauſchen,
Mit ſüßem Tod das bittre Leben tauſchen.
Ja, todt will ich mich ſehnen,
Die Seele fließe hin mit meinen Thränen.
Ich kann nicht mehr. Hier will die Leiden
Ich endigen und ſcheiden.

Hier unter wilden Rosen,
Die dichtgedrängt sich kosen,
Die sterbend ich will pflücken,
Mich selber mit dem Todtenkranz zu schmücken
O Liebe, der ich eigen bin,
O Liebe, nimm dein Opfer hin!

Roger (kommt).

Ha, was seh' ich? welch ein Wunder!
Hier im wilden Wald ein Mädchen!
Und ein Mädchen, schön wie Engel,
Wie ich keines noch gesehn,
Einsam unter wilden Rosen,
Die sie sich zum Kranze windet,
Tiefgesenkt die Augenlieder,
Weinend, daß im langen, blonden
Haar, das üppig niederwallt,
Thränen wie die Perlen glänzen.
Mädchen, hold und wunderbar,
Laß' in deinem Aug' mich lesen!
Blick' empor, du süßes Wesen!

Isabella.

Welche furchtbare Gestalt!
Weh' mir, willst du mit Gewalt
Von den Todten mich erwecken,
Mich zurück in's Leben schrecken?

Roger.

Schrecken nicht, ich will dich lieben,
Dich zu meinem Weibe machen.
Ja, bei Gott, ich schwör' es dir,
Deinen Gatten siehst du hier.

Isabella.

Himmel, hast du kein Erbarmen,
Aus des Ungeheuers Armen
Mich Unsel'ge zu befrei'n?

Roger.

Warum zagst du, zarte Taube,
Daß des Jägers Hand dich hält?
Mädchen sind gemacht zum Fangen.

Isabella.

Sind der Ehre strenge Sitten
Dir in diesem Walde nicht
Fremd geblieben, o so schone,
Wilder Ritter, schone mich,
Weil ich einen Andern liebe.

Roger.

Dieser Wald ist meine Heimath,
Die ich niemals noch verlassen,
Eure Sitten kenn' ich nicht,
Doch mich kenn' ich. Einen Andern
Liebst du? Bring' mir diesen Andern,
Daß ich ihn vor deinen Augen
In die Hölle schicke. Fort,
Fort mit Andern. Hier bin ich,
Der noch Keinem jemals wich.

Isabella.

Doch, ich selber hasse dich,
Will dich ewig, ewig hassen,
Und nie wird es dir gelingen,
Meine Liebe zu erzwingen.

Roger.

Zwingen? Ja, ich will dich zwingen,
Denn Gewalt zu üben, bin ich
So gewöhnt, daß nichts bequemer
Mir erscheint, als dich zu zwingen.
Müßt' ich dich demüthig bitten,
Würd' es weniger gelingen.
Doch auf die Gewalt versteh' ich
Besser mich, als jeder Andre.
Darum auf, geliebte Schöne,
Zu dem frommen Eremiten,
Der nicht weit von hier im Walde
Sein beschaulich Leben führt.
Dieser Degen wird ihn zwingen,
Dich sogleich mir zu vermählen.

Isabella.

Himmel! weh' mir! o Narcissus!
O mein Vater! Hülfe, Hülfe!

Roger.

Jammre nur, in deinen schönen
Blauen Augen schimmert Liebe
Mitten durch den Zorn und Jammer.

(Er trägt sie auf den Armen fort.)

Vierte Scene.

(Saal im königlichen Pallaſt. Feierlicher Krönungszug des Tartaglia, welcher mit einem Purpurmantel bekleidet iſt, und eine ungeheuer große Krone auf dem Kopf, ein ungeheuer langes Scepter in der Hand trägt. Hinter ihm Pierrot, Charlatan, Brigella, Leander, die Freimaurer auf Steckenpferden, und das Parlament. Seitwärts Pantalon und der alte Troubadour.)

Herold.

Hoch lebe der große Tartaglia, der Menſchenbeglücker, der Befreier!

Volk.

Vivat, vivat Tartaglia!

Tartaglia.

Wir danken euch. (Er beſteigt den Thron.)

Der alte Troubadour (überreicht ihm eine Schrift).

Dieſer Jubelhymnus auf die glückliche Thronbeſteigung Ew. Majeſtät wird meine unterwürfigen Geſinnungen an den Tag legen.

Tartaglia.

Die Poeſie iſt von nun an in meinem Staate verboten. Rückſichtlich Seiner Devotion indeſſen, und weil Er als erſter Günſtling des abgeſetzten Königs ſich nicht bedacht hat, ſogleich dem neuen König zu huldigen, alſo einen ziemlich guten Tact zu beſitzen ſcheint, ſoll Er in meiner Staatskanzlei angeſtellt, und zur Abfaſſung ſolcher

Proclamationen und officiellen Zeitungsartikel gebraucht werden, die eine gewisse patriotische Begeisterung affectiren oder den Leuten blauen Dunst vormalen müssen.

Pantalon.

Mein gnädigster König, ein alter treuer Diener —

Tartaglia.

Entfernt den Schwätzer. Vom alten Hofe wird niemand weiter beibehalten. Fort!

Pierrot.

Im Namen des Menschheitbundes komme ich, Ew. Majestät die Huldigung aller Brüder darzubringen.

Tartaglia.

Die Brüderschaft ist von nun an einstweilen suspendirt.

Pierrot.

Wie Ew. Majestät befehlen. Es ist auch wahr, wir sind jetzt alt genug, um die Steckenpferde in die Rumpelkammer zu werfen.

(Er wirft sein Steckenpferd weg, die übrigen Brüder folgen, nur Leander behält das seinige.)

Leander.

Nimmermehr, o großer Bruder, würdiger Meister vom Stuhl! Erinnre dich an deine glorreiche Verheißung alle Menschen zu Freimaurern zu machen. Erinnre dich an den großen Zweck des Bundes, der denn doch über das gemeine Interesse eines kleinen Staatsoberhauptes erhaben seyn sollte.

Tartaglia.

Ich hätte Ihm mehr Verſtand zugetraut. Fort, man werfe dieſen Ideologen in das Staatsgefängniß.

Leander.

O wie tief biſt du geſunken, o Maurerei! o wie weit biſt du, o Menſchheit, von deinem Ziele noch entfernt. Doch ich will in den Kerkermauern fortmauern, und die Menſchheit bedauern, daß ſich Fürſten in ihren Freund verſtellen.

(Er wird abgeführt.)

Tartaglia.

Ein hartköpfiger Deutſcher. Gut, daß meine Unterthanen keine Deutſchen ſind.

Der Sprecher des Parlaments (tritt ein).

Das neue Parlament legt ſeine patriotiſchen Herzen unter Ew. Majeſtät Füße.

Tartaglia.

Deßhalb hab' ich auch Stiefeln und Sporen angezogen. Es iſt nöthig, daß ich euch auf den Zahn fühle, ehe ich euch ſprechen laſſe. Was werdet ihr ſprechen, wenn ihr noch ungewiß ſeyd, was ich will?

Sprecher.

Wir werden mit gleicher Ueberzeugung Ja und Nein ſagen.

Tartaglia.

Was werdet ihr ſprechen, wenn ich etwas von euch verlange, was ihr für ſchädlich haltet?

Sprecher.

Mit Beklemmung, Ja!

Tartaglia.

Ihr ſollt aber ohne Beſtimmung ja ſagen, ihr ſollt ganz frei und ohne Furcht ſprechen.

Sprecher.

So ſprechen wir mit edler Kühnheit: Unſer Fürſt iſt ein großer, iſt ein guter Fürſt!

Tartaglia.

Um euch die Mühe zu erſparen, Albernheiten zu ſagen werde ich das Ceremoniel des Saraſtro einführen. Bringt die Poſaunen her! (Man bringt ſie.) Hier nehme jeder eine Poſaune, und wenn ich etwas geſagt habe, ſo gebt durch einen Poſaunenſtoß zu erkennen, daß ihr es in eurer Weisheit für gut haltet.

(Das Parlament poſaunt. Bramarbas kommt mit Trabanten.)

Bramarbas.

Ew. Majeſtät, mit dieſem tapfern Degen habe ich das eitle Herz des Prinz Narciſſus wie einen Krammetsvogel aufgeſpießt. Nicht wahr, Trabanten?

Trabanten.

Ja wohl, Herr General.

Bramarbas.

Den Reſt haben wir in's Waſſer geworfen und erſaufen laſſen. Nicht wahr, Trabanten?

Trabanten.

Ja wohl, Herr General.

Tartaglia.

Knie mir zur linken, Bramarbas, zur rechten, Pierrot.

Ich

Ich bin der Kopf des Adlers, ihr beide seyd die Krallen, von denen die eine das Schwert, die andre das Scepter hält. (Das Parlament posaunt.) Pierrot ist erster Minister, Bramarbas Feldmarschall, Charlatan Leibarzt, Brigella Hausbofmeister. (Das Parlament posaunt.) Ich stifte hiemit den diplomatischen Orden der Kreuzspinne, deren Abbild auf dem Herzen getragen wird. Sämmtliche Mitglieder des Parlaments werden Ritter desselben, jedoch nur von der dritten Classe. (Das Parlament posaunt sehr laut.) Das Parlament wird eine Civilliste festsetzen, welche die Einkünfte des vorigen Königs um das Zehnfache übertrifft. (Das Parlament posaunt sehr leise.) Um die höhern Steuern aufzutreiben, soll dem Volke die inländische Industrie auf alle Weise erleichtert und deßhalb durch strenge Mauthen an allen Gränzen der Handel mit dem Ausland ruinirt werden. (Das Parlament posaunt.) Für dießmal genug. Die Herren sind sämmtlich zur Tafel gezogen, denn im Punct des Essens soll eine glänzende Veränderung bei Hofe eintreten, und der bisherigen poetischen Hungerleiderei ein Ende gemacht werden.

(Ab unter Posaunenschall.)

Fünfte Scene.

(Im Garten. Colombine. Von drei verſchiedenen Seiten kommen Pierrot, Bramarbas und Brigella.)

Brigella.

Siehſt du dieſen ungeheuer
Groß und bunten Blumenſtrauß?
Seh' ich denn nicht wie ein Freier,
Grade wie ein Freier aus?

Bramarbas.

Auf den langen Freiersfüßen,
Gravitätiſch und galant,
Nah' ich meiner Zuckerſüßen,
Bietend ihr die tapfre Hand.

Pierrot.

Sieh in meinem Ordensſterne
Eine Spinne, welche ſpinnt,
So umſpann mein Herz von ferne
Dich ſchon lange, muntres Kind.

Alle drei.

Colombine, weißes Täubchen,
Komm, o komm, und ſey mein Weibchen!

Colombine.

Gerne, gerne, doch nur einen,
Ja nur einen kann ich frei'n,
Drum müßt ihr euch erſt vereinen,
Welcher ſoll mein Bräut'gam ſeyn.

Pierrot.

Ich.

Bramarbas.

Ich.

Brigella.

Ich.

Bramarbas.

Mein Herr Miniſter,
Wenn Ihr gleich Miniſter ſeyd,
Seyd Ihr doch nur ein Philiſter,
Der den blanken Degen ſcheut;
Drum mit eurer langen Feder
Kommt mir ja nicht in die Quer,
Denn ich bin ein Militär
Und ſogleich zieh' ich vom Leder.

Pierrot.

Wollt Ihr Prahler gleich euch packen,
Oder mit der Feder keck
Zieh' ich über beide Backen
Euch den gröſten Dintenfleck.

(Er zieht die Feder hinter dem Ohre hervor und Bramarbas den Degen, beide fechten.)

Brigella.

Während die im blinden Streite,
Wird das Mädchen mir zur Beute.

Colombine.

Hülfe, Hülfe!

Brigella.

Schrei' nur zu!
Hier in dieſer engen Klauſe,
In dem kleinen Vogelhauſe,
Haſt du unterdeſſen Ruh.

(Er ſchließt ſie in ein Vogelhaus ein.)

Colombine.

Allerliebſter Herr Brigella,
Bitte, bitte, laßt mich los.

Brigella.

Eher nicht, bis mir der König
Dich zur Gattin hat gegeben,
Denn für Pierrot und Bramarbas
Bist du zu geringen Standes,
Aber ich darf's eher wagen
Mich mit dir zu mesalliren.

Colombine.

Pierrot, Bramarbas, Hülfe!

Bramarbas.

Haltet doch ein wenig inne
Mit dem langen Federwiſche,
Colombine hört' ich ſchrei'n.

Pierrot.

Steckt nur erſt den Degen ein.

Colombine.

Ach zu Hülfe, ach zu Hülfe!

Pierrot.

Ha Brigella, der Verräther!

Bramarbas.

Gib den Schlüſſel oder ſtirb!

(Sie verfolgen Brigella.)

Colombine (allein)

Harlekin, o Harlekino,
Hörſt du nicht voll tiefer Trauer
Deine Nachtigall im Bauer,
Komm, o komm, mein Harlekin!

Harlekin (kommt).

Colombine!

Colombine.

Sieh, da biſt du,
Komm' geſchwind und mach mich frei.

Harlekin.

Wär' ich nur ein großer Rieſe,
Trüg' ich dich im Käfig fort,
Hinge mitten dich in's Zimmer,
Daß du mir entwiſchteſt nimmer.

Colombine.

Eil' dich, eh' die andern kommen.

Harlekin.

Nein, du mußt mich erſt recht bitten.

Colombine.

Ich befehle dir, gehorche!

Harlekin.

Nein, du mußt mir erſt befehlen.

Colombine.

Bitte, bitte, Harlekino!

Harlekin.

Nun ſo komm', du liebes Mädchen,
Dieſe Stangen brech' ich ein.

Colombine (kommt heraus).

Hurtig, hurtig, jetzt von dannen!

Harlekin.

Laß' mich erſt recht ſatt dich küſſen.

Colombine.

Thu' das hinter den Couliſſen.

(Beide ab.)

Hanswurſt (kommt).

Ach, mein guter Herr Leander
Sitzt im Schatten,
Wo die Ratten
Und die Mäuſe ſich einander
In die langen Schwänzchen beißen.
Wär' ich ſelbſt nur mit Manier
Fort von hier.
Ach wo hinaus?
Halt, dort ſteht ein Vogelhaus,
Darin will ich mich verſtecken.

(Pierrot und Bramarbas ſchleppen Brigella bei den Ohren zurück.)

Brigella.

Weh o weh, ach zieht mich doch
Nicht ſo grimmig bei den Ohren.
Weh o weh, ich bin verloren.

Pierrot.

Schließ' uns auf das Vogelhaus!

Bramarbas.

Gib den Vogel uns heraus!
(Sie erblicken den Hanswurſt und prallen zurück.)

Alle drei.

Pah!

Hanswurſt.

Ach, habt Erbarmen
Mit dem Armen!

Bramarbas.

Iſt das nicht Leanders Diener?

Pierrot.

Der iſt auch ein Demagoge.

Hanswurſt.

Ach, ich bin ja nur der Hanswurſt.

Pierrot.

Kennt man dich denn etwa nicht,
Erlauchter Volksaufrührer,
Fortgejagter Luſtigmacher,
Der auf Koſten der Nobleſſe
Stets den Pöbel hat beluſtigt?
Du, o Hanswurſt, biſt der ächte,
Wahre deutſche Demagoge.

Bramarbas.

Nehmt ihn zwiſchen euch, ich will
Hinten gehn, mit meinem Degen,

Und beginnt er auszureißen
Ihn von hintenher durchzubohren.

Hanswurst.

Weil ich unter allen Narren
Bin der ehrlichste geweſen
Muß ich nun am ſchlimmſten leiden.

Brigella.

Tröſte dich, mus geht's noch ſchlimmer,
Denn drei Freier führen hier
Statt der Braut in ihren Armen
Einen Delinquenten heim.

(Sie führen ihn fort.)

Sechste Scene.

(Platz vor der Stadt. Pantalon allein.)

Pantalon.

Meine Tochter bin und mein Porteſeuille, mein Porteſeuille und meine Tochter. Hab' ich nicht das gottloſe Kind wie ein Miniſter ſeine Stelle, und meine Stelle wie ein Vater ſein Kind gehütet, und muß nun beide an Einem Tage verlieren! — O meine Tochter, hätteſt du doch geheirathet und mit der thörichten Liebe zu dem Prinzen deinen Kindern die Strümpfe geſtickt! O mein Porteſeuille, hätteſt lieber mich verloren, als ich dich! Du biſt mir geſtorben, warum bin ich dir nicht geſtorben, oder warum ſind wir nicht Arm in Arm geſtorben, als der letzte Miniſter in der Welt mit dem letzten Porteſeuille! Jetzt, mein Kleinod, beſitzt dich ein

andrer, und ich muß wie ein leidender alter Werther durch Feld und Wald rennen, um meinem Gram nachzuhängen. Ich kann es unter den Menschengesichtern nicht mehr aushalten, denn alle lachen mich aus. Ein abgesetzter Minister wandelt unter den Blicken der Menschen wie unter Spießruthen, und dient ihrem Witz als Brechmittel; wenn's hoch kömmt, hat er das Glück, wie Fortunatus unsichtbar zu seyn, wenn er auch mitten unter seinen alten Freunden steht. Wer sind Sie? frug mich mein eigner Portier. Send Ihr nicht der Zettelträger beim Theater? frug mich ein junger Referendarius. Meine Frau braucht ein Kammermädchen, sagte mir ein baronisirter Jude, das wäre eine Stelle für eure Tochter. Jetzt müßt Ihr eure Memoiren schreiben, sagte mir ein schnippischer Buchhändler. Der Pöbel lief zusammen, um dem neuen Minister zu Liebe auf den alten zu schimpfen, wo er sich blicken ließ, und ein ganzer Rudel Straßenjungen trabte hinter mir her und schrie: Zopf ab, Zopf ab! Es klang mir gerade wie Kopf ab! Und bei alledem hab' ich fünfzig Jahre lang regiert. Nur die älteren Leute konnten sich noch an meinen Vorgänger erinnern. Die Jüngern wußten gar nicht einmal, daß Pantalon nicht Minister, daß der Minister nicht Pantalon seyn könnte. Wenn sie von einem marocanischen Minister hörten, sagten sie nur: der marocanische Pantalon! O du liebe, alte, unschuldige Zeit!

Der Bettler (kommt im tönialichen Schmucke).

Ich habe noch immer mein Königreich nicht gefunden. Aber da drüben liegt eine große Stadt, vielleicht werden sie dort einen König brauchen. Mitten aus den kleinen Häusern ragt ein großes Haus hervor, ganz von weißem Stein, den man, glaub' ich, Marmor heißt.

Das wird das Königshaus ſeyn, es müste mir artig zu Geſichte ſtehn, wenn ich erſt aus den großen Fenſtern herausſehn, und das Volk unten regieren könnte.

Pantalon.

Iſt's möglich? Mein König, welche unverhoffte Freude! Sind Sie's denn wirklich?

Der Bettler.

Nun, ich dächte doch, daß ich nicht wie ein Bettler ausſähe.

Pantalon.

Ja, Sie ſind es. Der Schrecken, die Leiden der Verbannung haben Sie nur um einige Jahre älter gemacht. Ach, Ew. Majeſtät, Sie ſehn recht miſerabel aus.

Der Bettler.

Er hält mich doch wirklich für den König. — Wer biſt du denn eigentlich, Alter?

Pantalon.

Wie? Ew. Majeſtät kennen Ihren treuen Miniſter, Ihren alten Freund Pantalon nicht mehr? — Mein Gott, der gute König iſt ein wenig verrückt geworden.

Der Bettler.

Aha, du biſt ein Miniſter? Schön, recht ſchön! — der gute Mann iſt wohl ein wenig verrückt.

Pantalon.

Haben Ew. Majeſtät noch keine Hoffnung, Ihre gerechten Anſprüche auf den Thron geltend zu machen?

Der Bettler.

Aufrichtig zu sagen, bin ich noch immer ohne Reich, und weiß auch nicht, wie ich dazu kommen soll.

Pantalon.

Mein Gott, und Sie wagen sich so nahe an die Residenz? Ich bitte Sie, lassen Sie uns auf der Stelle davon und über die Gränze laufen, denn wenn man Sie entdeckt, sind Sie auf der Stelle des Todes.

Der Bettler.

Ist es denn so gefährlich ein König zu seyn? Aber freilich, wenn du Minister bist, mußt du manches wissen, was der König selbst nicht weiß. Sterben? Nein, bin ich einmal so alt geworden, will ich lieber noch älter werden. Und was meinst du, Minister? Ist denn das Reich nicht eigentlich da, wo der König ist?

Pantalon.

Das versteht sich. Und auch der Minister ist da, wo der König ist. O wie freue ich mich, daß ich jetzt doch wieder Minister bin.

Der Bettler.

Wohlan, so wollen wir in die Wälder zurückgehn und einstweilen für uns regieren. Hab' ich erst einen Minister, wer weiß, ob nicht die Uebrigen auch bald nachkommen.

(Ab.)

Siebente Scene.

(Auf Rogers Schloß. Roger und Iſabella.)

Roger.

Kaum erſt, theure Iſabella,
Biſt du Gattin mir geworden,
Und es kommt mir vor, als wäreſt
Du es lange ſchon geweſen,
So bekannt und ſo vertraulich
Iſt mir ſchon dein ganzes Weſen.

Iſabella.

Kann es anders ſeyn, mein Roger?
Was ich jetzt bin, alles bin ich
Erſt durch dich ſeit wenig Tagen.
Wollt ich auch, ich könnte jetzt
Nicht mehr ſeyn, wie ich geweſen.
Denn durch dich bin ich verwandelt
Und ein Blick, ein Wort von dir
Zwingt mich blind dir zu gehorchen
Und zu ſeyn, was du verlangſt.

Roger.

Seit ich grauſam dich entführte,
Fühl' ich Reue. Die Gewalt,
Die ich ohne Mitleid übte,
Hat die engelgleiche Sanftmuth
Nicht verdient, die du mir zeigſt.

Iſabella.

Ich beklage mich nicht länger
Ueber deinen Ungeſtüm,

Denn er hat von deinem Muthe
Einen Theil mir eingeflößt,
Und aus tiefer Ohnmacht plötzlich
Wieder ſtolz mich aufgerichtet,
Daß ich gegen alles andre
Stark mich und gerüſtet fühle,
Schwach nur gegen dich allein.

Roger.

Laſſ' mich alles dir bekennen,
Trefflich Weib! Es dünkt mich zwar
Wunderbar und faſt unmöglich,
Aber dennoch iſt es wahr.
Als du einen Andern liebteſt,
Aber mich nur haſſen konnteſt,
Glaubt' ich feſt, du müßteſt mich nur
Lieben, jeden Andern haſſen.
Und jetzt, da du deine Liebe
Mir geſchenkt, und den vergeſſen,
Den du liebteſt, quält es mich,
Daß du doch einmal ihn liebteſt.
Und mein Unrecht fühlend, bin ich
Wider Willen überwunden,
Gebe meiner Liebe Waffen
Meinem Nebenbuhler ſelber
In die Hände, fürchte mich
Jetzt vor ſeinem bloßen Schatten.

Iſabella.

Da ich ihn am meiſten liebte,
Gab er mich dem Tode hin,
Da ich dich am meiſten haßte,
Gabſt du mir das Leben wieder.

Und dieß Leben iſt nur dein,
Mehr das deine, als das meine.
Wär' er hier, den ich geliebt,
Würdeſt du dich nicht mehr fürchten,
Denn er würde dir erliegen,
Und ich fühle, daß ein Weib
Den Beſiegten nicht kann lieben,
Und der ſtarke Mann beſiegt
Stets den ſchönen Mann, ſo wie
Jeder Mann das Weib beſiegt.

Roger.

Heiter fühl' ich mich und ſelig
Im Bewußtſeyn deiner Liebe,
Und dein milder Sinn beſänftigt
Alle wilden Leidenſchaften
Meiner Bruſt, ſeh' ich in's klare,
Gute blaue Auge dir.
Doch geſteh' ich dir's, es faſſen
Mich zuweilen Blutgedanken,
Dem das Leben auch zu rauben,
Dem ich deine Liebe raubte.

Iſabella.

Höre nicht die alte Stimme
Wilden Zorns in deinem Buſen.
Adle deine Kraft durch Großmuth
Und beſchütze deine Feinde,
Rette ſie vom Untergang.
Auf, und kämpfe mit den Deinen
Für Deramo's gute Sache,
Und erhalte ſeinen Thron
Seinem dir verhaßten Sohn.

Roger.

Wahrlich, nicht unedler darf ich
Handeln. Oder ſoll ein Mann
Jemals minder edel ſeyn,
Als wofür ein Weib ihn hält?
Soll er alles nicht vollbringen,
Was ſie Großes von ihm glauben,
Hohes nur erſinnen kann? —
Ich erfülle dein Verlangen,
Ja, ich rüſte mich zum Kampfe
Für den eignen Nebenbuhler.
Schöne, kluge Iſabella,
Einen Schatz hab' ich in dir,
Der mir mehr als Kronen wiegt.
Denn kein Königreich der Erde
Kann an Werth dem Weibe gleichen,
Deſſen Herz wie lauteres Gold iſt.
Laſſ' auf deinen ſüßen Lippen
Deiner edlen Worte Sinn,
Laſſ' die reine, nie entweihte
Seele mich im Kuß empfinden.
(Er küßt ſie.)

Dritter Act.

Erste Scene.

(Auf der Insel der Armuth. Am Ufer des Meeres, nach einem Sturm. Narcissus sitzt neben Truffaldino, der mit dem Gesichte auf dem Boden liegt.)

Truffaldino.

Ach, ach, ach! — Ach, heiliger Jonas, erlöse mich!

Narcissus.

So steh' doch auf, einfältiger Gesell!

Truffaldino.

O weh, o weh, o weh!

Narcissus.

Auf, Truffaldino! hörst du mich denn nicht?

Truffaldino.

Send Ihr's?

Narcissus.

Wer sonst?

Truffaldino.

Stecken wir nicht im Wallfischbauch?

Nar-

Narciſſus.

Siehſt du denn nicht die lichte Sonne ſcheinen?

Truffaldino.

So? Ja wahrhaftig. (Er ſteht auf.) Ich dachte, die Wallfiſche hätten mich.

Narciſſus.

Wo wären denn Wallfiſche hergekommen?

Truffaldino.

Wo? Habt Ihr denn nicht geſehn, wie ſie hinter uns hergeſchwommen ſind, die Rachen aufgeſperrt wie Scheunthore, und Haifiſche, und Krokodille, und Waſſerjungfern, und ein alter Kerl mit langen grasgrünen Haaren? Die ganze Menagerie des Neptun war ja auf uns losgelaſſen.

Narciſſus.

Es waren Wellen nur, die hohl ſich wölbten,
Und deren Heeresmaſſen, Schild auf Schild,
Die Feſte dieſer Inſel wollten ſtürmen,
Doch jetzt wie Cadmus ebene Krieger ſich
Meineidig ſelbſt bekämpfen und, ermattet
Von eignen Schlägen, kraftlos niederſinken,
Die ebne Fluth mit leichten Hügeln deckend,
Wie auf dem Schlachtfeld hingeſtreckte Leichen.

Truffaldino.

Ja, das Meer zittert, als ob es ſich vor ſich ſelber fürchtete. Es iſt doch erſtaunlich, wie groß es iſt, wie viel man Platz hat, um darin zu erſaufen. Wo mag jetzt unſer Schiff ſtecken, und der ſchwarzbärtige Turke, der immer ſo gerne Häringe aß und den ſie jetzt ſelber frei-

ſen werden? Es iſt ein wahres Wunder, daß gerade wir allein davon genommen ſind, und uns zugleich von den Seeratzen befreit haben.

Narciſſus.

Das Element iſt unterthan dem Menſchen,
Und ſeiner königlichen Schönheit dienen
Die Kräfte der Natur, ſo wie die Säfte
Der Wurzel nur der edlen Blüthe dienen.
Das ſchönſte Werk, darin die Schöpferkraft
Der bildenden Natur ſich ſelbſt verherrlicht,
Kann ſie nicht ſelber auch zerſtören wollen.
Und dieſer Ocean, du ſiehſt es ja,
Hat freundlich uns zum Ufer hergetragen.
Man ſagt, daß dieſes grüne Ungeheuer
Auf ſeinem breiten Schuppenrücken einſt
Das holde Bild der Venus trug an's Licht.
Es iſt gewohnt, dem Schönen zu gehorchen.

Truffaldino.

Das Waſſer gleicht den Weibern. Beide ſind treulos, und doch habt Ihr Glück bei beiden, weil Ihr euch nichts daraus macht. Ich will mir aber auch nichts daraus machen, und jetzt, da die Angſt vorüber iſt, nehme ich mir vor, mich niemals mehr zu fürchten. (Ein Löwe kommt.) O weh, ein Löwe, o heiliger Sanct Marcus von Venedig, ſieh uns bei!

Narciſſus.

König der Wüſte, nur ein freudig Staunen
Blickt mich aus deinen edlen Augen an,
Und wie im erſten Menſchen Adam einſt
Den Herrn erkannt ein jedes Thier der Erde,

Erkennſt du noch in mir das Abbild an
Der paradieſiſchen Vollkommenheit. (Der Löwe ab.)
Dem Menſchen iſt jedwede Creatur
Gehorſam, wenn er ſelber Menſch noch iſt,
Und nicht zum Thiere ſich erniedrigt hat.
Unſchädlich ſind ſie, wenn er ſie beherrſcht.
Und mitten unter ihnen geht er frei,
Wie unter den unzähl'gen Sternen droben
Die Sonne wandelt im Azur des Himmels.
Den königlichen Leib vermag der Zahn
Des wilden Raubthiers nimmer zu verletzen,
Denn unverletzlich iſt die Majeſtät
Der Schönheit. (Er wird von einem Pfeile getroffen.)
Weh mir! Was iſt das? Es traf
Ein Pfeil verletzend mir die Bruſt. O Truffaldin!
(Er ſinkt Truffaldino in die Arme.)

Truffaldino.

Ach Herr, ich bin des Todes!

(Armida kommt im Jagdkleide mit dem Bogen in der Hand, hinter ihr ihre Nymphen.)

Armida.

O Himmel, was hab' ich gethan? Getödtet
Den ſchönſten Jüngling, den ich je geſehn.

Truffaldino.

Helft, helft! er ſinkt in Ohnmacht.

Armida.

Und wärſt du jenſeits ſchon der Lebenspforten,
Ich holte dich zurück aus Todesarmen.
Heraus, treuloſes Eiſen, und mein Mund
Bedecke ſanft den Purpur ſeiner Wunde

Und hemmen seines Blutes warme Ströme.
Den Tod saug' ich heraus, und süße Liebe
Flöß' ich hinein; es soll der Todespfeil
Nicht mehr dich schmerzen, als ein Pfeil des Amor.
Auf Nymphen, wie auf sammtnen Kissen tragt
In euren weichen Armen ihn in's Schloß.
Werft eure kriegerischen Waffen ab
Und schmücket euch mit Blumen und Guirlanden,
Den schönen Fremdling mit der Liebe Ketten
Gebunden weich auf Rosen hin zu betten,
Denn enden muß Dianens keusches Jagen
Kommt Venus mit dem üpp'gen Taubenwagen.

Zweite Scene.

(Ein Zimmer in Armidens Schlosse. Smeraldina allein.)

Smeraldina.

Meine Gebieterin beklagt sich zuweilen, daß sie bei ihrer immerwährenden Jugend und Schönheit zu viele Langeweile hat, aber bin ich nicht noch weit übler dran, da ich zugleich ziemlich alt und häßlich bin. Sie hat mich aus Dankbarkeit unsterblich gemacht, weil ich sie an meiner schwarzen Brust gesäugt habe, aber sie konnte mich doch nicht jünger und schöner machen, als ich gerade damals war. Was hilft mir nun die liebe lange Zeit? Was für Liebhaften, und wie viele Kinder hätte ich nicht seit ein paar tausend Jahren haben können, wenn ich nur Liebhaber gefunden hätte! Aber da sitz' ich ein Seculum nach dem andern und niemand will anklopfen. Meine Gebieterin kann doch noch immer darauf

rechnen, daß von Zeit zu Zeit ein fahrender Ritter, ein verirrter Prinz, ein verunglückter Seefahrer, oder wenigstens ein der spröden Phyllis davongelaufener, seufzender Schäfer bei ihr einkehrt; aber mich mögen nicht einmal die Schildknappen und Reitknechte. O warum hat die heiße africanische Sonne mich so schwarz gebrannt? Ich möchte ein Krebs seyn, mich in einem Topf mit heißem Waſſer stürzen, um mich roth sieden zu lassen.

(Truffaldino kommt, von einer Nymphe geführt.)

Die Nymphe.

Smeraldina, unsre Königin befiehlt dir, für diesen jungen Menschen zu sorgen. (Ab.)

Smeraldina.

Ei, das ist ein allerliebster Junge, wie schön gewachsen, wie hübsch ihm sein Stutzbart und seine spitze Mütze steht! Nur näher, nur näher! Wer bist du denn eigentlich, mein Junge?

Truffaldino.

Madame oder Jungfer, ich habe die Ehre der berühmte Truffaldino von Venedig zu seyn, dermalen in Diensten Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Narcissus, welcher heute Morgen an dieser Insel Schiffbruch gelitten hat.

Smeraldina.

Sieh doch, das ist ja herrlich! da bleibt ihr eine Weile bei uns! Ich muß dich küssen, lieber Junge. — Ei, so sey doch nicht so blöde!

Truffaldino.

Madame —

Smeraldina.

Jungfer, wenn's beliebt. Ich bin wirklich noch Jungfer, denn ich bin die Amme der Königin Armida und lebe wie alle Ammen bei allen jungen Königinnen sehr in ihren Gunsten. Mein Name ist Smeraldina. O mein lieber Junge, ich hätte mich schon längst verheirathen können, wenn ich eine anständige, meinem Range angemessene Partie gefunden hätte. Nun, was nicht ist, kann werden. Du unter andern, lieber Truffaldino, du gefällst mir, und da du bei einem Prinzen dienst, so kannst du dich immer in mich verlieben, ohne zu fürchten, daß du mich dadurch erniedrigst.

Truffaldino.

Mademoiselle, obgleich Ihre Reize zu den außerordentlichen gehören —

Smeraldina.

Nun, nur weiter!

Truffaldino.

Um mit der Thür in's Haus zu fallen, Mademoiselle, muß ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß ich und mein Herr Sonderlinge sind, und daß unsere Sonderlichkeit Weiberfeindschaft ist. Ich und mein Herr sind, wie gesagt, Weiberhasser. Wir haben das Gelübde gethan, uns niemals zu verlieben.

Smeraldina.

Da kommt ihr schön an. Hier auf der Insel athmet keine lebendige Seele, die nicht weiblichen Geschlechts wäre; ja, die Bäume, die Blumen, die Steine, die Bäche selber sind weiblich, deßwegen sind sie auch so schön.

Truffaldino.

Hat gar nichts zu sagen. Wir werden uns schon behelfen. O wir sind bei alledem recht artig gegen die Weiber, denn ihr könnt ja nichts davor, daß ihr nur Weiber seyd.

Smeraldina.

Höre, ich glaube, du lügst, du willst nur eine Ausrede haben, um mir keinen Kuß zu geben. Ich bin dir gewiß zu schwarz.

Truffaldino.

Wollen wir diesen delicaten Discurs nicht lieber abbrechen. Ich liebe das Delicate nur auf der Schüssel. Apropos, mein Magen kommt noch so nüchtern aus dem Meere wie eine Wasserblase, und hat nichts als Luft und Wasser im Leibe. Würden Sie wohl die Gefälligkeit haben, mir ein kleines Gabelfrühstück vorzusetzen?

Smeraldina.

Du sollst sogleich bedient werden. Tischchen deck' dich!

(Ein gedeckter Tisch kommt aus dem Boden.)

Truffaldino.

Alle Hagel! Mademoiselle, Sie setzen mich in Erstaunen.

Smeraldina.

Hier sind gebratne Tauben. Wenn du mir einen Kuß gibst, darfst du sie ganz allein verzehren.

Truffaldino.

Bitte, bitte, ich pflege das Fleisch auch ohne Zugemüse zu essen. (Er will zugreifen, die Tauben fliegen aber auf.) Heda — die Tauben sind gebraten, und können doch fliegen. (Er läuft ihnen nach, und sticht mit der Gabel nach ihnen in der

Luft herum, kann ihr aber nicht erhaschen.) Halt doch — daß dich doch!

Smeraldina.

Wenn du mich küſſeſt, werden dir die gebratenen Tauben von ſelbſt in's Maul fliegen.

Truffaldino.

Mademoiſelle, Sie müſſen wiſſen, daß ich einen reinen Mund habe, über den noch niemals eine Lüge gegangen iſt. Ich hoffe doch, Sie werden einige Achtung vor meiner Moralität haben.

Smeraldina.

Narr, in meinem Kuß iſt Wahrheit, und meine Lippen ſind um ſo viel größer, als die deinigen, daß ſie deine kleine Lüge auf der Stelle verſchlingen werden. Komm nur her!

Truffaldino.

Die Tauben haben einen Geruch — ach, ich kann nicht länger widerſtehn. Da! (Er macht die Augen zu und läßt ſich von Smeraldinen küſſen.) — Jetzt laſſ' mich aber zufrieden. (Er ſetzt ſich und ißt.) Ach, herrlich, köſtlich! Wahrlich, Sie küſſen wie eine alte Köchin, und kochen wie eine junge Gräfin. Jetzt auch Wein, wenn ich bitten darf.

Smeraldina.

Hier, aber erſt einen Kuß!

Truffaldino.

Nachher, Mademoiſelle, wenn ich werde getrunken haben. (Die Flaſche entfährt ſeiner Hand.) Wetter, die Flaſche iſt auch behext. Erlauben Sie. (Er küßt Smeraldina und trinkt.)

Smeraldina.

Du bist ein ganz charmanter Junge.

Truffaldino.

Zurück da! Willst du mich bei lebendigem Leibe auffressen, du alter Kolkrabe? Laß mich jetzt in Frieden trinken, oder ich kehre das Raube heraus.

Smeraldina.

Undankbarer, nachdem ich dich so herrlich bewirthet habe, sagst du mir noch Grobheiten.

Truffaldino.

In einem Wirthshause darf man grob seyn. Hast du mir die Mahlzeit etwa geschenkt? — Unverschämte Prellerei! Zwei Küsse! wenn ich nicht so entsetzlich gehungert hätte, du hättest mir mit deinem Zahnbrecher einen Kuß herausgerissen.

Smeraldina.

Warte nur, ich will dir schon noch ärger einheizen. (Sie schlägt ihn auf den Mund.) Jetzt bist du stumm, und wirst nicht eher ein Wort reden, bis du mir auch den dritten Kuß gibst. (Truffaldino versucht zu reden und kann nicht.) Willst du mich küssen? (Er schüttelt heftig den Kopf und öffnet den Mund mit der größten Anstrengung, als wenn er schreien wollte.) Welche Grimassen! hahaha! Du möchtest mich wohl recht ausschelten, gelt, wenn du nur könntest? (Truffaldino wird wüthend.) Ja so küss' mich doch, dann kannst du deiner Galle Luft machen. (Er rennt im Zorn auf sie los, sie entflieht und er ihr nach.)

Dritte Scene.

(Ein prächtiger Pavillon. Narciſſus liegt auf einem Ruhebette und ſchläft. Um ihn her ſtehen die jungen Nymphen und wetteln mit Straußfedern.)

Die Nymphen (leiſe ſingend).

Linde wie in Blumenglocken
Wonnetaumelnd ſich gefangen
Abendwinde,
Süß und linde
Schlummre hier von uns umfangen,
Unter goldnen Mädchenlocken.

Linde wie mit weichem Flaume
Straußenfedern dich umfächeln,
Leis und linde,
Fächle linde
Amor mit dem holden Lacheln
Deines Herzens Gluth im Traume.

Linde wie ein ſüßes Küſſen
Von dem weichſten Mädchenmunde
Warm und linde,
Glühe linde
Amors Schmerz in deiner Wunde,
Süßes Sehnen nach Genüſſen.

Linde wie ſich in dem Schooſe
Junger Knoſpen ſüße Triebe
Regen linde,
Wecke linde
In dem Herzen dir die Liebe
Ihre glühend volle Roſe.

Armida (kommt).

Bekränzt sein Lager mit den weichen Rosen,
Auf denen Venus einst den todeswunden
Adonis bettete, und die sein Blut,
Da sie so weiß sonst wie die Unschuld blühten,
Auf ewig färbte mit dem Roth der Liebe.

(Die Nymphen bekränzen den Prinzen und sein Lager, und gehen dann ab.)

O Fremdling, du bist schön. Nicht schöner sah
Die Meeresgottin einst in ihrem Schooße
Den Gott der Sonne liegen. Du bist schön,
Und schöner stets, je länger man dich sieht,
Neu, selbst für Feen,
Ein Wunder da, wo nichts mehr Wunder ist.

Ich athme freier, und in meinem Innern
Wird's warm und licht, wie mir noch nie gewesen.
Ich fühle so erfrischt mich, wie ein Kind,
Und seh' voll süßer Ahnung in ein neues
Noch unbekanntes Leben, und in Nacht
Sinkt hinter mich, was ich von Glück geträumt,
Und mit dem Traume reißen sich vom Herzen,
Vom oftgetäuschten Herzen, garstige Larven
Mir grinsend los, Gesichter, die ich einst
Zu lieben wähnte. Fort, verdaßte Schatten!
Ich liebte nie. Nein, glühend heiße Sehnsucht
Nach Liebe war's, es war nicht Liebe selbst,
Was in Rinaldo's Arme mich geführt,
Zur lockenden Sirene mich, zur Circe,
Zur rasenden Medea umgewandelt.
Es war nicht Liebe, Wahnsinn war's allein
Entbehrter Liebe, der nach Schatten jagt.
Hier aber ist die Liebe selbst und wirklich.

Hier seh' ich die Erfüllung jeder Sehnsucht,
Ja, des geheimsten Wunsches kühnster Flug
Bleibt hinter dieser Wirklichkeit zurück.
Hier seh' ich mehr des Glückes und der Wonne,
Als ich ertragen kann. Geblendet seh' ich
Vom nahen Sonnenglanz des höchsten Schönen.
O Freudenanblick, wonniges Schauen,
O selig heimlich niegefühltes Grauen!
Und dieser Einzige ist nun mein,
Mein die Krone der ganzen Natur,
Mein, bei Amors heiligstem Schwur,
Du bist mein, o reizender Schläfer!

Welch holdes Antlitz, ach, und blickt mich doch
Mit blinden Augen nur, und leblos an!
Der Augenlieder stolzer Helm bedeckt
Des schönen Siegers Antlitz noch, Aurora
Die Gluthen nach der allerquickenden Sonne.
Wie himmlisch schön ist dieß geschloss'ne Auge, —
Wie muß es sein, wenn es sich öffnen wird!
Werd' ich's ertragen können? Fühl' ich mich
Ohnmächtig nicht vor ihm, von jedem Stolz
Verlassen, meiner Zauberkraft beraubt,
Und ganz entwaffnet. Solche Allmacht hat
Kein Mann noch über mich geübt. Ich bin
Nicht Königin, nicht Zauberin, Armida
Nicht mehr, bin nichts mehr als ein liebend Weib.

Narcissus (erwacht).

Wo bin ich?

Armida.

Weh, dieß Auge tödtet mich!

Narciſſus.

Ein Weib iſt bei mir? War mir's doch im Traum,
Ich ſey von einem Weib verwundet worden.

Armida.

Zu deinen Füßen ſieh die Unglückſel'ge,
Narciſſus, und vergieb!

Narciſſus.

Hier iſt die Wunde.
Sie iſt geheilt, doch wie ein Brandmal bleibt
Die Narbe ſtehn auf dem entweihten Körper.
Welch tückiſch Schickſal lenkte deinen Pfeil?

Armida.

Ein blinder Gott.

Narciſſus.

Wie ſoll ich dieſen Zufall,
Der mich im Innerſten erſchüttert, deuten?
Hab' ich gefrevelt an dem eignen Selbſt,
Daß ich mich ſelbſt verlaſſend, mich verliere?
Und wenn ich's niemals that, wie mir bewußt,
Welch Andrer hatte Macht mich zu verletzen?
Den heil'gen Bann, das Weichbild meiner Selbſt,
Kann nur der eigne Frevel überſchreiten,
Und Atreusraub der Prieſter nur begehn.
Nur Selbſtverrath kann dieſe Felſenfeſte
Des göttlichen Vertrauens auf ſich ſelbſt
Den Feinden öffnen, nie der Feind allein.
Wie? Hätt' ich wider Wiſſen mich geirrt,
Daß unvermuthet mich der Irrthum ſtraft?

Armida.

Ich faſſ' es nicht, was dich bewegt, o Herr,

Doch bitt' ich dich noch einmal, zürne nicht!
Schnell endete dein Weh durch meine Kunst,
Schnell sey auch die Erinnrung selbst vertilgt
Durch meine Liebe. Faſſe diese Hand,
Die mörderisch, doch unbewußt, dich schlug,
Und nimm in dieser Hand mein ganzes Herz,
Mich selbst, mein Alles zur Vergeltung hin.

Narciſſus.

Noch bin ich, der ich bin. Weib, hältst du mich
Denn für ein Thier des Waldes, das du jagend
Mit deinem Pfeil erlegst und dann als Beute
Nach Hause schleppst?

Armida.

Ich selber bin die Beute,
Die hier in Demuth harrt, ob du das Leben
Ihr schenken wirst, ob du sie tödten willst.

Narciſſus.

Du setzest kühn dich selbst als Einsatz ein.
Mich zu gewinnen, doch ich schwöre dir,
Ich spiele niemals solch ein thöricht Spiel.

Armida.

Du schlagst sie aus? Es ist Armidens Hand,
Die reichste Hand der mächtigsten der Fern,
Die du so kalt und achtlos von dir weisest.

Narciſſus.

Ich will dich nicht beleid'gen noch betrüben,
Allein Narciſſus kann dich niemals lieben.

Armida.

So liebſt du eine Andre?

Narciſſus.

Keine Andre.
Denn glaube mir, daß ich vor allen Andern
Dich würde lieben, könnt' ich eine lieben.
Du biſt das ſchönſte Weſen in der Welt,
Nur eines kenn' ich, das noch ſchöner iſt.

Armida.

Das biſt du ſelbſt.

Narciſſus.

Drum lieb' ich nur mich ſelbſt.

Armida.

Sich ſelber lieben? Räthſelhafter Menſch,
Hat je ein Gott ſich ſelbſt allein geliebt,
Und du erkühnſt es dich, ein Sterblicher?

Narciſſus.

Willſt du vergleichen Unvergleichliches?

Armida.

So darfſt du doch den Stolz, die Eitelkeit,
Nicht mit der Liebe heil'gem Namen nennen.
Man kann ſich ſelber nur im Andern lieben.

Narciſſus.

Das Schöne nur weckt Liebe. Bin ich ſelbſt
Das Schönſte, kann ich nur mich ſelber lieben.

Armida.

Die Liebe nur macht ſchön, und wenn du liebteſt,
Du würdeſt noch unendlich ſchöner werden,

Schon fühl' ich selbst mich wunderbar verschönt,
Seit ich dich liebe, und mein Auge trinkt
Aus deiner Schönheit selber neue Schönheit,
Und wie ein Licht am andern, zündet sich
Mein eigner Liebreiz an dem deinen an.

Narcissus.

Du bist ein Weib, jedwedem Eindruck offen,
Nachgiebig Wachs ist euer Herz und Antlitz;
Allein die Männlichkeit ist von Metall,
Und unverändert dauert ihr Gepräge.

Armida.

Doch auch dem Mann gibt Liebe nur den Adel,
Und das, was unverlierbar an ihm ist,
Bewährt sich erst in seinem höchsten Werthe,
Wenn er sich liebend selbst vergessen kann.

Narcissus.

Es kann der Mann sich niemals selbst vergessen,
Du bist ein Weib, und kannst mich nicht verstehn.

Armida.

Wohlan, willst du dich ewig selbst besitzen,
Und soll der Tod dich selbst dir nicht entreißen,
Birg' ich auf dieser sel'gen Insel dir
In meinen Armen ew'ge Jugend an,
In nieverblühender gleich hoher Schönheit,
Von keines Alters Furchen je genarbt,
Sollst du dich ewig an dir selbst erfreun,
Willst du mich lieben und mein Gatte sein.

Narcissus.

Kannst du mir geben wollen, was du nie

Mir

Mir nehmen kannſt. Das wahre Schöne trägt
Schon in ſich ſelber die Unſterblichkeit.

Armida.

Beſinne dich und laſſ' in deinem Herzen
Die zärtlichen Gefühle, die noch ſchlummern,
An meiner Liebe Feuer ſich entzünden.
In dieſer Inſel ſeligem Aſyl
Wehn liebeſchwangre Lüfte, jede Blume
Berauſchen ſie in Liebestrunkenheit.
Und auch in deinem Buſen wird das Herz,
Der Roſe gleich, die harte Knoſpe ſprengen,
Die Flammenblätter auseinander ſchlagen,
Sein Innerſtes entfalten ſelbſtvergeſſen,
Und zitternd in der erſten Liebe Wonne
Wollüſtig ſterben in dem eignen Duft.
Entziehe dich der Liebe, ſtolzer Jüngling!
Sie wird dir folgen, und dich nicht mehr laſſen.
In einen Zauberkreis biſt du gebannt,
Und wie das Schiff, ergriffen von dem Strudel,
Zuletzt mit allen Segeln unterſinkt,
Verſinkt dein Herz im Abgrund meiner Liebe.
Ich will von dir geliebt mich ſehn, ich weiß,
Du wirſt mich lieben, weiß ſonſt nichts als dieß,
Und denk' an keine andre Möglichkeit.

Narciſſus.

Ich will mich der Verlockung nicht entziehn,
Nicht fürchten will ich dich und nicht entfliehn.

Armida.

So folge mir, und gönne mir vor Allem,
In meinem Haus dich gaſtlich zu bewirthen.

Dann will ich, was die Liebe je vermochte,
Aufbieten, um die deine zu gewinnen.
Du hast den Kampf mir selber angeboten,
Du willst mir nicht entfliehn. Ich aber will
Nicht ruhn und rasten, bis ich dich bezwungen
Und Amor seinen schönsten Sieg errungen.

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Im Garten der Armida. Truffaldino tritt auf und drückt, da er noch immer stumm ist, seinen Zorn durch Pantomimen aus. Die Nymphen der Armida erscheinen und tanzen mit lockenden Gebärden um ihn her. Seine Miene verwandelt sich, er wird freundlich und verliebt, tanzt mit und will die Nymphen küssen, die ihm aber immer wieder entschlüpfen. Zuletzt verbinden sie ihm die Augen mit einem Schleier und spielen blinde Kuh mit ihm, lassen sich aber nicht von ihm fangen. Smeraldina kommt und stellt sich Truffaldino in den Weg. Er haschet sie und gibt ihr einen Kuß. Die Nymphen hüpfen davon.

Truffaldino.

Holder Engel! (Er reißt die Binde ab.) Verdammter Betrug! Muß mir der Teufel schon wieder seine Großmutter in die Arme führen?

Smeraldina.

Gib dich zufrieden, lieber Truffaldino, du entkommst mir doch nicht. Schick' dich drein, sey hübsch höflich, schmeichle mir, und du wirst mich großmüthig finden.

Truffaldino.

Drei Schritt vom Leibe, oder ich erwürge dich.

Smeraldina.

Sachte, sachte, mein Junge! Wenn du nicht gleich artig bist, laſſ' ich dir Hörner auf die Stirne wachsen, noch ehe wir mit einander verheirathet sind.

Truffaldino.

Ich will ja in's Teufelsnamen artig seyn. Nur kommen Sie mir nicht immer so nahe. Ich versichre Sie, Mademoiselle, daß Sie sich in einiger Entfernung nicht übel ausnehmen, ja wahrhaftig, Sie werden immer schöner, je weiter man von Ihnen absteht. Erlauben Sie —

Smeraldina.

Schelm, so entkommſt du mir nicht. Ich versichre dich, daß du dich in der Entfernung am schlechteſten ausnimmſt, und immer schöner, immer liebenswürdiger wirſt, je näher man dir kommt.

Truffaldino.

Mademoiselle, Sie verfinſtern mir die Luft, daß ich gar nichts mehr sehen kann.

Smeraldina.

Du ſollſt auch nichts anders sehen als mich, denn du ſollſt mein Mann werden. Warte nur, du wirſt schon verliebt werden, wenn wir erſt verheirathet ſind. Es gibt mehr Leute in der Welt, die ſich lieben, weil ſie ſich heirathen, als die ſich heirathen, weil ſie ſich lieben. Die Männer ſind immer ſo eitel zu verlangen, daß man

ihre Weiber, wenn ſie auch noch ſo häßlich ſind, für ſchön halten ſoll, und am Ende halten ſie ſie ſelber dafür.

Truffaldino.

Ja wohl, Mademoiſelle, es iſt zum Erſtaunen, wie albern manchmal die Männer werden, wenn ſie heirathen, und eben deßhalb will ich lieber ledig bleiben.

Narciſſus (von ferne).

Truffaldino!

Smeraldina.

Dein Herr ruft dich. Auf Wiederſehn — mein Schatz. (Sie küßt ihn und geht ab.)

Truffaldino.

Geh' ſie zum Teufel, abſcheuliche Hexe! O Truffaldino, welche Gefahren drohen deiner Unſchuld!

Narciſſus (kommt).

Wo bleibſt du denn ſo lange?

Truffaldino.

Ach, gnädiger Herr, ich danke Gott, daß ich Sie geſunden habe. Ich bin in die Gewalt des leibhaften Satans gerathen. Ein Mohrenweib, das ausſieht, als ob es ein beſoffener Teufel mit einem bleiernen Nilpferd gezeugt hätte, verbuhlt wie ein Affe und doch plump wie ein Wallfiſch, fett, tröpfig, ein ſchwarzer Cretin, eine cannibaliſche Caliban, kurz die Amme der Königin Armida will mich heirathen.

Narciſſus.

Man ſcheint auf dieſer Inſel ſehr verliebt,
Dich will die Magd, mich die Gebieterin.

Truffaldino.

Sie haben gut reden. Die Königin, ja die, wenn die ſich in mich verliebt hätte —

Narciſſus.

So würdeſt du die lächerliche Maske
Erlogenen, nicht angebornen Stolzes
Von dem verliebten Narrenangeſicht
Wegreißen und des Weibes Sclave werden.

Truffaldino.

Nein, Prinz, ich verſteige mich nicht ſo hoch. Aber Sie ſollten die Königin heirathen, Sie. Daß Sie früher keine gemocht haben, war Ihnen nicht zu verdenken; aber jetzt haben Sie doch gewiß und wahrhaftig die Rechte gefunden, über die keine mehr geht. Wie eine Ananas den Wohlgeſchmack aller übrigen Früchte in ſich vereinigt, ſo iſt auch Armida der Inbegriff aller möglichen weiblichen Reize. Sie hat die Augen einer Sicilianerin, die Bruſt einer Römerin, die Hand einer Engländerin, den Fuß einer Spanierin, das Haar einer Jüdin, das Kinn einer Polin, die Wangen einer Deutſchen, die Hüften einer Schweizerin, den Gang einer Griechin, und ich will darauf wetten, ſie kann küſſen wie eine Franzöſin.

Narciſſus.

Gleich einem ſchlechten Dichter ſchilderſt du,
Was man nur ſehen, niemals ſchildern kann.
Armidens Reize ſind mir nicht verborgen,
Doch ſind es eines Weibes Reize nur,
Und Weiber, weißt du, können mich nicht feſſeln.

Truffaldino.

Ich habe mir ſo in der Stille ein Plänchen gemacht,

im Fall wir doch einmal hier bleiben. Sie müßten die Königin heirathen, und ich würde mich mit ihren Nymphen begnügen. Sie hat eine ganze Menge Nymphen, allerliebste Dingelchen, da möcht' ich gerne ein wenig den Hahn im Korbe spielen. Was meinen Sie, Prinz, ist das nicht ein artiger Vorschlag? Wir blieben hier sitzen in Hülle und Fülle, und ließen uns von den hübschen Kindern mit lauter Jungfernhonig zu Tode füttern.

Narcissus.

Wie der Gebieter auch erhaben sey,
Wer dient, ist zur Gemeinheit stets geneigt.
Des göttlichen Odysseus Diener selbst
Bevölkerten bereinst der Circe Stall.

Truffaldino.

Aber, Prinz, Sie sind ja kein Held, kein Schlagtodt, kein Welteroberer. Sie haben ja immer in Ihren Zimmern so weichlich und geschäftlos gelebt, wie in einem Harem. Die Welt würde nichts verlieren, wenn Sie daheim bei der Frau säßen. Ja, wenn Sie noch sagen könnten: ich habe mehr zu thun, ich muß gegen die Heiden und Türken fechten, Städte belagern, Schlachten gewinnen, in der ganzen Welt das Oberste zu unterst kehren, dann müßte sich die schöne Armida wohl ein Körbchen flechten lassen, aber so — nehmen Sie mir's nicht übel, wenn man doch einmal sein Leben lang auf der faulen Haut liegt, so ist's immer vernünftiger, sich auch eine hübsche Frau zuzulegen. Indeß machen Sie was Sie wollen; aber mir erlauben Sie wenigstens, daß ich mich ein wenig mit den hübschen Nymphen abgebe, und mich von den Strapazen meiner Enthaltsamkeit an diesem unverdächtigen Orte erhole; denn hier

iſt weder Harlekin, der mich auslachen, noch Colombine, die auf mich eiferſüchtig werden würde.

Narciſſus.

Du biſt bisher ein Doppelnarr geweſen,
Es einfach nur zu ſeyn, ſey dir gewährt.

(Ab.)

Truffaldino.

Wenn man doch einmal prädeſtinirt iſt, ein Narr zu ſeyn, ſo iſt es beſſer, man ſucht ſeinen Vortheil dabei, als wenn man nur eine Ehre darin ſucht. Die Ehre eines Narren wird von den klugen Leuten für eine Schande gehalten, aber das Glück eines Narren ſehn auch kluge Leute für ein Glück an.

(Er geht ab. Armida und Smeraldina kommen.)

Armida.

Wo ging er hin?

Smeraldina.

Er weilt in jenen Büſchen.

Armida.

Sinnt er auf Flucht vielleicht?

Smeraldina.

Ich glaub' es nicht.

Armida.

Ich fand ihn unbeſtechlich. Meine Reize,
Worüber meine Wangen ſelbſt ſich färbten,
Entlockten doch den ſeinen keine Röthe.

Smeraldina.

Du übereilſt dich, holde Königin,
Du liebſt zu ſtürmiſch und zu ungeduldig.

Armida.

Könnt' ich sonst lieben?

Smeraldina.

Liebe sieht sich selbst
Am meisten oft im Lichte. Darum laß'
Der Amme Vorsicht dich im Dunkeln leiten.
Die Männer, wenn es rechte Männer sind,
Verschmähn ein Kleinod, das auf offner Straße
Den ersten besten Finder lockt, indessen
Oft eine schlechte Waare, die sie theuer
Erkaufen müssen, ihnen durch Gefahr
Und Müh' unschätzbar wird. Du hättest dich
Sogleich ein wenig kostbar machen sollen,
Nicht gleich ihn um die Gnade seiner Liebe
Fußfällig bitten sollen. Aber jetzt
Kommt Strenge wohl zu spät, und auf dem Wege,
Den du gewählt, obwohl er nicht der beste,
Mußt du beharren und ihn rasch verfolgen.
Drum zeig' ihm deine Liebe, zeige sie
Ihm immer wahrer, stärker, heftiger,
Nur zeig' ihm keine Schwäche, keinen Zweifel
Am Siege. Munter, schöne Jägerin!
Das list'ge Netz zu spannen ward versäumt,
Zu Tode hetzen mußt du nun dein Wild,
Und seinen Fersen folgen, wie ein Blitz,
Ihm keine Ruhe gönnen, bis es stürzt.
Du bist umsonst nicht eine Zauberin,
Gebrauche jedes Mittel deiner Kunst,
Wenn's dem ersehnten Ziel dich näher führt.
Bezwinge dieses eitlen Jünglings Sinn
Durch einen Liebestrank!

Armida.

Wo denkſt du hin?
Die Liebe, die mein Zauber in ihm wirkt,
Iſt ſeine Liebe nicht, iſt nur die meine.
Ich könnte nur in ihm mich ſelber lieben,
Und ſey die Lüge noch ſo ſchmeichelnd ſüß,
Sie muß mit innrem Schauder mich erfüllen.

Smeraldina.

Narciſſus lügt nur, wenn er dich nicht liebt,
Und liebt er dich, ſo wird er niemals lügen.
Es gilt ja nur den Irrthum ihm zu nehmen,
In dem er noch gefangen iſt, gleichviel
Durch welche Mittel. Sehen ſoll er nur,
Was er ſchon längſt geſehn, wär' er nicht blind.
Und überdieß kommt's auf die Liebe ſelbſt
Nur an, genug, wenn man nur liebt, gleichviel
Warum man liebt. Wenn Liebenswürdigkeit
Allein der Männer Liebe wecken ſollte,
So würden wenig Weiber nur geliebt,
Und ſelbſt die ſchönſten würden ſelten nur
Ein Auge finden, das ſie ganz erkennt.
Man liebt ja immer nur aus Einbildung,
Und Einbildung iſt immer Zauberei.

Armida.

Ich will's verſuchen, ob die Kraft der Liebe
Die Wahrheit in ſich ſelbſt erzeugen kann,
Wenn ſie auch nur aus Trug entſprungen iſt.
Doch eh' ich zu dem letzten Mittel ſchreite,
Wag' ich noch einmal, ob ich durch mich ſelbſt
Und ohne Zauber ihn bezwingen kann.

(Ab.)

Fünfte Scene.

(Eine andre Gegend des Gartens. Im Hintergrunde ein Tempel
Narciſſus allein.)

Narciſſus.

Ja, dieſe zauberiſchen Gärten ſind
Des Paradieſes Abbild, und ich fühle
Mich hier auf dieſem ſel'gen Inſelrunde
Zum erſtenmale heimiſch in der Welt:
Denn die Natur, die ſtets den Menſchen ſpiegelt,
Weil ſie im weiten Umkreis auseinander
Nur legt, was ſich zum Puncte drängt im Menſchen,
Sie hat in allen andern Gegenden,
Die ich geſehn, auch andre Menſchen nur,
Die minder ſchönen, und die häßlichen,
Zurückgeſpiegelt, und noch keine fand ich,
In deren Schönheit ich mich ſelbſt erkannt.
Doch hier ſeh' ich mich wieder, hier begegnet
Dem Blick nichts Fremdes mehr, nichts Häßliches.
Wer malte dieſes wunderbare Blau
Des Himmels, dieſes tiefe Grün des Meeres,
Der Sonne goldnes Licht, den Duft der Schatten?
Wer zog den lieblichen Contour der Berge,
Und ordnete der Bäume ſtolze Gruppen,
Der Blumen zarte Farben, und wer baute
Den ſchönen Tempel dort im Hintergrunde,
Deſſ' weißer Marmor in ſo reinen Formen
Zum Himmel aufſteigt, den wildſchönen Frühling
Beherrſchend, ſo wie in des Menſchen Seele
Die göttliche Vernunft die bunte Welt

Der Phantaſie beherrſcht? Die Liebe nur
Iſt eine ſolche Meiſterin des Schönen.
Doch warum war denn meine eigne Liebe
Nicht ſtark genug, von jeher die Natur
Zu zwingen, reines Abbild mir zu ſeyn?
Wozu bedurft' es erſt Armidens Liebe?
Warum denn ſoll den Mann und die Natur
Das Weib allein verbinden? In der ganzen
Natur iſt nichts mir fremd, als nur das Weib,
Und meine Herrſchaft über die Natur
Soll ich zu Lehn empfangen von der Fremden?
Nein, nicht verbinden, trennen nur allein
Kann uns das Weib von der Natur, und Adam
Verlor durch Eva nur das Paradies,
Das, eh' er ſie begehrt, ſein eigen war.

Es zieht mich zu dem ſchönen Tempel hin,
Deß' Säulen ſich wie zum Triumph mir öffnen.
O, möchten meine Zweifel dort ſich löſen,
Möcht' ich die Wahrheit in dem Schönen finden!
Welch eine Gottheit auch dort wohnen mag,
Die guten müſſen mir befreundet ſeyn,
Den böſen trotz' ich.

(Er geht hinein.)

Sechste Scene.

(Im Innern des Tempels. **Armida** allein. Sie liegt im Gefilum der Venus auf einem kostbaren Ruhebette. Auf einem Tisch daneben steht ein Becher mit dem Zaubertrank.)

Armida.

O Venus, Allgewalt'ge, die du selbst
Die Götter überwindest, dulde nicht,
Daß dir ein Sterblicher das Opfer weigert!
Steh' mir in diesem Liebeskampfe bei,
Und leih' mir deinen Gürtel, überströme
Mich mit dem Liebreiz, der dich selber ziert,
Laß' deines Wesens Gottheit auf mich nieder!
Für dich nur streit' ich, dein nur ist der Sieg!

(Narcissus kommt aus dem Hintergrunde.)

Narcissus.

Ist dieß ein Tempel? Nein, das Schlafgemach,
Das wollusthauchende der Liebesgöttin.
Der Liebe Helden, zahllos wie die Thiere
Der Arche Noä, weil Ovid uns lehrt,
Daß Amor selbst aus Göttern Thiere macht,
Sind an den Wänden prahlend abgeschildert.
Von Blumen duftet's so einschläfernd süß,
Daß eines Riesen Nerven dran erschlaffen,
Und weiche Polster künden spöttisch schon
Die Niederlage jedes Helden an.
Wie lügenhaft war dieses Tempels Aeußre,
Ich suchte Wahrheit, und nun find' ich Liebe!

Armida.

Wer ſpricht da? Wie, Narciſſus hier? O Himmel!
Du wagſt es, in mein Schlafgemach zu dringen?

Narciſſus.

Ich habe mich von Ungefähr verirrt,
Vergib', ich will mich gleich von hier entfernen.

Armida.

So geh — doch nein, ich bitte dich zu bleiben. —
Wie, oder fürchteſt du, daß dieſer Zufall,
Der mehr von meinem Reiz dich ſehen läßt,
Als du verdient, dich wankelmüthig machen,
Und deinen Weiberhaß vermindern könnte?
Ziehſt du es vor, den Anblick zu vermeiden,
Der dir vielleicht gefährlich werden könnte?

Narciſſus.

Nicht meinetwegen, wahrlich, wollt' ich fliehn.

Armida.

Und meinetwegen, Lieber, bleibe nur!
Wenn Scham in deinen Augen reizender
Mich machen kann, ſo wird mich bald die Scham,
Die ich empfinden muß, daß ich die Scham,
Fruchtlos vor dir geopfert, mit dem höchſten,
Unwiderſtehlichſten der Reize ſchmücken.
Und kann die Scham dieß Wunder nicht bewirken,
So ſieh mich nur als eine Göttin an,
Die ſich der angebornen Gottheit nicht
Zu ſchämen braucht, in nackter Majeſtät
Der Sonne gleich ihr Angeſicht entſchleiert,
Und für ihr hohes Wunder Glauben fordert.

Narciſſus.

Warum, wenn du mich zwingen willſt, zu lieben,
Weckſt du den Stolz in meinem Buſen auf?

Armida.

Die Liebe nur darf ſtolz ſeyn auf ihr Glück,
Kein andrer Stolz iſt ächt, als dieſer eine.
Nicht eher ſey auf deine Mannheit ſtolz,
Bis du vom jetzt noch blüthenloſen Baume
Die goldne Frucht gebrochen. Liebe nur
Macht alles Schöne würdig, ſchön zu ſeyn.
Ich fühle dieſe Würde, und ſie macht
Viel ſtolzer mich, als dich. Ich fühle ſchon,
Wie meiner Liebe Kraft mit deiner Schönheit
Die meinige verdoppelt, während dir
Liebloſigkeit den eignen Reiz entzieht,
Und dich unfähig macht, die meinige
Mit deiner eigenen ins Eins zu ſchließen.

Narciſſus.

Du ſchwärmſt. Wir ſind uns fremd, und werden fremd
Uns immer bleiben. Die Vereinigung,
Die du verlangſt, muß ich wie mein Verderben
Sorgfältig fliehn, denn alles Unheil iſt
Auf Erden ausgegangen aus dem Bunde
Von Mann und Weib. Der Mann allein beherrſchte
Die ganze Schöpfung, doch es hungerten
Die niedern Weſen nach der Himmelskoſt,
Und wollten von des Mannes Leibe zehren.
Und da er keinem ſich ergab, erſchufen
Sie übernacht ein Bild, ihm ähnlich zwar.
Um ihn zu locken, doch im Weſen niedrig
Und thieriſch wie ſie ſelbſt, und dieſes Bild

Es war das Weib. Der Mann ließ sich bethören
Und nahm das Trugbild an für Seinesgleichen,
Das nun dem Vampyr gleich, der Gottheit Blut
Aus seinen Adern sog und von ihm zehrte,
Indeß er selbst zu ihr herunter sank,
Und immer tiefer bis hinab zum Thier.
Davon durch stäte Zeugung fort und fort
Vermehrten sich die Menschen in der Zahl,
Und wurden ärmer stets an innrem Adel,
Vom höchsten Gotte weiter stets entfernt,
Dem niedrigsten der Thiere täglich näher.
Ihr Weiber habt bei diesem Fall des Mannes
Euch selbst gewonnen, denn ihr seyd durch ihn.
Doch jeder Mann, der seines Ursprungs denkt,
Muß euch verabscheu'n, wie die eigne Schuld.

Armida.

Zu welcher ungeheuren Phantaße
Reißt dich der Hochmuth fort. Fast muß ich lachen.
Narcissus, wie? Aus dieser schönen Stirne,
Auf der die Weisheit selbst zu thronen scheint,
Kann solch ein Mißgedanke sich gebären?
Dein Hochmuth aber ist nicht ächt, er ist
Zu furchtsam. Wahrlich Furcht allein vermag
Ein solches Bild von Weibern zu entwerfen.
Gesteh' es nur, du fürchtest dich vor uns.

Narcissus.

Warum nicht? Ja, wenn ich mich locken ließe,
Wärst du mir furchtbar, denn du würdest mich
Mir selbst entreißen. Doch ich fürchte nichts,
Weil ich mir selber treu bin, weil ich jeder
Verführung trotze, jeden Reiz verachte.

Armida.

Trotz gegen Trotz! Ich schwöre dir, du wirst
Mich einst noch lieben.

Narcissus.

Nein, so wahr ich lebe!
Nur weil ich selbst mich kenne, sag' ich kühn,
Du bist mir nicht gefährlich. Schmücke dich
Mit tausend neuen Reizen. Ueb' an mir
Jedweden Zauber, der dir untherthan,
Mich wirst du nicht bezwingen.

Armida.

Nun wohlan,
So will ich offen seyn. Ich habe dich
Durch einen Liebestrank bezwingen wollen,
Den ich dir heimlich reichen wollte. Jetzt
Bier' ich ihn dir ganz offen. Willst du's wagen,
Ihn auszuleeren, thu' es. Wagst du's nicht,
Nun so bekenne, daß du furchtsam bist,
Dir selbst nicht traust, und daß trotz deines Stolzes
Die Liebe dennoch Macht hat über dich.
(Sie reicht ihm den Becher.)

Narcissus.

Du siehst, ich trink' ihn ohne Furcht. (Er trinkt.) O Himmel!

Armida.

Wie ist dir, holder Jüngling?

Narcissus.

Hin zum Spiegel!
(Er tritt vor den Spiegel.)
Narcissus, o Narcissus, jetzt erkenn' ich

Dich

Dich ganz! Wie unausſprechlich biſt du ſchön!
Wie eine ſchwarze Decke fällt's herab
Von dieſem Antlitz, und der innre Gott
Tritt ganz in ſeiner Herrlichkeit hervor.

Armida.

O weh mir! dieſer Trank goß Oel ins Feuer!

Narciſſus.

Ein neuer Quell der Liebe bricht im Herzen
Mir wonnig auf, und macht ſo wunderbar
Den Sinn mir hell, daß ich ins innerſte
Geheimniß meiner eignen Schönheit ſchaue,
Wie ſich die Sonne leuchtend ſelbſt beſchaut,
Wenn ſie durch trübe Wolken nur gefärbt
Die ferneu Augen der Planeten ſehn.

Armida.

O höre mich Geliebter! Komm zurück
Von deinem Wahnſinn, Unglückſeliger!
Er kennt mich nicht, er achtet mich nicht mehr,
Sieht nichts mehr als ſich ſelbſt, nur ſich allein.
O Venus, Venus, räche dich und mich!

Narciſſus.

Ich kann dich nicht umarmen, kann nicht ganz
Mit dir verſchmelzen, unvergleichlich Bild,
Doch ewig will ich ſchauen dich, dich ſchauen
Und in dir aller Welten Welt.

Armida.

O fort
Mit dieſem Spiegel, der ihn raſend macht!
(Sie zerſchlägt den Spiegel.)

Narciſſus.

Wohin, o ſüßer Traum?

Armida.

Narciſſus, höre
Zu deinen Füßen hier Armida flehn!
Ein einzig armes Wort nur gönne mir!

Narciſſus.

Gib mir den Spiegel wieder, meinen Spiegel!
(Er eilt fort.)

Armida.

O könnt' ich alle Spiegel doch zertrümmern
Im weiten Rund der Erde! Ach, dann wäre
Mein Herz der einz'ge Spiegel ſeiner Schönheit.

Smeraldina (kommt hinter einer Gardine hervor)

Er kann nicht flehn, Armida, faſſe dich!

Armida.

Unglückliche, du warſt es, die mir's rieth,
Die all dieß Unheil über mich verhängt.

Smeraldina.

Wer konnt' es ahnen! faſſe dich nur jetzt
Und laß' auf neuen, beſſern Rath uns ſinnen.

Armida.

Nichts mehr von deinem Rath, hier gilt's die That,
Die raſche That, die Alles muß entſcheiden.
Narciſſus ſelber lehrt mich dieſe That.
Er will ſich ſelbſt nur lieben, nun wohlan,
So will ich ſelber auch ſein Spiegel ſeyn.

Armida liebt er in Armiden nicht,
So lieb' er doch Armiden in Narciſſus.

(Er verwandelt ſich in die Geſtalt des Narciſſus.)

Smeraldina.

O herrlich, herrlich iſt dieß ausgeſonnen!
O holde Königin, du biſt es werth,
Der ſchönſte Mann zu werden. Aber jetzt
Mußt du Narciſſus auch in dich verwandeln
Und ganz zum Weib ihn machen, daß er ſelbſt
Erfährt, wie's um das Herz den Weibern iſt.

Armida.

Das will ich, ja! Wir tauſchen unſre Rollen,
Ich ſey Narciſſus, er Armida jetzt.
Er fühle nun, woran er nicht geglaubt,
Der Weiblichkeit geheimnißvollen Zauber.
Kein fremdes Weib hat ihn bezwingen können,
Ein Weib nun ſoll er ſelber ſich bezwingen,
Denn trägt er erſt Armidens weiche Bruſt,
Wird auch Armidens Herz darin ſich regen.

Smeraldina.

O Königin, dieß Luſtſpiel zu vollenden
Laſſ' auch des Prinzen Diener Truffaldino
Und mich die Rollen wechſeln, denn ich könnte
Dich ohnehin, da du ein Mann jetzt biſt,
In weiblicher Geſtalt nicht mehr bedienen.

Armida.

Da haſt du Recht, und ſo verwandl' ich dich,
Wie du's begehrt, doch hätt' es nichts geſchadet,
Wenn du ein ſchöneres Vorbild dir gewählt.

Smeraldina (in die Gestalt des Truffaldino verwandelt).

Ach Himmel, wie mir wird! Ach, Königin,
Wie ist mir doch so wunderbar zu Muthe,
Daß ich in Hosen stecke. Ach und sieh,
Sieh nur, da hab' ich wirklich einen Bart.

Armida.

Auf, folge mir! Verliere keine Zeit!
Wir Weiber sind jetzt Männer, und es dürfen
Die Männer länger nicht mehr Männer bleiben.
(Ab.)

Siebente Scene.

(Im Garten der Armida. Narcissus liegt allein an einer Quelle.)

Narcissus.

O, Bild, im diamant'nen Quell gespiegelt,
O reizend Bild! warum nur immer Bild?
Warum bist du ich selbst und doch ein andrer?
Warum versink' ich nicht in diesen Spiegel
Und werde eins mit ihm? Warum denn muß ich
Mich selbst entzweien, um mich selbst zu finden?
Warum mein Wesen theilen? Schreckliches
Gesetz der Liebe, das uns selbst uns raubt,
Um dann uns erst uns selbst zurückzugeben!
Die Menschen alle lieben nur das Fremde,
Das sie nicht selbst sind, ich, der einzige,
Der selbst sich liebt, muß doch ein andrer werden,
Um mich zu lieben. Anders, warum anders?
Warum nicht ewig nur das göttlich Eine?

So muß ich in dem ſüßeſten Genuß
Stets leiden noch die Qual des Tantalus.
Die klare Welle lockt lacheind immer
Zu meinen Lippen meine Lippen hin,
Doch küſſen werden ſie ſich nimmer,
Weil ich mir ſelbſt nie zu erreichen bin.
O Leben, wonnevoll und doch voll Harm!
Wie bin in meinem Reichthum ich ſo arm!
Ich habe mich und kann mich doch nicht faſſen,
Wollt' ich entfliehen, könnt' ich mich nicht laſſen!
Nicht trennen kann ich mich, und nicht vereinen,
Mein Auge kann nur ſchauen, und nur weinen.
(Er weint. Armida und Smeraldina erſcheinen hinter ihm.)

Armida.

O ſieh, er weint. Wie ſüß ſein Wahnſinn iſt!
Könnt' ich als Muſchel unterm Waſſer liegen,
Um ſeiner Thränen Perlen aufzufangen!

Narciſſus.

Doch wie? Du zitterſt, Bild? O Himmel, halte!
Die ſchonen Züge, wie ſie ſich verzerren,
Zerriſſen wie von innerſter Verzweiflung!
In tauſend Scherben bricht das Götterbild.
Weh mir mein Bild, ich ſehe dich nicht mehr.
Dort ſchwimmt mein Auge ſchwankend in die Weite,
Da kommt es wieder. Ha, es iſt mein Auge
Nicht mehr, ein lockend falſches Auge nur
Der in der Tiefe lauernden Sirene.
Doch ja — nein — ja, es iſt mein eignes Auge.
Unendlich liebend blickt es zu mir auf.
O komm, Geliebter, halte, rette mich,
Denn ich zerfließe.
(Er ſinkt ins Waſſer. Truffaldino kommt hervorgetaucht.)

Truffaldino.

Weh, ach, Hülfe, Hülfe!
Mein Herr ertrinkt. (Er ſtürzt ſich dem nach ins Waſſer.)

Armida.

Dieß ſey Dianens Quelle,
Die keuſche Quelle, deren reine Waſſer
Die männliche Berührung nicht ertragen.
Die ihr als Männer dieſe Welle trankt,
Sterbt hin als Männer, lebt als Weiber auf!
— Herbei, ihr muntern Nymphen, Nereiden,
Delphinenbändigende Amorn, hebt
Die neue Venus aus dem Silberſchaum!
(Die Nymphen erſcheinen und heben Narciſſus und Truffaldino, die in der Geſtalt der Armida und Sweraldina erſcheinen, aus dem Waſſer.)

Narciſſus.

O Götter — welch' ein Traum! (Er ſinkt in ſich zuſammen.)

Armida.

Doch dieſer Traum im Traum wird machen,
Daß du vom Traume wirſt erwachen.
(Alle ab außer Narciſſus und Truffaldino, welche in Ohnmacht liegen.)

Narciſſus (erwacht).

Wie? träum' ich immer noch, ich ſey nicht mehr
Narciſſus? Weg, boshafter Traum, hinweg,
Unwürd'ge Täuſchung! Auch im Traume nicht
Darf ich mich ſelbſt vergeſſen. — Dauert denn
Ein Traum, den man als Traum erkennt, noch fort?
Haucht denn der Seele wachendes Bewußtſeyn
Den falſchen Leib des Traumes nicht hinweg?

Kann man im Traume so lebendig fühlen,
Wie ich mit dieser Hand jetzt zitternd fühle,
Daß eines Mädchens Busen sie umwölbt?
(Er steht auf.)
Ich bin ein Mädchen, ja! denn wie die Venus
Steh ich jetzt bebend in mich selbst geschmieget,
Da ich sonst aufrecht stand mit stolzem Haupte,
Dem belvederischen Apollo gleich.
An meiner Furcht, an meinem Zagen fühl' ich,
Noch deutlicher als ich's mit Augen sehe,
Daß ich ein Mädchen bin. War' ich noch Mann,
Ich würde mich nicht fürchten, Weib zu seyn;
Ein Weib nur fürchtet sich, sie selbst zu seyn.
O dieß Gefühl des Zagens und der Scham
Von neuer niegefühlter Wollust Schauern
So süß durchströmt — als war' ich eine Blume,
Die liebend aufgeküßt vom Morgenwinde
Scheu vor der neuen unbekannten Welt
In ihrer Blatter zarter Nacktheit zittert,
Und doch zugleich entzückt zum erstenmal
Im eignen Duft wollüstig sich berauscht,
Zum erstenmal den eignen Honig schmecket, —
O wie beschämt mich dieses Lustgefühl,
O wie so wollustvoll ist diese Scham!
(Er schreckt vor sich selbst zurück.)
Ihr ew'gen Götter, rettet, rettet mich
Vor dieser Scham und Lust! Es ist nicht möglich,
Ich kann ein Weib nicht seyn, und wäre dieß
Gefühl die ew'ge Seligkeit des Himmels,
Ich kann es kaufen nicht durch meine Scham.

Truffaldino (eintretend).

Ah ich lebe wieder! Aber verdammt, o meine Mensch-

heit! Lieg' ich nicht bei der Negerin im Bette? Fort, fort, du Nilpferd! (Er schlägt sich selbst.) O weh, sie prügelt mich wieder, als ob wir schon im heiligen Ehestand lebten. Warte nur, du Hexe, ich will dir den Pantoffel ums Maul schlagen! (Er schlägt sich noch stärker.) Wetter, die hat Fäuste! (Er springt auf und besieht sich, indem er heftig erschrickt.) Ha — pah — was? wie? Bin ich denn besessen — betrunken, wollt ich sagen. Truffaldino, nimm den Schädel zwischen die Hände, besinne dich, zieh dich selber tüchtig bei den Ohren, Eselskopf, bist du noch dein alter treuer Schlafkamerad, oder bist du eine Hure geworden? Mademoiselle Smeraldina, sind Sie es wirklich? Ei geh doch weg, Narr! Ich sollte ein Weibsbild geworden seyn? Hahaha!

Narcissus.

Dieß ist mein treuer Diener Truffaldino,
Wie ich in trügliche Gestalt verzaubert.
Es ist kein Zweifel, denn er zweifelt selbst. —
Ach, Truffaldino, fasse dich, und lerne
Das Unglück tragen, das wir beide theilen,
Denn ich, den du erstaunt und fremd betrachtest,
Bin mehr Armida nicht als du die Mohrin,
Narcissus minder nicht, als du sein Diener.

Truffaldino.

Königin, Sie wären der Prinz? Prinz, Sie wären die Königin? O mein Verstand, mein närrischer Verstand! Wir wären wirklich Weiber? Ich wäre leibhaftig die dicke Mohrin? Ein Weib, Satan, ein Weib? Ich ein weibliches Weib, ein Ding, das alle [illegible] ein Kind bekommen kann? Ich werde rasend, ich [illegible]re aus der Haut. Ich ein Weib? Ja wahrhaftig, wohin ich greife,

greif', ich ein Stück Weibervleiſch. Ach, ach, mir wird übel, ich falle in Ohnmacht.

Narciſſus.

Ich zittre ſelbſt und muß dem armen Schelme
Doch Muth zuſprechen. Truffaldino, laß'
Dich durch mein Beiſpiel tröſten, faſſe dich!
Der Zauber wird vielleicht ſich wieder löſen.

Truffaldino.

Was Sie doch für eine feine Sopranſtimme bekommen haben, hahaha! und wie Sie ansiehn, ſo jungferlich und duße, ſo niedlich und verſchämt. Er ſeht doch, ſeht mir einmal das hübſche Mädchen an. Hahaha, ich kann mich wahrhaftig nicht ſatt an Ihnen ſehen. Drehen Sie ſich doch einmal um. Hahaha.

Narciſſus.

Daß du ein Weib geworden, ſieht man gleich,
Du weinſt und lachſt in Einem Athemzuge.

Truffaldino (weint).

Huhu. Es iſt auch wahr. Ich alter Narr lache über Sie und bin ſelber — ach — huhu — ein Weib. Es iſt doch gar zu ſchrecklich, huhu. —

Narciſſus (halb weinend).

Sey nur um Gottes willen etwas ruhig,
Sonſt ſteckſt du mich mit deinem Weinen an.
Ach Truffaldin, wie gerne half ich dir,
Wenn ich mir ſelber nur zu rathen wußte.
Jetzt ſind wir beide hülfloß und verlaſſen.

Truffaldino.

Ach nein, meinen Sie nicht auch! Ich bitte Sie. Das iſt, weiß Gott, das erſtemal, daß Sie den Muth verlieren, und wenn ich mich recht beſinne — hören Sie, wenn ich jetzt ſo in mich ſelber hineinſchaue, geht's mir gerade umgekehrt, wie Ihnen. Ich ſpüre etwas ganz Neues in mir, einen gewiſſen Muth, eine gewiſſe Herzhaftigkeit, die ich mir ſonſt gar nicht zugetraut hätte.

Narciſſus.

Wohl dir! Auch ich will mich zu faſſen ſuchen.
Doch iſt mir's hier um's Herz herum ſo eigen,
So ſeltſam bange, wie mir niemals war.

Truffaldino.

Freilich, freilich — wenn man dran denkt, was uns alles begegnen kann. O heilige Penelope, wir werden jetzt ſtricken und nähen, ſpinnen und waſchen, kochen und braten, und vielleicht gar Kinder wiegen müſſen.

Narciſſus.

Wovor ich zittre, was die Seele mir
Im tiefſten Grund bewegt, darf ich mir's ſagen?

Truffaldino.

Ich bin, Gott ſey Dank, zu häßlich, als daß man meiner Unſchuld nachſtellen ſollte. Wer in aller Welt wird mein breites Mohrenmaul küſſen wollen? Hab' ich's doch ſelber nicht küſſen wollen, da es noch der Smeraldina zugehörte. Es iſt übrigens doch ein ander Ding, wenn man das ſelber wird, was man zuvor nicht hat leiden können. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich meine, ich ſey im Ganzen nicht ſo übel. Und einen Vortheil habe ich von meinem dicken Maul,

das iſt gewiß. Ich werde damit noch einmal ſo viel eſſen können, als ſonſt, und das Eſſen macht am Ende Alles wieder gut.

Narciſſus.

Ich wag' es kaum zu denken, was ich fühle,
Und dennoch iſt von dieſem einzigen
Gefühl mein Herz erfüllt und läßt nichts Andres
Mich denken. Wie? Wenn ich mich ſelber nun,
Wie ich geweſen, ſollte wiederſehn,
Und wär' es ſelbſt nicht, wär' ein fremdes Weſen,
Ein Weib? O Himmel, Schreck und Wolluſt ſind
So mächtig ſchon in dem Gedanken,
Daß ich der Wirklichkeit erliegen müßte.
Ich fühl's, ich bin Narciſſus noch, es iſt
Die alte Liebe noch, die unaufhörlich
Nur an mich ſelbſt zu denken, nur mir ſelbſt
Zu leben mir befiehlt, und niemals kann
Das theure Bild aus meinem Herzen ſchwinden,
Das ich nicht leiblich mehr vor Augen ſehe.
Doch fühl' ich auch, es muß ſich wieder zeigen,
Lebendig wieder mir vor Augen ſtehn,
Und dann — dann werd' ich's anders ſehn,
Noch ganz wie ſonſt, allein mit neuer Liebe,
Dem Auge noch wie ſonſt, dem Herzen theurer.
Schon ſtrömt dieß neue volle Herz mir über
Bei dem Gedanken nur. Ein Sehnen fühl' ich
So ſtark und innig und von andrer Art,
Als ich es je gefühlt, und eine Luſt
Von andrer Art begleitet dieſes Sehnen,
Die Einbildung, des Denkens leeres Nichts,
Weil es von andrer Art iſt, iſt ſo ſüß —
Wie muß der Liebe volle Wirklichkeit
Hier ſüß und überſchwenglich ſelig ſeyn!

Truffaldino.

Ach, Prinz oder Prinzeſſin, kommt es Ihnen nicht auch wunderlich vor, daß die Weiber immer thun, als ob gar nichts Wunderliches an ihnen wäre, als ob es mit ihnen eine ganz natürliche Bewandtniß hätte. Man ſieht es ihnen gar nicht an, wie ſeltſam es ihnen in ihrer Haut zu Muthe ſeyn muß.

Narciſſus.

O ſage lieber, wie ſo wunderbar
Des Mannes Weſen iſt, wenn man mit Augen
Des Weibes es betrachtet, und es fühlt
Mit eines Weibes Herzen.

Truffaldino.

Sind Sie denn noch immer ſo in Ihren alten Adam verliebt, daß Sie ſich nicht ein Bischen über Ihre neue Eva verwundern können? So laſſen Sie doch den Narciſſus eine Weile laufen, und beſehen Sie ſich einmal recht, wie Sie jetzt ſind. Ich glaube, Sie haben Ihre neuen Herrlichkeiten noch gar nicht in Augenſchein genommen?

Narciſſus.

Wär' um mich finſtre Nacht, und wär' ich blind,
Hätt' ich mich nie geſehn ſeit der Verwandlung,
Ich würde dennoch wiſſen, was ich bin.
Denn das Gefühl, das tief im Innerſten
Die Seele mir bewegt, iſt weiblich Fühlen,
Ein Selbſtgefühl der eigenſten Natur,
Das Hände nicht zum Taſten, Augen nicht
Zum Sehen braucht, und Ohren nicht zum Hören,
Und deſſen erſte Regung innre Furcht
Vor eigener Berührung iſt, und Scheu
Vor jedem Gegenſtand, der ihm dem hellen

Jungfräulichen Spiegel ſich betrachten will,
Weil jeder Blick ſchon dieſen Spiegel trübt,
Und wär's der eigne.

Truffaldino.

Sie ſind ſelbſt für eine Prinzeſſin zu verſchämt. Ich bin doch auch jetzt ein Frauenzimmer, aber ſo zart geb' ich nicht mit mir ſelber um. Uebrigens müſſen Sie wiſſen, liebe Prinzeſſin, daß Sie aus lauter Scham vor ſich ſelbſt die Scham vor andern Leuten vergeſſen. Kommen Sie her, ich will verſuchen, ob ich Ihr Kammermadchen ſeyn kann. Die Garderobe der Armida iſt doch wahrhaftig zu leichtfertig, man muß ſo viel als möglich mit dem großen Schleier nachhelfen.

Narciſſus.

Scheu flieht mein Auge vor ſich ſelbſt zurück,
Und ſucht im weiten Raume nur Narciſſus.
Ganz aufgelöst in Liebe leb' ich nur
In ihrem Gegenſtand, nicht in mir ſelbſt.
O komm Narciſſus, frei iſt jetzt die Liebe
Und nicht gefangen mehr das Herz im Kerker.
Frei außerhalb des Buſens liebt es jetzt,
Frei außerhalb des Auges ſieht der Blick
Dich ungefeſſelt jetzt. Die Liebe hat
So völlig von der Sinnheit ſich getrennt,
Daß ſie ſie jetzt erſt ganz empfinden kann
Und ganz zu Einem Seyn mit ihr verrinnen.

(Smeraldina erſcheint als Truffaldino.)

Truffaldino.

Was iſt das? Gott ſteh mir bei, da geh ich ſelber. He, Truffaldino, biſt du's, oder bin ich's?

Smeraldina.

Ob ich ich bin? Dumme Frage.

Truffaldino.

Ob du du biſt? Dumme Antwort. Ich biſt du und nicht du.

Smeraldina.

Wer ſind Sie, Mademoiſelle? Was wollen Sie?

Truffaldino.

Ich bin keine Mademoiſelle, ich bin Truffaldino. Und ich will mich wieder haben, nämlich dich, das heißt mich, eben dich, mich, dich. Verſtehſt du mich?

Smeraldina.

Ich, dich, mich, bababa! Sind Sie denn nicht Sie ſelbſt?

Truffaldino.

Nein, ich bin mir abhanden gekommen, ich habe mich in der Betrunkenheit ſelber aus der Taſche fallen laſſen, oder man hat mich, während ich ſchlief, unter mir ſelber weggeſtohlen, oder während ich nach einem hübſchen Mädchen guckte, hat mich die ſchwarze Smeraldina von hinten weggenommen und ſich ſelbſt dafür hingeſtellt.

Smeraldina.

Ich glaube, Sie ſind manntoll, und Ihr Paroxismus iſt bis zu dem Grade geſtiegen, daß Sie ſich ſelber für eine Mannsperſon halten. O Mademoiſelle, beſſern Sie ſich.

Truffaldino (ſchlägt ſie).

Spitzbube, Rebelle, Selbſtmörder! Wart, ich will dich!

Smeraldina (reißt sich los und fliehet).

Herr Narcissus, zu Hülfe, zu Hülfe!

Truffaldino.

O Truffaldino, hätt' ich je gedacht, daß du ein solcher Bösewicht wärest! Nein, Smeraldina, du bist sehr häßlich, aber du hast doch ein viel beßres Herz. (Armida kommt als Narcissus.) Herr Narcissus, ei der Tausend! welcher ist nun der Rechte? Ei, lieber Herr, lieber Herr, sind Sie auch da?

Armida.

Fort, ekle Mohrin, schwarze Nachtgeburt!
Der Weiber, die ich hasse, häßlichste!

Truffaldino.

Nun, nun, man ist doch, mit Erlaubniß, auch ein Mensch!

Narcissus.

Da ist er! O ihr Götter, außer mir,
Frei wandelnd durch die Blumen, unabhängig
Von meines Willens Lenkung, und doch ganz
Ich selbst, Narcissus selbst, mein Spiegelbild!
O hin zu dir, eh' mich die Wonne tödtet,
In deinen Armen lass', an deiner Brust
Hinsterben mich in Lieb und Lust!

Armida.

Zurück, verwegnes Mädchen! Deine Hände
Sind Weiberhände, die des göttlichen
Narcissus Körper nicht berühren dürfen.
Hinweg mit diesen kussedurst'gen Lippen!
Es sind nur Weiberlippen, niemals würdig.

Den Mund des göttlichen Narciß zu küssen.
Die Blicke selber wende von mir ab!
Es sind des Weibes trübe Blicke nur.
Unwerth, den göttlichen Narciß zu schauen.

Narcissus.

Du stoßest mich zurück? Narcissus, du?
Dich selbst, mich selbst? O Himmel, dieses Auge
Blickt zornig von mir weg, mein eignes Auge?
Und diese Stirne, deren schöne Züge
Wie Saiten zitterten, wenn denkend sie
Mein Geist berührt', sie zittern wieder jetzt,
Allein von einem fremden Geist bewegt,
Und fremder Mißton liegt in ihrem Spiele.
Fremd? Nein, nicht fremd sind dieser Stirne Falten
Und dieses Auges düstre Flammen mir.
Seh ich sie nimmer auch im eignen Spiegel.
Hat doch gewiß Armida sie gesehn,
Da ich ihr zürnend Liebe weigerte.

Armida.

Ich bin Narcissus, der durch eignes Lieben
Stets schöner blüht, wie Rosen an der Sonne,
Doch durch des Weibes Liebe, wie die Rosen
Im nach'gen Mehlthau, welkt. Hinweg von mir!

Narcissus.

O wärst du ein Phantom, ein Luftgespenst,
Wärst du ein Damon, der in die Gestalt,
Die jetzt mein eigen war, sich eingehüllt,
Wärst du Armida, hättest listig du
Den Schein von meinem Wesen nur geborgt,
Mein Herz durch diese Täuschung zu bezwingen!

Doch,

Doch, weh mir, weh! Du bist kein bloßer Schein,
Narcissus bist du selbst. Sein ganzes Wesen,
Sein Denken und sein Wollen ist bei dir.
Und was, o Himmel! bleibt nun mir?

Armida.

Du bist ein Weib, und nichts ist dir geblieben,
Als immer ungeliebt doch immer lieben.

Narcissus.

Du bist der göttliche Narcissus ganz
In seiner Schönheit vollem Strahlenglanz,
Doch bin ich's minder nicht, weil ich's erkenne
Und ganz dafür in Liebe brenne,
Und unzertrennlich leben wir zusammen,
Wie Licht und Feuer in der Sonne Flammen.

Armida.

Unglückliche, schlag' jede Hoffnung nieder,
Liebst du auch mich, ich liebe dich nicht wieder,
Und bin ich selbst auch göttlich schön,
Nie werd' ich dich mir ähnlich sehn.

(Sie will gehn.)

Narcissus.

O bleibe!

Armida.

Fliehe!

Narcissus.

Bleibe! hab' Erbarmen,
Geliebter! meinen Körper nahmst du schon,
Du reißest auch die Seele mit dir fort.

(Armida ab.)

Er iſt verſchwunden. O Narciſſus, wo,
Wo biſt du? Ich vergehe, wenn ich dich
Nicht wiederfinde, o mein Herz, mein Herz!

Truffaldino.

Ich habe jetzt einen doppelten Verſtand in meinem Kopfe, und noch dazu einen männlichen und einen weiblichen, ſo daß ſie miteinander Gedanken zeugen können nach Herzensluſt, aber aus der Geſchichte werde ich doch nicht klug. Die gute Prinzeſſin dauert mich. He! ſtehn Sie doch auf, kommen Sie zu ſich!

Narciſſus.

O, er iſt fort, iſt fort, auf immer fort!
Und ich muß leben noch! O wer, wer bin ich,
Daß ich noch bin? Ein Schatten nur, ein Hauch,
Der Echo Seufzer der, in Nichts verrinnend,
Noch lieblich wie Narciſſus klingt!
Doch fühl' ich, auch in einem Hauche kann
Man leben, wenn ihn Liebe nur beſeelt.
Iſt Lieben mehr als Seufzen? Iſt ein Seufzer
Der volle Inhalt nicht von Lieb' und Leben?
Ich lebe, weil ich liebe.
Schmerzvolles Leben und doch ſüßes Lieben,
Und ſüßer ſtets, je ſchmerzlicher das Leben.
O, wer nicht ſeufzte, hat auch nicht geliebt.
Denn was iſt dieſer niegefühlten Wehmuth
Verborgner Sinn? O räthſelhafte Venus,
Ich glaubte dich zu kennen, und ich kannte
Der Liebe Wehmuth nicht. Zu lieben wähnt' ich,
Und ſehnte mich doch nicht, geliebt zu werden.
War' Liebe dieß geweſen? Nein, ich fühle,
Die Lieb' iſt nichts, als inniges Verlangen,
Unendlich Sehnen nur, geliebt zu werden.

Vierter Act.

Erſte Scene.

(Am Ufer des Meeres. Narciſſus und Truffaldino unter einem Baume ſchlafend. Vor ihnen ſteht Armida und Smeraldina.)

Armida.

Vollenden muß ich, was ich kühn begonnen,
Und dieſes Jünglings feſtverſchloſſ'nes Herz
Im Innerſten erſchüttern, bis der Kern
Voll Süßigkeit die harte Rinde ſprengt.
Schon liebt er nicht allein Narciſſus mehr,
Schon wünſcht Armiden er geliebt zu ſehn.
O holde Täuſchung, anmuthsvolle Liſt,
Welch ſüße niegeahnte Wonne ſchenkſt
Du meinem Herzen, da Narciſſus Wunſche
Armidens Liebenswürdigkeit erhöhn,
Armidens kleiner Eitelkeit ſogar
Narciſſus ſelbſt liebkoſend ſchmeicheln muß.
Doch – wurde dieſer Wunſch, geliebt zu ſeyn,
Zu ſchnell befriedigt; ſahe ſich Narciſſus
Zu ſchnell geliebt in der Armida Reizen,
So wurde dieſes allzuſchnelle Glück
Des Glückes Werth vielleicht erniedrigen.

Armidens Schwachheit sánst er an zu theilen,
Allein er theilt noch nicht Armidens Stolz,
Und schämen soll er sich der Schwäche nicht,
Bis er den Werth Armidens hat erkannt.
Drum muß ich bittre Kränkung ihm bereiten,
So sehr ich mitempfindend selbst mich kränke,
Nicht Liebe nur ihm weigern, auch mit Furien
Der Eifersucht ihn foltern, daß er zweifelnd,
Ob so viel Reiz des Hasses würdig sey,
Ihn desto würdiger der Liebe findet.

Smeraldina.

Was willst du thun? Warum entführtest du
Den Prinzen in die alte Heimath wieder?

Armida.

Damit er seine wahre Heimath finde,
Die bei Armiden ist.

Smeraldina.

Ach, Königin!
Ich hätte gar zu gern den Truffaldin,
Den guten Jungen mir zum Mann genommen.

Armida.

Du sollst ihn haben. Ich versprech' es dir,
Bin ich erst selber mit Narciß verbunden,
Doch jetzt laß' uns verschwinden, denn die Freunde,
Auf die ich zähle, kommen schon von ferne.

(Beide ab. Man hört eine tragische Musik, wovon Narcissus und Truffaldino erwachen.)

Narcissus.

Wo bin ich? — Wie? In meinem Vaterlande?

Truffaldino.

Was? Juchhe, wir ſind wieder zu Hauſe. Sehn Sie ſich doch nur um. Das iſt die nämliche Gegend, wo uns Bramarbas die Köpfe abſchneiden wollte und an die Seeräuber verkaufte. Da wären wir alſo wieder, wo wir hergekommen ſind.

Narciſſus.

Wär' Alles nur ein langer Traum geweſen,
Was auf Armidens Inſel wir erlebt?
Nein — Alles hat ſich wirklich ſo begeben,
Denn wir ſind beide Weiber noch geblieben.

Truffaldino.

Ach, nun wird mir erſt angſt und bange. Himmel, wenn mich meine alten Bekannten in dieſem Zuſtande ſehn, Harlekin der Wildfang, und die kleine Colombine. Wohin verſtecken wir uns denn gleich? Hören Sie die Muſik nicht? Ich glaube, das ſind Soldaten.

Narciſſus.

Ein wilder Kriegsmarſch, muthig und voll Luſt!
O dieſe Töne, die ich ſonſt verachtet,
Wie mächtig füllen ſie mir jetzt das Herz.
Mußt' ich ein Weib erſt werden, um in dem,
Was meine Furchtſamkeit erſchreckt, zu fühlen,
Was eines Mannes Muth in Flammen ſetzt?

Truffaldino.

Sie kommen ſchon. So machen Sie doch, daß wir davon kommen!

Narciſſus.

Nein, fliehen will ich nicht, denn dieſe Töne
Erwecken Zutraun mir und frohe Hoffnung.

(Roger und Iſabella kommen mit kriegeriſchem Geſolge.)

Truffaldino.

Da ſind ſie ſchon. Nun Gott ſey Dank, es iſt auch ein Frauenzimmer dabei, die auf einem weißen Zelter reitet. Da ſind wir ja nicht allein unter ſo vielen Soldaten. Aber ſeh' ich recht? Das iſt ja Colombinens Fräulein.

Narciſſus.

Ja, Iſabella! — Doch ſtill, Truffaldin!
Laſſ' dir nicht merken, daß du ſie erkannt.
Nichts ſoll verrathen, wer wir beide ſind.

Iſabella.

Dieſes ſchöne Mädchen, Roger,
Hülflos ſcheint es und verlaſſen
Am einſamen Meeresufer.

Roger.

Holdes Mädchen, welch ein Unglück
Hält an dieſem öden Strande
Deinen zarten Fuß gefeſſelt,
Der nur würdig iſt, auf koſtbar
Weichen Teppichen zu wandeln,
Nicht am harten Kies des Ufers
Seine Lilien zu verwunden.

Narciſſus.

Wißt, daß ich Armida bin,
Eine Königin der Inſeln.

Stürme, die mein Schiff zertrümmert,
Warfen mich an dieſe Küſte,
Nichts mir laſſend als mein Leben
Und die treue Rogerin.
Doch ich habe nichts verloren,
Wenn Ihr euren Schutz mir leiht,
Tapfrer Ritter, und mich dieſer
Schönen Dame Gunſt empfehlt.

Roger (hebt vom Roß)

Die Bedrängten zu beſchirmen,
Iſt des Ritters erſte Pflicht,
Und, ſo hoher Schönheit dienend,
Würden Könige ſelbſt ſich ehren.

Iſabella (ſteigt vom Roß).

Liebend heiß' ich euch willkommen
Und mit Ehrfurcht, die der niedre
Werth dem höhern zollen muß.
Doch vergönnet, daß die Liebe
Durch der Ehrfurcht Schranken bricht,
Denn es zieht ſo inn'ge Neigung
Mich in eure Arme, Fürſtin,
Daß vor Luſt ich weinen möchte,
Gleich als hätt' in früher Jugend
Ich gekannt euch und verloren,
Und euch plötzlich neu gefunden.

(Sie umarmt Narciſſen.)

Narciſſus (für ſich).

Wie beſchämt mich dieſe Liebe!

Roger.

Königin, wir ſind zu Felde,

Und vermögen euch so würdig,
Als es ziemt, nicht zu empfangen.
Doch in dem Pallast des Königs,
Den ich zu enthronen eile,
Soll euch nichts an Ehren mangeln.

Narciſſus.

Saat, ich bitt' euch, wer Ihr ſeyd,
Und aus welcher Urſach Ihr
Feindlich in dieß Land gefallen?

Roger.

Roger bin ich, der Gebieter
Jener dunkeln Waldgebirge.
Und Gemahl von Iſabellen.
Dieſes Landes edlen König
Hat des falſchen Bruders Tücke
Seiner Krone jüngſt beraubt,
Und dem Greis ſie, wenn er lebt,
Unverletzt zurückzugeben,
Iſt die Abſicht dieſer Fehde.

Narciſſus (für ſich).

Wie? der Gatte Iſabellens,
Die mich liebte, kämpft für mich?
(Laut.)
Iſt euch unbekannt geblieben,
Wo der greiſe König weilt?

Roger.

Seine Spur ward nicht gefunden.

Narciſſus (für ſich).

O mein Vater, wie ſo lange
Hab' ich deiner nicht gedacht!

Roger.

Folgt mir, ſchöne Königin,
Zeuge ſeyd von unſerm Streite.
Dann in fürſtlichem Geleite
Führ' ich zum Pallaſt euch hin.
Könnte doch Narciſſus drinn
Euch als froher Wirth empfangen.
Wenden würde ſich ſein Sinn,
Könnt' er ſolch ein Weib erlangen!

Zweite Scene.

(Saal im königlichen Schloß. Großes Gaſtmahl. **Tartaglia** ſitzt mit vorgebundner großer Serviette da, in einer Hand das Meſſer, in der andern die Gabel. Er iſt ſehr corpulent geworden. Vor ihm auf der Tafel ſteht ein ungeheurer Braten, auf einer rieſenhaften ſilbernen Schüſſel, auf deren Rande **Pierrot** im Miniaturformat herumläuft und traucirt. An derſelben Tafel ſitzen **Bramarbas**, **Charlatan**, **Brigella**, **der alte Troubadour** und **Hofleute**, alle emſig mit Eſſen beſchäftigt. Gegenüber iſt eine andre Tafel, an der die **Parlamentsglieder**, ſämmtlich in ſchwarzen Röcken und leer waare und aufgeknöpft ſitzen, und nur leere Teller vor ſich haben. Köche gehen ab und zu. An der Thür Trabanten.)

Tartaglia.

Delicat — das iſt wahr — und viel! Man könnte ſagen, wer delicat ißt, ißt auch viel, und wer viel ißt, ißt auch delicat. Eins ohne das Andre thut ſich gar nicht.

Pierrot.

Ein köſtlicher Gedanke!

(Er nimmt vor Vergnügen über den Braten weg. Das Parlament thut einen Poſaunenſtoß.)

Tartaglia.

Der Braten kommt mir, was das Viel betrifft, wie meine Civiliſte vor, und, was das Delicate betrifft, wie der Gebrauch, den ich davon zu machen verſtehe.

Pierrot.

Ein köſtlicher Gedanke!

(Er ſpringt wieder über den Braten. Poſaunenſtoß.)

Tartaglia (ißt).

O, das war ein himmelvoller Biſſen — bum! (Zum Parlament.) Hat er euch geſchmeckt?

Das Parlament.

O herrlich, herrlich!

Tartaglia.

Soll ich euch die Mäuler zunähen laſſen? Wofür ſeid ihr Volksrepräſentanten? Ich euch das Reden nicht ausdrücklich verboten, auch wenn ihr lobt? Immer nur Muſik, immer nur volle vaushachige Poſaunentöne! (Poſaunenſtoß.) Na, ich meine es nicht ſo böſe. Da verflucht einmal dieſen Biſſen — bum! (Er verſchluckt ſich.) Nun, wie hat euch der geſchmeckt? (Poſaunenſtoß.) Und der? (Poſaunenſtoß.) Aber ihr ennuyirt mich heute. Heda, Oberbofbrafeologiſt, leſ' Er mir geſchwind eine ſchöne Stelle aus ſeinen neuen Grundſätzen des Staatsrechts vor.

Der alte Troubadour

(steht auf, geht ein Buch aus der Tasche und liest).

„Wenn es schon ein Glück ist, Unterthan eines legitimen Monarchen zu seyn, wenn es ein nicht minder zu preisendes Glück ist, einem Monarchen von großem Genie zu gehorchen, und wenn es endlich ein wegen seiner Seltenheit kostbares Glück ist, einem Monarchen zu dienen, der sich durch eigenes Verdienst erst auf den Thron geschwungen hat, o so ist es doch das unschätzbarste Glück, desjenigen Monarchen Winken lauschen zu können, der da legitim geboren, ein Genie und ein Usurpator zugleich ist."

Tartaglia.

Gut ausgedrückt. Zugleich ist gut. (Er reicht ihm einen guten Bissen mit der Gabel.) Da, friss Er!

Der alte Troubadour

(zerbeißt das, ißt und liest weiter).

„Was, o beneidenswerthe Unterthanen eines Tartaglia, was ist die süßeste Genugthuung für euern brünstigen Pflichterfüllungsdrang? Ist es das, daß ihr Abgaben gebt, ihr Guten? O nein, denn wenn ihr auch das letzte Hemd abzieht, gewinnt Tartaglia nicht viel mehr, als daß er sich eurer schämen muß. Ist es das, daß ihr Recruten stellt, ihr Edlen, und eure Haut zu Markte tragt? O nein, denn das Leben ist der Güter höchstes nicht, sagt Schiller. Und was ist es denn? Das ist es, o ihr, die ihr mich verstehn, daß ihr die Gedanken, die allein zollfrei sind und alle Schlachten überleben, daß ihr auch die freudig hingebt in den Willen dessen, der euch zu allem Andern zwingen kann, nur nicht zum Denken."

Tartaglia.

Was ſagt Er? Ich ſollte die Leute, zum Exempel Ihn, nicht zwingen können, was Er denken ſoll? Heda, Trabanten, greift mir den Landesverräther! (Der alte Troubadour wird abgeführt.) Das wäre mir recht! Der Kopf, der etwas Anderes denkt, als ich ihm befehle, ſoll gar nicht mehr denken. Herunter mit ihm!

Pierrot.

Majeſtät alteriren ſich.

Tartaglia.

Thut gar nichts. Das macht wieder friſchen Appetit. Die Kammer der Gemeinen ſoll aufſtehen und mir Kammermuſik machen.

Das Parlament
(mit obligaten Posaunen).

Ja, ja, ja, ja,
Ja, ja, ja, ja,
J — a, a, a, a, a, a,
J, i, i, i, a.

Tartaglia.

Bravo! Präſto, präſtiſſimo! — Da Capo, Kinder, Da Capo!

(Es entſteht ein Auflauf an der Thür. Ein Bauer kommt.)

Tartaglia.

Was gibt's da?

Mehrere Stimmen.

Krieg, Krieg!

Der Bauer.

Ja, Herr König vivat hoch, es gibt halt Krieg, halten zu Gnaden. (Er macht einen Scharrfuß.)

Tartaglia.

Hurtig, Tölpel! Meld' Er, was Er weiß.

Der Bauer.

Mit Verlaubniß, ja Herr König vivat hoch, eben komme ich her, und da bin ich, und will es euch in der Geschwindigkeit melden. Denn ich sagte gleich zur Grete, meiner Frau nämlich, Grete, sagt' ich, das muß ich unserm Herr König sagen, der wird mir gleich die ganze Mütze voll Ducaten geben.

Tartaglia.

O du höchst schnöde Bauernseele! Wirst du bald zur Hauptsache kommen?

Der Bauer.

Gleich, gleich! Das Kurze von der Sache ist, daß ich heute Morgen in den Wald ging und Holz hackte, und da mir die Grete, meine Frau nämlich, das Frühstück brachte, da sah ich's durch den Wald glitzen und blinkeln, und guckt, Herr König, das waren lauter fremde Soldaten, meineidige Ketzer, sag' ich euch. Erst waren's etwa nur zehn, dann hundert, und hernach tausend, und zuletzt waren's mehr Soldaten als Bäume, o wohl viel hundert tausend Millionen.

Tartaglia.

Hundert tausend Milli — (Er wird ohnmächtig.)

Bramarbas (in Verzweiflung).

S' iſt aus, 's iſt aus, 's iſt aus!

Pierrot (ſpringt vom Tiſch).

Der König ſtirbt, es lebe der König!

Charlatan.

Nur nicht ängſtlich, meine Herren, nur den Muth nicht verloren, nur Ruhe im Gemüthe, allen ängſtlichen Andrang des Blutes vermieden! Eins, zwei, drei Tropfen und Seremiſſimus ſind wieder friſch und geſund. (Er hält Tartaglia ein Fläſchchen an den Mund.)

Tartaglia.

Luft, Luft, Tartaglia! das hat dich überraſcht, hat dich gepackt, wie einen Knaben. Soldaten, ſagſt du? Krieg, Bramarbas, Krieg?

Bramarbas (zähneklappernd).

Kerrrrrieg!

Tartaglia.

Du zitterſt, Verräther?

Bramarbas.

Vor Wuuuuuth, Ew. Majeſtät! Die Zähne klappappern mir, weil ich vor Bebegeebierde breuue, den Feind dazwiſchen zu zezermamalmen.

Tartaglia.

Pah, ſie werden uns nichts thun. Wir brauchen ja nur das Volk zu inſurgiren. Lauft geſchwind, und laßt den Phraſeologiſten wieder los. Er ſoll Proclamationen an unſer gutes Volk machen. Politiſch, lieben

Leute, nur um Gotteswillen immer politisch! Politik gewinnt's überall. (Der alte Troubadour kommt.) Heda, Alter, geschwind, mach' eine Proclamation an unser gutes Volk!

Der alte Troubadour.

Gutes Volk! So gabe wir dran gehn, dir einmal gute Worte zu geben, so muß es doch leider geschehn, weil wir in der Noth stecken. Wir bitten dich alle, dich ins Teufels Namen für uns todtschlagen zu lassen. Sind tapfer, ihr Himmelhunde, sonst wär't ihr nicht werth, daß Shakespeare von euch sagen könnte: „Futter für Pulver, Futter für Pulver, lauter sterbliche Leute! Sie füllen eine Grube so gut aus, als ob sie besser wären!" Wenn ihr siegt, Patrioten, versprechen wir euch bei allen euern alten Pflichten zu erhalten, und durch verdoppelte Anstrengungen für unser Bestes die Scham, euch einmal um etwas gebeten zu haben, bald wieder in Vergessenheit zu bringen.

Tartaglia.

Dummkopf, das ist Alles wahr, aber zu wahr. So was muß man bloß thun, aber niemals sagen.

Der alte Troubadour.

Ach, Ew. Majestät Ungnade von vorhin hat mich ganz aus dem Concept gebracht. Die Gnade allein hat mich witzig gemacht, Ungnade macht mich dumm.

Tartaglia.

Nun, komm nur wieder zu Kräften, und heule nicht, wie ein Waschweib. Das Poetengesindel hat eine elephantische Weichheit an Leib und Seele, und doch sind sie, wenn man sie anrührt, kalt wie Frösche.

Pierrot.

Sire, ich rathe unmaßgeblich, unſre alten Maſchinen wieder in Gang zu bringen, den Bruderbund zu erneuern und die Steckenpferde wieder aus der Polterkammer hervorzulangen. Ew. Majeſtät Serviette kann ſogleich als Schurzfell dienen.

Tartaglia.

Recht, recht, Pierrot! ruf die Brüder zuſammen, thu' beide Flügelthüren unſrer Loge weit auf! Und da wollen wir auch den alten Patrioten Leander wieder loslaſſen. Solche tugendhafte Beſtien muß man an der Kette halten, und bei Gelegenheit beßen.

Charlatan.

Da er ein Ausländer iſt, kann er wohl eigentlich kein Patriot genannt werden.

Tartaglia.

Narr, er iſt ein Deutſcher, und die ſind überall zu Hauſe, nur nicht bei ſich ſelbſt. Miſche dich nicht in Staatsgeſchäfte, Leibarzt, und hüte dich, einen wackern Patrioten anzutaſten. Ich könnte mich ſonſt gemüſſigt ſehn, dich zu penſioniren und unter den obwaltenden Umſtänden ihm deine Stelle zu geben.

Charlatan.

O ich bitte, Sire, wenn ich das Germaſte gegen Herrn Leander anwenden zu müſſen glaubte, ſo war ich gar nicht gemeint, daß er nicht ein beßer Patriot, ein vielſeitig gebildeter Staatsmann, ein ächter Maurer ſey. Ja wohl, ja wohl, ein politiſches Genie iſt der Herr Profeſſor

feſſer, aber eben darum kein guter Medicuner, ein vortrefflicher Miniſter, aber ein ſchlechter Leibarzt.

Pierrot.

Nun, bis zum Miniſter werden wir uns hoffentlich nicht verſteigen. Mein lieber Charlatan, es iſt ein Unterſchied zwiſchen einem Doctor und einem Miniſter. Man würde wohl thun, immer ſeine wahre Stellung im Auge zu behalten.

(Leander und Hanswurſt kommen.)

Tartaglia.

Kommen Sie in meine Arme, Leander. Sie wurden verkannt, wackrer, biederherziger Mann. Doch die Cabalen, die man gegen Sie ſchmiedete, ſind entdeckt, das Laſter iſt entlarvt, und zum Beweiſe meiner allerhöchſten Zufriedenheit mit Ihrem Betragen, ernenne ich Sie an meiner eigenen Stelle zum Meiſter vom Stuhl.

(Er bindet Leandern ſeine Ordenskette um.)

Leander.

O ſo haſt du, o Hoffnung, in ſtiller Kerkernacht, genährter Gottesfunken, mich dennoch nicht betrogen. So grund und bluhſt du noch, o Maurerei! So iſt Tartaglia immer noch der große Bruder. O nimm ſie zurück, dieſe Zeichen der höchſten Würde, großer Bruder! (Er bindet ihm die Ordenskette wieder um.) Und laß meinen einzigen Lohn das Bewußtſeyn bleiben, daß ich Menſch unter Menſchen, daß auch ich ein Bruder bin. O fragt mich, ich bitt' euch, meine Brüder, fragt mich, was ich von dieſer Menſchheit halte, damit ich freudig antworten konne: O es ſind meine Brüder, und ich liebe ſie mit Bruderliebe!

Charlatan (wirft).

Leander.

Mein Herr, warum unterſtehn Sie ſich zu nießen, wenn ich Worte der Weiſe ſpreche?

Charlatan.

Jede Rührung, mein Herr, wirkt auf meine Naſe wie Spaniol.

Leander.

O großer Bruder, dieſer Menſch hat ein ſchlechtes Herz, und ſcheint mir überdieß ſo unwiſſend, daß ich dir rathe, ihn augenblicklich von deiner Perſon zu entfernen.

Tartaglia.

Ja wohl, wenn er ein ſchlechtes Herz hat und noch dazu recht unwiſſend iſt, ſo muß man ihn im Feld-Lazareth anſtellen.

Charlatan.

Daß ich dem Quackſalber wiche. Und wenn es mich das Leben koſtet, ich will nicht.

Tartaglia.

Majeſtätsverbrecher!

Charlatan.

Ei was! Aerzte haben Narrenfreiheit.

Tartaglia.

Es bleibt dabei, du biſt abgeſetzt. Ihr andern kommt in die Lage! Noch einmal laßt uns die Roſſe beſteigen, die uns zum Siege tragen. Ja, wir ſind von nun an

wieder Brüder. O, es iſt ein ſchoner Gedanke, ein einig Volk von Brüdern, nicht wahr?

Alle (trocknen ſich die Augen).

O ein ſchöner Gedanke!

Tartaglia.

O ſchöner Tag, wann Fürſt und Volk einander an die Bruſt ſtürzen, wie Freunde, die ſich lange nicht geſehen hatten.

Alle.

O ſchoner Tag!

(Alle umarmen einander, die Siegenpreise und Ordensbänder werden herumgereicht. Alle machen ſich bereit. Tartaglia mit vorgebundener Serviette und Krone und Scepter voran, Bramarbas mit dem Degen, Pierrot mit der Feder, Brigella mit einem großen Kochlöffel, Leander mit einer rieſenhaften Kloſtirſpritze, die zum Handwerk dringt, der alte Trenbadour mit einer Geige, das Parlament mit Posaunen, die Hofleute und Ordensbrüder auf Siegenpreisen hinterdrein.)

Dritte Scene.

(Freies Feld. Im Vordergrunde ein Bach, an dessen Ufer ein großer Apfelbaum steht. Im Hintergrunde eine Schlacht. Colombine im Reiterhut, mit Maske und Domino und einem Degen.)

Colombine.

Dieser Degen
Soll verwegen
Colombinens Liebe rächen,
Und den Harlekin durchstechen,
Weil er schrecklich büßen muß,
Daß er mich betrogen,
Sonder Abschied, sonder Kuß
Ist ins Feld gezogen.

(Charlatan kommt mit einer großen Klystirspritze. Colombine fliegt.)

Charlatan.

Kommen wir nur aneinander,
Niederträchtiger Leander,
Ich, der weltberühmte Schütze,
Lösche mit der großen Spritze
Dir sogleich das Lebenslicht,
O du schnöder Bösewicht!

Leander (kommt mit seiner Spritze).

Treff' ich dich nur, Charlatan,
An auf meiner Heldenbahn,
Lösch' ich dir, o Puterhahn,

Dein von Neid und Jähzorn trunken
Kalekutiſches Geſicht
Plötzlich aus, wie einen Funken,
O du ſchnöder Böſewicht!

Charlatan.

Ha, da iſt er. Piff und paff!

Leander.

Piff, paff, puff!

Charlatan.

Piff, paff, puff!

(Sie beſpritzen ſich, indem ſie beſtändig ihre Spritzen aus dem Bache wieder füllen. Bramarbas, Pierrot, Brigella, der alte Troubadour und Hanswurſt kommen auf der Flucht.)

Brigella.

Haltet, haltet doch einmal,
Daß wir uns verſchnaufen können!

Pierrot.

Schämt euch doch, Herr General,
Ihr begannt zuerſt das Rennen.

Bramarbas.

Pah, ihr wißt doch mein Genie
Nie zu faſſen, zu ergründen,
Merkt ihr's denn noch nicht, ihr Blinden,
Das iſt eine Strategie,
Eine Kriegesliſt ſo zu ſagen,
Ein verſtelltes Retiriren,
Um die Feinde zu verliren.

Hanswurſt.

War mir's doch, als wären wir
Ganz im Ernſt davongelaufen.

Bramarbas.

Dummer Kerl!

Pierrot.

O ſeht doch hier,
Wie ſich die Doctoren taufen.

Leander und Charlatan.

Piff, paff, puff! Piff, paff, puff!

Hanswurſt.

Halt, o halt, ihr Herrn Doctoren!

Brigella.

Weh, o weh, wir ſind verloren.
Ach, was thun wir nun, Genoſſen,
Denn wir ſind ſchon eingeſchloſſen,
Vor uns, hinter uns der Feind.

Pierrot.

Hilf uns, General!

Brigella.

Der weint,
Und auf ſeinen langen Degen
Strömt herab der Thränenregen.

Charlatan.

Ach, wie retten wir das Leben?

Leander.

Meine Hand will ich dir geben.
Wen der Tod mit uns vereint,
Iſt nicht länger mehr ein Feind.

Charlatan.

Ja, wir wollen mit den Spritzen
Wechſelſeitig uns beſchützen.

Bramarbas.

Können wir uns nicht verſtecken?
Schaut doch um nach allen Ecken.

Pierrot.

Seht, da ſteht ein Apfelbaum,
Der hat für uns alle Raum.

(Sie verſuchen vergeblich hinaufzuſteigen.)

Bramarbas.

Ach, es geht nicht.

Pierrot.

Sacht, nur ſacht!
Alles, Kinder, mit Bedacht!
Einem kann es nicht gelingen,
Was vereinigt wir vollbringen.
Seyd nur nicht ſo ſchrecklich dumm!
Einer mach' den Rücken krumm,
Und wir andern ſteigen drüber.

Charlatan.

Ja, wahrhaftig, aber wer?

Leander.

Da, mein dienſtbefliſſ'ner lieber
Hanswurſt ſchätzt es ſich zur Ehr'?

Hanswurſt.

Daß ich doch ein Narre wär'!
Wärt ihr über mich geklommen,
Wie vermöcht' ich nachzukommen?

Leander.

Narr, das geht wie auf der Leiter,
Jeder ſteigt um einen weiter.
So wie ich jetzt über dich,
Steigſt du wieder über mich,
Und der letzte kommt vor allen.

Hanswurſt.

Ja, ſo laſſ' ich mir's gefallen.

(Er ſtellt ſich unter den Baum. Die andern ſteigen über ſeinen Rücken hinauf. Es fallen viele Aepfel herunter.)

Brigella.

Dieſen Baum muß es verdrießen,
Denn er ſcheint uns zu beſchießen.

Hanswurſt.

Send ihr endlich alle droben.

Alle.

Ja!

Hanswurſt.

Doch wie? Ich kann nicht nach.
Welche Schande, welche Schmach!

(Alle lachen. Hanswurſt weint weinend.)

Pierrot.

Laßt ihn raſen, laßt ihn toben!

Hanswurſt.

O ihr Schelme, könnt' ich einen
Faſſen nur bei ſeinen Beinen!
Aber wart, jetzt will ich euch
Auch mit Aepfeln bombardiren,
Einer Schaar von Spatzen gleich,
Die im Laub ſich amuſiren.
Huſch, huſch, huſch!

(Er bewirft ſie mit Aepfeln.)

Bramarbas.

Weh, o weh, ich bin getroffen,
Welche Schmerzen, welche Pein!

Brigella.

Weil mir juſt das Maul ſtund offen,
Flog ein Apfel mir herein,
Doch ich biß darauf gemüthlich,
Und er ſchmeckt ganz appetitlich.

Pierrot.

Hurtig, Brüder,
Werft ihn wieder.

(Sie werfen ſich von beiden Seiten. Tartaglia kommt.)

Bramarbas.

Still, o ſtill, da kommt Tartaglia.

Brigella.

Halt, o halt, du ſiehſt, ich fall' ja.

Pierrot.

Jeder eile sich zu ducken.

Charlatan.

Still, o still, ihr dürft nicht mucken.

(Hanswurst versteckt sich hinter den Baum.)

Tartaglia.

Schändlich bin ich nun geschlagen,
Und gestürzt von meinem Throne,
Kaum noch hab' ich meine Krone
Und mich selbst davongetragen.
Alle Donnerwetter müssen
Meinen General erschlagen,
Der zuerst ist ausgerissen!
Wo die feigen Memmen stecken?
Könnt' ich einen nur entdecken!
Wo sie sich verkrochen haben,
Sicher tief in einem Graben,
Hinter einem alten Zaum,
Oder hinter einem Baum.

(Er sieht hinter den Baum. Hanswurst schleicht vor ihm her, daß er durch den Baum gedeckt wird, aber endlich dreht sich Tartaglia auf die andre Seite, und beide stoßen mit den Köpfen zusammen.)

Hanswurst.

Ach Erbarmen, schont mich doch,
Oben sitzen andre noch!

Tartaglia (blickt auf).

Welch' abscheuliche Gesichter
Schneidet dieser Baum. O Hölle,
Gift und Pest, ihr Bösewichter,
Kommt herunter auf der Stelle!

Bramarbas.

Ach, Herr König, wenn ihr wüßtet,
Wie's hier oben gut ſich ſitzt.

Tartaglia.

Hätt' ich nur Kartätſchen itzt,
Ha, wie ihr mir fliegen müßtet!
Hilf, o Hanswurſt, hilf mir rütteln,
Daß wir ſie vom Baume ſchütteln.

(Sie ſchütteln vergeblich.)

Hanswurſt.

Ach, Herr König, Feinde kommen!

Tartaglia.

Ei, ſo wird die Flucht genommen.
Doch ich werd' es euch gedenken.
Komm' ich wieder, müßt ihr denken.

(Er entflieht. Harlekin kommt von Colombine verfolgt.)

Colombine.

Willſt du weichen? dich ergeben?

Harlekin.

Nein, ich ſchwör's bei meinem Leben,
Daß mit dieſer Pritſche ſtolz,
Iſt ſie gleich auch nur von Holz,
Alle Schwerter ich beſiege,
Daß ich niemand unterliege,
Als der Schönen, der ich diene,
Als der kleinen Colombine.

(Sie ſchlägt ihm die Pritſche aus der Hand.)

Colombine.

Aber mir iſt's doch gelungen.
Sieh', nun hab' ich dich bezwungen.

Harlekin (leiſe).

Gern will ich mein Blut vergießen,
Wenn die Liebe Mörder iſt,
Denn ich ſchwör's zu deinen Füßen,
Daß du Colombine biſt.

(Er wirft ihr Maske und Domino ab.)

Colombine.

Harlekin!

Harlekin.

O Colombine!

Hanswurſt.

Wie? die kleine Colombine?

Harlekin und Colombine.

Welch' Entzücken, welche Luſt!

Hanswurſt.

Ach, wie lieben ſie ſich beide!
Mund auf Mund und Bruſt an Bruſt
Springen, tanzen ſie vor Luſt,
Und ich will mich edel zeigen,
Und euch zu dem Tanze geigen.

(Er nimmt die Geige des Troubadours und geigt. Sie tanzen um den Baum herum.)

Pierrot.

Weh, o weh, da kommen ſie.
Alles wimmelt von Soldaten,
Infant'rie und Cavall'rie,
Neufranzoſen, Demokraten.

Brigella.

Wär' ich nur ein Aepfelein
Hing' an dieſem Zweigelein!

Der alte Troubadour.

Ach, wenn ich ein Vöglein wär',
Daß ich flög' wohl über's Meer!

Charlatan und Leander.

Laſſ' uns tapfer mit den Spritzen
Wechſelſeitig uns beſchützen.

Pierrot.

Colombinens Schürze kann
Beſſer als der Baum uns decken.
Kommt herunter! Mann für Mann
Wollen wir uns drunter ſtecken.

(Sie ſteigen herunter und laufen Colombinen nach, die immer noch mit Harlekin um den Baum tanzt.)

Alle.

Colombine, bitte, bitte,
Colombine bitt' für uns!

(Roger, Iſabella, Narciſſus, Truffaldino erſcheinen mit Truppen. Colombine hält ihre Schürze vor, und die Narren verſtecken ſich hinter ihr.)

Roger.

Unſre Feinde ſind entronnen,
Und wir haben ſchon gewonnen,
Ehe noch die Schlacht begonnen.
Doch, wer iſt das hübſche Mädchen,
Das ſo artig niederkniet,
Und wie angereiht am Fädchen
Hinter ſich die Narren zieht?

Colombine (eintretend).

Sey, o Herr, den Narren gnädig,
Weil es doch nur Narren sind!

Roger.

Geh' in Frieden, gutes Kind,
Alle Narren lass' ich ledig.

Die Narren.

Welcher Jubel, welch Entzücken!
Wir sind frei,
Juchhe, juchhei!

(Sie tanzen.)

Isabella.

Komm' und lass' an's Herz dich drücken,
Colombine, liebe Kleine.

Colombine.

Ach, mein Fräulein!

Isabella.

Sieh, und deine
Lange Treue will ich lohnen.
Jetzt soll Freude bei uns wohnen.
Denn wie ich den Gatten fand,
Will ich dir den deinen wählen.
Und dich dem, den bei der Hand
Du so zärtlich hältst, vermählen.

Harlekin und Colombine.

Diese Wonne, diese Freude!

Die Narren.

Weh, es ſchwillt vor Haß und Neide
Nun ſchon wieder unſre Bruſt!

Harlekin und Colombine.

Dieß Entzücken, dieſe Luſt!

Hanswurſt.

Luſtig, luſtig, lieben Leute,
Morgen wird die Hochzeit ſeyn.
Einem wird die Braut zur Beute,
Und wir andern trinken Wein.
Manchen, den die Heirath reute,
Reute niemals doch der Wein.
Süß für Eine Nacht ſind Bräute,
Süß für alle bleibt der Wein!

Vierte Scene.

(Thronſaal im Palaſt. Roger, Iſabella, Narciſſus Truffaldino, Hofleute, Parlament und Volk.)

Roger.

Erobert iſt das Reich, doch finden wir's
In Trümmern und verwaiſ't, denn es entbehrt
Den ächten Herrn und angebornen Erben.
Deramo birgt im Dunkel der Verbannung
Sein greiſes Haupt, Narciſſus fand den Tod,
Und Iſabellens Vater, dem der Thron
Zunächſt gebührt ob ſeiner treuen Dienſte
Und väterlichen Sorge für dieß Reich,

Auch er iſt des Tyrannen Haß entflohn,
Und unbekannt die Stätte, wo er weilt.
Doch hoffen wir, daß unſers Sieges Kunde
Zum Ohre der Verbannten dringen wird,
Und zahllos ſind die Boten ausgeſendet,
Sie aufzuſuchen in der Wälder Dunkel.
Uns aber ziemt es hier, in ihrem Namen
Zu handeln, bis ſie ſelbſt zurückgekehrt.
Wir ordnen, was Tartaglia frech verwirrt,
Und geben dem bedrangten Volke wieder,
Was er an Recht und Ehren ihm entriſſen.
Und iſt die Pflicht den Lebenden geleiſtet,
So ſey ſie auch den Todten fromm erfüllt.
Narciſſus iſt in dieſem Kampf gefallen.
Sein wunderbares Daſeyn früh vollendend,
Zu fremd für dieſe Erde, ſie vertauſchend
Mit einer ſchönern, die ihm ſelber gleicht.
Ihm gründen wir, wo er gefallen iſt,
Ein Denkmal von noch nie geſehner Pracht,
Das dieſes Landes Völker ſtets erinnre,
Welch unſchätzbares Kleinod es verlor
In ſeines Königsſtammes letztem Sprößling.

(Armida und Smeraldina erſcheinen plötzlich.)

Armida.

Gebt nicht dem Todten, gebt dem Lebenden
Die Ehre, die ihm ziemt. Hier iſt Narciſſus.

Narciſſus und Iſabella.

O Himmel!

Volk.

Hoch, Narciſſus lebe hoch!

Roger.

Roger.

Mit frohem Herzen heiß' ich euch willkommen,
Weil ich so that und sprach, als wäret Ihr
Am Leben noch und längst mein Freund geweſen.

Armida.

Ich drücke dankbar dieſe tapfre Hand
Und als den großgeſinnteſten der Freunde
Umarm' ich euch. — Doch gönnt mir, Iſabella,
Daß ich auch eure Hand, die dieſen Bund
Geſtiftet, faſſe, und des Dankes Zoll
In dieſem Kuß auf eure Lippen drücke.

(Sie küßt Iſabellen.)

Narciſſus.

Narciſſus!

(Er wird in Ohnmacht.)

Roger.

Unſre holde Königin
Erbleicht und ſchließt die ſonnenhellen Blicke.
O hilf ihr, Iſabella.

(Iſabella geleitet Narciſſus hinaus.)

Die Gefahr,
Der auf dem Ocean ſie kaum entronnen,
Des Weges lange Müh' hat ſie ermattet.
Ich bitt' euch, Prinz, die herrlichſte der Frauen
Gaſtfreundlich aufzunehmen. War' es wahr,
Was alle ſagen und ich nicht mehr glaube,
Seitdem ich euch geſehn, war's dennoch ſo,
Daß Ihr die Weiber haßtet, müßtet Ihr
Doch ritterlich ſie ehren und beſchützen.
Und dieſer Dame Schönheit müßte ſchnell
Den Haß in demuthsvolle Liebe wandeln.

Denn jedes Mannes Haſſen hat ein Maß,
Und unermeßlich iſt Armidens Reiz.

Armida.

Ihr ſprecht, als liebtet Ihr Armiden ſelbſt?

Roger.

Begehrt' ich ſie, ſo wäre ſie die meine,
Eh' ich's bedächte. Doch den Uebermuth
Der Stärke beugt der wahre Muth der Ehre.
Ich bin der Gott nicht, dem die Göttliche
Gebührt, und Schmach bedeckt den Titanen,
Der frevelnd dieſen ſüßen Himmel ſtürmt.
Doch Ihr, mein Prinz, Ihr zeigt in eurem Weſen
Das Göttliche, das ihr vergleichbar iſt.
Nur Ihr ſeyd werth, die Herrliche zu lieben,
Und werther noch, von ihr geliebt zu ſeyn.

Armida.

Und ich muß euch bekennen, theurer Roger,
Seitdem ich dieſer Schönheit Wunder ſah,
Bin ich ſo ſehr verwandelt, daß ich plötzlich
Die Damen alle liebenswürdig finde,
Nur ſie allein nicht.

Roger.

Immer pflegt der Scherz
Das Ernſte zu verkehren.

Armida.

Reden wir
Von dieſen zarten Angelegenheiten
Ein andermal. Jetzt aber folgt mir, Roger,
Auf den Balcon, denn unten harrt das Volk

Mit liebevoller Ungeduld und will
Mich wiedersehn, noch zweifelnd, ob ich wirklich
Dem Tod entronnen bin. Und schöner nicht
Kann ich's begrüßen, als an eurer Hand,
Und euch als den Erretter dieses Landes
Dankbar umarmend.

Volk.

Hoch, Narcissus hoch!
Der tapfre Roger hoch, und dreimal hoch!

Fünfte Scene.

(Im Wald. Der Bettler und Pantalon.)

Pantalon.

So müssen wir denn, wie die wilden Thiere, im Walde leben und Wurzeln graben.

Der Bettler.

Es träumte mir in der vorigen Nacht, ich sey ein Bettler, und es schenkte mir jemand ein großes Stück Schwarzbrod. Noch jetzt, Minister, rümpft mir der Mund darnach.

Pantalon.

Wir könnten ja einmal versuchen, und ein wenig betteln.

Der Bettler.

Nimmermehr. Man kann unter einer Krone verhungern, aber nicht niederträchtig werden. Guter Mi-

nister, das verstehst du nicht. Zu solchen Entschließungen im Kopf gehört auch eine Krone auf den Kopf.

Pantalon.

Aber die Wurzeln sind doch eine gar zu bittre Kost.

Der Bettler.

Sie sind dennoch ein königliches Gericht, wenn nur ich sie verzehre. Und grab' ich sie nicht sogar Allerhöchsteigenhändig mit meinem Landesscepter heraus?

Pantalon.

Das muß wahr seyn, Ew. Majestät, aus einem Scepter läßt sich doch alles machen. Ich habe schon oft über die erstaunlicher Geheimnisse nachgedacht, die in einem solchen Scepter stecken.

Der Bettler.

Was meinst du, wenn ich es in den Boden steckte, ob es nicht vielleicht ausschlüge und Früchte trüge, die wir essen könnten?

Pantalon.

Figürlich, Ew. Majestät, metaphorisch, gleichsam allegorisch, ja wohl.

(Tartaglia kommt.)

Der Bettler.

Heda ist denn der ganze Wald voll Könige? Da kommt wieder einer. Es ist der Rothkönig. Nun wird auch bald der Schellen- und Eichelkönig kommen.

Pantalon.

Ach, Ew. Majestät, um Gotteswillen, es ist ja Tartaglia.

Tartaglia.

Himmel und Hölle, das iſt Deramo und Pantalon.

Der Bettler.

Biſt du der Schurke, der mich abgetrumpft hat? Heraus, Schelm, wenn du Herz haſt!

Tartaglia.

Heraus denn, Verhaßter, eher ſterben, als dir weichen.

(Sie fechten mit den Scepter, und beide fallen.)

Der Bettler.

Ich habe genug. O meine Thorheit! (Stirbt.)

Tartaglia.

Auch ich bin hin. O meine Verbrechen! (Stirbt.)

Pantalon.

O Jammer, unglücklicher Pantalon, wo findeſt du nun einen Herrn wieder? Da liegen alle beide. Einer war zu viel, und nun ſind zweie zu wenig. Ach Deramo, ach Tartaglia! Unſchuldiger König und höchſt ſchuldiger! daß ich dieſen herzbrechenden Ausgang eures Zwiſtes erleben mußte! — Doch ein Troſt bleibt mir, Tartaglia's Tod erlöſ't mich aus der Verbannung. Ich will heimgehn und dem verwaiſ'ten Volke den Tod ſeiner Könige erzählen. Ich will ihre Kronen, Scepter und Mäntel auf mich laden und ſie auf dem verwaiſ'ten Throne niederlegen. (Er entkleidet die Leichen.) Vergebt mir, Majeſtäten, daß ich euch nehme, was ihr nicht mehr habt. Vergebt mir, ihr heiligen Zeichen der von mir ſtets ſo tief verehrten Macht, daß ich Unwürdiger mich mit euch bekleide.

Mein Zittern unter dieser königlichen Last beweist, daß ich nicht bloß ihre Schwere, auch ihr Ansehen, nicht bloß meine Altersschwäche, auch mein Niedrigkeit fühle.

Sechste Scene.

(Nacht am Ufer des Meeres. Der junge Troubadour allein, singt zur Zither.)

Der junge Troubadour.

Himmelferne,
Milder Gluth,
Ziehn die Sterne,
Schauen nieder,
Flimmern wieder
Aus der stillen Meeresfluth.

Bist so ferne,
Liebeslust,
Wie die Sterne,
Und ich trage
Nur die Klage
In der sangerfüllten Brust.

Siebente Scene.

(Nacht. Vor der Hütte des Waldbruders. Deramo ſitzt auf einer Bank, und hat ſtatt der Krone einen Lorbeerkranz auf dem Kopfe. Der Waldbruder betrachtet die Sterne.)

Waldbruder.

Die ganze Welt iſt vor uns aufgeſchloſſen.
Blick' auf, o Sänger, zu dem Sternenzelt.
Schon hat der Pfau der dunkelblauen Nacht
Sein augenvolles Rad entfaltet. Herrlich
Strahlt im Südweſten des Orion Sternbild.
Ein funkelnder Demant ſteht Sirius
Zur Rechten ihm. Links unter den Hyaden
Im gelben Licht glänzt Aldebaran.
Im Weſten ſinken die Plejaden nieder,
Doch oben leuchten hell Caſtor und Pollux.
Das iſt des Himmels ſternenreichſte Gegend,
Und nie ermüd' ich, nächtlich ſie betrachtend,
In unbekannte Welten mich zu träumen.

Deramo.

Warum iſt dieſe Sternenwelt ſo groß?
Weil ſie ſo ſchön iſt. Denn das Grenzenloſe
Begränzt ſich in jedwedem Stern und ſchließt
In jedem Punct ein unres Wunder auf.

Waldbruder.

Im engſten Raum liegt die Unendlichkeit
Und in dem kleinen Menſchen liegt die Welt.
Doch was er in der eignen Bruſt geſchaut,
Erkennt er erſt im Spiegel der Natur.

Deramo.

Es sind so viele Sterne, jeder schön,
Doch einer muß der schönste seyn vor allen.
Zeig' mir den schönsten Stern an diesem Himmel.

Waldbruder.

Das ist Antares, den du tief im Süden
Dort brennen siehst in aller Farben Gluth.

Deramo.

O schönes Licht der dunkeln Sommernacht,
O süßes, warmes, südgebornes Feuer!
Die andern großen Himmelslichter alle
Erbleichen vor dem kleinen bunten Sterne,
Aus dem in ewiger Bewegung blitzend
Vielfarb'ge Flammen schlagen, glühend heiß,
Als flammten sie aus eines Dichters Herzen.
Und dieser Stern steht unbekannt und ferne,
Dem Aug' entrückt in ungemess'ne Weiten?

Waldbruder.

Nichts Schönes gibt's, das wir nicht suchen müssen.
Nur das ist immer nah, was niemand sucht.

Deramo.

Warum ist alles denn so fern und einsam
In dieser vollen ungeheuren Welt?
Der Himmel wölbt sich wie ein Königssaal,
Und gleich unzähl'gen Königen sind die Sterne
In ihrer goldnen Pracht darin versammelt.
Doch einsam sitzen sie auf ihren Thronen,
Jedwede Sonne nur sich selber leuchtend,
Umringt nur von der dunkeln Sclavenschaar

Der willenlos gehorchenden Planeten,
Und jede flieht die andre, unerreichbar
Iſt jede Sonne jeder Sonne fern.

Waldbruder.

Du irrſt. Auch Sonnen ſehn ſich freundlich nahe,
Und einen ſich in ſüßem Liebesbunde
So innig, daß ihr Licht zuſammenſchmilzt,
Und beide nur noch Eine Sonne ſcheinen.
Wirf einen Blick in dieſen magiſchen Spiegel,
Der jeden Stern dem Auge näher bringt,
Und deſſen dunkeln Kreis jetzt majeſtätiſch
Caſtor durchwandelt, der am Himmel droben
Fernhin die ſilberweißen Strahlen wirft.
Er iſt ein Doppelſtern, und wunderbar
Siehſt du im Spiegel ſeine beiden Sterne,
Zwei Blüthen ſich aus Einem Keim entfalten.

Deramo.

O welches Wunder! Sterne, die wie Augen
Voll Liebe glühend in einander ſtrahlen,
In ihres Anſchauns ew'ge Luſt verſunken,
Die liebend ſich wie zarte Lippen nahn,
Als wollten ſie ſich küſſen, oder hätten
Sich ſchon geküßt. Der eine leuchtet ſtärker,
Der andre ſchwächer. Wie der ſtarke Jüngling,
Der in dem Arm die weiche Jungfrau hält,
Umſchlingen ſie ſich beide, hold gepaart.
O Anblick, wunderbar und herzerquickend!
So iſt der Liebe heiliges Geſetz
Mit Sternenſchrift am Himmel ſelbſt geſchrieben!

Waldbruder.

Am Himmel, ja, wie in des Herzens Tiefen.

Denn der geheimnißvolle Trieb der Welt,
Der ſich in allen ihren Weſen regt,
Iſt Ringen nur nach Liebe. Jedes Weſen
Sucht ſich im andern, doch es findet ſich
Nicht eher, bis es ganz ſich ſelbſt verloren.
Ein jeder Stern muß ſelbſt erſt untergehn,
Bis er den andern aus ſich ſelbſt gebiert.
Und ſterben muß im Menſchen alles, was
Ihm eigen war, bis er die Liebe findet.

Deramo.

So wirſt auch du, Narciſſus, deinen Stern
Verdoppeln wieder, wann er untergeht,
O heilige Natur, du löſeſt uns
Der Menſchenſeele tief verborgnes Räthſel,
Und keine Täuſchung iſt die fromme Kunſt,
Die in den Sternen wie in Herzen liegt.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

(Im Garten des königlichen Schloſſes. Narciſſus allein.)

Narciſſus.

Treuloſer Kuß, der Iſabellens Lippen
So reizend macht, als hätt' er alle Roſen
Vom Munde des Narciſſus weggeſogen!
Treuloſer Kuß, der wie ein Blitz vom Himmel
In meines Buſens Heiligthum geſchlagen,
Und mir entzündet in dem tiefſten Herzen
Der Eiferſucht noch nie gefühlte Schmerzen!
Treuloſer Kuß, der meine Lippen lehrte,
Wie ſüß es iſt, geliebte Lippen küſſen,
Wie Seelen ſich verſchmelzen ſüß in Küſſen,
Wie Liebe ſüß geboren wird in Küſſen,
Um wieder hinzuſterben ſüß in Küſſen!
Treuloſer Kuß, den ich allein ſoll küſſen,
Und fremde Lippen, mir entriſſen, küſſen!
Wer kann ein Weib ſich wiſſen, und nicht küſſen?
Nichts iſt am Weib, das nicht verlangt zu küſſen.
Nur Lippen ſind ſie, lebend nur in Küſſen,
Des Kuſſes Körper, deſſen Seele küſſen.
Soll nicht der Körper ſeine Seele miſſen,
Muß ich Narciſſus, mich Narciſſus küſſen!

Iſabella (kommt).

O falſches Herz, das mir mit Stärke log,
Und vor des Feindes erſtem Blicke ſchon
Ohnmächtig hinſchmilzt. Tugend, biſt du nichts,
Als meiner Lippen Hauch, vom erſten Kuß
Des Feindes ſpottend ſchon hinweggeküßt?
Wo ſoll ich hinfliehn, wo mich vor mir ſelbſt,
Vor dem Entſetzlichen, das in mir wühlt,
Vor meines Herzens Qual und Scham verbergen?

Armida (kommt).

Ihr ſeyd allein und traurig, Iſabella,
Und eures Angeſichtes Mondesglanz
Taucht ſich in Purpur, da Ihr mich erblickt,
Und eure Augen füllen ſich mit Thränen?
Laßt dieſe ſchöne Hand mich traulich faſſen
Und das geſenkte Haupt euch ſanft erheben,
Wie eine ſchwer vom Thau getränkte Roſe
Dem Kuß der Sonne ſich entgegenhebt.

Iſabella.

O habt Erbarmen, Prinz, wenn Ihr mich liebt,
Verlaßt mich, tödtet mich, nur ſeht mich nicht
Mit dieſen liebevollen Blicken an!

Armida.

Was fürchtet du? Narciſſus iſt ein Traum,
Der freundlich nur im Schlummer dir erſcheint.
Schon einmal haſt du dieſen Traum geträumt,
Und biſt in Rogers Armen aufgewacht.
Warum denn zitterſt du, zum zweitenmal
Den leichten ſchnellvergeſſnen Traum zu träumen?

Iſabella.

Du ſtößeſt Dolch auf Dolch in meine Bruſt.
Aus deinen Blicken, deines Mundes Lächeln
Dringt tauſendfaches Gift in meine Seele,
Und ſo voll Grauſamkeit ſind deine Worte,
Daß du zum Vorwurf Liebe mir und Tugend,
Tugend und Liebe machſt.

Armida.

Was dieſer Mund
In Worten fehlte, büßt er ab in Küſſen.

Narciſſus (mit Ingrimm).

Halt ein, Verräther!

Iſabella.

Weh mir, ich vergehe.
(Sie ſinkt.)

Narciſſus.

Narciſſus, bei der Liebe heil'gen Mächten,
Du darfſt kein andres Weſen jemals lieben,
Als mich allein. Nur dieſe Lippen dürfen
Die deinigen berühren, dieſes Herz
An deinem ſchlagen, dieſe Arme dich
Umſchlingen, wie der Ring der Ewigkeit.
Ich laſſe dich nicht mehr. Mein mußt du ſeyn,
In einem einz'gen Kuß, der nimmer endet,
Mit mir verrinnen, wie zwei Tropfen Thau
Auf einem Roſenblatt zuſammenrinnen!

Armida.

Da ich noch niemand liebte, haßt' ich dich.
Und da ich eine andre lieb', als dich,

Bedaur' ich dich. Vom Haß zum Mitleid iſt
Ein großer Schritt. Drum fahre nur ſo fort,
Kannſt du vielleicht aus Mitleid Liebe machen.

(Ab.)

Narciſſus.

Entſetzlich! Iſt ſo engelgleiche Liebe
So teufliſch ſchwarzen Hohnes werth? O Teufel,
Ich laſſ' dich dennoch nicht, ich folge dir
Bis in der Hölle tiefſten Abgrund nach.

(Ab.)

Roger (kommt).

Wo iſt Narciſſus? Sehen muß ich ihn,
Denn nur, wenn ich ihn ſehe, ſchweigt der Haß
In meiner Bruſt, und wie von Zauberei
Geblendet zoll' ich Lieb' und Ehrfurcht ihm.
Seh' ich ihn nicht, ſo ſchweigt Ehrfurcht und Liebe,
Und bittrer Groll mit Löwenzungen lechzt
In meinem Herzen nach dem Blut des ſeinen.

Zweite Scene.

(Im Schloßgarten vor Colombinens Wohnung. An dem einen Ende ſitzen Harlekin und Colombine, die ſich liebkoſen, an dem andern Truffaldine, welcher ſteht. Unten im Garten ſchleichen Bramarbas, Pierrot, Brigella, Charlatan, Leander und Hanswurſt durch die Gebüſche.)

Harlekin und Colombine.

Welche Wonne, welch Entzücken!
Liebchen, laſſ' ans Herz dich drücken,

Leſen mich in deinen Blicken,
Welche Wonne, welch' Entzücken!

Truffaldino.

Bald wird mich der Neid erſticken,
Während die ſich mit Entzücken
Immer küſſen, herzen, drücken,
Muß ich Arme Strümpfe ſtricken.

Die Narren.

Hinter der Verliebten Rücken
Sinnen wir auf neue Tücken.
Still nur ſtill, ihr müßt euch bücken,
Soll der ſchöne Fang uns glücken.

Harlekin und Colombine.

Bald erſcheint der Polterabend.

Colombine.

Lieber Bräut'gam!

Harlekin.

Liebes Bräutchen!

Truffaldino.

Wie iſt doch das Wort ſo labend,
Polterabend, Hochzeitabend!
Könnt' auch ich, ihr guten Leutchen,
Bald einmal die Hochzeit feiern,
Aber ach, mir fehlt's an Freiern.

Colombine.

Viele Freier ſonder Gleichen
Seh' ich ſchon im Garten ſchleichen.

Bramarbas.

Laßt uns keine Zeit verlieren,
Colombinen zu entführen,
Eh' in dieser Sommernacht
Harlekin zur Frau sie macht.

Pierrot.

Hinter diesen Rosenmauern
Wollen wir uns niederkauern,
Und erscheint sie, dann im Nu
Sind wir da und greifen zu.

Harlekin.

Hurtig, hurtig, Smeraldina,
Diese Narren zu verkiren,
Spiele du die Colombina,
Laß' statt ihrer dich entführen.

(Sie entfernen sich vom Fenster und bald darauf kommt Harlekin heraus, der den verkleideten Truffaldino am Arm führt. Die Narren springen hervor. Harlekin flieht.)

Bramarbas.

Halte still, du bist gefangen!

Hanswurst.

Seht der feige Bräut'gam fliehn.

Pierrot.

Colombine, mein Verlangen!

Bramarbas.

Weg den Schleier! (Er reißt ihn weg.)

Brigella.

Ach, was sieht
Für ein schwarzes Ungeheuer
Aus dem Schleier!

Truffaldino.

Nun da bin ich, meine Herren,
Wer mich will, den nehm' ich gern.

Alle.

Ach, wie gräßlich
Ist sie häßlich!

Truffaldino.

Süße Knaben,
Wollt ihr mich nicht haben?
Wollt ihr nicht küssen,
Küssen und scherzen,
Scherzen und herzen,
Herzen und küssen?

Hanswurst.

Ha, ha, ha, es ist zum lachen,
Seht sie nur das Maul aufmachen!

Alle.

Lacht sie aus, lacht sie aus!
Ei, wie sieht sie garstig aus!

Truffaldino (zu Bramarbas).

Hier ist noch Platz
Für manchen Schmatz
Komm, küss' mich, Schatz!

(Er entsetzt sich. Zu Pietrot.)

Komm', hab' mich lieb,
Du Herzensdieb,
Du kleiner Knirps!

(Er verfolgt ihn.)

Brigella.

Hier iſt ein Kürbis,
Den klopft nicht faul
Ihr gleich ins Maul,
Der wehrt vor das Küſſen.

(Man bringt einen großen Kürbis.)

Truffaldino.

O weh, dieſer Biſſen
Iſt allzugroß.
Ach, laßt mich los!

Bezmarbad.

Nur feſtgehalten!
Wir andern ſpalten
Das Maul ihr auf.

Truffaldino.

Ach hört doch auf!
Erbarmen, ich bin
Nicht die Negerin.
Bin Truff — Truffaldin!

Smeraldina (entfernt ſich eilig).

Dies iſt mein Name,
Er ſoll dir nützen.
Ich ſchwor's, dieſe Dame
Will ich beſchützen.
Fort, ihr Schelme, fort von hinnen,
Laßt die holde Schöne gehn!

Die Narren.

Ha, ha, ha, er iſt von Sinnen,
Dieſe Schwarze nennt er ſchön!

Smeraldina.

O lacht doch nicht,
Man lacht euch ſelber aus.
Seht ihr das Pärchen nicht
In jenem Haus?

Harlekin und Colombine zum Zuſchauer.

O lacht ſie aus,
Bei ſüßen Küſſen!
O lacht ſie aus,
Die zuſehn müſſen!

Die Narren.

Laß an den Frechen
Uns rächen.
Auf, ſtürmen wir
Die Thür!

Smeraldina.

O ihr Trödſe,
Durch Zauberei ſogleich
Verwandl' ich euch
In Töpfe.

(Sie werden in Töpfe verwandelt und verſchanzen ſich mit großem Ge-räuſch an der Thür.)

Harlekin und Colombine oben:

Truffaldino und Smeraldina unten:

O welch ſchöner Polterabend,
Klirr und klirr und kling und klang!
O wie küßt ſich's ſüß und labend,
Klirr und klirr und kling und klang!

Wer im Arm ein Liebchen hält,
Dem zerbricht die ganze Welt.

(Die Übrigen verwandeln sich wieder in Menschen.)

Bramarbas.

Weh, o weh, ach, meine Stirn!

Pierrot.

Alte Töpfe hört' ich klirren.

Brigella.

Weh, o weh, es war mein Hirn.

Leander.

Meine Nase!

Hanswurst.

Ach, mein Bauch!

Charlatan.

Ach, mein Knie, mein Schienbein auch,
Meine Ferse, meine Wade!

Alle.

Ach, Erbarmen, Schonung, Gnade!
Colombinchen, ach, verzeih'!
Sieh, wir fühlen bittre Reu'.

Colombine.

Wollt ihr feierlich mir schwören,
Nimmermehr mein Glück zu stören?

Alle.

Ja, wir schwören.

Colombine.

Nun ſo will ich euch verzeihn,
Und als Gäſte
Bei dem Feſte
Sollt ihr mir willkommen ſeyn.

Alle.

Welcher Jubel wird das ſeyn!
O wie wollen wir uns freun,
Tanzen und ſpringen,
Trinken und ſingen,
Bis in den lichten Morgen hinein!

Dritte Scene.

(Ein Zimmer im Hauſe. Narciſſus allein.)

Narciſſus.

So wie ein Kind mit unbewehrten Armen
Vergebens nach dem ſchönen Vogel haſcht,
Der wenig Schritte nur vor ihm ſich ſetzt,
Und wieder auffliegt, wenn es naht, und wieder
Nur wenig Schritte neckend weiterfliegt:
So greif' auch ich, Narciſſus Spuren folgend,
Mit offnen Armen nur in leere Luft.
Da iſt ein Spiegel. — Ach Narciſſus iſt
Nicht mehr wie ehemals in jedem Spiegel,
Den ich betrachte. Treulos, wie er ſelbſt,
Iſt auch ſein Spiegel, und Armiden nur
Und immer nur Armiden muß ich finden.
Such ich Narciſſus. — Doch erquickt es mich,
In dieſem Spiegel ſelbſt mich anzuſchaun,

Denn Liebe blickt aus meinen eignen Augen
Mich innig an, und jeder Blick der Liebe
Macht Alles ja, und auch uns selber froh.
Bin ich so schön, als mich der Spiegel zeigt,
So macht allein die Liebe mich so schön.
O sähe mich in diesem Augenblick
Narcissus, dieses Liebesblickes Zauber
Bezwänge seinen Stolz! — Doch wie, ich selber
Bin ja Narcissus, bin es noch wie sonst,
Und was ich wünsche, diesen Augenblick
Geschieht es ja, Narcissus sieht Armiden
Und wird bezwungen von Armidens Reiz.
O welche Seligkeit, sich doppelt lieben!
Narcissus lieb' ich, und Armiden lieb' ich,
Und beide lieb' ich als mein eignes Selbst,
Und beide doch zugleich als fremde Wesen.
O, nur ein Wunder konnte diese Wonnen
Der Liebe häufen auf ein einzig Herz!
Verwandeln müßt' ich mich in die Geliebte,
Mein eignes Herz vertauschen mit dem ihren,
Um sie zu lieben, wie ich selbst mich liebte,
Doch war es denn das Wunder, das die Liebe,
War's nicht die Liebe, die das Wunder schuf?
Ist Alles nicht ein Traum nur? bin ich nicht
Narcissus nur, der für Armidens Reiz
So heiß in Liebe glüht, daß er im Wahnsinn
Der Liebe selbst sich für Armiden hält?
Wer bin ich? Weh! mir schwindelt's vor den Augen,
Und meine Seele zittert vor sich selbst.
Ich fühle trunken, daß ich beides bin,
Und dennoch fehlt mir beides. Ich bin Nichts.
Entbehr' ich ihn noch, Alles, hab' ich ihn!
Ihn muß ich finden, ihn in meinen Armen

Zu diesem Spiegel führen, neben mir
Ihn sehn, und in dem seligsten der Küsse,
Der unsre Lippen, unsre Seelen eint,
Das Räthsel meines Daseyns lieblich lösen.

Vierte Scene.

(Im Garten. Truffaldino und Smeraldina (fern in Arm.)

Truffaldino.

O allercharmantester Truffaldino, ich kann mich nicht satt an dir küssen. Du bist gar zu allerliebst. Ich entdecke alle Augenblicke einen neuen Reiz an dir, und kann nicht begreifen, wie ich ehemals, da ich noch Du war, so wenig aus mir gemacht habe.

Smeraldina.

Ich wünschte, du wärest weniger in mich verliebt, denn du wirst aus lauter Liebe zu mir wieder Ich werden wollen.

Truffaldino.

Nicht doch, Schatz! O es ist mir ganz wohl in meiner Haut. Ich will in meinem Leben nichts Andres mehr seyn, als ein Weib. Es ist so etwas Vergnügliches, Genießliches, Seelenkitzelndes darum, ein Weib zu seyn, daß es eigentlich gar keine Männer auf der Welt geben sollte, wenn sie nicht zu unserer Unterhaltung unumgänglich nöthig wären. Der Unterschied ist ungeheuer. Findest du das nicht auch?

Smeraldina.

Ein unglaublicher Unterschied für den, der die Probe noch nicht gemacht hat. Aber ich finde doch, daß man

als Mann viel beſſer dran iſt. Das Einzige ausgenommen, daß ich, ſeit ich ein Mann bin, etwas dummer geworden bin, kann ich mich nicht genug über meine neuen Vorzüge verwundern, beſonders aber über meine Schönheit. Nicht wahr, ich bin herrend liebenswürdig?

Truffaldino.

Du machſt mir ganz Angſt. Ach, ich bitte dich, lieber Truffaldino, werde nur nicht in dich ſelbſt verliebt. Vergiß nur nicht, daß ich auch da bin, und daß ich deine Frau werden ſoll.

Smeraldina.

Du haſt Recht mein Schatz, das darf ich nicht vergeſſen. Komm nur her und ſey unbeſorgt. Ich weiß am beſten, was an dir iſt. Ich kenne dich ja beſſer, als du ſelbſt. Die alte Smeraldina iſt eine Perſon, die ich immer ſehr geſchätzt habe, und der ich es niemals vergeſſen werde, daß ſie die Einzige war, die mich für liebenswürdig hielt, da es kein anderer Menſch glauben wollte. (Er küßt ſie.)

Armida (kommt).

Nun, Truffaldino, Smeraldina, ſeyd
Ihr einig ſchon?

Smeraldina.

Ja, gnädigſte Königin, wir bitten euch um euren Segen.

Armida.

Ihr könnt mit Harlekin und Colombinen
Noch heute Hochzeit feiern, wenn ihr nicht
Auf meine eigne Hochzeit warten wollt.

Smeraldina.

Wenn Ihr erlaubt, ſo wollen wir es je eher je lieber thun.

Armida.

Nun ſo verwandle jeder von euch beiden
Sich wieder in die vorige Geſtalt!

Truffaldino.

Ach, Königin, haltet ein wenig inne! Wir wünſchen beide ſo zu bleiben, wie wir ſind. Es gefällt uns ſo am beſten, und Ihr wurdet uns unglücklich machen, wenn Ihr uns wieder entzaubertet. Wir würden alles Intereſſe an einander verlieren, wir würden uns wieder ſo alltäglich vorkommen, wie vorher. Wir würden uns nicht mehr lieb haben, denn wir würden gar nicht wiſſen, was wir an einander lieb haben ſollten?

Armida.

Wohl hat er Recht. Alltägliche Naturen
Sind das nur, was ſie werden; edlere
Sind, was ſie ſind. So bleibt verwandelt denn,
Nicht ſtören will ich eurer Liebe Glück.
Doch trennen müßt ihr euch von mir, der Dienſt
Der neuen Smeraldina frommt mir nicht.
Ihr müßt fortan an dieſem Hofe bleiben.
Dürft mir nicht folgen in mein Inſelreich.
Begleitet mich in mein Gemach. Ich will
In einem Brief euch Rogers Gunſt empfehlen,
Und ihm die Krone bieten zum Geſchenk,
Die ohne Haupt zurückbleibt dieſe Nacht,
Wenn ich Narciſſus durch die Lüfte führe.

Fünfte Scene.

(Ein Schlafgemach. Nacht. Armida ruhet auf einer Lampe.)

Armida.

O alle, heil'ge Nacht, des Eros Mutter,
Erhebe deinen faltenreichen Vorhang
Und zeige der beglückten Liebe Schauspiel!
Narcissus naht. Die mitternächt'ge Glocke
Verkündet schon die süße Schäferstunde.
(Sie legt sich auf ein Ruhebett.)
In trügerischen Schlummer hingegossen
Erschein' ich ihm noch schöner, mache kühner
Die Sehnsucht, biete wehrlos meine Brust
Den goldnen Pfeilen seiner Liebe dar.
Doch wenn er mich erweckt, noch unversöhnlich
Trotz' ich den Bitten, Schwüren, Thränen, Stürmen,
Bis du, o strenge, rachedürst'ge Venus,
Mir ein untrüglich Zeichen senden wirst,
Daß du befriedigt bist, und ferner nichts
Zu deinem Siege fehlt, als der Triumph.
— Es naht mit furchtsam leisen Mädchenschritten.
Das ist Narcissus nicht. Doch still, ich schlummre.

Isabella (kommt).

O mitleidlose Liebe, die dem Auge
Den Schlummer raubt, dem Herzen seine Ruhe,
Dem Willen seine Kraft, dem Muth den Willen!
O Liebe, die mich ganz mir selbst entrissen,
Was gibst du mir für mein verlornes Glück,
Was für der Tugend Opfer mir zurück?
(Sie erwacht Armiden.)

O weh mir! — Der hier ruhig schlummernd liegt,
Er ist's, der mir den süßen Schlummer raubt.
Narcissus! — Flieh' ich? Bleib' ich? Auch im Schlummer
Bezwingt er, fesselt mich. Wenn ich ihn sehe,
Bleibt meinem armen Herzen keine Wahl.
Ihn sehen, heißt ihn lieben. Ew'ge Götter,
Gibt es ein Wesen in der ganzen Welt,
Das diesem holden Zauber widersteht?
Bezwingt so hoher Schönheit Allmacht nicht
Jedwedes Herz, und meines sollte zagen,
Für ihn allein in süßer Lust zu schlagen?
Und dennoch dringt ein schneidend tiefes Wehe
Durch meine Brust, wenn ich ihm liebend nahe,
Und heißt mich fliehn, wie vor der Hölle Lockung.
Verbrecherisch sind diese süßen Thränen,
Gift liegt in des Gemüths wollüst'ger Wehmuth,
Der Laster größtes ist des Herzens Schwäche!

In seinem Gurtel steckt ein Dolch. Willkommen,
Männliche Waffe, mir gehörst du zu!
(Sie zieht den Dolch.)
Ein Stoß, und der Verführer ist nicht mehr,
Und glücklicher als Collatinus Weib
Nach' ich die Ehre, eh' ich sie verloren.
(Sie stößt den Dolch nach ihm.)
O Himmel, warum zag' ich? O Narcissus,
Muß ich dich lieben noch, wenn ich dich morde,
Muß ich dich morden nur, weil ich dich liebe?
Du lächelst lieblich mir im Schlummer zu
Und öffnest deine Arme, deinen Busen,
Um die Geliebte zärtlich zu umfassen,
Und ahnest nicht, daß du den Tod umfangst.
— Verführer, deinem falschen Lächeln trotz' ich.

Es iſt der Hölle Hohn, der mich verlacht,
Eh' ich gefallen. Meine Ehre rett' ich,
Ich tödte dich!

(Sie packt den Dolch nur ihn, ſtarrt aber plötzlich erſchrocken zurück.)

O Wunder! Ha, was ſeh ich?
Iſt's Traum? iſt's Wahrheit? dieſer Buſen, Götter!
Iſt eines Mädchens Buſen. Unerhört
Abſcheulicher Betrug! — Ein Weib Narciſſus?
Ein Weib wie ich? und darum ſo viel Thränen,
Und darum Dolche?

(Sie ſchleudert den Dolch von ſich.)

So entſetzlich wurde
Noch niemals eines Weibes Herz betrogen.
Doch war ich's ſelber nicht, die ſich betrog?
Mit welchen Augen hab' ich denn geſehen,
Daß ich nicht längſt geſehen, was ich ſehe?
Narciſſus hat ſich anders nie gezeigt
Als weiblich. Sagt' es nicht mein Vater immer,
Er ſey ein Weib? Warum denn glaubt' ich's nicht?
Schön war Narciſſus, doch nur wie ein Weib,
Und eitel wie ein Weib, feig wie ein Weib.
Und alle Weiber haßt' er wie ein Weib.
Und ich, ich konnt' ihn lieben? O mein Roger,
Wie tief hat dieſe Stunde mich beſchämt!
Solch eine Stunde ſtrafe jedes Weib,
Die ſich der Schönheit Reiz verblenden läßt,
Den ſchönen Mann dem ſtarken vorzuziehn!

(Ab.)

Armida.

Geh' hin mit deinem Irrthum, gutes Kind.
Er wird dich ſeliger als Wahrheit machen.
Wohl dir, wenn du dem Allerheiligſten

Des Tempels nahst, und nicht das Heil'ge siehst,
Es möchte sonst dich wie ein Blitz zerschmettern.
— Schon wieder Tritte, die von Angst gehemmt,
Von Lust gestügelt nahn. Das ist Narcissus.
Die Augen schließ' ich, schließe zu mein Herz,
Um seliger zu öffnen Aug' und Herz.

Narcissus kommt.

O mein Narcissus! Ja, er ist's, er ist's!
Hier liegt der Gottheit reinstes Ebenbild
In süßen Schlaf versunken. Also süß
Schlief Adam unter'm Baum des Paradieses
Den ersten Schlummer, der die Eva schuf. —
Erwache, holder Freund! — Doch nein, er würde
Mich von sich stoßen, wenn ich ihn erweckte.
Nur wenn er schlummert, darf ich ihn besitzen.
Nur wenn Endymion seine starken Arme
Zum sanften Kissen seines Hauptes macht,
Und seine Lanze müßig lehnt am Baume,
Darf ihm Dianens leises Mondlicht nahn.
Nur wenn Cupido mit verschloss'nen Augen
Die kleinen Hände faltend achtlos schlummert,
Und neben ihm der Bogen ungespannt
Und alle Pfeile tief im Köcher ruhn,
Darf Psyche nah mit leisen Schwingen nahn.
O schlafe, schlafe tief und fest, mein Freund,
Daß du den Blick nicht achtest, der sich diebisch
Die unter's Lied des Auges schleichen will,
Daß deine Wangen nicht den Athem fühlen,
Der sie berührt, daß deine Lippen nicht
Den Kuß empfinden, der sie küssen will.
— O Himmel, seine Lippen flehn den Kuß.
Weh, er erwacht!

Armida.

Ein Weib zu meinen Füßen?
Armida, wie? du wagſt es?

Narciſſus.

Höre mich.
Geliebter! Ja, zu deinen Füßen lieg' ich.
Will ewig hier zu deinen Füßen liegen,
Bis du mich hörſt, bis ſich bei meinen Thränen
Dein Herz bewegt fühlt. Gib', o ſüßer Freund,
Dem meinen Frieden! Du allein vermagſt
Die Höllenqual in meiner Bruſt zu enden,
Sie mit des Himmels Wonne zu vertauſchen,
Wenn du mich liebſt, wie ich dich zärtlich liebe.
Ich kann nicht länger deine Liebe miſſen,
Ich kann nicht leben ohne dich, nicht ſterben,
Denn unzertrennlich fühl' ich mich an dich
Gekettet, dein mich ewig unauflöslich.
Warum, ach, biſt auch du der Meine nicht?

Armida.

Ich bin ein Mann und wandle meinem Ziele
Allein entgegen, achtlos niedertretend,
Was meinem Wege ſich entgegenſtellt,
Und war' es auch die lieblichſte der Blumen,
Sie iſt mir feindlich, denn ſie ſteht im Wege.

Narciſſus.

O laß' von dieſem Irrtum, holder Freund!
Das Ziel iſt Liebe; findeſt du die Liebe,
Iſt nichts, was dir zu ſehnen übrig bliebe,
Du biſt am Ziel, biſt du mit mir vereint.

Armida.

Warum mit dir? Soll es denn eine seyn.
Warum mit dir, Armida, nur allein?
Wär' ich auch nicht Narcissus, gliche ganz
Den schwachen Männern, die des eignen Gottes
Im Busen unbewußt, zu ihrem Götzen
Das Weib, das schwächste der Geschöpfe, machen,
Dann war' es Thorheit doch und eitler Wahn,
Von den unzähl'gen schönen Frauen allen
Nur Eine zu erwählen; und geschieht's,
Ist's dennoch Thorheit, mehr als einen Zufall
In dieser Wahl zu sehn. Nur Zufall führt
Das Mädchen just zu dieser Rose hin,
Die sie mit zartem Finger bricht, indeß
Der Lenz noch tausend andre Rosen bringt;
Und Zufall nur führt grade diesen Jüngling
Zu diesem Mädchen hin, indeß auf Erden
Noch Millionen andre Schönen wandeln.

Narcissus.

Nicht Zufall, nein, ein ewiges Geschick
Für den, deß Auge noch nicht aufgeschlossen,
Des eignen Willens königliche Freiheit
Für den, deß Auge klar und offen sieht.
Der Liebe Wahl vereint Geschick und Willen,
Und der Vereinung Freiheit nur beseelt
Der Einheit ewige Nothwendigkeit.
Im Reich der Liebe gibt es keinen Zufall.
Wir lieben uns, weil wir uns lieben müssen,
Wir müssen, weil wir wollen. Lieben ist
Nichts mehr als dieses Wollen; doch der Wille
Ist einig stets in zwei getheilten Herzen.
Die Lieb' ist älter als die Liebenden.

Ein einig Wesen trennt sie sich in zwei,
Um sich zu ewigem Genuß zu finden.
Bin ich nicht Du, bist du denn nicht Ich selbst?
Sind wir nicht eine einz'ge Seele nur,
Die sich getrennt in einen Doppelleib,
Um sich in ew'ger Wonne selbst zu schaun,
Sich selber zu umarmen, zu beißen?
In Einem zwei, und ewig Eins in zweien,
Daß wir der Einheit seliges Gefühl
In ew'ger Trennung erneuen?

Armida.

Ein einig volles Ganzes ist der Mann,
Ein reichlich überströmendes Gefäß,
Das nichts mehr aufnimmt. Halbheit und Bedürftniß
Ist nur des Weibes Loos und der Geschöpfe,
Die dienend um den Herrn der Schöpfung stehn,
Wenn er mit starkem Willen sie beherrscht,
Doch die auf jede seiner Schwächen lauern
Und ihn zerreißen wie Aktäons Hunde,
Wenn er, der Jäger, selbst sich jagen läßt.

Narcissus.

Du spiegelst mir ein gräßlich Bild zurück,
Das einst aus meiner Seele tiefstem Abgrund
Der Eigenliebe Stolz heraufbeschworen.
Doch hat der sanfte Morgenstern der Liebe
Der Hölle nächt'gen Abgrund mir geschlossen
Und in ein Nichts gebannt: denn wo das Licht
Sich liebend ausgießt, ist ein Nichts das Dunkel;
Wo Liebe leuchtet, wird ein Nichts der Haß.
Und diese Liebe, leuchtet sie dir nicht
Aus meinem Auge? Strahlt da glänzend nicht
Von ihr erhellt, und kannst dein eignes Auge

Noch

Noch immer ſchlummernd in dein Inneres kehren,
Und finſtre Träume aus dem Nichts gebären?

Armida.

Von deinem Lichte kann ich nichts gewahren,
Die Sonne ſieht nur in dem eignen Licht,
Und unverrückbar feſt am Firmament
Kann nichts ſie ſtören in der Selbſtbetrachtung
Und in des Selbſtgenuſſes reicher Fülle,
Wenn deine Liebe du ſo mächtig wähnſt,
Verſuch' es, mich zu zwingen!

Narciſſus.

O mein Narciſſus, nur du ſelber kannſt,
Nicht ich dich zwingen. — Nein, auch zwingen nicht,
Du ſollſt von einem Zwang dich nur befreien.
Denn harte Feſſeln ſchmiedet dir dein Stolz,
Und löſen kann ſie deine Liebe nur.
Bei deinem Selbſt beſchwör' ich dich, Narciſſus,
Bei deiner Schönheit, bei der Allgewalt,
Die Liebe weckt, wohin dein Auge blickt,
Entſage ſelbſt der ſüßen Liebe nicht!

Armida.

Wagſt du, an dieſe Schönheit mich zu mahnen,
Und ahneſt nicht, daß mit den eignen Waffen
Du dich verwundeſt, denn die Schönheit iſt's,
Die mir das ſtolze Recht verleiht, mich zwingt,
Nur mich zu lieben und kein andres Weſen,
Weil keines meiner Schönheit ſich vergleicht.

Narciſſus.

O dieſe Schönheit, ſoll ſie ewig nur
Der Liebe Nebenbuhlerin und Feindin ſeyn,

Dann schwinde sie, und nur die Liebe siege!
Narcissus, schwinde! Reizende Gestalt,
Verhülle dich in Nacht! Ihr edlen Züge,
Verschwimmt in Luft, seyd unsichtbar auf immer!
Nur deine Seele lebe fort, dein Herz
Nur schlage fort in unsichtbaren Pulsen
Bewegt von süßer Liebe! Welche Wonnen
Gewährt die Schönheit, wenn die Liebe fehlt?
Es wird durch Liebe Liebe nur gewonnen,
Auf ewig werden Herzen nur vermählt.
Nicht Sinne, Körper können uns verbinden,
Die Seele nur, der Herzen ew'ge Treue,
Die schöner stets im Himmel blüht auf's Neue,
Wenn uns der Erde Traumgestalten schwinden.

Armida.

Wahnsinn'ge Liebe, die erzeugt von Schönheit
Sich gegen ihren Ursprung selbst empört,
Das Bild der holden Schonheit von sich stoßend
Im leeren Nichts sich selbst verzehrt!
Ich schwinde nicht. In meiner Schönheit Fülle
Steh' fest ich, unzerstörbar, unvergänglich.
Doch willst du mich für dich verschwunden sehn,
So brauchst du selbst von hinnen nur zu gehn.

Narcissus.

O daß dich dieser teuflisch schwarze Hohn
So häßlich machte, wie jetzt deine Seele,
Und deine Seele sich in reiner Schonheit
Mir zeigte, so wie jetzt dein Angesicht!
Verzerre dich in graufe Mißgestalt,
O werde häßlich, wie des Abgrunds Drachen,
Nur liebe, liebe mich!

Armida.

Ich haſſe dich,
Unſinnige, die des Narciſſus Schönheit
Aus eitler Liebe zu vernichten wünſcht,
Die kirchenräuberiſch das heil'ge Bild
Vom Hochaltare der Natur entwenden,
Der Schöpfung Meiſterſtück zertrümmern will.
Du biſt nicht würdig meines Anblicks mehr,
Hinweg von mir!

Narciſſus.

O Himmel, ich vergehe!
Ich kann nicht bleiben, kann nicht von ihm laſſen.
(Er ringt die Hände. Plötzlich erblickt er den Dolch, der noch am Boden liegt.)
Ha, dieſer Dolch! Willkommen meiner Hand!
Ich faſſe dieſe mörderiſche Waffe,
Die mich zum Aeußerſten entſchloſſen macht.
Willſt du im Leben nicht mein eigen ſeyn,
Soll dich doch ſicher mir der Tod vereinen.
Ja, morden, morden will ich dich und mich!
Narciſſus, kühn will ich die Feſſeln ſprengen,
Worin dich deiner Schönheit Zauber hält.
Zerbricht des Leibes falſches Götzenbild,
Wird frei die innre Gottheit deiner Seele,
Zerbricht der Stolz, wird deine Liebe frei.
So ſtirb, Narciſſus, von Armidens Hand!
(Indem er den Dolch erhebt, wird er in ſeine vorige männliche Geſtalt verwandelt, und in dieſem Augenblicke nimmt auch Armida die ihrige wieder an.)

Armida.

Halt ein, Geliebter! Weg mit dieſem Dolch,
Weg mit der Liebe Raſerei, hinweg

Mit jeder Tauchung, jeder Zauberkunſt!
Gewonnen iſt der ſüße Kampf der Liebe,
Du haſt geſiegt, da du dich ſelbſt bezwungen.
Die Schönheit haſt der Liebe du geopfert,
Kein größres Opfer kann die Liebe fordern,
Und lohnen muß ſie nun des Leidens Müh',
Mit allen Wonnen ihres Himmelreichs.

Narciſſus.

O beides Wunder! Seliges Erwachen!
Armidens ſüßes Auge blickt mich an,
Und ihre Hand entwindet mir den Dolch,
Den ich nach meinem eignen Herzen zückte.
Nein, ew'ge Götter, wenn ich ſterben muß,
So laßt mich ſterben in Armidens Kuß.

Armida.

O laß' mich mit dir ſterben in dem Kuß,
Nichts bleibe von uns übrig als ein Kuß.

Narciſſus.

Zwei Küſſe fühl' ich in dem Einen Kuß,
Weil ich ihn geben und empfangen muß.

Armida.

Des Kuſſes ſüßes Echo iſt ein Kuß,
Doch dieſes Echo ſelbſt verſtummt im Kuß.

Narciſſus.

Zweifaches Küſſen iſt derſelbe Kuß,
Nichts iſt ſo innig einig als ein Kuß.

Armida.

Weil Lieb' aus zweien Eines machen muß,
So iſt die Liebe ſelber nur ein Kuß.

Narciſſus.

Die Lieb' iſt Küſſen, darum lieb' im Kuß,
Und ſtatt der Worte rede nur dein Kuß.

Sechste Scene.

(Im Garten. Alle Lauben und Bäume ſind mit Lichtern geſchmückt. Harlekin und Colombine in bräutlichem Puß, Bramarbas, Pierrot, Brigella, Leander, Charlatan, Hanswurſt und Hofleute als Hochzeitgäſte. Gelag, Muſik und Tanz.)

Chor.

Auf, tanzet und ſpringet,
Und ſcherzet und lacht,
Und trinket und ſinget
Und ſpottet der Nacht!

Harlekin.

Wir öffnen den Reigen
Im bräutlichen Kranz.
Auf, hüpfende Geigen,
Und ſpielt uns zum Tanz.

Pierrot.

Auf, luſtige Leute,
Und tanzt hinterdrein,
Ein jeder ſoll heute
Der luſtigſte ſeyn.

Brigella.

O fröhlich, o ſelig,
Sich walzend zu drehn,
Und lichter unzählig
Wie Sterne zu ſehn.

Hanswurſt.

Trompeten laßt blaſen
Und ſtürmet das Faß
Und ſtecket die Naſen
Ins ſchäumende Glas.

Bramarbas.

Führt her in die Mitte
Die Braut im Triumph,
Und löſ't nach der Sitte
Das Band ihr vom Strumpf.

Charlatan.

Auf, jauchzet und ſpringet,
Juchheiſa, juchhei,
Und trinket und klinget
Die Gläſer entzwei.

Hanswurſt.

Auf, tapfere Zecher,
Und löſ't ihr den Schuh,
Und macht ihn zum Becher
Und trinkt ihn euch zu!

Leander.

Und trinket den ſüßen,
Den golden und rein
Von niedlichen Füßen
Geleiterten Wein.

Harlekin.

Ach, Cimbeln und Flöten,
Ihr klingt zu vertraut,
Und machet erröthen
Die liebliche Braut.

Chor.

Auf, tanzet und ſpringet
Und ſcherzet und lacht,
Und trinket und ſinget
Und ſpottet der Nacht!

(Roger und Iſabella kommen.)

Iſabella.

O ſieh, Geliebter, tauſend Lichter
Verdunkeln hier der Sterne Glanz.
Sieh, lauter fröhliche Geſichter
Bei Feſtmuſik und munterm Tanz.
Laſſ' Colombinens Luſt uns theilen,
Wir haben glücklich ſie gemacht,
Laſſ' bei den Glücklichen uns weilen,
Mitfeiernd ihre Hochzeitnacht.

(Pantalon kommt mit den königlichen Inſignien Dezame's und Tartaglia's.)

Pantalon.

Da bin ich endlich. Statt der Krücken
Bedien' ich zweier Scepter mich,
Doch ſoll ich länger ſo mich bücken,
Erdrückt die Laſt mich jämmerlich.
Hier leg' ich ab die goldne Beute;
Kommt und erloſet mich davon.
Kommt her und helft mir, guten Leute,
Ich bin der alte Pantalon.

Iſabella.

Mein theurer Vater!

Pantalon.

Ach, mein Kind!

(Sie umarmen ſich.)

Roger.

Die Tochter seh' ich liegen
An ihres Vaters Brust.

Chor.

O welch Vergnügen,
O welche Lust!

Pantalon.

O Kind, erzähle mir geschwind,
Und stille mein Verlangen,
Wie ist es dir ergangen,
Mein liebes, liebes Kind?

Isabella.

O Vater, laß' mich wissen,
Was du hast leiden müssen,
Welch gütiges Geschick
Dich heute führt zurück?

Pantalon.

Vernehmt, ich künd' euch allen
Die trauervolle Kunde,
Deramo ist gefallen
In unglückselig'er Stunde.
Hier bring' ich seinem Sohne
Die königliche Krone.

(Truffaldino und Smeraldina kommen mit einem Briefe, den sie Rogern knieend überreichen.)

Truffaldino.

Ach Herr, ach, wißt Ihr schon,
Narcissus ist entflohn.

Smeraldina.

Er gab uns diese Zeilen
Damit zu euch zu eilen.

Roger (liest).

O wunderbar Geschick!
Narcissus läßt zum Lohne
Der Freundschaft diese Krone
Auf meinem Haupt zurück.

Isabella.

O Vater, diese Krone
Bringst du dem eignen Sohne,
Denn er ist mein Gemahl.

Pantalon.

O Kind, ich muß ersticken
In Freuden sonder Zahl.
O Jubel, o Entzücken!
Ein König dein Gemahl!

Roger.

Die königliche Würde
Nehmt Ihr, o Vater, an.

Pantalon.

Mir altem schwachen Mann
Ziemt keine solche Bürde.
Ein Held wie du allein
Soll unser König seyn.

(Er setzt ihm Derams's Krone auf.)

Chor.

Ja, Roger allein
Soll der König seyn!

Es lebe der König!
Trompeten, ertönet!
Auf, jubelt und singt!
O selige Nacht,
Die dem König die Krone
Und Myrthen zum Lohne
Der Liebe gebracht!

Letzte Scene.

(Vor der Hütte des Waldbruders. Narcissus und Armida knien vor Deramo, der ihnen segnend seinen Segen gibt. Im Hintergrunde der Waldbruder betend.)

Deramo.

Empfanget, geliebte Kinder, des treuen Vaters Segen,
Und laßt mich eure Hände fromm in einander legen.
Mit Schönheit schloß die Liebe den ewigen Verein.
Des Sängers Vorbeerkrone muß euer Brautkranz seyn.

Gelöst ist jedes Räthsel im zweifelnden Gemüthe,
Entfaltet hat die Liebe die wunderbare Blüthe,
Die noch in keinem Garten der Erde jemals sproß,
Die stets in harter Knospe des Menschen Herz verschloß.

Doch diese Wunderrose kann man nur einmal schauen.
Das Auge, das sie schaute, umfangt des Todes Grauen.
Wem einmal ward auf Erden der Himmel aufgethan,
Ihm kann in Ewigkeiten nichts Irdisches mehr nahn.

Des Dichters ganzes Leben iſt Irren nur und Wahnen,
Und nie erfülltes Hoffen und nie geſtilltes Sehnen.
Wer ihm in ſüßer Schaale das Gift der Wahrheit bot,
Gibt im Entzücken ſelber ihm unbewußt den Tod.

Ich fühle, daß ich ſterbe, doch ſelig iſt mein Scheiden.
Die Dichter ſind am meiſten im Tode zu beneiden.
Sie ſterben am Verwelken des ird'ſchen Leibes nicht,
Nein, weil des Geiſtes Blüthe nur durch die Knoſpe bricht.

Wie ſich die Gottheit liebend ins Ird'ſche ließ hernieder,
So ſtrebt des Dichters Liebe hinauf zur Gottheit wieder.
Es ſteigt ein ewig Sehnen herab von Sternenhöhn,
Es muß ein ewig Sehnen auf zu den Sternen gehn.

Ein unerfülltes Sehnen, noch ſuchend, was ſie liebe,
Fand, was ſie liebe, nimmer der Gottheit ew'ge Liebe,
Bis ſie im Opfertode ihr eignes Sein verlor,
Verwandelt in das Weſen, das liebend ſie erkor.

So hat die Gottheit ſelber ſich in die Welt verloren,
Wie wer als Mann geſtorben, neu wird als Weib geboren.
Doch iſt des Weibes Leben ein Wunſch des Mannes nur,
Ein Ringen nach dem Himmel die irdiſche Natur.

Ich ſehne mich, der Hülle des Leibes zu entſtreben
Und mir das Kleid der Sterne hellleuchtend umzuweben,
Von himmliſchen Gebirgen ein ſanftes Windeswehn,
Ein reiner Geiſt der Liebe durch's Thal der Welt zu gehn.

Ich seh' die Nacht sich füllen mit unbekannten Sternen,
Und Töne hör' ich klingen aus immer tiefern Fernen,
Und immer tiefer öffnet mein Herz sich in der Brust,
Und giebet in sich trunken des ganzen Weltalls Lust.

Nicht kann der Dichter liebend an Einem Wesen hangen,
Er will wie Gottes Liebe die ganze Welt umfangen,
Von ewig neuem Schönen in ew'ger Lust umrinat,
Wie Stern an Stern sich klingend um den Polarstern
schwingt.

Druckfehler.

Seite 52 Zeile 3 von unten lies feindlichen statt friedlichen.
Seite 84 Zeile 1 von oben lies hemme statt hemmen.

Reiſe
nach
Oeſterreich
im Sommer 1831.

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1832.

Hb/05/2005

STADTBIBLIOTHEK DRESDEN

H. sub. A 4200
(2)

Vorwort.

Oeſterreich gleicht ſeiner Donau. Obgleich dieſer Strom, den übrigen europäiſchen Flüſſen zum Trotz ſeinen Lauf rückwärts nimmt, kommen ſeine Gewäſſer durch das ſchwarze und Mittelmeer am Ende doch auch ins atlantiſche Meer. Es ſoll mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn die folgenden Blätter etwas dazu beitragen, die Vorurtheile zu zerſtreuen, welche man im übrigen Deutſchland noch ſo häufig gegen die Oeſterreicher hegt. Dieſes kerngeſunde und liebenswürdige Volk ſteht jetzt genau auf der Stufe, auf welcher es Joſeph II gern haben wollte, es iſt nach und nach und wie von ſelber joſephiniſch geworden, und die Aufklärung hat in Oeſterreich weit größere Fortſchritte gemacht, als man gewöhnlich glaubt, oder zu ſagen wagt. — In den äußern, minder bevorzugten Pro-

vinzen iſt Erfahrung und Bedürfniß; in der glücklichen Mitte des Reichs iſt Lectüre und wiſſenſchaftliche Bildung die Lehrmeiſterin geweſen, deren Unterricht weder Cenſur noch geheime Polizei gehemmt haben. Ich geſtehe, daß mir Bemerkungen dieſer Art wichtiger waren, als das ſchadenfrohe Aufſpüren längſt ſchon von hundert Schriftſtellern ins Brandſchwarze gemalter Schattenſeiten des Stock- und Stockungſyſtems.

Wenn man die himmelhohen Alpen und die reichen Fruchtgelände der Donau im Sonnenglanze ſieht, und ſich in das fröhliche Gewimmel des kräftigen und ſchönen Volkes miſcht, und zugleich überall auf unterrichtete und denkende Köpfe und feingebildete Männer trifft, ſo wird man mit Liebe und Achtung für das herrliche, unerſchöpflich reiche Land und Volk erfüllt, und man freut ſich an dem Gedanken, daß dieſe geſunde Kraft durch nichts abgenützt werden kann.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel.

Veranlaſſungen zur Reiſe. — Stuttgart. — Roſenſtein. — Kannſtadt. — Eßlingen. — Ehningen 1

Zweites Capitel.

Burgau. — Augsburg. — München. — Romantiſche Kunſt. — Die Medusa. — Demoiſelle Schechner 24

Drittes Capitel.

Deutſche Univerſitäten. — Naturphiloſophie. — Görres. — Oken 44

Seite

Viertes Capitel.

Waſſerburg. — Traunſtein. — Die öſterreichiſche Gränze. — Betrachtungen über Deutſchland. 69

Fünftes Capitel.

Salzburg. — Der Untersberg. — Das Schloß. — Der Kapuziner. — Steinbüchler. — Die Kärnthner-Alpen. — Die ſchönen Linzerinnen. — Das Donauthal. 95

Sechstes Capitel.

Wien. — Die Stadt. — Die Menſchen. — Phyſiognomien. — Das Wohlleben. . . . 121

Siebentes Capitel.

Epiſodiſche Bemerkung über Proletairs und St. Simonianer. 156

Achtes Capitel.

Berühmte Männer. — Joſeph von Hammer. — Mondel. — Graf Maillath. — Die Wiener Dichter. 188

Seite

Neuntes Capitel.

Littrow. — Die Sternwarte. — Betrachtungen über die Gestirne. 172

Zehntes Capitel.

Bibliothek. — Ambraser Sammlung. — Kaiserlicher Schatz. — Antiken-Sammlung. — Aegyptische Sammlung. — Naturaliencabinet und brasilianische Sammlung. 218

Eilftes Capitel.

Ueber den Orden des goldenen Vließes. . . . 234

Zwölftes Capitel.

Theater. — Burgtheater. — Schreyvogel. — Demoiselle Peche. — Seydelmann. — Theater am Kärntherthor. — Demoiselle Fanny Gosler. — Theater an der Wien. — Leopoldstadter Theater. 238

Dreizehntes Capitel.

Wiens Umgebungen. — Der Prater. — Schönbrunn. — Tivoli. — Das Krapfenwaldchen. — Baden. — Erinnerungen an Polen. . . . 274

Seite

Vierzehntes Capitel.

Abſchied von Wien. — Cholera-Schrecken. — Salzburg. — Das Grab des Paracelſus. — Die Mauttaſche. — Heimkehr nach Schwaben. 294

Schluß-Capitel.

Geometriſche Berechnung der Zukunft. 309

Erſtes Capitel.

Veranlaſſungen der Reiſe. — Stuttgart. Roſenſtein. — Kannſtadt. — Eßlingen. — Göppingen. —

Ueber meinem kritiſchen Eifer gegen die deutſche Gelehrtenpedanterei war ich nahe daran, ſelbſt hinein zu fallen; wenigſtens mußte mich erſt eine ernſthafte Krankheit zu Anfang des Jahres 1831 daran erinnern, daß ich zu viel und zu lange hinter dem Schreibpult geſtanden. Ich ſchämte mich, daß mein Körper klüger geweſen ſeyn ſollte, als mein Geiſt; allein der Menſch iſt einmal ſo, und anſtatt der Stimme des Gewiſſens, die im Körper liegt, anſtatt den allerunterthänigſten Einwendungen des repräſentativen

Körpers Gehör zu geben, ist er gern dessen Tyrann, und muthet ihm mehr zu, als er ertragen kann. Der Arzt, ein Allöopath, verbot mir die Bücher und die Feder, die mich krank gemacht, und befahl mir eine Erholungsreise, wobei ich alle geistige Anstrengung möglichst vermeiden sollte. Wohin nun? frug ich mich.

Ich soll nicht denken. Aber wo in aller Welt denkt man nicht? In Oesterreich, flüsterte mir mein guter Genius zu. Hatte ich nicht hundertmal gelesen, daß in Oesterreich das Denken verboten sey, und hatte ich mich eben deßhalb nicht immer vor Oesterreich gefürchtet? War mir nicht als Knabe, da ich einmal nach Böhmen gerieth, angst und bange geworden, daß schon der Gedanke, hier nicht denken zu wollen, mir den Kopf kosten könnte? Wo konnte mir nun besser geholfen werden, als in Oesterreich? Ich durfte mir ganz dreist in den Paß setzen lassen, daß ich nur reise, um nicht zu denken. Ich reiste also mit einer Sicherheit und mit einem Wohl-

behagen nach Oesterreich, das nur ein Oesterreicher selbst empfinden kann. Ich war zum erstenmal in meinem Leben stolz auf Gedankenleere, und bemerkte nicht ohne Erstaunen, daß dieser Stolz weit mehr schmeichelt und weit glücklicher macht, als der Stolz auf das Gegentheil, auf die Gedankenfülle. Nie war mir wohler als in dieser Entäußerung des Geistes, und ich schmeckte einige Tage lang die unaussprechliche Wollust der mystischen Geistestödtung. Aber ach, es war eine bloße Täuschung, denn wie ich über die k. k. Gränze kam, fand ich zu meinem Schrecken, daß man dahinter so gut denke, wie davor, und daß die Gränzen des Denkens nirgends sind, wie die des Raums.

Die Sache war indeß einmal geschehn, und das Denken folgte mir, wie dem Horaz die Sorge, überall nach, wobei ich es als eine besondere Gnade der Vorsehung ansehe, daß ich dennoch vollkommen geheilt nach Hause kam, wie denn oft die bloße Einsicht in die

Nutzloſigkeit einer Arznei die Wirkung derſelben hervorbringt.

Ich verließ Stuttgart am 21 Junius 1831, welches zufällig mein drei und dreißigſter Geburtstag war. Stuttgart, wo ich mich nach langen Irrfahrten vor acht Jahren bürgerlich niedergelaſſen, wird von den Reiſebeſchreibern gewöhnlich nur im Vorbeigehen erwähnt, bietet aber dem Einheimiſchen weit mehr Reize dar, als dem Fremden. Um ſich mit dem Schwabenland und Schwabenvolk recht innig zu befreunden, muß man es erſt genauer kennen, und mit ihm vertraut werden, denn ungleich den glänzenden Rheinlanden, gewinnt es durch längere Bekanntſchaft, indem ſeine Schönheit erſt nach und nach mehr hervortritt. Wie die lieblichſten Thäler der rauhen Alp und des Schwarzwaldes, ſo liegen auch die Gemüthsreize des Volks in beſcheidener Verborgenheit; aber die Liebe, die hier nur durch Dauer gewonnen wird, wird auch durch Dauer belohnt.

Stuttgart hat eine sehr anmuthige Lage, weniger in der Mitte als am Ausgange eines Bergkessels, der gegen die Stadt in unzähligen, mit Wein üppig bepflanzten Terrainwellen convertirt, wie eine Venusmuschel.

Dieser Bergkessel öffnet sich nordöstlich gegen das Neckarthal, und der Raum zwischen der Stadt und dem Neckar ist durch die königlichen Anlagen und das Lustschloß Rosenstein sehr verschönt. Nur an lebendigem Wasser mangelt es. Stuttgart gehört in die Kategorie der neuen Residenzstädte, die ohne alle Rücksicht auf ihre mercantilische oder militärische Lage aus ländlichen Fürstensitzen nach und nach zu großen Städten erweitert worden sind. Es kann weder Handelsplatz seyn, weil es kein Wasser und nur beschwerliche Bergstraßen hat; noch ein Waffenplatz, da es ringsum von den Bergen occupirt wird. Weit günstiger liegt eine Stunde davon Kannstadt am schiffbaren Neckar, und im Durchschnittpunkte großer Heer- und Handelsstraßen.

Der Weg nach Kannstadt führt an dem neuen Lustschlosse Rosenstein vorüber. Dasselbe liegt auf einem künstlich abgerundeten Hügel, nur leider etwas zu vertieft, so daß es von unten aussieht, als ob es halb in die Erde gesunken wäre. Auch hat das Gebäude selbst von außen ein etwas zu massives Ansehn, die Masse des Steins herrscht zu sehr vor, und der Geist der Form hat das Material nicht genug überwunden. Das Innere aber ist sehr reich decorirt, und die Aussicht in das Neckarthal ausnehmend reizend.

Ich fuhr dieses Thal aufwärts, dem gegenüber liegenden Kannstadt vorbei, nach Eßlingen. Das Thal ist zu beiden Seiten von Weinbergen umringt. Auf einem derselben stand einst das alte Stammschloß Würtemberg, die Wiege des königlichen Hauses, an dessen Stelle jetzt das Grab der verewigten Königin Katharina steht.

Man kommt bei der anmuthig gelegenen Stutterei Weil vorüber nach Eßlingen, der

alten Reichsſtadt, die manche harte Fehde mit Würtemberg beſtand, jetzt aber eine ziemlich herabgekommene Provinzialſtadt iſt. Ihre größte Zierde iſt die ſehr romantiſch an einen hohen Weinberg ſich lehnende Liebfrauenkirche, zwar klein, doch vollendet und im beſten gothiſchen Geſchmacke gebaut. Die gebrochene Arbeit des ganz durchſichtigen Thurms beſteht aus lauter vielfach verſchlungenen Roſen, Kreuzen und Herzen. Im Innern iſt ſie durch modernen Ungeſchmack bunt ausgepinſelt, was indeß dem harmoniſchen Eindrucke des edlen Säulenwaldes kaum Eintrag thut.

Von Eßlingen bis Göppingen iſt die Gegend nicht mehr intereſſant. Doch gewährte es mir eine angenehme Unterhaltung, auf Feldern und Wieſen die üppige Flora dieſer Jahrszeit zu betrachten. In jeder Woche zieren die Fluren andere Blumen, geht dieſe ein, jene auf. Alexander von Humboldt hat zuerſt auf den maleriſchen Geſchmack der Natur aufmerkſam gemacht, mit welchem ſie

unter allen Zonen gewiſſe Bäume, Sträuche, Blumen und Kräuter als ein ſchönes, in ſich harmoniſches Ganzes, zuſammengruppirt. Daſſelbe geſchieht aber nicht nur dem Raume, ſondern auch der Zeit nach. Flora wandelt in einem ewigen Regenbogen durch die Natur. Im erſten Frühlinge ſtreut ſie die weißen Blumen und Blüthen aus, in denen noch des Winters Schneeglanz blinkt; dann im Mai ſchmückt ſie das tiefere Grün der Wieſen mit gelben Sternen und Dolden; im Junius bricht das milde Roth der Roſen auf, und das brennende der Lilien, Benonien und des Feldmohns; dann folgt im Julius der blaue Flor des Flachſes, der Kornblumen und unzähliger Feld- und Waldblumen; im Auguſt aber vermiſcht ſich Roth und Blau in dem Purpur und tiefen Violet der Aſtern, Thalien und Herbſtroſen, bis alle dieſe Farben in dem Braun der fallenden Blätter untergehn.

Eine Antike ſeltſamer Art ſtörte mich in

meiner Naturbetrachtung. Es begegnete mir nämlich ein Wiedertäufer, wie man da in der Gegend einige ſieht. Sie erinnern mit ihren Bärten an die ferne Vorzeit, deren Reliquien ſie ſind, denn ſie ſchreiben ſich noch von den Zeiten her, die der Reformation vorhergingen, und haben alle Kataſtrophen derſelben überlebt. Man duldet und achtet ſie, da ihrer nur wenige ſind, und da ſie einen exemplariſchen Wandel führen. Es gibt überhaupt in Schwaben wie in der Schweiz ſehr viele, obwohl ſehr von einander verſchiedene Sectirer, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß in der Schweiz mehr die praktiſche Schwärmerei und der Gefühlspietismus, in Schwaben mehr die tiefſinnige, den Verſtand beſchäftigende Myſtik zu Hauſe iſt.

In Göppingen fiel mir an der Table d'hote ein hagerer ältlicher Mann auf, der mit unbeſchreiblicher Seligkeit im Blicke daſaß, obgleich die ſteinernen Falten ſeines Amts- und Schulgeſichts ſeit einem Menſchen-

alter jeder Freude abgestorben schienen. Der gute Mann verhehlte mir die Ursache seiner heutigen Wonne nicht. Sein Sohn hatte das Examen glücklich bestanden, zu dem er ihn von Kindesbeinen an vorbereitet, und er gestand, daß ihm nun erst zum zweitenmal recht wohl in der Welt sey: das erstemal sey dieß bei seinem eigenen glücklichen Examen der Fall gewesen, aber in der ganzen langen Zwischenzeit, zwanzig Jahre vor seinem eigenen und wieder zwanzig Jahre vor dem Examen seines Sohnes, habe ihn eine unablässige Angst vor diesem Examen gequält, eine Angst, die auf seinem Gesichte in tiefen Zügen sich verewigt hatte.

Mir fiel dabei sogleich ein, was Paulus bei Gelegenheit der Seherin von Prevorst gesagt hat: „Bei der wiederholten Voraussetzung dieser Seherin, daß in dem Zwischenreiche so fleißig Schule gehalten und gelernt wird, freut es mich recht sehr, in der Seherin eine ächte würtembergische Landsmännin zu

erkennen. Würtemberg hat das wichtige Verdienſt, ſeit der Reformation einen ſehr lernfleißigen Schulunterricht von der niederſten bis zur höchſten Stufe eingeführt zu haben. Daran erkenne ich denn die Würtembergerin, daß ſie auch die künftige Welt ſich nicht anders als wie ein Schulhalten mit unzähligen Schülern und Schülerinnen vorſtellen konnte."

Man findet dieſes Urtheil beſtätigt, wenn man im Schwäbiſchen Merkur vom 3 Auguſt 1831 wörtlich folgende Todesanzeige lieſet:

„Am 26 Julius nahm Gott unſern geliebten N. N., Zögling des Schullehrer-Seminars in Eßlingen, in ſeine höhere himmliſche Bildungsanſtalt auf." Und vom 19 September. „Das jüngſte unſerer lieben Kinder, Friederike, hat der Kinderfreund Jeſus in die himmliſche Erziehung abgerufen." —

Gewiß, der Geiſt, der in Würtemberg vorherrſcht, iſt nicht der frivole Geiſt des

Genuſſes, ſondern der ſtrenge Geiſt der Arbeit. Der Fremde erſtaunt über den unermüdlichen Fleiß des Landmannes auf den Feldern, über die von Arbeit abgehärteten, nicht ſelten abgezehrten Geſtalten, über den Anblick von ſchon erſchöpften Greiſen, die dennoch mit ſchweren Laſten über Feld gehn, und von unreifen Kindern, die ſich ſchon an gleiche Laſten gewöhnen. Er erſtaunt nicht minder über die Geſchäftigkeit der Bürger, über den Mangel an Pflaſtertretern und Müßiggängern, über die Beſcheidenheit der Sonntagsfreuden, über die verhältnißmäßige Einſamkeit der öffentlichen Vergnügungsörter. Jenes Dolce far niente, und jene laute Volksluſt, wie am Rhein, in Franken und Bayern, findet man in Würtemberg nicht. Am wenigſten aber gleicht der ernſte, anſtändige und genügſame Würtemberger dem immer luſtigen und behaglich genießenden Oeſterreicher. Dieſer ernſte Charakter zeigt ſich auch in den höher gebildeten Kreiſen, in

der gelehrten Welt. Tiefſinnige Denker und Dichter, gründliche Fachgelehrte bringen den Ruhm Schwabens auf die Nachwelt; aber die belletriſtiſchen Eintagsfliegen, die anderwärts in ganzen Schwärmen zu finden ſind, bleiben den Ufern des Neckars fern. Ueberall im Lande ſtößt man auf kenntnißreiche, durch eine ſehr gute Schule gebildete Männer; aber die heitere Mittheilung, die geſchwätzige Converſation fehlt, die anderwärts ſo oft den Mangel an gründlicher Kenntniß bedeckt. Endlich macht ſich dieſer ſtrenge Geiſt der Arbeit auch in der Staatsverwaltung geltend, und die Vielſchreiberei iſt hier recht eigentlich zu Hauſe.

Eine ſolche Arbeitſeligkeit hat ihre ſchöne Seite, allein ſie hat auch eine traurige Seite. Die Laſt des Lebens muß ausgeglichen ſeyn durch den Genuß des Lebens, und es ſcheint, der Sinn des Schwaben ſey nicht urſprünglich der Freude ſo abhold, und der trübe Ernſt liege mehr in den gegenwärtigen Verhält-

niſſen. Zwar hat einer der liebenswürdigſten Schriftſteller Schwabens, Bührlen, in ſeinen freundlichen Schwarzwaldbildern unlängſt behauptet, der größere Ernſt, der am mittlern Neckar und in der ſchwäbiſchen Alp gefunden werde, und der ſich ſo auffallend von der größern Luſtigkeit der Schwarzwälder unterſcheide, ſey eine Folge der geographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſe, des Bodens, des Waſſers, der Luft; allein man muß auch noch hiſtoriſche Einflüſſe dazu nehmen.

Der ſchwäbiſche Bauernkrieg und ſeine gewaltſame Unterdrückung im Jahre 1525 hinterließ ohne Zweifel einen tiefen Eindruck im Volke, deſſen Bitterkeit und Traurigkeit wohl nicht gemildert werden konnte durch den finſtern Geiſt der Rechtgläubigkeit, der ſeitdem von der Univerſität Tübingen ausging, und noch weniger durch den harten Druck, mit welchem mehrere gewaltthätige und verſchwenderiſche Herzoge das Volk beläſteten. Man erinnere ſich nur an die Ver-

hältniſſe, welche Schiller veranlaßten, ſein Trauerſpiel „Kabale und Liebe" zu ſchreiben, dieſes treue Abbild ſeiner Zeit. Solche Zuſtände der Völker verbreiten ihren Einfluß trotz der veränderten Zeiten immer auf mehrere Generationen hinaus, und müſſen in Erwägung gezogen werden, wenn man den Urſachen ſo mancher noch jetzt vorkommenden Erſcheinungen nachdenkt.

Jenſeits Göppingen erhebt ſich der Hohenſtauffen, in edlem Schwunge aus dem niedern Hügellande anſteigend und weit die Gegend beherrſchend. Der Berg ſelbſt hat ein ſo edles kaiſerliches Anſehen, daß man die Burg kaum vermißt, die er einſt trug, und die jetzt glatt wegraſirt iſt. Daß es juſt die Bauern waren, welche dieſe alte Burg der Cäſaren brachen (im Bauernkriege), gehört zu den merkwürdigen Ironien, welche ſich die Weltgeſchichte bisweilen als Licenz erlaubt. Wie die Kaiſer überhaupt die natürlichen Beſchützer und Verbündeten des Bauernſtandes

in allen ihren Kämpfen mit dem abtrünnigen Adel waren, so hatten insbesondere die Hohenstauffen, die aus jener Felonie der Großen aufstrebende Fürstenherrschaft in Deutschland bekämpft, und gerade dieser Hohenstauffen edle Wiege zerstörten die Bauern, indem sie eben gegen jene Fürstenherrschaft sich empörten. Das einzige, was verschont geblieben, ist eine kleine uralte Kirche am Abhange des Berges. In derselben sieht man eine Thüre, die nach der ehemaligen Burg führt, und durch welche Friedrich Barbarossa täglich zur Messe zu gehn pflegte. Seit er nicht mehr durchgegangen, hat man diese Thüre vermauert, und noch stehn die einfachen Worte darüber geschrieben: hic transibat Caesar. Dieß ist alles, und doch denkt man hier mehr, als in mancher stolzen, mit alter Herrlichkeit prunkenden Fürstenhalle. So kahl der Berg ist, ich habe viele Stunden droben verweilt, gedankenvoll und doch zu kurz für die Erinnerung, deren unermeßliches

Pan-

orama hier Bild an Bild drängt. Oder wer ſähe nicht über den dunklen Waldzügen dort und über dem Silberſtreife der Alpen, in tiefem Abendroth Italien heraufſtauchen, Päpſte, Reichstage, Schlachten, Belagerungen in unabſehlich glänzendem Gewimmel, und dann Neapel, wo Konradin von Schwaben und mit ihm die echte Krone des deutſchen Kaiſers in einen Abgrund ſank, in dem ſie nun ſchon ſechs Jahrhunderte begraben liegt; Sicilien, das romantiſche Jugendland des zweiten Friedrichs, und im fernen Aſien der Fluß, in deſſen Wellen der greiſe Barbaroſſa ſtarb? Alle dieſe Bilder und hundert andere malt die Phantaſie im weiten Umkreiſe des ſchlanken und edlen Berges, der wie ein in Erz gegoſſener Bucephalus noch ſtolz verkündet, daß er den Alexander trug, und wie der Torſo, daß hier der Arm des Hercules geſeſſen. Was bedarf dieſer Berg noch des kleinlichen Schmuckes roſtiger Alterthümer? Ich hörte, daß die Gewitter gern nach ihm

den Zug nähmen, und häufig Blitze in den niedern, schon dem Boden gleichen Ueberrest des Gemäuers schlügen, und ich selbst fand in diesem Gemäuer zwei Meteorsteine, die man als Producte des Blitzes betrachtet und Donnerkeile nennt, und die ich noch jetzt aufbewahre. Sind das noch verspätete Bannstrahlen der Päpste, oder liebt es der Alte der Tage, auf diesem deutschen Sinai in Flammen zu sprechen?

An den Hohenstaufen reiht sich das Thal gegen Geislingen entlang noch ein ganzes Gefolge von Berghäuptern, die mit mehr oder weniger erhaltenen alten Burgruinen gekrönt sind, und der rings im Grün der Wälder lachenden Gegend ein sehr romantisches Ansehen geben. Hier endet die schwäbische Alp; nach Norden flacht sich die Gegend ab, nach Osten verliert sich die Alp in eine Hochebne, welche die Wasserscheide zwischen dem Neckar und der Donau bildet.

Zu dieser Hochebne gelangt man durch den

Engpaß der Geißlinger Steig. Vor der Steig im ſchmalen Thale liegt das kleine freundliche Städtchen Geißlingen von ſehr idylliſchem Anſehen; doch wird der Fremde darin durch zudringliche Weibsperſonen, die ihm mit unüberwindlicher Geſchwätzigkeit kleine, zierlich von Bein verfertigte Waaren aufdrängen, nicht gering beläſtigt. Auf der neugebauten Chauſſee, welche jetzt die ſonſt lebensgefährliche Steig bequem hinauf führt, begegneten mir ganze Schaaren öſterreichiſchen Fußvolks, das zur Verſtärkung der Feſtung Mainz beſtimmt war. Dieß rief mir theils das Ziel meiner Reiſe, theils die gegenwärtige politiſche Lage Europa's ins Gedächtniß. In Bezug auf die letztere konnte ich folgende Bemerkung nicht unterdrücken.

Mainz iſt zwar ein höchſt glücklicher ſtrategiſcher Punkt. Dieſe Feſte vermag eine anſehnliche Armee zu beherbergen, ſitzt à cheval auf dem Rhein, und kann ſowohl den auf das linke Rheinufer gegen Frankreich gezoge-

nen Operationslinien zur Baſis dienen, als auch, wenn die Franzoſen von Straßburg aus auf dem rechten Rheinufer vordringen, denſelben eine Diverſion im Rücken machen. Allein es fällt dem erſten Blick auf, daß Mainz und das nahe Landau die einzigen feſten Punkte auf deutſcher Seite am ganzen Oberrheine ſind, und daß ſich dieſe Punkte ganz unten an der Gränze des Ober- und Niederrheins befinden. Wenn nun dieſe äußerſten Gränzpunkte durch eine franzöſiſche Nordarmee hinlänglich beſchäftigt würden, was könnte dann ihre Südarmee hindern, von Hüningen und Straßburg aus, die alte, durch keine Feſtung verſperrte Operationslinie nach Ulm zu ziehn? Sollten die deutſchen Heere ſich auf eine Diverſion der weit entlegenen Mainzer Beſatzung verlaſſen dürfen? Iſt nicht vielmehr die längſt vom Wiener Congreſſe decretirte deutſche Bundesfeſtung am Oberrheine, Straßburg und Hüningen gegenüber, ein dringendes Erforderniß? Wird dieſe Feſtung

auch dann nicht entstehen, wenn das geschleifte Hüningen wieder gebaut wird? Doch, was fragen wir? Die Zeit wird vielleicht mehr antworten, als wir fragen können.

Die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Neckar ist hier durch nichts, als durch eine breite Hochebne bezeichnet. Jenseits derselben gelangte ich des Abends nach Ulm.

Der Ulmer Dom, in welchen mich der ehrwürdige Dichter, Stadtpfarrer Neuffer, einzuführen die Güte hatte, ist leider äußerst entstellt durch das kleine trichterförmige Thürmchen, das auf dem unvollendeten Thurm aufgesetzt ist, wie wenn es ein Licht hätte löschen sollen. Eine desto größere Wirkung macht das Innere des Doms durch seine imposante Ausdehnung. Der innere Raum übertrifft an Breite noch den Mailänder Dom, und weicht nur der Peterskirche in Rom. Es stehen über 5000 Kirchenstühle darin, und doch ist auf allen Seiten noch weiter leerer Raum übrig. Diese prachtvolle Halle würde

ſich noch ungleich größer ausnehmen, wenn ſie nicht auf die zweckwidrigſte Weiſe durch eine Orgel und deren Subſtructionen beim Eingange verbaut wäre. Man traut ſeinem Auge kaum, wenn man ſolche grobe Beleidigungen des architektoniſchen Verhältniſſes ſieht, und man hört nicht auf, ſich darüber zu wundern und zu ärgern, ſo oft man auch dergleichen überall wiederkehren ſieht.

Die berühmten in Holz geſchnitzten Köpfe, womit die Chorſitze geziert ſind, zeichnen ſich durch eine Schönheit der Form aus, deren ich das Material kaum für fähig gehalten hätte. Kräftig männliche Züge, beſonders an alten Köpfen, laſſen ſich noch leichter in Holz denken; aber ein Holzkopf, ein Haubenſtock mit den lieblichſten weiblichen Zügen, war mir in der That etwas Neues. Die Schönheit dieſer braunen Geſichter ſcheint ſogar die barbariſche Zerſtörungswuth in Schranken gehalten zu haben, denn nur an ſehr wenigen hat ſich der Vandalismus in Verſtümmelung der Naſen

geübt. Die Ansicht vom Thurm herab bietet nur eine ziemlich flache Gegend dar, die jedoch mannichfach verziert ist durch Klöster und Schlösser, ein Landschaftcharakter, der dem Franken- und Bayerlande ganz eigen ist.

Zweites Capitel.

Burgau. — Augsburg. — München. — Romantike Kunst. — Die Medusa. — Demoiselle Schechner.

Gegen Abend des zweiten Reisetages fuhr ich mit dem Eilwagen weiter. Die Nacht, eine der kürzesten des Jahrs, war angenehm warm und vom Monde freundlich erhellt. Die bayerischen Postillone fuhren sehr gut. Wir kamen um Mitternacht auf Burgau, das alterthümliche Erbe der österreichischen Markgrafen, welche die schöne Philippine Welser dem Kaiserhause geboren. Wie diese liebenswürdige Augsburgerin schon bei Lebzeiten von Kaiser Ferdinand freundlich als Schwiegertochter anerkannt wurde, so sieht man auch heute noch ihr Bild unter den kaiserlichen

Familienbildern in Wien als eine ihrer schönsten Zierden.

Die Sonne ging eben über Augsburg auf, als wir in die Thore dieser alten Reichsstadt einfuhren. Ihre Lage in der grünen Ebene ist freundlich. In den Gassen fällt dem Fremden besonders das aus ganz kleinen Kieselsteinen zierlich in Mosaik gesetzte Pflaster auf, so wie die geschmacklose Malerei der Häuser, die meistens wagrecht gestreift sind, weiß und grün, weiß und roth, weiß und gelb ꝛc. Wer in so früher Morgenstunde hier Langeweile hat, und noch keine andere Sehenswürdigkeit zugänglich findet, mag die ungeheuern Kanonen ansehen, die vor dem Arsenal liegen.

Wir fuhren bei drückender Sonnenhitze weiter. Ein junger Berliner, der eben aus den Niederlanden kam, beklagte sich sehr über die Plackereien, die er von den holländischen Behörden an der Gränze erduldet habe, und lobte dagegen die Gefälligkeit der belgischen.

Die Gegend bis München ist einförmig. Ich schlief ein, und erwachte nicht eher, als in München selbst, das ich Anfangs für eine Landstadt hielt, bis ich an einem Hause: Lindauersche Buchhandlung las, und nun wusste, wo ich war.

München liegt eben, wie Augsburg; die Umgebungen sind kahl, die Aussicht auf die Gebirge dagegen ist reizend. Die Stadt selbst ist ziemlich geräumig und lichtvoll gebaut, mit überall breiten Zwischenräumen, was ich um so mehr immer für eine große Annehmlichkeit gehalten habe, als die meisten deutschen Städte gerade im Gegentheil den unangenehmen Eindruck der Enge und Dunkelheit machen. Die großen Häuser in München haben mir übrigens im Durchschnitte besser gefallen, als die kleinen Paläste.

Mehrere der berühmten neuesten Bauten kamen mir in bedeutendem Grade geschmacklos war, namentlich die neue protestantische Kirche, die weder antik noch gothisch, noch

keines von beiden, sondern unglücklicher Weise beides zugleich nicht ist, sondern sogar nur scheinen soll; solche Novantiken sind in der Poesie wie in der Plastik und Baukunst allemal unausstehlich, und das ist nicht der kleinste Umstand, weßhalb ich der Goethe'schen Schule so aufsätzig immer gewesen bin, bin und bleiben werde, so lange mir Gott meine fünf Sinne erhält. Wie groß und schädlich der Einfluß Goethe's auch auf die bildenden Künste der neuern Zeit gewesen ist, sieht man sehr häufig, obgleich es noch weit weniger anerkannt ist, als sein Einfluß auf die Literatur. Ich kann diesen modernen Geschmack aller Geschmäcke mit nichts Besserem vergleichen, als mit einem Ragout, in welchem die verwöhnte Zunge gern alle Wohlgeschmäcke der Welt zugleich genießen möchte. Die Wahrheit ist aber, daß sich Zeiträume nicht so durch einander werfen lassen, wie Speisen. Man kann — trotz Goethe — man kann nicht antik und romantisch, nicht östlich und westlich

zugleich seyn, so wenig als man zugleich katholisch und protestantisch, servil und liberal seyn kann, obgleich die Schüler jener großen Schule sich all jener Vermittlungskünste vermessen haben.

Die Natur hat alles in starker Eigenthümlichkeit ausgeprägt, und alle Zwitter und Chimären sind in ihr nur mißgeborne Ausnahmen. Diesem Naturgesetz kann sich auch die Kunst nicht entziehn.

Es ist wahr, daß der Mensch vielseitig, ja allseitig ist, und daß der Gebildete sich zu gleicher Zeit für die verschiedensten Dinge interessire, daß er den Geschmack aller Zeiten in sich vereinigen kann. Es ist wahr, daß er zugleich die Kunst und Poesie der Indier, der Griechen, des Mittelalters, der Muhamedaner und aller andern Völker lieben kann; allein was Anderes kann er an ihnen lieben, als eben ihre Eigenthümlichkeit? Wie in der Hervorbringung der reichsten Mannichfaltigkeit die Schöpferkraft des Weltgeistes sich bewährt,

ſo bewährt ſich der gebildete Menſchengeiſt in der Auffaſſung und Würdigung dieſer Mannichfaltigkeit. Denn nur die Einſeitigkeit iſt die Barbarei. Allein eben deßhalb iſt auch eine Verwiſchung der ſcharfen Eigenthümlichkeiten, ein Amalgamiren der heterogenſten Elemente, ein Nivelliren und Planiren und Uniformiren der verſchiedenſten Zeiten in die moderne Zeit ein Rückfall in die Barbarei, indem die vielen Seiten der Welt wieder zu einer abgeplattet, alle bunten Farben in das ſchmutzige Braun gemiſcht, die edlen Metalle alter Götter und Heldenbilder in ein neues korinthiſches Erz zuſammengeſchmolzen werden ſollen.

Dieſes äſthetiſche Juste milieu iſt dem politiſchen vorhergegangen, und verräth dieſelbe Charakterloſigkeit und Schwäche. Die Monarchie in ihrem vollen Glanze, geweiht durch einen Strahl von oben, in patriarchaliſcher Heiligkeit, oder des Kriegsgottes blitzſchleudernder Thron in ſchrecklicher Majeſtät,

oder umringt von aller Herrlichkeit der Natur und Kunst ein Feengarten in der Völkerwüste, — diese Monarchie wird, wenn untergegangen in der Wirklichkeit, doch immer in der Tradition ihren mährchenhaften Reiz behalten. Die Republik ihrerseits, die Mutter der Helden und Weisen, die Mutter der größten Thaten und der größten Lehren, aufwühlend der Menschheit tiefsten Grund, und den Geist hinanführend im Titanenkampfe zu himmelstürmender Höhe, die ewig verschmähte, ewig wieder gerufene Sibylle, die zukunftvolle Prophetin — die Republik lebt in den Ideen der Völker ebenfalls, als das ewige Mährchen der Zukunft, mit tausend Reizen geschmückt, fort und fort. Das Juste milieu aber, das den Glauben an beide, an Monarchie und Republik verloren hat, das zu keinem Muth und Kraft hat, das beide versöhnen will und beide verräth, ist eine Monstrosität, so gut wie die novantike Kunst, die gleichzeitig und natürlicher Weise aus der nämlichen Ursache

aufgekommen iſt. Der Streit der Romantiker und Claſſiker ſteht in genauem Zuſammenhang mit dem Streite der Monarchie und Republik, und ſo auch ihre beiderſeitigen Vermittlungsverſuche. Solche Verſuche ſind früher ſchon gemacht worden, ſind allemal gemacht worden, wenn zwei Zeiten mit einander zuſammenſtießen; allein es iſt allgemein anerkannt, daß die ächtgriechiſche und ächtrömiſche Kunſt und Literatur, ſo wie ſpäter die ächtdeutſche Baukunſt und Poeſie in ihrer Eigenthümlichkeit einen unendlich höhern Werth bewahren, als die barbariſchen Werke der mittlern Zeit, in welchen die Germanen den beſten Theil ihrer Nationalität aufopferten, ohne ſich den beſſern Theil der römiſchen aneignen zu können. Alle ſolche Vermiſchungen haben immer nur dahin geführt, die Scheidung deſto ſtärker zu bezeichnen; und ſo wird auch ohne Zweifel die Vermengung aller möglichen Geſchmäcke und Manieren in unſerer Zeit dahin führen,

künftig jede Eigenthümlichkeit deſto reiner herzuſtellen.

Wie weit dieſe Mengerei der Goethe'ſchen Schule geht, davon gibt ein jüngſt erſchienenes Gedicht eines jungen Leipziger Dichters, Ortlepp, den auffallendſten Beweis. Dieſer wünſcht nämlich eine „Seelenvereinigung" Goethe's, Schillers, Herders, Jean Pauls ꝛc., und bedauert, daß dieſe vielen Leute nicht zuſammen Einen ausmachen. Guter Gott, was würde dabei herauskommen?

Ganz abſolut iſt die Vermiſchung verſchiedener Manieren und wenigſtens bedingungsweiſe iſt die Nachahmung zu verwerfen.

Daß man das Gute nachahmen ſoll, iſt ſogar ein Geſetz. Allein ſofern die Kunſt immer mit der Zeit, in der ſie geübt wird, zuſammenhängt und auf ſie wirken will, ſcheint es nicht paſſend, daß ſich die Kunſt der Gegenwart entfremdet, in die Illuſion längſt entſchwundener Zeiten verſetzt, und nur mit der

der Nachbildung von Gegenständen sich beschäftigt, welche für jene alte Zeit, nicht mehr aber für die unsere, Bedeutung hat. So scheint mir unsere moderne Malerei viel zu sehr in der Erinnerung der alten befangen. Bizanz und Rom, die Wiegen der mittelalterlichen Malerei, boten den Künstlern theils Denkmale der alten Mythologie, theils christliche Wunder und Heilige dar, und diese Gegenstände wurden ihnen typisch. In unserm Norden existiren keine Antiken, außer in spät gesammelten Kunstcabinetten, und mit den Wundern und Heiligen ist es ebenfalls längst am Ende. Wie kommen nun unsere Maler dazu, immer noch jenen Alten nachzuahmen? Das Mittelalter hatte ferner seine eigene Manier, etwas Kindliches, Naives, das besonders in der altdeutschen Schule hervortritt, aber diese Naivetät ist längst aus dem Leben verschwunden. Wie kommen nun unsere Maler dazu, sie immer noch nachzuahmen? Nun sagt man freilich, wir haben keine schöne

Wirklichkeit; unſer Leben, unſere Sitten ſind proſaiſch, unſere Tracht iſt geſchmacklos, der Maler muß ſich in die Vorzeit zurückverſetzen. Allein dieß ſcheint mir nicht hinzureichen, um die antike oder mittelalterliche Manierirung zu rechtfertigen. Die Natur bleibt ſich immer gleich, und das Ideal bleibt ſich immer gleich. Gingen die Künſtler nur immer darauf aus, das Schöne, abgeſehen von allen ſeinen temporären und localen Attributen zu bilden, ſo würden ſie nie um Stoff verlegen ſeyn. Leider aber gehen die Künſtler meiſt nur auf jene zufälligen Attribute aus, und nicht auf die abſolute Schönheit. Befangen in der Schulmanier, verſäumen ſie das Studium der Natur und die Pflege des im Innern gebornen Ideals. Allein es iſt vielleicht nicht möglich, die ſchöne Kunſt an der Natur oder dem Ideal allein zu bilden. Die Geſchichte der Kunſt beweist wenigſtens, daß immer zugleich hiſtoriſche Bedingungen erfordert wurden, ſie in Flor zu bringen.

Immer nur war ein ſchönes Leben die Mutter der ſchönen Kunſt, und wenn das Leben, die Sitten, Trachten und andere Aeußerlichkeiten keinen Sinn für das Schöne verriethen, entfloh er auch aus der Kunſt. Wir werden alſo auch wahrſcheinlich warten müſſen, bis unſer Volksleben ſich etwas äſthetiſcher geſtaltet, bevor von einem neuen Flor der bildenden Künſte die Rede ſeyn kann. Vielleicht ſind wir ſchon auf dem Wege dahin. Während die Kunſt-Ariſtokratie an den Erinnerungen der alten Glanzzeit feſthält, ohne ſie verjüngen zu können, hat die Kunſt-Demokratie, namentlich mit Hülfe des Steindruckes, in ihren zahlloſen Genregemälden eine neue Bilderwelt zu ſchaffen angefangen, die ſich wohl mit der Zeit veredeln dürfte. Dieſe Lithographien verhalten ſich zu den Oelgemälden wie die Journale zu den claſſiſchen Literaturwerken. Die Kunſt wie die Wiſſenſchaft zerblättert ſich, aber dieſe Auflöſung geht wahrſcheinlich nur einer neuen Schöpfung

vorher. In jedem Falle werden künftig große Maler mehr wirken durch Veredlung der modernen Genremalerei, als durch kümmerliche Nachahmung der alten Schulen.

Schlimmer noch als die Nachahmung an sich ist die Vermischung der Manieren. Insbesondere in München sind mir Bilder aufgestoßen, auf welchen zu gleicher Zeit die Manier des Michel Angelo und die des Lukas Cranach auf die unangenehmste Weise gepaart erscheinen, nämlich Prophetenköpfe voll Trotz, Leidenschaft, Bewegung, und dabei milde gesenkte Mädchenköpfe, von Marcipan, ohne Geist und ohne Knochen. Das antike Element in Michel Angelo, das Athletische, die Kraft, Musculatur und Anstrengung der Figuren, der Tiefsinn und Zorn der Gesichter paßt ganz und gar nicht zu dem altdeutschen Element des Milden, Weichen, Naiven in den Cranachschen Engelchen. Man sieht, daß die Künstler, welche beide Elemente verbinden, damit einen schönen Contrast der Kraft und Anmuth,

des Männlichen und Weiblichen ausdrücken wollen; allein eben diese Absicht führt zur Uebertreibung. Daher wird auch, was bei dem großartigen Meister Cornelius nur noch Kraft ist, bei vielen seiner Schüler sofort Krampf, und was bei ihm Milde ist, bei jenen Süßlichkeit. Indem so die beiden Extreme des Schreckens und des Reizes dargestellt werden, fehlt die Mitte, die eigentliche Schönheit, und was jene beiden Extreme verbindet, ist nur die Prätension, das Affectirte, die Unnatur. Man hat es oft den neuen französischen Malern vorgeworfen, daß sie in ihre Figuren zu viel Theatralisches, zu viel Prätension legen; aber darf man der neu-altdeutschen Schule nicht denselben Vorwurf machen? Ist die gräßliche, unnatürliche und unmögliche Schlachtstellung so manches altbayerschen Kriegsknechts in den Münchner Arkaden, ist das dem alten Hagen von Cornelius entlehnte tiefsinnige Stirnrunzeln an gemeinen Kriegsknechten nicht Prätension?

Da ist mir doch wahrlich der natürliche Ausdruck der Gesichter und Stellungen auf den Lithographien der Pariser Julirevolution lieber.

Und noch lieber sind mir die Portraits der schönen Münchnerinnen. Wenn die Künstler in ihren Erfindungen und Nachahmungen immer nur das Entsetzliche oder Niedliche, das Große oder Kleine, Harte oder Weiche suchen, und nicht das Schöne, so scheint die Natur selbst sie corrigiren zu wollen.

Nichts Lieblicheres als die Mädchengesichter, welche der König von Bayern aus den schönsten Landeskindern ausgewählt, und zu portraitiren befohlen hat. Die Münchnerinnen mit ihrer schönen Wirklichkeit beschämen die bleichsüchtige Phantasie der Maler, und so ein rundes, frisches, schwarzäugiges Kind unter dem silbernen Riegelhäubchen ist mir lieber, als alle die pruden Madonnen und stereotyp lächelnden Goldengel der neu-altdeutschen Malerei. Wie reich ist die Natur an Schönheiten! Welche Weiber

ſieht man in der Welt! Und die Kunſt darf es immer noch wagen, uns die Schönheit über den Leiſten zu ſchlagen?

Unter den zahlreichen Kunſtſchätzen Münchens hat mich die Glyptothek mit ihren koſtbaren und trefflich geordneten Sammlungen von Antiken am meiſten angezogen. Da dieſe Sachen aber alle ſchon hundertmal beſprochen ſind, will ich nicht ein neues Reden davon machen. Nur über die Meduſa kann ich nicht umhin, meinen Empfindungen Luft zu machen. Dieß iſt einmal ein ſchönes Geſicht. Hier ſeht her, wenn ihr Schönheit ſucht! Was hilft mir alle Natur und alle Kunſt, wenn ich kein ſchönes Geſicht darin finde. Eine ganze Bildergalerie ohne ein ſchönes Geſicht iſt mir weniger werth, als eine Bauernhochzeit mit einem einzigen ſchönen Geſichte. Welch' weites Gebiet dem Kunſtſinne offen ſteht, zuletzt fühlt er doch immer ſich gebannt in den Zauberkreis jenes wunderbaren Ovals, das die Welt im kleinſten Raume

ist, und mehr noch als die Welt, weil auch eine zweite innere Welt daraus hervorblickt. Des Menschen Angesicht ist die Sonne der ästhetischen Natur, die Hostie im Allerheiligsten des Kunsttempels. In diesem Oval liegt aller Schönheit Anfang und Ende. — Die Medusa nun gehört zu den schönsten Gesichtern, die meinem Auge je begegnet sind. Zunächst fällt der Reichthum dieses Gesichts auf. Man zieht ihm gleichsam mit jedem Blicke eine Maske ab, und es kommt ein neues Gesicht zum Vorschein. Es erscheint in jungfräulicher, fast kindlicher Anmuth lächelnd — dann voll unendlicher Wehmuth des tiefsten Seelenleidens — dann steinern, starr, eiskalt wie der Tod — endlich hämisch, lauernd, blutgierig wie eine Walkyre. Und das alles ist beisammen in einem Gesichte, Himmel und Hölle, Unschuld und Satan.

Da wir doch einmal ins Capitel des Schönen hinein gerathen sind, darf ich Demoiselle Schechner nicht vergessen. Ich hatte

zwar dießmal nur das Vergnügen, ſie zu ſehen und zu ſprechen, und nicht ſie auch ſingen zu hören; allein ich habe ſie früher gehört, zu einer Zeit gehört, wo ich gerade über verſchiedene deutſche Erbärmlichkeiten mehr als gewöhnlich zornig war, und damals, als ich zum erſtenmal die ernſte heilige Glockenſtimme der ſtolzen Jungfrau vernahm, frug ich: „Was will die Glocke unter den Schellen, die Heilige unter den Putzmacherinnen? Wird nicht alles, der Componiſt, die Mitſänger, das Orcheſter und endlich das Publicum ſelbſt ſich abmühen, ſie kleiner, gemeiner und niedlicher zu machen, die tieftönende Nachtigall zwitſchern zu lehren! O Mädchen, deine Stimme iſt ein Charakter, aber Deutſchland kann keinen Charakter ertragen. Ich möchte ſagen, deine Stimme iſt der einzige Held in Deutſchland, aber Deutſchland iſt auch dieſes Helden nicht werth.“ So ſagte ich — damals. Jetzt ſind die Zeiten beſſer geworden.

Drittes Capitel.

Deutſche Univerſitäten. — Naturphiloſophie. — Görres. — Oken.

Ich beſuchte unter den Gelehrten Münchens mehrere meiner ältern Freunde, und machte einige neue Bekanntſchaften. Im Ganzen herrſcht leider auch hier, wie in allen andern gelehrten Städten Deutſchlands (vielleicht Freiburg im Breisgau ausgenommen), wenig Einigkeit. Man findet eine Menge kleiner Cotterien, die ſich wechſelſeitig vermeiden, wo nicht anfeinden. Dieſe allgemeine Erſcheinung erklärt ſich nur zum Theil aus der Verſchiedenheit der Doctrinen und Charaktere, aus den ſchroffen Contraſten origineller Geiſter; in unſerer Zeit hat ſie auch einen politiſchen

Grund. Wenn auch nicht in München, doch anderwärts entſtehen die meiſten Eiferſüchteleien unter den Gelehrten, aus der halboffiziellen Stellung einiger von den Regierungen beſonders betitelter und bevorzugter Univerſitätslehrer. Die natürliche, zweckmäßige und ſogar hiſtoriſche Gleichheit in der akademiſchen Republik iſt aufgehoben, und durch die Ariſtokratie der Hofräthe, Geheimen Hofräthe, Geheimen Räthe ꝛc. verdrängt worden. Dieſe Ariſtokratie iſt aber nicht überall eine bloß nominelle (wie etwa in Heidelberg und Freiburg), ſondern eine ſehr reelle da, wo ein Gelehrter, wie der Kanzler in Tübingen, über ſeine Collegen eine geſetzliche Gewalt, oder wo er, wie der ſelige Hegel in Berlin, einen vielleicht noch gewaltigern, halboffiziellen Einfluß ausübt. In allen ſolchen Fällen legt bei rein wiſſenſchaftlichen Rivalitäten der politiſch Bevorzugte ſeinen Titel, ſein Amt, ſein rein politiſches Privilegium in die Wagſchale, und dieß muß den Streit natürlich tödtlich

vergiften. Man ſagt ſprüchwörtlich: Der Bauer ſey der ſchlimmſte Herr, wenn er einmal Herr werde. Allein der Gelehrte iſt ein noch viel ſchlimmerer Herr. Er verwechſelt alle Augenblicke ſeine Stellung als Gelehrter unter ſeines Gleichen, und ſeine Stellung als Vorgeſetzter oder Bevorzugter gegen Untergeordnete, und er pflegt gern eine ihm widerſprechende wiſſenſchaftliche Anſicht als ein Vergehen gegen ſeine Amtswürde zu rächen. Er kränkt wiſſenſchaftlich überlegene Rivalen durch Geltendmachung ſeiner politiſchen Ueberlegenheit. Er begünſtigt untergeordnete Geiſter, wenn ſie nur ſeine politiſchen Creaturen ſind.

Soll ich Beiſpiele anführen? Sie ſind überflüſſig. Wer je in einer Univerſitätsſtadt gelebt hat, kennt deren zur Genüge.

Ueber viele andere noch weit wichtigere Zeitfragen iſt jetzt die der Univerſität in den Hintergrund getreten, und wird auch wahrſcheinlich erſt mit den andern beantwortet

werden, wenn Reformen im Großen und Ganzen eintreten. Man hat mit Recht behauptet, die deutſchen Univerſitäten ſeyen Ruinen des Mittelalters, und gehörten mit ihren Privilegien in die Kategorie aller andern alten Privilegien. Allein der gute Geiſt widerſtrebt dem Gedanken, den Univerſitäten vollends den letzten, längſt geſchmälerten Reſt von Unabhängigkeit zu nehmen, und ſie gänzlich als eine bloße Staatsdienerfabrik in die Hierarchie des Staatsdienſtes einzureihen. Ich glaube, der Widerſpruch kann ſehr einfach gelöst werden. Die akademiſche Freiheit iſt nach oben nur dem geiſttödtendem Deſpotismus, nach unten nur dem düpirten Philiſterium verhaßt. Bei einer freien Verfaſſung aber, und einem großartigen öffentlichen Leben, kann die Regierung einerſeits nur die größtmögliche Freiheit der Geiſter in den humanen Studien, in den freien Künſten und Wiſſenſchaften wünſchen, und das Volk andrerſeits wird,

wenn es sich in seiner bürgerlichen Freiheit fühlt und ehrt, dem bisher privilegirten Muthwillen der Studenten schon Schranken setzen, oder diese werden von selbst im Bürger nicht mehr den Philister sehen, der er lange genug wirklich gewesen ist.

Ich halte die Idee der deutschen Universitäten und ihren republicanischen Typus für so ganz entsprechend dem wissenschaftlichen Interesse, für so ganz entsprechend dem deutschen Nationalcharakter, daß ich nicht zweifle, sie wird alle Stürme der Zeit überdauern. Oder sollte ein freies Volk nicht einst sagen, was König Gustav Adolph sagte, als er eine Universität besuchte: „In diesen Mauern kann man nie zu frei seyn."

Auf der Münchner Universität ist die große Menge der Naturphilosophen auffallend, aber noch auffallender ihre Uneinigkeit. Da ihrer so viele hier beisammen sind, ihr großes Haupt, Schelling selbst, dann ihre kräftigsten Arme, Oken, Görres, ferner Schubert,

Aſt und Franz Baader, deſſen zwar unabhängige Myſtik doch der Naturphiloſophie nahe verwandt iſt, ſo ſollte man glauben, dieſe Männer müßten zuſammenſtehen, und durch Concentration ihrer Lichter einen groſſen Schein von ſich geben. Dieß iſt aber nicht der Fall. Sie leben iſolirt, zum Theil in Fehde.

Da man mich auch häufig unter die Schüler und Anhänger der Naturphiloſophie gerechnet hat, ſey es mir erlaubt, mich über dieſen Punkt auszuſprechen.

Die Naturphiloſophie hat hohen und bleibenden Werth an ſich, ſofern ſie die Conſtruction und Architektonik der Naturerfahrung iſt; ſofern ſie den Zuſammenhang und die Geſetzmäßigkeit im ganzen Umfange der Naturerſcheinungen nachweiſt, nach Geſetzen nachweiſt, die in dieſen Erſcheinungen ſelbſt liegen und unumſtößlich ſind. Die naturphiloſophiſche Lehre, daß die Syntheſis aller Thiergattungen gleich iſt der Analyſe des Ur-

thiers, wird durch die Erfahrung so nothwendig bestätigt, als sie eben die einzig mögliche und nothwendige Erklärung dieser Erfahrung ist; denn in der That ist jede Thiergattung von der andern nur dadurch unterschieden, daß in ihr ein thierisches Organ noch nicht oder schon, noch unvollkommen oder schon vollkommen entwickelt ist, und so viele Stufen der organischen Ausbildung, so viele Thiergattungen gibt es. Diesem zoologischen Gesetze entspricht ein botanisches, ein mineralogisches; und je weiter die Naturerfahrung fortschreitet, je genauer wird man dasselbe Gesetz auch in der Physik, Meteorologie, Astronomie und Physio-Psychologie wiederkehren sehen.

Die Naturphilosophie hat sich aber ferner ein großes Verdienst erworben, indem sie äußerlich der inhaltlosen Geistesphilosophie entgegen getreten ist, die, von aller Erfahrung abstrahirend, sich nur noch in hohlen Begriffen bewegte. Sie hat den sinnenden Geist

zur

zur Naturbetrachtung zurückgeführt, und an die hölzernen Begriffe Blumen und volle Trauben und Fruchtgehänge gerankt. Sie hat der Einbildungskraft und Sinnlichkeit ihr Recht wieder gegeben, und im Symbol neue Beziehungen des Geistes entdeckt, die der trockene Begriff allein nicht entdecken ließ.

Indem sie aber zugleich in die ältere Naturphilosophie des Mittelalters und des Orientes zurückführt, leitet sie den sinnenden Geist in das dunkle Gebiet, was man gewöhnlich das mystische nennt, und zurück in das tief verschattete Heimathgebirg, von wannen des Lebens Strom aus geheimnißvoller Quelle herabgeflossen. Eine höhere Aufgabe ist der Mystik gestellt, als der Naturphilosophie, aber da, wo diese auf der Gränze des Natürlichen, Sinnlichen, Faßlichen aufhört, mußte diese beginnen.

Ich bekenne mich nun zur Naturphilosophie nur in Absicht auf die Natur, und sofern sie innerhalb der ihr angewiesenen materiellen

Gränze bleibt, nicht aber zu dem ausschließlichen Materialismus, in den einige Naturphilosophen verfallen sind, sofern sie außer der Natur nichts weiter gelten lassen wollten. Dagegen zähle ich mich unverhohlen zu den Mystikern, sofern ich im letzten Grunde aller Dinge ein Mysterium, ein heiliges Geheimniß finde, und unter allen philosophischen Methoden diejenige vorziehe, die mich jenem Geheimniß am nächsten bringt, und die, indem sie zugleich am kühnsten und tiefsten in die wichtigsten Fragen eindringt, zugleich im weitesten Umfange alles, was der Frage würdig ist, in die Betrachtung zieht. Dieß haben von jeher die Mystiker gethan, während die sich besser dünkenden Schulphilosophen die wichtigsten Fragen nur vornehm ignorirt, und sich mit einer Oberflächlichkeit und Einseitigkeit kleiner Systeme begnügt haben, die zu der Tiefe und dem ungeheuren Reichthume der Welt in einem auffallenden Contraste steht.

Auch die Mystik ist ausgeartet, indem sie,

den besonnenen Geist verläugnend, theils der Einbildungskraft in Bildern, theils dem Gefühle in Schwärmereien zu viel Raum gegeben hat. Allein abgesehen von dem alten mystischen, kabbalistischen, so wie von dem neuen pietistischen Unwesen, bleibt es dennoch wahr, daß die Erkenntniß der göttlichen und mystischen Dinge nicht in einer Abstraction von Einbildungskraft und Gefühl, vielmehr nur in einer innigen Vereinigung und Durchdringung derselben mit dem denkenden Geiste gesucht werden muß, und daß die magische Phantasie und das gotttrunkene Gefühl der Mystiker ihrem Geist eine Kraft der Durchdringung und Fixirung mitgetheilt haben, die der nackten Verstandesspeculation stets gefehlt hat. Daher ist keine Schulphilosophie je so tief in die letzten Räthsel des Weltalls, in das Wesen Gottes, in den Ursprung des Bösen, in das Verhältniß zwischen Geist und Materie ꝛc. eingedrungen, als die Mystik, und selbst nur von außen und

ästhetisch angesehen, ist keine einzige Schulphilosophie in so kunstreicher Architektonik construirt, wie mehr als ein mystisches System. Die Schulphilosophen verstehen in dieser Hinsicht nur die ebne Geometrie; stereometrische Combinationen findet man nur bei den Mystikern.

Viel mit diesen Dingen beschäftigt, werde ich später in ruhigeren Zeiten einmal meine Studien darüber mittheilen. Einstweilen mögen meine anderweitigen Schriften meinen Freunden und Feinden Bürge seyn, daß, wenn ich die Mystik vertheidige, ich darunter nichts verstehe, was irgend mit der gesunden Vernunft und mit einem heitern, praktischen Lebenssinn im Widerspruche steht, denn jeder meiner Leser weiß, daß ich immerdar den Illusionen die Wirklichkeit, der falschen Kunst die wahre Natur, dem Erstorbenen das warme frische Leben entgegengesetzt habe, und ich gestehe, daß ich eben nur, um auch noch über das Leben hinaus mich des Lebens zu ver-

sichern, einer mystischen Ansicht von den göttlichen Dingen, als der lebendigsten, huldige.

Ich besuchte Görres, den ich seit 1821, in welchem Jahre ich mit ihm in der Schweiz an demselben Orte (Aarau) lebte, nicht mehr gesehen hatte. Ich fand ihn physisch gealtert, aber geistig eher noch lebhafter und jugendlicher, wie früher. Man kann weit unter den deutschen Gelehrten umherreisen, bis man einen so schönen männlichen Kopf sieht, an dem jeder Zug Geist und Kraft und Adel ist. Dennoch haben wir noch kein Porträt von diesem feurigen Johannes, dem zürnenden Prediger der Wüste, während alle Kunsthändlerbuden von alltäglichen Professorengesichtern wimmeln. Mit inniger Rührung habe ich mir die Züge des tiefgekränkten Mannes eingeprägt, an dem Undank zu begehen Deutschland mit sich selbst gewetteifert hat. Mein erstes Wort beim Wiedersehen war: Nun, Ihre Prophezeiungen sind schon zur

Hälfte erfüllt. „Wartet nur," rief er, „wann erst die andere Hälfte sich erfüllen wird!" Und sie wird sich erfüllen. Nicht darum ist Görres groß und lebt in der Geschichte des Vaterlandes unsterblich fort, weil er im allgemeinen Kampfe kühn die Fahne vorgetragen, wie mehrere Andere, sondern darum, weil er, er allein, kühn genug war, den die Beute theilenden Siegern gegenüber zu treten, und sie zu mahnen an den König der Könige, der nicht duldet noch dauern läßt, was nicht gerecht ist. Er, Görres allein, war es, der das Recht gewahrt in jener Zeit und des Unrechts schwere Verhängnisse voraus verkündet, so in allen Theilen umsichtig, vorausschtig, klar und unfehlbar, daß es sich nun alles so erfüllt hat, und daß nur der böseliche Sinn der Einen, die verstockte Thorheit der Andern in jener Zeit sich über des Sehers Befugniß zu reden täuschen konnte.

Schon unterm 8 December schrieb Görres im Rheinischen Merkur: „Der Congreß

bewölkt sich je mehr und mehr; die lichte Klarheit, womit er angefangen, hat sich umzogen; in schnellem Wechsel springen die Winde um, und haben den ganzen Umkreis schon zu wiederholtenmalen durchlaufen; einzelne Blitze zucken von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel; noch liegen ruhig die Meere der Völker, aber ein dumpfes Rauschen hallt über ihnen. Im Hintergrunde sehen die erschreckten Völker wieder das wohlbekannte, furchtbare Schicksal, seine Riesengestalt halb über den Gesichtskreis heben, und die schwarzen Schleier in die Lüfte schwingen, womit es seine Schlachtopfer verhüllt, ehe es sie zum Untergange führt; den dunkeln Nebel sehen sie wieder aus dem Boden dampfen, der so oft schon, die in den Rath der Weltklugheit gegangen sind, mit unheilbarer Blindheit geschlagen hat, daß sie zur Verwunderung der Zuschauer am hellen lichten Tage in dunkeln Finsternissen gingen, und tappend vom ebenen Wege an den Rand des Abgrundes sich treiben liessen. Ist es

glaublich, fragt Deutschland, daß nach so kurzer Frist noch einmal ein Anfall des alten Wahnsinns wiederkehre, sind noch nicht die Schulden abgebüßt, und ist die zürnende Gerechtigkeit noch nicht versöhnt?"

Dann unterm 31 December heißt es weiter von jenem Congresse, der Europa's Zukunft für ein Jahrhundert bestimmen sollte: „Alles geschieht unoffen, und doch weiß man Alles; nichts wird gewagt, und in Allem gezagt, und doch fühlt man, daß alle Bedenklichkeiten bei früherem oder späterem Vortreten nicht retten mögen vor dem Gerichte der Volksmeinung. Die in dem Ausschusse Böses pflanzen, wissen selbst, daß es ungut und unehrlich ist, und sehen darum der Welt nicht ins Gesicht hinein. Ueberall Furcht, Halbheit und der eigene, unreine Willen im Hinterhalt. Ein vernichtendes Gefühl der Unhaltbarkeit des Werkes, das sie bauen, begleitet sie in all ihre Arbeiten hinein, und darum auch wird im Bau nichts Haltbares gefördert."

Unterm 20 Januar 1815 wird von der deutschen Bundesverfassung vorausgesagt: „Wer sichert uns gegen die regressiven Tendenzen, die Oesterreich von je an den Tag gelegt? Wie wird Leben und Regsamkeit in diese Verfassung kommen können, wenn ihre innersten Triebkräfte der Trägheit sich ergeben, und von oben herab eine gemächliche Anhänglichkeit ans Herkömmliche und Alte, und eine breite Philisterei Alles hemmt und lähmt?"

Die ganze europäische Politik, wie sie damals begann, und noch jetzt unter der Julidynastie sich fortschleppt, ist unübertrefflich charakterisirt unterm 3. Februar: „Ein Beweis, daß was man beginnen wollte gegen die Geschichte streitet, ist dieß ungesegnete und unbewegliche Feststehen an einem Punkte, trotz dem unaufhörlichen Gezerre der Parteien; es ist ein Bann, den die Vorsehung jedesmal verhängt, so oft die Menschen ihren Absichten entgegen kämpfen. Sie sind alsdann wie durch Zauberspruch gefesselt; sie machen alle

Bewegungen, als ob sie frei und ungebunden handelten, und doch kommen sie nicht vom Orte, wie sie sich auch mühen mögen; sie können nicht aus dem engen Kreise brechen, der um sie her gezogen worden; denn Gott hat ihre Leidenschaften gegen sich selbst bewaffnet, und im Antagonism Alles dermaßen abgewogen, daß sie sich einander fast verrennen, und kein Fortkommen ist, bis sie seinen Willen thun, und dem sträflichen Eigensinn entsagen. Dann ist der Ausgang leicht, und ohne Kampf und ohne Anstrengung zu erlangen; handelt ihr einstimmig mit den Weltgesetzen, dann wächst auch Alles wie von selber zu, und fügt sich unter euern Händen; alle Sterne sind euch günstig, während im Widerspruche die Steine des Feldes euch feindlich sind, und nichts fördert, noch gelingt. Ihr dürft die Magnetnadel nicht stellen, und nicht richten in den magnetischen Meridian; überlaßt sie nur sich selbst, und schnell wird sie vom großen Strome der Anziehung er-

griffen, und zum rechten Punkte hingelenkt; all eure Gewalt aber reicht nicht hin, in der kleinsten Nadel die Ordnung der Pole, und ihre Anziehung und Abstoßung umzukehren.“ Unterm 19 April: „Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen einen Fugen; es heulen unterirdische Stürme in den Höhlen unter unsern Füßen; in leichten Zuckungen bebt schon die Erde und kündigt das Nahen der unterirdischen Gewalten an, und wir wollen nicht aus unsern alltäglichen Geleisen weichen; wir bleiben immer in unsern morschen wankenden Kanzleistuben, bis sie über unserm Haupte zusammenbrechen, und uns zerschmettern. Was würde Alles uns verschlagen, stünden wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, jedes an seiner Stelle, klar und licht die Gefahr überschauend, und unsere Mittel ihr entgegen ordnend; aber diese Verblendung, die uns überschattet seit so langen Jahren, sie ist das einzige Furchtbare: denn wenn die Schicksalsmächte den

Untergang beschlossen, dann verhüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunkelm Qualm, damit er in der Finsterniß in sein Verderben renne. Darum ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Netze, die euch verstricken; seit dem Rieder Vertrag und noch früher hin, ist's eine Kette von Irrthümern, die, einer den andern erzeugend, eine ganze Geschlechtsfolge von Geburten einer fruchtbaren Unglücksmutter euch umschlungen und gebunden, und auf jedem Schritte zum Guten hemmt, das ihr selbst selbst so ernstlich zu fördern wünscht, und die endlich jenes entsetzliche Resultat herbeigeführt, vor dem jetzt die Welt erschrickt. Selten hat die Bosheit mitgewirkt, die man ernstlich zürnend anklagen könnte, überall eine unglückselige Täuschung, jene Mala, die ein tiefsinnig östliches Volk in allen menschlichen Dingen erkannt, wie sie den Sterblichen den Sinn verwirrt, und sie in der

Irre treibt. Es iſt nicht mehr die alte Zeit des vergangenen Jahrhunderts, kleinlich und feiſt im Herkommen ſich bewegend; mächtig ſchwingt der Geiſt die Flügel, und der das unmuthige Roß zu bändigen nicht verſteht, wird herabgeworfen. Darum ſollte ſchwacher Rath nicht länger gegeben werden, und gegebener nie gehört, das Gepränge der Worte kann nichts mehr bedecken, denn es reicht nirgends aus; noch weniger mögen herkömmliche Formen verhüllen, was gewaltſam durch ſie alle bricht. Wie ein neues Heer geſchaffen worden, und ein neuer jugendlicher, friſcher Geiſt in den Kleindienſt hinein gefahren, und nun im Felde jene Wunder hervorgebracht, die wir geſehen; ſo muß auch im Cabinette in den Kamaſchendienſt der Diplomatik endlich ein neues Leben kommen; die Politik muß ſich verjüngen, und der Quell friſcher Jugendkraft nicht länger in die Wüſte abgeleitet werden, daß er die Höfe tränke, wie er das Volk getränkt, damit

beide nicht länger trennend sich auseinander scheiden.“

Unterm 28 August: „Der wird sich verderben, der im Sturme dieser Tage von feiger Trägheit sich bemeistern läßt, und keine andern Ideen als die dummen Gedanken abgestandener Politik und herkömmlicher Erbärmlichkeit denken mag, oder in den Holzschuhen des Schlendrians schwerfällig nachtrampelt, wenn die großen historischen Gestalten vorüberziehen. Es gilt kein Weigern und kein Zaudern, alle müssen in den großen Stromgang hinein, der die Geister ergriffen hat; wer Richtung und Bahn zuerst erkennt, der wird zuerst am Ziele seyn, und von dem unbekannten Lande Besitz ergreifen; die aber zuletzt kommen, werden nur das erlangen, was die Wachsamkeit ihnen übrig gelassen. Also soll keiner sagen, wie wir früher wohl gehört, ja wir sind guten Willens sicherlich gewesen, und haben das Gute ernstlichen Sinns gewollt; wäre es nach uns gegangen,

die Dinge hätten ein anderes Anſehen gewonnen, und die Nation wäre befriedigt worden, aber die Andern haben argen Muth getragen, ſie haben unſere Vorſätze mit Eiferſucht und vorgefaßten Meinungen durchkreuzt, und ſo ſehr wir uns bemüht, haben wir zu keinem gedeihlichen Ziele gelangen mögen. Nein, wer ernſtlich will, dem fügen ſich die Dinge gehorſamlich, wenn ſeine Willensmeinung nicht mit höhern Rathſchlüſſen im Widerſpruche ſteht, und daß der Volkswille jetzt Gotteswille ſey, hat ſich in dieſer Zeit wohl klar und unverkennbar ausgewieſen, indem Alles gelungen, was mit ihm übereinſtimmt, und Alles jämmerlich zu Schanden worden, was ihm widerſtrebt. Wollt das erkennen, ihr, die ihr rathſchlagt in den ſchweren verhängnißvollen Zeiten, mehr um des eigenen Heiles wegen, als um der Geſchichte willen, denn, wie auch der Rath ausfalle, es ergeht doch was Rechtens iſt, und Gottes Rathſchluß wird nicht geändert,

wenn auch die Mittel zur Ausführung anders werden, und durch Blut gewonnen wird, was durch freie Selbstbestimmung leichter erhalten werden könnte. Seht die Zeit, wie sie mit dem feuerschnaubenden Gespann der Donnerpferde tief in die Erde pflügt, daß die ausgeworfenen Furchen wie die Bahn des Schiffes in den Meereswellen in hellem Lichte leuchten. Wollet nicht immer nachhinkend in den wohlbereiteten Boden, tauben Samen und Unkraut säen, damit nicht, ist die Zeit der Ernte herangekommen, und der Herr herabgefahren, um mit goldener Sichel den gereiften Weizen zu schneiden, er nur Dorn und Disteln finde, er in Zorn entbrenne, und wieder zu Gericht gehe, wie er über den vertriebenen Bösewicht gerichtet, dafür, daß er Gift gesäet. Es siedet der Hafen auf Feuersgluth; die ihn besprachen mit geheimen Sprüchen, mögen sich hüten, daß sie das rechte Wort erwählen, damit nicht ein furchtbares Verhängniß aus der schäumenden Masse steige,

steige, und die nächsten zuerst erwürge. Furchtbarlich ernst sind die Zeiten, niemand soll mit ihnen zu spielen wagen, nur mit Muth, Kraft, Ernst und Gerechtigkeit lassen die Unwetter sich beschwören, die von vielen Seiten über uns zusammenziehen."

Endlich wird unterm 16 December vorausgesagt: „Das Basilisken-Ei, das der französische Hof gelegt, und das die deutsche Einfalt auszubrüten sich bemüht, wird früh genug ausgehen; und jene zarte Politik soll nur keine Sorge tragen, sofern sie fortfährt, wie sie guten Anfang zu machen sich willig zeigt, das alte Schlaraffenleben in Deutschland wieder einzuführen, wird das goldne Jahrhundert nicht halb vergangen seyn, und diese wiedergebornen Franzosen, in deren Geburtswerk sie so erbarmend und zuthätig Hebammendienst geleistet, werden wieder diess- und jenseits des Rheines brennen, und sich sodann nach Wien auf die Reise begeben."

Was war der Dank für diese Warnungen

und Prophezeiungen, die in kurzer Frist sich als so wahr bewähret? Der rheinische Merkur wurde unterdrückt, und als Görres darauf in der Schrift: „Deutschland und die Revolution" dringender, und in alle Bedürfnisse der Zeit tiefer und umständlicher sich einlassend, seine Meinung wiederholt, ward er gezwungen, den vaterländischen Boden zu verlassen, dessen Ehre er so warm vertheidigt, dessen Zukunft er so hell vorausgesehen, dem er so goldwerthen Rath ertheilt. Und wenn man ihn speciell als Rheinländer betrachtet, so war sicher kein Mensch mehr im Stande, als er, des Volkes Liebling, die Ueberrheiner an das gemeinsame deutsche Interesse zu fesseln, und in den Gauen der neuen Ubier wieder deutsche Gesinnung anzupflanzen. Doch er mußte zu den Galliern flüchten, und fand eine Freistätte nur bei Denen, zu deren Verderben er geredet. —

Wenn Görres in jüngerer Zeit sich untreu geworden ist, und den Liberalismus mit Ge-

häſſigkeit bekämpft hat, ſo weiß ich dieß freilich auf keine Weiſe zu vertheidigen. Die Bewegung der Zeit, der Görres ſich jetzt entgegenſtellt, iſt nur hervorgegangen aus dem Gefühle, daß der Zuſtand, der 1815 begründet wurde, nicht dauern könne, und dieſes Gefühl hat Niemand eher gefühlt und kräftiger ausgeſprochen, als gerade Görres im rheiniſchen Merkur.

Noch einen andern wackern Vaterlandsfreund, der nicht minder von der Zeiten Unbill gelitten, fand ich in München wieder, meinen alten Jenenſer Lehrer Oken. Er iſt ſich treu geblieben, unverrückt. Mit Standhaftigkeit hat er ſich der Fluth gemeiner Zumuthungen unter allen Umſtänden entgegen geſtemmt, und des Lebens kümmerliches Loos mit feſter Hand gezogen.

An dem Sonntag, den ich in München zubrachte, hielt König Ludwig in voller Uniform zu Pferde eine große Parade, und zwar, wie man mir ſagte, das erſtemal ſeit ſeiner

Thronbesteigung. In der Ständeversamm-
lung, die ich ebenfalls besuchte, wurde ge-
rade über die für öffentliche Prachtbauten ver-
wendeten Summen debattirt, welche die
Stände, als nicht verfassungsmäßig von ih-
nen bewilligt, auch nicht als aus der Staats-
casse, sondern nur als aus der Privatcasse
des Königs geflossen, anerkennen wollten.
Die Stimmung zwischen dem Hofe und den
Ständen war daher sehr gespannt. Das
Volk habe ich überall, ohne Ausnahme, mit
den Ständen einverstanden, und die Rede-
freiheit ungezügelt gefunden.

Viertes Capitel.

Wasserburg. — Traunstein. — Die österreichische Gränze. — Betrachtungen über Deutschland.

In den Tadel der Münchner Witterung muß ich vollkommen einstimmen. Ich war nur vier Tage in München, aber an jedem wechselte glühende Sonnenhitze plötzlich mit Wind, Regen und empfindlicher Kälte ab. So wie ich die bayerischen Ebenen betrat, stellte sich auch das Unwetter ein, und verschwand wieder, sobald ich sie verließ. In Schwaben dießseits, in Oesterreich jenseits fand ich wieder das schönste Wetter und die der Jahrszeit angemessene Temperatur.

Am 27 Junius fuhr ich mit dem Eilwagen von München nach Salzburg, weil

ich den schönen Gebirgsweg dem ebenen Wege über Braunau vorzog. Ich kam an dem Schlachtfelde von Hohenlinden vorbei, durch einförmige, mit Aeckern und Tannenwald abwechselnde Gegenden. Erst das reizende Innthal unterbricht diese Einförmigkeit. Die Stadt Wasserburg, auf einem kleinen Vorgebirge, um welches der Inn rings herum läuft, liegt im höchsten Grade romantisch, und erhält ein besonders originelles Ansehen durch die flachen italienischen Dächer, eine Bauart, die von hier bis nach Linz durchgängig vorherrscht, und sehr deutlich an die ehemalige Anwesenheit der Römer in diesen Gegenden erinnert. — Wenn man die Brücke über den Inn passirt hat, geht der Weg sehr steil bergan. Ich stieg einen nähern Fußweg hinauf, und war nicht wenig erstaunt, an diesem äußerst engen Pfade, auf dem kaum zwei Menschen einander ausweichen können, gleichwohl eine Warnungstafel zu lesen, auf welcher geschrieben stund:

„Auf dieſem Fußweg zu fahren oder zu reiten, iſt bei Strafe verboten.“

Weiterhin, zwiſchen Salzburg und Linz findet man eine andere Tafel, auf welcher ſteht:

„Bettelei iſt bei 6 Reichsthalern Strafe und unnachſichtlicher Verſchiebung verboten.“

Man fährt noch eine Weile durch die einförmige Hochebene, bis bei dem lieblichen Traunſtein ein weites Thal und die Ausſicht auf die Gebirge ſich öffnet. In dem Poſthauſe, deſſen Beſitzer ein ehemaliger katholiſcher Geiſtlicher iſt, empfing uns ein ſchönes Mädchen, deren unſchuldiger Ausdruck und zarte Jugendfriſche die Nähe der Hochgebirge verrieth. Nie ſah ich ein ſchöneres Erröthen, als auf den Wangen dieſes Kindes. Das Erröthen iſt gewiß eine Kunſt, aber nur die Natur vermag ſie auszuüben.

Es wurde Abend, und die ſchönen Formen

der Salzburger Gebirge verloren sich in der Dämmerung. Die Nacht blieb warm, und die rasche Fahrt auf ebener Straße sehr angenehm. Unzählige Glühwürmer schwärmten auf dem Wege, und schienen die schnaubenden Rosse zu necken. So erreichten wir den Schlagbaum des Kaiserthums.

Bevor ich die verhängnißvolle Gränze zwischen der jungen und alten Welt, zwischen der linken und rechten Seite Europa's, zwischen dem constitutionellen Westen und absolutistischen Osten überschreite, sey es mir gegönnt, ein wenig auf dem weströstlichen Divan auszuruhen, und einige Betrachtungen über unser halbirtes Vaterland anzustellen.

Auf der einen Seite hört man reden: „Laßt uns zu den Franzosen halten, denn Frankreich allein vermag dem Absolutismus zu trotzen. In Frankreich ist das Hauptquartier der Freiheit; und es ist daher die Pflicht aller Liberalen, sich an Frankreich an-

zuſchließen, die Cadres von Frankreich zu verſtärken, und ſo die Freiheit zuletzt in ganz Europa triumphiren zu machen. Wirft man uns ein, wir wollen unſer deutſches Vaterland verläugnen und Franzoſen werden, ſo antworten wir: dieß iſt ein ausgebrauchter Kunſtgriff. Wir haſſen keine andere Nation mehr deßwegen, weil ſie eine andere iſt. Nicht die Geburt, ſondern die Geſinnung macht verwandt oder entfremdet. Es gibt eigentlich in unſern Tagen keine Nationen mehr, es gibt nur noch Menſchen, und jeder Menſch, der mit uns für die ewigen Rechte der Menſchen ſtreitet, iſt unſer Bruder. Alles Gerede von Deutſchland aber, wie wir es jetzt wieder hören, iſt verwerflich, weil es nur ein Köder für die Dummen und Schwachen iſt, weil dieſer affectirte Patriotismus nur von der abſolutiſtiſchen Partei ausgeht, die unter dem Vorwande die deutſche Nationalehre zu ſchirmen, nur den Deſpotismus erhalten will. Wenn wir dieſem Schmeicheltone

folgen, wenn wir zum zweitenmale wähnen, das Vaterland zu retten, während wir unbewußt das Grab seiner Freiheit graben, so sind wir zu dumm, um frei zu seyn, und verdienen unsere Schmach.“

Auf der andern Seite hört man dagegen: „O ihr Thoren, die ihr glaubt, die eigene Freiheit zu retten, indem ihr den Ausländer als Wächter darüber setzt. Kein Volk war je des andern Freund, am wenigsten aber waren die Franzosen jemals unsere Freunde. Wenn sie unsere Freiheit zu schützen versprechen, so ist dieß in den Augen jedes Welterfahrnen nur ein Köder für die Dummen und Schwachen, denn im ersten Freiheitsrausche scheinen sie unsere Befreier, und wie am nächsten Morgen der Rausch verfliegt, ist von der Freiheit nichts mehr zu spüren, die Usurpation aber bleibt, und das grausame Recht des Eroberers enttäuscht die Verblendeten zu spät. Im Namen der Freiheit wird uns der Franzose Bruder nennen, um

uns bald im Namen ſeiner Habgier, ſeines Ehrgeizes, ſeiner Eitelkeit Sklaven zu nennen. Es iſt nicht wahr, daß es keine Völker, ſondern nur Menſchen gibt. Im Gegentheil, es gibt keine Menſchen, ſondern nur Völker. Das Vaterland hat das älteſte unveräußerliche Recht an uns, das ewig daſſelbe bleibt, und das Nationalintereſſe darf niemals einem vorübergehenden Tendenz- oder Partei-Intereſſe geopfert werden. Die Haut iſt uns näher als das Hemd, das Vaterland näher als der Staat. Der Staat iſt der Veränderung unterworfen, nicht aber das Vaterland, und um die einer Partei günſtig ſcheinende Veränderung im Staate zu bewirken, darf doch niemals das Vaterland aufgeopfert werden. Bewahren wir nur die Integrität des deutſchen Vaterlandes, ſo haben wir immer noch Zeit, uns darin bequem einzurichten. Um aber dieſe bei einer neuen europäiſchen Kriſe ſo ſehr gefährdete Integrität zu bewahren, iſt es Pflicht jedes Deutſchen, ſich an die

großen Mächte anzuschließen, deren eigenes Interesse jene Integrität ist."

So reden die Parteien, und es ist nicht zu läugnen, daß beide in gewissem Sinne Recht haben. Der ächte Patriot, der zugleich für die Freiheit und die ewigen Menschenrechte, und zugleich für die Integrität, Einheit, Macht und Ehre des deutschen Vaterlandes glüht, theilt die Besorgnisse beider Parteien. Er besorgt Gefahr für die Freiheit, wenn der Absolutismus gegen Frankreich siegt, und er besorgt Gefahr für das deutsche Nationalinteresse, wenn Frankreich siegt.

In den Besorgnissen auf diese Weise mit beiden Parteien einverstanden, kann der ächte Patriot doch nicht die Mittel billigen, zu welchen beide Parteien rathen. Er kann sich weder unbedingt den Franzosen in die Arme werfen, noch auch dem Absolutismus.

Nun geräth der ächte Patriot zwischen Hammer und Ambos. Die Liberalen wollen

nichts als das Wort Freiheit hören. Klingt ihnen etwas von Deutschland in die Ohren, gleich fahren sie auf: „Du willst uns an Rußland verkaufen.“ Die Servilen wollen ihrerseits nichts von der Freiheit hören, und spricht man davon, gleich fahren sie auf: „Du willst uns an Frankreich verkaufen.“

So finden wir die Freiheit und das Vaterland, die ewig unzertrennlich mit einander verbunden seyn sollten, gegenwärtig in Deutschland getrennt, und feindlich einander gegenüber gestellt. Ein verhängnißvolles Mißverständniß.

„Es kann allerdings noch großes Unheil daraus entstehen,“ äußerte ein ältlicher Mann, der neben mir im Wagen saß, und dem ich diese Betrachtungen mittheilte. „Indeß,“ fuhr er fort, „wird das Ende vom Liede doch eine Wiedergeburt Deutschlands seyn. Es wird Deutschland einmal im Ganzen gehen, wie es Preußen im Einzelnen gegangen ist. Ich habe Preußen im Jahre 1806 gesehen,

und dann wieder im Jahre 1813, und daraus den Schluß gezogen, daß man nur recht auf dem Deutschen herumzutreten braucht, um ihn tapfer, großherzig, einig, klug und was man will zu machen. Man muß ihn wie ein Vieh behandeln, damit er ein Mensch wird. Lassen Sie daher nur die Franzosen kommen, oder die Russen, oder beide zugleich; lassen Sie Deutschland zur Hälfte von diesen, zur Hälfte von jenen erobert werden, lassen Sie die Deutschen ausplündern, knuten, schinden, und item, Sie werden sehen, das hilft am besten; nach einer solchen Pferde-Cur steht die deutsche Nation frisch und gesund wieder auf."

„Glauben Sie aber nicht, daß die alten Erbübel der Deutschen, Uneinigkeit und Nachahmungssucht, der kleinliche Provinzialgeist und die Unterwürfigkeit gegen alles Fremde, immer wieder verschlagen werden? Gesetzt, die Deutschen hätten sich einmal zusammengerafft, die Fremden rechts und links, wie Simson die Philister, zu Boden geworfen,

so möchte ich fast wetten, es vergehen nicht zehn Jahre, so sind sie schon wieder uneinig unter einander, beneiden einander, schneiden einander die Nahrung ab, verklagen einander bei den Fremden, schließen Bünde gegen einander mit den Fremden, nach wie vor, denn Art läßt von Art nicht, und eine fast zweitausendjährige Erfahrung spricht für die Regel."

„Ich bin dieser Meinung auch," sagte der alte Mann, „allein diese ganze Erfahrung beweist eben nur, daß das deutsche Volk, wenn es sich selbst überlassen ist, nichts mit sich anzufangen weiß, sondern auseinanderfällt, wie ein Brei, und daß es eben daher fremden und äußern Einflüssen leicht erliegt, und unter allen möglichen Völkern am leichtesten zu dupiren und zu regieren ist. Nun ist es bisher immer nur zu Gunsten fremder Interessen und zu seinem Nachtheile dupirt und regiert worden; es kommt also nur darauf an, daß es einmal zu seinen eigenen Gunsten, in seinem eigenen Interesse mißhandelt würde.

Dieß vermöchte nur ein groſser Mann, der zugleich Deutſcher wäre, und in Deutſchlands Gröſse ſeine eigene ſähe, ein deutſcher Napoleon, ein zweiter Karl der Groſse, der aber viel klüger handeln müſste, als der erſte.“

„Wenn ich ein ſolcher wäre,“ ſagte der alte Mann, indem ich über die kleine, ſchwächliche und kränkliche Figur, die er dabei machte, lächeln muſste, „wenn ich ein zweiter Karl der Groſse wäre, ſo würde ich ſchreckliche Dinge thun, über die ſich die ganze Welt verwundern ſollte. Was aber die guten Deutſchen betrifft, ſo würde ich ſie vor allen Dingen, wie Semiramis die Babylonier, zuſammentreiben, und ſie müſsten mir eine ungeheure Rieſenſtadt in der Mitte von Deutſchland bauen, mit einer vorläufigen Dotation von wenigſtens einer Million Einwohner. Wenn ich erſt eine ſolche Stadt hätte, dann wäre mir für die Fortdauer meines Reichs nach meinem Tode nicht mehr bange. Die Deutſchen würden ganz von ſelber einig bleiben, bloſs weil

eine

eine Million Menschen zu faul seyn würde, sich wieder zu dislociren, und weil eine Million Menschen auf Einem Fleck beisammen die Einheit der übrigen vierzig Millionen unfehlbar sichern."

„Und wo würden Sie diese Stadt gründen?" frug ich.

„Ich würde Bamberg vergrößern, und bis an den Main führen. Diese Stadt hätte dann einen schiffbaren Fluß, an der alten Babenburg eine Akropolis, und läge mitten in einer reichen Fruchtebene, wodurch sie mit hinlänglichen Lebensmitteln versorgt werden könnte. Was aber die Hauptsache wäre, diese Stadt läge zugleich in der geographischen, militärischen und mercantilischen Mitte von Deutschland, gleich weit entfernt von allen Gränzen, geschützt ringsum durch Gebirge und Festungen, und im Durchschnittspunkte der großen Handelsstraßen von Süd und Nord, Ost und West. — Um dieser Stadt eine noch größere mercantilische Bedeutung zu geben,

würde ich auch einen längst gefaßten Plan endlich ausführen, und die Donau mit dem Main vermittelst der Altmühl und Regnitz verbinden, welcher letztere Fluß gerade bei Bamberg in den Main fällt."

„Wenn aber nun," warf ich ihm ein, „wenn eine solche Riesenstadt existirte, würde sie nicht auf Deutschland, wie Paris auf Frankreich, einen nachtheiligen Einfluß haben?"

„Ich weiß wohl," sagte der Alte, „daß man den deutschen Provinzialgeist zu rühmen pflegt, weil er die Einseitigkeit, Monotonie und Uniformität, die in Centralstaaten so oft der Volksthümlichkeit Zwang anthut, von uns fern gehalten und jeder eigenthümlichen Fähigkeit und Tendenz ein Asyl, und Raum zur Entwicklung gegönnt hat. Kann denn aber diese Mannichfaltigkeit nicht auch innerhalb einer Einheit bestehen? und müßte sie nicht innerhalb dieser Einheit sogar noch besser gedeihen? Muß man unter der Einheit nothwendig eine Uniformität verstehen? Sie soll nichts we-

niger als die eigenthümlichen Keime mannichfacher Entwicklung erſticken, vielmehr dieſelben beleben, wie in der Einheit des Organismus alle Organe, jedes auf ſeine beſondere Weiſe, ihr volles Leben finden. Eine Mannichfaltigkeit ohne dieſe organiſche Einheit iſt eben ſo verderblich, als eine Uniformität ohn dieſe Mannichfaltigkeit. Hat die Eigenthümlichkeit der deutſchen Stämme ſich weniger geltend gemacht, da noch alle in Einem Reiche verbunden waren? Würde ſie ſelbſt dann untergehen, wenn ſie aufs neue in Ein Reich und noch inniger durch eine große Centralſtadt verbunden würden? Gewiß nicht. Wenn auf der einen Seite auch mitten in Deutſchland ein London oder Paris läge, würde auf der andern der Bewohner der ſüdlichen Gebirge und der nördlichen Sandwüſten doch ſicher ſeine Eigenthümlichkeit ſich bewahren; aber durch den Gegenſatz würde dieſe Eigenthümlichkeit nur deſto ſchöner hervorleuchten, und zugleich würden alle üblen Folgen des

Provincialismus wegfallen. Große Geister würden sich nicht mehr isoliren und einsam verbauern, oder auf hypochondrische Narrheiten verfallen. Sie würden als die Elite der großen Nation in der Centralstadt auf der größten Bühne vor allem Volke ihre Talente an einander ausbilden und wetteifernd glänzen.

In engem Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Auf diese Weise würde der Handel sammt allen Gewerben einen neuen großen Schwung erhalten, und der kleine Krämergeist und die Verkümmerung durch Mauthen und Zölle wieder aufhören. Alle Erbärmlichkeiten der kleinen Höfe, kleinen Pfahlbürgerrepubliken, kleinen Armeen, kleinen Dikasterien, kleinen Akademien, kleinen Compagnien würden wegfallen. Alles Gehässige würde wegfallen, was dem isolirten Leben durch seine Isolirung anklebt; aber darum würde keineswegs das Schöne und wahrhaft Gute der besondern

Eigenthümlichkeit wegfallen. Der Alpenbewohner würde immerhin, wie die Alpen ſelbſt, ſeine Natureigenthümlichkeit bewahren, denn die Natur ändert ſich nicht. — Man hat für die Poeſie gefürchtet. Guter Gott! wie die Quellen ewig vom Schwarzwalde fließen, ſo wird auch in Schwaben ewig der ſüße Quell des Geſanges nicht verſiegen, möchte auch eine noch ſo große Stadt ferne in den Ebenen ſich erbauen. Was wir haben, würden wir nicht vertieren; wir würden nur dazu gewinnen, was uns noch fehlt.“

„Das iſt alles recht ſchön und gut in der Idee, lieber Herr,“ ſagte ich, „aber wie Sie da hier neben mir auf dem Poſtwagen ſitzen, werden wir wohl beide die Welt ihren Gang gehen laſſen, und können nichts daran ändern.“

Ein junger Doctor aus Leipzig, der bisher mit großer Beſorgniß zugehört hatte, weil ihm ſolche Geſpräche in der Nähe der öſterreichiſchen Gränze höchſt bedenklich vor-

kamen, machte nun jetzt auf Einmal ein freundliches Geſicht, weil er ſich einbildete, meine Aeußerung gegen den Alten bezwecke, das Geſpräch abzubrechen.

„Ja, überhaupt,“ ſtotterte er, „möchten wir doch jetzt nicht von Politik ſprechen, Sie wiſſen ja“ —

„Nichts weiß ich,“ fuhr ihn der Alte an, „als daß die Welt verkehrt iſt, daß heut zu Tag das Alter wild und die Jugend zahm iſt, die Philiſter mit grauen Haaren renommiren, und die Studenten ſich fürchten.“

Ich lenkte ihn von dem Doctor ab, indem ich fortfuhr: „Um wieder auf unſer Geſpräch zurück zu kommen, alter Herr, glauben Sie denn, daß Ihre Träume bald in Erfüllung gehn werden?“

„Warum nicht?“ erwiderte er, indem er die fünf Finger ſeiner linken Hand ausſtreckte, um mit dem Zeigefinger der rechten daran zu zählen: „Erſtens bekommen wir

Reſtauration, dieſe führt zweitens zur Revolution, dieſe drittens zum Kriege, der Krieg viertens zur Dictatur, und ſo braucht es fünftens nur eines deutſchen Dictators, etwa eines zweiten glücklichen Wallenſtein, um alle die Träumereien Ihres gehorſamen Dieners, über die Sie ſpotten, zur Wirklichkeit zu machen.“

„Ich kann Ihnen nicht verbergen,“ war meine Entgegnung, „daß ich die Gewalt zwar für ein letztes Heilmittel in allen politiſchen Krankheiten halte, jedoch vor ihrem Mißbrauche in der unrechten Hand erſchrecke, und für das Heil der Menſchheit überhaupt, ſo wie für das der Deutſchen insbeſondere, mehr von den allmählichen Entwicklungen der Vernunft, als von den raſchen Schlägen der Gewalt erwarte. So bin ich überzeugt, wird Deutſchlands Glück in der Zukunft weniger vom Reſultate der Kriege, als von der Bildungsſtufe des Volkes abhängen. Große Kriege haben das Eigenthümliche,

daß sie die Gedanken, die vor ihrem Ausbruche die Menge erfüllt, verwirklichen, aber auch nicht über die Schranken dieser Gedanken hinausgehn. So sind wir Deutschen nach dem Reformationskriege nur zum ruhigen Genusse der Religionsfreiheit gelangt, bis zu welcher wir uns vor diesem Kriege herangebildet hatten, keinen Schritt weiter. So sind auch die Franzosen, nach allen Stürmen der Revolution und der Napoleonischen Periode, keinen Schritt weiter gelangt, als zum unbestrittenen Genusse der bürgerlichen Rechte, welche die öffentliche Meinung beim Ausbruche der Revolution verlangte. Ihre Freiheit nachher entsprach genau ihrer Bildungsstufe vorher, die bekanntlich in den Cahiers von 1789 ihren Ausdruck fand. So sind endlich die Deutschen nach dem sogenannten Befreiungskriege zu keinem glücklichern Resultate gekommen, als das uns allen bekannte, weil ihre politische Bildungsstufe vorher noch eine äußerst niedrige war. Wir

hätten damals die Welt erobern können, und würden doch im Innern unſerer Staaten nicht beſſer reformirt haben, weil die karge Reform von 1815 nur den kargen politiſchen Begriffen der Deutſchen vor dem Kriege entſprechen konnte. Wären wir politiſch gebildeter vorher geweſen, wir hätten auch nachher mehr erlangt. Ich ſtelle unbedingt und für alle Fälle den Satz feſt, daß das Reſultat eines Kriegs allemal gleich iſt der Bildungsſtufe im Frieden vor dem Kriege."

„Dieſer Satz findet ſeine Anwendung auf die Gegenwart. Es folgt daraus, daß wenn wir im Frieden an politiſcher Bildung gewinnen, künftige Kriege uns die Früchte dieſer Bildung bringen werden. Wir dürfen vom Kriege nur gerade ſo viel und nicht mehr und nicht weniger erwarten, als wozu wir uns durch unſere in der ruhigen Beſinnung und Ueberlegung des Friedens gewonnene Bildung fähig gemacht haben. Das, worüber wir uns jetzt verſtändigen, was jetzt als

Zeitgeiſt anzuſehen iſt, was der Glaube der Mehrheit jetzt iſt, das und nichts Anderes wird künftig wirklich. Wenn der Krieg beginnt, bleibt die Bildung der Zeit auf der Stufe ſtehen, auf der ſie ſich gerade befindet. Alle Kataſtrophen, große Schickſale, große Männer, glänzendes Glück und Unglück des Kriegs ſind nur eine vorübergehende Epiſode. Zuletzt wird doch wieder Friede. Dieſer Friede aber fängt damit an, womit der frühere Friede aufgehört, indem er deſſen Forderungen verwirklicht. Sind wir freiſinnig vor dem Kriege, ſo wird der neue Friede uns die Freiheit bringen; ſind wir in der Geſinnung einig, wünſchen wir allgemein die Einheit, ſo wird ſie uns der neue Friede wirklich beſcheren; ſind wir aber ſklaviſch und uneins, ſo werden uns alle europäiſchen Kataſtrophen nachher finden, wie vorher, und wir können uns auf eine noch härtere Sklaverei, auf noch ſchärfere Trennungen gefaßt machen. Der Krieg hat nie eine andere

Frucht geboren, als die zuvor im Frieden empfangen und ausgebildet worden.“

„Mithin betrachtete ich die Belebung des conſtitutionellen Geiſtes in Deutſchland, die innere Durchbildung deſſelben und die äußere Popularität, deren er ſich erfreut, als die ſicherſten Garantien des künftigen Glückes, welche Chancen auch der Krieg darbieten mag. Die Deutſchen wollen jetzt la vérité de la charte, ſichere Garantien und conſequente Ausbildung des conſtitutionellen Repräſentativ-ſyſtems. Dieß iſt ohne die Einheit noch nicht Alles, aber es iſt immerhin viel, und wird Früchte tragen. Es ſcheint, die große Reform ſoll von unten herauf mit dem kleinen Detail beginnen, um ſich endlich einmal oben in der Pyramide zu vollenden, und dieſer Gang der Dinge iſt vielleicht der beſte. Denken wir uns den umgekehrten Gang, denken wir uns, was Sie, mein Herr, wollen, einen gewaltigen Kriegsfürſten, welcher zwar Deutſchlands Einheit gründete, aber zugleich

auch ſeinen Deſpotismus, ſo würden wir bitter beklagen müſſen, uns nicht zuvor im Geiſte und in der Taktik der conſtitutionellen Freiheit durchgebildet zu haben, um den Gewaltherren Schranken zu ſetzen. Wehe uns, wenn je das kleine, das Privatintereſſe, das bürgerliche, das Municipal- und Provincialintereſſe einem deſpotiſchen Staatsintereſſe geopfert werden ſollte. Dann wäre die Einheit ein Fluch. Wenn aber durch die Durcharbeitung und Einfleiſchung des conſtitutionellen Geiſtes die einzelnen Intereſſen erſt wohl gewahrt ſind, dann kann auch die Einheit Deutſchlands nur Segen bringen, indem ſie durch die Vereinigung und in einander greifende Harmonie alle Kräfte verdreißigfacht, allen einen dreißigfachen Raum der Entwicklung gibt.“

„Doch ſtill! nur hier um Gottes willen nicht mehr raiſonnirt. Sie machen uns alle unglücklich“ — rief der junge Doctor aus Leipzig — „merken Sie denn nicht, daß

der Mauthbeamte ſchon mit der Laterne kommt?“ Wir hielten wirklich vor dem Schlagbaume, und der Mann mit der Laterne war da; aber er that dem jungen Doctor nichts, der bis an den Schlagbaum aus Leibeskräften Rieſenwolken von Tabak ausgeblaſen hatte, um keinen confiscablen Reſt im Beutel mit über die gefährliche Gränze zu nehmen.

Ich fand übrigens die öſterreichiſche Mauth, wie die Poſt, ſo höflich und gefällig, als irgend eine in der Welt, und wurde in dieſer Hinſicht auf meiner ganzen Reiſe durch das Oeſterreichiſche nie — auch nur im geringſten beläſtigt, welches ich zur Steuer der Wahrheit hiemit dankbar niederſchreibe.

Auch mit dem Raiſonniren nahm es Niemand genau. An der Abendtafel in Salzburg, und überall unterwegs wurde politiſirt, ſo frei und ungenirt, daß der junge Leipziger Doctor aus Angſt allen Appetit verlor.

Ich will übrigens von dieſer damaligen Licenz nicht auf frühere Zeiten ſchließen. Es wurde mir überall geſagt, daß man ſich erſt in jüngſter Zeit in einer früher unbekannten Redefreiheit exercire, tout comme chez nous. Aber man that es doch.

Fünftes Capitel.

Salzburg. — Der Untersberg. — Das Schloß. — Die Kapuziner. — Steinsüßler. — Die Kärnthner-Alpen. — Die schönen Linzerinnen. — Das Donauthal.

Da mich sehr heiteres Wetter begünstigte, ging ich noch vor Sonnenaufgang aus dem Hause, um die weltberühmte Schönheit der Salzburger Gegend von dem Schloßberge aus zu genießen. Diese in der That bezaubernde Gegend, die mir im ersten Morgenrothe doppelt schön erschien, hat ungemein viel Aehnlichkeit mit der Umgebung von Luzern, wenn man sich das Thal, welches die Salza durchfließt, als den See denkt, den Untersberg als den Pilatus, den Gaisberg als den Rigi, das Thal von Berchtesgaden als das

Thal von Unterwalden, und den Gebirgspaß zur Linken am Tennengebirge als das Urner-Loch. — Als ich nach langer Zeit hier in Salzburg wieder die ersten Schneeberge sah, war auch meine Seele nach der geliebten Schweiz versetzt, und ich brachte den silberblinkenden Firnen den Tribut wehmüthig süßer Erinnerungen.

Am imposantesten unter den nahe liegenden Bergen nimmt sich der sagenberühmte Untersberg aus, in welchem Carolus Magnus noch heut zu Tage seine Tafelrunde halten, und aus welchem er dereinst hervorgehn soll, wie Friedrich Barbarossa aus dem Kyffhäuserberge in Thüringen. Wie dem Christen im Allgemeinen die Wiederkehr des Messias und das tausendjährige Reich in goldener Ferne vorschweben, so dem Deutschen insbesondere die Wiederkehr eines großen Kaisers und eine Glanzperiode des Ruhms und Glückes. Dieser schöne Volkstraum ist wohl um so natürlicher, als er vielleicht einst in Er-

Erfüllung gehen wird. Die Deutschen werden niemals die Erinnerung an ihre Einheit verlieren, und je freier sie werden, um so mehr wird sich ihnen auch das Bedürfniß der Einheit aufdrängen, und von einer Einheit Deutschlands kann man in der That nicht genug Erhebendes, Glänzendes, Ruhmvolles, wahrhaft Kaiserliches erwarten. Der Gedanke schon ist in Gold gefaßt, und strahlt wie ein Heiligenschein.

Es gibt noch mehr solcher prophetischer Volkssagen, die eben so natürlich sind, und eben so gewiß in Erfüllung gehen werden. Darunter gehört die Sage, daß Polens alte Krone geheimnißvoll in einem Kloster bewahrt und nicht eher wieder zum Vorscheine kommen werde, bis wieder ein Piast sie tragen werde. Nun? Hat Polen nicht durch seinen neuen Tod bewiesen, daß es eben noch lebt? — Kann eine solche Nation untergehen? Muß sie nicht, wird sie nicht beim ersten besten Glückswechsel in ihrer Herrlich-

keit aufstehen? — Noch eine ähnliche Sage ist die, daß einst die Schweizeralpen sich spiegeln würden im Belt. Daran ist gar nichts Wunderbares. Die Freiheit, welche zur Zeit, da diese Sage entstand, allerdings nur auf den Bergen wohnte, ist seitdem niedergestiegen in die Thäler und Ebenen, und bis zu den Meeresufern, und so mag es wohl kommen, daß sich die Alpen einmal auch im Belt spiegeln.

Die Zukunft der Völker ist mythisch, wie ihre Vergangenheit, aber beide Gattungen von Mythen sind nur Sinnbilder für ganz natürliche Zustände. Es werden künftig keine Wunder geschehen, wie auch wahrscheinlich früher keine geschehen sind, und nur die Entwicklung des Völkergeistes, der im Verlaufe der Jahrtausende die dunkle, schmutzige Scholle durchbricht, aufwächst, sich ausbreitet und immer reiner und zarter seine edelsten Blüthen entfaltet, nur diese Entwicklung ist das eine große Wunder der Geschichte. Mag es im-

merhin wahr seyn, daß die Menschen im Einzelnen nicht besser werden, daß mit jedem wieder die alten Leidenschaften, Thorheiten und Laster geboren werden; aber die Menschheit im Ganzen verbessert sich doch, die Zustände verbessern sich, die allgemeinen Bedingungen des Lebens verbessern sich. Bleibt sich gewissermaßen die Krankheit immer gleich, so wird doch die Heilkunde, die Diät, ja selbst die Luft besser. Die zunehmende Intelligenz, die durch tausendfache Erfahrung gewonnene Einsicht von den Vortheilen, die sich mit dem Guten verbinden, jene namentlich in den letzten Zeiten so rasch vorschreitende Identification des Interesses mit dem Rechte, ist ein Heilmittel für die Völker von unberechenbarer Wirksamkeit. Die ganze materia peccans der Weltgeschichte, der durch sie hindurchgehende schadenfrohe Dämon, die ganze ungeheure Weltschuld läßt sich zurückführen auf den Egoismus, und gegen diesen gibt es kein radicaleres Mittel, als die zur mathematischen

Gewißheit erhobene Völkererfahrung, daß der Vortheil jedes Einzelnen am beſten geſichert wird durch den Vortheil Aller, oder durch den vollendeten Rechtszuſtand. Dieſes Mittel aber fängt an, von den Völkern erkannt zu werden, und die Mythe der Zukunft iſt nichts Anderes, als die Einführung jenes vollendeten Rechtszuſtandes, der am Ende ſo wenig chimäriſch iſt, als es die Intereſſen ſind.

Indem ich, Angeſichts der erhabenen Alpenkette, dieſen Betrachtungen nachhing, vernahm ich hinter mir ein Kettengeklirr, und umblickend ſah ich die Zinnen des feſten Schloſſes, von dem Gefeſſelte, von Soldaten begleitet, herabſtiegen. Zwing-Uri ſtand vor mir. Die Gefangenen waren Männer aus dem Gebirge in ihrer Landestracht, mit ſtolzem Gange, ſchön trotzigen Augen; ihre Begleiter in der weißen kaiſerlichen Uniform ſahen nicht minder ſchön, nicht minder trotzig aus. Es waren Gallizier. Ich hörte, das ganze Schloß ſey gepfropft voll ſolcher Ge-

fangenen, und dieſe ſeyen Deſerteure und Refractaire, ſämmtlich Salzburger und Tyroler, die es unerträglich fanden, fern von ihren ſchönen Bergen unter dem öſterreichiſchen Stocke zu dienen. Man fügte hinzu, die Zahl dieſer Refractairs habe in neuerer Zeit ſo ſehr zugenommen, daß man ſie, um nicht durch die allzu oft wiederholten harten Strafen Aufſehen zu erregen, häufig mit einem Laufpaſſe heimſchicke. Das Militär in Salzburg beſtand aus höchſtens zwei Regimentern, und zwar Polen.

Als ich auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt aufs Gerathewohl hinaufſtieg, gerieth ich an eine Mauer, die mir alle Ausſicht verſperrte. Ein hübſches Mädchen wies mich an eine verſchloſſene Thüre, wo ich klingeln ſollte. Ich forderte ſie auf, mir voranzugehn; aber ſie ſagte lachend, ſie wolle das Haus nicht in Brand ſtecken. Ich verſtand ſie erſt, als ein graubärtiger Kapuziner die Pforte öffnete, beim Anblicke des hübſchen

Mädchens mich rasch hineinzog, und die Thüre dem Mädchen vor der Nase zuschlug. Ich sagte dem ehrwürdigen Pförtner, ich wünsche die Aussicht von seinem Kloster zu genießen, worauf er sogleich einen Pater rief, einen hochgewachsenen Mönch, von imponirender Haltung und edlem Anstande. Dieser führte mich im Garten umher, und als er sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte, ergab es sich, daß er mit der neuen Literatur und mit meinen eigenen Schriften sehr wohl bekannt war. Seine Urtheile, z. B. über die gegenwärtigen Parteiungen und Fractionen in der Theologie, so wie über einzelne dahin einschlagende auffallende Erscheinungen, die Wiedergeburt der Swedenborgischen Lehre ꝛc. waren eben so verständig, als sie umsichtige Kenntnisse verriethen.

Ich ersah aus diesem Umstande, daß die alten bischöflichen Zeiten vorbei seyen, obgleich nicht vor langer Zeit Salzburg noch dem krassesten Fanatismus huldigte. Jedermann

kennt die grauſame Vertreibung der proteſtantiſchen Salzburger, aber wahrſcheinlich kennen nur Wenige die jüngſthin von Müchler wieder aus dem Dunkel der Vergeſſenheit gezogene Geſchichte des unglücklichen Steinbühler, die ſich am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts zu der Zeit zutrug, in welcher ſonſt überall Aufklärung und Toleranz den Sieg erfochten hatte.

Steinbühler ſtudirte die Rechte zu Paſſau, und las zugleich mancherlei Schriften, worin nach der damaligen Mode Aberglauben und Fanatismus verſpottet wurden. Solche Bücher waren aber in Paſſau fremde und verbotene Waare, und die Salzburger geiſtliche Regierung ließ der damals in allen proteſtantiſchen Ländern und ſelbſt unter Joſeph II in Oeſterreich herrſchenden Aufklärung keinen Zugang. Als ſich daher Steinbühler nicht genug mit Reden in Acht nahm, ward er im Jahre 1781 als Gotteslästerer denuncirt und in Salzburg ins Gefängniß geſetzt. Obgleich

er nun in seinem Amte als Schreiber beim Passauer Stadtgerichte und als Ehemann stets exemplarisch gelebt hatte, und des besten Rufs in Bezug auf seine Sittlichkeit und auf seine Kenntnisse genoß, so wurde er doch als Verbrecher behandelt, weil er Gott geläugnet haben sollte. Er protestirte gegen diese unvernünftige Beschuldigung und bewies im Gegentheil, daß er oft mit begeisterter Liebe von Gott und Christo gesprochen habe. Allein dieß genügte nicht, denn er konnte die Beschuldigung, über einige Gegenstände des römischen Cultus gescherzt zu haben, nicht ganz von sich abweisen. Er wurde nun im Gefängnisse zurückgehalten, und mußte wie ein Kind den Religionsunterricht von vorn anfangen, und den Katechismus von Anfang bis zu Ende neu auswendig lernen. Allein auch dieß half ihm nichts. Heart, heart! Der Unglückliche wurde zum Tode verurtheilt. Jedem Delinquenten wird es im letzten Verhöre gestattet, seine Entschuldigun-

gen oder ſolche Umſtände beizubringen, welche ſein Verbrechen mildern können. Dieß ward jedoch Steinbühler deßwegen nicht vergönnt, weil der Bannrichter ihn zum Tode beſtimmte, mithin das gewöhnliche Banco juris mit ihm abhalten wollte, wo ihm noch erlaubt war, ſich zu vertheidigen. — Allein der Cardinal von Firmian verlangte Steinbühlers Tod ſo haſtig, daß der Bannrichter gegen die gewöhnliche Ordnung das Banco juris nicht abhalten, ſondern ſein Gutachten mit ſeinem Votum abgeben mußte. Dieß ging dahin: „Daß der Inquiſit unnachläſſig des Todes ſchuldig ſey, inſofern man nicht ſeine Jugend, ein Alter von ein und zwanzig Jahren, als Milderungsgrund gelten laſſen wolle.“ Der Cardinal unterſchrieb dieſes Urtheil mit den Worten: „Mit dem Delinquenten ſoll nach ſtrenger Gerechtigkeit verfahren werden.“ Jetzt erſt wurden die Acten, ohne des Verurtheilten Vertheidigung nach wirklich abgegebenem bannrichter-

lichem Votum, den Justizräthen zum Lesen übergeben, mit dem Befehle, jeder Hofrath solle sein Votum einzeln niederschreiben und dem Bannrichter einsenden. Der Hofrath und Professor juris romani von Jäger verurtheilte ihn zum Tode mit den Worten: „legem habemus, et secundum legem debet mori," wohin auch der Director von Wollmayer stimmte. — Steinbühlers unglückliche Gattin hatte man mit dem Urtheilsspruche ihres Mannes bekannt gemacht, und diese war in der größten Verzweiflung. Wohin sie sich wandte, fand sie taube Ohren, verschlossene Herzen, und sie hatte schon das zur Hinrichtung ihres Gatten bestimmte Kleid anfertigen lassen, da sandte zu Anfang des Monats August die Gräfin von Traun zu ihr, und ließ sie zu sich rufen. — Nachdem sie der Bejammernswerthen ihre Theilnahme mit ihrem unverschuldeten, harten Schicksale geäußert, und sie zu trösten versuchte, sagte sie zu ihr: „Es gibt ein Mittel, wenigstens die Todes-

ſtrafe von Ihrem Gatten und die damit verknüpfte Schmach von ihm zu entfernen. Fragen Sie ihn: ob es ihm recht iſt, wenn dieſe Strafe in eine Landesverweiſung verwandelt wird?" — Steinbühlers Gattin war außer ſich vor Freude, und eilte zu ihrem Gatten, der ihr in einem Briefe aufs rührendſte dankte. — Die edle Gräfin hielt Wort, die Landesverweiſung ward einſtimmig beſchloſſen, aber dem Landesherrn ſchien, auf Inſtigation ſeines Beichtvaters, des Franciscaner Mönchs Sebald, dieſe Strafe zu gelind, daher ward, um des Urtheil zu ſchärfen, befohlen, daß er ſechs Wochen hindurch geiſtliche Uebungen machen, und bei den drei Stadtpfarrkirchen alle vierzehn Tage mit einem fünfzig Pfund ſchweren härenen Bußkleide angethan, und mit einer ſchwarzen brennenden Kerze in der Hand, während des Gottesdienſtes ausgeſtellt werden ſolle. Auf ſolche Art eröffnete das Banngericht dem Inquiſiten den 14 October das Urtheil, mit

dem Zusatze: daß ihm zwar aus höchsten Gnaden die Todesstrafe erlassen sey, er aber, nach Verlauf der sechs Wochen und dreimaligem Ausgestelltwerden, in den Stadtpfarren, das Land meiden müsse. — Am 27 leuchtete Steinbühler auf die vorgeschriebene Art bei der Pfarrkirche Ilg, und am 10 November zu St. Severin in der Innstadt. Der Kapuziner hielt hier eine Predigt über Freigeister und Gotteslästerer in einem so fanatischen Tone, und mit so unverkennbarer Anspielung auf den Büßenden, daß die ganze Gemeinde gegen Steinbühler zu murren anfing, und er beinahe Gefahr lief, gesteinigt zu werden, denn die Knaben fingen wirklich an, ihn mit Koth zu werfen. — Am 24 November sollte er bei St. Paul ausgestellt werden; allein am 23 las er seine geschriebenen Uebungen dem Dechant F.... vor; dabei erhitzte er sich so sehr, daß ihn, beim Austritte aus der Zimmerthüre, als er den Dechant begleitete, ein Schlagfluß traf, und ihm die ganze rechte

Seite lähmte. Einige Tage hindurch lag er besinnungslos, und war dem Tode nahe. — Der Fürstbischof bezweifelte die Nachricht von dem Schlagflusse des Ketzers; er hielt es bloß für Verstellung, um dem letzten Ausgestelltwerden bei der Stadtpfarre zu entgehen. Um darüber Gewißheit zu erhalten, schickte er den Leibmedicus von Grossi zu ihm. — In diesem endlos traurigen Zustande, lahm und sprachlos, ward er noch immer als Arrestant behandelt. Durch die schlechte Kost, die man ihm reichte, kam ein zweiter Anfall vom Schlage. Jetzt erst ward er der Gefangenschaft entlassen. Allein er schleppte ein sieches Leben dahin, und starb 1802 in Folge des erlittenen Unglücks.

Ich hörte indeß in Salzburg häufig Klagen führen, daß die gegenwärtige Zeit ungünstiger für die materiellen Interessen der Einwohner sey, als die alte bischöfliche Zeit. Ich hörte Klagen über Nahrungslosigkeit, Verarmung, zunehmende Entvölkerung der

Stadt, die sich früher, da sie noch Residenz eines selbstständigen geistlichen Fürsten war, in einer weit blühenderen Lage befunden hatte. Die niedergedrückte Stimmung ließ sich nirgends verkennen. Die fröhliche Laune, die man an den Oesterreichern so sehr rühmt, fand ich erst jenseits des Salzburgerlandes, wo der schöne Menschenschlag der Linzer beginnt. In Salzburg sieht man nur hin und wieder ein kindlich frohes Linzer Madonnengesicht, die Physiognomien gehören mehr noch dem derben, runden altbayerischen Schlage, oder dem Schlage der Tyroler an, deren große schwarzglühende Augen an die Nähe Italiens erinnern.

Gegen Mittag verließ ich Salzburg in einem äußerst bequemen neuen Eilwagen, und die Fahrt ging sehr rasch von Statten. Der Weg führt über eine Hochebene hin, und man genießt fast auf jedem Punkte eine weite Aussicht. Zur Rechten liegen in langen unabsehlichen Reihen die Gebirge von Kärnthen,

ein entzükender Anblick! Im Vordergrunde die grünen Matten der Hochebene, mit einzelnen maleriſchen Hütten, die ganz nach Art der Schweizer Bauernhäuſer von Holz gezimmert, und deren flaches Dach mit ſchweren Steinen belaſtet iſt. Im Mittelgrunde die ſchönen Kalkgebirge, die hier wie in der Schweiz durch ihre grotesken Felſenmaſſen das Auge feſſeln. Endlich im Hintergrunde die himmelanſtrebenden Alpen mit blendenden Schneefeldern und ſpitzigen Eiszinken. Die reine Luft dieſes Tages ließ mich auch die fernſten Berggipfel deutlich erkennen. Nachdem man einige Stationen gefahren iſt, erblickt man vor ſich einen mächtigen Berg, der wie ein Vorgebirge in die Niederungen des Landes hineinragt, gleichſam das Gibraltar von Kärnthen. Es iſt der Traunſtein. Je näher man ihm kommt, deſto mehr imponiren ſeine braunen, nackten Felſen. Aber eben da wir an demſelben vorüberfuhren, verſchwanden ſie in einem dichten Platzregen,

denn der heitere Himmel hatte sich plötzlich umwölkt, und ein furchtbares Gewitter brach sich an den Gebirgen.

Unsere Fahrt war leider zu rasch, als daß ich über die Bevölkerung von Oesterreich genauere Beobachtungen hätte machen können. Den Menschenschlag fand ich sehr schön, und zwar auf dem Wege von Salzburg nach Linz im Durchschnitte schöner als in Linz selbst, obgleich man gewöhnlich nur von den schönen Linzerinnen spricht. Ein Umstand aber fiel mir unangenehm auf. Die schönsten Mädchen, die mir bis Vöklabrück (in der Mitte zwischen Salzburg und Linz) begegneten, hatten Zahnlücken; namentlich fehlten den meisten die Vorderzähne. Man schreibt dieß dem Wasser dieser Gegend zu. In Linz fand ich das nicht mehr. Auch die Männer in Oberösterreich sind größtentheils schöne Leute. Das Landvolk war überall auf den Feldern und Wiesen beschäftigt. Es sah durchgängig reinlich und fröhlich aus, und ich

ich fand, daß Wohlhabenheit und gutes Aussehen zunehmen, je mehr man ſich Wien nähert.

Oeſterreich ob der Enns macht ſchon einen ſehr gefälligen Eindruck, unter der Enns aber erſcheint es als ein überaus geſegnetes, üppiges Land, voll Wohlſtand, Leben und Luſt. Nirgends ſah ich Armuth und Harm auf den Geſichtern, wie ſo oft in Schwaben.

Es regnete in der Nacht noch eine Weile fort. Gegen Morgen ward der Himmel wieder hell, und wir kamen mit der Morgenſonne zugleich in der reizenden Stadt Linz an. Da noch alle Thüren und Läden verſchloſſen waren, ging ich zuerſt über die Donaubrücke und in der Umgebung der Stadt umher, um die ſchöne Gegend zu überſehen, und zugleich die berühmten Maximilianiſchen Thürme kennen zu lernen. Ich ſah deren mehrere fertig, andere noch unvollendet, etwa achtzehn; ihre Zahl ſoll aber auf zwei und dreißig gebracht werden.

Sie umgeben die Stadt von allen Seiten, und sehn wie große Maulwurfshaufen aus. Der niedere Thurm steckt unter einem breiten Sandhügel, wie der Uhrzeiger unter dem Glase. Man schießt von innen oben im Bogen heraus, nach allen Seiten. Von außen aber kann man den Thurm selbst nicht einschießen, weil er ganz im Sande begraben ist; und wenn man auch in die Oeffnung hineinschießt, aus welcher geschossen wird, so trifft man doch nicht, weil die Kugel in einem andern Winkel auffällt, und von Sandsäcken aufgefangen wird.

Oesterreich ist durch Schaden klug geworden. Wenn es den hochwichtigen strategischen Punkt bei Linz früher befestigt hätte, würde Napoleon nicht so bequem nach Wien gekommen seyn.

Als ich in die Stadt zurückkehrte, thaten sich alle Häuser auf, und die geputzte Bevölkerung strömte zur Frühmesse nach den Kirchen, denn es war Peter-Paulstag.

Ohne dieſen Zufall hätte ich nur wenig Menſchen geſehen, denn der Eilwagen fuhr ſchon um acht Uhr des Morgens wieder ab. Ich hatte nun Gelegenheit, mich von der weltberühmten Schönheit der Linzerinnen mit eigenen Augen zu überzeugen; allein meine Erwartung wurde in gewiſſer Hinſicht getäuſcht. Ich ſah eine Menge gemeiner und häßlicher Geſichter, und verhältnißmäßig nur wenige ſchöne, da ich mehr Schönheit in Maſſe erwartet hatte. Unter den wenigen aber waren einige ſo unbegreiflich ſchön, daß ich das auch nicht erwartet hatte. Eine junge Engländerin ausgenommen, habe ich nie in meinem Leben ein ſchöneres Mädchen geſehen, als diejenige, die, wenn ſie zufällig dieſes leſen ſollte, ſich erinnern wird, an dem gedachten Tage in einem weißen Kleide und rothen Spenzer, in der Hand ein kleines rothſaffianenes Gebetbüchelchen und den Roſenkranz, in der Kirche zunächſt am Marktplatze, gebetet zu haben. Der allge-

meine Charakter der Linzerinnen, wie überhaupt der österreichischen Engel, ist die Kindlichkeit, mit der ihre Schönheit gepaart ist. Die Brittin zeigt neben der Schönheit Ernst, Stolz und Keuschheit, die Französin Geist, die Italienerin Leidenschaft, und in den meisten Fällen ist bei den Damen dieser ausgebildeten Nationen der physiognomische Ausdruck älter als der Körper selbst. Bei den Oesterreicherinnen aber ist der Gesichtsausdruck auch an der reifen Jungfrau noch kindlich, und wie denn der Geist immer etwas dem Körper gibt, oder nimmt, so verdanken ohne Zweifel diese reizenden Töchter der Donau ihre ungewöhnlich frische Blüthe jener Kindlichkeit des Geistes.

Auf dem sehr belebten Wege von Linz nach Wien nimmt mit der Bevölkerung und dem Wohlstande auch die Zahl der reizenden Gesichter zu, denen man begegnet, und Wien selbst ist daran reicher als alle deutschen Städte zusammen. Was man sonst nur als

die Zierde eines Hauſes oder einer gewählten Geſellſchaft betrachtet, lernt man hier als die Zierde eines ganzen Landes kennen. — So viele ſchöne Weiber in Maſſe beiſammen, wie man ſie bei feierlichen Gelegenheiten in Wien ſehen kann, erwecken ein eigenes Gefühl, und weit entfernt, einer ſpeciellen Liebhaberei folgend, darunter zu wählen, überläßt man ſich vielmehr dem Totaleindrucke einer ſo ſchönen Geſammtheit, und betrachtet ſie unwillkürlich mit dem Auge der griechiſchen Geſetzgeber, mit dem Auge jener großen Männer des Alterthums, die ſchöne Generationen nicht zu beſingen, nicht zu beklagen, ſondern zu ſchaffen wußten.

Dabei kann man dann nicht ohne einen Seufzer ſich erinnern, daß unſere modernen Geſetze mehr darauf berechnet ſind, die noch übrige natürliche Schönheit der Generationen zu zerſtören, als ſie zu erhalten und zu veredeln. Nichts iſt in den modernen Staaten ſo miſſachtet, als die körperliche Kraft und

Schönheit. So wichtig sie ist, so tief ihre Förderung oder Vernachlässigung in den Bildungsgang und in das Schicksal der Nationen eingreift, so nimmt doch kein Gesetz irgend darauf Rücksicht. Laster, Verweichlichung, Armuth dürfen ungestraft an der Blüthe der Generationen nagen. Tausende der schönsten und kräftigsten Männer, die Elite der Nation, die fort und fort ein heroisches Geschlecht zeugen könnten, werden gesetzlich von der Ehe ausgeschlossen, als Cölibatärs, Soldaten, Auscultanten und Altgesellen, und wenn sie noch spät eine Ehe eingehen, so haben sie ihre Jugendkraft schon vergeudet. Tausende der schönsten und gesundesten Mädchen finden aus Armuth keine Freier, verderben in unfruchtbarer Unzucht, oder bleiben als alte Jungfern sitzen. Auf der andern Seite aber werden unzählige Ehen bloß aus Eigennutz geschlossen, und der kräftige Mann vermag mit dem nervenschwachen Mädchen, das gesunde Mädchen mit dem gichterischen und

lungenkranken Manne, der Liebloſe mit der Liebloſen überhaupt keine ſchönen und kräftigen Kinder mehr zu zeugen. Daher überall der unerfreuliche Anblick von Schwäche, Kränklichkeit, Häßlichkeit und Mißmuth. Mehr oder weniger ſind alle neuen Nationen von dieſem Uebel angeſteckt, und die europäiſche Menſchheit iſt phyſiſch in dem Maße herabgeſunken, in welchem ſie geiſtig ſich erhoben hat.

Vielleicht wird die allgemeine Freiheit, und in ihrem Gefolge der allgemeine Wohlſtand dereinſt die Nationen wieder verjüngen. Der Menſch, nicht mehr von drückenden Sorgen belaſtet, von unnatürlichem Zwange gehemmt, wird auch dem Zuge der Natur wieder folgen, und Geſundheit, Kraft, Schönheit, Frohſinn werden nicht die letzten Güter ſeyn, die uns die Freiheit bringen wird. Ueberhaupt wird das Ringen nach Freiheit nie enden, bis die beſſere menſchliche Natur ſich von jedem Ausſatze gereinigt hat.

Auf dem Donauwege nach Wien ist das Kloster Mölk der schönste Punkt. Dieses Prachtgebäude, das in der breiten Fläche des Flusses sich spiegelt, gleicht eher einem Königspalaste, als einem Asyle der Demuth. Es erschien mir um so feenartiger, da sich an diesem Abende gerade ein hoher majestätischer Regenbogen darüber wölbte.

Sechstes Capitel.

Wien. — Die Stadt. — Die Menschen. — Physiognomien. — Das Wohlleben.

Am 30 Junius früh Morgens kam ich nach Wien. Man hat auf diesem Wege keinen Totalüberblick der Stadt, desto imposanter aber nimmt sie sich im Innern aus. Wenn man die ungeheuern Vorstädte passirt hat, gelangt man zu einem Circus, der eine halbe Stunde im Durchmesser mißt, und ringsum von den reinlichen und zum Theile prachtvollen Gebäuden der Vorstadt umkränzt wird. Mitten in diesem, mit grünem Rasen bedeckten und von unzähligen Alleen durchschnittenen Circus liegt nun erst die innere oder alte Stadt mit ihrem Centralpunkte, dem

Alles hoch überragenden St. Stephansthurm. Diese Centralisation der Stadt, dieses grüne Intervall, diese amphitheatralische Lage der Vorstädte geben Wien eine Regelmäßigkeit, welche den Ueberblick über seine ungeheure Häusermasse erleichtert und zugleich die Majestät der Kaiserstadt erhöht; denn wie es nach der Kraft nichts Schöneres gibt als ihre Beherrschung, so ist auch an einer Metropolis nach ihrer Größe nichts schöner als ihre Regelmäßigkeit.

In Wien aber fällt diese schöne und verschwenderische Vertheilung des Raums, fallen diese lichtvollen Breiten zwischen der alten Stadt und den Vorstädten, und die geräumigen hellen Straßen der Vorstädte um so angenehmer auf, als sie vollkommen dem heitern Charakter der ganzen freundlichen Gegend und des freundlichen Volkes selbst entsprechen.

Nur in der innern Stadt sind die Gassen eng und dunkel; aber sie beträgt nur den sechsten Theil des Ganzen, denn sie wird nur von

50,000 Menschen bewohnt, während die Vorstädte noch 250,000 Einwohner zählen, und gerade der Contrast des Alterthums, der grauen Paläste mit den hellen und modernen Gebäuden der Vorstädte ist ein Reiz mehr. In diesem Meere von Palästen achtet man kaum auf Gebäude, die anderwärts Bewunderung erregen würden. Das Einzelne verschwindet in der Masse. Doch wird das Auge, außer von der Stephanskirche, vorzüglich von der Burg und ihren Nebengebäuden angezogen. Die jüngern, in der Jesuitenzeit gebauten Kirchen sind prächtig; ich muß aber bekennen, daß ich diesen architektonischen Geschmack nicht liebe. An der Burg fällt ihr ehrwürdiges und wirklich graues Alterthum auf. Dieser dunkle, nicht sehr hohe, obwohl lange Palast verbirgt sich sittsam unter Nebengebäuden aus jüngerer Zeit, worunter insbesondere die Staatskanzlei sich auszeichnet, und mit Recht findet in diesen beiden Palästen Prof. Schneller den Hof und das Ministerium repräsentirt.

Man findet in Wien auch ohne Constitution die Repräsentanten aller der Völkerstämme, in deren Sprachen „das Wohl des Herrschers" erfleht wird. Keine schönere Mannichfaltigkeit als die der österreichischen bunten Länderkarte, und auch wieder kein schönerer Mittelpunkt als dieses liebenswürdige Wien, und dennoch hat das Auge nie eine plastische Gestalt erblickt, die, in allen Einzelheiten so schön, es im Ganzen so wenig ist. Es gibt Frauenzimmer, an denen Alles schön ist, und die doch nicht schön sind. So kommt mir Oesterreich vor. Nicht die plastische Natur hat hier aus Einem Gusse ein Wunderbild geschaffen; nur ein böser Zauber hat die einem Dutzend schöner Mädchen entrissenen Reize zu einer dreizehnten Truggestalt zusammengesetzt. Man meint, wenn man die Zauberformel hätte, müßte das schöne gespenstische Bild aus einander fallen.

Der ächte Oesterreicher, den man sich draußen gewöhnlich phlegmatisch denkt, ist

der munterste Bursche von der Welt. Die vis inertiae ist bei ihm nur politisch zu verstehen; in diesem Verstande ist sie aber so stark, daß sie die Kräfte aller Völker in der Runde an sich fesselt, wie angewachsen. Die Oesterreicher leben wie auf einer seligen Insel, ohne zu wissen, daß diese Insel zugleich der Magnetberg ist, der alle Lanzen-, Säbel- und Dolchspitzen der Magyaren, Slavonier, Tschechen und Lombarden polarisirt. Sie selber glauben nur, es sey der Venusberg, in den die Ritter von allen Seiten hereintummeln, gern oder ungern. Die Wiener machen aus einem römischen Triumphzuge nur einen lustigen Bachuszug, und die gefangenen Völker selbst lachen mit. Wie Mancher, der in der Provinz ein Cato war, wird in Wien zum Lucull!

Alle Oesterreich unterworfenen Völker haben eine geistreichere und prägnantere Physiognomie als die Oesterreicher selbst; allein in den Riesengestalten, welche die steierischen Gebirge liefern, in der Muskelkraft und dem

Butzauge der Tyroler, und endlich in der ewigen Jugendblüthe des niederösterreichischen Fleisches, gibt sich eine Naturfülle zu erkennen, die alle Leidenschaften und geistigen Kräfte der Nachbarn nicht abzunutzen, nicht zu bewegen, nicht zu beherrschen vermögen. Wenn irgendwo, sieht man es hier ein, daß die Natur eine Macht ausübt, der nicht jeder Geist, nicht einmal jeder Zeitgeist Herr wird. Und wer weiß, wozu es gut ist, daß die große Welterziehungskunst, wenn sie die einen vielleicht verzieht, noch immer einige Völkerkinder übrig behält, um an ihnen künftig bessere Experimente zu versuchen.

Der Oesterreicher hat mit dem Schwaben die Gemüthstiefe, das lyrische Element gemein. Dadurch unterscheiden sich aber diese beiden süddeutschen Stämme völlig von einander, daß der Schwabe den strengsten sittlichen Ernst liebt, und für Schillersche Ideale schwärmt, während der Oesterreicher sich im Lustigen und Komischen gefällt, und dabei

ganz Epicuräer ist. Der Schwabe hat einen gemüthlichen Ernst, der Oesterreicher einen gemüthlichen Spaß.

Auffallend stechen gegen die anspruchslosen, unbefangenen und heitern Physiognomien der Oesterreicher die düstern und charaktervollen Gesichter der Ungarn, Italiener und Böhmen ab, unterscheiden sich aber wieder sehr unter einander. Der Ungar hat in seiner stolzen und schönen Haltung und Physiognomie etwas Gesetztes, das an das orientalische Phlegma erinnert, so feurig er innerlich ist. Der Italiener trägt in Gang und Blick sein Feuer viel mehr zur Schau, so auch der Pole. Der Böhme erscheint durchgängig gedrückt, grollend, und wo ich irgend ein recht unzufriedenes Gesicht in der lustigsten Stadt der Welt sah, war es ein böhmisches.

Der Türken, Griechen, Armenier ꝛc. will ich hier nicht gedenken. Nur eine schöne Erinnerung habe ich von einer vornehmen Griechin behalten. Jung, schön, wie die

byzantinische Madonna, Verklärung in den reinen Himmelszügen, in orientalischer, reich mit Gold und Edelsteinen geschmückter Tracht, schritt sie vor einigen ältern Frauen her, und zu beiden Seiten liefen die Armen der Vorstadt auf sie zu und küßten ihr einen Zipfel des seidenen Oberkleides, weil sie, wie ich hörte, schon lange in Wien lebt und die Armen reich zu beschenken pflegt.

Die Lazaronis Wiens sind Slavonier aus dem Neutraer Comitate, und anderes ungarisches, kroatisches und wallachisches Lumpengesindel, von deren Knechtsgestalt man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Absonderlich sah ich einige Wallachen, die in Sackleinwand eingepackt unter langzottigem Haare wahrhaft viehische Gesichter trugen. Unter den Slavoniern aber sieht man häufig schöne Knaben und Jünglinge, wenn man anders ihre halbnackte Göttergestalt vor Schmutz sehen kann.

Die ungarischen Grenadiere sind die schönsten

ſten Männer, Alle auserleſen, ein Antinous neben dem andern, nicht etwa bloß durch die Länge ausgezeichnet, ſondern zugleich durch die Wohlgeſtalt, durch die edle Proportion, den netten Fuß ꝛc.

Was den Wienern ihre Geſundheit, Schönheit und Heiterkeit erhält, iſt außer dem milden und freundlichen Klima vorzüglich ihr Wohlleben, ihre zur andern Natur gewordene Virtuoſität, das Leben zu genießen, ohne ſich doch dem Genuſſe zum Opfer zu bringen; ich möchte es einen Epicuräismus ohne Leidenſchaft nennen.

Sie eſſen und trinken vortrefflich, aber man ſieht es ihnen nicht an, wie etwa einem engliſchen Fallſtaff oder einer altbayeriſchen Biertonne. Das Unfläthige, Beſtialiſche und Dämoniſche, das man anderwärts ſo häufig bei leidenſchaftlichen Freſſern und Säufern ſieht, vermißt man in Wien faſt gänzlich. Sie lieben, ſie ſind ſehr wollüſtig, aber vergebens ſucht man in Wien Phyſiognomien,

welchen diese Leidenschaft den Stämpel des Verbrechens und der Schande aufgedrückt hat, wie man sie so häufig in Berlin und selbst in Frankfurt sieht. Es gibt kein eigentliches Bordell in Wien, Alles dilettirt nur wie in Italien, folgt dabei seiner Neigung und sieht dabei immer lachend, vergnügt, und was die Hauptsache ist, gesund aus. Von allem dem ist der Grund, daß die Wiener bei ihren körperlichen Genüssen ohne Leidenschaft zu Werke gehen. Ihre Seelenruhe, ihre anspruchlose Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit, läßt das wärmende Flämmchen nie zum zerstörenden Brande werden.

Auch in ihren Sitten herrscht das Bequemere über das Glänzende vor. Der Fremde wird durch die naivsten Gebräuche überrascht, schämt sich Anfangs, sie mitzumachen, und findet sie am Ende ganz praktisch. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Ich befand mich an einem sehr heißen Tage an der Tafel eines christlichen Barons von altem Adel, als die

liebenswürdige Baroneſſe, an deren Seite ich ſaß, mich ganz freundlich frug: „Wollen Sie nicht den Rock ausziehen?“ Ich erfuhr nun, daß die übrigen Herren bloß meinetwegen, weil ich als der Ehrengaſt noch nicht den Anfang gemacht, ihre Fracks noch anbehalten hatten, daß man ſich in Wien in dieſem Punkte gar nicht genire, ſondern den Rock ohne Weiteres ausziehe, wenn es zu heiß ſey; und ich fand dieſe Sitte ſehr bequem. Die Geſellſchaft war noch einmal ſo luſtig, als erſt die Röcke herunter waren. Auch in den Gaſthäuſern herrſchte allgemein dieſer Gebrauch.

Ich nahm mein Quartier im goldnen Lamm in der Leopoldſtadt, wo ich um äußerſt billigen Preis vortrefflich bedient war.

Was mein Auge in Wien faſt allein vermißte, das waren die Goldhäubchen. Sie ſind ſo völlig aus der Mode, daß man nur ſelten noch ein altes Weib damit geſchmückt ſieht; die artigen Griſetten Wiens trugen dagegen jene ungeheuren neumodiſchen Hauben,

in denen das Gesicht, wie in einer Wolke steckt, und alberner Weise nichts von den Haaren sehen läßt. Indeß, was steht schönen Kindern nicht schön?

Gleich bei meiner Ankunft in Wien leuchtete mir ein Beweis von Liberalismus entgegen. Am Thore nämlich kündigte ein ungeheuer groß gedruckter Anschlagzettel eine Damen-Schwimmschule an, und lud die Herren zum Zusehen und Bezahlen ein.

Ungefähr denselben Eindruck machen die Processionen der aus oder in die Auditorien strömenden Theologen, die ihre jungen Gestalten und muntern Gebärden in mönchischen Uniformen verhüllen, aber bei jedem Obstkorbe, ausgehängten Kupferstiche oder hübschen Mädchen in den vollgedrängten Straßen ihre Schritte oder wenigstens ihre Gedanken aufhalten. Das Sonderbarste ist, daß man ihnen weder den Stolz der Weltüberwindung, noch den Harm der verbotenen Weltlust an-

sieht, woraus deutlich hervorgeht, daß sie sich weder des einen zu rühmen, noch über den andern zu beklagen haben. Nur die Ligorianer besitzen oder affectiren den düstern Ernst der Klosterzelle; aber eben darum machen sie kein Glück bei den lustigen Wienern. Ich sah sie selten paarweise — denn so gehen sie immer, um sich wechselsweise zu bewachen, — über die Straße gehen, ohne daß das Volk hintendrein sich über sie mokirte. So ist es ein stehender Volkswitz in Wien, daß wenn ein Ligorianer über den Josephsplatz geht, auf welcher die Statue des Kaisers Joseph steht, man sagt, dem Kaiser werde übel. Auch nennt man die Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung vulgo die Sakerments-Buchhandlung. Diese Versuche mußten in dem frohsinnigen Wien ihren Zweck gänzlich verfehlen. Ich habe alle Ursache, an die religiöse Wärme der Wiener, wie aller Oesterreicher, zu glauben, und ehre sie hoch darum; aber ihre Religiosität hat

einen heitern und offenen Charakter. Die ſtricte Obſervanz, das Cyniſche, die anachoretiſche Strenge lieben ſie ſo wenig, wie die Scheinheiligkeit und den ſüſſlichen Pietismus; und auch darum können wir ſie nur ehren.

Eine auffallende Erſcheinung in Wien waren mir die vielen dreifarbig gekleideten Frauenzimmer. Ich glaubte mich in einigen Geſellſchaften nach Straßburg zurück verſetzt, wo ich unmittelbar nach den Juliusereigniſſen alle Damen dreifarbig gekleidet geſehen hatte. Die Aehnlichkeit war um ſo überraſchender, als dieſe Wiener Damen ebenfalls Weiß und Roth, und ſtatt des Blau nur das verwandte Grün trugen. Es waren Ungarinnen, die ſich damals Alle darauf pikirten, ihre Nationalfarben zu tragen. Eine ſolche kleine, gar anmuthige Magyarin ſah ich im Paradiesgärtlein eines Abends dem Fürſten von Metternich, dem neuen Joſua, der eben nachdenklich in die

sinkende Sonne blickte, und sie festzuhalten schien mit seinem stolzen Auge, zwischen dieses Auge und diese Sonne treten, und ihn kecklich anschauen, bis er mit einem verachtenden Lächeln sich abwandte.

Siebentes Capitel.

Episodische Bemerkung über Proletairs und St. Simonianer.

Die Erinnerung an einige wallachische und slavonische Ecce-Homo's, die ich in Wien gesehen, veranlaßt mich zu folgender Betrachtung.

Wenn man jenes Menschen-Vieh ansieht, aus welchem die große Masse der Leibeigenen im slavischen Osten besteht, so wird man unwillkürlich von den sublimsten Feinheiten der Staatskunst zu ihren Rudimenten zurück geworfen, und die längst verschwundenen Jahrhunderte der Barbarei treten uns wieder so unmittelbar in die Gegenwart, daß sich uns die Furcht aufdrängt, es bedürfe noch

einer neuen zweiten Durcharbeitung des menſchlichen Geſchlechts, bis jene zurückgebliebenen Stiefbrüder den bevorzugten Brüdern nachkommen.

Dieſe Beſorgniß erhält noch mehr Nahrung durch eine verwandte Erſcheinung im europäiſchen Weſten. Hier haben ſich im Schoße der politiſchen Cultur, wie durch eine Reaction des überwunden geglaubten barbariſchen Princips jene Proletairs erzeugt, deren furchtbare Maſſen jetzt in dumpfer Bewegung ſind, und den gebildeten Claſſen der Geſellſchaft Krieg ankündigen. Beide, die Leibeigenen des Bodens im Oſten, wie die Leibeigenen des Gewerbes im Weſten, bilden ein Element im Staate, welches ſich zu den übrigen in einer unbequemen, gezwungenen und durch die ihm inwohnende Kraft höchſt bedrohlichen Stellung befindet. Die Trägheit dieſes Elements hat bisher zur Folge gehabt, daß es die Staatskünſtler kaum in ihre Berechnungen aufnahmen; erſt

in neuerer Zeit hat die gleichſam unterirdiſche Bewegung in demſelben die Regierungen und Parlamente erſchreckt.

Was iſt aber der Grund dieſes neuen Schreckens? Nachdem die rein politiſche Revolution vollendet ſcheint, droht eine neue ökonomiſche und geſellſchaftliche Revolution die Garantien derſelben wieder in Frage zu ſtellen. Es iſt nun dringend Zeit, dieſe Thatſache ins rechte Licht zu ſetzen.

Im Oſten Europa's leben Millionen Menſchen als Sklaven in der ſtrengſten Bedeutung dieſes Worts, und im Weſten leben andere Millionen, die trotz ihrer politiſchen Freiheit ſich beinahe in einer eben ſo ſchlimmen Lage befinden, indem die durch Uebervölkerung erzeugte Armuth ſie hindert, von ihren politiſchen Rechten einen Genuß zu ziehen. Beide ſehen ſich gegenüber dem Glanz und Reichthum zu Schmutz und Hunger, gegenüber der Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft zur Rohheit und zur bloßen kärglichen Be-

friedigung des thierischen Nahrungstriebes verdammt. Entspricht diese Thatsache dem Bilde, das wir uns von einem vollkommenen Zustande vom Staate machen? Oder wenn wir, die Wohlhabenden und Gebildeten, uns über die höheren Bedürfnisse jener Massen täuschen, werden sie selbst sich länger täuschen? —

Von den Leibeigenen im Osten dürfen wir annehmen, daß sie sich nach und nach ungefähr auf dieselbe Weise emancipiren werden, wie sie sich im Verlaufe der Jahrhunderte im Westen emancipirt haben. Dieß ist auf drei Wegen möglich, durch Revolution von unten, oder durch fortgesetzte Begünstigung der Bauern von Seite der Autokratie gegen die Aristokratie, oder durch den allgemeinen Fortschritt der Humanität und Civilisation. Ukasen und Colonisirung in Rußland, der patriotische Aufschwung in Polen, die Dismembrationen in Preußen und der Anwachs des Mittelstandes in Oesterreich sind Vorberei-

tungen dazu. Am Ende aber kann man sagen, daß diese östlichen Länder nur in der Geschichte um einige Jahrhunderte zurück geblieben sind, und daß sie einst da ankommen werden, wo der Westen sich jetzt befindet. Des Ostens künftige Geschichte ist vielleicht und wahrscheinlich in der des Westens schon vorgespiegelt.

Wichtiger ist uns daher der Westen mit seinen Proletairs, deren Erscheinung ohne Beispiel, deren Zukunft noch geheimnißvoll verhüllt ist. Man würde sich täuschen, wenn man in diesen großen Massen von Armen nur das Product augenblicklicher und vorübergehender Conflicte sehn wollte. Es ist wahr, sie sind zum Theile dieses Product, indem der Zusammenstoß alter und neuer Institutionen und Tendenzen in unserm Jahrhunderte jenen ungeheuren Contrast wie der Principe, so der Kräfte, wie der Geister, so der physischen Vermögen erzeugt hat, unter denen auch der Contrast der Armuth und des

Reichthums auffallend ist. Indeß sind die Proletairs nicht nur eine Folge dieser besondern Zeitverhältnisse, die sich wieder ändern können, sondern zugleich auch eine Folge allgemeiner Naturbedingungen, welche fortdauern werden, nämlich eine Folge der zunehmenden Bevölkerung.

Wie auch immer Krieg, Pestilenz und andere Uebel die Vermehrung der Menschen aufhalten mögen, dieselbe nimmt doch mit jeder Generation zu, und es ist der Mühe werth, diese Thatsache ins Auge zu fassen und Folgerungen daraus zu ziehen. Wir beschäftigen uns vielleicht zu ausschließlich mit der Vergangenheit und Gegenwart, und vergessen darüber die Zukunft, die sich dafür vielleicht einmal durch Nichtachtung unsers heutigen Treibens rächen wird, und durch Spott über Berechnungen, in welche wir sie nicht mit aufgenommen.

Die Zahl der Menschen vermehrt sich, und wird sich in Verlaufe der Jahrhunderte

und Jahrtausende, der bisherigen weltgeschichtlichen Analogie zufolge, in steigender Progression vermehren. Zu gleicher Zeit aber vergrößert sich der Boden nicht, und wenn er ferner die rastlos sich mit sich selbst multiplicirende Menschenmenge ernähren soll, müssen große, durchgreifende Maßregeln unausgesetzt das Mißverhältniß zwischen beiden ausgleichen. Diese großen Maßregeln können keine andern als folgende seyn.

So lange noch unbebautes Land übrig ist, bleibt der Uebervölkerung ein Abfluß in dasselbe gesichert. Hieraus folgt das System der Auswanderung, der Colonisirung. Leider kann man es noch kaum ein System nennen. Die Regierungen thun wenig oder nichts, um die Auswanderungen zu regeln. Die Menschen verlassen ihre Heimath einzeln, oft ohne die erforderlichen Mittel, werden von Betrügern übervortheilt, kommen oft in Gegenden, wo ihre Hoffnung sie täuscht, und wo sie zu Grunde gehn. Beispiele dieser

Art schrecken dann mit Recht Andere ab auszuwandern, und so kommt diese Sache nie recht in Gang. Es ist indeß zu erwarten, daß in dem Maße, wie die Uebervölkerung noch ferner zunehmen wird, auch besser für die Auswanderung gesorgt werden wird, und an Land fehlt es nicht, es sind noch ungeheure Strecken des fruchtbarsten Erdreichs unbebaut.

Es können aber auch in einem engen Raume sehr viele Menschen beisammen leben, wenn dieser Raum den höchsten Grad der Cultur erreicht, dessen er fähig ist. Die Art und Weise, wie in China der Boden benützt wird, um eine unermeßliche Bevölkerung zu ernähren, gibt den Beleg dazu. Es ist sogar nicht einmal nöthig, daß der eigne Boden seine Bevölkerung ernähre; so lange es noch so überaus fruchtbare Zonen gibt, daß sie einen jährlichen Ueberschuß an Producten liefern, wird dieser Ueberschuß in minder glückliche Zonen abfließen, und da-

selbst gegen Kunsterzeugnisse verkauft werden. Es kommt dabei nur auf die größtmögliche Handelsfreiheit an, und, wie mich dünkt, ist es bereits ein unumstößlicher Glaubenssatz der Nationalökonomie, daß ein gänzlich freier Verkehr und Austausch von Allem gegen Alles auch Allen gleich günstig sey, und gleich sehr die Production wie die Fabrication belebe.

Sehen wir nun aber den Fall, daß alle Völker der Erde sich zu dieser Höhe erhöben, so würde dennoch die launenhafte Glücksgöttin neue Ausschließungssysteme, neue Monopole durch die Concurrenz selbst erzeugen. Die Erfahrung hat bereits dargethan, daß gerade die größte Freiheit der Gewerbe und des Verkehrs die Geldaristokratie begünstigt, indem sie das Talent begünstigt, und dem Glücke den freiesten Spielraum läßt. Trotz der freigegebenen Concurrenz drückt nun der große Unternehmer den kleinen nieder, schließt der Reiche den Armen aus, und häufen sich

auf

auf der einen Seite die Schätze, während auf der andern die kahlste Armuth in ewiger Ebbe zurückbleibt. Unter diesen Umständen nun tritt in Bezug auf die Aristokratie des beweglichen Vermögens derselbe Fall ein, der einst in Bezug auf die Aristokratie des Grundbesitzes galt, und es wird, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein agrarisches Gesetz des Geldes nothwendig.

Ein solches nun liegt im Sinne des St. Simonianismus, und diese praktische Seite der neufranzösischen Lehre ist bei weitem wichtiger als die mystische. Ganz consequent wollen die St. Simonianer das neue agrarische Gesetz nicht auf das Capital, sondern auf den Zins angewandt wissen. Sie wollen, das Capital soll der Gesellschaft allein gehören, und dem Individuum nur der Zins, und dieser Zins soll auf ein relatives Minimum beschränkt werden, um möglichst gleich auf alle Individuen vertheilt werden zu können.

Dieß heißt mit andern Worten, die Consumtion nivelliren. Sie halten es mit Recht für ein grelles, die menschliche Würde und die Civilisation beleidigendes Mißverhältniß, daß ein Mensch täglich Tausende verschwenden dürfe, während ein Anderer kaum seine faulen Kartoffeln zu salzen vermöge; sie predigen es als ein göttliches Recht, als einen angebornen Anspruch der Menschen, daß Jeder einen mäßigen Antheil an den Gütern der Erde haben solle; sie halten es für eine zehrende Krankheit, ja für einen halben Selbstmord des menschlichen Geschlechts, daß wenige Glieder der Gesellschaft in geiler Ueberfruchtung, und viele andere dagegen in nahrungsloser Dürre verderben sollen. Sie kommen auf diese Weise zu den großen Ideen der alten Gesetzgeber zurück, die immer den ganzen Körper eines Volkes, oder der gesammten Menschheit im Auge hatten, und nicht bloß, wie die christlichen Gesetzgeber des Mittelalters das Seelenheil des Individuums,

oder wie die modernen Gesetzgeber, die materielle Staatsgewalt den Vortheil der Regierungen auf Kosten der Völker.

Da dergleichen neue Lehren ganz ungerufen gekommen, aus Erfahrung und unabänderlichen Naturbedingungen entsprungen, und auf allgemeine Naturgesetze basirt sind, so dürfen wir nicht zweifeln, daß dieselben bestimmt sind, in der Zukunft der Weltgeschichte noch eine sehr bedeutende Rolle zu spielen.

Achtes Capitel.

Berühmte Männer. — Joseph von Hammer. — Montbel. — Graf Mailáth. — Die Wiener Dichter.

Da ich mich nicht in der Saison in Wien befand, so waren mehrere ausgezeichnete Männer, die ich gern gesehen hätte, abwesend. Indeß fand ich glücklicherweise gerade die berühmtesten zu Hause.

In Herrn Joseph von Hammer lernte ich einen der liebenswürdigsten Gelehrten Deutschlands kennen, einen Mann, der mit der tiefsten Gelehrsamkeit zugleich die feinste Weltsitte und ein warmes offenes Herz verbindet. Jedermann kennt seine unsterblichen Verdienste um die orientalische Literatur.

Bei seinem frühern Aufenthalte in Constantinopel hat er mehrere hundert Manuscripte gesammelt, zum Theil solche, die sich nicht einmal in der Bibliothek des Sultans finden, und deren Werth unschätzbar ist. Sein unermüdeter Fleiß hat außer der berühmten osmanischen Geschichte noch viele Uebersetzungen der ausgezeichnetsten morgenländischen Dichtungen ans Licht geschafft, unter denen Schirin und Baki obenan stehen. Allein seine Bemühungen haben verhältnißmäßig nicht genug Anklang gefunden. Seine Uebersetzung von Schirin ist nur Einmal aufgelegt worden, und doch ist dieses göttliche Gedicht an innerem Werthe dem Homer, dem Ossian, den Niebelungen unbedenklich an die Seite zu setzen. Es ist nicht schmeichelhaft für den Geschmack der Deutschen und Europäer überhaupt, daß sie der Nachahmung der Orientalen so viele Gunst zuwenden, während sie die Originale unbeachtet lassen. Welches Aufsehen hat nicht Thomas Moore's Lalla

Rookh gemacht; sie ist bereits drei- oder viermal in Deutschland übersetzt worden, und wie weit steht diese Nachahmung hinter Schirin zurück, so weit wenigstens, als eine Perserin auf einer Londoner Redoute hinter einer wirklichen Perserin. Was können die modernen christlichen Dichter Anderes thun, wenn sie uns orientalische Bilder malen, als die ältern ächten orientalischen Bilder copiren? Welche andern Charaktere, Sittenzüge, Costüme und Decorationen schildern sie, als die wir ächter und weit schöner in den Originalen selbst finden? Wozu also die Nachahmung? Wahrlich, so wenig als ein enges Treibhaus uns die Pracht und Frische eines orientalischen Gartens gewährt, so wenig erreicht Goethe den Hafis, Moore die Schirin, Platen den Baki, Stieglitz die Moallakat. In neuerer Zeit ist Herrn v. Hammers Bemühung auch durch die neue Pariser Schule in Schatten gestellt worden. Diese Schule geht einseitig in den ältern Orientalismus zurück, und pflegt nur

des Indischen, Hinterasiatischen, Chinesischen mit unwürdiger Zurücksetzung des Arabischen, Persischen, Türkischen. Sie sieht im Islam nur Phantasterei, und sucht dagegen die Weisheit in der vormahomedanischen Periode. So schätzbar nun das Eine ist, so schließt es doch das Andere nicht aus, und gewisse Diatriben, die man von Paris aus gegen die gesammte mahomedanische Literatur hat vernehmen müssen, sind lächerlich.

Früher oder später wird, was Hammer so kräftig angefangen hat, fortgeführt werden, und die noch fast unbekannten, noch nicht übersetzten Schätze der mahomedanischen Literatur, die er in seiner Bibliothek bewahrt, werden mit der Zeit ans Licht befördert werden.

Aus seiner Bibliothek, wo in den arabesken Zügen vieler hundert orientalischer Handschriften die Geister des Südens wie im Bann des nordischen Zauberers schlummern, um dereinst wieder zu erwachen, — führte mich Herr von Hammer nach dem schönen Dorfe

Hacking, bei Schönbrunn, wo sein vieljähriger Freund Meisl einen damals herrlich blühenden Garten im ausgesuchtesten Geschmack, und für einen Privatmann von fürstlichem Reichthum angelegt hat. Hier fand ich die gastlichste Aufnahme, und Alles bestätigt, was Hammer in folgendem schönem Gedicht an den Besitzer gesagt hat:

Als wir vor einigen und vierzig Jahren
Gefährten auf dem Weg der Schule waren,
Ich ahnte nicht, daß die Liebhaberei
Von Garten und von Obst verwandt sich sey,
Und daß wir beide auf verschiednen Wegen
Uns kämen einst so nachbarlich entgegen.
Ich wanderte ins ferne Morgenland,
Mit Rednern und mit Dichtern Hand in Hand,
Und jeden Strauch sprach ich um Blüthen an,
Wie Saadi *) im Bostan und Gülistan.
Du weihest dich mit Liebe deinem Garten,

*) Saadi's Gülistan, d. i. Rosengarten, ist durch Uebersetzungen in mehrere europäische Sprachen bekannt, weniger sein Bostan oder Fruchtgarten, der nicht minder poetischen und ethischen Werth hatte.

Darinnen deiner Schöpfungen zu warten,
Ich fand dich steuernd deinen Lebenskahn,
Als Saadi im Bostan und Gülistan.
Zu Hacking, wo von sanften Hügels Brauen,
Von Dörfern eine Pleias *) ist zu schauen.
Erhebt die Villa sich, die mir zu Wien
Vor vielen einer röm'schen ähnlich schien.
Dort riefest du hervor die Zauberschatten.
Wo Laubesblätter sich mit Nadeln gatten,
Die Pinie, die sich Amerika erkor,
Mit Asia's und Europa's Flor;
Olivenbaum als blasse Schönheit strahlet.
Der Tulpenbaum mit Wangen hoch bemalet.
Die Hangeweide still dem Teiche lauscht,
Die Esche hoch empor in Lüfte rauscht.
Gruß euch Dryaden und Hamadryaden!
Euch ist der Tempel, wie das Bad Najaden,
Den Nymphen Spiegelgrotte hergeweiht,
Wo Spiegel Licht dem heil'gen Dunkel leiht.
So fiel, als einst die Schöpfungen noch schliefen,
Das Licht der Gottheit in des Chaos Tiefen;
Wann diesen wirft zurück des Innern Spiegel,
So schließt er auf für andre Welt den Riegel,
Wo die Kastanie thürmt, ist Wettenschau,
Die lugt in Feld und lauget in die Au.

*) Hütteldorf, Baumgarten, Penzing, Hietzing, St. Veith, Lanitz, Hacking.

Wie Aussicht freyer Jugend schön begränzt
Auf Schönhaltsborn mit *) Glorien umkränzt.
Doch oft vermengt sich auf des Lebens Flucht,
Wie dort die Aussicht auf die grüne Flucht.
Was sollen wir den Flug nach Außen nehmen.
Es fehlt im Inneren nicht an Haremen
Der Rosenwangigen im Gülistan,
Das deines Gartens Zaubertalisman,
Dort blühen dir die sieben Blumenflores
In schöner Jahreszeit, die sieben Horen,
Wie sie mit Lichtgewändern angethan
Den Kreis ziehn um der Sonne Viergespann.
Die Hyacinthen, Flieder, Tulpen, Rosen,
Der Mohn, die Nelken und die Herbstzeitlosen.
Die Hyacinthen öffnen dir das Jahr,
Als schöne Griechinnen mit krausem Haar,
Die prächt'gen Tulpen folgen und die Flieder.
Schneeballen bald umhüllt von grünem Mieder,
Die Perserinnen blühn im Gülistan,
Die Nelkenbräute sendet Hindostan.
Mit Amboina's Düften reich besrachtet,
Und von Mohnblumen dennoch stolz verachtet;
Zeitlos' und Astern machen den Beschluß
Als Reisepaß, weil Sommer reisen muß.
Wie Blumenflor auf Flor vorüberglühen,
So müssen Sternenflores auch verblühen,

*) Schönbrunn mit der Gloriette.

Im großen Jahreskreis der Ewigkeit,
Dem Ewigen als Blumenflor geweiht.
Laß uns, o Meist, der Blumen Sterne leuchten,
Bis warme Thränen unsren Staub befeuchten,
Und wir erblühn in neuer Herrlichkeit,
Im schönen Garten der Unsterblichkeit.

Herr von Hammer führte mich unter andern auch bei der Gräfin Rosalie Rzewusky, gebornen Fürstin Lubomirsky, einer edlen Polin ein, welche sich in ihren Mußestunden damit beschäftigte, meine Schrift über die deutsche Literatur ins Französische zu übersetzen. Sie stellte mir einen Herrn in mittleren Jahren vor, der ihr, wie sie sagte, als geborner Franzose dabei behülflich sey. Es war Herr von Montbel, in dem ich bei dieser Gelegenheit einen einfachen und rechtschaffenen Mann kennen lernte, der sich bewußt war, nicht ein Verbrechen begangen, sondern nur ein Opfer gebracht zu haben. Allein es gibt Fälle, wo es ein Verbrechen wird, ein Opfer zu bringen. Wer die Rolle eines der Nation verantwortlichen Ministers übernimmt, muß

die Dienstbegriffe des ancien régime ablegen, und die Constitution verbietet ihm nicht weniger die Tugenden als die Laster jenes ancien régime. Die Privattugenden des Herrn von Montbel sind übrigens auch von seinen strengsten Richtern und grimmigsten Feinden anerkannt worden. — Die Frau Gräfin Rzewusky erlebte während meiner Anwesenheit den Schmerz, einen ihrer in Polen für die Sache des Vaterlandes kämpfenden Söhne zu verlieren. Diese geistreiche Dame und ihre schöne trauernde Tochter erschienen mir als würdige Repräsentantinnen des alten und neuen Polens, heroisch und höchst edel. Doch dieser Adel des Wesens ist mir bei meiner frühern häufigen Bekanntschaft mit Polen fast überall entgegen getreten, und ich kenne keine Nation, die sich in ihren Individuen so vortheilhaft ankündigt.

Was Herr von Hammer für den mahomedanischen Osten, das hat Graf Johann Mailáth für sein Vaterland Ungarn geleis-

stet, indem er uns dessen Geschichte und Poesie zugänglich gemacht hat. Sein großes Geschichtswerk über Ungarn steht der osmanischen Geschichte von Hammer würdig zur Seite, so wie seine magyarischen Sagen und Gedichtsammlungen den poetischen Uebersetzungen des Erstgenannten. Auch vereinigt Graf Mailáth in seiner Person die seltensten Vorzüge. Nicht leicht wird man einen so geistreichen Gesellschafter finden, und ich rechne die Stunden, die ich mit ihm namentlich auf Ausflügen in die Umgebungen Wiens zugebracht habe, zu den vergnügtesten. Dabei muß ich bemerken, daß das Gedächtniß dieses in so vieler Hinsicht außerordentlichen Mannes an das Wunderbare gränzt, und er hat mich versichert, daß diese seltene Naturgabe in seiner Familie erblich sey.

Es wird vielleicht nicht allen Lesern bekannt seyn, daß sich vor Jahren der größte Theil der in Wien lebenden Dichter, Künstler, Schauspieler, die sich durch Geist und

Talent auszeichneten, in eine harmlose Gesellschaft vereinigten, welche den Namen der Ludlamshöhle erhielt, und worin der ächte Wiener Humor in fesselloser Fröhlichkeit vorherrschte. Aber die bloße Form einer geschlossenen Gesellschaft reichte hin, die Ludlamshöhle der hohen Polizei verdächtig zu machen, und urplötzlich wurde sie mit dem Siegel der Salomonischen Weisheit auf ewige Zeiten verschlossen, und die Mitglieder mußten Urfehde schwören. Seitdem sehen sich die lustigen Leute nur, wie es der Zufall mit sich bringt, und in vereinzelten Abendgesellschaften; allein die Lustigkeit hat man ihnen doch nicht verbieten können. Auch war es mir erfreulich, die Bemerkung zu machen, daß sich die Wiener Literatoren weit besser unter einander vertragen, als dieß an den meisten andern Orten in Deutschland der Fall ist. Von offener Feindschaft fand ich keine, von heimlicher Eifersüchtelei nur schwache Spuren, und dieser Geist der Ver-

träglichkeit macht den Wiener Talenten alle Ehre.

Baron Zedlitz und der noch jüngere treffliche Dichter Graf Auersperg befanden sich gerade nicht in Wien. Ich hatte sie beide aber schon früher in Stuttgart kennen gelernt. Der berühmte Trauerspieldichter Grillparzer war mir eine neue Bekanntschaft und sehr interessante Erscheinung. Obgleich ich ihn wie alle andern Schicksalstragöden in meinen Kritiken feindselig behandelt, machte dieß doch in unserer Begegnung keine Störung. Er schien den Motiven meiner Kritik eben so viele Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als ich den Motiven seiner Poesie, wie verschieden sie auch immer seyn mögen. Man muß in der That in der Beurtheilung österreichischer Dichter billig seyn. Was ich den Müllnern, den Houwalds nimmer vergebe, erscheint unter ganz anderer Bedingung bei einem österreichischen Dichter. Wenn

man bedenkt, daß in Oesterreich unter dem Drucke der Censur die Poesie nie recht frei ihre Schwingen hat entfalten können, und daß auf der andern Seite die glänzenden Muster der nord- und westdeutschen Dichter, allzublendend auf Oesterreichs Dichterjugend wirkten, so darf man sich nicht wundern, daß sie nur in der harmlosen Lustigkeit originell erscheinen, im Ernsten und Tragischen aber meist nur als schwache Nachahmer ihrer glücklichern Vorbilder. Offenbar hatte Grillparzer, der durch und durch ein ächter Oesterreicher ist, bei weitem mehr Anlagen als Theodor Körner, oder Collin, ein österreichischer Schiller zu werden; aber wie wurden ihm seine Ideale verkümmert! was blieb von seinem warmen Patriotismus übrig, wenn er jeden Gedanken an Freiheit ein für allemal davon ausschließen mußte! Er weiß es vielleicht selbst nicht, aber mir scheint der geheime Grund seiner für einen Oesterreicher ungewöhnlichen Melancholie in dem Mißverhält-

hältniſſe ſeines eigentlichen Berufes und ſeiner Stellung zu liegen. Geboren, der tragiſche Dichter ſeiner Nation zu ſeyn, darf er doch die wahrhaft tragiſchen Geſtalten der Geſchichte und das geheime Wehe unter den Bildern des Glückes nicht berühren, und muß ſich eitle Truggeſtalten ſchaffen, welche die tolle Luſt des Leopoldſtädter Theaters unter ſeinen Augen unwillkürlich gleich wieder traveſtirt. Er kann nicht luſtig ſeyn mit den Luſtigen, und darf nicht traurig ſeyn, oder darf es nur nach vorgeſchriebener Form ſeyn. Da er nun ſeiner ächten Oeſterreicher Natur zufolge ehrlich und treu, es für unrecht oder gar widerlich hält, ein Malcontent zu ſeyn, ſo ſcheint er es ſich noch gar nicht einmal überlegt zu haben, was er eigentlich als der tragiſche Dichter ſeiner Nation zu thun habe. Es ſcheint ihm noch nicht einmal eingefallen zu ſeyn, daß ſeinem großen Talente tragiſche Helden, wie Ziska, Wallenſtein, Ragoczi, Tökely, Hofer und Speckbacher beſſer zuſagen

würden, als die Ahnfrau, Sappho, Ottokar und der treue Diener seines Herrn.

Die tragische Muse will den gekrönten Häuptern nicht schmeicheln, sie will ihnen nur Lehren geben, und das darf sie in Oesterreich nicht.

Professor Deinhardstein, der mich schon in Stuttgart besucht hatte, erwies mir gastfreundlich jede Gefälligkeit. Auch um sein schönes Talent thut es mir aufrichtig leid, daß er als Redacteur der Wiener Jahrbücher und als Hofdichter seinen gelehrten wie politischen Productionen eine allzu strenge Censur selbst auferlegen muß.

Braun von Braunthal ist eine eigenthümliche Erscheinung in Wien, da er gewissermaßen den Berliner mit dem Wiener verbindet, und ohne im geringsten die Berliner Hungerleiderei und Windbeutelei den reellen Genüssen des Wiener Lebens vorzuziehen, doch den feinern und spirituellern Geschmack Berlins auf die reizende Natur-

fülle Wiens anzuwenden ſucht. In dieſer Subject-Objectivität, die den nord-ſüdlichen Patriotismus ſo ſchön identificirt, ſind wir uns auch augenblicklich freundlich begegnet.

Es war mir ſehr intereſſant, noch zwei junge Wiener Dichter kennen zu lernen, die in gerader, offener Biederkeit ganz ſo wie Grillparzer den öſterreichiſchen Nationalcharakter ausſprechen, aber nicht ernſt oder verfinſtert ſind, wie dieſer, ſondern ſo heiter wie der junge Tag. Der erſte, Herr von Bauernfeld, beſitzt ein ſehr glückliches Talent für das Luſtſpiel, der zweite, Baron von Schlechta, weiß ſich das Leben ſelbſt zum Luſtſpiele zu machen, und iſt ein wahres Ideal von guter Laune und liebenswürdigem Witze.

In Geſellſchaft dieſer beiden Herren, und des Grafen Mailath, beſuchte ich den alten Dichterveteranen Caſtelli auf ſeinem Landſitze bei Wien. Er und kein anderer iſt der wahre deutſche Anakreon. Gleim in ſeinem

Hätthen war viel zu pedantisch und sentimental dazu, und nur wer so ganz fern von Pedanterei ist, wie Castelli, darf noch Rosen im grauen Haare tragen. Wir brachten in seinem Garten einen herrlichen Abend zu, unter unauslöschlichem, fröhlichem Gelächter, in das alle Geister der Ludlamshöhle einzustimmen schienen. —

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Dichtkunst in Oesterreich, so können sich uns die üblen Folgen des Censurzwanges freilich nirgends verhehlen. Während die Poesie in West- und Norddeutschland unter dem Schutze des Protestantismus, der Reichsungebundenheit oder selbst aufgeklärter Fürsten gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen Ausbildung der höhern Stände hielt, zog sie sich in Oesterreich als eine Verbannte in die Gebirge und unter das niedere Volk zurück, wo die schöne Königstochter bis auf diesen Tag als Volkslied oder Sage lebt. Was sich dagegen unter der gebildeten Classe in

Oesterreich als Poesie kund gegeben hat, war geraume Zeit nur der schwache Widerschein nord- und westdeutscher Poesie. Pater Abraham a Santa Clara, der übrigens kein Oesterreicher, sondern ein Schwabe war, steht am Ende der alten barbarischen Zeit. Denis dagegen steht am Eingange der neuen Zeit. Denis war aber nicht mehr als ein schwacher Widerschein Klopstocks. Dann kamen Sonnenfels, Alxinger, Blumauer als Widerscheine Wielands, dessen Geist und Feinheit sie nie erreichten; dann Collin als Widerschein Schillers. Nirgends in Oesterreich stoßen wir auf einen großen originellen Dichter, der anstatt eine fremde Manier nachzuahmen, seine eigene begründete. Nur die Dichter des Leopoldstädter Theaters machen davon eine ehrenvolle Ausnahme; ihre Poesie aber steht auch der früher mit Unrecht verachteten Volks- und Sagenpoesie weit näher, als der vornehmen modernen Poesie. Daß sich nun große und originelle Talente nur in

jener niedern Sphäre entwickeln konnten, daran ist nichts Anderes Schuld als der Geistesdruck, der so lange über Oesterreich lag.

Erst in neuester Zeit — und schon dieß einzige Zeichen deutet auf eine große Umgestaltung der Dinge — in neuester Zeit fangen die österreichischen Dichter an, in gleicher Linie mit den übrigen Deutschen aufzutreten, und zwar nicht bloß, weil die letztern sich allmählich etwas verkleinert haben, sondern weil wirklich Oesterreichs junge Muse in die Welt tritt, und aus einer schüchternen Schülerin eine sich fühlende Schönheit des Tages wird und einen lieblichen Reiz nach dem andern entfaltet.

Daß diese junge Muse ihre Erstlinge dem Servilismus zum Opfer bringt, ist freilich wohl natürlich und nicht anders zu erwarten. Ist denn nicht überhaupt in jeder Kunst etwas Athleten- und Hetärenmäßiges, das sie gern ins Gefolge des Despotismus bringt,

und ſind nicht eben darum Horaz und Goethe ſo wahr, weil ſie den angebornen Royalismus und Servilismus des Dichters ſo wenig verhehlen? Was nun von aller Kunſt überhaupt gilt, wie ſollten wir es beſonders in dem Falle der jungen öſterreichiſchen Muſe beklagen? Wenn ſelbſt die proteſtantiſche, überaus altkluge und wirklich ſchon alte, ſich höchſt frei dünkende und wirklich unabhängige Muſe, die eine keuſche Minerva ſcheinen will und es wirklich ſeyn könnte, dennoch keinem gnädigen Blicke, keiner vornehmen Vertraulichkeit widerſtehen kann, und beſtändig mit dem gichtbrüchigen und hypochondriſchen Deſpotismus kokettirt, wie ſollte die junge öſterreichiſche Muſe, die wie in einem orientaliſchen Harem in den Sitten und Gewohnheiten einer üppigen Sklaverei erzogen iſt, einem Deſpotismus widerſtehn, deſſen Autorität ſie nie bezweifelt hat, der ihr natürlich und nothwendig erſcheint, und der auch noch nicht gichtbrüchig und hypochondriſch, ſondern, wenn

ich so sagen darf, ein Despotismus ist, der noch Waden hat?

So dürfen wir uns denn über die servile Tendenz in „dem treuen Diener seines Herrn" vom Grillparzer, in „dem Stern von Sevilla" von Zedlitz, in „Hans Sachs" von Deinhardstein ꝛc. nicht wundern. Was thaten die Dichter und Maler unter Ludwig XIV Anderes? Auch sie malten alle Tugenden und Künste allegorisch zu den Füßen des Thrones. Nur, — und das spricht für den feinen Geist der österreichischen Dichter — nur etwas raffinirter ist der letztern Schmeichelei. Unter Ludwig XIV legten die Minister dem Könige ihre Talente zu Füßen. Grillparzer läßt den treuen Diener seinem Herrn seine Tugend zu Füßen legen. Unter Ludwig XIV brachten die Generale dem Könige ihren Ruhm zum Opfer, Zedlitz läßt seinen Ritter dem Könige die Ehre zum Opfer bringen. Unter Ludwig XIV machten sich die Künstler ihre Geschicklichkeit bezahlt, Deinhardstein läßt

ſeinen Hans Sachs ſein Herz bezahlt machen. Die franzöſiſchen Schmeichler ſagten etwas plump: Es gibt keinen König ohne Talent, Ruhm und Kunſtglanz; die öſterreichiſchen Schmeichler ſagen viel feiner: Es gibt keine Tugend, keine Ehre und keine Kunſtbegeiſterung ohne König. Das kommt daher, weil in Frankreich nur der Verſtand ſchmeichelt, in Deutſchland aber das Herz.

Gerade dieſe Sophiſterei des Herzens aber beweist, daß die öſterreichiſche Poeſie ihre Unſchuld bereits verloren hat. Wer nicht alles verdammt, was nicht alt-römiſche Tugend und rauher Republicanismus iſt, kann nur mit Lächeln und Behagen an die gute alte Zeit in Oeſterreich zurückdenken, an das ſelige Land der Phäaken, darin es immer Sonntag war, und der Braten immer am Spieße ſich drehte. Die Leopoldſtädter Dichter und der unvergleichliche Wenzel Müller, in ſeinen ſo anſpruchloſen, gutmüthigen und lieblichen Melodien, ſpiegeln klar die Seele des treuen

Oesterreichers wieder in jener fröhlichen unschuldigen Zeit. Man fühlte sich unendlich wohl beim Schmaus und Gelag, beim Schatzerl und Tänzerl, und bei den arglosen Späßen des Kasperl, und ging durchs Feuer für den Franzerl, ohne zu fragen, warum? Man war zufrieden, ohne darüber nachzudenken, und die Schmeichelei für den geliebten Kaiser bestand in Handlungen der Hingebung, nicht in studirten Worten, und in einer derben guten Laune, nicht in einem ängstlichen Haschen nach den feinsten Complimenten. Die neuern vornehmern Dichter, denen die alte Weise zu gemein erscheint, und die sich nun mit den gesuchtesten Apotheosen des Despotismus abquälen, zeigen nur zu sehr, daß in diesen heitern Köpfen das Nachdenken erwacht ist, und indem sie sogar die Unklugheit begehn, gewisse politische Erscheinungen zu beschönigen, so machen sie entweder erst auf die Gehässigkeit derselben aufmerksam, oder beweisen, daß man schon angefangen hat, darüber nachzu-

denken. Manches, was den Leuten ſchon zur andern Natur geworden war, woran ſie gar kein Arg hatten, in deſſen gefährlicher Nähe ſie wie Kinder am Abgrunde fröhlich ſpielten, erſchreckt ſie jetzt, macht ſie ernſt und nachſinnend.

Zugegeben alſo, daß die alte lange Täuſchung der Oeſterreicher eine glückliche war, ſo mußte ſie doch einmal anfangen aufzuhören, und man mußte ſie einmal als Täuſchung erkennen, und der Geiſt des Dichters mußte zuletzt in der bis zur Pein ausdauernden Luſtigkeit ſich unbehaglich fühlen, und dem St. Veitstanz entfliehen, die ſüße, doch zuletzt ermüdende Gewohnheit des in ſchwülen Wollüſten dämmernden Venusbergs verlaſſen, und zum erſtenmal die freie Bruſt in der Morgenluft baden. Der Dichter mußte, wie Achill auf Skyros endlich die weibiſche Kleidung abwerfen, und Schwert und Helm ergreifen.

Daß er es gethan hat, zeigen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten.“

Neuntes Capitel.

Littrow. — Die Sternwarte. — Betrachtungen über die Gestirne.

Professor Reinhardstein hatte die Güte, mich zu dem Director der Sternwarte, Professor Littrow, zu führen. Dieser durch seine Schriften rühmlichst bekannte Astronom ist eben so durch persönliche Würde und Anmuth ausgezeichnet, ein schöner, kräftiger Mann. Seine Sternwarte fand ich nicht, wie so manche andere, einsam, sondern wie eine Werkstatt, in der emsige Augen und Hände die exactesten Rechnungen vornahmen. Es freute mich sehr, den Mechanismus, den mir Littrow als den trefflichsten des ganzen Institutes vorwies, schon vorher im Kleinen an meinem eigenen Fraunhofer angewandt

zu haben. Warum, muß ich ſchmerzlich fragen, hat Deutſchland das große Talent Fraunhofers ſo wenig zu benutzen verſtanden? Sein größtes Inſtrument iſt an Rußland nach Dorpat verkauft worden, und Struve macht mit demſelben Entdeckungen, die man in Wien, Berlin und München machen ſollt. Keine deutſche Regierung hat ihm Aufträge ertheilt zu ſo großen Arbeiten, und nun er todt iſt, iſt es zu ſpät. Ich will den ſpätern Utzſchneider'ſchen Gläſern ihre Verdienſte nicht abſprechen, aber ſo weit ich dieſelben kenne, habe ich allerdings einen Unterſchied zwiſchen denſelben und den alten Fraunhoferſchen Gläſern gefunden, und ohne mir anzumaßen, allein hierüber urtheilen zu wollen, ſind doch viele namhafte Sachkenner darüber mit mir einverſtanden.

Die in London erfundene Combination eines grünen und eines violetten Glaſes, um dadurch die Sonne im weißen Lichte zu ſehen, fand ich in Wien noch nicht, empfehle ſie da-

her bei dieſer Gelegenheit allen Freunden der Sternkunde, weil man die Flocken der Sonnen-Atmoſphäre, die Umriſſe der Scheibe und die Flecken durch kein gefärbtes Glas ſo deutlich ſehen kann als durch das weiße.

Es ſey mir erlaubt, hier einige Betrachtungen über die Sterne epiſodiſch einzuſchieben. Ich bekenne, daß ich mit dieſen Weſen in einem vertrauten Verkehre ſtehe, und daß es mir unbegreiflich ſcheint, wie dieſe größten und ſchönſten aller Naturwunder im Allgemeinen ſo wenig Eindruck auf die Menſchen machen.

Wer denkt an die Sterne? Von der Feldarbeit und aus der Werkſtatt, vom Wirthshauſe und aus dem Theater ſtolpern die Menſchen unter dem diamantenen Schilde des Himmels hinweg in ihre Betten, und wer ſieht nach oben? Der Verliebte, der unter dem Fenſter ſchleicht, der Dieb auf der Leiter, der Soldat auf der Schildwacht, der Nachtwächter in ſeiner Pelzkappe, der Poſtillon auf ſei-

nem Gaul, ſie Alle denken an nichts weniger als an die Sterne, obgleich ſie in der ganzen weiten Nacht nichts ſehen, als Sterne. Sie könnten eine Himmelscharte aus dem Gedächtniſſe hinzeichnen, ſo oft haben ſie die Sterne geſehen, und doch kennen ſie außer der Sonne und dem Monde höchſtens den Abendſtern, und wiſſen ihn von andern Sternen zu unterſcheiden. Außer den Aſtronomen von Profeſſion, deren mathematiſche Rechnungen aber kein Anderer verſteht und lieſt, bekümmert ſich etwa hin und wieder ein Dichter um die Sterne, um ihnen ſeine Liebesſeufzer zuzuſchicken, oder ſie mit den Augen ſeiner Geliebten zu vergleichen. Ein frommer Landpfarrer oder Schulmeiſter macht ſeine Kinder darauf aufmerkſam, daß die Sterne ein Beweis göttlicher Allmacht ſeyen, und wiederholt den alten Spruch:

O Gott, aus deinen Werken
Kann ich dein Daſeyn merken.

Endlich erſchrecken zuweilen die Leute,

wenn sie gelegenheitlich hören, daß die Sterne so und so viel Millionen, Billionen, Trillionen Meilen weit entfernt seyen, ergötzen sich an den großen Zahlen, und meinen, es ließe sich erstaunlich viel dabei denken; aber sie denken doch nichts dabei, und wenn sie dann im Schiller lesen: „Im Raum, Freund, wohnt das Erhabne nicht!“ so sagen sie, es ist auch wahr, und lassen es gut seyn.

Wir sind insolent und undankbar gegen die freundlichen Augen der Nacht, die mütterlich unsern Schlummer bewachen. Aber was hülf es auch, wenn die Menschheit etwa ein astrologisches Fieber bekäme, und wir Alle unsere Hälse zum Nachthimmel emporreckten? Wir würden doch so wenig davon begreifen, wie die Frösche von der Sonne, wenn sie sie im Frühling aus allen Sümpfen anquacken.

So vollbringe denn Jeder seinen Abend, wie es ihm am besten dünkt. Nur der, der gerade nichts Besseres zu thun weiß, als

ans Fenſter zu treten und den Sternen ſeine Langeweile zuzugähnen, will ich eingeladen haben, ſich mit mir auf den Luftballon der Phantaſie zu ſetzen und eine kleine Excurſion in die Unendlichkeit zu machen.

Die Sonne mit all ihren Planeten laſſen wir hinter uns. Wir wiſſen, daß im alten Hauſe Jakobs eilf Söhne ſind, wozu der zwölfte wohl einmal in Aegypten gefunden werden wird. *) Der menſchliche Geiſt iſt majorenn geworden. Er tritt aus dem Vaterhauſe, aus den engen Banden des Familienkreiſes heraus und ſtürzt ſich ins Gewühl des Lebens. Der ſonſt ſo ehrwürdige Vater, der uns Alles war, erſcheint nur noch als ein gewöhnlicher Mann unter andern Männern. Die Sonne iſt nur noch ein gewöhnlicher Stern unter andern Sternen, und wir ver-

*) Wenn nicht etwa der bekannte Encke'ſche Komet ſchon wirklich als der zwölfte Planet betrachtet werden muß.

gessen sie im himmlischen Heere von vielen tausend Sonnen.

Man war sonst immer der Meinung, der Sternenhimmel sey nur eine schöne Decoration der Erdenbühne, nur das Zelt oder der Königsmantel Jehovahs, über dem gelobten Lande ausgespannt, oder eine eherne Mauer mit Löchern, durch welche das himmlische Feuer wie durch ein Sieb hindurch blitzt, oder etwa gar eine Menagerie von altorientalischen Göttern, davon noch zum Theil die Sternbilder übrig seyen; riesenhafte Drachen, Löwen, Lämmer, Stiere ꝛc., die rings die schöne Erde wie eine verwünschte Prinzessin umlagern.

Man hat in der jüngsten Zeit entdeckt, daß man in der ältesten Zeit sehr richtige Vorstellungen von dem Fixsternhimmel, wie von dem Sonnensysteme gehabt, und daß nur die mittlern Zeiten bis zu dem Unverstande und Dünkel herabgesunken seyen, die Erde für den

Kopf, den Himmel bloß für die Mütze desselben zu halten.

Der Irrthum ging so weit, daß Copernicus und Kepler erst beweisen mußten, die Erde sey nicht der Mittelpunkt des Sonnensystems, sondern nur ein um die Sonne kreisender Punkt, ehe Herschel weiter beweisen konnte, daß auch die Sonne nicht der Mittelpunkt der Sternenwelt, sondern nur ein — Gott weiß, in welchem Winkel schamhaft verborgenes Sternchen sey.

Der König auf seinem Throne kann sich vom Hündchen eines Bettlers nicht mehr unterscheiden, als die Erde, wie man sie sich ehemals im Herzen des Weltalls dachte, von der Erde, wie sie jetzt zum Nachläufer eines kleinen Sterns degradirt ist. Das soll uns indeß nicht demüthigen, sondern eher noch stolzer machen. Ein Weltbürger ist immer noch mehr werth, als ein Bürgermeister in Krähwinkel. Lieber Hintersaß in Rom, als Zaunkönig in Abdera! Nicht die Scholle macht

uns groß, auf der wir ſtehen, nur der Blick, mit dem wir das Unendliche meſſen.

Unſer Geſichtskreis iſt durch künſtliche Mittel ungemein erweitert worden. Das bloße Auge entdeckt nur die nächſten Fixſterne, nur den nächſten Sternhaufen (die Milchſtraße). Mit den kleineren Fernröhren vor Herſchel beobachtete man hauptſächlich nur Sonne, Mond und Planeten. Erſt Herſchel unterſuchte mit ſeinem Rieſenteleſkop die Fixſternwelt ſorgfältiger als bisher, und wandte die Aufmerkſamkeit vom Sonnenſyſteme auf dieſen weit größeren und wichtigeren Theil der Sternkunde.

Das Rieſenauge, mit dem er in das Rieſengebirge des Weltbimmels ſah, ſchloß unſerer Erkenntniß neue Welten auf. Dieſe Erkenntniß wurde noch mehr erweitert, als Fraunhofer in München die Fernröhre zu noch höherer Vollkommenheit brachte, und der von ihm verfertigte Rieſenrefractor von Struve in

Dorpat mit raſtloſer Thätigkeit zu neuen Entdeckungen benutzt wurde.

Dieſe Fortſchritte ſind binnen ſehr kurzer Zeit gemacht worden, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Folgezeit noch weiter fortſchreiten wird. Die Kunſt der Optik hat ihre äußerſte Gränze noch nicht erreicht. Die Fernröhre können möglicher Weiſe in noch höherem Grade verbeſſert werden. Die Sehkraft des Auges kann noch viel weiter tragen, wenn ſie unterſtützt wird. Im menſchlichen Organ ſcheint wenigſtens keine abſolute Gränze gezogen. Ja ſelbſt, wenn mechaniſche Mittel nichts weiter ausrichten, gibt es nicht noch organiſche, gibt es nicht eine urſprüngliche Sehkraft in uns, die weiter ſieht, als alle Fernröhre, die ſolcher äußern mechaniſchen Hülfe gar nicht bedarf. Schon vor fünf und zwanzig Jahren ahnete der geniale Görres*), die höhere magnetiſche Sehkraft könne noch

*) Exposition der Physiologie. S. 27.

für die Astronomie wichtig werden, und diese Ahnung scheint gewissermaßen schon erfüllt durch das, was uns Dr. Kerner *) von seiner berühmten Seherin berichtet. Er sagt: „Legte die Somnambüle einen magnetisirten Stock, an welchem vorn eine Spitze von Eisen war, an ihr rechtes Auge, und richtete ihn auf irgend einen entfernten Gegenstand, so vergrößerte er ihr denselben äußerst. Der kleinste Stern erschien ihr dann in der Größe des Mondes."

Auf der Stufe nun, auf welcher die Astronomie jetzt steht, wissen wir von dem, was jenseits unsers kleinen Sonnensystems liegt, oder vom Fixsternhimmel, Folgendes:

Der ganze Himmel ist übersäet mit einzelnen Sternen, die man Fixsterne nennt, weil sie unveränderlich an demselben Orte bleiben. Sie haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne, und müßten uns als Sonnen er-

*) Seherin von Prevorst. Theil I. 112.

ſcheinen, wenn ſie uns näher ſtänden, ſo wie uns die Sonne nur ein Firſtern ſcheinen würde, wenn ſie weiter von uns abſtände. Da ſie die feſte Stellung und das eigene Licht mit unſerer Sonne gemein haben, ſo vermuthet man nicht ohne Grund, daß ſie auch, wie unſere Sonne, von dunkeln Planeten und deren Monden begleitet ſeyen, die wir nur wegen ihrer großen Entfernung und Kleinheit nicht ſehen können.

Alle dieſe Sterne ſind an Größe ſehr verſchieden, daher man ſie in Sterne von erſter, zweiter, dritter ꝛc. Größe eintheilt. Dieſe Verſchiedenheit iſt entweder eine phyſiſche, d. h. ein Stern iſt wirklich größer als der andere, oder eine optiſche, d. h. ein Stern erſcheint uns nur größer als der andere, weil er uns näher iſt. Noch merkwürdiger iſt die Verſchiedenheit der Farbe, die wir an den Sternen ſchon mit bloßem Auge, und noch deutlicher durch die Fernröhren wahrnehmen.

Am häufigſten kommen die Firſterne vor,

die ein ganz reines weißes Licht haben, aber diese theilen sich schon in solche, die wie Sirius und Capella ein sehr starkes brillantirendes Licht, oder wie Wega einen mehr bleichen Silberglanz haben. Dann folgen die Sterne, deren Weiß sich entweder mit einem gelben oder mit einem blauen Schimmer mischt, die auch noch sehr zahlreich sind. Am schönsten, aber auch am seltensten sind die rothen und orangefarbenen Sterne. Ziemlich häufig dagegen bemerkt man Sterne, besonders von der dritten Größe, die ein schmutziges Gelbbraun zur Farbe haben. Endlich findet man unter den kleinsten Sternen auch grüne und aschgraue, welche dieser Farbe wegen wenig ins Licht fallen. Unter den farblosen weißen Sternen ist der schönste der Sirius; unter den farbigen aber Antares im Herzen des Scorpions. Das bunte Feuer dieses Sterns, der in den Sommermonaten auf kurze Zeit an unserem südlichen Horizont emporsteigt, übertrifft an Gluthkraft bei weitem

alle andern Sterne. Verrathen auch mehrere noch viel kleinere Sterne ein gleiches oder vielleicht noch ſtärkeres Feuer, ſo ſind ſie doch eben zu klein und fern, um ſo angenehm auf unſer Auge zu wirken.

Man hat ferner auch unter den Fixſternen Veränderungen wahrgenommen, die zwar ſehr ſelten ſind, aber doch von einer noch thätigen aſtraliſchen Kraft zeugen. Einige Sterne ſind verſchwunden, andere neu entſtanden. Einige zeigen einen periodiſchen Lichtwechſel, werden größer und heller, und wieder kleiner und dunkler. Eine große Menge endlich (nach Beſſel unter 3000 nicht weniger als 425 Sterne) zeigen trotz dem, daß ſie Fixſterne heißen, eine Fortbewegung am Himmel, die freilich nur ſo gering iſt, daß der, welcher unter allen bekannten am ſchnellſten läuft (der 61ſte Stern im Schwan) doch in 400 Jahren nur um einen ſcheinbaren Durchmeſſer des Mondes weiter eilt.

Außer den einzelnen Sternen bemerken

wir am Himmel die sogenannten Doppelsterne, eine ganz eigenthümliche Gattung von Sternen. Sie erscheinen dem bloßen Auge, oder durch geringe Fernröhre gesehen, als ein einzelner Stern; bei einer starken Vergrößerung durch das Fernrohr aber treten sie auseinander, und erscheinen als zwei Sterne, die sich einander aber sehr nahe stehen, oft nur um die Hälfte ihres eigenen Durchmessers, und von dem der eine in der Regel etwas kleiner ist, als der andere. Durch sorgfältige Beobachtung seit Herschel, hat man ausgemittelt, daß einer um den andern sich bewegt, obgleich jeder von beiden eine Sonne mit eigenem Licht ist. Bei einigen bewegt sich nur ein kleiner Stern um den großen, bei andern bewegen sich beide gegenseitig um einander. Ja es gibt Doppelsterne, die aus drei Sternen bestehen, welche sämmtlich einander umkreisen. Diese Sterne sind auch zugleich in der Färbung einander entgegengesetzt, dergestalt, daß der eine bläulich, sein Nebenstern gelblich oder

grünlich, und deſſen Nebenſtern röthlich erſcheint. Daß dieſe Gattung von Sternen eine bedeutende Rolle am Himmel ſpielt, geht unter Anderm auch aus ihrer großen Zahl hervor. Unter 120,000 Fixſternen, welche Struve unterſuchte, entdeckte er mehr als 3000 Doppelſterne, darunter 52 dreifache Sterne. Von der außerordentlich künſtlichen Combination ihrer Bewegung ſagt Struve ſelbſt: „In unſerm Kataloge kommen 52 dreifache Sterne vor, wo jeder dem nächſten innerhalb 32 Minuten nahe ſteht. An dem dreifachen Sterne Zeta im Krebs iſt die Rotationsbewegung der beiden kleinern in Bezug auf den hellern ſchon aus den Beobachtungen erwieſen. Der Stern Pſy, der Caſſiopeia gibt uns ein Beiſpiel, daß zwei kleine unter ſich ſehr nahe Sterne, bei einem dritten hellern ſtehen. Iſt hier eine Verbindung, ſo müſſen die beiden kleinen Sterne erſtlich um ihren Schwerpunkt laufen, dann dieſer den hellen Stern umkreiſen. Ein dem Pſy

und der Cassiopeia ähnliches Phänomen finde ich noch dreimal verzeichnet. Noch merkwürdiger ist der Fall, wo zwei Doppelsterne der ersten Classe so nahe stehen, daß man kaum umhin kann, zu vermuthen, sie gehören zu einander. Dieser Fall ist von mir dreimal bemerkt. Ein vierter Fall ist ein Doppelstern erster Classe, mit einem dritten innerhalb einer Minute zusammenstehend, wo alle Sterne gleich hell und von der achten Größe sind. Einen fünften Fall bietet das bekannte Paar Nr. 4 und 5 der Leyer, jeder fünfter Größe, dar, in einem Abstande von 3½ Minuten, jeder für sich ein Doppelstern erster Classe. Wer könnte daran zweifeln, daß wir hier Systeme sehen, wo jedes Paar für sich seinen Schwerpunkt umläuft, und beide Paare um den gemeinschaftlichen fortrücken."

Die Doppelsterne bilden den Uebergang zu den Sternhaufen. Der nächste uns allen mit bloßen Augen sichtbar, ist die Milch-

ſtraße, die entfernten ſind die zahlloſen, nur durch Fernröhre ſichtbaren Nebelflecken, die ſich bei ſtärkerer Vergrößerung in unzählige kleine Sterne auflöſen. Struve zählte in ſeinem Kataloge bis zum Jahre 1827 nicht weniger als 2303 Nebelflecken am Himmel.

Nach welchem Geſetze übrigens dieſe Sternhaufen gruppirt ſind, iſt bei der großen Verſchiedenheit ihrer Form und Dichtigkeit noch nicht ausgemittelt.

Unter den Nebelflecken unterſcheiden einige Sternkundige noch insbeſondere die ſogenannten Lichtnebel, blaſſe Streifen in den fernſten Himmelsräumen, an deren Form man auch Veränderungen wahrgenommen haben will. Schubert hat in ſeinem Werke: „Die Urwelt und die Fixſterne“ viel davon geſprochen, und hält dieſelben Lichtnebel für formloſe Anhäufung der Urmaterie oder des Lichtäthers, aus denen ſich allmählich Sterne oder Sternhaufen erſt bilden ſollen. Struve dagegen ſagt, da alle Nebelflecken, welche

bisher durch unvollkommene Fernröhre betrachtet, als bloßer Lichtnebel erschienen sind, durch seinen Riesenrefractor betrachtet, sich in Haufen von kleinen Sternen aufgelöst haben, so sey zu vermuthen, daß auch die noch übrigen unaufgelösten Lichtnebel, durch noch bessere Fernröhre betrachtet, wenn wir solche hätten, sich als Sternhaufen zu erkennen geben würden.

Dieß ist das Panorama des Himmels. So weit kennen wir die Sterne aus dem Augenschein. Aber dieser Augenschein reicht nicht hin, uns die Räthsel der Sternenwelt zu lösen; jede neue Entdeckung vermehrt vielmehr diese Räthsel. Wie billig wünscht der Mensch, in dem Labyrinthe der Sterne sich zu orientiren. Er wünscht zu wissen, was für eine Figur die Sterne bilden? wo etwa die Mitte zu suchen sey, wenn es eine gibt? auf welcher Seite etwa unsere Sonne und Erde zu stehen gekommen sind? kurz, er will den Raum, wenigstens so weit er ihn

überſehen kann, wie eine Landkarte eintheilen, und die Lage jedes Orts gegen den andern beſtimmt angeben. Er will noch mehr, er will auch wiſſen, wie die Sterne entſtanden ſind? wie ſie beſchaffen ſind? was der Grund ihrer äußern Verſchiedenheit iſt? welche innern Verſchiedenheiten damit zuſammenhängen? ob und wie ſie im Verlaufe der Zeit ſich verändern? ob und wie ſie mit andern uns unſichtbaren, in der tiefſten Ferne des Raums liegenden Sternſyſtemen zu einem Ganzen verbunden ſind?

Vom Rieſenbaume der Welt ragt über uns ein Zweig mit ſeinem vollen Blüthenüberhange; von himmliſchen Gebirgen ſtürzt über uns ein Staubbach mit unzähligen Diamanttropfen. Wo wurzelt jener Baum? wo entſpringt dieſe Quelle?

Je weniger man darüber Gewißheit erlangen kann, einen deſto freiern Spielraum hat die Phantaſie in Hypotheſen, und wenn man Träume nicht für mehr ausgeben will,

als für Träume, so darf man ja wohl träumen. So lange die Wahrheit nicht gefunden ist, muß die Geschichte der Irrthümer einigermaßen dafür entschädigen.

Ich will hier die interessantesten Hypothesen zusammenstellen, und in ein kleines System bringen.

Man springt immer von einem Extreme zum andern. Sobald man erkannt hatte, daß weder die Erde noch die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sey, so sagte man gleich, es gibt überhaupt keinen solchen Mittelpunkt. Kaum war also das Copernicanische System anerkannt; kaum fing man an, über die vielen andern Sonnen jenseits unserer Sonne, über die Fixsterne, zu philosophiren, so war auch gleich die erste unter allen neuen Hypothesen die, welche dem alten Glauben an einen Mittelpunkt des Weltalls am meisten entgegengesetzt war. Fontenelle, ein Schüler des Descartes, erklärte in seinem berühmten Werke über die Bewohnbarkeit fremder Him-

Himmelskörper, daß in dem unendlichen mit Atomen ausgefüllten Raum, die Atome auf dieſelbe Weiſe ſich zu verſchiedenen Sonnen zuſammen geballt haben, wie bei kaltem Wetter die wäſſerigen Dünſte zu Hagelkörnern, und er ſah im ganzen Himmel ſo wenig eine Ordnung und einen Mittelpunkt, als in einer Hagelwolke. Dieſe Anſicht hat ſich ſehr lange behauptet, da ſie dem Materialismus des vorigen Jahrhunderts entſprach, weil ſie im Himmel ſelbſt die Gleichheit nachzuweiſen ſuchte, die Gleichheit, die faſt alle philoſophiſchen und politiſchen Raiſonnements des vorigen Jahrhunderts predigten, die man in Nordamerika und in der franzöſiſchen Revolution praktiſch einzuführen verſuchte. — Auch die bekannte mathematiſche Beſtimmung: Die Welt, der unendliche Raum ſey eine Kugel, in welcher jeder Punkt Mittelpunkt ſey, unterſtützte dieſe Anſicht.

Dennoch konnte man ſich von der alten

Vorstellung, die Welt müsse einen Mittelpunkt haben, nicht ganz loscreißen. Diese Vorstellung ist uns angeboren, wir müssen immer darauf zurückkommen. Man konnte nun aber, seit man wußte, daß sich die Erde um die Sonne bewege, seit man wußte, wie klein und gering unsere Erde sey, unmöglich zu dem alten Irrthume zurückkehren, sie sey der Mittelpunkt der Welt. Auch die Sonne konnte man nicht für diesen Mittelpunkt halten, da man erkannte, daß die Fixsterne auf keine Weise von derselben abhängig seyen, und da man mit Grund vermuthen mußte, es gebe unter den Fixsternen viel größere Sonnen als die unsere. Nunmehr lag der Gedanke sehr nahe, die größte Sonne am ganzen Himmel müsse die Centralsonne, der Mittelpunkt des ganzen Weltalls seyn. Das war der Gedanke unsers großen Philosophen Kant, mit dem auch in anderer Hinsicht die Reaction gegen den zur Mode gewordenen französischen Materialismus be-

gann. Kant war aber nicht im Stande, ſeine Anſicht durch die Erfahrung zu beſtätigen. Er glaubte im Sirius, dem Sterne, der am ſtärkſten glänzt, und uns am größten ſcheint, die Centralſonne zu finden. Aber man hat ihm mit gutem Grunde eingewendet, Sirius ſcheine uns nur am größten, weil er uns am nächſten iſt.

Da man nun keinen Stern am ganzen Himmel fand, den man zum Hauptſterne hätte machen können, verfiel man auf den Gedanken, der Centralkörper brauche ja nicht ſichtbar zu ſeyn, es könne ja eine unſichtbare Centralſonne ſeyn. Dieſer Meinung haben Einige angehangen, ſie iſt aber gar zu willkürlich, und da ſie nie durch den Augenſchein bewieſen werden kann, gar zu ſehr auf den bloßen Glauben geſtellt, als daß ſie ſich irgend behaupten könnte. Nur Görres hat ſie auf eine geiſtreiche Weiſe zu rechtfertigen geſucht. Er ſagt in dem ſchon angeführten Werke: „Der Centralkörper kann

eben, weil er einer höhern Ordnung angehört, nicht im Sternenlichte glänzen, so wenig wie die Erde Sonnenlicht von sich strahlt. Es wäre die Frage: ob das Auge nicht einer gleichen Steigerung fähig wäre, daß es nämlich dem höhern Lichte erschlossen würde, in dem Maße, wie es dem gewöhnlichen erblindet? Ein solches Auge, ganz das Gegentheil eines bewaffneten, das die Totalität immer im Einzelnen sieht, würde alsdann, wenn es an einen gestirnten Himmel hinaufblickt, nicht die Sterne für sich, sondern alle nur in jenem höhern Sterne erblicken; ganz allein wird die höhere Sonne in dem verklärten Lichte am Firmamente stehen, und in dem einen Schimmer würden die andern Gestirne, wie der Mond im Sonnenscheine, sich verlieren."

Die astronomische Ansicht von Görres ist aber noch in anderer Beziehung sehr interessant. Er sucht nicht bloß einen Mittelpunkt, eine Einheit der Natur, er sucht auch

daraus die Anordnung, gleichſam die Verfaſſung der Sterne herzuleiten. Wie wir eben geſehen, bietet der Fixſternhimmel hauptſächlich zwei einander entgegengeſetzte Erſcheinungen dar, zwei Sternclaſſen. Das Eine ſind die einzelnen, ſelbſtſtändig zerſtreuten Sonnen; das Andere ſind die in Geſellſchaft vereinigten Doppelſterne und Sternhaufen. Ein ähnlicher Gegenſatz herrſcht auch im Sonnenſyſteme ſelbſt. Die einzelnen Fixſterne gleichen den Planeten, die nahe an der Sonne, und einzeln ohne Mond, oder wie die Erde nur von Einem Monde begleitet ſind; den Sternhaufen aber gleichen die von der Sonne mehr entfernten Planeten, die Geſellſchaft der vier kleinen Aſteroiden, Juno, Pallas, Veſta, Ceres und Jupiter, Saturn und Uranus mit ihren vielen Trabanten, endlich die vielen um die Sonne tanzenden Kometen. Aus dieſer ganz erfahrungsmäßigen Beobachtung zieht nun Görres den Schluß, das Weltall ſey nichts Anderes als ein ver-

größertes Sonnensystem; im Mittelpunkte desselben befinden sich die uns unsichtbaren Centralsonnen, in der Nähe derselben die selbstständigen Sonnen, wozu auch die unsere gehört, in weiterer Entfernung davon aber die Sternhaufen. Und ferner erklärt er diesen Gegensatz durch ein seinem Charakter und der Zeit, in der er geschrieben, sehr angemessenes politisches Gleichniß. In jener Centralsonne nämlich und in den ihr zunächstliegenden, nach festen Gesetzen geordneten Sonnen, herrsche das monarchische Princip, in den von ihr entfernten, noch immer wechselnden und chaotischen Sternhaufen aber das republicanische.

Dieß ist wenigstens die geistreichste Ausführung jener Hypothese von der Centralsonne. Andere Philosophen haben es unentschieden gelassen, ob ein sichtbarer oder unsichtbarer, ob überhaupt ein Körper in der Mitte der Welt ruhe, sind aber doch überzeugt gewesen, es müsse einen Mittelpunkt

geben, und haben ſich demzufolge, nach Grundſätzen der Schelling'ſchen Philoſophie, für eine ideale Mitte erklärt, für einen Mittelpunkt, wenn nicht der Maſſe, des Körperlichen, doch der Kraft, des weltbeherrſchenden und weltbewegenden Princips.

In dieſer Beziehung hat der geniale Eſchenmayer die geiſtreichſte Hypotheſe aufgeſtellt. *) Er ſieht im Weltgebäude die einfachſte und zugleich kunſtreichſte Realiſirung der Mathematik; in ſeiner Form inſonderheit die vollkommenſte Ausführung der Kegelſchnitte, als der höchſten mathematiſchen Formen. Bekanntlich ſind der Kegelſchnitte vier, Kreis, Ellipſe, Parabel, Hyperbel, der Kreis die vollendetſte Form, die drei andern nur davon abgeleitet, nur aus einander gezogene Kreiſe. Nun ſieht Eſchenmayer im Kreiſe die vollendete Form des ganzen Weltalls, und in ſeiner Mitte das

*) Eſchenmayers Pſychologie 1817. S. 504.

Naturcentrum. In der Hyperbel sieht er die Züge der Milchstraßen, und nach seiner Meinung verhalten sich die verschiedenen Milchstraßen zum Naturcentrum gerade so, wie verschiedene Hyperbeln zu einem gemeinsamen Mittelpunkte, oder wie verschiedene mit den Spitzen verknüpfte Kegel zu dem von diesen Spitzen gebildeten Mittelpunkte. Denkt man sich nun so viele Kegel mit den Spitzen verknüpft, als neben einander Raum haben, so bilden sie zusammen wieder eine Kugel, die dem das ganze Weltall ausdrückenden Kreise entspricht. Den Parabeln entsprechen ferner die Lagen und Bahnen der einzelnen Sonnen gegen das Naturcentrum, und endlich den Ellipsen die Bahnen der Planeten um die Sonnen.

Mit dieser kühnen, aber auch rein mathematischen, formellen, die höhern Gesetze des Ursprungs und der Verbindung der Gestirne keineswegs erschöpfenden Ansicht ist eine Reihe von Hypothesen geschlossen. Ich

möchte ſie die mechaniſchen Hypotheſen nennen, und unterſcheide ſie von einer Reihe anderer, die ich die organiſchen nennen möchte, weil ſie weniger auf die beſtimmte äußere bleibende Form, als auf die fortſchreitende und wechſelnde innere Bildung der Geſtirne achten.

Die Erſcheinung von Lichtnebeln, in denen nur eine dünne wolkenähnliche Maſſe, aber keine einzelnen Sterne zu unterſcheiden ſind, da in deren Mitte ſich erſt ein dichterer kometenartiger Kern zu bilden anfängt, hat auf den ſehr nahe liegenden Gedanken geführt, dieſer Lichtäther ſey die Werkſtätte und das Material aller Sterne, aus ihm ſeyen urſprünglich alle Sterne hervorgegangen, aus ihm bilden ſich noch fortwährend neue Sterne. Denſelben Gegenſatz in den Geſtirnen, den Görres den monarchiſchen und republicaniſchen nannte, haben andere Naturphiloſophen, namentlich Schubert *) als einen Gegenſatz

*) Schubert, die Urwelt und die Fixſterne.

von chaotiſcher Urmaterie, aus der ſich die Sterne erſt entwickeln, und von ſchon entwickelten fertigen Geſtirnen aufgefaßt. So wunderlich widerſprechen ſich die Naturphiloſophen. Görres ſieht in den fernen Sternhaufen und Nebelflecken eine Abweichung, eine Entartung, einen revolutionären Abfall der Geſtirne von der rein monarchiſchen Verfaſſung der um die Centralſonne kreiſenden Sonnen. Schubert ſieht in den nämlichen Lichtnebeln die unſchuldigen Anfänge und Verſuche zu den vollendeten Sonnenbildungen, gleichſam nur das Erdreich und die Samenkörner der künftigen Sonnen. Dieſe Erklärung ſcheint ſehr natürlich, wenn man betrachtet, daß wirklich unter den am Himmel vorhandenen Nebelflecken von den dünnſten ſonnenloſen Nebeln an, durch die ſchon zu einer Art von Kern zuſammenfließenden Nebel bis zu den ſchon deutlichen, aber noch von einem Nebel umgebenen Sternen alle Stufen der Sternenbildung augenſcheinlich dargeſtellt ſind.

Aber dieſe Erklärung erklärt eigentlich nicht, was wir wiſſen wollen. Sie deutet uns an, daß die Sternenſchöpfung unaufhörlich fortdauert, daß keineswegs eine feſte bleibende Ordnung am Himmel herrſcht, ſondern daß immer neue Geſtirne aus der Urmaterie, dem Lichtnebel, hervorwachſen. Aber nach welchen Geſetzen? In welcher Richtung? In welchem Zuſammenhange? Das bleibt unerklärt, und das Naturcentrum, den Mittelpunkt der Welt verlieren wir dabei wieder ganz aus den Augen. Die Lichtwolke, aus der unaufhörlich Sterne aufſteigen, iſt poetiſcher als die Hagelwolke von Fontenelle, allein ſie erklärt uns eben ſo wenig.

Dieſe Anſicht hat übrigens etwas Uebereinſtimmendes mit einer uralten Anſicht der jüdiſchen Kabbala, die ſelbſt in die chriſtlichen Syſteme der Gnoſtiker übergegangen iſt. Neuere Forſcher, namentlich Herr von Meyer in Frankfurt*) haben darauf aufmerkſam gemacht.

*) Blätter für höhere Wahrheit. 4te Samml.

Es genüge hier, anzudeuten, daß diese alten Kabbalisten sich die Welt rund, in der Welt aber verschiedene über einander liegende Sphären dachten, gleich den verschiedenen über einander liegenden Schalen von Zwiebeln oder gleich dem Weißei über dem Dotter. Die äußeren Kreise dachten sie sich als die verschiedenen Stufen des Himmels, ganz lichtvoll, den innersten Kreis aber hielten sie für die von uns bewohnte dunkle Welt, der durch den Sündenfall jenes himmlische Licht entzogen sey, die aber dennoch von einem Abglanze jenes Lichtes erleuchtet werde, nämlich von den Fixsternen oder Sonnen, welche ihr Licht aus jenem höhern Lichtkreise empfangen. — Es lag nun sehr nahe, die neu entdeckten zahlreichen, ja fast den ganzen Himmel umgürtenden Lichtnebel mit jenen kabbalistischen fernen Lichtgränzen der höhern himmlischen Welten zu vergleichen.

Allein diese Ansicht führt zuletzt immer zu der Vorstellung zurück, unsere Erde sey der

Mittelpunkt der dunkeln Sphäre, und mithin auch der sie umgebenden Lichtsphäre, und der wichtige Centralkörper, auf den sich Sonne, Mond und Sterne und alle Himmel allein beziehen, und so dachten es sich die Kabbalisten auch wirklich.

Unter allen Philosophen hatte wohl offenbar Swedenborg die großartigste und genialste Ansicht vom Himmel, indem er ihn den großen Menschen nannte, und die Behauptung aufstellte, jeder Stern sey im Großen und in Bezug auf das Weltganze das, was jedes Organ, jeder Theil des Menschen im Kleinen und in Bezug auf den Menschen sey. Alle Sterne erschienen ihm mithin als eben so viel einzelne Functionen, Kräfte, Sinne und Triebe des großen himmlischen Menschen, Alle lebendig, zum Ganzen wirkend. Uebrigens lag auch dieser Gedanke nahe. Er war nur die Umkehrung des alten allgemein bekannten Gedankens, der Mensch sey die kleine Welt. Der bloße spielende

Witz schon konnte umgekehrt sagen, die Welt ist der große Mensch. Er war ferner nur die Umkehr der alten bekannten Astrologie. Wie man nämlich in frühern Zeiten allgemein annahm, jeder Stern beherrsche gewisse Glieder und Kräfte des menschlichen Körpers, so durfte man nur hinzufügen: Also verhält er sich zum Körper des Himmels selbst, wie das von ihm beherrschte Glied zum Körper des Menschen. — Aus dieser Ansicht nun folgt natürlicher Weise die Erklärung der an den Sternen bemerkten Verschiedenheit. Sie sind nämlich eben so verschieden von andern, ihre Beschaffenheit, ihre Bewohner, ihre Geschichte ist so verschieden von einander, wie die Organe des menschlichen Körpers von einander verschieden sind. Daß übrigens bei der Ausmalung dieses Gedankens der Phantasie der freieste Spielraum verstattet ist, versteht sich von selbst.

Dieß ist, in der größtmöglichen Kürze zusammengefaßt, der Inhalt der geistreichsten,

bisher bekannten Hypotheſen über die wahre Geſtalt und Natur des Fixſternhimmels. Ob ſich nicht noch manche neue Hypotheſen ausdenken laſſen? Warum nicht? Ich will ſogleich mit einer dienen.

Man hat bisher den Doppelſternen zu wenig Aufmerkſamkeit bewieſen. Dieſe Sterne ſcheinen gerade in der Mitte zu ſtehen, zwiſchen den einzelnen von Planeten begleiteten Sonnen und zwiſchen den Nebelflecken. Dieſe mittlere, von beiden Extremen gleich weit entfernte Stellung, die Schönheit und das Ergreifende ihres Anblicks, vor Allem aber das Symbol der Freiheit und der Liebe, das ſich in ihnen darſtellt, machen ſie zu der vollkommenſten Erſcheinung am Himmel. In der dichten Zuſammenhäufung von Sternen, wie in den zerfließenden Lichtnebeln liegt etwas Rohes, eine noch nicht vollendete Bildung. In den von dunkeln Planeten ſclaviſch umringten Sonnen ſpricht ſich ein Geſetz der Ueberordnung und Unterordnung aus, das

zu ſtreng, zu egoiſtiſch iſt, als daß es das höchſte ſeyn könnte. Aber in den Doppelſternen ſehen wir ein freies Weſen mit einem andern freien, eine Sonne mit einer Sonne innig verbunden, und wodurch verbunden? Da beide ſelbſtleuchtende Sonnen freie Weſen ſind, nur durch Liebe verbunden. Während die Lichtnebel dem Meere, den Erd- und Luftſchichten, den rohen Elementen; während die Sternhaufen den zuſammengehäuften Pflanzen, den Wäldern; während die Sonnen mit ihren Planeten den Thierheerden, dem Stiere mit ſeinen Kühen, dem Hahne mit ſeinen Hühnern gleichen, gleichen die Doppelſterne allein der Liebe oder Freundſchaft, der Ehe oder dem freien Bunde eines Menſchenpaares. Auf dieſe Weiſe erſcheinen die Doppelſterne als das Ideal der Sternbildung, und dieſer Gedanke ließe ſich weiter durchführen.

Doch, was kann die Phantaſie nicht Alles aus einem ſo dunklen Stoffe herauszaubern? Eſchenmayer macht daraus eine mathemati-

ſche

ſche Figur, Göres ein höheres Sonnenſyſtem, Swedenborg einen höhern menſchlichen Organismus. Welche andere Vergleichungen laſſen ſich nicht noch anführen? Wo die Vergleichung nur irgend einige Aehnlichkeit hat, entſteht ein poetiſches Bild. Die Erfahrung liefert nur den Stoff für die Hypotheſen, aber nicht den Beweis. — Soll man nun aber gar nicht über die Sterne phantaſiren? Das wäre zu viel verlangt. Gerade da hat Symbolik, Mythe, mit einem Worte Poeſie ein Recht einzutreten, wo die nackte Wahrheit ausgeht. Nur nöthige man Niemand, das Bild für die Sache ſelbſt zu nehmen.

Das wären nun die Hypotheſen, durch die man ſich das Verhältniß der Geſtirne im Raume zu erklären geſucht hat. Ich muß noch einer Meinung erwähnen, die auch die Zeit des ganzen Weltlaufs betrifft.

Einen Tag wie den andern dreht ſich die Erde um ſich ſelbſt; einen Monat wie den andern der Mond um die Erde; ein Jahr wie

das andere die Erde um die Sonne; allein neben dieser ewigen Monotonie besteht auch ein Wechsel am Himmel, bedingt durch die allmähliche Achsendrehung der Himmelskörper und ihrer Bahnen. Man nimmt z. B. von unserem Sonnensysteme an, daß im Anfange desselben alle Planeten mit der Sonne eine gewisse einfache Constellation gebildet hätten, in der Art nämlich, daß ihre Bahnen alle in gleicher Ebene mit der Sonne gelegen, und daß auf ihnen der Aequator und die Ekliptik noch nicht getrennt gewesen wären, daß aber eine zunehmende Schiefe der Ekliptik und zugleich eine Abweichung der Planetenbahnen eingetreten sey, die wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade fortschreiten, und dann wieder zur ursprünglichen einfachen Constellation zurückkehren werde, und daß auf diese Weise, im Verlauf vieler Jahrtausende ein Weltjahr, eine große Lebensperiode des Sonnensystems sich vollenden werde. Solche Weltjahre berechneten schon die Alten, und Schubert hat

neuerdings dieſer Rechnung großen Fleiß gewidmet. Hieran knüpft ſich dann auch die Bedeutung der Aſtrologie, die Pfaff in Erlangen vor nicht langer Zeit wieder zur Sprache gebracht hat. Warum, darf allerdings gefragt werden, warum ſollten nicht, da Alles in der Natur nach dem weiſeſten Geſetze im Zuſammenhange geordnet iſt, die aſtronomiſchen Perioden mit denen der Geſchichte, die wichtigſten Conſtellationen mit den wichtigſten Weltbegebenheiten, die aufſteigenden und abſteigenden Bewegungen, die Culminationspunkte und die Störungen in dem aſtronomiſchen Leben mit den Hauptepochen der Geſchichte zuſammenfallen?

Wir ſind indeß noch ſo wenig von dem wunderbar verſchlungenen Sphärentanze unterrichtet, daß wir die intereſſanteſten Conſtellationen erleben können, ohne es nur zu bemerken. Zahlreiche und weltbekannte Thorheiten der frühern Aſtrologie haben bewieſen, daß man ſich vor Spielereien und Hypo-

theſen in dieſem Gebiete zu hüten habe. Folgendes jedoch möchte unbezweifelte Thatſache ſeyn.

Wie innig das phyſiſche Leben auf unſerm Planeten von aſtronomiſchen Bedingungen abhängt, das beweiſen Tag und Nacht, die Jahreszeiten, die Wirkungen des Mondes und der Sonne. In dieſer Hinſicht hat noch Niemand die Aſtrologie beſtritten. Alles phyſiſche Leben ſteht unter dem Einfluſſe zunächſt der Sonne, dann des Mondes. In wiefern auch die übrigen Planeten einwirken, iſt noch nicht ermittelt. Daß aber der Fixſternhimmel im Großen keineswegs ohne Einfluß auf dieſe Erde iſt, erhellt aus einem merkwürdigen Umſtande. Wie nämlich um unſern Nordpol ſich ringsumher feſte Continente lagern, während um den Südpol herum nur eine weite Waſſerfläche ſich ausdehnt, ſo erblicken wir auch die Hälfte des Himmels, die dieſem Nordpole gegenüber liegt, voll unzähliger Sterne, in großen Maſſen gehäuft.

während die dem Südpole gegenüber liegende Himmelshälfte weit ärmer an Sternen ist. Das Uebergewicht des Nordpols auf unserer Erde scheint also abhängig von einem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem in dieser Richtung überhaupt die Massen sich häufen, und die Erde ist hierin nur ein Abbild des Weltalls überhaupt.

Die Wissenschaft bleibt aber bei dieser einzigen Thatsache stehen. Was darüber ist, das ist bloße Hypothese. Theophrastus Paracelsus hatte den wunderlichen Gedanken, daß jeder einzelne Stern einen besondern Einfluß auf unsere Erde habe, und daß lediglich nichts auf der Erde geschehe, was nicht durch den Aufgang eines Sterns bewirkt werde. Wenn ein Windstern aufgeht, sagt er, so entsteht Wind. Wenn ein Blumenstern aufgeht, so geht auch eine Blume auf ꝛc. Er bedachte aber nicht, daß täglich genau die nämlichen Sterne aufgehen, während doch täglich auf der Erde etwas Anderes geschieht. Einer

der ausgezeichnetsten neuen Naturphilosophen, Steffens, trägt auch eine seltsame Meinung vor. Er sagt in seiner Anthropologie, im Sonnensysteme existire nichts für sich, sondern nur durch Wechselwirkung; die Planeten seyen daher auch nicht aus der Sonne und nach der Sonne entstanden, sondern mit der Sonne zugleich, beide durch ihre Wechselwirkung, und so sey denn auch das Licht keineswegs eher da gewesen, als der mit dem Lichte in so genauer Beziehung stehende planetarische Organismus zunächst der Pflanzen, dann der Thiere; vielmehr sey das Licht eben so gewiß erst durch die Pflanze erzeugt worden, als die Pflanze durch das Licht. Ich habe dieser geistreichen Ansicht nur das entgegen zu setzen, daß Steffens dabei von dem allen Naturphilosophen noch anklebenden Irrthume ausgeht, das Licht sey nothwendig an einen Pol gebunden. Daß dieß ein Irrthum ist, beweisen die Doppelsterne, welche das Licht von beiden Polen zeigen. Mich dünkt, die Beobachtun-

gen, die man an den Doppelſternen gemacht hat, müſſen die ganze bisher gültige Lehre von der Polarität des Lichts modificiren.

Dem ſey nun, wie ihm wolle. Ein phyſiſcher Zuſammenhang der Weltkörper iſt unläugbar, und es frägt ſich nun, in wiefern auch ein geiſtiger Zuſammenhang der darauf lebenden Weſen ſtattfindet. Wir Bewohner der Erde ſind iſolirt, und haben, wenn wir nicht den Viſionen Swedenborgs glauben wollen, niemals mit Bewohnern anderer Weltkörper Verkehr gehabt. Dennoch dürfen wir uns wohl als Glieder eines höhern Ganzen betrachten, in dem wir unbewußt begriffen ſind. Es heißt, in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Gibt es nun vielleicht beſſere und ſchlechtere? Gibt es höhere und niedrere Weſen, als wir ſind?

Man hat viel von einer Wanderung durch die Sterne geträumt, aber das iſt wohl ein trivialer Gedanke. Die Himmelskarte iſt keine Poſtkarte. Wir müſſen, wenn wir die

Zukunft im Auge haben, immer eher glauben, auf dem Radius ins Centrum der Dinge zu gelangen, als auf der unendlichen Peripherie herum zu kreisen, ohne je zum Ziele zu gelangen.

Tiefsinnige Theologen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Christus zu den übrigen Weltbürgern verhalte. Swedenborg löst diese Frage auf eine Weise, die mehr witzig als befriedigend ist. Er sagt nämlich, er habe auf seiner Wanderung durch die Himmelskörper die Bewohner derselben über diese Sache befragt, und von ihnen zur Antwort erhalten, es sey keineswegs auf allen Himmelskörpern ein besonderer Christus erschienen, sondern unser Christus allein habe nicht nur die Erde, sondern auch alle andern Himmelskörper erlöst. Unsere Erde sey aber zu der Ehre, Christus aufzunehmen, nur durch ihre Schlechtigkeit und Verdorbenheit gekommen; denn da Gott das Uebel bei der Wurzel habe ausrotten wollen, so habe er seinen Sohn

auch dahin geſandt, wo das ärgſte Uebel geweſen. Aus demſelben Grunde habe er ihn auch unter den Juden, als dem verderbteſten Volke, geboren werden laſſen. — Dieſe Frage hängt übrigens wohl von einer noch frühern ab, an die man bisher gar nicht gedacht hat, nämlich: wie verhält ſich Adam zu den präſumtiven Adams anderer Himmelskörper?

Wem es beliebt, der denke weiter darüber nach.

Zehntes Capitel.

Bibliothek. — Ambraser Sammlung. — Kaiserlicher Schatz. — Antiken-Sammlung. — Aegyptische Sammlung. — Naturaliencabinet und brasilianische Sammlung.

Da ich das ganze Jahr unter Büchern lebe, waren sie es nicht, was ich in Wien suchte. Ich wollte mich zerstreuen, und Menschen sehen, nicht Bücher. Ich muß daher zu meiner Beschämung bekennen, daß ich die Bibliotheken nur eben durchlaufen bin, und nichts davon näher angesehen habe, als einige seltene orientalische und altdeutsche Handschriften, eine Schirin, einen Schah Nameh, ein naturphilosophisches Manuscript voll der wunderlichsten Phantasien, ein deutsches Hel-

denbuch ꝛc. Das letztere befindet ſich in der berühmten Sammlung, die vom Tyroler Schloſſe Ambras nach Wien gebracht worden iſt, in Deutſchland das älteſte Naturalien- und Kunſt-Cabinet, das man kennt, daher ſehr reich an Seltenheiten. Herr Director oder Cuſtos Bergmann (ich habe leider für Titel kein Gedächtniß) hatte die Güte, mich die Ambraſer Sammlung, ſo wie das reiche Antikencabinet in Detail durchmuſtern zu laſſen. Er iſt ein geborner Würtemberger, und eben ſo gefällig als einſichtsvoll.

In dieſer berühmten Ambraſer-Sammlung findet man von allem etwas, was in den andern großen Wiener Sammlungen enthalten iſt, eine Bibliothek (ältere ſeltene Werke), einen Waffenſaal (unzählige Harniſche und Waffen berühmter Oeſterreicher, Ungarn und Italiener), ein Naturaliencabinet (das älteſte der Welt, voll ſchön erhaltener ſeltener Exemplare), einen Schatz (ſtrotzend von Gold und Edelſteinen und unzählbaren Kunſtwer-

ken), einen Ahnensaal (die Stammtafeln und Familienbilder der alten Herzoge und Kaiser) und ein Cabinet voll Miniaturportraits berühmter Männer und Frauen des Mittelalters (in seiner Art das reichste und interessanteste der Welt). Den Kunstfreund wird hier vor allem andern das berühmte Salzfaß von Benvenuto Cellini anziehen, das einen Centner schwer, in gediegenem Golde wunderschön gearbeitet, und von Goethe bereits hinlänglich gelobt ist. All diese alte Pracht hat mich aber nicht so sehr angezogen, wie das Cabinet mit Portraits, in denen der große Geist der Geschichte den zierlichsten Tempel bewohnt. Fast alle großen Fürsten und Fürstinnen, Helden, Staatsmänner, Dichter, Künstler und Gelehrte, die im Mittelalter berühmt geworden sind, befinden sich hier in größtentheils gut gemalten Portraits beisammen, daher diese Sammlung auch unaufhörlich zu Copien benutzt wird. Namentlich wird sie seit einiger Zeit von den

Almanachen ausgeplündert, deren hiſtoriſche Portraits meiſt aus der Ambraſer Sammlung entlehnt ſind. Man kann Stunden lang in dieſem köſtlichen Cabinete verweilen, und immer ziehen neue Geſichter das Auge auf ſich, ſo viele hundert ſind deren vorhanden, und ſo viel Geiſt, ſo viel Energie, ſo viel Weltgeſchichte iſt in ihnen. Unter allen aber hat mir der Dante am beſten gefallen. Auf den Kupferſtichen ſieht man ihn meiſt zu melancholiſch und ältlich. Hier erſcheint er viel jünger und feuriger, und der ganze Stolz der Ghibellinen thront in ſeinem Geſichte. Hier wirft der Vulcan noch Feuer, der im Kupferſtiche ſchon ausgebrannt iſt.

Folgende Anekdote von Dante wird wohl ſehr wenigen Leſern bekannt ſeyn. Dante befand ſich einſt als ein armer Gelehrter an der Tafel eines reichen und vornehmen Italieners, der ſeiner ſpotten wollte, indem er heimlich alle Knochen von der Tafel unter Dante's Stuhl legen ließ. Als man ihn

nach der Mahlzeit darauf aufmerksam machte, und ein Gelächter über ihn erhob, antwortete er stolz: Habt ihr eure Knochen verzehrt, wie Hunde pflegen, so wißt, ich bin kein Hund.

Der kaiserliche Schatz in der Burg ist vielleicht nicht ganz so reich als das grüne Gewölbe in Dresden, aber durch seine geschichtlichen Reliquien interessanter. Seine größte Kostbarkeit im physischen Sinne ist der große Diamant, den Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy zugleich mit seinem Leben verlor. In der Mitte zahlloser anderer Diamanten, die sich wie Kinder und Kindskinder um ihn reihen, nimmt er sich auf dem Hintergrunde von schwarzem Sammet prächtig genug aus, und da es gerade ein trüber Tag war, schienen diese blitzende Gesteine als Sterne des Tages dem matten Sonnenlichte zu Hülfe zu kommen.

Man wendet sich aber bald von ihm ab, um mit erhöhter Theilnahme die Krone und

das Schwert Karls des Großen zu betrachten. Die riesenhafte Krone, mit ungeschliffenen großen Edelsteinen geziert, gibt auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie einer fernen Zeit angehört. Sie paßt für keinen menschlichen Kopf mehr; sie ist, wie das Reich, das sie bedeutet, zu groß für Häupter von heute. Da sie hundertmal abgebildet ist, und millionenmal auf kaiserlichen Münzen abgeprägt, so will ich sie hier nicht näher beschreiben; nur bemerke ich, daß der Bügel, der über sie hinwegläuft, nicht ursprünglich von Karl dem Großen herrührt, sondern erst von Conrad I. hinzugethan ist, dessen Name auch in Perlen gestickt darauf zu lesen ist. Neben dieser und einigen andern Reliquien der ältesten deutschen Kaiserzeit sieht man das Schwert Tamerlans. Wahrlich, die Schwerter Karls des Großen und dieses Bezwingers Asiens neben einander, machen einigen Eindruck auf die Phantasie.

Zufall oder Absicht hat Napoleons italie-

niſche Krone ihnen zugeſellt. Dieſe kleine, dünne, leichte Krone, in einer Nacht flüchtig geſchmiedet und mit falſchen Edelſteinen ausgelegt, iſt ſo ſchlecht, als man ſie nur in einer Theatergarderobe findet; allein es iſt die Krone Napoleons, er ſelbſt hat ſie getragen, er hat ſie durch die unſterblichen italieniſchen Feldzüge erobert, und iſt etwas Bettelhaftes daran, ſo erinnert es an die Lumpen jener republicaniſchen Armeen, die man, ohne das Auge zu beleidigen, hier eben ſo gut hätte aufhängen können.

Der Reliquien anderer weltgeſchichtlicher Heroen, ſo wie der reichen hier aufgehäuften Türkenbeute will ich nicht ausführlich gedenken. Es exiſtiren ja wohl Beſchreibungen davon. Gold und Edelſteine ſieht man hier in großen Haufen. Wenn das Meiſte davon hier mit Recht nur als Reliquien zur Schau geſtellt iſt, ſo kann man ſich doch kaum der Luſt enthalten, einmal von den koſtbaren Geſchirren zu tafeln und aus den Bechern

zu

zu trinken, die hier so ganz unbenutzt seit Jahrhunderten liegen. Man wünscht diese schweren Lasten Gold beim festlichen Mahle auf dem Tische zu haben, die ungeheuren mit Edelsteinen und seltenen Kameen ausgelegten Schüsseln voll dampfender Speisen und edler Früchte, die Riesenbecher voll süßen Tokaiers. Man läßt es sich sonst in Oesterreich schmecken, aber der ästhetische Tafelsinn der Alten scheint ausgestorben, denn ich hörte, daß dieser alte Service niemals gebraucht würde.

Das gefiel mir allein in diesem Schatze nicht, daß sich mitten unter den heiligen Reliquien Karls des Großen und anderer unsterblichen Helden, so viele Curiosa und Spielereien befinden, als ob die Seltenheit allein den Werth ausmachte. Die Spieluhren, Schnitzereien und Schnitzeleien, die sonderbar geformten Perlen, Onyxe, Smaragden, Granaten ꝛc. gehören nicht zu jenen ehrwürdigen Gegenständen weltgeschichtlicher Andacht.

Die Edelsteine übrigens, diese Blumen unter der Erde, müssen wohl jedem Auge schmeicheln. Leider sind sie unter uns Deutschen viel zu selten, als daß wir ihre Aesthetik gehörig cultivirt hätten. Auch die Physik hat ihre geheimnißvollen Kräfte noch lange nicht erschöpft. Herr Fladung, ein kenntnißreicher Mineraloge, hatte die Gefälligkeit, mich in seine Sammlungen und in sein System der Edelsteine einzuweihen, mir interessante unentdeckte Experimente mit dem Turmalin, Hyacinth ꝛc. zu zeigen, und mir ein Schema mitzutheilen, welches die ächten Edelsteine von den unächten haarscharf unterscheiden lehrt.

Im Antikencabinete, in der Sammlung von Medaillen und Münzen sah ich ebenfalls außerordentliche Schätze. Im erstern fällt besonders die große Menge antiker Vasen auf. Sie stehen indessen so frei, daß wenn einmal eine große Menge Menschen zugleich in den Saal käme, z. B. die deutschen Natur-

forſcher bei ihrer künftigen Verſammlung in Wien, ich nicht abſehe, wie die Herren ſich becomplimentiren wollen, ohne daß irgend ein Rokſchoß die eine oder andere Baſe herunterwirft. Beſſer durch kleine Kettchen verwahrt ſind die zahlreichen altrömiſchen Geräthe, Waffen, Götzenbildchen ꝛc., wovon es hier wimmelt.

Ich weiß nicht, welcher Unſtern in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Wien über mir waltete, daß ich anſtatt das berühmte Joſephiniſche Wachscabinet zu beſuchen, in die ägyptiſche Sammlung gerieth. So merkwürdig dieſe Mumien und Götzenbilder ſind, ſo beleidigen ſie doch das äſthetiſche Gefühl auf die ſchmerzhafteſte Art. Die lange Reihe von Mumien, wovon die einen noch im Sarge verſchloſſen, andere einer Hülle nach der andern beraubt, und die letzten ganz nackte eingedorrte Gerippe ſind, geben ein Bild der Todtenauferweckung, ſo ſcheußlich es nur ſeyn kann, und die Götzenfratzen in

den Schränken umher, gleichen den Teufeln, die auf den Raub der ekelhaften Leichen wie Harpyen lauern. Man bringt das garstige Zeug kaum mehr aus der Phantasie heraus, und ich erinnere mich nur einer Sammlung von Mißgeburten, die noch empörender war. Ein junges hübsches Mädchen sah sich diese ägyptischen Todesfratzen ebenfalls an, und hatte die herzlichste Freude daran, ohne den mindesten Ekel. Aber so ist dieses liebenswürdige Geschlecht, von dessen Herzensweichheit unsere sentimentalen Dichter schon so unmenschlich viel gelogen haben.

Das Naturaliencabinet, eines der reichsten in der Welt, und die brasilianische Sammlung gewähren dem Naturfreunde unschätzbare Genüsse. Die ungeheure Menge und Mannichfaltigkeit von Thieren, die in dem erstern zusammengehäuft sind, versetzen uns in die Arche Noä. An der brasilianischen Sammlung gefällt aber hauptsächlich die Eleganz und Frische der

Exemplare und die systematische Vollständigkeit. Man bewundert die Fortschritte der Empirie in den Bemühungen beider Brüder Natterer, wovon der eine in Brasilien fortwährend sammelt, und der andere in Wien das Gesammelte ordnet und zur Schau stellt. Eben war wieder eine frische Sendung angekommen, darunter neue Amphibien von der grotesksesten Form, halb Kröte, halb Krokodil, niegesehene Ungeheuer. Herr Natterer sammelt in Brasilien Alles, von den Riesenthieren herab bis zu den Eingeweidwürmern des Colibri's, und kauft zugleich in großer Menge Kleider, Putz, Waffen und Geräthschaften der Indianer auf, wovon hier schon ein ganzes schön erhaltenes Magazin beisammen ist. Der Federnputz insbesondere sucht an Pracht, Zierlichkeit und nicht selten auch an Geschmack seines Gleichen.

Uebrigens tritt in allen solchen Naturaliencabineten doch mehr die häßliche als die schöne Seite der thierischen Welt hervor.

Die schöne Farbe allein, auch wo sie wohl erhalten ist, ersetzt die schöne Bewegung, ersetzt das muntere Leben nicht, und ohne diese lebendige Bewegung erscheint die Form erstarrt, wenn nicht durch Geschmacklosigkeit oder Ungeschicklichkeit des Ausstopfers verunstaltet. Das häßlichste aller nur denkbaren Thiere, auf das ich hiermit die Callots und Hogarths aufmerksam machen will, findet man in dem großen Wiener Naturaliencabinet unter den Vögeln. Es ist eine junge noch nicht ausgewachsene Schleiereule, der Todtenvogel par excellence.

Eilftes Capitel.

Ueber den Orden des goldenen Vließes.

Im Antikencabinete ſah ich unter andern eine alt-römiſche Kette, die bei feierlichen Umzügen gebraucht worden zu ſeyn ſcheint, und deren Zierrathen ziemlich viele Aehnlichkeit mit der Kette des goldenen Vließes haben. Symbolik iſt wohl offenbar darin enthalten, wenn auch eine andere als in der Kette des goldenen Vließes.

Ueber die Symbolik der letztern findet man in einem alten Buche genügenden Aufſchluß, und ich will hier das Wichtigſte daraus citiren, da der Orden ſo berühmt, und namentlich an das Haus Habsburg geknüpft iſt.

Das Buch heißt:

Die Sonne von Osten, oder philosophische Auslegung des goldenen Vließes. Colchis 5790, im Verlage der Argonauten.

Hierin nun steht folgende Erklärung: „Wenn man läugnen wollte, daß Philipp Herzog von Burgund, den man auch den Alchymicum nennet, ein Besitzer des Steins der Weisen war, es sey nun, daß er ihn selbst erfunden, oder daß er ihme, welches glaublicher ist, durch einen Adepten, (wegen Gutheit seines Herzens, von welchen er auch den Beinamen Philipp der Gute erhalten) mitgetheilet worden, so überzugt uns (nebst seiner großen Pracht, in welcher er, und nach ihm sein Sohn Herzog Karl es dem Bourbonischen Hof selbst zuvorthat, und der Ueberschwinglichkeit seiner Unterthanen) der Orden, den er gestiftet hat, die Kleidung die die Ordensritter getragen haben, und theils noch tragen, sammt den Sinnbildern und Inschriften, die darauf

vorkommen, am allermeiſten aber die Kette deſſelben, die wir nun durch ächte Philoſophen ſelbſt erklären und anzeigen wollen, daß ſie ein kleiner Inbegriff der ganzen hermetiſchen und königlichen Kunſt, oder des philoſophiſchen Steins ſey.

„Die Kette beſtehet aus gemeinen geſchmolzenen Kieſeln oder Feuerſteinen: jeder davon befindet ſich zwiſchen zwei Staalen von Gold. Benannte Steine werfen goldene Flammen von ſich, unten kommen dieſe Staale und Steine zuſammen, allwo ſich ein ſchwarzer Stein mit ſieben rothen Tropfen oder Thränen befindet, der größer iſt als einer der übrigen einzelnen, mit der Ueberſchrift: pretium non vile laborum. An welchen ſchwarzen Stein ſich auch ſtärkere und größere, zugleich rothe feuerfarbene von émaille gemachte Flammen befinden. Endlich ganz unten hängt ein auch goldenes Widdervließ oder Widderfell.

„Nun in dieſer Kette kommen drei Hauptſachen zu betrachten vor. Erſtens: die ge-

meine Feuersteine mit ihren Staalen. Zweitens: der große schwarze Feuerstein mit seinen rothen Thränen. Drittens das Widderfell. Ich will dahero jedes in einem besondern Capitel erklären, und dann auch der Ueberschrift gedenken, sammt einer andern, die auf dem Ordenskleide mit Gold gestickt ist, und da heißt: „Ante ferit, quam flamma micet“ Vorhero aber nur noch sagen, daß Herzog Philipp zu dieser Erfindung der Kette, durch die Geschichte Jasons verleitet worden, als in welcher ebenfalls das ganze Geheimniß der hermetischen Philosophie angedeutet wird, und daß ich die Kette vor mir nehme, so wie sie bei ihrem Ursprunge getragen worden, denn nach einiger Zeit ist den Ordensrittern erlaubt worden, anstatt der schweren goldenen Kette zum täglichen Gebrauch nur den schwarzen Stein mit den rothen Thränen, und erst gemeldter Ueberschrift, seinen größern Feuerflammen und Staal mit dem goldenen Widderfell an einem ponceaufarbenen Bande zu

tragen, auch öfters anstatt selben einen weißen oder rothen Edelstein mit mehr andern Brillianten besetzt.

„Die gemeine Kies- oder Feuersteine sammt den Staalen bedeuten zusammen die philosophische Materie, roh, so wie sie die Natur geschaffen, und der Künstler sie findet.

„Aus einer Materie allein aber kann nichts werden, so wenig man aus dem Feuer oder Kiessteine ohne Staal oder andern ihm ähnlichen Materien Feuer haben kann.

„Darum wird man in allen Hierogliphen unsere Materie meistens mit zwei Figuren vorgestellt sehen; als unter Löwen und Schlangen — Kröte und Adler — geflügelte und ungeflügelte Drachen — Mann und Weib, deren Köpfe Sonne und Mondgestalt haben; wird sie aber vereint, und folglich unter einer Figur allein angezeigt, so ist solche geflügelt, sie hat Thieres- oder Menschengestalt, um nebst dem männlichen und

wirkenden, zugleich das weibliche, leidende oder flüchtige damit zu bezeichnen.

„Aber alle diese verschiedene, sowohl einzelne als doppelte Figuren, bezeichnen immer nichts Anderes, als das Fixe und Flüchtige, Trockene und Feuchte, Erde und Wasser, Mann und Weib, Schwefel und Merkur, Wirkende und Leidende, Sonne (☉) und Mond (☾) die vereinigt unter ☿ gestalten; der getheilt und gehörigermaßen zubereitet, hinwiderum unsern doppelten Merkur ausmachen, welcher genug ist, wie die Weisen sagen, zu Vollbringung des ganzens Werks.

„Diese Vereinigung obbemeldter zwei Wesen, oder Substanzien ist demnach der Weisen Rebis, oder Resbina, aus welchen sie allein den philosophischen Stein machen, was für Namen man auch diesem Wesen beilegen mag.

„Basil sagt unter vielen andern Philosophen zur Erklärung dieser Steine der Kette sehr einleuchtend zu Ende seines zwölf-

ten Schlüssels: „de prima materia lapidis“ diese vielbedeutende Worte:

Ein Stein wird funden, ist nicht theuer,
Aus dem zeucht man ein flüchtig Feuer
Davon der Stein selbst ist gemacht,
Von weiß und roth zusammenbracht,
Es ist ein Stein, und doch kein Stein,
In ihm wirkt die Natur allein,
Daß daraus springt ein Brünnlein klar ꝛc.

„Diese Verse, so schlecht sie dem Ansehen nach sind, sagen so viel, daß sie verdienen, um desto deutlicher die Anspielung der Steine dieser Kette mit den Worten dieses Philosophen zu sehen.

„Ein Stein wird funden, ist nicht theuer.“

„Der Autor nennet die philosophische Materie gleich wie viele andere Philosophen nicht umsonst einen Stein! Er will dadurch beiläufig die Form derselben anzeigen, nämlich: daß sie einen Körper haben muß, den man gleich einem Stein in die Hand fassen, und etwa damit werfen könne; wie wirklich in dieser Absicht Theophrast sagt: daß man-

cher einen Stein nach einer Kuhe wirft, der mehr werth iſt, als ſie ſelbſt.

„Nebſt dem Theophraſt und Baſil, die unſere Materie einen Stein nennen, ſind noch viele andere Philoſophen, die ſelbe bald einen Feuerſtein, bald einen Adlerſtein, der unſern Stein in ſich verborgen hält, das iſt: daß aus unſerm gemeinen und rauhen Stein, der philoſophiſche entſpringe, bald einen Stein oder compacte Erde nennen, ſo zerfließt ober dem Feuer in Waſſer.

„Avizen ſagt: wiſſe, daß unſer großes Werk angefangen wird, indem unſer Stein in ſein eigen Waſſer aufgelöst wird, das iſt: damit ich auf die Kette anſpiele: das Feuer unſers Steins durch ſein feuriges Waſſer, als des Staals ausgezogen werde, und beide ein feuriges Waſſer, oder wäſſeriges Feuer werden. Dieſes bishieher angeregte ſey wegen dem Namen, den Baſil und andere unſerer Materie beigelegt haben, indem ſie

selbe einen Stein nennen, genug und wir wollen unsere Spur weiter fortsetzen.

„Er sagt ferners in diesem Vers: „wird funden." Durch dieses Wort gibt er zu verstehen, daß dieser Stein oder Materie, die er darunter verstehet, nicht seltsam ist, sondern gemein, offentlich und überall sich befinde, so wie man keine Diamanten, wohl aber gemeine oder Kieselsteine überall genug antrifft. Aus welcher Ursache eben aus diesen, und nicht aus kostbaren Steinen die Kette des goldenen Vließes zusammengesetzt ist, und dieses wollte Herzog Philipp darunter zu verstehen geben, ansonsten hätte er Diamanten, oder eine andere Gattung kostbarer Steine dazu genommen, da der übrige Ornat kostbar ist.

„Unsere Materie oder Stein ist das allerkostbarste und edelste nach der menschlichen Seele! auch das allerrareste, kann Könige vertreiben, dazu das allerschlimmste und verachteste Ding auf der ganzen Welt;

der Eckſtein den die Bauleute Salomons verworfen.

„Aus dem zeucht man ein flüchtiges Feuer.“

„Baſil zeigt hier die Eigenſchaft des Steins oder Materie an, nämlich: daß ſolcher voll flüchtigen, oder beſſer zu ſagen, himmliſchen Feuer ſeye; wie dann auch an der Kette des goldenen Vlieſſes, die goldene Feuerflammen, die auf jeder Seite, an jedem der Steine ſich befinden, ſolches gleichmäßig anzeigen.

„Daß aber die Flammen von Gold, und nicht etwa von gelbem Schmelz oder émaille ſind, zeiget an, daß dieſes Feuer der Steine kein gemeines oder grobes, wie das elementariſche im Holz und gemeinen Steinen, ſondern, wie ich es erſt benamſet, himmliſches Feuer, Licht, oder flüſſiges Gold ſey; wie denn ein gewiſſer Philoſoph ſagt: daß die Sonnenſtrahlen pure Ausflüſſe eines geiſtigen Goldes ſeyen, von dem ſolches Feuer eben ſeinen Urſprung hat.

„Da

„Davon der Stein selbst ist gemacht,"
„Von weiß und roth zusammen bracht."

„Nur muß ich zu mehrerer Deutlichkeit hier noch beifügen, was hauptsächlich der zweite Vers zu verstehen gibt, daß die Worte: „von weiß und roth" nicht allein dieß astralische und elementarische Gold anzeigen, was von oben herab in unsere Materie, oder hauptsächlich in den einen Theil unserer Materie, den wir eigentlich den Stein nennen, gekommen ist, und unter den gemeinen Kies- und Feuersteinen des Vliesses angezeiget wird, sondern die Vereinigung mit dem andern Theil, den die Staale andeuten, welcher gleichermaßen mit diesen zwo Arten des jedoch weniger fixen Goldes geschwängert ist, derowegen weiß oder Mond genennet wird, sowie der andere roth oder Sonne, dessen ich vorher schon erwähnet; dann erst, wenn beide vereinigt sind, ist es der Weisen Stein oder Materie, davon sowohl unsere Erde, als

unſer Himmel, oder wie Baſil ihn hier nennt, flüchtiges Feuer entſpringt.“

„Ebenſo wird zu der Geburt des philoſophiſchen Steins, daß ich es noch einmal age, unſere jungfräuliche Luna erfordert, wenn ſchon die Philoſophen nicht ſtets ſelbes erwähnen, auf daß ſie den aſtraliſchen flüchtigen Schwefel, Feuer oder Sonne in ſich faſſe, und ihn als einen unzerſtörlichen himmliſchen Schwefel oder Licht wieder gebähre ꝛc. Durch dieſes geſchiehet jenes, was die Philoſophen ſagen: daß man das Auswendige der Materie einwärts, und das Inwendige auswärts kehren ſoll.“

„Es iſt ein Stein, und doch kein Stein“

„Aus angeführten iſt nun klar zu erſehen, wie die philoſophiſche Materie, ungeachtet ſie aus mehreren, um mich nochmals ſo auszudrücken, Steinen und Staalen entſtehet, nur eine Materie ausmache, wie jene nur eine Kette geſtaltet, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, weil die philoſophiſche Steine,

wie jene der Kette einander gleich und eines Wesens sind, so, daß eine und die andere zusammengeschmolzen werden, selbige nur einen Stein, oder eine gleichförmige Sache ausmachen. Daher auch die Philosophen, wenn sie von unserer Materie unter dem Gesichtspunkte des mineralischen Reichs reden, eben in der mehrern Zahl sprechen, als: aus Metallen und Mineralien machen wir unsere Medicin oder philosophischen Stein. — Aus Metallen, durch Metalle und von Metallen ꝛc. Denn sie betrachten in diesem Falle unsere Materie, weil sie einen Körper hat, als ein Metall sowie ihren flüssigen Theil als Mineral, und die nichts anders sagen wollen, als obbemeldte Steine und Staale."

„Wie aber die nämliche einige Materie eins, und zugleich zwei — drei — vier — fünf und doch nur eins seyn kann, ist auf folgende Art zu verstehen. Die Materie ist zwar eine, entstehet aber aus zweien Wesen einer Wurzel, wie schon gemeldet worden ist,

die in sich ihre drei Anfänge hat, Geist, Oel und Salz, oder Geist, Seel und Leib; diese aber entstehen hinwiederum aus ihren, in gleichem Naturverhältniß vereinigten vier reinen Elementen; die nach gehöriger Vereinigung und Erhöhung das fünfte Wesen ausmachen, welches wieder eins ist. So ist das Ende dem Anfange immer gleich."

„In ihm wirkt die Natur allein"

„Dieser Vers wird klar, wenn man betrachtet, daß der Mensch für sich nichts hervorbringen kann, was eine wirkende, wachsende und belebende Kraft hätte, ausgenommen mit der Natur. Da nun unser Stein die Macht hat, wie alle Philosophen bezeugen, daß er sich selbst in seinem Blute auflöse, oder ehelige, schwängere, tödte, lebendig mache, auferstehe und verherrliche; so kann es wohl nicht anders geschehen, als durch die Natur, dessen Geist er auch selbst in sich hat, und nur der hülfleistenden Hand des Künstlers bedarf, daß selber nämlich

nichts anders thue, als die zwei Wesen unserer Materie vermische, das Ueberflüssige, und das ihr von andern zugegangene fremde absondere, theile, reinige, vereinige und in dem Ehebette der Natur warte, damit die Natur alles wirken, ändern, zeitigen und herfürbringen könne, nach dem Grade in dem sie steht."

„Daß daraus springt ein Brunnlein klar."

„Diesen Vers deutlich auszulegen, kann wohl nicht statt haben, man erfreche sich dann jenes zu entweihen, was heilig bleiben soll, und was keiner der Philosophen in seiner Gewalt zu seyn vermeint hat; mir steht es um so weniger zu, jenes gegenwärtig durch eine deutlichere Erklärung zu prophaniren, als ich in Auslegung der vorhergehenden Versen vielleicht schon zu deutlich gewesen bin. Sendivog sagt selbst von sich in Beschluß der zwölf Traktätlein, „daß er alles öffentlich gesagt habe, bis auf die Aus-

ziehung unſers salis ammoniaci oder mercurii philosophici nebſt jenem Gebrauch, und dieſelbe ſoll allein Gott offenbaren, der der Menſchen Herzen und Gemüther kennt.“

„Nun iſt genug von dieſen Verſen geredet und ausgelegt, und will ich mich alſo, damit ich meinen Freunden ihre Geduld nicht ermüde, zu dem zweiten Capitel wenden, und anzeigen, was der ſchwarze große Stein im unterſten der Kette des goldenen Vlieſſes, ſamt den ſieben rothen oder feurigen Tropfen oder Thränen bedeute.“

„Der ſchwarze Stein in der Kette des goldenen Vließes, iſt ein einzelner ſchwarzer Stein, größer als die andern, der unten, da die übrigen Steine ſammt ihren Staalen von beiden Seiten zuſammenkommen, und in ihm endigen, mit einem größeren Staale ſich befindet; der aber nicht wie die übrigen bloß goldene, ſondern auf denſelben von émaille

gemachte feuerfarbe Flammen beiderſeits aus-wirft, auf welchen ſchwarzen Steinen ſich ſieben rothe Thränen oder Tropfen befinden.

„Ich habe bereits erklärt, daß die übrigen Steine und Staale dieſer Kette unſere Materien andeuten, daß ſie nach gehöriger Vereinigung und Auflöſung unſer chaotiſch ſchweres Waſſer ausmachen. Ich habe ferner die Theilung oder Scheidung deſſelben aus dem erſten Capitel der Schöpfung gezeigt, durch welche ſowohl unſer Oberes (superius), das iſt obere Waſſer oder Himmel, als Unteres (inferius) oder unteres Waſſer entſtehen; und wie wir aus dem Obern wieder unſere Sonne, Mond und Sterne, alſo auch aus dem Untern unſere Erde überkommen; welche, wenn nach wahrer philoſophiſcher Art verfahren worden iſt, endlich in die Schwärze übergehet; welches eben dieſer ſchwarze Stein benannter Kette vorſtellt, und ſagen will. Seine zwei große feuerrothe Flammen aber deuten an, daß in demſelben viel ein ſtär-

keres, in ſeinem Mittelpunkte zuſammenvereinigtes Feuer ſich befinde, als wohl die andern Steine der Kette, oder vielmehr er ſelbſt, der von ſelbſten entſtanden iſt, Anfangs gehabt hatte. Unſere wahre Materie würde nicht in dieſe wahre Schwärze übergehen wenn ſie nicht die vorher beſchriebene Entbindung und Veränderung litte, als durch welche allein die vier Elemente ſich ſo innig verbinden und in ein ſolches Gleichmaß kommen, daß ſie dann die wahre Schwärze ausmachen können, welche nichts anders iſt, als eine vollkommene Vereinigung aller Beſtandtheile der Materie in dem innigſten unter ſich ſelbſten."

„Dieſe ſchwarze Erde iſt nach den Philoſophen: die Kröte, welche den Adler oder Geiſt auffrißt — unſer philoſophiſcher Saturn, der den Mond auffrißt, und in ſeinem Bauche bewahret, — die Erde, die begierig den goldenen Regen in ſich ſchlucket — unſer Baton, der gewaſchen, oder unſer Naa-

man, der ſiebenmal muß gebadet werden — mit einem Wort: die Erde, über welche wir unſere Planeten durch ihre Himmelskreiſe laufen laſſen, bis daß ſie in dem Hauſe der Sonne ſtehen bleibet, oder dieſe Erde iſt der göldiſche Magnet, der unſeres aſtraliſchen oder geiſtigen Goldes, oder unſeres himmliſchen Mercurs oder Geiſtes, eine ſolche Menge an ſich ziehet, und in ſeinem Mittelpunkte zuſammen vereiniget, daß dieſe Erde die nächſte Eigenſchaft überkommt, das philoſophiſche oder lebendige Gold zu werden."

„In dieſer Arbeit, wenn ſie vollbracht worden, ſind alle Räthſel, ſowohl des Löwen, den Herkules umgebracht, als der feuerſpeienden Drachen, die zur Bewahrung des Gartens der Hesperiden, als auch des goldenen Vließes Jaſons, und wie mehr andere dieſer Art gegeben werden, aufgelöst, denn das irdiſche fixe Feuer dieſes ſchwarzen Steins wird durch das himmliſche flüchtige gemildert, nicht minder ſein Körper gereinigt und aufgelöst,

je nachdem der Geiſt beſtätigt und leibhaft wird; und um wieder mit wenig Worten Alles zu ſagen: die Erde zum Himmel, und der Himmel zur Erde worden, beide Polen in Einem Mittelpunkte gekommen, daß ſie nun ein vollkommenes oder vollſtändiges Weſen ausmachen, in welchem ſich Leib, Geiſt und Seele befinden, und zwar: als ein reiner — kryſtalliſcher — himmliſcher — unſterblicher Geiſt; ein reines — rubin- und granatfarben — himmliſches — unverbrennliches Oel; und ein reines — ſchneeweißes — himmliſches — unzerſtörliches Salz; die ein Weiſer herauszubekommen, und in Mann und Weib zu ſchaffen wiſſen wird, wenn er vorher das Dreieck in einen Kreis oder Einheit gebracht hat, welche Einheit durch genaue Uebereinſtimmung des Quadrats oder der vier Elementen bewerkſtelligt wird."

„Ich habe der ſieben rothen Tropfen in dem großen ſchwarzen Stein des goldenen Vließes noch nicht erwähnt; ich hoffe auch

daß ich nunmehr nach dem Vorhergegangenen nicht mehr nothwendig haben werde, etwas davon zu erörtern, zum wenigsten Denen nicht, für die ich Gegenwärtiges schreibe, denn sie werden von selbst eingesehen haben, daß diese sieben rothe oder feurige Thränen oder Tropfen, die vorhin erwähnte sieben Einränkungen unsers feurigen oder göldischen Wassers bedeuten, als der so vielen Einflüsse unsers gestirnten Himmels oder Planeten in unsere Erde, die eben unsere Metallen in selber herfür bringen."

„Von dem Widderfell endlich. Der Widder wird bei den Philosophen in einem dreifachen Verstande genommen. Erstens als ihr gemeiner Widder, oder die anfangliche Materie; ich verstehe, was die Steine und Staale zusammen vereinigt ausmachen, dem wir die Haut abziehen müssen, wie die Philosophen sagen, um sein inwendiges Fleisch und Blut oder göldischen Schwefel oder Feuer, den er, nach Sendivog, in seinem Bauche

trägt, nach Art, wie durch die Staale aus den Steinen das Feuer herausgezogen wird, zu bekommen.“

„Zweytens, als ihren goldenen Widder, der forthin goldene Wolle trägt, oder die zur Vollkommenheit gebrachte Materie, das ist: die bereits wahre Goldtinctur oder philosophischer Stein, der in dem Himmelszeichen des Widders vollbracht wird, wie er in demselben seinen Anfang nimmt, wie ich gleich vermelden werde, und der nachmals kein Jahr mehr braucht, um goldene Wolle oder Früchte zu tragen, sondern des Jahres öfters, bloß durch die Auflösung und Wiedergerinnung zuwegen kann gebracht werden.“

„Drittens, als ihren gestirnten Widder, oder die Zeit, in welcher dieses große Werk muß angefangen und meistens auch geendet werden; ich sage meistens, weil der nasse und trockene Weg nicht Endungen haben. Nachdem ich von den zwei erstern Gegenständen

bereits geredet habe, ſo bleibt mir nur der dritte übrig, von dem ich weitläufiger reden will, auf daß auch dieſes Sinnbild der Kette des goldenen Vließes oder Widderfelles auf unſere hermetiſche Kunſt deſto leuchtender in die Augen falle, von welchem Sinnbild ſich der Profane oder Laie wunderliche Gedanken gemacht hat, ſo, daß ich mich ſelbſt nicht genug wundern kann, wie doch auch ſonſten vernünftige und in ihrer Sphäre vollſtändige Männer auf ſo alberne, und in ſich ſchmutzige Gedanken, deren ich nicht einmal erwähnen mag, haben verfallen, und einen ſo edlen und erhabenen Ritterorden, der ein Vertheidiger und Beſchützer der chriſtlichen Religion ſowohl, als der Tugend und Unſchuld iſt, einen niedrigen Urſprung nach ihrer Phantaſie haben zumuthen können. Die Zeit alſo belangend, iſt der Monat März, und zwar, wenn die Sonne in den Widder eintritt, wie dann auch dieſer Monat zum Himmelszeichen den Widder hat.“

„Den Weisheitssöhnen iſt die Wirkung dieſes wohlthätigen Planetens bekannt, und daß alles Gute von Oſten komme. Ich habe alſo nur den Anderen wieder in möglichſter Kürze zu ſagen, daß dieſes belebende Licht, die Sonne, da es in unſerem Horizonte näher kommt, Alles durch den Einfluß ihrer lebendigmachenden Hitze, neuerdings belebe, und einen unſichtbaren wirkenden Geiſt in alle Geſchöpfe unter dem Monde einführe, mittelſt welchen der Erdboden anfängt zu keimen und zu grünen, die Bäume ſich zu bekleiden, die Thiere, ſowohl eierlegende als andere ſich zu gatten; mit einem Wort, Alles, der Menſch nicht ausgenommen, wird durch die Entzündung dieſer lebendigmachenden Hitze, Feuer oder Geiſt und aſtraliſchen Goldes geſtärkt, folglich auch unſere philoſophiſche Materie zu unſerem Werk kräftiger und geſchickt. Dahero haben die Philoſophen von jeher, von Jahrtauſenden, wenn ſie unſer großes hermetiſches Werk zu bearbeiten unternommen,

um dieſe Zeit nämlich in dem Zeichen des Widders angefangen.“

„Zum Beſchluß ſage ich, daß aus allem dem, was ich bisher angeführet habe, genugſam erhelle, wie ich gleich Anfangs vorausſetzte, daß die Kette des goldenen Vließes oder Felles ein wahrer Inbegriff der ganzen hermetiſchen Philoſophie oder des Steins der Weiſen ſeye; welches auch noch die Worte: „Precium non vile laborum,“ die um den ſchwarzen Stein dieſer Kette ſtehen, der ich im Anfang ſchon erwähnet, beſtätigen. Und dann die „Ante ferit quam flamma micet,“ die auf dem Ordenskleide mit Gold, nebſt Widder, Staale, Steine, Feuerflammen, Feuerfunken, geſtickt ſich befinden. Denn, wer laut der erſtern Worte oder Ueberſchrift ſeinen Arbeiten recht glücklich vorſtehet, bekommt in der That keinen ſchlechten Werth, ſondern den allergrößten, der ſich nur denken läßt, gegen den auch Königreiche noch nicht in Vergleich können gezogen wer-

den. Dieſe Worte haben aber noch einen zweiten geheimen Sinn, und zwar, daß man auf den Werth, und nicht auf die Geringheit der Materie und Arbeiten ſehen ſoll; welcher letztere Sinn zugleich ein abermaliger Beweis iſt, was ich von der philoſophiſchen Materie bei Gelegenheit der gemeinen Steine dieſer Kette angeführt habe."

„Die zweiten Worte deuten die Arbeit ſelbſt an, indem ſie zu verſtehen geben, daß man nicht ohne ſtoßen, ſchlagen, reiben und ſchweren Arbeiten mit unſern Staalen aus unſern Steinen oder unſern Widder die ſchimmernde und glänzende Flamme oder Lichtweſen überkommen möge. Zu dieſem Wortverſtande gehören auch noch die Kleider dieſes Ordens, die zum wenigſten bei ſeinem Urſprung dreierlei waren, als ſcharlachroth, weiß, und ſchwarz, die die Ritter an hohen Feſten anlegten, welche die drei Hauptfarben und Verwandlungen unſers Steins in

der

der Arbeit zum Gegenſtande haben, von denen ich bereits Meldung gethan.“

So weit das alte Buch, zu Nutz und Frommen der Ritter des goldnen Vließes, die vielleicht auf dieſem Wege zum erſtenmal erfahren, was ihr Orden eigentlich zu bedeuten hat.

Zwölftes Capitel.

Theater. — Burgtheater. — Schreyvogel. — Demoiſelle Peche. — Seydelmann. — Theater am Kärnthnerthor. — Demoiſelle Fanny Elsler. — Theater an der Wien. — Leopoldſtädter Theater.

Man ſagte mir, daß ſich bisher alle Geſpräche in der Kaiſerſtadt um Theaterangelegenheiten gedreht hätten, bis in der neueſten Zeit die Politik und die Cholera die Aufmerkſamkeit etwas von den Brettern, ſo die Welt bedeuten, auf die wirkliche Welt abgelenkt hätten.

Ich hatte das Unglück, im Burgtheater nur noch Eine Vorſtellung zu ſehen, da es am 1 Julius auf einen Monat geſchloſſen wurde, und was ich ſah „Verbrechen aus

Ehrſucht" lohnte ſich der Mühe nicht. Dieſes niederträchtige Stück, in welchem ein Sohn die Caſſe des Vaters beſtiehlt, und zuletzt doch ein edler Jüngling bleibt, erregte gleichwohl im Publicum kein Mißfallen, im Gegentheil ſah ich viele Tücher zarter Damen mit Thränen benetzt, ja weil meine ſchöne Nachbarin ſo gar ſchön weinte, ſchämte ich mich ſogar, daß ich nicht mitweinen konnte. Und eben ſo ein empfindſames Kind lacht über die ägyptiſchen Todesfratzen. Uebrigens ſah ich bei dieſer Gelegenheit den Herrn Coſtenoble, der ſeine Sachen recht brav machte, und die alte Frau von Weißenthurn, die mir ſchon ſehr invalid vorkam, der aber das Publicum eine Achtung bezeugte, in der alle ihre Verdienſte um das Theater ſich ſpiegelten.

Leider, leider ſah ich die ſchöne Thereſe Peche nicht, die uns in Stuttgart nur zu früh verlaſſen. Ich kann mir ein Käthchen von Heilbronn, eine Julia, Emilia

Galotti, Recha, Cordelia, ein Mädchen von so tiefer romantischer Eigenthümlichkeit, das doch nichts weiter ist, als eben ein rechtes und natürliches Mädchen, solche seltene Charaktere, wie sie nur die größten Dichter unter der günstigsten Constellation hervorbringen, ich kann, ich mag sie mir von niemand Anderm dargestellt denken, als von Therese Peche. Dieses Mädchen ist keine gelernte Schauspielerin, kein Mädchen der Jetztwelt, sie kommt gerade heraus aus der romantischen Vorzeit, oder aus dem Wundergarten der Poesie, und scheint sich nur aus nachgiebiger Güte unsern heutigen Sitten zu fügen, und auch dann nur mit einer gewissen mittelalterlichen Anmuth, überall an sich tragend den fremden Zauber, der mit allem in Verbindung steht, was sie berührt. Hier ist die Kunst gar nichts, die Natur alles, die Schule gar nichts, die Person alles. Gebt dieser Therese Peche nur eine Blume zum Ansehn, und ihr werdet mehr Ophelia in ihr erblicken, als in dem

durchdachteſten Spiele der berühmteſten Schauſpielerin während eines ganzen Abends.

Man bedauerte ſehr, den trefflichen Schauſpieler Seydelmann, der vor kurzem hier Gaſtrollen gegeben, nicht für immer in Wien gefeſſelt zu haben. Seydelmann iſt nächſt Devrient der größte unter den jetzt lebenden deutſchen Schauſpielern, aber ſehr von Devrient verſchieden, obgleich er beinahe durchgängig das nämliche Rollenfach hat. Devrient iſt mehr ſubjectiv und romantiſch, Seydelmann mehr objectiv und claſſiſch. Devrient geht mit ſeiner Individualität mehr in die des Dichters, Seydelmann mit der ſeinigen mehr in die des Helden ein. Daher paßt Devrient vorzüglich zu den Rollen, in welchen ſchwärmeriſche Dichter, wie Schiller und einige neue Schickſalstragödien der Natur etwas Gewalt angethan haben; Seydelmann dagegen weit beſſer zu den Rollen, die wahr und natürlich ſind. Als Philipp II. und Franz Moor z. B. geht Devrient ganz

auf die Laune des Dichters, auf das Ueberschwengliche, Groteske, unnatürlich Krampfhafte ein, und gibt uns das Ueber- oder Unmenschliche wieder, das sich der Dichter dabei gedacht hat; Seydelmann vermeidet dagegen dieses Carrikiren und hält sich an das Menschliche in jenen Rollen. In so fern entsprechen seinem Talente aber solche übertriebene Charakterrollen weniger, als Rollen von Shakespear, Lessing, Goethe, Molliere, Iffland, Schröder, worin Wahrheit und menschliches Maaß ist. In solchen Rollen ist er unübertrefflich, und steht höher als Iffland, der in der Nachahmung der Natur immer mit zu viel Eitelkeit seine Kunst zeigte. Bei Seydelmann verschwindet die Kunst so ganz in der Natur, daß der Beifall oft den Künstler über seinem Werke vergißt.

Ich habe vor einiger Zeit die künstlerische Eigenthümlichkeit Seydelmanns in einigen Epigrammen im Morgenblatt zu bezeichnen gesucht, und wiederhole sie hier:

Weil Du, der Kunſt Heros, doch fromm der Natur nur gehuldigt,
Dankbar mit reicher Gunſt hat Dich beſchenkt die Natur.

Deine Manier, ſie hat noch keiner erkannt, denn in jedem
Andern Charakter zeigſt ihn Du, und niemals Dich ſelbſt.

Fruchtbar werden in Dir die verborgenſten Keime der Dichtung,
Daß ſich der Dichter in Dir neu ſieht, und doch nur ſich ſelbſt.

Studium hütet Dich vor dem Uebermaß der Naturkraft,
Vor der Schule Manier wahret Dich die ſichre Natur.

Was nur Garrik gethan, und was nur Leſſing durchdacht hat,
Haſt Du wie Leſſing durchdacht, haſt du wie Garrik gethan.

Künſtler fehlten uns nicht, doch ſehr hat die Kunſt uns gemangelt.
Echter Künſtler, in Dir neu wird lebendig die Kunſt.

Hundert Mimen verſtehn nur ſich zu zeigen im Kunſtwerk.
Immer das Kunſtwerk nur haſt Du in Dir uns gezeigt.

Glücklich der Dichter, dem, ſo wie Du, ein Mime geworden.
Denn in Deinem Triumph fehlte der ſeinige nie.

Weil Du der Dichtkunſt dienſt, ſo dient Dir wieder die Dichtkunſt,
Machſt Du uns ſchöner das Stück, ſchöner auch zeigt es Dich ſelbſt.

Aber des Mimen Kunſt iſt vergänglich, nur ewig die Dichtkunſt.
Drum in den Marmorerz grab' ich, o Mime, Dein Bild.

Und verwitterte Namen und Bild und jeglich Gedächtniß.
In der Regel der Kunſt dauert unſterblich Dein Geiſt.

Weil Seydelmann den wahren Beruf der Kunst kennt, und derselben die persönliche Eitelkeit des Künstlers unterordnet, so ist er ein eben so vollkommener Regisseur als Schauspieler, und die Wahl und das Arrangement der Stücke kann in keiner Hand besser aufgehoben seyn, als in der seinigen. Gründliche dramaturgische Kenntnisse, ein äußerst gebildeter und gewählter Geschmack, der überschauende combinirende Blick der theatralischen Compositeurs, und im Einzelnen die exacteste Ordnungsliebe, der angeborne Takt und die reichste Erfahrung vereinigen sich in ihm zu einem Musterregisseur, der unter günstigen Umständen wohl im Stande wäre, das ganze deutsche Theater zu reformiren.

Als Schauspieler geht er in Costüm, Haltung, Mienen und Sprache in jeder Rolle Eigenthümlichkeit so ganz ein, daß man ihn in verschiedenen Rollen sehen kann, ohne denselben Schauspieler wieder zu kennen. Die bewunderungswürdigsten Rollen, die ich

von ihm gesehen, sind folgende: Mephistopheles, Carlos in Clavigo, Tartuffe, Shylok, Nathan, Marinelli, Franz Moor, Advocat Wellenberger in Iffland's Advocaten, Graf Klingsberg in beiden Stücken von Schröder und Kotzebue, Abbé de l' Epée, Ossip in Isidor und Olga, Danville in der Schule der Alten, der Alpenkönig, der Verschwiegene wider Willen, Hofmarschall von Kalb, Graf Balken in der Schachmaschine, Karl XII, Koch Vatel, der Hofmeister in tausend Aengsten, der gutmüthige Polterer, Geheimerath Seeger in Iffland's Erinnerungen.

Königliche Würde steht ihm eben so zu Gebote wie die lächerlichste Komik, der herzgewinnende Ton des väterlichen Freundes eben so, wie die feinste Verschmitztheit, die Miene des genialen geistreichen Mannes eben so wie die Miene der Albernheit, die Hinfälligkeit des Alters und der Krankheit eben so wie der übermüthigste Jugendmuth. An Masken unerschöpflich, erregt er noch mehr Be-

wunderung durch die Treue, mit der er jede gibt.

Herr Schreyvogel, genannt West, dessen dramaturgischem Talente das Burgtheater seit einer langen Reihe von Jahren so viel verdankt, ist ein liebenswürdiger und kräftiger Greis, den ich ganz so fand, wie ich mir ihn gedacht, einfach, scharf, geradezu. Als Kritiker hat er schon vor vielen Jahren die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen die herrschenden Modethorheiten kräftigst in Schutz genommen, obgleich die Stimme des Oesterreichers unter dem norddeutschen Literaturlärm verhallte. Jüngst sind seine Aufsätze wieder gesammelt erschienen.

Im Theater am Kärnthnerthor hörte ich einige gute Opern, deren Genuß mir durch die herrliche Stimme des Tenoristen Wild sehr erhöht wurde. Auch sah ich hier ganz vorzügliche Ballete, in denen die beiden Demoiselles Elsler, insbesondere Fanny Elsler, brillirten. Tänze, Pantomimen

Costüm, Decorationen und Maschinerie ließen nichts zu wünschen übrig.

Wenn Demoiselle Taglioni auch in der Grazie des eigentlichen Tanzes unübertrefflich bleibt, so steht sie doch, in der Wahrheit der Pantomime hinter Fanny Elsler zurück. In dem Ballet Blaubart entwickelte dieselbe das, was man „die Grazie des Schrecklichen" nennt, in einem Grade, den nicht leicht eine Schauspielerin erreicht. Auch hat die Direction in den Chören für hübsche Mädchen gesorgt, was sehr wesentlich ist, denn je weniger die Choristinnen sich durch ihre Kunst auszeichnen können, desto mehr sollen sie es durch ihre Natur, und Schönheit ist bei Balletten, die nie malerisch genug seyn können, eine Hauptsache. Eine Tänzerin zweiter Größe, eine Rose neben der Lilie, eine kleine, warme gaukelnde Sylphide, wie Demoiselle Mée Saint-Romain, fand ich hier nicht.

Das Theater an der Wien ist das größte dem Raume nach, und es werden ge-

wöhnlich Spectakelstücke daselbst aufgeführt; allein ich fand die Wahl der Stücke eben so gemein, als das Schauspielerpersonal. Ein Herr Kunst war an Figur und Organ ausgezeichnet, doch ist hier wohl keine gute Schule für ihn. Einige Schauspieler waren so erbärmlich, als man sie bei irgend einer herumziehenden Truppe finden kann. Die Naivetät des „Pfefferröschens," im Stück gleiches Namens, konnte nicht übertriebener seyn.

Das Leopoldstädter Theater hat viel an seinem Glanze verloren. Raymund und mehrere andere seiner vorzüglichsten Schauspieler haben es verlassen. Ich sah nur noch den bucklichten Herrn Schuster, dessen köstliche Figur und Laune allerdings mein Zwerchfell sehr erschütterte.

In den Stücken, welche für diese Bühne geschrieben werden, scheint immer mehr der moderne bürgerliche Spaß das alte romantische Mährchenelement zu überwiegen. Zwar spielt

die Feenwelt noch immer eine große Rolle, aber nur höchst selten findet man in ihr noch etwas Tragisches oder Edles, wie im Donauweibchen und im Alpenkönig. Insgemein erscheint sie carrikirt, ironisirt sie sich selbst, und zieht nicht die Wirklichkeit zu sich herauf, sondern läßt sich zur platten Gemeinheit herab. Es wäre Schade, wenn auf diese Weise jene eigenthümliche Gattung dramatischer Volksmährchen zuletzt unterginge. Die Anlage derselben ist einer größern Ausbildung fähig, und es macht sich darin etwas Nationelles geltend, das vielleicht das einzige Nationelle am deutschen Theater ist. Alle unsere berühmten dramatischen Dichter haben von den Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern und von den Alten gelernt, nur die Mährchenposse ist uns eigenthümlich.

Uebrigens entsprechen die vier Wiener-Theater dem theatralischen Bedürfnisse. Kleine Intriguen- und Charakterstücke gehören auf

das eine, große Spectakelſtücke auf das andere, Poſſen und Carricaturſtücke auf das dritte, Opern endlich und Ballette auf ein viertes Theater. So bleibt jede Gattung am beſten von der andern geſondert. In allen dieſen Gattungen insgeſammt würden wir Deutſchen mehr leiſten können, wenn wir eine Centralſtadt wie Paris oder London beſäßen, und wenn die Theater nicht Hof-, ſondern National-Theater wären. Was die Stücke ſelbſt betrifft, ſo iſt klar, daß der eigenthümliche Geſchmack der Deutſchen noch eine Menge prachtvoller hiſtoriſcher Schauſtücke und kleiner Ariſtophaniſcher Satyren verlangt, die uns bei allem Ueberfluſſe an Intriguen- und Charakterſtücken noch fehlen. Aber dazu gehört erſtens ein größeres Publicum, und zweitens politiſche Freiheit. Das Glück, welches Schiller gemacht hat, beweist wie viel Sinn der Deutſche für begeiſternde patriotiſche Schauſpiele im großen Style hat, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn nicht

auch in dem überall vorschlagenden deutschen Volkswitze der Keim zu trefflichen Schimpfspielen läge, deren tolle Lustigkeit und bittere Satyre den Geist eines Aristophanes mit dem derben Spaße der alten Fastnachtspiele und Wiener Volksmährchen einte. Was ferner die Schauspieler selbst betrifft, so werden dieselben durch die Verzettelung unserer kleinen Theater, und durch die Hofintendanturen sehr verdorben. Wenn sie nicht immer in diesem oder jenem Winkel Deutschlands sitzen blieben und verbauerten; wenn sie in einer Riesenstadt sich mehr concentrirten, würden sie auch mehr von einander lernen, und einen größern Wetteifer zeigen, und wenn sie lediglich von der Gunst des Publicums abhingen, so würde es der Mittelmäßigkeit nicht mehr möglich seyn, bessere Talente zu verdrängen, was auf den Hoftheatern bei dem oft sonderbaren Geschmack der Höfe, und bei den Maitressen- und Speichelleckercabalen nur zu oft der Fall ist.

Man

Man ſpricht häufig von großen Veränderungen, welche der Bühne noch bevorſtehen ſollen, von einer nothwendigen Wiedergeburt des Theaters ꝛc. Ich kann daran nicht glauben. Das Theater wird bleiben, wie es iſt, nur noch mehr ſich entfalten, die in ihm liegenden Gegenſätze ſchärfer ausbilden, und wenn einmal erſt der abſcheuliche Cenſurzwang und die polizeiliche Angſt wegfällt, auch intenſiv gewinnen. Im Allgemeinen aber wird es ſeinen gegenwärtigen Charakter behalten, wie ihn unter allen europäiſchen Städten, vornehmlich Paris ausgebildet hat. Niemals wird das alte claſſiſche Trauerſpiel und Luſtſpiel untergehn, denn es wird ſich, ſelbſt im romantiſchen Gewande, vermöge des im Dichtergenie liegenden ariſtokratiſchen Princips, immer fortpflanzen; es wird nie an einem Publicum für ausgezeichnete Geiſteswerke, für Gedichte des erſten Ranges fehlen. Auf der andern Seite wird aber auch das demokratiſche Princip ſeine Rechte geltend

machen, und die Genreſtücke, analog der Genremalerei und dem hiſtoriſchen Roman, werden ihre zeitgemäße Ausbildung erhalten, in einer doppelten Richtung. Die ſogenannten Spectakelſtücke werden mehr und mehr zu geſchichtlichen Tableaux werden, wie dieß in Paris ſchon geſchieht, und wirklich iſt ein treues Bild alter Zeiten auf der Bühne mehr werth, als bloßer roher Ritter- und Geiſterlärm, und freien Nationen iſt es ein Bedürfniß, ſich der Eigenthümlichkeit fremder Nationen und früherer Zeiten gegenüber zu ſehn. Zwar hat Berlin den Ruhm, zuerſt die Strenge des Coſtüms geltend gemacht zu haben, doch haben erſt in jüngſter Zeit die Franzoſen einen geſchmackvollen und ausgedehnten Gebrauch von dieſer Neuerung zu machen verſtanden, und gewiß wird dieſes Genre immer mehr ausgebildet werden, theils in Bezug auf das Frappante der hiſtoriſchen Treue, theils in Bezug auf äußere Pracht. — Die ſogenannten bürgerlichen Schau- und Luſt-

ſpiele werden auf der andern Seite mehr und mehr in die Sittengemälde der Porte St. Martin übergehn, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dermaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäſſer und einer freien Nation angemeſſener ſind, als die bisher üblichen Theaterſtücke, in denen noch immer der Adel den dritten Stand, und die muthwillige Jugend das Alter mißhandelt. Man wird mir wohl gern glauben, daß ich mich nicht zum Vertheidiger jeder Geiſtloſigkeit und Modenarrheit aufwerfen will; allein ich finde in jenen franzöſiſchen Sitten- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetiſche Anlage und einen weit tiefern Zuſammenhang mit der Zeit und mit dem menſchlichen Weſen überhaupt, als in den veralteten Komödien.

In vieler Hinſicht iſt die Kunſt, und vorzüglich die dramatiſche, dem Don Ranudo de Colibrados zu vergleichen. Stolz verſchließt ſie ſich mit ihren vornehmen Lumpen

in das kalte Haus, und verwirft die Hand, die ihr das reiche Leben bietet, weil ihr dieſes Leben zu bürgerlich und gemein erſcheint. Allein umſonſt ſträubt ſie ſich. Die pedantiſche nEltern werden ſterben, und die junge Tochter luſtig dem Leben in die Arme fliegen. Es kommt nicht darauf an, wie die franzöſiſchen Claſſiker und wie die vornehmen Hiſtorienmaler thun, das Genre zu verachten, ſondern vielmehr es zu veredeln. Dieß kann aber natürlicher Weiſe nur da geſchehn, wo das Leben frei genug iſt, ſich mit allen ſeinen Nüancen zu ſpiegeln. Eine philiſterhafte Zeit kann auch nur Philiſter auf der Bühne ſehen: Werden die Philiſter wieder zu Menſchen, ſo wird auch die Bühne wieder wie das Leben des Zwanges ledig, frei, offen, reich und vielgeſtaltig. Der Deſpotismus iſt den Charakteren ſelbſt auf der Bühne feindlich; nur die größte Freiheit erträgt und erfordert ſogar die größte Menge, Verſchiedenheit und Entſchiedenheit derſelben. Auf die-

ſelbe Weiſe zwängt der Deſpotismus das Leben in ein enges Gleis, in wenige Situationen und Decorationen ein, und nur die Freiheit iſt die Mutter großer Schickſalswechſel und einer ewig veränderten Scene. Aus dieſem und keinem andern Grunde iſt das franzöſiſche Theater an innerem Reichthum, äußerer Ausbildung und Einfluß auf das Volk dem deutſchen ſo ſehr überlegen.

Dreizehntes Capitel.

Wiens Umgebungen. – Der Prater. – Schönbrunn. — Tivoli. — Das Krapfenwaldchen. — Baden. — Erinnerungen an Posen.

Wien ſitzt wie die Perle im Golde; ſeine Umgebungen ſind mit allen Reizen der Natur geſchmückt. Die prachtvoll wogende Donau und ihre grünen Inſeln; das mit Dörfern beſäete fruchtbare Land; die nahen Hügel, die, ohne die Ausſicht zu ſperren, nur treffliche Standpunkte darbieten, das ſchöne Panorama zu überſehen; endlich die hohen Gebirge, die man in einer Tagereiſe erreicht; alles dieß ſind landſchaftliche Reize, wie ſie in dieſem Vereine ſelten eine Hauptſtadt darbietet.

Den Prater ſah ich leider nicht in der

Saiſon, er war immer menſchenleer; allein ich ſah doch ſeine Naturreize, ſeine üppigen Alleen, die ungeheuren Räume dieſes Waldes, der die Bevölkerung von ganz Wien zu faſſen vermag.

Enger zuſammengedrängt und doch höchſt großartig und geräumig ſind Garten und Schloß von Schönbrunn. Engliſche und franzöſiſche Gartenkunſt ſind hier auf eine eigenthümliche Weiſe verbunden. Die dichtgedrängten majeſtätiſchen, in der üppigſten Blätterfülle grünenden Rieſenbäume ſind wie halbgeſchliffene Edelſteine, nur vornen, nicht aber oben und hinten beſchnitten, und bilden ſo ungeheure grüne Wände, die dennoch nichts Einförmiges haben. Die koloſſalen weißen Statuen, die unter denſelben in langen Reihen ſtehen, erſcheinen trotz ihrer Größe in dieſer grünen Perſpective klein. Die Anſicht von Belvedere, das, einem leichten griechiſchen Tempel gleich, die Höhe beherrſcht, iſt unnachahmlich reizend und phantaſtiſch. In der im

grünen Dunkel versteckten Menagerie habe ich außer der allgemein vorherrschenden Reinlichkeit vorzüglich die lebendigen Sträuße bewundert und deren graziösen hochtonymäßigen Gang. Die übrigen Bestien stellen nicht so anmuthig die liebenswürdige Seite eines Hofes dar, sondern mehr dessen versteckte Leidenschaften und Thorheiten; die häufige Paarung von Menagerien mit Höfen hat daher etwas Ominöses, und wenn ich die Ehre hätte Fürst zu seyn, würde ich mir die Nähe der Bestien verbitten. Was hat nicht der alte Karl X um seiner Giraffe willen leiden müssen! Lieber hätte ich die seltenen Pflanzen Schönbrunns gesehen, aber Zufall und Mangel an Zeit verhinderten es. Die Liberalität des Hofs, die Jedermann den Eintritt in den Garten gestattet, contrastirt sehr mit der Abgeschlossenheit des vorigen Königs von England in Windsor, und mit der Verödung der Tuillerien, seit Ludwig Philipp sie bewohnt. Dieß trägt denn auch sehr viel zu

der außerordentlichen Popularität des Wiener Hofes bei. Neben Schönbrunn erhebt ſich Tivoli. Wenn der Palaſt des Kaiſers ſtumm und dunkel im nächtlichen Schatten des hohen Parkes liegt, überſtrahlt der Palaſt des Volks, in jeder Nacht wie ein Feenſchloß beleuchtet, den Glanz des Vollmondes und die wilden, revolutionären Walzer von Strauß, der Donner der Rollwagen, das wogende Gedränge froher Menſchen läßt ganz vergeſſen, daß wenige Schritte davon der alte Cäſar in ſeiner Burg ſchläft. — Tivoli iſt das Belvedere des Volks, nur einige hundert Schritte vom kaiſerlichen Belvedere; daher hat es in derſelben reizenden Lage unter ſich das große Panorama von Wien. Ich ſah von hier aus einen Sonnenuntergang, wie ich kaum einen ſchöneren erlebt habe, und eben ſo herrlich war die darauf folgende Nacht. Die Anſicht Wiens erhielt an dieſem Abend, es war der 7 Julius, einen erhabenen Reiz mehr, indem die große Porcellanfabrik in

Feuer aufging und ihre Rauchwolken über die Kaiſerſtadt wälzte.

Außer dieſen nächſten Hügeln iſt das etwas höhere und entferntere gelegene Krappenwäldchen ein vorzüglich beliebter Vergnügungsort der Wiener. Ich ſuchte ihn zweimal auf, weil es mich natürlicherweiſe nur nach Punkten hinzog, von wo ich die Gegend überſehen konnte, nicht nach den zahlreichen andern Luſtörtern, welche dieſen Vorzug nicht theilen. Das vergnügliche Abenteuer, welches Graf Mailath, Herr Braun von Braunthal, Herr von Bauernfeld und ich hier beſtanden, wird uns Allen freundlich in Erinnerung bleiben, mir aber noch insbeſondere die weite Ausſicht über Wien, das Marchfeld, die Inſel Lobau und die ganze ſchlachtenberühmte und jetzt in dem glücklichſten Frieden und ſchönſten Schmucke der Jahreszeit blühende Landſchaft.

Mit Herrn Braun von Braunthal beſuchte ich Baden, wohin uns ein Wiener Fiaker mit unglaublicher Schnelligkeit brachte.

Baden liegt am Eingange des Gebirges, wo eines der lieblichſten Thäler ſich öffnet, und hat inſofern die größte Aehnlichkeit mit Baden im Schwarzwalde und mit Baden in der Schweiz, wie ſchon Bühelen gefunden hat. Da ich öfter in jenen beiden andern Baden geweſen, kann ich nicht umhin, ſeine Bemerkung über die große maleriſche, geognoſtiſche und mediciniſche Uebereinſtimmung dieſer drei gleichlautenden und berühmten Oerter hier zu beſtätigen. Zugleich fällt mir dabei eine Anekdote ein. Ich reiſte im Herbſt 1830 zwiſchen Strasburg und Karlsruhe dem ſchönen Baden-Baden, am Fuße des Schwarzwaldes vorüber, in Geſellſchaft eines Kaufmannes aus Lyon. Dieſer ſchlug mir alles Ernſtes vor, mit ihm einen Umweg über Baden zu nehmen, um, wie er ſagte, bei Gelegenheit den Kaiſer von Oeſterreich zu ſehen. Ich ſagte ihm, daß er ſich ſehr irre, denn Seine k. k. Majeſtät befänden ſich ganz zuverläſſig nicht in Baden. Er beſtand jedoch darauf, und

behauptete, die Ankunft des Kaisers in Baden gestern in einer Zeitung gelesen zu haben. Ich erinnerte mich nun dieses Artikels ebenfalls, und belehrte den neugierigen Lyoner, daß Baden bei Wien ein ander Ding sey als Baden bei Rastadt, und daß er sich Deutschland ein klein wenig größer zu denken habe, als die Circumferenz der Bergstraße.

Das Baden bei Wien vereinigt eigentlich die Reize der beiden andern Baden, denn es hat, wie das Schwarzwälder Baden den Rhein, so die Donau, und wie das Aargauische Baden die Alpen, so die Schneeberge von Kärnthen und Steyermark in der Nähe. Vor beiden aber hat es noch die Nähe der großen Kaiserstadt voraus.

Erzherzog Karl hat hier am Eingange des Thales einen herrlichen Landsitz. Ich sah den ergrauten Helden selbst, der gleichwohl der Phantasie immer als ein Jüngling erscheint, weil ihm allein in der Jugend zu handeln vergönnt war. Wäre dieser unser

Karl VIII geworden, Deutſchland wäre vielleicht mächtiger als je.

Zugleich ſah ich le fils de l'homme, oder wie wir Deutſchen ihn naiver zu nennen pflegen, „den kleinen Napoleon.“ Dem Körper nach iſt er übrigens größer als ſein Vater, ein ſchlanker, ſehr hübſcher Prinz, den man, wie ſonſt nur die Prinzeſſinnen, lieb haben muß. Der obere Theil ſeines Geſichts iſt ganz öſterreichiſch; allein das kräftig unterſetzte Kinn erinnert an den Vater, und wenn es wahr iſt, was einige Phyſiognomen behaupten, daß ſich die Charakterſtärke in dieſem Theile ausdrücke, ſo wäre dem Prinzen aus der überreichen Erbſchaft ſeines Vaters durch einen glücklichen Zufall gerade das Beſte zu Theil geworden. Die öffentliche Meinung in Wien urtheilt äußerſt günſtig von dem Prinzen, nicht bloß in Bezug auf die gewöhnlichen Prinzentugenden, als Herzensgüte, Herablaſſung ꝛc., ſondern hauptſächlich in Bezug auf ſeine Geiſtesfähigkeit. Das beſte Bild

von ihm sah ich im Atelier des geschicktesten Wiener Portraitmalers, Herrn Daffinger.

Ich besuchte auch das Schlachtfeld, auf welchem Johann Sobieski die Türken geschlagen und Wien vom Untergange gerettet. Nicht ohne die tiefste Wehmuth übersah ich von dem Hügel, auf welchem noch jetzt Ueberreste einer Türkenschanze befindlich sind, und wo das ärgste Gemetzel gewesen, die prachtvoll ausgebreitete Kaiserstadt, die blühenden und volkreichen Dörfer rings umher. Das Horn des Ueberflusses schien ausgegossen über diese Landschaft, eine der reichsten der Erde. Und unweit von hier war eben jetzt das heldenmüthige Volk der Polen im fürchterlichen Kampf auf Leben und Tod begriffen, und was that nun das stolzprangende Wien, um die Ehrenschuld an Polen heimzuzahlen? Ruhig zogen die glänzenden Bataillone zur Parade, ruhig wogte die unermeßliche Bevölkerung durch die Straßen der Kaiserstadt, dem Vergnügen nach. Wie wenig gehörte

dazu, dießmal Polen zu retten, ein Wille nur, ein einziges armes Wort. Doch ward es nicht gesprochen, und ein scharfer Nordost, der von dem Felde des Todeskampfes herüberwehte, schnitt mir wie eine Sense durchs Herz. Dieser kalte Grabeswind des Nordens, wird er nicht anschwellen zum Sturme, um Europa's Blüthen zu knicken? Wird er euch verschonen, ihr fröhlichen Völker der Donau? Wird euch nie die Stunde kommen, da ihr euch erinnert, ihr hättet wohlgethan, dankbar zu seyn?

Ich würde indeß den Wienern schweres Unrecht thun, wenn ich verläugnen wollte, was ich überall unter ihnen gehört und vernommen. Das Schicksal Polens war nebst der Cholera fast das ausschließliche Gespräch und überall äußerte sich die wärmste Theilnahme für Polen. Begierig theilte man sich jede Nachricht vom Kriegsschauplatze mit und Jankowski's Verrath, der gerade in diese Zeit fällt, erregte bittern Unmuth. Eines Abends

befand ich mich in einem der Wiener Theater, und gerieth zufällig unter eine Anzahl junger Officiere. Sie sprachen von Polen, und da das Stück, welches gerade aufgeführt wurde, ziemlich langweilig war, äußerte einer von ihnen, daß er, statt hier zu sitzen, lieber im Lager der Polen seyn möchte. Mit großer Theilnahme sprach man auch in Wien von den wiederholten Adressen der Ungarn an den Kaiser, worin sie denselben aufforderten, in Polen zu interveniren.

Seitdem nun ist Polens Loos, wenigstens für die nächste Zukunft, entschieden. Was sie verloren, — noch lebt Gerechtigkeit im Himmel, und sie wird richten über die Schuldigen. Was sie gewonnen — die Krone der Märtyrer, den ewig blühenden Lorbeer des Ruhms und ein Anrecht an Europa, das die kommende Zeit geltend machen wird. Ganz Europa bleibt in ihrer Schuld, in der Schuld der Sühne, die ihnen werden wird. Und wie hoffnungslos auch ihre Aussicht in

die

die Zukunft ſcheinen möchte, ſie haben wenigſtens die Vergangenheit überwunden, und mit den alten Feſſeln das Recht der Verjährung zerbrochen. Man muß neue Feſſeln für ſie ſchmieden, man muß ihre Sklaverei von heute datiren, man kann den Untergang Polens nicht mehr in eine graue Ferne zurückſetzen, nicht mehr davon ſprechen, als von längſt verjährten Dingen. Der ganze Zeitraum zwiſchen 1773 und 1831, der jenes Recht der Verjährung zu begründen ſchien, iſt verſchwunden. Die Baſis von 1773 iſt um ſechzig Jahre vorwärts geſchoben, und Polen hat feierlich und mit der blutigen Unterſchrift von Hunderttauſenden gegen die Zumuthung proteſtirt, daß es eine alte Provinz Rußlands ſey; es hat rechtskräftig mit dem Schwerte bewieſen, daß es noch immer Polen iſt, das ewig junge, nie alternde.

Ich habe ſeitdem die Generale Ramorino, Langermann, Szwade, den Marſchall, Grafen Ledochowski und den Obriſten Zaliwski,

der mit Wisozki die Revolution in Warschau begann und später die Expedition nach Wilna commandirte, auf ihrer Durchreise durch Stuttgart gesprochen. Die Soldaten waren mehr geneigt, die Schuld des Untergangs auf die frühere Zauderung der aristokratischen Partei und auf Skrzynezki, dessen großen Eigenschaften sie übrigens Gerechtigkeit widerfahren ließen, zu schieben. Der Landbote Ledochowski dagegen ereiferte sich mehr über die letzten Maßregeln und über Krukowiezki. Seiner Meinung nach würde Alles besser gegangen seyn, wenn die Aristokratie völlig freie Hand behalten hätte; wenn die Demokraten mit ihren unzeitigen Reformen, mit ihrem Argwohne und mit ihrer Insubordination nicht immer störend eingewirkt hätten. Polen, sagt er, hatte Zeit und Kräfte genug, um sich Rußlands zu erwehren, aber nicht genug, um zugleich innere Parteifragen zu entscheiden. Es konnte nicht zugleich die Freiheit nach außen erringen und im

Innern reformiren, es mußte sich entschließen, nur das Erste allein zu vollbringen, und das Zweite auf ruhigere Zeiten zu verschieben. Aber, fügt er hinzu, wir konnten nicht verhindern, daß uns dieser Aufschub nur als aristokratische Verschlagenheit ausgelegt wurde, als ein bloßer Vorwand, um unsere Adelsvorrechte zu retten, wir, die wir in demselben Augenblicke alles dem Vaterlande zum Opfer brachten. — Mich dünkt indeß, daß es weder auf den alten Adel noch auf die liberale Partei, sondern lediglich auf den Generalissimus ankam. Hätten die Polen einen fähigen Obergeneral gehabt, so würden sich beide Parteien, Adel und demokratisch gesinnte Jugend, ihm gern unterworfen haben, wie dieß sowohl Chłopizki als Skrzynezki widerfuhr, so lange sie nicht durch Zaudern und Laviren das Vertrauen verloren hatten. Der Vorwurf, den die obgenannten Generale dem Generalissimus Skrzynezki machten, war der, daß er sich mit jun-

gen Adjutanten aus dem vornehmsten Adel umringt, und weit fähigere Officiere von geringerer Geburt darüber vernachlässigt habe. Die aus Frankreich gekommenen Officiere beklagten sich, erst dann ein größeres Commando erhalten zu haben, als nichts mehr zu retten war, und die jungen kühnen Wagehälse, welche die Revolution begonnen, beklagten sich ebenfalls, daß man sie zurücksetze. Und in der That, wenn Ramorino bei seinem großen Talente und bei seinem Eifer, sich auszuzeichnen, früher an die Spitze einer bedeutenden Armee gestellt, und nicht durch unnütze oder verrätherische Befehle in seinen besten Absichten gehemmt worden wäre, so würde Paskewitsch nie nach Warschau gekommen seyn; und wenn der junge Kriegsgott Zaliwski, dessen unerhörten Kühnheit die Revolution am 29 November ihren ersten glücklichen Erfolg verdankt, statt des vornehmen Verräthers Gielgud das litthauische Commando erhalten hätte, so würde er unfehlbar Wilna

erobert haben, das er ja, trotz des Verraths, an der Spitze einer kleinen geretteten Schaar dennoch anzugreifen wagte.

So lange in Europa die Integrität der Nationen nicht zum obersten Princip des Völkerrechts erhoben wird, so lange das Eroberungsrecht und die Habgier des Staatsinteresse's rücksichtslos die natürlichen Gränzen der Sprachen und Volksstämme durchschneidet, darf Polen seine Widerherstellung nicht hoffen. Selbst wenn Frankreich den Osten zum zweitenmal bändigte, wäre Polen noch nicht hinlänglich gesichert, denn wer ist ihm Bürge, daß es nicht im Interesse Frankreichs zum zweitenmal, wie im Interesse Napoleons liegen würde, das Princip der Nationalintegrität nicht aufkommen zu lassen. Man hat oft behauptet, Napoleon habe Polen nur aus Rücksicht gegen Oesterreich nicht wieder hergestellt. Er hatte jedoch einen tiefer liegenden Grund, und zwar genau denselben, der ihn vermochte, auch Italien nicht in seiner

Integrität wieder herzustellen. Er durfte nie den Grundsatz gelten lassen, daß der Staat und die Nation Eines sey; indem er seinen Staat weit über die Gränzen der französischen Nation ausgedehnt hatte, mußte er beständig fortfahren, die Völker zu theilen, nicht sie zu vereinigen.

Es ist indeß Hoffnung vorhanden, daß endlich doch in Europa einst das Princip der Nationalität und der Untrennbarkeit des Staats von der Nation obsiegen werde. Wie auch nach einander die einzelnen Völker in der Herrschaft über die andern abwechseln, endlich müssen sie sich doch an einander abreiben. Nach dem in jeder Nation liegenden Naturgesetze streben sie immer von neuem, wenn sie einer fremden Nation unterthan sind, sich loszureißen, wenn sie getheilt sind, sich zu vereinigen.

Vierzehntes Capitel.

Abschied von Wien. — Cholera-Schrecken. — Salzburg. — Das Grab des Paracelsus. — Die Maultasche. — Heimkehr nach Schwaben.

Ich hatte Anfangs die Absicht, mit dem Dampfschiffe eine schnelle Fahrt auf der Donau hinab bis nach Belgrad zu machen; da indeß die Cholera über ganz Ungarn sich ausbreitete, so wäre ich auf der Rückreise durch die Cordons abgesperrt, und zu einer langweiligen Quarantaine verdammt worden. Ich wollte nun wenigstens bis Pesth, aber auch Pesth wurde gesperrt, endlich sogar Preßburg.

Am 15 Julius wurde Wien durch das Proclama in Schrecken gesetzt, das die gänz-

liche Sperrung Ungarns ankündete. So reißend waren die Fortschritte der Cholera an der Theiß und Donau aufwärts gewesen, daß man den tödtlichen Gast jeden Augenblick in Wien selbst erwartete, und Fremde und Einheimische schaarenweise flohen. Alles drängte sich nach Gesundheitspässen, ohne die man nicht mehr über die bayerische Gränze gelassen wurde. Man muß sich in die damalige Zeit versetzen, um den panischen Schrecken vor der Cholera zu erklären. Gegenwärtig hat die Furcht vor ihr abgenommen; damals aber war sie noch neu, und man stellte sich die Gefahr viel größer vor. Man hörte in Wien von nichts mehr reden, als von der Cholera, und hatte für nichts mehr Interesse. Ich dachte, das geht so fort, und wird eher noch schlimmer, und kommt etwa gar die Cholera selber, so mußt du in irgend einem Nest an der Gränze drei Wochen lang in Quarantaine liegen. Ich entschloß mich also zur Rückreise, am 17ten.

Wehmüthig nahm ich von meinen zahlreichen Freunden Abſchied, in der Hoffnung künftigen Wiederſehens; über das ſchöne ſonnenhelle Panorama von Wien ſah ich aber traurig den finſtern Wolkenſchatten des Todes laufen. Wie bald ſollte ſtatt der fröhlichen Feſtmuſik hier die dumpfe Grabesglocke tönen, und ſtatt der geputzten lachenden Spaziergänger, ein Peſtkarren nach dem andern durch die öden Thore ziehen! In dieſer Stimmung ſchrieb ich folgendes Lebewohl an die reizenden Wienerinnen:

Wer zählte zu der Sänger edlen Gilde
Und zöge undankbar und ſtumm von hinnen,
Und ſänge nicht das Lob der Wienerinnen,
Das Lob der Frauenſchönheit, Huld und Milde?

Ihr ruhrt den kleinen Liebesgott im Schilde,
Denn wie die Kinder ſeyd ihr fromm von Sinnen,
Und dennoch ſchalkhaft, voller Liſt von innen,
Wie jener Gott, der heiße, ſtarke, wilde.

Der kalte Tod ſogar, den Indien ſendet,
Naht er der Donau liebſeligen Auen,
Ich weiß, daß er ſein Ziel darin vollendet,

Und wenn zum Raube seine Flügel rauschen,
Er läßt doch zärtlich diese holden Frauen
Ein Paradies nur mit dem andern tauschen.

Um der Cholera zu entfliehen, hatten sich so viel Menschen zur Post gedrängt, daß, als sie Abends um 9 Uhr von Wien abfuhr, ungerechnet der vielen Extraposten, schon zwei Eilwagen nach Linz vorausgegangen waren, denen nun noch drei andere folgten. Ich gerieth in den letzten, weil ich mich verspätet hatte, und dieser war, da alle andern Wagen schon requirirt waren, so baufällig, daß er mitten in der Stadt zusammenbrach. Doch deckte der Schein der Nacht wohlthätig diesen gewiß seltenen Unglücksfall der Wiener Post zu. Wir schleppten das Wrack mit Mühe und Noth in den Posthof zurück, und spannten die Pferde ohne Umstände an den einzigen noch dastehenden Wagen, der einige Stunden später nach Prag hätte gehen sollen. So kamen wir endlich, nach einer Stunde Verspätung von der Stelle, und flogen pfeil-

ſchnell durch das erleuchtete Wien und ſeine Vorſtädte, der übrigen Karawane nach.

In St. Pölten wurden wir wieder aufgehalten. Ein öſterreichiſcher Officier der mitfuhr, ſtieg hier aus, um ſeinen früher hier zurückgelaſſenen Degen zu holen. Da er aber eine Viertelſtunde ausblieb, und wir durch dieſe Verzögerung noch weiter hinter den übrigen Eilwägen zurückblieben, befahl ich dem Poſtillon, weiter zu fahren. Dieſer aber ſtieg ab, den Officier zu ſuchen, und kam nicht wieder. Ich ergriff nunmehr die Zügel, um davon zu fahren, und beide zurückzulaſſen, als ſie keuchend ankamen. Der Officier, die freundliche Gutmüthigkeit ſelbſt, entſchuldigte ſich mit kindlicher Herzlichkeit, und konnte gar nicht begreifen, wie ich ſo grauſam hätte ſeyn können, ihn zurück zu laſſen. Durch dieſe Sanftmuth beſiegt, kam ich mir beinahe albern vor, als ich ihm die franzöſiſchen Begriffe von Enthuſiasmus des Geſetzes verdolmetſchte. Die Oeſterreicher

sind das billigste Volk von der Welt, darum sind sie noch nicht sehr eifersüchtig auf Rechte.

Als wir das schöne Kloster Mölk hinter uns hatten, umzog sich der Himmel, und es fing an, sehr langweilig zu regnen. Der Conducteur, ein alter Soldat, kam zu uns in den Wagen, um uns die Zeit durch Erzählungen aus seinen vielen Feldzügen zu verkürzen.

In Linz trafen wir die große Reisegesellschaft, die uns voraus geeilt war, darunter einen Grafen, oder vielmehr eine Gräfin (denn wer sieht auf den Grafen, wenn die Gräfin schön ist), die mit ihrer ganzen kleinen Familie und zahlreichen Dienerschaft der Cholera entflohen, und trotz ihres Rangs und Reichthums aus Laune den Eilwagen der Extrapost vorgezogen hatten. Wir weilten nicht lange, und fuhren weiter, doch dießmal anders verpackt in die Nacht hinaus. Ich fand hier wieder einen katholischen Geist-

lichen, der ſehr viel Verſtand und Kenntniſſe verrieth, und mir ein äußerſt klares und überſichtliches Bild von dem gegenwärtigen Zuſtande Böhmens entwarf. Da er ſeine abſolutiſtiſche und ultramontaniſtiſche Geſinnung auf keine Weiſe verhehlte, äußerte er ſich ziemlich unzufrieden über die Stimmung in Böhmen.

Als es Tag wurde, hörte der Regen auf, und ich hatte von dieſem Augenblick an wieder das ſchönſte Reiſewetter. In Salzburg genoß ich noch einmal den Anblick der Gebirge. Auch beſuchte ich das Grabmal des Theophraſtus Paracelſus, der hier nach langer Irrfahrt verſchied.

Welche rührende Ueberraſchung, als ich die Seitencapelle der Kirche, in der er ruht, voll von knieenden Menſchen fand, die vor ſeinem Grabſtein und Bilde, wie vor einem Altar und Heiligenbild, um Abwendung der Cholera beteten! Wie ſchön ſtimmte das in goldenen Buchſtaben eingegrabene Lob des

menſchenfreundlichen Arztes, des ritterlichen Peſtbezwingers, mit der Scene dieſes Augenblickes! Ein ſolcher Augenblick allein iſt im Stande, die lange Verfolgung des verkannten Mannes zu ſühnen. Es war mir, als träte die kräftige Geſtalt des wohlthätigen Alten lebendig aus der Wand hervor, den Hülfeflehenden gütig beizuſtehn.

Als wir des andern Morgens von Salzburg weiter fahren wollten, ereignete ſich eine höchſt komiſche Scene. Es fand ſich nämlich eine neue Reiſegefährtin ein, deren durch Gott weiß was für eine Krankheit, geſchwollene Unterlippe die Größe einer Fauſt hatte, und uns ein anſchauliches Bild von der berühmten, in dieſen Gegenden einheimiſch geweſenen Margareta Maultaſche gab. Wer ſie nicht geſehen hat, kann ſich das Gräßliche dieſer Carricatur nicht vorſtellen. Die ganze Reiſegeſellſchaft brach bei ihrem Anblicke in Convulſionen aus. Nun ſollte ſie aber mitfahren, und es verſteht ſich,

daß keiner mit ihr in Einem Wagen ſitzen wollte. Die Groben fluchten, die Höflichen ſuchten allerlei Ausflüchte, die unglückliche Dame ſelbſt ſetzte ihr ungeheures Mundwerk in Bewegung, um allen zugleich zu antworten; der Conducteur, der Poſtſecretär, die Poſtillone miſchten ſich ebenfalls hinein. Man ſtritt juriſtiſch, und zwar ganz laut vor der Dame, ob Häßlichkeit ein rechtskräftiger Grund zur Ausſchließung vom Poſtwagen ſey. Die Behörde erinnerte achſelzuckend, freilich, freilich, der Fall ſey außerordentlich. Ein Poſtillon ſchrie, er kenne doch eine, die noch häßlicher ſey. Ich bedauerte, daß kein Hogarth dieſe Scene malen konnte, machte ihr aber ein Ende, indem ich mit drei jungen Männern, den luſtigſten in der Geſellſchaft, in einem Extrawagen davonfuhr. So fuhren wir dem Eilwagen voran bis N. N., wo uns die Strafe ereilte. Als wir nämlich ausgeſtiegen waren, fiel uns ein allerliebſtes Mädchen auf, die

bei der Poſt ſtand, und ängſtlich auf Jemand zu warten ſchien. Jeder von uns wünſchte dieſer Jemand zu ſeyn, aber indem wir uns noch an ihrem holden Erröthen weideten, ſchüttelte der zweite Wagen ſeinen Inhalt aus, und ſiehe da, Margareta Maultaſche empfing auf ihren Rieſenlippen den Kuß der liebenswürdigen Kleinen, die, wie wir nun erfuhren, ihre Tochter war. Man denke ſich den triumphirenden Blick der Alten.

Ich hielt mich auf der Rückreiſe nirgends auf, und am Morgen nach der dritten Nacht nahmen die Waldberge Schwabens mich wieder in ihre dunkelgrüne Heimath auf. —

Wenn man von Preußen oder Oeſterreich aus, von den großen ſlaviſch deutſchen Reichen, in das Labyrinth kleiner Staaten des ächtgermaniſchen Kernvolkes gelangt, kann man ſich eines traurigen Gefühles nicht erwehren. Warum dieſer ſchöne kräftige Stamm ſo zerſägt und zerſchnitzelt? Sachſen wurde vom Adel, Franken von den Pfaffen, Schwa-

Schwaben von den Bürgern zerstückelt; Bayern allein hielt zusammen, war aber zu schwach, und außer den monströsen Zwischenreichen im Osten, worin Deutsche und Slaven zusammengekuppelt wurden, rissen noch Frankreich und Dänemark sich des Reiches Speckseiten ab, und Holland und die Schweiz isolirten sich. So sind denn die vier Urstämme deutscher Nation zerschnitten, zerschunden, und nur noch wie ein Verhau zwischen die europäischen Großmächte locker aufgeworfen. Und dennoch hat diese lange tausendjährige Sorgfalt, ein großes Volk aus dem Wege zu räumen, im Wesentlichen nicht viel gefruchtet. Wie die französischen Vandalen Wochen lang an dem Straßburger Münster hämmerten, und seine ungeheure Masse und Felsenfestigkeit siegreich widerstand, so daß sie ihn nur des zierlichen äußeren Schmuckes berauben konnten, so hat auch des deutschen Volkes gute Natur bisher allen Arrondissements und der hundertfachen neuen politischen Be-

bietseintheilung widerstanden. Immer noch ist es ein Volk, mit Einer Sprache, Einer Sitte, Einer Gesinnung.

Dieß hat sich namentlich in jüngster Zeit aufs schlagendste bewährt, und in der Sympathie der ächtgermanischen Stämme von Hannover hinauf bis zum Schwarzwalde liegt der Keim einer künftigen germanischen Reaction gegen alle fremden Einflüsse, eine Reaction, wie die war, welche schon längst in Frankreich das gallisch-lateinische Element gegen das eingedrungene germanische geübt hat.

Nachdem einmal der Rheinbund existirt hat, kann es keine tiefere Erniedrigung der ächtdeutschen Urstämme mehr geben; von da an haben sie angefangen, sich wieder aufzurichten, und der Geist, der sie in neuerer Zeit belebt, wird nie wieder, wenigstens nie auf die Dauer unterdrückt werden können. Fortan wird Alles, was geschieht, der germanischen Emancipation förderlich seyn, Friede und Krieg, Freund und Feind, Liberalismus und

Absolutismus, die Hemmniſſe wie die Hülfsmittel, Alles und Jedes, denn der Natur müſſen alle Kräfte dienen oder unterliegen.

Der Gang der Natur iſt aber langſam, und dem warmen Frühlinge geht mehr als Ein Froſt und Schauer vorher. Man kann nicht aus Oeſterreich kommen und dem unruhvollen Frankreich ſich nähern, ohne daß die ganze Geſchichte der alten Revolution und Coalition dem kummervollen Blicke vorübergeht. Wo, ich frage, wo liegen die Garantien, daß die Tage von Raſtadt ſich nicht erneuern werden? Iſt die deutſche Bundesverfaſſung ein feſteres Band, als es die alte Reichsverfaſſung war? Wird dieſe Fürſtenrepublik individibler ſeyn? oder werden die Völker ſich etwa gegen Frankreich in Harniſch jagen laſſen, wie 1813? Und wenn nicht, wenn Frankreich ſiegt, wenn einige Staaten, wie es bisher immer der Fall war, abfallen, und die Bevölkerung lau oder nur für die Franzoſen warm iſt, wer wird dann hindern, daß die ganze alte Ver-

wirrung wiederkehrt, die auf jenem siebenfach mit Schamlosigkeit umgürteten Rastadter Congresse herrschte, und in die nur das brutale Machtgebot von raubsüchtigen Fremden Einheit brachte? Dann, ihr Franzosenfreunde, freut euch eurer Freunde! und dann, ihr Deutschbündler, preist noch ferner eure Föderativverfassung! Fangt wieder das ganze alte langweilige Gewinsel an, wie damals, und grabt dann wieder die Nibelungen heraus und schaut andächtig durch gemalte Fensterscheiben und tragt lange Haare!

Vierzig Millionen Menschen, das kräftigste, intelligenteste aller Völker, das allen andern Gesetze vorschreiben könnte, ist durch die sonderbarste aller welthistorischen Verkettungen in den Fall gesetzt, als das schwächste und dümmste zu erscheinen und von allen Nachbarn beraubt, mißbraucht und verhöhnt zu werden. Ist das natürlich? Nein! Kann es ewig dauern? Nein!

Schluß-Capitel.

Geometrische Berechnung der Zukunft.

Es sey mir erlaubt, zum Schlusse den Blick von der Gegenwart hinweg in die Zukunft zu richten. Zwar liegt ein dunkler Vorhang davor, und die Meinungen über das, was wohl dahinter verborgen seyn könne, sind sehr verschieden und sehr vage; indeß wenn man von Namen und Zufälligkeiten, Nebensachen und Episoden absieht, läßt sich der eigentliche Inhalt der Zukunft wohl vorausberechnen. Kennen wir nicht die Bedürfnisse der Völker? Kennen wir nicht die vorhandenen und die noch schlummernden Kräfte? Wird der Inhalt der künftigen Weltgeschichte nicht nothwendig durch die Geltendmachung jener Be-

dürfnisse und durch die Entwicklung und den Kampf dieser Kräfte bedingt seyn?

Die menschliche Gesellschaft entwickelt zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verschiedene Kräfte.

In der Harmonie dieser Kräfte besteht der Frieden; aus ihrer Disharmonie entsteht Kampf und Krieg.

Die Disharmonie ist das Uebergewicht der einen Kraft, wodurch die andere in ihrer Entwicklung zurückgehalten wird. Jedes solche Uebergewicht ist unnatürlich, denn die Natur will die Harmonie, und strebt beständig, die Disharmonie zur Harmonie zurückzuführen. Das ist der ganze Inhalt der Weltgeschichte.

Jedes Extrem ist, weil es unnatürlich, auf die Dauer unmöglich. In seiner höchsten Action ruft es die Reaction des gerade entgegengesetzten Extrems hervor, das sich nun seinerseits ebenfalls abnutzt, bis das Gleichgewicht hergestellt ist.

Das völlige Gleichgewicht aller, die menſchliche Geſellſchaft bewegenden Kräfte ſtellt ſich nicht eher her, bis alle möglichen Extreme ſich an einander aufgerieben haben. Der Menſch wird nur durch Erfahrung klug, und durch das Mißlingen ungerechter Plane gerecht, durch die Abnutzung des Uebermaßes gemäßigt. Jedes Extrem iſt nur die einſeitige, ausſchließliche, daher Andern ſchädliche und unnatürliche Geltendmachung eines an ſich natürlichen Bedürfniſſes.

Das jedem Menſchen angeborne in ſeinem Urſprung und Ziele heilige, religiöſe Bedürfniß hat auf dieſe Weiſe zu dem Extreme der verabſcheuungswürdigſten Kirchentyrannei, Intoleranz, Verdammungs- und Verfolgungsſucht geführt.

Der natürliche und nicht genug zu ſchätzende Nationalſtolz hat in ſeinem Extreme zu fluchwürdigen Eroberungs- und Vertilgungskämpfen gegen andere unſchuldige Nationen geführt.

Das von dem Bedürfnisse des Staats überhaupt unzertrennliche Bedürfniß der Staatseinheit hat zu dem Extreme unumschränkter Willkürherrschaft eines Einzigen, zur Despotie und Universalmonarchie geführt.

Das entgegengesetzte, obgleich sehr natürliche, im Zwecke des Staats liegende Bedürfniß des Contrat social, der Theilnahme Aller an der Fassung und Handhabung des Gesetzes, das für Alle gelten soll, hat im Extreme zur allgemeinen Auflösung und zügellosen Anarchie geführt.

Das gleiche Bedürfniß des dinglichen Wohlstandes hat zum Extreme der Geldaristokratie, gegenüber der Armuth, geführt.

Endlich hat das Bedürfniß nach Bildung im Extreme zur gelehrten und Kunst-Aristokratie, gegenüber dem unwissenden und rohen Volke, geführt.

Werfen wir den Blick in die Weltgeschichte zurück, so finden wir, daß alle ihre großen Bewegungen und Veränderungen, die Kriege,

Reformationen und Revolutionen, aus der Disharmonie der genannten Kräfte, aus einseitigen und ausschließlichen Geltendmachungen des einen oder andern Bedürfnisses, aus der Action und Reaction der bezeichneten Extreme entsprungen sind. Da die Bedürfnisse und Kräfte der menschlichen Gesellschaft ihre Natur nicht ändern, werden auch die Ereignisse der Folgezeit an dieselben gebunden seyn. Dabei scheint es aber, daß einige Extreme sich bereits an einander aufgerieben haben, während es andere noch müssen.

Die Geschichte gleicht in ihrem Fortgange der Gebirgskette der Cordilleren. Einige ihrer Vulcane sind schon ausgebrannt und ruhen, andere sind noch in voller Thätigkeit, wieder andere scheinen ihr junges Feuer noch in sich verschlossen zu halten.

Der religiöse Kampf, der die wichtigste Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, scheint jetzt ausgetobt zu haben. Wenn sich auch bei einigen südlichen Völkern noch Fanatismus

findet, so wird derselbe doch schwerlich jemals auf das Schicksal Europa's Einfluß üben. Die jesuitischen Versuche der neuesten Zeit sind an der allgemein verbreiteten Aufklärung und Toleranz gescheitert. Alle Stützen der alten Hierarchie sind nach und nach gebrochen. Der Papst ist seines größten Einflusses beraubt, die Kirche hat den größten Theil ihrer Güter verloren, die Bischöfe sind der weltlichen Macht unterworfen, die Mönchere, der Aberglaube, die Inquisition sind von der gebildeten Welt längst verurtheilt, sogar der Cölibat wird je mehr und mehr angegriffen. Der ganzen katholischen Welt steht eine zweite unblutige Reformation bevor, die früher oder später wahrscheinlich von Frankreich oder vom südlichen Deutschland ausgehen wird. — Bei den Protestanten ist der religiöse Fanatismus noch weit mehr erloschen. Selbst der Pietismus und Mysticismus dürfte, wenn er, wie zu erwarten ist, noch eine Rolle in der Weltgeschichte spielt, alsdann mehr eine politische

als religiöse Tendenz annehmen, und auch dann nur vorübergehend in Fanatismus ausarten. Eine Verbindung puritanischer und republicanischer Sectirerei, ausgehend von der armen Classe, von den Proletairs, wie der St. Simonianismus, wäre in der Folgezeit nicht unmöglich, allein auf die Dauer erträgt die Menschheit eine solche Anstrengung nicht, und religiöse und sittliche Strenge führen zuletzt immer wieder zur Rückkehr der Lebenslust. Somit bietet in religiöser Hinsicht die Zukunft zwei große Chancen dar, eine zweite Reformation der katholischen Kirche, und eine vorübergehende pietistisch-republicanische Sectenherrschaft. Die erste dürfte, je nachdem sie früher oder später eintritt, mehr oder weniger Widerstand im Süden finden; da aber diese Reformation nicht wie die erste auf eine wesentliche innere Glaubensänderung, sondern auf eine mehr äußerliche Umgestaltung der Kirchenverfassung ausgehen wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie mit Klugheit

und Vorbedacht so unblutig als möglich in einem günstigen Momente unternommen werden wird.

Die aufgeklärten Franzosen zeigen hierin schon jetzt viel Tact. Sie schonen den noch fanatisirbaren Süden; sie lassen die Ueberzeugung langsam reifen, sie warten bis die überreife Frucht gleichsam von selbst vom Baume fällt. Daß sie sich dabei von den eigentlichen Protestanten entfernt halten, um deren Ehrgeiz und Proselytenmacherei nicht mit ins Spiel zu bringen, und um nicht das Ansehen zu haben, als wollten sie, wenn sie reformirten, dem Katholicismus ganz entsagen, und nur den Protestantismus sammt seinen, nun auch schon veralteten Mängeln annehmen, ist doppelt klug von ihnen. — An eben diesem Umstande und an der unvertilgbaren guten Laune des menschlichen Geschlechts, die mit der wahren Freiheit nur immer fröhlicher gedeihen muß, wird auch die etwaige Schwärmerei künftiger Sectirer scheitern. Ich bin

innig überzeugt, daß auch im alten Europa geſchehen wird, was in Nordamerica geſchieht, daß nämlich allgemeine Toleranz und freie Religionsübung, bei gleichen bürgerlichen Rechten, jedem auf ſeine Weiſe die Befriedigung ſeines religiöſen Bedürfniſſes gewähren werden. — Gibt es noch Leute, die an eine einige und allgemeine Kirche glauben, die einſt alle Völker umfaſſen werde, ſo haben ſie vielleicht Recht, ſofern ſie dieſes Ideal in eine ferne Zukunft verſetzen. So lange aber nicht neue Wunder geſchehen, und die Menſchen, ſelbſt bei gleicher Geiſtesbildung doch durch Nationalität, Klima, Geſchäft, Temperament und Seelenſtimmung verſchieden bleiben, dürfte auch wohl die ſchöne Mannichfaltigkeit religiöſer Glaubensanſichten und Culte ſich nicht leicht uniformiren laſſen.

Der nationelle Ehrgeiz hat nächſt dem religiöſen Fanatismus bisher in der Weltgeſchichte die größten Schickſalswechſel herbeigeführt. Völkerkriege und Religionskriege neh-

men einen weit größern Raum in der Geschichte ein, als alles Andere, und selbst die Bürgerkriege sind ihnen untergeordnet. Leider können wir nun in Bezug auf den nationellen Fanatismus nicht dieselbe Hoffnung hegen, wie in Bezug auf den religiösen. Erscheint der religiöse ausgebrannt, so glüht der nationelle noch in voller Stärke. Immer allgemeiner verständigen sich die Menschen über den Grundsatz wechselseitiger religiöser Duldung; aber daß eine Nation der andern dieselbe Gerechtigkeit schuldig sey, wollen sie sich noch nicht überreden lassen. Unser sonst so weit vorgeschrittenes Zeitalter lebt hierin noch in tiefer Barbarei. Vor unsern Augen sehen wir unschuldige Völker schlachten, und andere in fremden Fesseln, und kaum wundern wir uns darüber, so sehr sind wir dessen gewohnt. Es ist daher vorauszusehen, daß auch in der Zukunft diese barbarische Mißhandlung einer Nation durch die andere noch lange fortdauern, daß nur

eine Nation mit der andern darin abwechseln wird, und daß vielleicht erst spät, wenn alle ihren Ehrgeiz gebüßt, jenes heilige Völkerrecht in Kraft treten wird, das jetzt der wahre Menschenfreund erst ahnet.

Daß Despoten, die in ihrem eigenen Lande unumschränkt herrschen, auch nach außen erobern und fremde Völker zu Sklaven machen, ist natürlich. Die Geschichte Englands und Frankreichs belehrt uns aber, daß auch freie Staaten in Bezug auf das Ausland dieselbe barbarische Moral haben. Insbesondere ist sich die auswärtige Politik Frankreichs unter allen Wechseln darin immer gleich geblieben. Der legitime Ludwig XIV, die Republik und der Usurpator Napoleon, sie alle haben erobert, und die Rechte der schwächern Nachbarn mit Füßen getreten.

Es gehört etwas viel politische Leichtgläubigkeit dazu, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß die Nationen so bald aufhören werden, einander als Fremde und

Feinde zu behandeln. Weit näher liegt die Furcht vor neuen Störungen des Gleichgewichts, des Scheinfriedens und trügerischen Waffenstillstandes durch die Uebermacht dieser oder jener großen Nation.

Und welcher? Nach der Zerstörung der römischen Herrschaft herrschten die Deutschen von Europa's Herzen aus. Durch Feudalismus und Reformation zerrüttet, verloren sie Einheit und Ansehen, und eine Zeit lang kamen die extremen Nationen in Flor, die sich an Europa's Gränzen vertheilen, wie denn immer, jemehr die Mitte sich indifferenzirt, die Pole sich verstärken. Daher bekamen seit den Zeiten des Kaisers Max die Seestaaten ein auffallendes Uebergewicht über die Binnenstaaten. Nicht nur die Türkei, Spanien, England und Schweden, sondern auch Venedig, Portugal und Holland erlebten eine vorübergehende Periode des Glanzes und der Macht. Nachdem aber diese centrifugale Ausstrahlung der europäischen

ſchen Kraft ihr Aeußerſtes erreicht hatte, begann ſie die Rückkehr zur Mitte, und mit der franzöſiſchen Revolution beginnt aufs neue das Uebergewicht der Binnenſtaaten über die Seeſtaaten. Wie Italien in der Völkerwanderung, Deutſchland in der Reformation ſich desorganiſirt hatten, ſo erſchöpften ſich jene neuen Seeſtaaten durch ihre unnatürliche Anſpannung. Nacheinander verſanken die Türkei, Venedig, Spanien, Portugal, Schweden und Holland in Unmacht, und ſelbſt England erhielt ſich auf ſeiner Höhe nur durch übertriebene Anſtrengungen, in denen der Keim ſeiner künftigen Desorganiſation enthalten iſt. Da nun aber zur Zeit dieſes Verfalls der Seeſtaaten Deutſchland, Europa's Herz, noch nicht ſo weit ſich wieder erholt und geſammelt hat, um den aufgegebenen erſten Rang wieder einzunehmen, ſo haben Frankreich und Rußland auf dem Continente das Uebergewicht erlangt. Sie wurden erſt groß durch den doppelten Ver-

fall einerſeits des großen Binnenſtaats, andererſeits der Seeſtaaten. Ihre Periode iſt nun noch nicht abgelaufen, ſie wird dauern bis zu der Zeit, in welcher Deutſchland ſich verjüngen wird.

Frankreich kann möglicherweiſe ſeine bisherigen Eroberungen noch eine geraume Zeit fortſetzen. Es kommt ihm dabei zu Statten: 1) ſeine phyſiſche Macht gegenüber von erſchöpften oder in ſich getheilten und uneinigen Nationen; 2) das Princip der Freiheit und Civiliſation, das ihm auswärts viele Freunde macht; 3) ſeine Erinnerung, ſein Ehrgeiz, ſein abenteuerlicher Sinn. Wird es durch Angriffe der auswärtigen Autokratie zu Freiheitskämpfen begeiſtert, und ſiegt es, ſo eignet es ſich unfehlbar das linke Rheinufer zu, und frägt nichts nach unſerm gekränkten Nationalgefühle, mag es auch ſein eigenes noch ſo heilig achten.

Rußland wird unter allen Umſtänden ſeine Eroberungen fortſetzen, denn auf der einmal

betretenen Bahn zur Univerſalmonarchie ſteht man nicht mehr ſtille. Geſetzt, es wird auch im Weſten durch franzöſiſche Siege und eine neue Wiederherſtellung Polens, oder ſpäter vielleicht durch eine Verbindung Preußens und Oeſterreichs aufgehalten, ſo wird es um ſo gewiſſer ſeine Waffen nach Oſten tragen, und ſeine Eroberungen in der Türkei, Perſien und den Tartarenländern fortſetzen.

Welcher von beiden Staaten, Frankreich und Rußland, das Uebergewicht behalten mag; oder ob beide ſich (wie unter Napoleon und Alexander im Jahre 1809) in die Weltherrſchaft theilen, immer wird Deutſchland dabei verlieren; es wird neuer Provinzen beraubt, in ſich zerriſſener und vom Ausland abhängiger werden, bis die Mißhandlung von auſſen her vielleicht eine allgemeine Erhebung der Nation herbeiführt. In dieſem Falle iſt es möglich, daß Deutſchland wieder ſehr groß und mächtig wird, allein dann gehen auch wir vielleicht wieder zu weit, und kränken

die Rechte anderer Nationen. Ich bin zwar überzeugt, daß keine Nation in der Welt so empfänglich für Gerechtigkeit und so fähig ist, mit Großmuth das Völkerrecht einzuführen, und zu handhaben, als die deutsche, aber wann wird die Zeit kommen, da eine solche Moral die Leidenschaften überwindet?

Vom nationellen Ehrgeiz und den Eroberungen anderer Nationen ist nichts zu besorgen.

Die Spanier und Portugiesen, Italiener, Dänen, Schweden und Norweger liegen zu tief darnieder, als daß sie nicht mit sich selbst genug zu thun hätten. England ist vom Continente ausgeschlossen, und kann auf demselben nie dauernde Eroberungen machen. Selbst seine Seeherrschaft wird mehr und mehr durch seine eigenen ehemaligen Colonien paralysirt werden. Polen und Ungarn werden in der Mitte zwischen Deutschland und Rußland, wenn auch dereinst vielleicht emancipirt, doch den größern Nachbarn nicht

gefährlich seyn. In der Türkei endlich wird die Herrschaft der eingedrungenen Türken immer mehr der wachsenden Macht der alten Einwohner, Serben und Griechen, weichen müssen, und diese sind zu schwach, um den großen Nationen Europa's Gefahren zu bereiten. —

Das Bedürfniß der Centralisation wird im Innern der Staaten künftig noch eine eben so bedeutende Rolle spielen, wie der nationelle Ehrgeiz und die Eroberungslust nach außen. Es wird sich geltend machen: 1) in den zertheilten oder locker föderirten Ländern, also in Deutschland, Polen, Italien und Südamerica, vielleicht wenigstens in gewissem Maße auch noch in der Schweiz, und 2) unter allen Umständen, wo die Regierung eines Staates besonderer Energie bedarf, also in der Einführung der Dictatur oder in der Ausdehnung der königlichen Prärogative in Kriegszeiten, wie dieß in Frankreich der Fall war. Dann aber ist auch schwer-

lich das Extrem der Despotie zu vermeiden, sollte dasselbe auch nur vorübergehend seyn. Wir werden daher trotz aller Föderationen und Constitutionen, welche die Rechte der Einzelnen wahren, auch in der Zukunft, wie bisher, immer noch in kritischen Zeiten mächtige Gewalthaber auftreten sehen, und nichts ist vager, als der Traum der Demokraten, daß dereinst das Gesetz allein herrschen werde.

Jedoch ist kaum zu zweifeln, daß auch die Despotie je länger je weniger auf die Dauer möglich seyn wird. So nothwendig sie immer wieder eintritt, so bald große Krisen die Gewalt in die Hand eines vorragenden Geistes legen, so gewiß ist auch, daß sie mit jener Krise auch ihr Ende erreichen muß. Der Krieg schafft, der Friede stürzt die Tyrannei. Die Völker reifen immer mehr in der Erkenntniß und praktischen Handhabung ihrer Rechte, um eine dauernde Willkürherrschaft ertragen zu können, und wie sich diese abnützt, hat am klarsten Napoleon bewiesen.

Alſo wird es in Zeiten des Kampfes immer wieder Dictatoren geben, aber ſie werden nicht dauern. —

Eben ſo wird die Demokratie, im Gegenſatze gegen jene Centralgewalt, noch öfter ihre Rechte bis zum Extreme geltend machen. Ob aus religiöſem Fanatismus, wie in der engliſchen Revolution, oder aus politiſchem, wie in der franzöſiſchen, läßt ſich im voraus nicht berechnen; indeß ſcheint es, als ob der Fanatismus, der zu neuen demokratiſchen Stürmen führen würde, ein ökonomiſcher ſeyn würde.

Der Pöbel haßt in neueſter Zeit die Centralgewalt nicht mehr wegen Beſchränkung der Religions- und bürgerlichen Freiheit, ſondern wegen Nahrungsloſigkeit, und jede künftige Demokratie dürfte nicht mehr die religiöſe oder politiſche, ſondern Gleichheit des Vermögens zu ihrem Wahlſpruche machen.

Immer aber kann eine ſolche Desorganiſation der Staatsgewalt und Zurückführung

der Gewalt auf die Urverſammlungen, wodurch jede Demokratie ſich charakteriſirt, nur kurze Dauer haben, weil ſie theils dem dringenden Bedürfniſſe der Staatseinheit, theils dem natürlichen ariſtokratiſchen Hange der Menſchen, und dem ewig unausrottbaren Unterſchiede der Talente und Beſchäftigungen, und des daraus folgenden Vermögensunterſchiedes widerſpricht. —

Am wenigſten vielleicht iſt vom Provincialismus und von dem Kaſtengeiſte der einzelnen Stände und Zünfte zu fürchten, weil dieſe Uebertreibungen in früherer Zeit nur zu nahe liegende Uebel herbeigeführt haben, und jetzt alles weit mehr zur Einheit und Gleichheit, als zur Zerſpaltung und Ungleichheit tendirt. Die künſtliche Ungleichheit der Stände und Corporationen löst ſich mehr und mehr auf. Sie haben die eine Hälfte ihrer Privilegien an den Staat, die andere an die bürgerliche Gleichheit verloren. Die Regierungen geſtatten weder der

Geiſtlichkeit, noch dem Adel, noch den Städten die Führung ihrer alten Waffen, und haben ſie denſelben an vielen Orten ſchon gänzlich entriſſen. Auf der andern Seite macht der Grundſatz der Gleichheit vor dem Geſetze, der gleichen Befähigung zu Staatsämtern, und der Gewerbefreiheit immer reißendere Fortſchritte, und ſo nivelliren ſich die Stände.

Der natürliche Unterſchied der Provinzen dagegen iſt bedeutender als der künſtliche der Stände. Seit Jahrtauſenden hat ſich derſelbe in Deutſchland und Italien in ſeiner ganzen Schroffheit erhalten, und in Süd- und Nordamerica tritt er als das mächtigſte Hinderniß der neuen Staaten-Entwicklung entgegen. Der Politiker ſtößt hier auf ein Naturgeſetz, über das er nicht zu ſchnell aburtheilen darf. Indeß ſind die Nachtheile der provinzionellen Iſolirung allzu augenfällig, als daß nicht früher oder ſpäter überall das Bedürfniß einträte, die Intereſſen der

einzelnen Provinzen mit dem Intereſſe des ganzen Landes in Einklang zu bringen.

Dieſe Iſolirung führt im Extreme zur feindſeligen Abgränzung, zu Bürgerkrieg, Verrath an Fremde, endlich zum Untergange. Dieß ſehen Deutſche und Italiener nach langer Erfahrung wohl ein, und wünſchen Einheit, während die jungen americaniſchen Staaten, die vor äußern Feinden ſicher ſind, das Bedürfniß der Einheit auch weniger fühlen, und mehr zum Föderalismus neigen.

Die nächſten Jahrhunderte werden noch viele Kämpfe ſehen, wobei es ſich um dieſe entgegengeſetzten Intereſſen handelt, und ſie werden in der Regel in den Zwiſchenperioden zwiſchen allgemeinen Kriegen eintreten, da ſie ihrer Natur nach nur bürgerliche Kämpfe ſind. —

Die politiſche Ariſtokratie iſt in allen Formen abgenutzt, mit einziger Ausnahme der aus dem Geldreichthum entſpringenden Ariſtokratie, die jedoch immer nur zufällig

zugleich eine politiſche iſt. Das aus dem Alterthum entlehnte Patriciat in ſtädtiſchen Republiken, wie Venedig und Bern, hat ſich überlebt, iſt gleichſam mehr eines natürlichen als gewaltſamen Todes geſtorben, und dürfte nie und nirgends wiederkehren. Die aus dem Mittelalter entlehnte Ariſtokratie der großen Landbeſitzer, des Magnatenadels iſt ebenfalls, wenn nicht überall zerſtört, doch in den Hintergrund geſchoben. In Polen hat ſie den Ruin des Landes herbeigeführt, in Frankreich wurde ſie durch die Revolution ausgerottet, in England hat ſie ſich längſt mit dem demokratiſchen Princip verglichen, und in allen übrigen Ländern hat ſie dem monarchiſchen ſich unterwerfen müſſen, iſt der alte unabhängige Landadel entweder ein abhängiger Hof- und Beamten-Adel, oder aber von dieſem an Anſehen übertroffen und zurückgeſetzt worden, wie dieß letztere in Rußland der Fall iſt.

Ueberall iſt der Adel entweder auf eine

übermächtige Demokratie, oder auf eine übermächtige Monarchie geſtoßen, und hat ihne weichen müſſen. Es ſcheint ihm nun auch nichts weiter übrig zu bleiben, als vollends unterzugehn. Geſetzt, er verſuchte irgendwo eine Reaction, ſo könnte dieſelbe nur vorübergehend ſeyn, und würde zuletzt immer nur zum Vortheile der Demokratie ausſchlagen. Gegen die letztere wehrt ſich der Adel vergeblich, wie Frankreich und England hinlänglich beweiſen; gegen die Monarchie dagegen kann in gewiſſen Fällen der Widerſtand des Adels rüſſiren, wenn nämlich die Monarchie entweder zur Deſpotie ausartet, oder ſich der Fremden gegen die Einheimiſchen bedient, und der Adel in dieſem Falle mit dem Volke vereinigt, die Freiheit und das Vaterland vertheidigt. Allein in dieſem Falle würde der Adel nichts für ſich, ſondern alles nur für das Volk gewinnen. Wenn der poliniſche Adel in der letzten Revolution geſiegt hätte, würde er nur zu bald ſein Anſehen mit dem

Volke haben theilen, und es endlich dem Volke ganz haben abtreten müſſen. Wenn je in Rußland eine ariſtokratiſche und nationelle Reaction gegen den Hof und die Fremden erfolgt, ſo wird ſie unmittelbar den Uebergang bilden zu einer Emancipation der Bauern. Der Adel kann nichts mehr durch ſich allein, alſo auch nichts mehr für ſich allein thun, ſondern alles nur durch das Volk und für das Volk.

Anders verhält es ſich mit dem Adel der Aemter und Titel. Um dieſen bewirbt ſich jetzt alles, dieſer erſetzt jetzt mit Ordensbändern und Soldcumulus die Wappen und Ahnen, und er dürfte noch lange als Beſtechungs- und Bezauberungsmittel der Menge den Machthabern dienen; allein indem die ganze Auszeichnung dieſes Adels eben nur in der Livree des Deſpotismus beſteht, iſt er nichts weniger als ariſtokratiſch, und hat keine politiſche Bedeutung für ſich, ſondern nur als Werk- und Spiel-Zeug des Deſpotismus.

Seine Schickſale werden daher auch immer an die des Deſpotismus geknüpft ſeyn. Jede Aufwallung des demokratiſchen Geiſtes gegen die Tyrannei, wird auch jene Puppen zerbrechen, wie dieß in der franzöſiſchen Revolution geſchah, und jeder neue Uſurpator wird die glänzenden Spielſachen wieder einführen, und ſeine Sklaven wieder mit Gold bedecken, wie dieß unter Napoleon geſchah. —

Die gelehrte Ariſtokratie hat zwar keinen großen Einfluß auf die Politik, aber doch auf die Cultur, und dadurch wenigſtens mittelbar auch auf die Politik. Wir können uns nicht verbergen, daß in Europa, in Bezug auf geiſtige Cultur die Bevölkerung hin und wieder in eben ſo ſchroffe Gegenſätze ſich trennt, wie in Indien der Bramine ſich vom Paria unterſcheidet. Eine kleine wiſſenſchaftlich und äſthetiſch gebildete Minderzahl ſtellt eine geiſtige Ariſtokratie mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Laſtern der Ariſtokratie dar, während die größere Mehrzahl des unge-

bildeten Volkes unwiſſend, geſchmacklos, roh, in geiſtiger Hinſicht noch weit mehr als in phyſiſcher, Pöbel iſt. Ueberbildung, Dünkel und Verkehrtheit zeigen ſich auf jener ariſtokratiſchen, thieriſcher Stumpfſinn, oder der crudeſte Geſchmack auf dieſer plebejiſchen Seite.

Dieß iſt aber ein Mißverhältniß, das wohl nicht immer dauern kann. Wir bemerken, daß die größten Ausſchweifungen der Gelehrſamkeit und Kunſt auch immer mit politiſchen Extremen zuſammenhängen, während eine gemäßigte und allgemeine Freiheit allemal auch die Bildung nivellirt. Griechenland war am gebildetſten und hatte ſeine größten Schriftſteller und Künſtler zu der Zeit, da es am freieſten war; eben ſo Rom, ja ſogar die Glanzperioden der orientaliſchen Literatur und Kunſt knüpften ſich an die Regierungsjahre der beſſern Fürſten an. — In Frankreich überließen ſich die Geiſter unter Ludwig XIV und XV den größten ariſtokratiſchen, und in

der Revolution den größten demokratiſchen Ausſchweifungen; daſſelbe geſchah in England, dieſes unter Cromwell, jenes unter Karl II. Aber die Liederlichkeit und der Atheismus der vornehmen Geiſter, ſo wie die Schwärmereien und der Sectengeiſt der Anarchiſten hörten auf, als die Freiheit ſich conſolidirte, und gegenwärtig herrſcht in der engliſchen wie in der franzöſiſchen Literatur ein anſtändiges Maaß, eine Vermeidung der Extreme, der Ueberbildung, des Unverſtändigen, des Rohen wie des Seichten, ein Streben geiſtreich zu ſeyn, aber populär, und populär zu ſeyn, aber geiſtreich. Daher wird durch dieſe Literatur die Bildung der höhern Claſſen den niedern zugänglich, und in dem Maaße weiter nach unten verbreitet, als dieſe Bildung nach oben nicht mehr den ariſtokratiſchen Capricen huldigt.

In Deutſchland iſt es noch nicht ſo weit gekommen. Hier ſteht die gelehrte Kaſte noch immer der rohen Menge ziemlich ſchroff gegenüber,

über, und während die englischen und französischen Schriften fast jedem Engländer und Franzosen, der nur irgend lesen kann, verständlich sind, erscheinen jährlich in Deutschland noch immer eine Menge Bücher, deren minutiöser oder extravaganter Inhalt und deren affectirte Kunstsprache sie selbst den Gebildeten unzugänglich und nur für einen kleinen Kreis von Schulverwandten interessant macht. Auf der andern Seite schreiben wieder unsere Mode- und Pöbel-Schriftsteller Bücher, deren Gemeinheit und Seichtigkeit nur in Deutschland Glück machen kann, von dem kräftigen Geiste und reifern Urtheile der Engländer und Franzosen aber unfehlbar zurückgewiesen werden würde. Die philologischen und historischen Specialitäten, Citate und Noten, womit unsere deutschen Gelehrten die Literatur überschütten, die unsinnigen philosophischen und politischen Systeme, worin sie ihre Thatenlosigkeit, ihren Müßiggang, ihren Mangel an Erfahrung, ihre Phanta-

stereien aus Langerweile, ihre noch immer kindische Sentimentalität und ihre beim Mangel männlicher Würde weibische Eitelkeit zur Schau tragen, endlich unsere sogenannte Unterhaltungsliteratur, worin alle unsere Nationalkrankheiten in eine monströse Wassersucht übergehen; alle diese Erscheinungen sind nur Folgen unseres unnatürlichen politischen Zustandes, und werden früher oder später aufhören.

Unsere überbildeten Geister werden zur Natur, zur Vernunft und zum rechten Maaße der Dinge zurückkehren, und unser unnatürlich in Rohheit zurückgehaltenes oder mit Vorurtheilen vollgepfropftes, aber der wahren Bildung mehr als irgend ein anderes fähiges Volk wird sich herausbilden und je mehr und mehr geistig emancipiren. Die großen Talente der Nation werden früher oder später einmal zum Handeln berufen werden, und nicht immer zu einsamen gelehrten Beschäftigungen und öder Phantasterei verdammt blei-

ben, und das Volk wird sich nicht immer mit unbegreiflicher Geduld die Narrheiten und Schamlosigkeiten der Schriftsteller und der Bücher aufschwatzen lassen, wie bisher, sondern seinen Weisen wie seinen Spaßmachern Maaß und Schranken setzen. Es ist vorauszusehen, daß in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, wie überall, die gelehrte und Kunstaristokratie je mehr und mehr ihre Einseitigkeit, ihre Ausschließlichkeit, ihren Luxus, ihre Ausschweifungen, ihre Spielereien, ihre unvernünftigen Vorurtheile und schädlichen Lehren wird aufgeben müssen, und daß dagegen die unwissende und rohe, noch im Aberglauben und alter Barbarei, oder in neuen Lastern und verkehrten Begriffen versunkene Menge dem Lichte der Vernunft entgegenreifen wird, und daß demnach der Gelehrte und Künstler immer volksthümlicher, populärer, das Volk immer gebildeter und geschmackvoller werden wird. Kunst und Literatur, nicht mehr von der Hofgunst oder von einzelnen

Schulen und Secten abhängig, werden, im Geiſt und Leben der Nation wurzelnd, auch weit beſſer gedeihen. —

An die Geldariſtokratie werden ſich wahrſcheinlich ſehr wichtige Fragen der Zukunft knüpfen. Sie iſt die allein mögliche, aber auch die unvermeidliche Ariſtokratie der Zukunft. Sie beruht nicht auf dem Glauben, wie der Geburtsadel, ſondern auf der Wirklichkeit, und ſie iſt nicht von der Regierung abhängig, wie der Beamtenadel. Sie hat alſo zu allen Zeiten eine wirkliche, ſchnell und leicht zu handhabende Macht, und ſie kann ſich dieſer Macht, trotz des Staats, ja gegen den Staat bedienen. Am wichtigſten aber iſt der Umſtand, daß man ſie durch keinen Machtſpruch, durch kein Geſetz, durch keinen 4 Auguſt vernichten kann, denn nichts iſt elaſtiſcher, wie das Geld; kaum iſt es hier weggeſchoben, fließt es dort wieder zuſammen. Dieſelben bürgerlichen Garantien, welche die perſönliche Freiheit, das Vermö-

gen, die freie Concurrenz der Gewerbe und des Handels ſichern, ſichern auch dem Talent und Glück die Mittel der Bereicherung. Gerade je freier eine Nation wird, um ſo mehr wird alles Vermögen beweglich, und durch ſeine Beweglichkeit dem raſchen Wechſel der Ebbe und Fluth unterworfen. Nun erzeugt aber die Anhäufung des Vermögens auf einer Seite eine eben ſo groſſe Armuth auf der andern, und dieſer Gegenſatz erſcheint beim beweglichen Gut noch weit gröſſer als beim unbeweglichen. Gehn auf einen Landariſtokraten hundert Leibeigene, ſo gehn auf einen reichen Bankier oder Fabrikherrn 1000 Proletärs. Dieß läſt ſich nicht verbergen, und daher dürfte dereinſt eine Reaction gegen die Geldariſtokratie eintreten, die noch weit furchtbarer ſeyn wird, als die frühere gegen die Landariſtokratie, theils weil die Noth wirklich gröſſer iſt, theils weil es ſich dabei nicht zugleich um politiſche Rechte, ſondern um das Geld allein, nicht um eine Revo-

lution, ſondern um Raub handelt. Aber auch ein Raub iſt nichts Andres, als ein Wechſel der Beſitzer. Die allzugroße Ungleichheit des Vermögens, der grelle Gegenſatz von ungeheurem Reichthum und ungeheurer Armuth läßt ſich nicht durch Raub und Wechſel der Beſitzer aufheben; um die Quelle dieſes Uebels zu verſtopfen, bedarf es ganz andere Maßregeln. Eine ſolche haben zuerſt die St. Simonianer entdeckt, und, wie ich ſchon in einem frühern Capitel bemerkte, ſcheint denſelben in der Zukunft eine bedeutende Rolle vorbehalten zu ſeyn, ſofern die Nothwendigkeit einer Ausgleichung des Vermögens und die Furcht vor Hunger die künftigen Jahrhunderte und Jahrtauſende weit mehr beſchäftigen werden, als die Ausgleichung der Rechte und die Furcht vor dem Deſpotismus.

Das wären nun Chancen genug für die Zukunft. Aber wird die Rechnung nicht trügen? Werden ſich nicht unvorhergeſehene

Wunder ereignen? Wird die nüchterne prosaische Wahrscheinlichkeits-Rechnung der Erfahrung, oder werden die poetischen Visionen der Apokalyptiker Recht behalten? Das werden wir bald sehen, denn der ehrwürdige Johann Albrecht Bengel sagt uns in seiner erklärten Offenbarung Johannis, daß die Katastrophe ganz nahe ist. Ihm zufolge wird schon im Jahre 1834 das Thier aus dem Abgrunde steigen, und grimmer als jemals wüthen, im Jahre 1836 aber wieder vertilgt werden, und für immer untergehn. Im Jahre 1836 wird seyn das Ende der vielen Könige, die Vollendung der Worte Gottes und seines Geheimnisses, der Untergang des Thiers, tausendjährige Gefangenschaft des Satans. Hierauf wird Satan noch auf eine kurze Frist losgelassen, und dann fangen die tausend Jahre an, in welchen die Heiligen regieren. Darin wird es, wie es scheint, sehr republicanisch und einfach zugehen. „Die Heiligen, sagt Bengel, werden auch im Glau-

ben, aber nicht im Schauen wandeln, ſie werden Pilgrime, aber noch nicht einheimiſch ſeyn. Die ſämmtliche Gemeinde Chriſti wird bleiben wie zuvor. Es wird Böſewichter geben bis ans Ende der Welt. Aber das Geſetz wird regieren. Es wird noch Regenten und Obrigkeiten geben, aber ſie werden mit ihren Unterthanen als mit Brüdern umgehen. Es wird bleiben der Eheſtand, der Feldbau und andere rechtmäßige Arbeit, ohne dasjenige, was menſchlicher Fürwitz, Pracht und Schwelgerei daneben eingeführt hat. Jedoch wird, fügt er ſchelmiſch lächelnd hinzu, jedoch wird die Creatur noch nicht gar von der Eitelkeit befreit ſeyn, und es wird noch nicht der neue Himmel und die neue Erde ſeyn."

In Sachen der Kirche.

Neujahrsbetrachtungen

von

Wolfgang Menzel.

(Aus dem Literaturblatt beſonders abgedruckt.)

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1845.

Sorgenvoll, doch nicht muthlos ſieht der Vaterlandsfreund der Sonne des neuen Jahres entgegen. Sorgen muß ihm die wachſende Zwietracht der Geiſter im Vaterlande wecken, Muth aber gibt ihm das durch eine zweitauſendjährige Geſchichte gerechtfertigte Vertrauen auf einen unverwüſtlichen Kern im deutſchen Volke, und auf eine Vorſehung, die den Parteien unbewußt auch Böſes zum Guten lenkt.

Verſetzen wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, in die Zeit, in welcher das deutſche Volk am tiefſten geſunken, ſeiner wichtigſten Grenzländer beraubt, in verderbliche innere Kriege verwickelt und ſeiner alten Einheit, Macht und Größe, ſeiner Nationalehre, ja ſeiner Sprache ſelbſt vergeſſen war, ſo drängt ſich uns die Thatſache auf, daß es die proteſtantiſche Preſſe geweſen, welche zuerſt wieder ein Band geiſtiger Einheit um die getrennten deutſchen Stämme wand und zuerſt wieder den Sinn für die Nationalehre weckte. Die Höfe und der Adel ſprachen nur franzöſiſch, das Theater war ganz auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet. Auf den Univerſitäten herrſchte eine unleidliche lateiniſche Pedanterei neben einer ſteifen Koketterie mit franzöſiſcher Freigeiſterei. Da begann in der von den Univerſitäten unabhängigen proteſtantiſchen und zunächſt, wie man es damals nannte,

ſchönwiſſenſchaftlichen Preſſe die große Emancipation des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Sprache von jenem alten Schulpedantismus und von der neuen Gallomanie. In wenigen Jahrzehnten erlangte die deutſche Sprache durch ausgezeichnete Dichter und Proſaiſten eine Ausbildung, wie man ſich dieſelbe nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr hätte träumen laſſen. Stolz nahm die neue deutſche Literatur neben der franzöſiſchen und engliſchen Platz und wies die bisherige Bevormundung des Auslandes in allen geiſtigen Gebieten von ſich. Zugleich aber überſchwemmte ſie Deutſchland mit einer Menge von Ideen und Kenntniſſen, die nun ein geiſtiges Gemeingut Aller wurden; während bei der frühern Iſolirung der Konfeſſionen und Provinzen kaum Einer vom Andern gewußt hatte. Dieſer Aufſchwung des deutſchen Geiſtes erfolgte ohne Impuls von außen, war vielmehr geradezu gegen die Einwirkungen von außen gerichtet. Er erfolgte ohne die Theilnahme und Unterſtützung der Höfe. Von den großen Genies, die damals die Preſſe beherrſchten, ſind einige beinahe verhungert und blieben die meiſten in ärmlichen Verhältniſſen. Dieſer Aufſchwung des deutſchen Geiſtes ging einzig und allein aus der innern Triebkraft der Nation hervor. Doch war er weſentlich bedingt durch die ihm lange vorangegangene Reformation. Es war eine geiſtige Flora, die nur auf proteſtantiſchem Boden wachſen konnte. Unter dieſem Boden iſt indeß nicht das zu verſtehen, was man jetzt die „proteſtantiſche freie Forſchung“ zu nennen pflegt, denn davon war damals noch keine Rede. Im Gegentheil war in Deutſchland, wie in England, die proteſtantiſche Kirche viel ſtrenger, als die katholiſche, und duldete in ihrem Gebiete nicht, was Voltaire ungefährdet ein halbes Jahr-

hundert hindurch im katholiſchen Frankreich wagen durfte. Der proteſtantiſche Boden, auf welchem jene geiſtige Flora gedieh, war das durch die Reformation gereinigte ſittliche Bewußtſeyn der germaniſchen Stämme. Zu dieſem Adel und zu dieſer Grazie der Sittlichkeit konnten ſich katholiſche Schriftſteller, welche durch die Schule der Jeſuiten gegangen waren, nie erheben. Der große Aufſchwung des deutſchen Geiſtes war daher nicht blos ein nationaler im Gegenſatz gegen die frühere Bevormundung des deutſchen Geiſtes durch den lateiniſchen und franzöſiſchen, ſondern zugleich auch ein ſittlicher im Gegenſatz gegen die alte Korruption in der von Jeſuiten geleiteten Welt und gegen die neue Korruption des franzöſiſchen Atheismus und der Obſcönität, mit welcher die Philoſophen und Dichter Frankreichs die germaniſche Welt inficirten. So erklärt ſich denn auch die Reaktion gegen den Illuminatismus im katholiſchen Süddeutſchland von Seiten der Freimaurerei im proteſtantiſchen Norddeutſchland.

Man muß dieſen Unterſchied feſthalten. Es iſt gar zu gewöhnlich in neuſter Zeit zu hören, mit jenem Aufſchwung des deutſchen Geiſtes habe die Emancipation von all und jeder Autorität begonnen, die jetzt zu voller, alles mit ſich fortreißender Strömung gediehen ſey, und jene erſten Beweger der proteſtantiſchen Preſſe hätten nichts anderes voraus geahnt und gewollt, als die gänzliche Befreiung der Wiſſenſchaft vom Glauben und des Talents vom Sittengeſetz. Wir beſtreiten dieſe Behauptung durchaus. Der Aufſchwung des deutſchen Geiſtes in der proteſtantiſchen Preſſe begann mit der Reaktion eines frommen und ſittlichen Ernſtes gegen den Atheismus und die Demoraliſation der Franzoſen; mit einer Reaktion des geſund

gebliebenen Mittelſtandes gegen die Korruption der Höfe und des Adels. Deßhalb ging ſie auch von der Schweiz und von den Reichsſtädten aus, die am wenigſten durch höfiſche Sitte verdorben waren, von Albrecht von Haller und Klopſtock. Gellert, der Göttinger Hainbund, wirkten im nämlichen Sinne. Leſſing, obgleich glaubensfeindlich, war doch ſtreng ſittlich und patriotiſch und offenbarte mehr als ein Anderer die Energie, deren der deutſche Geiſt fähig iſt, auch da, wo ihn nichts unterſtützt. Welche Ehre für Leſſing, daß er ohne alle Hülfe oder auch nur Anerkennung von Seiten der Höfe und Univerſitäten doch dem Reich der franzöſiſchen Mode in der deutſchen Literatur ein Ende machen konnte! Schlich ſich nun auch mit Wieland und Goethe die franzöſiſche Frivolität wieder bei uns ein, ſo erhielt ſie doch in dieſen vielſeitigen Männern ſelbſt ſchon ein Gegengewicht des würdigen und deutſchen Ernſtes, der ſie unſchädlicher machte, und der vorherrſchende Geiſt der proteſtantiſchen Literatur blieb ein ſittlicher. Die allgemeinſte Achtung und Liebe der Nation konnte ſich nur ein ſo ſittlicher Dichter, wie Schiller, erwerben. Derſelbe ſittliche Geiſt waltete in der Geſchichtſchreibung und in der Philoſophie. Kant erhob das Sittengeſetz ſogar an die höchſte Stelle und wußte, wenn er von Gott abſtrahiren ſollte, nichts Geringeres an ſeine Stelle zu ſetzen, als dieſes in der deutſchen Natur ſo tief wurzelnde Geſetz. Neben dieſer immer etwas ſtoiſchen Ethik behauptete aber auch das Bedürfniß gläubiger Gemüther ſein volles Recht in der Literatur. Es fehlte der proteſtantiſchen Preſſe ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht an ſehr einflußreichen und beliebten Predigern und geiſtlichen Dichtern, ja von dieſer proteſtantiſchen Preſſe iſt auch die Wieder-

erweckung der romantiſchen Poeſie ausgegangen, die jetzt gegen den Proteſtantismus feindlich umgekehrt wird. Die romantiſche Poeſie ging eben ſo ſehr aus deutſchem Geiſte hervor, wie die frühere ſeit Haller und Klopſtock mehr in antiken oder engliſchen Formen ſich bewegende. Sie war gegen die franzöſiſche Revolution gerichtet, wie jene frühere gegen die Philoſophie und den Geſchmack am Hofe Ludwigs XV. Sie brachte zu der Strenge des germaniſchen Sittengeſetzes noch die Gluth des deutſchen Herzens, den religiöſen Tiefſinn und den Zauber einer reichen Phantaſie hinzu. Sie neigte allerdings zum Katholicismus, aber zu einem andern, als ihn die Jeſuiten in den letzten Jahrhunderten in geſchmackloſen Kirchenbauten, in der Zerſtörung aller gothiſchen Kunſtdenkmale, in der laxen Moral und in dem aller Kindlichkeit und Naivetät des Gemüthes ſo tödtlichen Raffinement gehandhabt hatten. Dieſe von der proteſtantiſchen Preſſe ausgegangene Romantik führt nicht in die moderne Peterskirche, ſondern in die alten gothiſchen Dome zurück, und ſtellt jene ehrwürdige Symbolik wieder her, welche wir noch überall in den Kirchen finden, wo Lutheraner predigen, aber nirgends mehr da, wo Jeſuiten mit ihrem Einfluß hindrangen. Im proteſtantiſchen Thüringen findet man die alten Heiligenbilder noch, nicht mehr im katholiſchen Franken. Im proteſtantiſchen Niederſchwaben findet man alle Kirchen damit angefüllt; im katholiſchen Oberſchwaben hat ſie der jeſuitiſche Beſen rein weggekehrt. Nur in Deutſchland konnte die Liebe zum Mittelalter in der romantiſchen Poeſie ſich wiederentzünden, nicht in Rom, wo man nur uralte Ruinen der heidniſchen Zeit und neuen Jeſuitenſtyl, aber nichts vom Mittelalter ſieht.

Man darf die romantische Richtung unter den Protestanten in jeder Beziehung als eine Appellation von dem uns im Verlauf der Zeit aufgedrungnen fremden, und namentlich irreligiösen und unsittlichen Einfluß an das alte unverfälschte deutsche Gemüth, an den echten deutschen Geist und Geschmack, so wie an die Zeit der Einheit und Größe Deutschlands betrachten. Wäre diese Richtung die herrschende geblieben, wären ihr die katholischen Sympathien entgegengekommen, so könnte man sich als möglich denken, daß der konfessionelle Streit eine friedlichere Lösung gefunden hätte.

Wir führen diese Momente nur an, um darzuthun, daß die protestantische Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keineswegs die Aufgabe verfolgte, den Geist von all und jeder Autorität, die Wissenschaft vom Glauben und das Talent vom Sittengesetz zu emancipiren und die Nation von ihrem historischen Boden loszureißen; daß sie vielmehr ihren ersten großen Aufschwung nahm, indem sie den französischen Atheismus bekämpfte, und ihre schönste Blüthe erlebte, indem sie in die großen Erinnerungen des deutschen Mittelalters zurückgriff.

Jedermann weiß, daß die protestantische Presse in der angedeuteten Weise, ihren Geist schöpfend aus der Tiefe deutscher Nationalität und im Gegensatz gegen fremden undeutschen Geist und Geschmack, einen unbestrittenen Sieg erfocht und hohen Ruhm erlangte. Der finstere Schatten des Jesuitismus floh im Süden vor ihrem gesunden lebensvollen Jünglingsangesicht zurück, wie die häßliche Maske Voltaires im Westen. Das katholische Deutschland nahm freudig Antheil an der Bewegung. Zuerst drangen die „deutschen Klassiker" in die Gegenden ein, wo bisher

Jeſuiten die deutſche Jugend in elendem Latein zugeſchult hatten. Dann regten ſich ſympathetiſche Talente und eine Menge katholiſcher Dichter und Denker begannen mit den proteſtantiſchen wetteifernd, den gemeinſamen Schatz nationaler Geiſtesarbeit zu vermehren. Und wenn die rohere Erziehung der damaligen Katholiken und die Anſteckung mit Voltairiſchen Ideen bei den Illuminaten in Bayern und Joſephiniſchen Reformers in Wien in Gemeinheiten ausſchweifte, war es gerade wieder die edlere Geſittung und das feinere religiöſe Gefühl der proteſtantiſchen Preſſe, welches die Weishaupt und Blumauer niederhielt. Nachdem endlich das gemeinſame Unglück der Deutſchen in den Kriegen gegen Napoleon die längſt im Geiſte verbundenen proteſtantiſchen und katholiſchen Stämme unſres großen Vaterlandes zum erſtenmale auch wieder politiſch vereinigte und wir alle zumal das Joch Napoleons zerbrachen, ſchien die geiſtige Verbindung eine heilige Weihe durch das von ſo vielen Waffenbrüdern auf demſelben Feld der Ehre vergoſſene Blut empfangen zu haben und für lange Jahrhunderte geſichert zu ſeyn.

Was iſt nun aber aus dieſen ſchönen Hoffnungen geworden? Und in welcher Lage befindet ſich heute die proteſtantiſche Preſſe, von der ein ſo großer Aufſchwung des deutſchen Geiſtes ausgegangen war und die dem Ausland ein ſo ſiegfrohes Angeſicht gezeigt hatte?

Der proteſtantiſchen Preſſe hat ſich eine neue jeſuitiſche im feindſeligſten Haſſe gegenübergeſtellt und die Nation, ſoweit es die Preſſe vermag, in zwei Lager getheilt. In dieſer neuen Preſſe ſind alle Anſprüche, die einſt Bellarmin und Canſius machten, wieder aufgelebt. Der Jeſuitismus, den man ſeit 1773 für immer abgeſtorben wähnte, iſt nicht

nur formell ſeit 1814 wiederhergeſtellt, ſondern hat auch im letzten Jahrzehent auf deutſchem Boden unermeßliche Eroberungen gemacht und eine Preſſe gegründet, deren Werke faſt ſogar ſchon numeriſch denen der proteſtantiſchen Preſſe das Gleichgewicht halten. Und ſie hat den Vortheil der Offenſive und des in der Neuheit und Ueberraſchung liegenden Reizes. Ihre talentvollſten Organe aber erklären feierlich und wiederholen unaufhörlich, jene Flora des proteſtantiſchen Geiſtes, welche wir oben rühmten, ſey nur eine paraſitiſche Vegetation in der Nacht des Irrthums, gleich Pilzen im tiefſten Schatten und gleich unterirdiſchen Schwämmen aufgedunſen; in allen jenen Dichtern, Philoſophen, Hiſtorikern und Naturforſchern walte der verneinende Geiſt, wirke der unſelige Abfall von der Kirche ſeit der Reformation fort und ſelbſt ihr vorgeblicher Patriotismus ſey Verrath am Vaterlande, weil Deutſchland einzig und allein wieder einig werden könne in der Einheit der römiſchen Kirche. Ueber den ſieben Hügeln ſtrahle die Sonne, in deren Beleuchtung allein Einigung für uns zu finden ſey. Dahin müßten alle Deutſche ihr Angeſicht wenden.

Die Romantik der Proteſtanten wird unter dieſen Umſtänden nur als Puſeyismus betrachtet. Sie ſey eine Brücke geweſen, um zum Jeſuitismus zurückzuführen. Ihr poetiſcher Zauber, das Heimathliche, Anmuthende, das in ihr liegt, wird wieder in derſelben ſtieren Politik überſehen, wie einſt die gothiſchen Bildwerke in den Kirchen gerade am unbarmherzigſten von den Jeſuiten zerſtört wurden. Wir ſind ein Volk. Wir waren nach Austobung der konfeſſionellen Leidenſchaften im 30jährigen Kriege und nach der Beſchwichtigung der ſcholaſtiſchen

Zänkereien auf den Universitäten in dem glücklichen Falle, wechselseitig das Gute, das bei jedem iſt, anzuerkennen. Die Katholiken haben das in der joſephiniſchen, die Proteſtanten in der romantiſchen Richtung bethätigt. Es kam ſogar ſo weit, daß Katholiken in Reformationsideen viel weiter gingen als Proteſtanten, und dieſe weiter in Reſtaurationsideen als jene; daß ſie einander in der entgegenkommenden Begegnung faſt überſtürzten und wechſelſeitig im Liebeeifer corrigiren mußten. Aber all dieſe ſo natürlichen Sympathien unter den Söhnen eines und deſſelben Volksſtammes ſollen auf einmal wieder verſchwinden. Man will nicht zugeben, daß je welche möglich geweſen ſeyen. In ſtarrſter Entfremdung, in bitterſtem Haſſe ſollen ſich wieder beide Konfeſſionen entgegen ſtehen. Es iſt wahr, daß gemeine Schreier unter den Proteſtanten eben ſo gehäſſig gegen die Katholiken verfahren; allein dieß rechtfertigt eine ſo unbedingte Reciprocität nicht.

Kaum das geringſte Gute, was im Proteſtantismus iſt, wird von dieſer Seite anerkannt. Man macht den Haß durch Gegenſeitigkeit unverſöhnlich. Auch in die Vergangenheit greift der Haß zurück. Man verfälſcht die Geſchichte und macht aus dem großen Entwicklungsgange des deutſchen Lebens in ſeinen mannigfaltigen Schöpfungen und Schickſalen, eine bloße Fortſetzung der römiſchen Geſchichte. Die neuen jeſuitiſchen Geſchichtſchreiber haben nur das Intereſſe der Curie im Auge. So weit dieſe herrſchte, ſehen ſie das Lichtreich, wo ſie Widerſtand fand, beginnt das Reich der Finſterniß. Was nun auch deutſche Kaiſer, Helden und Denker für den Entwickelungsgang des deutſchen Lebens Großes gethan haben mögen, ſofern ſie dem Papſt nicht unbedingt gehorchten, werden ſie als Ruchloſe

bezeichnet und in die Verdammniß geworfen. Der italieniſche Standpunkt herrſcht ſchon bei einem Dutzend namhafter deutſcher Hiſtoriker entſchieden vor. Es iſt, als ob die letzten Zeiten kommen wollten und der Engel der Verdammniß ſchüttete ſeine Schaale aus über ein Drittheil alles deſſen, was unter der Sonne iſt. Ein Drittheil unſrer Geſchichte wird auf einmal pechſchwarz, wie wenn ein ruſſiſcher Cenſor mit breitem Pinſel ſie durchſtrichen hätte. Was wir als die Geſammtentwicklung einer und derſelben Nation zu betrachten gewohnt waren, das ſollen wir jetzt als eine Zweiheit ſo unvereinbarer Gegenſätze wie Tag und Nacht anſehen. Odin in ſeiner herrlichen Walhalla kann Niemand mehr aufnehmen, deſſen Namen die jeſuitiſche Cenſur nicht paſſirt, und wenn er auch Deutſchlands größter Kaiſer, Held oder Denker geweſen wäre.

Schlimmer noch, als dieſe Ungerechtigkeit gegen Deutſchlands große Todte, iſt die Verdammung der Lebenden, die nicht bloß vorleuchtende Gegner, ſondern ganze Volksſtämme trifft. Es iſt in den Journalen unter jeſuitiſchem Einfluß eine ganz beſonders beliebte und oft wiederkehrende Phraſe, der Proteſtantismus ſey hauptſächlich Sache derjenigen Stämme, die aus einer Miſchung des deutſchen und ſlaviſchen Blutes entſtanden ſind, und die man deßhalb als Baſtarde an Charakter und Geiſt zu verleumden trachtet. Abgeſehen davon, daß die Reformation bei den älteſten und echteſten deutſchen Stämmen ſo viel Verbreitung gefunden hat, wie in den neuen Marken des Reichs; ſo ſollten doch auch alle jene ältern Stämme nie vergeſſen, welche großen Dienſte ihnen die jüngern Brüder in den Marken geleiſtet haben. Was im Jahr 1813 geſchehen iſt, ſollte doch wahrlich jede Regung kleinlichen

Provinzialtroges niederſchlagen. Und Gaue, in denen Friedrich der Große, Leſſing, Herder, Hamann, Kant, Tieck, Arnim, Jakob Böhme, Angelus Sileſius, Gryphius ꝛc. zu Hauſe ſind, ſollten doch wohl als ebenbürtig mit dem Donaumoos oder mit der Eifel angeſehen werden.

Allein die Kriegsliſt, ſich der Provinzialeiferſucht der Deutſchen zu bedienen, hat bisher nie fehlgeſchlagen. Ganz ſo wie in der Schweiz Jeder, der an den Kantönligeiſt appellirt, im Vortheil iſt. Schon ſind die Katholiken, die es mit den Proteſtanten wohlmeinen, und dieſe, die es mit jenen wohlmeinen, in die Minderheit verſetzt und entmuthigt, während nur die Extreme des Uebelwollens triumphiren. Die romantiſche Schule unter den Proteſtanten iſt bei dieſer Sachlage beinahe aufgelöst und verſchwunden. Man bemüht ſich auch nicht, ſie von katholiſcher Seite zu regeneriren, weil das gothiſche Element in ihr dem jeſuitiſchen zuwider iſt. Auf der andern Seite ſind auch die joſephiniſchen Tendenzen unter den Katholiken verlaſſen, ihre Organe desavouirt worden, ſelbſt von proteſtantiſcher Seite. Man hat ultramontane Lehrer auf Univerſitäten den Anhängern der Weſſenbergiſchen Richtung vorgezogen. Man hat 1825 die Bewegung unter dem jungen Clerus Schleſiens mit Gewalt gedämpft.

Eine katholiſch-deutſche Preſſe, die von ultramontanen Tendenzen unabhängig, den Glauben feſthaltend, doch allen Wohlgeſinnten unter den proteſtantiſchen Landsleuten Liebe und Frieden böte, fehlt gänzlich. Mit Pfanz iſt das letzte Organ dieſer Geſinnung ausgeſtorben. Eine Allianz der romantiſchen Tendenzen unter den Proteſtanten und den

gemäßigten, patriotischen und antijesuitischen unter den Katholiken ist, so nahe sie lag und von der Politik geboten schien, nie zu Stande gekommen, ja nie auch nur versucht worden. Die alte Jesuitenerziehung hat dafür gesorgt, daß unter den deutschen Katholiken die gothischen Sympathien erloschen: und daß der sogenannte liberale Katholicismus alles eher begreifen gelernt hat, als die Romantik im Protestantismus. Der künftige Geschichtschreiber unsres nationalen Unglücks wird nicht verfehlen, staunend zu bemerken, wie alles sich fügen mußte, die Verständniß unter den Deutschen unmöglich zu machen, auch da, wo die Interessen einander so dicht berührten.

Für die Protestanten liegt hier die einzige Genugthuung darin, daß es der jesuitischen Presse ganz unmöglich seyn wird, einen deutschen Charakter und Geschmack zu behaupten. Sie wird, wie früher, immer in der italienischen Befangenheit verharren und die Keime deutscher Bildung, Sprache, Poesie, Kunst nur ersticken, nicht beleben. Es wird deßhalb, wie bisher, so künftig immer das Vorrecht der Protestanten bleiben, den nationalen Geschmack zu vertreten. Es wird den poetischen Katholiken, die jetzt die romantische Poesie folgerecht und wie es natürlich ist, für sich auszubeuten suchen, doch niemals gelingen, das Gothische wieder zur Herrschaft zu bringen, weil der jesuitische Geist sich einmal nicht damit verträgt, und weil auf dieser Seite nichts geduldet wird, was den Jesuiten mißfällt. Die neue gothische Begeisterung für den Kölner Dombau wird als Ausnahme die Regel nicht umstoßen. Dieses gothesk: Wesen wird, weil man es jetzt brauchen kann, geduldet; es ist aber keineswegs die Meinung, daß der welsche Jesuit seinem deutschen Schüler auf die Länge

einen andern Geschmack, als den undeutschen, gestatten sollte.

Hat nun auf solche Weise der alten protestantischen Presse, die durch ihre Alleinherrschaft alle deutsche Stämme geistig vereinigte, sich eine neue feindliche Presse auf deutschem Boden entgegengesetzt und die Gesinnungen, die einträchtig geworden waren, schroffer als je zuvor gespalten, so ist zugleich innerhalb dieser alten protestantischen Presse selbst ein Schisma ausgebrochen, indem ein großer Abfall in ihr Statt gefunden hat zu dem Atheismus und zu der Unsittlichkeit, gegen welche sie sich im vorigen Jahrhundert so männlich und patriotisch sträubte. Die damals glücklich ausgetriebene Gallomanie hat sich aufs Neue unter uns eingenistet und unermeßliche Eroberungen gemacht. Voltaire, der vor hundert Jahren nur in der katholischen Presse sein diabolisches Spiel trieb, ist jetzt in der protestantischen wieder aufgelebt und herrscht mächtiger als je unter uns durch die zahllosen neuen Apostel des sog. freien Geistes und der Lüderlichkeit. Das Voltaire'sche écrasez l'infame (d. h. das Christenthum), ist die Parole einer großen und weit verbreiteten Partei unter den Protestanten geworden. Der Atheismus, der im vorigen Jahrhundert nur bei dem verderbten Hofadel und bei den Jakobinern im katholischen Frankreich, sowie bei den Illuminaten in Bayern Wurzel fassen konnte, derselbe wurzelt jetzt im Herzen des Protestantismus und hat seit beinahe dreißig Jahren unter dem Namen der Hegel'schen Philosophie in der Hauptstadt des protestantischen Deutschland den Samen des tiefsten Hasses gegen das Christenthum, ja gegen jede Religion in viele tausend Geister ausgesäet und einen sehr großen Theil der Staatsdiener systematisch inficirt, und durch die Presse einen Einfluß

auf die öffentliche Meinung erlangt, der sich nicht mehr berechnen läßt. Als sich Widerspruch dagegen erhob, hieß es, das protestantische Prinzip sey das der unbedingten Freiheit und des unbedingten Fortschritts. Jede Verpflichtung auf einen positiven Glaubensgrund und auf ein sittliches Gesetz wurde damit aufgehoben. Die Möglichkeit, irgend etwas Positives festzuhalten, schwand vor der unbedingten Freiheit, sobald es dieser beliebte, alles zu leugnen, und da der Glaube das war, wovon man ausgegangen, so konnte der immerwährende Fortschritt natürlich nur davon hinweg und nie mehr dahin zurückführen. Während die Censur jeden Tadel zu unterdrücken wußte, der die zeitliche Verwaltung traf, duldete sie den unbeschränktesten Tadel der ewigen Vorsehung, die Verhöhnung alles Heiligen, die offne Blasphemie, ja es schien zuweilen, als sey ihr diese Ableitung der Tadelsucht vom irdischen Staate auf das Gottesreich nicht unangenehm. Endlich kam der Kölner Streit dazu, und nicht wenige Staatsdiener, die sich in grenzenloser Verachtung der ewigen Dinge geistreich dünken, hegten aufrichtig die Meinung, die protestantische Welt brauche der katholischen nichts entgegen zu halten als nur die schärfste Spitze des absoluten Unglaubens. Nicht diese Kirche müsse man gegen jene vertheidigen, sondern jede Kirche lächerlich und durch den Fortschritt der sogenannten Aufklärung unmöglich machen.

An diesem mehr oder weniger klar zum System erhobenen Unglauben, der von den Universitäten ausgehend in der Bureaukratie seine mächtigste Stütze findet, schließt sich sodann folgerecht die Presse der Liederlichkeit an. Auch in Frankreich war und ist der Atheismus stets mit Unsittlichkeit gepaart. Er tritt nicht stoisch, sondern epikuräisch

auf. Den Philoſophen, welche Gott leugnen, ſtehen, einer unumgänglichen Wahlverwandtſchaft zufolge, Dichter zur Seite, welche dem Sittengeſetz Trotz bieten. Im vorigen Jahrhundert war in der proteſtantiſchen Preſſe noch ſo viel ſittlicher Geiſt, daß ſie die franzöſiſche Lüderlichkeit von ſich abwies, wofür wir beſonders dem großen Leſſing dankbar ſeyn müſſen. In unſern Tagen aber iſt dieſer Geiſt nicht mehr vorhanden. Die Wenigen, welche überhaupt noch Widerſtand leiſten und die deutſche Preſſe von der ekeln Beſudelung durch die Ueberſetzungen und Nachahmungen der Pariſer Modeliteratur rein halten möchten, werden mit leichter Mühe von dem tauſendſtimmigen Chorus der Buchhändler und ihrer Soldſchriftſteller übertäubt, und viele hundert Preſſen in allen größern Städten Deutſchlands ſind täglich damit beſchäftigt, das literariſche Gift, das die Pariſer kochen, unter uns zu verbreiten. Das ſcheußlichſte, unſittlichſte, unweiblichſte Weib, was Gottes Sonne je beſchien, wird in hundert Zeitſchriften der deutſchen Frauenwelt als Ideal der Bildung empfohlen. Der nicht nur ſitten-, ſondern auch geiſtloſeſte Romanſchreiber von Paris wird in zwei Dutzend Ueberſetzungen zugleich verbreitet. Zwar hat ſich eine ſchwache Proteſtation gegen dieſen uſurpirten Ruhm erhoben; allein die Gemeinheit iſt ſchlau. Eugen Sue merkt etwas davon, daß gegen ihn reagirt wird; da wirft er in den Hexenkeſſel, in dem er ſeinen Roman braut, die Jeſuiten als ein beliebtes Thema des Tages hinein, und nun verſtummt der Unwille plötzlich und iſt namentlich die deutſch-proteſtantiſche Preſſe völlig beruhigt, nun iſt der dumme Roman auf einmal wieder tiefſinnig, groß, weiſe; nun iſt es gleichſam Verrath am Lutherthum, wenn man den ewigen Juden nicht lobt.

O Luther, wenn du das an den Deinen erleben könntest! Vor dreihundert Jahren lauschten sie auf jedes Wort, das von dir kam; jetzt lauschen sie auf jedes Wort von Eugen Sue. Natürlicherweise prosperirt nun auch der junge deutsche Nachwuchs, der in die Schule der alten Pariser Lüderlichkeit gegangen, und zumal das literarische Judenthum, welches sich mit gewohnter Industrie des Alleinhandels zwischen deutschem und französischem Geiste zu bemächtigen verstanden hat. Obgleich kein einziges großes Talent unter ihnen ist, so loben sie sich desto mehr unter einander und erzwingen ihren Einfluß durch eine Gesammtwirkung, wie das immer in Compagnie handelnde Völkchen eben pflegt. Einen großen Machtzuwachs aber erhielten sie durch die politische Poesie, in welche der kastrirte Liberalismus von Hambach wie Antheren in Blumenblätter degenerirt. Alle That ist in papierne Prahlerei aufgegangen. Die Eroberung Deutschlands durch die französische Propaganda mußte sich, wie die Hegelianer sagen, darleben; da sie sich nun nicht thatsächlich begeben konnte, aber doch als das schlechthin Vernünftige, auf irgend eine Art wirklich werden mußte, so fuhr sie ins Papier und besang sich selbst in den herrlichen Liedern, von denen Literarhistoriker und Zeitungsredakteure dergestalt trunken wurden, daß sie behaupteten, zu etwas Höherem könne es die deutsche Dichtkunst nicht mehr bringen. Es handelt sich aber, wie gesagt, um weiter nichts, als um den Verkauf Deutschlands mit allen seinen Gemüthlichkeiten und sogar mit seiner schönen Sprache an Frankreich. Denn der magnetische Zug in dieser politischen Poesie wie in der gesammten destruktiven Literatur weist auf Paris. Wie die ultramontane Presse überall auf Rom hinzeigt, so die destruktive Presse

auf Paris: und wie dort behauptet wird, die geistige Sonne gehe den Deutschen über den sieben Hügeln auf, so wird hier behauptet, sie gehe über dem Montmartre auf. Beide stimmen darin überein, daß die Deutschen ihr Heil im Ausland zu suchen haben, daß sie fremder Bevormundung anheimfallen sollen. Von Rom aus soll das ganze alte Gebiet, wie es einst Innocenz III. beherrschte, wiedererobert und die Deutschen sollen seine Sklaven werden. Von Paris aus soll die kommunistische Weltrepublik gegründet werden, in der nur noch eine Sprache, nämlich die französische herrschen soll, und die deutsche Nationalität und Geschichte soll darin, wie Wachs in einem Tigel zerschmelzen. So die Ansicht der Parteien, die jetzt die deutsche Presse vorwiegend beherrschen.

Die alte protestantische Presse, die einst in so glücklicher Entwicklung allein herrschte und ihres sittlichen und nationalen Sieges sich auf lange erfreuen zu können schien, ist nun also theils in die Defensive gegen eine sie von außen bestürmende katholische versetzt, theils hat sie in der destruktiven Partei einen Verräther in ihrer eignen Burg, der dieselbe von innen her zerstört und dadurch ihrem äußeren Feinde hülfreich, wenn auch unwillkürlich, in die Hände arbeitet.

Dazu kommt nun noch, daß auch die bessere protestantische Presse ihres Berufes, das was sie erworben, auch zu erhalten, ziemlich uneingedenk ist. Die eigentlich sog. Gelehrsamkeit hat sich in ein neutrales, und wie sie hofft, unantastbares Gebiet zurückgezogen und arbeitet hier fort, wie Archimedes, den der barbarische Feind bei seinen Zirkeln überraschte. Aber auch in der Wissenschaft gibt es kaum ein neutrales Terrain mehr. Welches scheint mehr

zur Neutralität geeignet als die hiſtoriſche Forſchung? aber auch ſie hat ſich ſchon in eine ghibelliniſche und guelfiſche getheilt.

Gewiß hätte die proteſtantiſche Theologie den nächſten Beruf, des Amtes wieder zu walten, wie zu Luthers Zeiten. Aber ſie iſt auch in ihren trefflichſten und großherzigſten Produktionen zu gelehrt und unpopulär, und leidet im Allgemeinen an der Wiſſenſchaftlichkeit wie an der Waſſerſucht. Die Schulſprache iſt eben nicht die Volksſprache und doch gilt es jetzt, auf das Volk zu wirken. Ein großes Gebiet dieſer wiſſenſchaftlichen Theologie aber iſt an die Philoſophie verkauft und der ſchlimmſte Feind, weil er dem Proteſtantismus, wie ein Polyp, am Herzen nagt. Es iſt zwar charakteriſtiſch für die proteſtantiſche Theologie Deutſchlands, daß ſich in ihr nirgends Puſeyismus aufgethan hat, wie in England, und daß nicht einmal die literariſche Induſtrie auf dieſen neuen Modeartikel zu ſpekuliren gewagt hat. Allein aus dieſer feſtern Geſchloſſenheit gegen den Katholicismus folgt noch lange nicht, daß die proteſtantiſch-deutſche Theologie mit ſich ſelbſt einiger iſt, wie die engliſche. Aeußerlich hat ſich neben die altlutheriſche und altreformirte Konfeſſion die unirte geſetzt, nur angeblich ſie umfaſſend und ausgleichend. Innerlich hat die Theologie die ganze Skala der Möglichkeiten durch alle Grade des + und — Glaubens durchgemeſſen. Dabei ſind aber auf die Plusſeite viel mehr und engere Schritte gefallen, als auf die Minusſeite, und daher kommt es, daß die Meinungsverſchiedenheit unter den Gläubigen größer iſt, als unter den Schwach- und Ungläubigen. Steht nun faktiſch der ſo tief und mannigfach geſpaltenen gläubigen Theologie der Proteſtanten einerſeits der katholiſche Glaube

und andrerſeits der Unglaube in kompakten Maſſen gegenüber, ſo folgt daraus, daß ihre Stellung, die nicht nur die der Minorität, ſondern auch die der Zerſtreutheit iſt, zwiſchen zwei ſo gewaltige Feuer genommen, nicht wenig Bedenken und Sorge erregen muß. Man hat verſucht, die fehlende Einheit in einer Art von Abſtreichsverkauf der Dogmen wiederzufinden, indem man hoffte, daß wenigſtens das Minimum des Glaubens Allen recht und genehm ſeyn werde. Allein den Einen iſt auch dieſes Minimum noch zu viel und den Andern, wie begreiflich, zu wenig. Bei dieſem Handel haben ſelbſt die ſonſt Gewiſſenhafteſten, um den Preis einer für möglich gehaltenen neuen Vereinigung, die Stellung zum Opfer gebracht, die ihnen der alte Grund und Boden ihrer Kirche gewährt hätte, wenn ſie nicht über ſeine Haltbarkeit verblendet geweſen wären. Zu ſehr ins Papier vergraben, zu tief in die Schulſtreitigkeiten verwickelt, zu ſehr von neuen und neueſten Reſcripten der unirenden und transaktionären Tendenz überraſcht und von der Zuſtimmung ſo Vieler beſtochen, von ſchönen Friedenshoffnungen getäuſcht, haben ſie bei all den verſchiedenen Neuerungsverſuchen vergeſſen, daß die alte Kirche Luthers einen feſten Boden hat in der Geſchichte und im Volke, und daß man, wenn der Sturm der Zeit das viele Papier wegwehen wird, auf dieſen alten Grund nothwendig zurückkommen wird.

Dieſe noch immer fortdauernde Täuſchung wurde bei Vielen durch das Streben genährt, perſönliche Talente und Meinungen geltend zu machen, während die alte Kirchlichkeit zu größerer Demuth und Selbſtbeſchränkung verpflichtete. Die Schule gab jenem Streben reichliche Nahrung; alſo lebte man gern nur der Schule und achtete im

gelehrten Wettkampfe wenig mehr auf das Ziel, das dem Volke gesetzt ist und das ziemlich weit abliegt von allen jenen Zielen der Wissenschaft, wie von den beliebten, gutgemeinten, aber ihrer Natur nach nur vergänglichen, nur papiernen Transaktionen. Der Glaube des Volks wurzelt stets nur in den tiefsten Bedürfnissen desselben, wird nur durch Noth geboten, durch Noth geprüft, in Feuer und Blut bewährt, nie aber in der Schule als Exercitium gefertigt und durch Rescripte versuchsweise in Uebung gesetzt. Alle diese Merkmale des echten Glaubens hat nun der lutherische, nicht aber irgendwelche geistreiche Dogmenlehre der neuen Schultheologie, oder irgendwelche neukirchliche Transaktion. Ja selbst die, wenn auch noch so weit entfernte, doch mögliche Aussöhnung mit unsern katholischen Landsleuten kann nur aus der Tiefe des altlutherischen Glaubens hervorgehen, nicht aus der neuen Wissenschaft; nur aus dem Nationalgemüthe, nicht aus dem Schulwitze.

Je geistreicher, wissenschaftlich ausgefeilter, dialektisch meisterhafter die dogmatischen Wettkämpfe sind, um so weniger bekümmert sich um sie die Menge. Der populären Belehrung und der eigentlichen Leitung des protestantischen Publikums haben sich aber mittelmäßige Köpfe bemächtigt, die durch ihre Gemeinheit der Sache des Protestantismus, welcher zu dienen sie sich rühmen, ungleich mehr schaden, als nützen. Wie viele Blätter, welche gegen die ultramontane Presse Chorus machen, lassen keine Spur mehr von dem geistigen Adel blicken, der früher in Lessing, Herder, Kant ꝛc. in der protestantischen Presse den Ton angab. Es sieht oft aus, als wenn die Bedienten jener verstorbenen Herren deren Röcke angezogen hätten und sich

nun wie die Herren gebärden wollten. Ueberall die höchste Anmaßung verbunden mit der schwächsten Fähigkeit. Man erschrickt, wenn man die Worte „Freiheit“ und „Fortschritt“ im Munde der geistig Bornirtesten und zu jedem wahren Fortschritt Unfähigsten unaufhörlich entweihen und bis zum Ekel wiederkäuen und Jeden verdammen hört, der sich nicht auf gleichem Niveau der Trivialität mit ihnen befindet. Sie rühmten sich ihrer Freiheit ungefähr wie die Schuster und Gerber von Athen, als sie den Aristides verbannten, den Demosthenes verhöhnten und dem Sokrates den Giftbecher reichten. Denn wie jener mißleitete Demos in Athen mit seinem rohen Geschrei weniger den Staat gegen die äußeren Feinde vertheidigte, als vielmehr im Innern des Staates selbst die wenigen Redlichen und wahrhaft großen Männer, die den Staat zu retten vermochten, blödsinnig anfeindete und unterdrückte; so vermag auch diese triviale Presse des sog. protestantischen Fortschritts keineswegs dem Ultramontanismus Eintrag zu thun, sondern nur, die Männer und Tendenzen im Schooß des Protestantismus selbst zu unterdrücken, die seine Sache herstellen könnten. Das Geschrei für Fortschritt ist nur zur Ostentation gegen Rom gerichtet; die wahre Absicht aber ist dabei, jede Reorganisation innerhalb der evangelischen Kirche selbst zu verhindern. Denn unbewußt stehen jene Schreier unter dem Einfluß der Negation, die in der Philosophie herrscht. Es gibt Zeitungen, die sich für die ersten Verfechter des Protestantismus gegen den Ultramontanismus ausgeben, und deren Parteiphrasen dennoch kaum von denen eines Bruno Bauer zu unterscheiden sind. Denn ihr sog. Fortschritt führt eben so ins Blaue hinaus und ist nur eine Flucht alles Positiven. Sie sprechen von

dem, was den Katholiken ehrwürdig iſt, auf eine ſo zweideutige Art, daß die Verachtung auch mit auf das fällt, was den Proteſtanten ehrwürdig ſeyn ſoll. Nicht bloß der katholiſche Glaubenszwang, ſondern auch der evangeliſche, und jede Verpflichtung, welche die Bibel den Chriſten auflegt, genirt und ärgert ſie, und indem ſie gegen Hildebrandismus zu kämpfen ſcheinen, treten ſie die eigne Konfeſſion mit Füßen. Und das iſt nicht etwa großartige Verruchtheit, mephiſtopheliſche Luſt, Witz des ewig Böſen, ſondern es iſt purer Unverſtand und Arroganz philiſterhafter und mittelmäßiger Köpfe. Wie ſich der Proteſtantismus in dieſen Köpfen geſtaltet hat, iſt er ein Fanatismus der Seichtigkeit, eben ſo weit entfernt von religiöſem Tiefſinn und von der ſittlichen Kraft Luthers, wie von dem Ideal von Bildung, dem die deutſchen Geiſter zuſtreben, und hat ſeinen erhabenen Urſprung eben ſo vergeſſen, wie er einer großen Zukunft ſich unwürdig beweiſt. Dieſe Geiſtesöde verträgt ſich mit keiner Erhabenheit der Geſinnung, mit keiner Fülle der Ideen, gleich einer wüſten Steppe, von wo man weder ein Gebirge ſieht, noch eine Vegetation. Wer ihnen die ewigen Gebirge in der Ferne verkündet oder ſie belehrt, daß es in Gottes Natur doch noch mehr gibt, als den Hexentanz verdorrter Diſtelköpfe, die der Wind in voller Freiheit und regem Fortſchritt über die Haide jagt, gegen den empören ſie ſich, als gegen einen Papiſten, der ſie um die Klarheit ihrer Begriffe bringen will. Der deutſche Michel rast gegen alles, was Glauben heißt. Er will nun abſolut keinen Glaubenszwang mehr leiden, und da der Glaube immer zwingt, wo er auch iſt, ſo ſoll und darf er gar nicht mehr exiſtiren. Michel merkt, wie der Mann in Chamiſſos luſtigem Liede, der Glaube

hänge ihm immer noch hinten an, und nun wüthet er, ſich um ſich ſelbſt umdrehend, gegen ſeinen unglücklichen Zopf, und würde ſich lieber den Hals abſchneiden, ehe er den Zopf unabgeſchnitten ließe. Seht da unſre tapfern Journaliſten, wie ſie toben und die Degen wetzen, wenn ihnen das Zopfſchwänzchen auch nur im Traum erſcheint, wenn ſie Wöllneriaden wittern und wenn die Synoden nicht bloß zuſammenkommen, wie der Köthner Konvent, um zu erklären: wir glauben alle an keinen Gott! Jedes noch ſo beſchnittene, noch ſo abgetragene und fadendünne Dogma iſt ihnen zu viel, jede Liturgie zu katholiſch, jede Kirchenverfaſſung zu hierarchiſch. Obgleich ſie alles ſeines Witzes entbehren, ſteht ihr Geiſt doch auf dem Niveau des ſeligen Blumauer, der es in Bauſch und Bogen mit allen „Pfaffen“ aufnahm. Von der Nothwendigkeit einer Kirche und Kirchenverfaſſung haben ſie keinen Begriff. Von den Bedingungen, unter denen allein Luther im Stande war, ſein großes Werk zu vollbringen, ahnen ſie nichts. Sein tiefſinniger Glaube, ſein Feſthalten am Poſitiven, ſein Streben nach Erhaltung einer kirchlichen Kunſt, ſeine Bemühungen um Kirchenverfaſſung und Kirchenzucht, ſein Zorn über die Anarchiſten und Propheten des „freien Geiſtes,“ die heroiſche Kur, die er anwandte, dieſe Schwärmer zu unterdrücken, das alles iſt ihnen unfaßlich geworden. Obgleich ſie ſeinen Namen immer noch auf ihren Fahnen führen, würden ſie ihn doch ſicher, wenn er heute wieder aufſtehen, die Freigeiſtler von heute mit den Schrecken ſeiner Rechtgläubigkeit niederdonnern und eine neue nationale Kirchenverfaſſung und Kirchenzucht begründen wollte, mit der äußerſten Wuth verdammen und bekämpfen: denn ihre ordinäre Faſſungskraft würde ihn

gar nicht mehr verſtehen und in dem großen Reformator ſeines Volks nur noch einen Mann des Rückſchritts und unleidlichen Pfaffen ſehen. Dieſe ganze Klaſſe von Libelliſten und Journaliſten, die mit ſo viel Selbſtzufriedenheit den Kampf mit Rom zu führen übernommen, kann ſich wohl einen Friedrich II. denken, der da ſagte: „unter meiner Regierung kann jeder nach ſeiner Façon ſelig werden“, oder eine franzöſiſche Revolution, welche die ganze Kirche auf einmal abſchaffte, aber nicht mehr einen Luther, der die geſunkene Kirche herſtellte. Denn von Seiten dieſer Preſſe iſt die atheiſtiſche Philoſophie und die von Frankreich her wieder eingebrochene Lüderlichkeit nie bekämpft, ſondern in Schutz genommen worden; dagegen hat ſie jede Regung von echter evangeliſcher Gläubigkeit und lutheriſcher Kraft mit inſtinktartigem Haſſe und dem politiſchen Blödſinn bekämpft, der in Zeiten des Verderbens den aufgeblähten Demos antreibt, ſeine treueſten Freunde im Angeſicht des Feindes zu opfern.

Aber ſo verworren ſind bereits unſre Geſchicke, daß auch ein großer Theil gerade der Gläubigen unter den Proteſtanten von gleicher Verblendung zur Theilnahmloſigkeit und Iſolirung getrieben wird und ſeine Kräfte dem gemeinen Weſen entzieht. Glücklich im kleinen Kreiſe denken ſie nicht an das Wohl der Kirche im Großen. Anſtatt die Kirche zu verſtärken, ſchwächen ſie dieſelbe durch Separatismus. Wie billig verachten ſie die ſich aufgeklärt dünkende Preſſe des oben charakteriſirten toll gewordenen deutſchen Michels, dem ſie unaufhörlich zur Zielſcheibe ſeines platten Witzes dienen; allein ſie geben dieſem Spott doch in der That hin und wieder Nahrung durch eine Einſeitigkeit, die ſich verlieren würde, wenn ſie

ihren tiefen Glauben, ihre Festigkeit, ihre durch Reisen und große Verbindungen vielfach erprobte Praxis der größern Kirchengemeinschaft als einen geistigen Reichthum zubrächten, dessen sie bisher entbehrt hat.

Trotz alledem hört man sehr häufig die Meinung aussprechen, daß der durch die protestantische Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vermittelte Bildungszustand nicht bedroht sey, und daß die ihm inwohnende wissenschaftliche Solidität und humane Gesittung zu sehr dem wahren Bedürfniß entspreche, um nicht alle dagegen anstrebenden Extreme bald wieder zu besiegen. Wir wissen die Macht der Mäßigung innerhalb streitender Extreme zu schätzen. Allein jene durch die protestantische Presse vermittelte Bildung hat auf die Volksmassen in den niedern Ständen, die wenig oder nichts lesen, den Einfluß nicht, dessen sie sich rühmt. Einmal auf die katholischen Volksmassen gar nicht, sonst würde die große Wallfahrt nach Trier nicht haben Statt finden können. Aber auch auf die protestantischen Proletarier nicht, sonst würde die Branntweinpest mit ihrem dämonischen Gefolge von Unsittlichkeiten aller Art und würde der kommunistische Wahnsinn nicht um sich greifen. Sodann beherrscht der solide und humane Geist der ältern protestantischen Presse auch nicht einmal die gebildeten Klassen in dem Grade, daß er unbedingt der Fortdauer seines temperirenden Einflusses sicher seyn könnte. Die ultramontane Presse ist schon viel zu mächtig auf der einen, die destruktive Presse auf der andern Seite. Erwägen wir, daß die eine von Rom, die andere von Paris aus ihren Impuls empfängt, so läßt sich nicht leugnen, daß die rein deutschgesinnte Presse bereits Terrain auf Terrain an die eine und andere

verloren hat, und daß es ſchlecht mit ihr beſtellt iſt, wenn ſie ſich nur von Erinnerungen an ehemalige Siege und Erfolge und von täuſchenden Hoffnungen nährt, während die extremen und ausländiſchen Parteien Schlag auf Schlag weiter vordringen.

In Frankreich wird entweder das deſtruktive Element vom ultramontanen oder dieſes von jenem verſchlungen werden. In dem einen Falle wird der atheiſtiſche und kommuniſtiſche Impuls, in dem andern wird der ultramontane Druck auf das proteſtantiſche Deutſchland ſich verſtärken. Ja ſelbſt wenn beide Tendenzen ſich wie bisher in Frankreich die Wage halten, wird die franzöſiſche Staatspolitik auch bei ſtark antijeſuitiſcher Färbung nicht ſäumig ſeyn, von der religiöſen Parteiung in Deutſchland Vortheil zu ziehen. Thiers z. B. iſt ein Menſch, der an nichts glaubt als an den Mammon und an die Liſt, mit der man ihn erwirbt, und doch nahm er im Jahr 1840, in demſelben Augenblick, in dem er uns mit einer revolutionären Invaſion bedrohte, auf eine katholiſche Allianz mit Spanien, Neapel und Sardinien Bedacht, um bei der damaligen Unpäßlichkeit des Papſtes das Conclave zu beherrſchen. Wenn einſt Kardinal Richelieu die Hugenotten in Frankreich verfolgte und die Proteſtanten in Deutſchland unterſtützte, ſo kann Thiers eben ſo gut die Jeſuiten in Frankreich verfolgen, und doch die ultramontane Oppoſition in den proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands unterſtützen. Bewegt ſich die katholiſche Welt in immer ſteigendem Wellenſchlage vorwärts, ſo wird Frankreich ſich in dem Maaße ihrer Lenkung zu bemächtigen ſuchen, in welchem ſie von deutſcher Seite Widerſtand findet. Die Katholiken aber in Frankreich, Italien und Deutſchland bilden eine Mehrheit gegen die Proteſtanten.

Auf der entgegengesetzten Seite im weiten Nordosten Europas drückt eine andere Mehrheit auf die kleine protestantische Minderheit, die in sich noch compactere und nach Eroberungen nicht weniger als Rom begierige, griechische Kirche. Man darf nur einen Blick auf die Charte von Europa werfen, um zu sehen, wie nahe das protestantische Deutschland zusammenläuft. Skandinavien aber wird bei jeder Krise der deutschen Welt zunächst unter russischem Einfluß stehen, und England hat seinen Feind im Innern.

Wie mächtig ist denn also das protestantische Deutschland, daß es sich unter allen Umständen sicher wähnen könnte? Hat man vergessen, daß es schon zweimal seiner Auflösung nahe war? Einmal am Ende des 16ten und im Anfang des 17ten Jahrhunderts. Wie viel Terrain hat der Protestantismus damals verloren! Böhmen, fast ganz Oesterreich, die Oberpfalz, Belgien, viele bischöfliche Sprengel und Reichsstädte, die bereits protestantisch waren, wurden vom Jesuitismus zurückerobert. Und wie stand die protestantische Sache im Jahr 1629 selbst in Berlin und Hamburg? — Zum zweitenmal kam das protestantische Norddeutschland in die gefährlichste Bedrängniß durch Napoleon. Er schonte zwar die Konfessionen, allein würde er es immer gethan haben, wenn er länger geherrscht hätte? Ohne Zweifel hätte er und hätten seine Nachfolger, wenn sein Reich von Dauer gewesen wäre, sich mit dem Papste versöhnt und auf den Katholicismus gestützt wie Karl der Große und dessen Nachfolger. Was würde dann den Protestanten übrig geblieben seyn? Hat man vergessen, wie Napoleon mit der norddeutschen Presse umging? wie er auf dem rechten Elbufer keine Zeitung mehr gestattete, außer unter der Redaktion der französischen Polizei und

mit halbfranzöſiſchem Texte? wie bald würde mit der franzöſiſchen Herrſchaft auch die franzöſiſche Sprache überhand genommen haben! — Hat man ferner vergeſſen, wie Napoleon im Jahr 1809 mit Rußland ſich verband, wie beide ſich in die deutſche Welt theilen wollten, wie die diplomatiſchen Unterhandlungen der Abtretung Oſtpreußens an Rußland ziemlich nahe kamen? Was aber aus dem Proteſtantismus und der proteſtantiſchen Preſſe unter dieſen Umſtänden geworden ſeyn würde, davon ſehen wir das Beiſpiel in den ruſſiſch-deutſchen Oſtſeeprovinzen.

Iſt das proteſtantiſche Norddeutſchland jener zweimaligen ſchweren Bedrohung glücklich entgangen, ſo folgt daraus nicht, daß es nicht noch einmal eben ſo ſchwer könnte bedroht werden. Wir dürfen eine totale Niederlage und Ueberſchwemmung der proteſtantiſch-deutſchen Welt durch die ihr feindſeligen Mächte und eine Entwaffnung und tiefe Demüthigung der proteſtantiſch-deutſchen Preſſe wohl in Berechnung nehmen und für keine abſolute Unmöglichkeit halten.

Wir wollen ſie gern ſo fern als möglich glauben und hoffen, daß ſie gar nicht eintritt; allein wir müſſen uns doch in Verfaſſung ſetzen, um dem Andrange feindlicher Gewalten, die bereits auf die proteſtantiſch-deutſche Welt drücken, würdig zu begegnen. Dieß geſchieht aber nicht, wenn die wiſſenſchaftliche Preſſe vornehm und indolent wird und wenn die Tages- und Modepreſſe faſt ausſchließlich dem deſtruktiven Impulſe von Frankreich her nachgibt. Das proteſtantiſche Volk, ſo weit es noch bei mäßigem Wohlſtande der angeſtammten Natur und väterlichen Geſittung treu geblieben und noch nicht durch Gütertheilung, übertriebene Konkurrenz im Gewerbe, Fabriknoth

und Branntweinpeſt dem kommuniſtiſchen Proletariat verfallen iſt, ſcheint inſtinktartig zu fühlen, daß die gebildeten Klaſſen und daß die Preſſe ihre Schuldigkeit nicht thun. Mit Staunen ſah man vor ſechs Jahren, wie der geſunde Sinn des gemeinen Volks im Kanton Zürich da helfen mußte, wo der Aberwitz der Regierung und der Gebildeten unter dem Einfluß der deſtruktiven Preſſe alles verdorben hatte, und wo einfache Bauern den Gelehrten wieder den Kopf zurecht ſetzen mußten.

Als eine Transaktion zwiſchen dem Bankerot der Preſſe und der Volkshülfe und als aus einem tiefen Inſtinkt hervorgegangen, iſt jene Aſſociation zu betrachten, die das Gute, das in jeder Appellation an die Volksgefühle liegt, mit der alten Thorheit wunderſam vereinigt. Zwar bedürfte es keiner beſondern Aſſociation, wenn die Kirchengemeinde in ihrem verfaſſungsmäßigen Rechte wäre. Der evangeliſche Noth- und Hülfsverein iſt nur ein Surrogat für den Korporationsgeiſt, deſſen die Kirche entbehrt. Allein es iſt ſchon ein ſehr günſtiges und willkommen zu heißendes Zeichen, daß man ſich nach dem Surrogat umgeſehen hat, da man vorher auch das nicht einmal zu brauchen ſchien. Unter dem Einfluß der rationaliſtiſchen Preſſe aber hat ſich alte Verblendung, alte Einſeitigkeit, alte Anmaßung in die Beurtheilung ganz neuer Verhältniſſe eingemiſcht. Dahin rechnen wir vor allem den unglücklichen ſchwediſchen Namen. Wer vor der hiſtoriſchen Wahrheit nicht abſichtlich die Augen zuſchließt, muß doch wiſſen, daß die Herbeirufung der Schweden im dreißigjährigen Kriege nur die traurige Folge war von der Imbecillität und dem Verrath in der proteſtantiſchen Partei. Nie wäre in Deutſchland der Name des Schwedenkönigs

gehört worden, wenn nicht die proteſtantiſche Partei in Deutſchland durch eigne Schuld entwaffnet und aller Selbſthülfe baar, ihren eignen Bankerot erklärt hätte; ein Name, der mithin die deutſchen Proteſtanten nur tief beſchämt, bei deſſen Nennung ſie nur erröthen können und den durch beſſere Thaten und größere Weisheit unſrer Tage vergeſſen zu machen unſre heiligſte Pflicht wäre. Welch ein trauriges Omen liegt in dieſem Namen! Wahrlich Gott muß ſehr langmüthig ſeyn, wenn er den deutſchen Proteſtanten dieſen Mißgriff verzeiht und ihnen den Jammer erſpart, den es ihnen koſten würde, wenn ſie dieſelbe Erfahrung, nachdem ſie ſie das erſtemal ſo arg mißverſtanden haben, zum zweitenmale machen müßten.

Aus der Urquelle des Volksgeiſtes ſollte man vor allem die Möglichkeit ſchöpfen können, den Frieden unter den Deutſchen, welcher Konfeſſion ſie auch ſeyen, zu erhalten. Wozu feindliche, wozu ausländiſche Parteinamen? Es iſt zwar richtig, daß die ultramontane Partei auch nicht in der Bruderliebe und im Patriotismus vorangegangen iſt; aber warum ſollten wir es nicht thun? Es iſt zwar unläugbar, daß die ultramontane Partei ſich auch noch nicht produktiv erwieſen, ſondern nur von alten Erinnerungen und Namen gezehrt hat; aber warum ſollten wir das gleiche thun? Gerade je mehr Jene vom unfruchtbaren Geiſte des Jeſuitismus gebannt ſind und nichts Neues, nicht einmal, wie ehedem doch bei jeder großen Kriſe der Kirche geſchah, einen neuen Orden mit neuen zeitgemäßen Formen erzeugen können, um ſo mehr ſollten wir das Recht der Lebenden gegenüber den Todten handhaben, und gerade je mehr ſie gezwungen ſind, den Einheitspunkt für Deutſchland nach Rom zu verlegen, mit um ſo ſtolzerer

Sicherheit ſollten wir den Einheitspunkt bei uns ſelbſt darlegen. Nun aber weiſen wir nach Schweden, von wo nie ein Mann hätte kommen ſollen, wenn wir ſelber Mann genug geweſen wären, und geben Jenen ein Recht auf Rom, wie den Kommuniſten und jüdiſchen Journaliſten, auf Paris zu verweiſen. Kein ausländiſcher Name ſoll genannt werden, wo die Deutſchen zu Rathe ſitzen oder ſtreiten über ihre eignen Angelegenheiten! Wer das vergißt, auf den falle auch der Fluch des Vergeſſens. Unſer nationaler Einheitspunkt liegt weder im Vatikan, noch in einem Pariſer Klub, noch in der ſchwediſchen Königsgruft, ſondern in unſern deutſchen Herzen, und wenn unſer Patriotismus ſich weder den rothen Rock, den die Zöglinge im collegio Germanico tragen, anziehen, noch die rothe Jakobinermütze aufſetzen darf, ſo ſoll er auch nicht nach dem Elendskoller des dicken Schwedenkönigs ſchielen.

Immerhin bleibt die Sache gut, wenn auch der Name ſchlecht iſt und der Anſpruch der Volksgefühle war in dieſer Sache wie zeitgemäß, ſo von gutem Erfolge.

Der neue Eifer für kirchliche Verſammlungen, Paſtoralkonferenzen, Kreis- und Provinzialſynoden, und die Zulaſſung derſelben beweiſt ebenfalls, wie tief man das Bedürfniß fühlt, außerhalb der haltloſen Preſſe einen Halt zu finden. Auch dieſes Symptom der gegen die Krankheit rückwirkenden Naturkraft im Volke muß man mit Freude begrüßen. Wenn irgendwie geholfen werden kann, ſo nur auf dieſem Wege durch die kraftvolle Vertretung der evangeliſchen Kirche unter Zuſtimmung der kirchlich geſinnten Gemeinde. Doch muß man der Wahrheit gemäß bekennen, daß viel mehr geſchieht, die evangeliſche Welt in dieſer Beziehung zu trennen und zu entwaffnen, als zu ver-

einigen und ſtark zu machen. Vor allem will die Preſſe nicht geſtatten, daß der kirchliche Geiſt aufkomme, und tritt ihm als ſeine erbittertſte Feindin entgegen. Schon der Gedanke, den Klerus zu verſammeln, war der Preſſe ein Greuel; da er aber doch ausgeführt wurde, hat die Preſſe jede Konferenz, jeden Konvent, jede Synode belauert und überwacht und jedes gläubige Wort, das dort gefallen, jeden Vorſchlag zur Reorganiſation der Kirche, mit Hohn verfolgt, alle norddeutſchen Blätter mit Warnungen angefüllt vor hierarchiſchen Tendenzen, und nur das mit lautem Jubel begrüßt, was zur Unehre der Kirche, zum Spott der Religion ſelbſt geſagt wurde. Wenn dieſe lichtfreundlichen Blätter von den Jeſuiten beſoldet würden, um der evangeliſchen Kirche den Garaus zu machen, ſo könnten ſie es nicht liſtiger anfangen, als ſie es unwillkührlich in ihrer Bornirtheit thun.

Mit der antikirchlichen Preſſe iſt aber die geheime Meinung der Bureaukratie auch da einverſtanden, wo von oben her im kirchlichen Sinne wohlmeinend experimentirt wird. Was ſoll vom kirchlichen Geiſte der Synoden gehofft werden, wenn gleichzeitig die dieſem Geiſte feindſeligſte Preſſe protegirt wird; wenn ein atheiſtiſches Buch von Bruno Bauer nicht etwa als eine verruchte Blasphemie vernichtet, oder wenigſtens als ein elendes Machwerk ignorirt, ſondern vom Obercenſurcollegio ſelbſt in Pflege genommen, verbeſſert und neu redigirt wird, als ob es eine officielle Staatsſchrift wäre und man nicht genug thun könnte, das Publikum darauf aufmerkſam und ſie dem Publikum zugänglich zu machen. Was ſoll vom kirchlichen Geiſte gehofft werden, wenn man den unreifeſten und zweideutigſten Talenten der deſtruktiven Partei die Hände drückt,

ihre infamſten Verſe mit Vergnügen lieſt, die jungen Leute nur bedauert, daß ſie ſo weit gehen, ſich aber doch an ihnen erfreut, überaus ſäuberlich mit ihnen verfährt, nie einen beſtraft, wenn man ihre abſcheulichſten Blätter verbieten muß, darüber officielle und ſehr weitläuftige Entſchuldigungen von ſich gibt, und je mehr ſie in maaßloſer knabenhafter Unart die Autorität beſchimpfen, ihnen deſto mehr Achtung erweiſt. Wenn vor dreißig Jahren die frommen Patrioten harte Verfolgung duldeten, das Prädikat „chriſtlich-deutſch" ein ſchwerer Verdächtigungsgrund vor der weiland Mainzer Kommiſſion war und mancher Redakteur eines verhältnißmäßig (wenn man es mit den heutigen radikalen Blättern vergleicht) unſchuldigen Blattes Jahrelang im Kerker ſchmachten mußte, ſo erſtaunt man über die Milde der Gegenwart. Wir würden uns darüber freuen, wenn ſie konſequent wäre. Wir würden uns auch über die Preßlizenz freuen, wenn ſie konſequent, d. h. wenn ſie Preßfreiheit wäre. Aber ſie iſt ein Privilegium, was nur der Schlechte genießt und worüber der Gute trauern muß.

Gewiß wird Niemand dem hochſeligen König von Preußen tiefe Frömmigkeit abſprechen, und ſeine wohlgemeinten Verſuche, durch die Union und eine neue Liturgie der evangeliſchen Kirche Einheit, Friſche und Kraft zu geben. Und doch breitete ſich unter ſeiner Regierung die Philoſophie Hegels aus, welcher der König gewiß nicht ſo viel Schutz hätte angedeihen laſſen, wenn man ihn über ihre wahre Tendenz belehrt und ihm geſagt hätte, daß dieſe durchaus antichriſtliche und deſtruktive Lehre die von ihm eben erſt verjüngte Kirche innerlich auflöſe und zerſtöre. Aber die Bureaukratie freute ſich der langen Täuſchung.

Hier wirkt unverkennbar die alte Eiferſucht zwiſchen

Juriſten und Theologen mit ein, über die ſchon Luther ſich beklagte, indem er vorausſagte, die Juriſten würden den Theologen den Rang ablaufen und ſie bald nichts mehr gelten laſſen. Was er ahnte, iſt in Erfüllung gegangen. Das Kirchengut wurde Staatsgut; das Konſiſtorium kam unter die ſchadenfrohe Gewalt juridiſcher Kanzler und Räthe. Aber nicht bloß die von Juriſten eingerichtete große Regierungsmaſchine, „Bureaukratie“ genannt, ſondern auch die wieder von Juriſten geleiteten politiſchen Oppoſitionen blieben dem geiſtlichen Stande abgeneigt. Im Haß gegen die ſog. Pfaffen jeder Konfeſſion waren die Juriſten immer einig. So geſchah es z. B., daß in einem der intelligenteſten und am weiteſten vorangeſchrittenen konſtitutionellen Staaten Deutſchlands die unter Napoleons Gewaltherrſchaft vorgenommene Einziehung des Kirchenguts und die gänzliche politiſche Entwaffnung der alten unabhängigen und kraftvollen Prälatur, die drei Jahrhunderte hindurch den Landſtänden zur Stütze gedient, von den Juriſten der Oppoſition gutgeheißen und durch den neuen Vertrag ſanktionirt wurde. In Preußen, wo ſchon der große Kurfürſt der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit die Sehne der Kraft und Selbſtſtändigkeit mit ſcharfem Meſſer durchſchnitten, ſind die heutigen Liberalen mit dieſer Maßregel und mit der fernern Niederhaltung des kirchlichen Geiſtes einverſtanden und ſie werfen der Regierung lieber vor, ſie thue darin zu wenig, als zu viel. Eine Verblendung, über die man nicht genug erſtaunen kann.

Wenn man in der Zeit religiöſer Abſpannung und Erſchlaffung nach dem dreißigjährigen Kriege bis ins joſephiniſche Zeitalter mit der Bureaukratie allein auskommen konnte, ſo erklärt ſich das aus der Apathie, die

auch auf der Gegenseite eingetreten war. Sobald aber der Reorganisationsprozeß in der katholischen Kirche begann, und ein kirchlicher Geist, ein kirchliches Leben, eine kirchliche Gewalt wieder hervortraten, zeigte sich die protestantische Bureaukratie unzulänglich, den Kampf mit ihr allein auszufechten. Denn dem Geist kann nur der Geist gegenübertreten, der Kirche nur die Kirche widerstehen. Hätten die protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation nur Kanzler und rechtsgelehrte Räthe gehabt, und keinen Luther, keinen Melanchthon, keine Kirchenversammlungen, sie würden gegen den Papst und ihre eignen Landesbischöfe lediglich nichts ausgerichtet haben. Wenn das nun unbestritten ist, wie will man heute in einer Periode, in welcher die katholische Kirche ihre glänzende Wiedergeburt erlebt, im engherzigsten bureaukratischen und juridischen Vorurtheil befangen, die Männer der lutherischen Kirche von der Theilnahme an der Lenkung der Dinge ausschließen, die besten Kämpfer in ängstlicher Entwaffnung, ja in einer Art von Gefangenschaft halten? Ueberall auf der Gegenseite stoßen wir auf kraftvolle Bischöfe, welche die Rollen des Athanasius und Ambrosius übernommen haben. Diesseits aber stehen die Gottesmänner hinter dem Gitter, und noch dazu verachtet und verhöhnt vom Pöbel der ungläubigen Presse.

Die Unhaltbarkeit dieses Systems liegt so nahe, daß man nichts dringender wünschen kann, als die Emancipation der evangelischen Kirche zum Schutz des Staats. Allerdings wird die Staatsgewalt durch die Kirche in gewissem Sinn eingeschränkt, doch nicht in einer Art, daß der Staat dadurch Gefahr liefe, sondern im Gegentheil zu seinem Besten, weil ein Freund, Bundesgenosse und Vorkämpfer in Zeiten der Gefahr nie ein Nebenbuhler ist.

Es kann nur im Intereſſe der Kirche liegen, mit dem Staate Hand in Hand zu gehen. Das Volk aber, deſſen heiligſte Intereſſen in Gefahr ſind, wird ſich vertrauensvoll dem anſchließen, der ſeine Rechte wahrt, und die Kirche wird vielleicht Bande wieder anknüpfen, welche der Staat zerriſſen hat.

Es iſt beinahe unglaublich, daß die kirchliche Vertretung mit ſo viel Widerwillen unter den Proteſtanten begrüßt wird. Es liegt darin ein fabelhafter Unverſtand, ein wahrer, wir können ihn nicht glimpflicher bezeichnen, politiſcher Blödſinn. Vielleicht ein finſteres Verhängniß, denn wen Gott verderben will, den ſchlägt er mit Blindheit. Weder die ihrer Natur nach unaufhörlich fluctuirende, jeder Art von Beſtechung und Mißbrauch ausgeſetzte und nur zu leicht in die ſchlechteſten Hände fallende Preſſe, noch die ihrer Natur nach eben ſo wandelbare und immer rein perſönliche Miniſterialgewalt iſt geeignet, die großen Lebensfragen der Völker und ihrer politiſchen und kirchlichen Zuſtände, zumal in wichtigen Kriſen zu entſcheiden. In ſo inhaltſchweren Fragen ziemt es ſich, daß die natürlichen Vertreter der patriotiſchen Intereſſen verfaſſungsmäßig zuſammentreten. Das ſollte ſich von ſelbſt verſtehen, aber den Proteſtanten kann man es nicht begreiflich machen.

Die Bureaukratie folgt abwechſelnd und im Widerſtreite mit ſich ſelbſt zwei entgegengeſetzten Anſichten. Man kann nicht anders ſagen, als zu ihrem Verderben. Während die Einen durchaus und um keinen Preis die Kirchlichkeit wollen emporkommen laſſen, wird andrerſeits mit kirchlichen Verſuchen von miniſtrieller Seite ein ängſtliches Spiel getrieben. Ein Spiel, weil es zu keinem Ernſte führt, weil aller Nachdruck fehlt. Aengſtlich, weil man vor dem

geringſten Widerſtande zurückſchreckt. Während man erlebt, daß drei geſchiedene Frauen deſſelben Mannes mit demſelben Manne in einem Berliner Salon am Whiſttiſche ſitzen, — die ungeheuerſte Satire auf die Moral des Proteſtantismus, — darf man es nicht wagen, ein Geſetz einzuführen, das dem Skandal ſteuern könnte. Wer fürchtet ſich noch? wer ſchämt ſich noch? Affenſchande nimmt die würdevolle Miene des unterdrückten Rechtes an: geiſtige Plattheit geberdet ſich, als ſtritte ſie um die heiligſten Güter der Menſchheit. Ein zahlloſes Heer von Kupplern des Laſters und von jenen Dummköpfen, welche nur gerade ſo viel Inſtinkt haben, um zu fühlen, daß kein Zügel mehr ihre thieriſchen Gebiſſe regiert, wogt und drängt um jenes Miniſterium und ſingt ihm ihr tauſendſtimmiges mißtönendes Charivari, wenn auch nicht laut, deſto feindſeliger. Aber die Bureaukratie ſelbſt iſt es, die ſich hier mit einer Hand die andere ſchlägt, mit einem Arm den andern lähmt. Die Kirche ſoll zum Spott werden, aber man merkt nicht, daß nur der Staat kompromittirt wird, während der Kirche ihre Heiligkeit durch Spott nie genommen werden kann.

Was eine Stärke der Regierung ſeyn ſollte, iſt ihre ſchwächſte Seite geworden. Kann man irgend daran zweifeln, daß dem Miniſterium eine ſchwere Sorge, Laſt und Verantwortung würde abgenommen werden, wenn die Kirche eine würdige Verfaſſung erhielte, die es ihr möglich machte, die in ihr liegende Kraft zum Schutze des Staats ſelbſt zu entwickeln, anſtatt daß ſie jetzt wie eine Kranke und Ohnmächtige behandelt wird.

Aber auch die Beſonnenen unter den Liberalen ſollten das kirchliche Verfaſſungsweſen begünſtigen. Sie haben

ſich zu ſehr gewöhnt, in der Kirchenſache nur eine Miniſterialangelegenheit oder Liebhaberei zu ſehen und erheben nun dagegen Oppoſition, wie ehemals gegen Wöllner. Aber den großen Unterſchied der Zeiten merken ſie nicht, über die hohe Wichtigkeit der Kirche in unſern Tagen lieben ſie ſich zu verblenden. Blickt doch um euch her. Gebt wohl Acht, was in der katholiſchen Welt vorgeht. Man kann die Kirche nicht mehr umgehen. Sie iſt da. Wer ſich die evangeliſche nicht gefallen laſſen will, der wird ſich die katholiſche gefallen laſſen müſſen. Iſt denn aber auch kein Funke von politiſchem Verſtande in dieſen liberalen Köpfen, daß ſie die Kirche nicht einmal als Mittel gelten laſſen wollen, wenn ſie ihnen auch als Zweck nicht gefiele? Wie kann, wer für eine politiſche Verfaſſung ſchwärmt, den Werth der kirchlichen verkennen? Ahnet ihr denn nicht, daß der Weg durch die Kirchenverſammlung in die Reichsverſammlung führt?

In welche Lage bringen dieſe Liberalen den proteſtantiſchen Clerus, indem ſie ihn einmal, wenn er unbedingt dem Miniſterium unterworfen iſt, als eine volksfeindliche Polizei verdächtigen, und andrerſeits wieder, wenn er nach größerer Unabhängigkeit vom Staate ringt, ihm Streben nach einem neuen Bonzenthum, nach finſterm Glaubenszwang, nach einer Art proteſtantiſcher Inquiſition vorwerfen. Was ſoll er denn am Ende wollen und thun? Ob er ſtill ſitzt, ob er ſich rührt, er iſt für euch nur da, um verhöhnt zu werden. Unerhört iſt dieſe Mißhandlung eines Standes, der ſo ehrenwerth iſt, der einem ſo wichtigen Berufe mit ſo vieler Hingebung lebt, der durch eine lange ſchmerzliche Erfahrung geprüft iſt und in dem ſo ſchöne Kräfte nur den Augenblick erwarten, um der Volksſache

zu dienen. Unglaublich iſt der Mangel an geſunder Politik, der ſich in dieſer Mißhandlung des Clerus durch die Preſſe derer ausſpricht, die angeblich ſeine Glaubensverwandten ſind. Wie unendlich viel klüger ſind da die Katholiken.

Iſt aber auch unſer Clerus in der That reif und fähig, die Kirche zu vertreten? Muß man ihm nicht mißtrauen? Welche freche Sprache führten preußiſche Paſtoren bei dem berüchtigten Konvent in Köthen, indem ſie feierlich den chriſtlichen Glauben abſchwuren? wie zweideutig waren in Berlin ſelbſt die vota über Strauß und Bruno Bauer! Welchen Unſinn förderte die Magdeburger Denkſchrift zu Tage! Dieſe letztere iſt beſonders charakteriſtiſch. Sie verlangt, jede Gemeinde ſoll Dogmen und Liturgien annehmen, wie ihr gerade beliebe, und alle Tage andere, wenn es ihr beliebe. Eine Zerſetzung des corpus Evangelicorum, wie die eines Leichnams durch Würmer. Wahrhaftig, eine göttliche Comödie ſteht uns bevor, wenn der ſchwangere Zeitgeiſt all dieſe kleinen Liturgien gebären wird, in jedem Dorf eine andere. Warum hat die Magdeburgerin nicht lieber gleich darauf angetragen, daß es ſo viele Dogmen und Liturgien unter den Proteſtanten geben ſolle, als Individuen, und daß es bei Strafe zwei proteſtantiſchen Individuen unterſagt ſeyn ſoll, eines Glaubens zu leben?

Dieſe atomiſtiſche Auflöſung der chriſtlichen Kirche in Millionen Sandkörnchen iſt hauptſächlich ein Reſultat der Preſſe. In Büchern, Flugſchriften und Journalen gibt jeder ſeine Meinung von ſich, und kümmert um den andern. Das führt nothwendig immer weiter von der Uebereinſtimmung ab. Die Uebereinſtimmung iſt nur wieder zu erreichen auf dem Wege der mündlichen Beſprechung und

Abſtimmung. Miſcht ſich in dieſe anfangs auch noch die ganze Preßeitelkeit ein, ſo erzeugt ſich doch bald ein neues parlamentariſches Intereſſe, ein neuer Takt, eine großartigere Orientirung und Methode. Deßhalb kann man dem im Zerſetzungsprozeß begriffenen proteſtantiſchen Norddeutſchland nichts dringenderes wünſchen, als Reichsſtände und große Landesconcilien, auf denen die Meinungen ſich durchrütteln und wieder nach dem Geſetz der Verwandtſchaften criſtalliniſch an und in einander wachſen würden, während ſie jetzt Sand ſind und nichts als Sand, den ſich die guten Proteſtanten ſelbſt in die Augen ſtreuen.

Was die Preſſe mit ihrem tauſendzüngigen aber ohrenloſen Kopfe nie erreichen wird, die Uebereinſtimmung in den weſentlichen und Nothpunkten, das kann nur ein Concil erreichen, auf dem die einzelne Stimme nur durch die gilt, die mit ihr zählen, woraus nothwendig das Beſtreben hervorgeht, viele Stimmen einander zu nähern und zu verſchmelzen. In Zeiten der Gefahr ſteht aber auch hinter den Sprechern in offner Verſammlung das Volk, um das ſich die Preſſe bekanntlich nie bekümmert. Die eigenſinnigen Narrheiten, die der Stubengelehrte unbedenklich drucken läßt, hütet er ſich wohl, vor einem Parlament oder Concilium vorzubringen. Denn hier iſt ein öffentlich Gericht und das ganze Volk iſt die Jury.

Deßhalb würde auch die Lebensfrage, ob ſich die proteſtantiſche Welt vermittelſt der Bibel und des guten Glaubens oder vermittelſt der Philoſophie und des Unglaubens vertheidigen ſolle, in Reichsſtänden und Concilien befriedigender entſchieden werden, als durch die Preſſe und durch Erlaſſe noch ſchwankender Kabinette und Miniſterien, die wohl den Ariadnefaden in der Hand halten, der ihnen

aus der labyrinthischen Konfusion der Presse helfen soll, aber auch jeden Augenblick wieder abreißen lassen. Vor einer Reichs- oder Kirchenversammlung, unter den Augen des Volks abgehalten, würde die Bureaukratie bald inne werden, daß die Entsittlichung und Irreligiosität der Presse nur die Oberfläche der Gesellschaft ergriffen und wie ein Gift angefressen hat, daß aber der Kern noch gesund ist und den ihm von Sophisten muthwillig bestrittenen Glauben energisch festhält. Sie würde erfahren, daß die Grundlage der deutschen Nationalität heute noch, wie zu allen Zeiten, eine sittliche und religiöse ist.

Das Volk und die Vertretung des Volks in Reichsständen und Concilien wird die aufgeworfene Frage, ob man sich mit dem Glauben oder Unglauben vertheidigen solle, in letzter Instanz immer nur der Natur der Sache und dem Volkscharakter und Volksbedürfniß gemäß, und abgesehen von der Eifersüchtelei zwischen Staats- und Kirchenregiment, und von allen Schlangenwindungen der Presse im Sinne der ersten Reformatoren entscheiden. Gottesfurcht, nicht Professorenceitelkeit. Die Bibel, nicht die Phänomenologie des Geistes. Seelsorge der Armen, Schwachen und Leidenden, nicht Körperbäbung philosophischer Sybariten. Und wenn aus dem Gesammtwillen denn endlich auch einmal eine protestantische Politik resultiren sollte, von der bisher weit und breit nichts zu merken war, so wird sie von dem Satze ausgehen: weil unsern Feinden lieb wäre, wenn wir in bodenlosen Unglauben und Unsitte versänken, weil sie uns hineinhetzen wollen, um uns mit Recht schmähen zu können; weil sie aber andrerseits nichts so sehr an uns scheuen als die Bibel und den feurigen Glauben unsres Martinus und Paul Gerhard, eben

deßhalb müssen wir jenen ekeln Aussatz des Unglaubens und der Unsitte von uns abschütteln und den Harnisch des Glaubens anziehen. Der Unglaube ist die Kette, die man uns anlegen will, nur der Glaube ist unsre Waffe und das, wodurch wir frei sind.

Die einmal begonnene Bewegung leidet keinen Stillestand mehr und gewiß wird das neue Jahr wieder reich an Entwickelungen des protestantischen Lebens seyn. Die Gefahr liegt aber jetzt zunächst in der Rivalität zwischen Kirche und Staat innerhalb des protestantischen Gebietes, und deßhalb ist es wohl an der Zeit, sich vorzubereiten, um Ueberraschungen und in deren Folge übereilte Schritte zu vermeiden. Die große rationalistische Partei hätte den nächsten Beruf hier zu vermitteln.

Wir haben den Rationalisten nie geschmeichelt, wir haben sie oft bekämpft, weil wir sahen, daß sie der extremen Partei des Unglaubens mehr oder weniger Vorschub leisteten oder Unterschleif gestatteten. Wir mißkennen aber nicht, daß die Rationalisten doch nur als linkes Centrum hinter jener äußersten Linken sitzen, und daß, wenn sie sich einmal an diese äußerste anschlossen, um der rechten Seite kräftiger zu opponiren, es doch auch in andern Fällen, wenn die äußerste Linke, alles wagend, die Existenz aufs Spiel setzt, ihr Interesse und ihre Politik seyn muß, sich von derselben zurückzuziehen, sich nicht mehr durch dieselbe kompromittiren zu lassen und sich demnach wieder mehr dem rechten Centrum anzunähern. Insofern nun würde es von unsrer Seite baarer politischer Unverstand seyn, wenn wir ihnen nicht gern entgegen kommen wollten. Wir können sie nur auf die Gefahr aufmerksam machen, in welche sie die Sache der deutschen Reformation, die ihnen ja immer

heilig ſchien, unfehlbar ſtürzen würden, wenn ſie die Orthodoxen in der großen Gemeindeangelegenheit im Stiche ließen. Die ganze proteſtantiſche Gemeinde in ihrer weiteſten Ausdehnung iſt bei der Wahrung ihrer Rechte und ihres alten Beſitzes nach außen hin, ſo wie bei der innern Reorganiſation des kirchlichen Körpers betheiligt. Wenn eine ſo anſehnliche und mächtige Partei, wie die rationaliſtiſche, nicht begriffe, daß ſie ſich in dieſen beiden Fragen an das rechte Centrum anzuſchließen hat, ſo würde das zeitgemäße Werk mißrathen und würde die Zwietracht unter den Proteſtanten in immer größere Verwilderung ausarten, zum Vortheil derer, die uns im Ganzen aufzureiben hoffen und denen jeder von uns ſo lieb iſt, wie der andere, wenn wir uns nur unter einander ſelbſt zu Grunde richten.

Ein großer Theil der Geiſtlichkeit hat ſeine Miſſion wohl begriffen und in den Konferenzen und Synoden hat ſich viel Erfreuliches offenbart, was zu noch größeren Hoffnungen berechtigt, und häufig zeigte ſich ſchon die volksthümliche Reaktion gegen die konfuſe und korrupte Preſſe. Wenn die Kirche ehedem das dämoniſche Gethier zwar nicht ausſchloß, aber doch nur unter ihr Gebälk und an ihre Rinnen verſetzte, um dort die frechen Rachen unſchädlich aufzuſperren, und wenn die proteſtantiſche Preſſe in ihrer früheren ſchöneren Zeit dieſe alte Bauregel einhielt und ihr ſittlicher Adel die Buhlerei mit den Geiſtesbeſtien der Pariſer Preſſe verſchmähte, ſo hat dagegen die jüngſte proteſtantiſche Preſſe unter dem Einfluß des Hegelthums und des jungdeutſchen Judenthums jene alte Bauregel umgekehrt und die infernaliſchen Thiere in die Kirche verſetzt und auf den Altären ſelbſt ſich breit machen laſſen.

verkündigend die Religion des Egoismus und die Gottheit des Fleisches. Das werfen uns die Katholiken mit gutem Rechte vor, und die proteſtantiſche Preſſe hat nichts dringenderes zu thun, als die Menagerie wieder aus dem Heiligthum hinaus zu fördern. Kaum vermag ſie das aber in ihrer gegenwärtigen Verſtrickung und durchgreifenden Korruption. Das Volk, die vom Preßunfug rein gebliebenen kirchlichen Vertreter und Sprecher des Volks müſſen ihr helfen.

Wir legen dieſe frommen Wünſche allen unſern Glaubensgenoſſen und Landsleuten ans Herz, wiſſen aber recht wohl, daß auch dieſes Wort wieder im Lärm des Tags verhallen wird. Denn die ſchlechte Preſſe ſorgt dafür, daß keine Vernunft gegen ſie aufkommen kann. Unſer letzter Troſt iſt daher, wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommen ſollte, die Noth, die letztmögliche Erbärmlichkeit ſelbſt, denn alsdann muß das bisher ſchweigende Volk für ſeine bankbrüchigen Mandatare eintreten, und im Volke wohnt ein guter Geiſt.

Mit Recht erfreut ſich die katholiſche Preſſe der großen Volksverſammlung in Trier. Es iſt ein Beweis für den Unverſtand der proteſtantiſchen Preſſe, daß ſie dieſes Ereigniß nicht begriffen hat, daß ſie ſich davon überraſchen ließ, ſich darüber verwunderte und am Ende mit einigen Phraſen von altem Aberglauben, Reliquienplunder und dergleichen darüber weghüpfte, in der Meinung, ein Ereigniß dieſer Art könne erfolglos vorübergehen, etwa wie ein Buch, wovon man heute in allen Blättern klatſcht und das morgen vergeſſen iſt. Aber Bewegungen in den Volksmaſſen verhalten ſich anders, als Bewegungen in der Preſſe.

Nicht einmal aus dem Standpunkt der Parteipolitik hat man das Ereigniß betrachtet, so groß ist die Verblendung. Nahe an zwei Millionen Menschen versammeln sich an den Grenzen von Deutschland und Frankreich, über tausend französische Priester fraternisiren mit den deutschen, und die Presse lacht nur über die Verehrung eines alten Rockes und merkt von der Hauptsache nichts. Eine Macht entfaltet sich, einem riesigen Doppeladler gleich, die weiten Schwingen lüftend über Europa, mit dem einen Kopfe nach Paris, mit dem andern nach Berlin gewendet, mit dem einzigen Herzen aber nach Rom, und die Presse merkt nichts, ihre an das Pult gefesselten Sklaven hören über dem Rauschen ihrer Gänsekiele nichts vom Rauschen jener Adlerschwingen in der Luft. Wie kann aber auch etwas vorfallen, was die Presse nicht vorausgesehen, was die Presse nicht vorbereitet und geleitet hätte? Es ist, denken sie lieber, unmöglich, obgleich es geschehen ist.

Was bedarf es mehr, um darzuthun, welche ungeheure Kluft zwischen dem eigentlichen wahren Volke und der Preßarroganz gezogen ist, die sich einbildet, das Volk zu leiten.

Was aber für die katholische Welt eine Wahrheit ist, das ist es nicht minder für die evangelische. Es gibt auch noch ein evangelisches Volk, gesund und unberührt von den fressenden Aetzmitteln der Presse, unerschüttert vom Winde der Presse und in seinem Glauben nicht minder stark, nicht minder bereit zu offenbaren, daß auch hier der Glaube noch Wunder thun kann, welche die Presse nicht begreift.

Glaubt nur, daß in dem einfachen Bauernstande mehr Beruf liegt, das Evangelium zu vertheidigen, als in der

Presse, die sich rühmt, den protestantischen Fortschritt zu vermitteln, der, so lange er durch die Presse vermittelt gewesen ist, leider nur ein Krebsgang war und uns an den Rand eines Abgrunds geführt hat, den der immer nur „vorwärts, vorwärts" schreiende Reiter nicht einmal sieht. Zu unserm großen Glück hat es die Presse nie dahin bringen können, unter dem Namen jenes sog. Fortschritts den Glauben im eigentlichen wahren Volke auszurotten. Sie konnte nur die sog. Gebildeten zu dem Wahne fortreißen, daß die Religion entbehrlich sey. Das wahre eigentliche Volk in seiner unermeßlichen Mehrheit hat sie nie entbehren können und wird sie nie entbehren. Sein Familienleben bedarf der religiösen Weihe, seine Noth bedarf des religiösen Trostes; diese Bedürfnisse theilt das deutsche Volk mit jedem andern. Allein es hat noch etwas voraus, einen den germanischen Stämmen gemeinschaftlich und vorzugsweise inwohnenden sittlichen Adel, sich offenbarend in größerer Schamhaftigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit in den Beziehungen zur gemeinen Welt, und in tieferer Religiosität in den Beziehungen zur höhern Welt. Rottet diese edlen Eigenschaften im deutschen Volke aus, wenn ihr es vermögt, ihr alle, die ihr die deutsche Presse vergiftet habt. Ihr vermögt es nicht. Die alte gute Natur schlägt unten immer wieder grün aus, wie viel auch oben an eurem Gifthauch welkt.

Wäre, was nicht der Fall ist, die Regenerationskraft im protestantischen Volke gänzlich erstorben, so würde die Presse die schon begonnene Anarchie bis zu dem Wendepunkt führen, wo die katholische Reaktion unausbleiblich eintreten müßte, wenn nicht schon die griechische Kirche sich ein Beuteheil von der protestantischen Welt gesichert

hätte. Das alte Römerreich entbehrte bekanntlich dieser Regenerationskraft. Was heute für uns die Preßkorruption ist, das war im alten Rom die alles umstrickende Industrie der Parasiten, Sophisten, Rhetoren, Histrionen, Gladiatoren und Hetären. Oft wurde dieses philosophisch-ästhetische Gesindel in Masse, wie Unrath, aus Rom ausgekehrt. Strenge, wohlwollende, vorausschtige Kaiser sahen in ihm den Todeskeim des Staates. Aber takt- und gewissenlose Nachfolger ließen die Todesboten wieder herein und Rom, das ganze römische Reich ging an der philosophisch-ästhetischen Korruption zu Grunde. Von dieser Korruption ist aber die Pariser Presse und die von ihr influirte deutsche Presse nicht um ein Haar verschieden. Damals wie jetzt gingen die Volksverführer darauf aus, alle Bande der Religion und Sitte aufzulösen. Lange glaubten die Römer nicht, daß es möglich wäre, ihr altes großes, auf so viele Heldentugenden gebautes Reich umzustürzen, und doch wurde es durch ihre Verschuldung umgestürzt. Das möge allen zur Warnung dienen, die da wähnen, bei der Korruption könne man stark bleiben.

Allein es fehlt an der Regenerationskraft im deutschen Volke nicht. Sie ist überall da, wo die Presse nicht ist, und wird im Stande seyn, jene Korruption zu überwältigen, wenn einmal große Staatsmänner sich der Sache annehmen und dem immer dringender gefühlten Bedürfniß entgegenkommen; oder im schlimmsten Falle, wenn die eiserne Noth eintritt und die Menschen durch das Unglück weise macht.

Für die Katholiken liegt die Weisheit in der besonnenen Ueberwindung des antinationalen Einflusses, den die Jesuiten auf sie üben; für die Protestanten liegt sie

in der beſonnenen Ueberwindung des antinationalen Einfluſſes, den die franzöſiſche Korruption auf ſie übt. Für beide zugleich liegt die Weisheit in der Heilighaltung der nationalen Bande, die beide umſchlingen, und in der Beilegung des brüderlichen Haders. Für beide liegt die Weisheit darin, daß ſie durch Einigkeit ſtark zu werden trachten, um ſich gegen das Ausland aktiv verhalten zu können und nicht paſſiv, und daß ſie ſich um Alles hüten, jenen alten Kampf wieder zu beginnen, der Deutſchland dem Geſetz des Auslandes unterwarf. Ein Volk in der Mitte Europas, reich an jeder phyſiſchen und geiſtigen Kraft und durch zweitauſendjährige Erfahrung gereift, ſollte dieſe Aufgabe gegenüber von Nachbarvölkern zu löſen wiſſen, von denen, was ſie auch einzeln für Gaben haben, oder wie ſie durch der Zeiten Gunſt gehoben ſind, doch keines ihm die Waage hält. Aber es müßte vor Allem zur Kenntniß ſeiner ſelbſt kommen und aus der unermeßlichen Thorheit der Preſſe, wie aus einem Traum erwachen zum Nationalverſtande.

Biogr. 722 k

Wolfgang Menzel's

Denkwürdigkeiten.

26 G
262 F

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Liège 772 h

Wolfgang Menzel.

Wolfgang Menzel's

1798 – 1873.

Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von dem Sohne

Konrad Menzel.

Drei Bücher in einem Bande.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Bielefeld und Leipzig,

Verlag von Velhagen & Klasing.

1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Denkwürdigkeiten Wolfgang Menzel's, von ihm selbst verfaßt, werden bei Denjenigen, die seinen Lebens- und Schriftstellergang verfolgt haben, kaum einer Empfehlung bedürfen. Für was er sein langes Leben hindurch mit eiserner Konsequenz gestritten, das zieht noch einmal in lebendigen Bildern an uns vorüber: die Wahrheit gegenüber der Unnatur, der sittliche Ernst gegenüber der Demoralisation, die Offenbarung gegenüber der Verstandesreligion und Naturvergötterung, vor Allem aber und Alles durchwehend der germanische Geist gegenüber allen seinen Feinden.

So sei denn auch dieses Werk des Verfassers dem deutschen Volke, für das sein Herz so warm schlug, in die Hand gelegt, das Vermächtniß eines Mannes, dem es vergönnt war, die

Ideale seiner Jugend und seines ganzen Lebens noch im hohen Alter wenigstens theilweise herrlich erfüllt zu sehen. Gott segne das geliebte Vaterland und Alle, die an seinem Wohle arbeiten!

Schönenberg, am Welsgangstage 1876.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Erstes Buch.

In jungen Tagen.

Seite

I. In der Vaterstadt 1
II. Auf dem Lande 43
III. In Breslau 73
IV. In Jena 115
V. In Bonn 135
VI. In der Schweiz 150
VII. In Heidelberg 193
VIII. Meine Ansiedelung in Stuttgart 203

Zweites Buch.

Im Mannesalter.

I. Literaturblatt. Verkehr mit Dichtern 235
II. Verkehr mit Künstlern 281
III. Wachsende Corruption der schönen Literatur und mein Kampf dagegen 300
IV. Meine Kämpfe gegen den Unglauben 316
V. Verkehr mit Geschichtsforschern 338
VI. Politische Thätigkeit 363
VII. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 393
VIII. Mein Verkehr mit König Wilhelm I. von Württemberg . . . 424

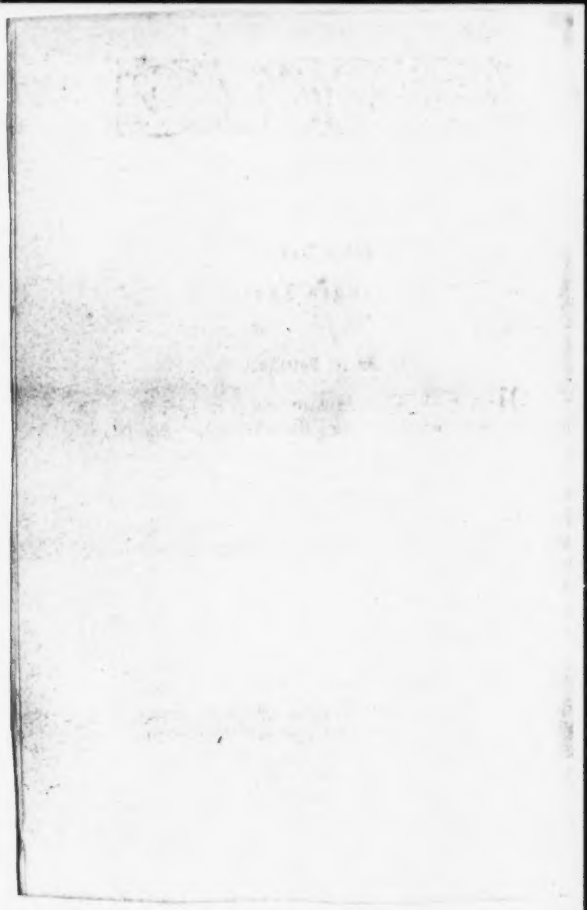
Drittes Buch.

In alten Tagen.

Seite

I. Mein Verkehr mit Katholiken 449
II. Geschichtsstudien 474
III. Deutsche Alterthumskunde 490
IV. Naturstudien 507
V. Nachlese aus dem Privatleben 529
VI. Letzte politische Thätigkeit 559

Erstes Buch.



Bayerische
Staats-bibliothek

Erstes Buch.

In jungen Tagen.

1. In der Vaterstadt.

Meine kleine Vaterstadt Waldenburg, in einem Thale des schlesischen Riesengebirges gelegen, lehnt sich an das rauhe Gebirge an, dessen Gipfel von allen Seiten in die Straßen hinabsehen. Gegen Süden sind die Berge schroffer und schwarz von Tannen, denn auf dieser Seite steigen sie höher und höher empor bis zur Schneekoppe, die nach Böhmen hineinsieht. Zwischen Waldenburg und der großen schlesischen Ebene liegt jedoch noch eine ziemlich hohe Vorstufe. Wenn man bis zur s. g. Vogelkuppe, deren steiniger Gipfel im Sommer mit der wild wachsenden schönen Berglilie Martagon, geschmückt ist, emporsteigt, blickt man in die unermeßliche Ebene hinab. Von diesen Bergen, vor denen die Stadt Freiburg und wenige Stunden weiter ab die ehemals berühmte Festung Schweidnitz liegt, soll Friedrich der Große nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg die Arme mit Entzücken nach dem schönen und reichen Lande ausgestreckt haben. Der Contrast von schroffem Gebirge und spiegelglatter, unübersehbarer Ebene überrascht hier, wie an der Südgrenze der Alpen. Nirgends fühlt man so tief, was die goldne Ferne zu bedeuten hat. Als Knabe sah ich beständig wie durch das Fenster eines Berzichtlosses, das mich gefangen hielt, in das sonnenbeglänzte Land voll Wunder und seliger Zukunft.

Indeß, wenn ich auch lange nicht aus meinem Thale in die fremde Welt hinauskam, so kam sie doch zu uns herein. In der Umgegend meiner Vaterstadt herrschte beständig reges Leben. Die nahen Bäder Altwasser und Charlottenbrunn, wozu erst später noch Salzbrunn gekommen ist, wimmelten im Sommer von Fremden, die mit den reichen Kaufleuten, Edelleuten und Bergbeamten der Umgegend vereinigt alle Straßen mit glänzenden Equipagen und Reitern erfüllten, wie in der Nähe einer Residenz. Dazwischen sah man beständig ganze Züge von Frachtwagen, die auf der großen Landstraße aus Böhmen kamen oder dahin gingen, und noch größere Züge von Landfuhrwerken, die von der Ebene her Tagereisen weit herkamen, um Steinkohlen aus den Bergwerken zu holen. Ueberdies hörte man überall Wasser rauschen, Räder knarren, Hämmer pochen, denn wo das Gebirge Raum ließ, sah man Fabriken, Bleichen, Bergwerke, Glas- und Schmelzhütten.

Alle Berge um meine Vaterstadt enthalten Steinkohlen. Alle sind aufgewühlt. Mehr als hundert Schachte brechen zu Tage, von großen Kohlen- und Schutthaufen umlagert. Besonders von vielen hellgrauen Schieferplatten, auf denen urweltliche Farrn und Fische schwarz abgedruckt sind. Nur eine Viertelstunde von Waldenburg liegt das berühmte Bergwerk von Weisstein. Hier geht ein Wasserkanal wagrecht eine Stunde weit unter den Berg, und man fährt auf Kähnen in die schauervolle Nacht der Erde hinein. Nasse Felsen wölben sich eng über dem Haupt zusammen, die Grubenlichter werfen ein röthliches Dämmerlicht, die Schiffer rufen sich an, man hört dumpfes Geräusch im Berge, Ketten rasseln, Erde schütten. Hier war ich oft und wurde bald so heimisch unter der Erde als droben. Alles war hier seltsam und wunderbar. Sagen von Berggeistern gehen im Schwange, man darf nicht pfeifen im Berge. Oft stürzen alte Gruben ein und die Erde scheint sich zu öffnen. Unterirdisches Feuer brennt seit langen Jahren in fest vermauerten Schachten. Als eine örtliche Sonderbarkeit muß ich noch bemerken, daß die häufig verunglückenden Bergleute jederzeit vom ganzen Bergpersonal bei Nacht

und unter dem Glanz von mehr als tausend Grubenlichtern begraben wurden.

Als ich hier geboren wurde — es war in der kürzesten Nacht des Jahres 1798* — stand Schlesien unter der Verwaltung des Minister Grafen Heym, hatte seit Beendigung des siebenjährigen Krieges fünfunddreißig Jahre lang Frieden genossen und befand sich in blühendem Wohlstande. Die Bauern, die bei meinem sel. Großvater, einem berufenen Weinhändler, häufig einsprachen, trugen schwere Silberthaler als Rocknöpfe, und ihre prablerische Sprache verrieth, wie hoch sie ihre Feldfrüchte zu verwerthen wußten. Einen verhältnißmäßig noch viel größern Gewinn aber warf im engen Umkreis meiner Vaterstadt der Leinwand- und Steinkohlenhandel ab.

Der berühmte schlesische Leinwandhandel war eigentlich erst, seit Friedrich der Große Schlesien inne hatte, in rechten Aufschwung gekommen. Zwar schon durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, der Weber aus Brabant kommen ließ, gegründet, aber durch die unsinnigen Ausfuhrzölle der habsburgischen Kaiser wieder gehemmt, gedieh der Leinwandhandel erst wieder unter Friedrich II. Dieser Fürst elektrisirte alles und zauberte überall neuen Erwerb hervor. Die damaligen eifrigsten, unternehmendsten und reichsten Leinwandhändler in Waldenburg waren mein sel. Urgroßvater Pischel und dessen Schwager Friesen. Pischel ist ein Tiroler Name und stammt ohne Zweifel von den Tirolern her, die mit der h. Hedwig als Colonisten in das schlesische Gebirge kamen. Noch heute liegt in der Mundart, die in der Umgegend von Waldenburg gesprochen wird,

*) Ich habe in meinem Alter die Erfahrung gemacht, daß sehr viele Männer, welche gleich mir im Jahr 1798 geboren waren, lange lebten und rüstig blieben. Oft drängte sich den Gesellschaften, unter denen ich verweilte, diese Bemerkung auf. Die Uber herrschten in der Regel an Zahl über die vor, die in den zunächst frühern oder spätern Jahrgängen geboren waren, und nicht nur an Zahl, sondern auch an Körper- und Geistesfrische. Nun sagt Schultes in seiner Reise durch Salzburg IV. S. 25, in den Jahren 1796 und 1797 sei die große Sterblichkeit der Kinder auffallend gewesen. Das war vielleicht die Ursache, warum im folgenden Jahre die Kinder besser geriethen. Bemerkt man doch beim Obst das Nämliche. In mehreren Jahren geräth es weniger, dann folgt wieder ein großes Obstjahr.

viel Tirolisches, namentlich die Endungen in a. Pischel und Friesen machten weite Handelsreisen und brachten große Quantitäten der im Gebirge gewobenen Leinwand in die pommerschen und preußischen Seeplätze, von wo viel nach England und Amerika, wie auch nach Rußland exportirt wurde. Aber die wackern Männer wurden Opfer ihrer dem Vaterland nützlichen Bestrebungen. Mein Urgroßvater verschwand plötzlich, nachdem er in Breslau eine bedeutende Summe Geldes eingenommen hatte. Erst viele Jahre später fand man an der Straße zwischen Breslau und Schweidnitz eine unter einem Baum vergrabene Leiche und glaubte noch an der Farbe und den Knöpfen des Rocks den alten Pischel wiederzuerkennen. Friesen wurde in der preußischen Stadt Elbing, als er eben auch viel Geld einkassirt hatte, über Nacht von Juden ermordet.

Indessen wurde dadurch der Gang des Leinwandhandels nicht gestört und zur Zeit meiner Geburt stand derselbe auf seiner Höhe. Unser kleines Städtchen zählte unter den Kaufleuten, zu denen an jedem Sonnabend tausende von Webern aus der Umgegend die fertigen Schock Leinwand überbrachten, Männer, die für Millionaire galten, darunter auch s. g. Amerikaner, weil sie die größten Geschäfte in der neuen Welt machten. Ebenso ergiebig waren die Steinkohlengruben, deren Reichthum auch jetzt noch lange nicht erschöpft ist.

Also herrschten damals Glück und Ueberfluß im Lande, aber die Sitten waren verderben. Das schlaffe Regierungssystem des Grafen Heym entsprach der Maitressenherrschaft der Lichtenau und glich so ziemlich dem eines Kotzebueschen Theaterpapas. König Friedrich Wilhelm III., der kaum erst den Thron bestiegen hatte, und seine schöne Gemahlin Louise besaßen, ihrer eigenen häuslichen Tugenden ungeachtet, doch nicht Energie genug, um der Lüderlichkeit unter dem Adel und in der Beamten- und reichen Kaufmannswelt zu steuern. Der Graf von Hohberg, einer der reichsten Majoratsherrn im Gebirge, machte damals so viele Schulden, daß seine Herrschaft lange Jahre unter Sequester liegen mußte. Ich sah als kleiner Knabe öfter junge stutzerhafte Edelleute in ihren glänzenden Equi-

pagen einen alten Bauer herumfahren und denselben liebkosen. Das war ein Weber, der jede Gelegenheit benutzt hatte, um mit einem seltenen Talente Geld zu erwerben, das er dem Adel zu hohen Procenten lieh. Von der damaligen Sittenpolizei vermag man sich heute keinen Begriff mehr zu machen. Auf allen Jahrmärkten waren schmutzige und obscöne Bilder in großer Menge und Auswahl öffentlich zum Verkauf für Bürger und Bauern ausgestellt und laut lachende Gruppen ergötzten sich an ihrem Anblick. Aehnliches kam in den Puppenkomödien und in den damals sehr beliebten ombres chinoises vor. Im nahen Bade Altwasser gab es Scenen, welche heutzutage in keinem Bade Europas mehr vorkommen könnten, ohne daß die muthwilligen Beleidiger jeder Scham gesteinigt werden würden. Zu dem allen stimmte die damalige Mode. Man las die schlüpfrigen Lafontaineschen Romane und schwärmte für Kotzebue. Die Damen gingen sehr frei gekleidet. Die halbnackte s. g. griechische Tracht der französischen Revolution behauptete sich mit nur geringen Modificationen bis zum Sturze Napoleons.

Nur die Familie meiner Mutter gehörte dem Gebirge an. Mein Vater, Johann Gottlieb Menzel oder Mentzel, wie Vater und Großvater abwechselnd geschrieben haben, war der einzige hinterlassene Sohn eines höhern städtischen Beamten in Breslau und folgte nach dessen Tode seiner Mutter von Breslau nach Waldenburg, als dieselbe in zweiter Ehe den Kaufmann Treutler heirathete. Dieser musterhafte Stiefvater, den ich noch als den liebenswürdigsten Greis kannte, sorgte aufs zärtlichste für meinen Vater, welcher Medicin studirte und ein beliebter Arzt in Waldenburg und zugleich Brunnenarzt in Altwasser wurde. Der alte Pischel hatte nur eine einzige reiche Tochter hinterlassen, mit der sich Johann Wolfgang Roell aus dem Vogtlande verheirathete und mit deren Mitteln er eine große Weinhandlung gründete. In dieser Ehe wurden fünfundzwanzig Kinder geboren, von denen aber nur drei Töchter am Leben blieben, Caroline, Dorothee und Friederike. Die erstere heirathete nun mein Vater und zog in das Haus der Schwiegereltern, in die große Wein-

handlung. Hier wurde ich als das zweite Kind meiner Eltern geboren. Vor mir hatte schon eine Schwester das Licht der Welt erblickt und mir folgten noch zwei Brüder und eine Schwester nach.

Obgleich ich in der günstigsten Jahreszeit zur Welt kam, in der kürzesten Nacht, in der zwei Auroren sich und mich küßten, war doch ein böser, neidischer Dämon um den Weg. Man hatte mir zu tief in den Nabel geschnitten und ich war im Begriff mich zu verbluten, ohne daß man es merkte, als meine theure Mutter trotz ihrer Mattigkeit nach mir umblickte und mich unmittelbar, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte, wieder vom Tode rettete, wie sie mir oft mit Freude erzählt hat. Da ich nun doch durch den Blutverlust sehr geschwächt war und man glaubte, ich werde nicht davon kommen, erlaubte mein Vater, daß ich Wolfgang getauft und daß mir kein zweiter Name beigelegt wurde. Er hatte seinen ersten Sohn nämlich anders taufen lassen wollen, weil ihm der Name Wolfgang nicht gefiel, der dem Großvater zu Ehren gewählt werden sollte. Ich muß beinahe fürchten, daß ich den Namen nur erhielt, weil er bald mit mir begraben werden sollte. Meine Geschwister wurden alle auf schönere und jedes auf zwei Namen getauft.

Die beiden Familien, welche durch die Heirath meiner Eltern mit einander verbunden wurden, waren einander wenig ähnlich, ja man kann sagen, sie standen um ein Jahrhundert aus einander. Denn in meiner Mutter Haus und Familie waltete noch bürgerliche Einfachheit, große Strenge und altlutherische Zucht und Gläubigkeit. In die Familie meines Vaters dagegen war der Geist moderner Bildung eingedrungen. Er hinterließ uns eine Bibliothek von zwei- bis dreitausend Bänden, welche zum Theil noch von seinem Vater und Großvater herstammte und gute historische und Reisewerke enthielt, zum Theil erst von ihm selbst gesammelt war und eine Auswahl belletristischer und philosophischer Modewerke darbot. Mein Vater war intimer Freund des geistreichen, auch durch seine Schriften bekannten Professor Füllborn in Breslau. Sie wollten gemeinschaftlich ein Taschenbuch für die Brunnengäste von Altwasser herausgeben. Es

konnte jedoch erst 1806 erscheinen, nachdem beide schon gestorben waren. Es kam in den Buchhandel unter dem Titel „Taschenbuch für Brunnengäste, besonders zu Altwasser in Schlesien. Mit Kupfern und einer Tabelle. Freyberg bei Craz und Gerlach 1806." In demselben steht ein rührendes Gedicht, welches Fülleborn, selber dem Tode nahe, noch seinem schon verstorbenen Freunde gewidmet hat. Mein Vater war überall hoch geachtet. Seine Ernennung zum Medicinalrath kam an, als er schon im Sarge lag. Jedermann hatte ihn gern gehabt und oft habe ich rühmen hören, wie fein und galant er gewesen sei.

Diese Feinheit besaß auch seine Mutter, welche wir die „Mama" zu nennen pflegten. Sie war die Tochter eines Predigers aus Carolath an der Oder, eine geborene Henn. Im siebenjährigen Kriege hatte sie sich auf eine Oderinsel ins Schilf verstecken müssen, wurde aber von feindlichen Soldaten ergriffen, die ihr schon um eines goldnen Ringleins willen den Finger abschneiden wollten, an dem der Ring zu fest saß. In der Verzweiflung gelang es ihr jedoch, sich den Ring selbst abzureißen. Sie besaß viele Bildung und Belesenheit, und ersetzte uns einigermaßen den Vater nach dessen frühem Tode, indem sie uns viel erzählte und auch viel zu lesen gab. Mitten unter den Kaufleuten und Industriellen unserer kleinen Stadt vertrat sie allein das gelehrte Fach, wenigstens den Sinn für höhere geistige Interessen, und da auch ich hierfür empfänglich war, hatte ich mich von Kindheit auf ihrer besonderen Gunst zu erfreuen.

Mein Vater war der einzige Sohn seines Vaters. Außer einigen alten Familienbildern und einem alten Richtschwert, welches unsere Vorfahren als jüngste Räthe der freien Stadt Breslau hatten tragen müssen, hat sich nach so langer Zeit nichts aus dem Familienbesitz erhalten, als ein Briefwechsel zwischen meines Vaters Vater und dessen Vater aus den Jahren 1754 bis 56. Der Sohn Benjamin Gottlieb studirte in Halle und mußte seinem Vater Johann Gottfried, damals Protonotar in Breslau, immer ausführlich über seine Studien und auch über politische Gerüchte und Vorfallenheiten Nachricht geben.

Es war kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, und man war in Breslau nicht wenig in Sorge um das, was kommen würde, da alle Männer von Stellung und Einsicht wohl wußten, die Kaiserin Maria Theresia wolle um jeden Preis Schlesien wieder erobern. Die Briefe, aus denen ich nur einige kleine Auszüge mittheile, verrathen nach damaliger Mode ein feines Haus. Der Vater schreibt mit gnädiger Herablassung, der Sohn antwortet in tiefster Unterwürfigkeit. Der Sohn hofft vom Vater „Dieselben werden sich in hohem Wohlseyn befinden" und verbleibt „Dero treu gehorsamster Sohn", ja er nennt sogar seinen Bruder Rudolf, „den Herrn Bruder". Auch adressirt er immer französisch. Doch geht ein Zug von Trauer durch den Briefwechsel. In den wenigen Jahren, in welchen derselbe geführt wurde, starb die Mutter, starb ein Bruder und Bruders Kind, ist immer von Krankheit der Familienglieder die Rede und schreibt der Sohn einmal dem Vater, sein Haus sei ein wahres „Trauer- und Tragödienhaus". Man athmet aus den Briefen den Todeshauch einer reichstädtischen Patrizierfamilie, die im Aussterben begriffen ist, aber im vollen Bewußtsein ihrer vornehmern Natur Abschied nimmt. Die ganze Familie ist in der That bald darauf ausgestorben. Ich habe nie von Verwandten des Großvaters gehört, die etwa in Breslau übrig geblieben wären.

In diesem Briefwechsel des Protonotar Menzel in Breslau mit seinem von 1754 bis 56 in Halle studirenden Sohne wird auf die Symptome des nahen (siebenjährigen) Krieges hingewiesen. In Halle verbreitete sich das Gerücht, der Fürstbischof von Breslau, Graf von Schaafgotsche, und sein ganzes Domcapitel, habe Verrätherei am preußischen Landesherrn verübt und nach Böhmen flüchten müssen. Das Gerücht ging aber der That lange voran. Der Protonotar schreibt seinem Sohne, es sei nichts davon wahr als daß der Fürstbischof seiner Gesinnung wegen beim König sehr in Ungnade stehe und daß große Reformen am bischöflichen Hofe, Abschaffung der Capelle ꝛc. großes Aufsehen erregen. Nicht minder großes Aufsehen machte der Pomp, mit welchem die Kaiserin Maria Theresia in Wien

das Fest der h. Hedwig, der Schutzpatronin von Schlesien beging. Das wies deutlich auf ihre Absicht hin, Schlesien wieder zu erobern. Der Protonotar schreibt seinem Sohne, Friedrich der Große habe zwei Stunden von Breslau eine Revue über ungewöhnlich zahlreiche Regimenter abgehalten und kein Mensch vom Civil habe das Lager betreten dürfen. Das sei, fügt er hinzu, auf Sachsen gemünzt, welches damals eine preußenfeindliche Bewegung machte.

An diese freilich nicht sehr erheblichen, doch immerhin interessanten politischen Mittheilungen, schließen sich andere an, welche das damalige Leben und Treiben auf der Universität Halle betreffen. Unter dem 27. Juli 1754 schreibt der Student seinem Vater über einen liederlichen Landsmann auf der Universität, welcher Schulden gemacht habe. Bisher habe man in solchen Fällen streng eingeschritten. „Vielleicht aber, fährt der Correspondent fort, hilft ihm der neue Prorector, der Geheimde Rath Carrach, welcher ein sehr großer Purschen Freund, und überdieses Chr. Schmieds zukünftiger Haus-Wirth ist, noch so, wie allen Purschen sie mögen begangen haben was sie wollen, hindurch. Den 12. dieses übernahm er von Sr. Magnifice dem Hr. D. Alberti das Prorectorat; der alte Prorector hatte die Purschen auf alle Weise geschoren, gestraft und ihnen ihre Freyheit, auch die unschuldigste genommen. Unter diesem neueren aber fieng alles von neuem unter den Purschen an zu leben. Man brachte ihm eine Abendmusik. Auf dem Markte waren bis 1200 Purschen versamlet, die insgesamt unter Trompeten und Paukenschall hernach des Nachts um 11 die Straßen auf und niederliefen vivat und pereat ruften wem sie wollten, das Lichtweg Schreien und darauf erfolgende Fenster Einwerffen blieb auch nicht außen; Hierzu durfte kein Häscher nicht ein Wort sagen au contrair sie mußten sich von den Purschen lassen auskatschen. Und so geschiehet es auch noch täglich nur, daß die Haufen der Purschen nicht so groß sind, als an jenem solennen Tage. Ich und meine Stuben-Gesellschaft hatten an diesem Lermen, der sich schon im Tage anfieng, kein Vergnügen; weil doch aber ein Solenner Tag war so dungen wir uns ein cabriol und fuhren zu

mittags hinüber nach Merseburg, woselbst wir uns das Schloß besahen, wie auch die ganze Stadt.

Etwas schlimmes aber fänget sich unter diesem neuen Prorector an nehmlich, das Wegnehmen der großen Purschen unter die Soldaten, und zwar ohne, daß sie etwas pecciret haben. Sie haben vorgestern einen Magdeburger nahmens Polycarpus Präger einen Menschen von 18 Jahren, der aber 10 Zoll an der Größe hielt auf eine königliche Cabinets ordre nach Berlin geführet. Ein gleiches Schicksal ist auch gestern noch 2 anderen wiederfahren. Man macht hierüber große Augen, und es wollen alle Freunde sich von hier Wegbegeben. Heut hat man general concilium gehalten, worinnen sich die Universität entschlossen, dem Könige deßfalls Vorstellung zu thun. Der Himmel gebe Ihr glücklichen Success. Es wäre sonst fürwahr für viel sehr gefährlich."

Also tolerirte Friedrich der Große die lustige Studentenwirthschaft zu militairischen Zwecken. Dagegen nahm er die Professoren, die wahrscheinlich ein wenig raisonnirt hatten, in die strengste Zucht. Unter dem 20. Januar 1755 schreibt der Sohn aus Halle: „Seine königliche Majestät haben allergnädigst geruhet ein neues Rescript an hiesige Accademie auszufertigen, in welchem Sie eine große Reformation vorzunehmen verordnen. Nehmlich es sollen und müssen künftig 1 alle Collegia die sonst nur in einem Jahre sind durchgelesen worden binnen einem halben Jahre vollendet werden bey 20 thl. Straffe bey dem ersten gegenstehenden Falle. Welches denn zum größten Leid-Wesen unsere Pandecten auch betrifft. Wie dieses aber wird möglich seyn, siehet noch kein Mensch ein. 2) Soll kein Sohn von schlechter Abkunft mehr angenommen werden, der nicht dociren kann, daß er 6000 thl. im Vermögen habe oder haben werde, weferne er nicht eine besondere königl. Concession aufweisen kann. Viel weniger sollen die enrollirten aufgenommen werden. Ja selbst diejenigen, welche auch mit königl. Erlaubniß studiren können, dürfen nicht ohne examen rigorosum ausgestanden und wohlbestanden zu haben, angenommen werden. 3) Wer den Freytisch oder ein Stipen-

dium genüßet so sich auf 10 thlr. beläuft soll im ersten Falle 1 mahl disputiren, im andern opponiren. 4) Sollen nur 13 Professores ordinarii seyn, die auch im General Concilio nur Sitz und Stimme haben sollen. Und zwar sollen stets 4 Professores juris seyn. Woraus folget, daß, da deren itzt nur 3 sind, noch einer von seiner Königl. Majest. muß gesetzt werden. Da aber in allen Fakultäten zusammen 19 Prof. ordinarii sind, so müssen die über 13 sind aus dem Senate Academico gestoßen, und keiner mehr gesetzet werden, biß sie bis unter 13 abgestorben sind."

Unter dem 29. Juli 1755 schreibt der Sohn indeß schon wieder von einer blutigen Schlägerei in Halle.

„Die Nacht auf den Prorectors-Wahltag haben die Häscher von etliche 70 Purschen aus den Raths Keller-Fenstern müssen einen Stein-Regen aushalten, da sie dieselben mit stürmender Hand in Gefängliche Verhafft nehmen gewolt, welches sie aber nicht haben bewerkstelligen können, bis eine Anzahl aus ihnen zu den Panzern und Harnischen ihre Zuflucht genommen. Worinnen sie denn von neuem einen Sturm gewaget, der ihnen gelungen, daß 37 von denen belagerten Purschen, doch nicht ohne entsetzliche Löcher und Beulen davon getragen zu haben, so daß sich die Häscher heute noch nicht erholen können, von Ihnen unter sang und Klang auf das Carcer geführet worden, die übrigen aber sind entkommen."

Wie schüchtern, aber auch wie liebenswürdig damals der Pietismus in Halle auftrat, zeigt ein rührender Brief des jungen Menzel an seine Mutter, vom ersten October 1754 datirt. Er war schwer erkrankt und kein Arzt konnte ihm helfen, bis er unerwartet von fremder Hand eine Arznei erhielt, die ihn bald heilte. Darüber schreibt er nun der Mutter: „Die tröstliche Nachricht von meinem Wohlbefinden wird die Last Dero Kummers Ihnen erleichtern. So hat sich die aus fremden Händen erhaltene Arznei gehalten! Es ist mir der Wohlthäter hiervon bißher noch unbekannt gewesen, nach dem ich aber Nachricht davon eingezogen: kann ich nicht umhin mit Dero gütigen Erlaubnis Ihnen alles umständlich zu erzählen. Sie wissen nehmlich

daß ich Ihnen des Hr. Müllers Schweſter als eine alte, beſtliche, einfältige, Herrnhutiſche, oder pietiſtiſche Jungfer beſchrieben habe. Dieſe hat mir den ſo heilſamen Thee überbracht. Aber woher? von Herr Profeſſor Callenbergen. Wie iſt aber Herr Prof. Callenberg auf mich gekommen? Folgender Geſtalt: Er hält nehmlich täglich eine gewiſſe Bet- und Erbauungs-Stunde, in welche gedachte Jgfr. Müllerin auch aus einfältigem Herzen zu gehen pfleget. Hier unterredet man ſich nun von vielen Geiſtlichen Dingen. Unterandern aber kommt die Rede auch einmahl auf den Chapitre von gutten Werken und deren Belohnung. Jedwedes entdecket ſeine Gedanken, Und jedes ſetzet ſich vor kunftig immer womit gutte Werke auszuüben. Es mochte hiervielleicht auch nicht die Noth der Kranken ſeyn vergeſſen worden, welches der Jgfr. Müllerin mich in den Sinn gebracht. Was thut ſie? Sie ſelbſt weis ſich keinen Rath, daher träget ſie dieſe Einfall und meine Umſtände der ganzen Verſammlung vor, u. man beſchließet alles mögliche zu thun mir zu helfen. Hr. Prof. Callenbergen fällt unter andern bewärten Mitteln, auch der Thee ein, deſſen ich mich jetzt bediene. Dieſen übergiebt er ihr ihn mir zu überbringen mit dem Befehl mir zu vermelden, daß, wenn er mir nicht helffen ſollte ich es ihm mit Ueberbringerin nur ſollte melden laſſen, ſo wollte er für Beförderung meiner Geſundheit ſchon anders bedachtſeyn. Voller Freuden und Hoffnung des Himmels kam dieſe einfältige Seele auf meine Stube geſprungen u. brachte u. verkündigte mir alles, was ihr der Herr Prof. mitgegeben hatte mit vielen Deprecationen und flehentlichen Bitten nur aber nichts ihrem Bruder und Schwägerin davon zu ſagen. Anfänglich wollte ich zwar mich nicht recht trauen, denn ich dachte Wunder was darhinter verborgen wäre. Ich überwand mich aber doch es zu verſuchen. Und ſiehe da! Es hat mir bisher recht gutte Dienſte gethan. Ich habe es ihr auch zu Gefallen gethan u. bey Müllern niemanden etwas davon geſaget. Dieſes war das große Geheimniß, mit dem ſie gar nicht heraus wolte, bis ich es endlich durch eine verfängliche Frage heraus bekam."

Benjamin Gottlieb Menzel ſtarb 1779, ehe noch ſein einziger

Sohn, mein Vater, geboren war. Seine Wittwe heirathete später, wie schon gesagt, den Kaufmann Trentler in Waldenburg.

Die erste Erinnerung aus meinen frühesten Kinderjahren knüpft sich an einen großen weißblühenden Kastanienzweig. Meine Mutter nahm mich im Wagen mit über die Berge nach Langenbielau, dem berühmten Fabrikort, wo eine hübsche und muntere Verwandte von uns an den Pastor Berger, einen großen und schönen Mann, verheirathet war. Später bin ich noch öfters auf demselben Wege zu ihnen gereist. Von jener ersten Reise aber ist mir tief im Gedächtniß geblieben, daß ich als ein kleines Kind auf der Mutter Schooß saß und weinte, während der Wagen an einem roth angestrichenen Hause hielt, vor welchem ein großer Kastanienbaum in Blüte stand, und daß ein jüngeres weißgekleidetes Frauenzimmer, welches mit uns fuhr, ausstieg, einen blühenden Zweig abbrach und mir in den Wagen reichte, wodurch ich augenblicklich beruhigt und hoch erfreut wurde. Lag darin wohl eine Vorbedeutung, daß ich die längste Zeit meines Lebens in einer Stadt zubringen würde, welche fast ringsum von den schönsten Alleen dunkelschattender und weißblühender Kastanien umgeben ist?

Da mein Vater Brunnenarzt im nahen Altwasser war, brachten auch wir Kinder oft im Sommer dort zu, und als kaum zweijähriger Knabe fiel ich einmal in den rund ummauerten Brunnen hinab, aus dem dort der beste Säuerling sprudelt. Man warf mir sogleich den Eimer nach, dessen eisernen Reif ich so krampfhaft umfaßte, daß ich ihn, wie man mir erzählt hat, noch immer festhielt und nicht lassen wollte, als ich schon wieder oben war.

Deutlich erinnere ich mich noch des großen Neujahrslärmens im Beginn des neuen Jahrhunderts. Vor dem Hause meines Großvaters, als dem größten in der Stadt, mit seinen breiten Arkaden und Steintreppen, dem Rathhaus gegenüber, waren die Pauker und Trompeter aufgestellt. Alles war erleuchtet und das Volk in Masse versammelt. Ein endloser sinnverwirrender Lärm.

Da mein seliger Vater viel beschäftigt und den Tag über nur

selten zu Hause war, habe ich kein bestimmtes Bild von ihm in der Erinnerung behalten. Nur zürnend sehe ich ihn noch vor mir, wie er mich einmal schlug, weil ich meiner zwei Jahre ältern Schwester ihre Puppe zerbrochen hatte. Ich war nämlich von Jugend auf ein Todfeind aller Kinderpuppen, sowie auch aller Wachsfiguren und gemalten Statuen. Trotz jeder vernünftigen Ueberlegung empfand und empfinde ich noch bei deren Anblick etwas wie von der Nähe eines feindseligen Dämonismus, weshalb auch Töchter und Enkeltöchter stets ihre Puppen vor mir haben verstecken müssen.*)

Als mein Vater noch lebte, veranstaltete er mit seiner und mehreren befreundeten Familien an einem schönen Sommertage eine Partie nach dem benachbarten Fürstenstein und man trank im sog. Riesengraben Kaffee, das ist ein malerischer Felsen, dessen weit vorstehende Nase hoch den tiefen Abgrund überragt, durch dessen grünen Wald ein Bach sich schlängelt. Erst zwei Jahre alt lief ich, ohne daß die Gesellschaft es merkte, der Felsennase entlang und blieb auf ihrer äußersten Spitze stehen, ohne zu ahnen, welcher Gefahr ich mich aussetze. Denn ich war damals schon, wie später mein ganzes Leben hindurch, von Schwindel frei. Plötzlich hörte ich hinter mir ein entsetzliches Geschrei. Man hatte mich stehen sehen, man rief mir, aber niemand wagte sich zu mir heran, bis ich von selbst, der Stimme der Mutter folgend, zu ihr zurücklief. Diese Schwindellosigkeit hat mein zweiter Sohn Ludwig von mir geerbt, der als kleiner Knabe schon auf dem höchsten Querbalken des großen Gerüstes auf dem Stuttgarter Turnplatz zum Schrecken der Zuschauer umherlief.

Kurz vor meines Vaters Tode träumte meiner Mutter, die Stadt sei bei Nacht ungewöhnlich erhellt, sie öffne das Fenster und

* Obige Bemerkung ist sehr charakteristisch für den Verfasser. Wie in seiner kritischen und politischen Thätigkeit, so war ihm auch im gewöhnlichen Leben alles Unnatürliche ein Gräuel. So durften wir Jungens nie auf Stelzen gehen. Ebenso hat er sich nie um den Wechsel der Mode in der Kleidung bekümmert und auch im Kreis der Familie keine Aenderungen geduldet, zumal da die guten Deutschen sich immer von Paris diktiren ließen, wie sie sich kleiden sollen. Anm. d. Herausg.

ſehe einen langen Leichenzug mit Fackeln langſam vorbeiziehen. Neugierig rufe ſie einem Bekannten unten zu: Wer denn begraben werde? und erhalte zur Antwort: Der Doctor Menzel! — Mein Vater ſtarb als Opfer ſeines ärztlichen Berufes, indem er im harten Winter zu einer kranken Dame reiſen mußte und ſich tödtlich erkältete. Im Bette liegend nahm er noch am Weihnachtsabende 1802 an unſerer Freude theil, als wir Kinder um den hellerleuchteten Chriſtbaum hüpften, und zwei Tage nachher ſtarb er.

Ich muß noch erwähnen, daß ſich unter ſeinen Reliquien eine Schürze von blauer Seide befand. Er war nämlich Meiſter vom Stuhl in der Loge meiner kleinen Vaterſtadt. Meine Mutter aber hat mir ſpäter oft geſagt, er habe noch auf dem Sterbelager ihr anempfohlen, uns Söhnen zu ſagen, wir ſollten keine Freimaurer werden, weil es nur eine theure Spielerei ſei.

Hätte mein Vater länger gelebt, ſo würde er wahrſcheinlich, weil er als Arzt einen großen Ruf genoß, ſpäter nach Breslau, in die Heimath ſeiner Väter, zurückgekehrt ſein, oder wenigſtens das Haus ſeiner Schwiegermutter mit uns Kindern verlaſſen haben, da ihr Hausregiment und das ſeinige ſich wohl nicht lange mehr vertragen hätten. Wie ganz anders hätte ſich vielleicht mein Leben geſtaltet, wenn ich den Vater behalten hätte.

Mit ihm endete eigentlich das ältere Breslauer Geſchlecht, und mit uns, ſeinen drei nachgelaſſenen Söhnen, ſchien ein neues, kräftigeres und dauerhaftes Geſchlecht zu beginnen. Der alte Stamm verjüngte ſich durch die geſunde und ſtarke Mutter und ſchlug in zahlreiche neue Aeſte aus. Wir waren unſer fünf Geſchwiſter: Emilie, Wolfgang, Rudolf, Oswald und Caroline. Die letztere wurde erſt nach des Vaters Tode geboren.

Bald nach meinem Vater ſtarb auch ſein guter Stiefvater Treutler. Meiner Mutter Vater Röll wurde vor Alter kindiſch. Dieſer immer freundliche Greis hatte noch einen ungeheuer langen Zopf à la Friedrich der Große, den er in die Rocktaſche zu ſtecken pflegte und mit dem er uns zuweilen zum Scherze ſchlug. In unſerer

ganzen nähern Verwandtſchaft gab es nur noch zwei männliche Weſen, meines Vaters Stiefbrüder. Der eine, Fritz Treutler, wurde verrückt, weil er in der Trunkenheit Moſchus trank. Der andere, Ernſt Treutler, wurde unſer Vormund, bekümmerte ſich aber wenig um uns. Er war ein genußſüchtiger, aber dabei feiner und gewählter Hageſtolz, der keine Geſchäfte und am allerwenigſten Kinderſorgen leiden konnte. Er ließ uns gewähren, war ſelten zu ſehen und erſchien immer als ein Fremder im Hauſe.

Ich bekam es alſo gänzlich mit Weibern zu thun. Die Mutter und zwei Großmütter theilten ſich in unſere Erziehung, wobei auch einige andere Frauenzimmer gelegentlich Einfluß übten, durchaus aber kein Mann.

Dabei lebten wir Kinder beinahe in zwei Häuſern, dem väterlichen und mütterlichen zugleich. Beide Häuſer, das der Vatermutter Treutler und das der Muttermutter Röll ſtanden ſich am Marktplatz an zwei Ecken gerade in der Diagonale gegenüber und contraſtirten in jeder Hinſicht.

Wir wohnten in dem Röll'ſchen Hauſe, dem ſchönſten in der Stadt mit doriſchen Säulen an der vorderen Front, und es gehörten noch zwei Häuſer dazu. Ich war aber faſt den ganzen Tag lieber in dem Treutler'ſchen Hauſe, das bequem eingerichtet war und eine ſchöne Ausſicht auf die Berge hatte. Die Haupturſache aber war, weil ich die väterliche Großmutter viel lieber hatte als die mütterliche.

Meine Mutter ſtand noch immer als Tochter unter dem Befehl ihrer despotiſchen Mutter. Dieſe in vieler Hinſicht merkwürdige Frau Anna Dorothea regierte ihre drei Häuſer mit einer Art der feinſten Despotie. Seit mein Vater geſtorben war, duldete ſie keinen Mann mehr im Hauſe und verſah ihre große Weinhandlung ganz allein mit Frauenzimmern. Rüſtig und durchgreifend, wie ſie war, ſtand ſie der Handlung allein vor, ließ die Correſpondenzen durch ihre Töchter beſorgen und war noch in ihrem ſiebenzigſten Jahre an der Spitze aller Geſchäfte.

Bei dieser äußern Rüstigkeit war ihr Charakter finster und bigott. In ihrer Jugend hatte sie bittere Schicksale durchmachen müssen. Ihr Vater war, wie schon erzählt ist, ermordet worden. Sie selbst war im siebenjährigen Kriege von den Oesterreichern mißhandelt worden und ihr erster Liebhaber hatte sich aus Verzweiflung in einen Brunnen gestürzt. Sie hatte nie ihr elterliches Haus verlassen und hier heirathete sie den Weinhändler Röll, der die neuen Häuser baute. Derselbe gründete auch drei große Weinkeller, zwei auf der preußischen und einen auf der österreichischen Seite der Grenze. Der größte dieser Keller befand sich unter den drei Häusern in Waldenburg, ein langer Corridor von großen und kleinen Fässern, welche den Nektar Hegyallas und der französischen und rheinischen Rebenberge in sich schloß. Es ist mir nicht unbekannt geblieben, daß viel Wein von Frankreich und dem Rhein her hinüber nach Böhmen und hinwiederum viel Ungarwein herüber nach Schlesien gebracht wurde, nächtlicher Weile und unverzollt, woran aber der dicke Grenzinspector, unser täglicher Gast, keinen Anstoß nahm, denn gewöhnlich lag er schon vom Wein in süßen Schlummer eingewiegt, wenn die schweren Weinfuhren langsam und geräuschlos das Hofthor passirten.

Nicht weit von meinem Vaterhause stand ganz isolirt ein kleines Alterthum, eine Capelle nämlich über einem hellen Brunnen, von dem das Städtchen einst den Namen soll erhalten haben, der ursprünglich Wallenburg lautete. Er soll in der Vorzeit für heilig gegolten haben, und häufig sah man damals noch katholische Böhmen zu ihm wallfahrten. Ueber diesem Brunnen aber erhob sich auf einem Hügel, zu dem eine breite Steintreppe hinaufführte, ziemlich majestätisch die neue lutherische Kirche, die unter den Auspicien Friedrichs des Großen gebaut war. Bevor nämlich dieser König sich Schlesiens bemächtigte, war nur ein Theil der kleinen Fürstenthümer, in welche Schlesien erfiel, durch besonders günstige Umstände in den Besitz voller und im westphälischen Frieden verbürgter Religionsfreiheit gekommen. So namentlich auch die Stadt Breslau. In andern dagegen waren die Lutheraner rechtlos geblieben und hatten zum Theil unter hartem

Druck gelebt. Meine Großmutter erzählte uns oft, wie sie als junges Mädchen mit ihrem Vater Pischel drei Meilen weit zur Kirche habe fahren müssen, nämlich nach Schweidnitz, weil sonst im Gebirge keine lutherische Kirche geduldet war. Die Lutheraner in Waldenburg und den umliegenden Dörfern ließen häufig ihre Kinder von herumziehenden Prädicanten an einem alten Stein im Walde taufen, wo auch heimlich gepredigt wurde. Die Verwendung des Schwedenkönigs Karls XII. verschaffte den Protestanten doch nur wenige sog. Gnadenkirchen. Erst Friedrich der Große, nachdem er Schlesien erobert hatte, machte den Protestanten Luft, und nun wuchsen überall neue Kirchen wie aus der Erde hervor. Auch meine Vaterstadt erhielt eine solche, und obgedachter alter Stein aus dem Walde ist in den Altar der neuen Kirche eingesetzt worden. Jemehr die Einwohner unserer Stadt durch ihren Handel bereichert worden waren, um so schöner wollten sie auch ihre neue Kirche haben. Im gläubigen Volke hart an der böhmischen Grenze und unter den Verfolgungen hatte sich im schlesischen Gebirge eine Art Mischung von hussitischem und lutherischem Wesen gebildet. Das erstere war schon länger einheimisch, das andere erst von Sachsen herübergekommen. Als es sich nun um den Bau der neuen Kirche handelte, bestand der altgläubige Theil der Gemeinde auf dem alten Symbolum der Hussiten, und über der neuen Kirche mußte ein kolossaler vergoldeter Kelch prangen. Der gebildete Theil der Gemeinde und die neuen preußischen Behörden glaubten dem alten Vorurtheil zwar in Bezug auf den Kelch nachgeben zu müssen, holten sich im übrigen aber ihren Geschmack aus Berlin, Potsdam und Sanssouci und bauten die neue lutherische Kirche auf dem majestätischen Hügel in der Form moderner Theater als eine in die Länge gezogene Rotunde von schneeweißen Säulen getragen. Darüber wurde nun ein gemeines, rothes Ziegeldach, ein häßlicher Thurm und auf diesen der riesenhafte goldne Kelch gesetzt.*) Man kann sich etwas Unnatürlicheres und Geschmackloseres kaum vorstellen. Ich muß bekennen, daß, wenn ich bei den Hausandachten

*) Er wurde erst viel später entfernt.

meiner alten Großmutter auch oft wahrhaft erbaut war, mir doch dieſe moderne Kirche die Andacht immer nur genommen hat. In meiner Großmutter Hauſe fand man von Büchern nichts als die Bibel, Luthers Katechismus, das alte Breslauer Geſangbuch und zwei Erbauungsbücher, eins von Arnd und eins von Schmolke. Auch lebte in dieſem Hauſe die Erinnerung an den früheren Religionsdruck, ein tiefer religiöſer Ernſt, eine noch ganz urſprüngliche, unverfälſchte, volksthümliche, man möchte beinahe ſagen bäuriſche Gottesfurcht. Darin lag etwas, was unmittelbar in die Seele greift und was ich ſehr frühzeitig von der faden rationaliſtiſchen Predigt moderner Geiſtlicher unterſchied.

Da ſich in einem großen Zimmer unſerer Weinhandlung die Spitzen der Behörden und der Kaufmannſchaft täglich einfanden, um bei altem Tokayer oder Burgunder die Tagesneuigkeiten zu beſprechen, und die meiſten dieſer Herrn dem Zeitgeiſt huldigten, konnte es in einem ſo frommen Hauſe an kleinen Reibungen und Spöttereien nicht fehlen. Zwar in Gegenwart der Großmutter hätte weder der Vergrath, noch der Bürgermeiſter, noch der Millionair über die Religion zu ſpotten gewagt; wenn ſie aber nicht da war, geſchah das oft. Da wehrte ihnen aber die Muhme Frieſen, Tochter des in Elbing erſchlagenen Schwagers von Piſchel, eine weiße, recht nonnenhafte Perſon, mit ſchwarzem ſchlicht geſcheiteltem Haar. Sie war noch frömmer als meine Großmutter, aber in einer mehr pietiſtiſchen Richtung und höchſt liebevoll und ſanft. Da ſie eigenes Vermögen beſaß und nur aus gutem Willen im Hauſe half, auch einen ſehr feſten Charakter und viel Verſtand hatte, ſo ſtand ſie im ganzen Hauſe, ſelbſt bei der Großmutter in hoher Achtung und jeder nahm gern die Zuflucht zu ihr. Oft wurde ſie von den muthwilligen Weingäſten wegen ihrer Frömmigkeit aufgezogen, aber ihre ſanften und treffenden Antworten waren in der Regel beſchämend und ſiegreich.

Man hielt uns Kindern einen beſondern Hofmeiſter, der im Hauſe der „Mama", unſerer Großmutter väterlicherſeits, wohnte. Er hieß Nagel und war ein heiterer und geſcheidter junger Mann, wenn

auch zuweilen launisch und bequem. Ich lernte sehr leicht und gern, machte schon sehr frühzeitig allerlei Stylübungen und wurde namentlich im Französischen so gut unterrichtet, daß ich schon als achtjähriger Knabe, als die Franzosen im Jahr 1806 erobernd ins Land einfielen, den Dolmetscher machen und den erschrockenen Dienstboten und Nachbarn bei der Verständigung mit dem fremden Volke aushelfen konnte. Im Uebrigen nahm ich lebhaft an den Knabenspielen theil, welche diesem Alter natürlich sind, und übte mich aus angebornem Triebe und ohne Anleitung in den Turnkünsten, die noch keine Stärke der Brust und Arme, aber Gewandtheit und Schnelligkeit erfordern, also hauptsächlich im Springen und Klettern. Waghalsiges Klettern war mein höchstes kindliches Vergnügen. Wie oft habe ich mich auf den äußersten Aesten einer Eiche gewiegt, die sich über einem hohen Steinbruch nahe bei meiner Vaterstadt herüberbog. Ich trieb mich viel auf den nahen Bergen und im Wald umher. Einer meiner liebsten Jugendgespielen, Rausch, der einzige Sohn reicher Eltern, wurde eines Sonntags, als er mich auf dem Berge auf einer bestimmten Stelle erwartete, um einer goldnen Uhr willen von einem Bösewicht beraubt und in einen alten Schacht hinabgeworfen. Als ich an die Stelle kam, fand ich niemand. Erst nach einigen Tagen wurde das unglückliche Kind mit noch schwachen Spuren des Lebens, aber gräßlich entstellt gefunden und schlug die Augen nicht mehr auf.

Ich war noch sehr jung, als ich zum erstenmal meine Mutter auf einer Fahrt in die Ebene hinaus begleiten durfte. Wir dinirten in dem Schlosse Rohnstock, bei, ich weiß nicht mehr welchem schlesischen Grundherrn. Die Bilder im Schloß, der herrliche Garten und der schöne sonnenhelle Tag machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Aber ich muß wohl in der Freude übermüthig geworden sein, denn ich that einen Fall und lag bewußtlos in meinem Blute. Als ich wieder zur Besinnung kam, war alles dunkel und ein schreckliches Gewitter ausgebrochen. Ich sehe die Mutter noch, wie sie sich liebreich zu mir hinabbeugte.

Ein andermal begleitete ich meine Mutter zu dem Pastor Hermann in Hohenfriedeberg, einem der vertrautesten Freunde meines seligen Vaters. Dieser Geistliche war damals noch jung, aber voll Würde und einer der schönsten Männer. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen wie zu einem Vater, und er liebkoste mich als den Sohn seines besten Freundes. Er war Hofmeister im gräflichen Hause Sandreyki gewesen, und die Tochter des Hauses hatte sich in ihn verliebt. An eine Heirath war nicht zu denken, da die Eltern sehr stolz waren. Aber beide Liebende gelobten einander ewige Treue und erst dreißig Jahre später, als die Eltern der Gräfin gestorben waren, heirathete sie den Pastor. Ich war damals schon in Stuttgart verheirathet. Sie besuchten mich, verfehlten mich aber zu meinem großen Leidwesen.

Einmal fuhr ich wieder mit meiner Mutter nach Langenbielau. Das am Fuß des Eulengebirges lang hingestreckte Dorf war damals schon zahlreich bevölkert und ein berühmter Fabrikort. Ich hatte vorher schon genug Elend gesehen bei den armen Webern, die jeden Sonnabend schaarenweise in unsere Stadt kamen, aber diese Leute waren demüthig und Gott ergeben. In Bielau dagegen sah ich zum erstenmal die Menschheit von ihrer häßlichsten Seite. Besonders fielen mir die verthierten Weiber und Kinder auf, die keinen Fremden vorbeigehen ließen, ohne ihn mit den schmutzigsten Schimpfwörtern und rohem Gelächter zu verhöhnen.

Es schien mir, auf den Bergen wohnen bessere Menschen. Ich sah zum erstenmal von einem unserer näheren Berge die Schneekoppe, den Gipfel des Riesengebirges, und bekam eine Lust, den aufsteigenden Linien des Gebirges zu folgen. Ich dachte mir eigentlich nichts dabei, aber es zog mich fort. An einem schönen Sonnabend in der Frühe sollte ich einen gewöhnlichen Ausgang machen; wie aber die Sonne so schön die Waldberge vergoldet hatte, lief ich zur Stadt hinaus der Schneekoppe zu. Ich hatte wirklich im Sinn, gar nicht mehr wiederzukommen, obgleich mir daheim niemand etwas zu leide gethan hatte. Ich fühlte mich über alle Maßen froh gestimmt und sang und jauchzte

unterwegs. Als ich die Waldhöhe erreicht hatte, welche die Thäler von Waldenburg und Gottesberg trennt, nahm ich noch ganz luſtig Abſchied von der erſtern Stadt und ſtieg zur andern hinab. Als ich aber durch dieſe hindurch gehen wollte, rief mich aus dem Fenſter eines hübſchen weißen Hauſes eine bekannte Stimme an. Es war ein Kaufmann Namens Schmiedel, der wöchentlich in unſer Haus kam. Als ich ihm nun freimüthig meine Abſicht kund that, behielt er mich einſtweilen bei einem guten Frühſtück, ließ anſpannen und brachte mich zu meiner Mutter zurück, ehe ſie mich noch vermißt hatte. — Später iſt mir mein älteſter Sohn Rudolf einmal in ganz ähnlicher Weiſe ohne alle Urſache und in der heiterſten Stimmung fortgelaufen. Es muß doch alſo wohl in der Seele der Kinder ein Zug zur Ferne liegen, der nach keiner Ueberlegung frägt.

Seit ich denken kann, habe ich immer von Zeit zu Zeit auf eine Perſon meine beſondere Liebe geworfen. Immer war mir irgend ein Knabe unter meinen Gefährten der liebſte, welches jedoch wechſelte, wenn ich einen edlern Zug bei einem andern wahrnahm.

Es war noch vor dem franzöſiſchen Kriege, als ich einmal dieſe beſondere Gunſt und Neigung einem kleinen Mädchen meines Alters zuwandte, deren Eltern arme Tagelöhner waren. Sie wohnten im Thal unter Waldenburg in einem kleinen zwiſchen Wieſen ſtehenden Häuschen. Ihre Anhänglichkeit an mich war innig und ſclaviſch. Ich ſchenkte ihr einſt einen ſchönen Henkeldukaten aus meiner Sparbüchſe, worüber ſie eine unvergleichliche Freude hatte. Aber wie ſehr war ich überraſcht, als ich bald darauf ſie in Thränen ſchwimmend an der Hand ihres Vaters in unſerm Hauſe ankommen ſah. Der ehrliche Vater wollte nicht glauben, daß ich ſeinem armen Kinde ein ſo koſtbares Geſchenk gemacht habe, allein ich bekräftigte die Wahrheit ihrer Ausſage und machte ihrer Noth ein Ende.

Das Volksleben bot damals noch eine Erſcheinung dar, welche der Kinderwelt zur großen Wohlthat gereichte, jetzt aber immermehr verſchwindet. Die Alten und das Geſinde erzählten den Kindern noch artige Märchen und rührende Geſchichten, und alte Volkslieder

wurden so allgemein gesungen, daß fast jedes Kind sie auswendig wußte. So waren mir, als viele Jahre später Hoffmann von Fallersleben die schlesischen Volkslieder sammelte und herausgab, beinahe alle diese Lieder von meiner Kindheit her noch wohlbekannt. Wie traurig, daß die mündliche Mittheilung des so reichen und schönen nationalen Lieder- und Märchenschatzes in neuerer Zeit fast ganz aufgehört hat und der Leserei von tausend und abertausend fabrikmäßig gelieferten, nur mit Kindlichkeit kokettirenden geist- und seelenlosen Kinderbüchern hat weichen müssen. Ich war noch so glücklich, daß mir kein Kinderbuch in die Hand gegeben wurde, außer Robinson Crusoe, bei dessen Lectüre ich die lehrhaften Gespräche regelmäßig überschlug. Das ganze pädagogische Gewäsch der modernen Kinderliteratur ist vom Uebel und vermag die mündliche Mittheilung der guten alten Volkslieder und Märchen niemals zu ersetzen. Auch da nicht, wo man romantische Effecte bezweckt und in schönen Worten frömmelt. Man muß den Kindern niemals verraisonniren und vorempfinden und ihnen ihre eigenen Stimmungen erklären wollen. Eine gute Geschichte, ein Märchen, eine Fabel, ein Lied von ergreifendem und unvergeßlichem Inhalt wirken unmittelbar auf das Kind viel tiefer und erfolgreicher ein, als weitläufige Ermahnungen oder gar Beschreibungen derjenigen Gefühle, die man gern den Kindern octroyiren möchte.

Bevor ich ein wenig mehr in die Jahre kam und meines seligen Vaters hinterlassene Bibliothek zu durchspähen und zu verschlingen anfing, kamen mir alle die guten alten Volksbücher in die Hände, welche damals noch auf den Jahrmärkten, freilich auf sehr grobem Papier gedruckt, um ein Spottgeld verkauft wurden, die Genovefa, Magelone, Melusine, Helena und Hirlanda, der Kaiser Octavianus, die vier Haimonskinder, die drei Müllerstöchter, Eulenspiegel ꝛc. Darin liegt mehr Poesie, gesunder Verstand und richtiges Gefühl, als in allem, was die moderne literarische Fabrikation dem Volke dafür geboten hat.

Die romantische Umgebung meiner Vaterstadt nährte in mir

den durch die erwähnten volksthümlichen Traditionen geweckten Sinn für eine poetische Auffassung der Welt überhaupt, von deren Größe und Wunderbarkeit ich mir märchenhafte Vorstellungen machte. Wir besaßen eine große optische Maschine, in welcher man eine bedeutende Anzahl von Bildern in vergrößertem Maaßstab erblicken konnte. Die Bilder stellten die größten und berühmtesten Städte der Welt dar, einige auch nur einzelne weltberühmte Plätze, wie den Markusplatz von Venedig, den Platz vor der Peterskirche in Rom, die Pyramiden, den Porzellanthurm von Nanking ꝛc. Sie waren auf Pappdeckel aufgezogen und mein seliger Vater und seine Brüder hatten einige Prospecte berühmter Städte und Plätze so durchgeschlagen, daß man dasselbe Bild, wie beim Taglicht, so auch in der Nachtbeleuchtung sehen konnte. Nicht nur alle Fenster waren erleuchtet, sondern an einigen Bildern auch ganze Illuminationen ausgeführt. So brauchte man das Licht in der Maschine nur vor oder hinter das Bild zu stellen, um dieselbe Stadt bei Tage oder bei Nacht vor sich zu haben. Diese hübschen Bilder brachten mir ferne Welten lebendig nahe und entfalteten vor mir die ganze Mannigfaltigkeit der Zonen, der Völker und ihrer Cultur.

Eine deutsche Ausgabe der großen Naturgeschichte von Buffon mit zahllosen illuminirten Kupfern öffnete mir den Blick in eine kaum übersehliche Thierwelt. Nichts bildet mehr den Formensinn, als die Vergleichung der scharf ausgeprägten thierischen Gestalten. Ich zweifle nicht, daß die ersten Gebilde von menschlicher Künstlerhand Thierformen nachgeahmt haben, ehe man zur Menschenbildnerei und Landschaftsmalerei übergehen lernte. Bei mir äußerte sich der Nachbildungstrieb in der bescheidensten Weise, indem ich allerlei Thierfiguren mit der Scheere in Papier ausschnitt. Man lobte daran, daß ich das Charakteristische der Thierform stets treffe, wenn ich auch nicht immer Geduld genug hatte, alles im Kleinen niedlich auszuführen, so daß z. B. die Hörner meiner Hirsche etwas dicker blieben, als sie hätten sein sollen. Damals waren die ombres chinoises in die Mode gekommen und auch in meiner Vaterstadt etablirte sich auf

einige Zeit ein fremder Künstler mit einem großen Schattenspiel. Zufällig bekam dieser Künstler meine ausgeschnittenen Thiere zu sehen und bat sich dieselben aus, um sie in den Zwischenacten im Schattenspiel vor dem verehrungswürdigen Publikum vorüberziehen zu lassen. Sie ernteten wegen ihrer Mannigfaltigkeit und freien Auffassung verdienten Beifall, was mich sehr beglückte und veranlaßte, auf des Künstlers Rath, mich auch im Ausschneiden von Landschaften zu versuchen. Da wuchsen unter meiner Scheere alsbald Tannen, Palmen, Waldpartien, Felsenpartien, Gärten mit phantastischen Brücken ꝛc. hervor, die dem verehrungswürdigen Publikum abermals produzirt wurden und gleichen Beifall fanden.

Wir hatten auch einen alten Homannischen Atlas, in welchem ich alle Länder der Erde überblicken konnte. Er machte mir unendliches Vergnügen, so daß ich schon als sechs- und siebenjähriger Knabe stundenlang auf ihm lag und nicht ruhte, bis ich in allen Continenten und Meeren orientirt war.

Als der Negeraufstand in Hayti, die Niederlage der letzten französischen Armee daselbst und die Krönung des schwarzen Kaisers Dessalines kurz vor dem österreichischen Kriege von 1805 viel Aufsehen in Europa erregte und auch in unserer Weinstube davon gekannegießert wurde, wußte in der ganzen Gesellschaft niemand, daß Hayti, Hispaniola und St. Domingo ein und dasselbe seien, und der kleine Knabe, der es wußte und sagte, wurde wegen seiner Naseweisheit ausgelacht, am nächsten Tage aber, da die Herrn sich überzeugt hatten, gelobt. Damit begann meine Theilnahme an den Händeln der Welt. Im Jahr 1805 trat uns armen Schlesiern das Verhängniß schon ein wenig näher. Ich erinnere mich noch gut, wie man damals der Oestreicher spottete und wie viel Beifall ein Orgelmann fand, der noch in demselben Winter mitten im Schnee eine Illustration der Schlacht bei Austerlitz, die eigentlich nur eine große Masse von blut- und feuerroth war, vorzeigte. Doch gab es Einzelne, die den Oestreichern lieber geholfen hätten. Der Minister Haugwitz war in aller Munde.

Das Schicksal erfüllte sich rasch. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena war die preußische Monarchie in wenigen Wochen zertrümmert. Napoleon brauchte das Gros seiner Armee, um die Ostseeküsten zu gewinnen und Polen zu insurgiren. Nach Schlesien warf er nur eine geringe Macht, weil hier kein preußisches Regiment mehr das Feld hielt und es sich nur um die Festungen handelte, deren Commandanten fast alle schwachköpfige Greise, zum Theil feige Verräther waren. Schlesien zählte an zwei Millionen Einwohner und wenn man rechtzeitig seine Jünglinge und Männer bewaffnet hätte, würden sie hingereicht haben, das schwache Corps des Prinzen Jerome und General Vandamme zurückzuschlagen. Aber dafür war nicht gesorgt. Außer dem Militär wußte nur der jagdberechtigte Adel und das Forstpersonal mit dem Feuergewehr umzugehen. Jedem Andern war es bei schwerer Strafe verboten. Die schwachen Behörden selbst hinderten jeden patriotischen Aufschwung. So war es möglich, daß Preußens reichste Provinz von einer Armee, welche verhältnißmäßig nur eine Handvoll Räuber genannt werden konnte, erobert und ausgeplündert wurde.

Es war im Winter auf 1807, als an einem Sonnabend Morgen, während meine Vaterstadt wie gewöhnlich von ländlichen Webern wimmelte, fünf und zwanzig bayerische Chevauxlegers auf den Markt geritten kamen und sich so roh benahmen, daß in wenigen Minuten die Weber ihre langen Gebirgsstöcke aufhoben und die stolzen Reiter von den Rossen herunterschlugen. Ich sah alles aus dem Fenster mit an. Der Magistrat that Einsprache, weil er die Rache des Feindes fürchtete. Aber die Bauern ließen ihre Beute nicht fahren, sondern transportirten die gefangenen Reiter und ihre Pferde nach der Festung Schweidnitz. Noch an demselben Tage wurden gegen fünfzig andere gefangene und verwundete Bayern, welche letztere elend im Stroh bei großer Kälte auf offenen Schlitten lagen, durch ein preußisches Streifcorps unter einem Hauptmann oder Major Fischer eingebracht, dessen Namen ich noch behalten habe, weil er mich empörte. Dieser Offizier nämlich behandelte die Verwundeten,

indem er ihre Fortschaffung beschleunigen wollte, so brutal, daß selbst unsere zahmen Bürger darüber murrten. Indessen waren es nur Repressalien, denn die Bayern, noch mehr aber die Württemberger, welche Vandamme mitgebracht hatte, gingen mit dem schlechtesten Beispiel voran und haben sich in Schlesien unerhörte Frevel gegen Wehrlose erlaubt.

Die Eile des ingrimmigen Fischer hätte die Bewohner unserer kleinen Stadt belehren sollen, daß ihm der Feind nach Schweidnitz nachfolgte. Am folgenden Sonntag befand ich mich mit meiner Familie in der Kirche, als die Predigt des ohnehin leise redenden Pastor Guder durch fernen wunderlichen Hörnerklang unterbrochen wurde. Es war der melodische Marsch der württembergischen schwarzen Jäger, welche kamen, um Rache für die gefangenen Bayern zu nehmen und die Stadt zu plündern. Alles stürzte aus der Kirche. Da aber die Kälte sehr streng und jeder Soldat froh war, bald unter Dach zu kommen, war die Gefahr nicht so groß, als man anfangs befürchtete. Ueberdies wollte Vandamme selbst in kurzer Zeit ankommen und in dem reichen und bequemen Städtchen rasten. Also blieb es bei bloßen einzelnen Mißhandlungen, Geldererpressungen und Möbelzerstörungen, die Feinde selbst aber hatten Acht, daß die Stadt nicht in Brand gesteckt wurde. Einer sehr geschwätzigen Frau wurde der Mund bis an die Ohren aufgebauen. Ein ehrbarer Küster wurde auf dem Markt ausgezogen. Die reichsten Honoratioren der Stadt mußten den Soldaten bei Tisch aufwarten und sogar bei gewissen Geschäften das Licht halten. Allerlei Wagen, Möbel und andere brennbare Sachen wurden aus den Häusern geschleppt, um zu Bivouakfeuern für die Truppen zu dienen, die nicht in den Häusern unterkommen konnten. Große Ballen von Fries und Tuch wurden aus den Waarenlagern geschleppt und nicht nur zu Decken und Mänteln zerschnitten, sondern auch als Teppiche über die Straßen gebreitet. Die später ankommenden württembergischen Chevauxlegers mit dem Roßschweif auf dem Helm raubten sogar die kostbarsten Atlas- und Seidenzeuge, und ich sah eine ganze Schwadron in langen über Roß

und Mann gebreiteten Decken von grünem Atlas zur Stadt hinausreiten. Aus meines Großvaters Keller wurde der Wein in Pfordeeimern fortgetragen. Auf der Straße wurde jedes Mädchen festgehalten. Alles wimmelte von beschäftigten Soldaten, und man sah fast kein Bajonet, an welchem nicht Brod, Fleisch, Würste u. dergl. hingen.

Außer dem Wein erlitt meines Großvaters Haus keinen Verlust, denn es erhielt sogleich Sauvegarde und wurde als das schönste Haus in der Stadt für den General Vandamme in Beschlag genommen.

Im Hause der Mama ging es dagegen ziemlich bunt her und beinahe wäre mein wahnsinniger Onkel ums Leben gekommen, da er die ersten Soldaten, welche die Treppe herauf kamen, mit Riesenkraft wieder hinunterwarf. Die gute Mama, die immer den Schein bewahrte, als sei er bei Verstande, schrie jetzt zum erstenmal laut auf: Er ist ja verrückt, thut ihm nichts! So blieb er wirklich geschont und wurde nur schnell eingesperrt.

Vandamme fand sich am Dienstag ein. Ich war zufällig bei meiner Mutter in der Küche, wo für ihn und sein Gefolge gesotten und gebraten wurde. Da kam er selbst in die Küche und begrüßte meine Mutter mit der größten Artigkeit, indem er ihr für die getroffenen Verkehrungen dankte. Er war ein nicht großer, aber untersetzter Mann und trug einen Ueberrock. Als er hörte, die Großeltern und wir Kinder seien alle auf eine Bodenkammer verwiesen, nur um ihm und seinen Offizieren Platz zu machen, befahl er sogleich, uns zwei Zimmer wieder einzuräumen. Ich erwähne das ausdrücklich, weil derselbe General Vandamme in andern Quartieren, wie allgemein bekannt ist, einen üblen Ruf zurückgelassen hat. Seine damalige gute Laune und Artigkeit hatte ihren Grund ohne Zweifel darin, daß ihm das Niederbrennen der Stadt mit einer großen baaren Summe in Geld, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, mit 30,000 Dukaten abgekauft worden war.

Das Hauptquartier verließ uns schon am folgenden Tage und

rückte näher gegen Schweidnitz. Diese ausgezeichnete Festung, die im siebenjährigen Krieg eine bedeutende Rolle gespielt hat, würde sich viel länger haben halten können, wenn der Commandant, ein Herr v. Haacke, der die armen Soldaten aufs unbarmherzigste zu prügeln pflegte, nicht trotz seines Bramarbasirens ein ganz unfähiger und feiger Gesell gewesen wäre. So übergab er die starke Festung schon am 18. Februar 1807. Er war in Schlesien so verrufen, daß man ihm, als er auf sein Ehrenwort entlassen war und fortreiste, unterwegs in einem Gasthof die Fenster einwarf. Da sagte er zum Gastwirth: Sie müssen wohl Feinde haben.

Während der Belagerung gingen wir öfters auch des Nachts auf die Berge, um das traurige Schauspiel mit anzusehen. Der Bogenflug der Bomben und hie und da ein auflederndes Feuer gewährten einen so neuen und in seiner Art schönen Anblick, daß mancher unter den gebildeten Zuschauern die Noth und Schmach des Vaterlandes darüber vergaß. Noch länger als die Belagerung dauerte, nämlich bis tief ins Frühjahr, lagen immer fremde Truppen bei uns. Am längsten ein Bataillon der württembergischen Jäger, unter denen Hauptmann von Wundt, ein ungewöhnlich langer und schlanker Offizier, mich so lieb gewann, daß er sich viel mit mir beschäftigte und mich beinahe täglich mit auf sein Pferd nahm. Da jagten wir durch Feld und Wald im sausenden Galopp. Ich habe ihn später in Stuttgart als Oberst wiedergefunden. Er ist als General gestorben. Die übrigen württembergischen Offiziere, die damals bei uns im Quartier lagen, sind im russischen Feldzug umgekommen. Bayern kamen nicht zu uns, was uns sehr lieb war, weil sie sich wegen des verhängnißvollen Vorfalls vielleicht würden haben rächen wollen. Wir glaubten es dem General Bandamme zu verdanken, daß er keine Bayern in unsere Nähe verlegte.

Dagegen beherbergten wir im Frühjahr französische Linieninfanterie, welche großes Aufsehen erregte. Ich sah diesen noch halben Sansculotten oft zu, wenn sie im freien Felde exerzierten, und das Herz im Leibe that mir wohl dabei. Unsere ganze Bevölkerung theilte

einigermaßen dieses Gefühl, denn es war unmöglich, die martialischen Kerle zu sehen, ohne sich ein wenig für sie zu enthusiasmiren. Sie trugen noch die altmodischen Hüte aus der Zeit vor und während der Revolution und kurze dicke Zöpfe. Nur die rothen Epauletten gaben ihnen einigen Glanz. Sonst waren ihre blauen Uniformen, ein Frack mit hoher Taille und langen Schößen, sehr abgetragen, und Hosen hatten sie von allen Farben, meist selbst gemacht aus geraubten Bettbezügen. Aber ihre braunen, verwegenen Gesichter, ihre funkelnden Augen und die Elasticität, Raschheit und Energie ihrer Bewegungen, vor allem das Feuer ihres Bajonetangriffs, überzeugten jeden Zuschauer, daß wir hier die ersten Soldaten der Welt vor uns sahen. In ihrem Aeußern lag etwas Räubermäßiges, besonders wenn sie ungeordnet marschirten und alles mögliche mitgehen ließen und auf ihre Bajonete spießten. Aber der Heldencharakter überwog doch den des Räubers. Man schämte sich beim Anblick dieser etwas unsaubern, aber echten Krieger des bisherigen preußischen Paradewesens. Gewiß hat Mancher, der später die großen Befreiungskriege mitfocht, sich vorher ein Beispiel an jener schlagfertigen und blitzschnellen französischen Infanterie genommen. Ich muß hier voraus bemerken, daß ich im Jahr 1813, obgleich ich damals viele Franzosen sah, jene Infanterie von 1807 nicht mehr wiederfand. Die großen alten Hüte und das Sansculottartige Aussehen war verschwunden und durch einen häßlichen unbequemen Czacko und eine glänzendere Uniform nicht vortheilhaft ersetzt, während die rasche Beweglichkeit, das Feuer und die unwiderstehliche Energie auf die Deutschen übergegangen zu sein schien.

Noch unter den Augen der feindlichen Einquartierung schaarten wir Knaben uns zusammen zum Soldatenspiel, wobei wir nicht verfehlten, dem französischen Ungestüm nachzuahmen, von dem wir wie electrisirt waren. Den Knaben der gebildeten Stände stellten sich bald die der kleinen Handwerker gegenüber, und der wüthendste Streit entspann sich darüber, welche Partei die Preußen und welche die Franzosen verstellen sollte. Natürlicherweise wollte jede die

preußische Partei sein und schob der andern die feindliche Rolle zu. Darüber kam es nun zu täglichen und oft blutigen Raufereien. So wild und rücksichtslos, wie wir uns damals herumschlugen, habe ich später niemals wieder Knaben sich schlagen sehen. Als Anführer der Honoratiorenjugend verfolgte ich einmal den großen rothhaarigen Schusterjungen, der die plebejische Schaar commandirte, bis in die Werkstatt seines Vaters, wo Meister und Gesellen über mich herfielen und ich mich, an Gesicht und Händen blutend, zurückziehen mußte. Ein andermal wurde ich bei Erstürmung einer Mauer von einem Stein so hart an die Stirn getroffen, daß ich eine zeitlang ohne Besinnung dalag. Das Kriegsfeuer bemächtigte sich dermaßen der ganzen Jugend, daß die Knaben aus den benachbarten Dörfern nun uns, die Städter, angriffen. Darauf schlossen wir mit den Plebejern Frieden und rückten vereinigt gegen den gemeinschaftlichen Feind aus. Auch behielten wir die Oberhand, denn die Bauerjungen hatten sich von starken Baumrinden so plumpe Küraße, Beinschienen und Helme oder Mützen gemacht, daß sie im nahen Kampf viel unbehülflicher waren als wir. Da nunmehr aber der Knabenkrieg so große Dimensionen angenommen hatte, mischte sich Schule und Polizei hinein und wir mußten aufhören.

Nachdem der Friede von Tilsit geschlossen war, herrschte wieder Ruhe im Lande. Ich hörte wohl oft klagen über den entsetzlichen Steuerdruck, welcher den Plünderungen im Kriege nachfolgte, über Stockung der Geschäfte und über die leidige Continentalsperre. Ich kann indeß nicht sagen, daß sich das Elend bis in die Häuser unserer wohlhabenden Familien erstreckt hätte. Der Reichthum unserer Kaufleute war nicht leicht zu erschöpfen, das Bad Altwasser blieb nach wie vor besucht, ja es wurde sogar ein großes Theatergebäude in Waldenburg errichtet, in dem eine herumziehende Truppe nicht übel spielte. Damals war Schillers Jungfrau von Orleans noch neu und kam bei uns in die Mode, wozu die Zeitumstände beitrugen. Man begeisterte sich gern an dieser kriegerischen Jungfrau, die allein zu Stande gebracht, was Männer nicht vermocht hatten.

Man dachte ohne Zweifel dabei an das eigene Vaterland, in dem die verhaßten Fremden herrschten.

In unserer belebten Gegend ließ sich zur Badezeit auch der damals berühmte Seiltänzer Kotter sehen. Er leistete außerordentliche Dinge und sprang unter andern von einem Gerüst über sechszehn Pferde hinweg. Im Jahr 1818 las man von ihm in den Zeitungen, mit welchem Meisterstück er von der Kunst Abschied genommen habe. Er begab sich nämlich während des damaligen Congresses nach Aachen und erbat sich von den hohen Monarchen die Erlaubniß, ihnen seine Stücke produciren zu dürfen. Sie schlugen es ihm jedoch ab, weil sie bereits einen berühmten englischen Akrobaten engagirt hatten. Dieser letztere spannte nun ein Seil vom Boden bis zum höchsten Thurm hinauf und kündigte an, er werde als Ritter in voller Rüstung hinaufsteigen. Die hohen Monarchen und zahlloses Volk schauten zu. Der Engländer stieg wirklich bedächtig das Seil hinauf. Als er aber den halben Weg vollendet hatte, trat plötzlich oben aus dem Thurm ein Zauberer in langem Gewande heraus, schritt rasch auf dem Seil hinunter und sagte zu dem erschrockenen Engländer: „Wähle unter drei Dingen! entweder gehe zurück, oder ringe hier mit mir, oder knie auf das Seil und bücke dich, dann will ich über dich hinwegspringen!“ Der Engländer wählte das letztere und bückte sich. Der Zauberer sprang über ihn hinweg, stieg glücklich vollends herunter und stellte sich den Monarchen als — Kotter vor. Sie aber hatten geglaubt, der Engländer habe die Scene mit ihm verabredet.

Ich fing an, mich auch außerhalb der Schulstunden vielfach geistig zu beschäftigen und besonders viel zu lesen. An Büchern fand ich in der Bibliothek meines seligen Vaters eine reiche Auswahl. Auch besaß ich ausnahmsweise ein eigenes Zimmer, wo ich mich mit meinen Büchern und Schreibereien ganz ungestört fand. Da nämlich unsere Großeltern im dritten oder Hinterhause, alle Jüngeren aber im großen Vorderhause schliefen, ließ man mich allein im Mittelhause schlafen, damit doch jemand darin sei. Alle drei Häuser waren durch einen langen dunkeln Gang verbunden, in dem es des Nachts

nicht geheuer sein sollte. Meinem Vater soll einmal eine Gestalt dort erschienen sein. Mir ist nie etwas erschienen. Ein zweites Asyl für meine Lectüre fand ich in einer reizenden Laube im Garten der „Mama". Hinter dem Hause dieser trefflichen Dame nämlich befand sich ein großer Hof, in welchem sie schöne Pfauen, Perlhühner, einen Storch, einen Kranich ꝛc. zu halten pflegte, und dahinter ein von hohen grünen Weiden ringsum eingeschlossener Garten, welcher für mich ein kleines Paradies war. Hier las und schrieb ich oft stundenlang einsam.

Noch weitaus romantischer aber war ein anderes Besitzthum der „Mama", in dem benachbarten Dorfe Salzbrunn, welches unter Fürstenstein liegt. Das heilkräftige Wasser dieses Dorfes hat erst zwanzig Jahre später den ihm gebührenden Vorzug erhalten. Ich trank es schon damals am liebsten. Hier besaß die „Mama" ein kleines Landgut mit einem alten, aber geräumigen Hause, dessen schwarzes Dach ich schon von weitem nie ohne Sehnsucht erblicken konnte. Daneben war ein terassenförmiger, fast immer wild mit Blumen vollgewachsener Garten, auf dessen alter halbverfallener Mauer ich hundertmal an heißen Sommertagen saß und meinen Phantasien nachhing oder ein Buch las. Die Nähe des schwarzen Hochbergs und der Schlösser von Fürstenstein, die über den Wald herüberblickten, machten die Gegend sehr romantisch, und wenn die Abendsonne noch heiß im Thale lastete, schien mir alles in Gold verklärt, war ich in eine andere wunderbare Welt versetzt. Hier wirkte der Zauber der Natur unendlich tief auf meine Seele. Die Eindrücke, die ich hier empfangen, mahnen mich nicht an die irdische, an eine höhere Heimath. Gewiß ist wenigstens, daß die Natur in einer kindlichen Seele Gefühle weckt, die wie geheimnißvolle Erinnerungen an eine andere Welt erscheinen und nichts gemein haben mit allem, was wir später bei ihrem Anblick empfinden. Die Eindrücke Salzbrunns haben sich mir so tief eingeprägt, daß, als ich lange nachher an einem schönen Gewitterabend einmal im Plauenschen Grunde bei Dresden in einem Hause einkehrte, das mit dem in Salzbrunn einige

Aehnlichkeit hatte, meine Augen unwillkürlich sich mit Thränen füllten.

Das Innere des Hauses in Salzbrunn war mir nicht weniger interessant. Hier war alles seltsam altmodisch, Spiegel und kleine Marmortische mit vergoldetem Schnitzwerk, Sessel und Sopha von altem purpurrothem Sammt, ein Spiegel ganz umsteckt mit alten aber noch sehr lebhaft glänzenden Pfauenfedern, ein seltsames Porzellanservice mit allerlei bunten Figuren, endlich alle Zimmer voll alter Bilder. Die kleinen Nebenzimmer und der Hausflur enthielten alte Ahnenbilder, die Menzel, die als Rathsherrn in Breslau gelebt, mit einigen Frauen und Kindern. Ein Mädchen war dabei, das vor 150 Jahren gelebt hatte und meiner ältern Schwester sprechend ähnlich war. Das größte Zimmer war von oben bis unten mit Bildern ausgeziert, worauf alte Türkenschlachten, Seegefechte, niederländische Gruppen und Portraits berühmter Männer abgebildet waren. Ich lernte sie alle auswendig und beschäftigte meine Phantasie damit auf mannigfaltige Weise. Unter andern befand sich dabei ein altes, unscheinbares Bild, welches einen schwarzgeharnischten Ritter mit feuerrothem Gesicht darstellte, wie er mit dem Tode kämpft, der die Sense gegen ihn aufhebt. Indem ich oft über dieses Bild nachdachte, erfand ich mir dazu eine sagenartige Geschichte, die ich später zu einem kleinen Drama ausbildete.

Angeregt durch das Theater in Waldenburg, in welches ich um so öfter gehen durfte, als ich mit Schauspielerkindern bekannt wurde, übte ich mich in der dramatischen Form und schrieb schon bald nach dem unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 eine kleine Posse in Knittelversen, worin ich über die Feigheit und kleinstädtische Erbärmlichkeit spottete, mit der man sich vom Feinde alles hatte gefallen lassen. Auch ein Verräther kam darin vor, der mit dem Feind kokettirt hatte, ein ganz aus dem Leben gegriffenes Bild. Ich schrieb dann noch eine zweite kleine Komödie, nur einen heiteren Scherz, so unbedeutend, daß ich den Inhalt vergessen habe. Auf einem alten Bilderbogen, der eine Menge Herren und Damen im Costüm des

vorigen Jahrhunderts darstellte, schrieb ich unter jede Figur ein Epigramm. Als meine strenge Großmutter mich einmal wegen dieser Schalkhaftigkeiten ausschalt, schrieb ich ihr so sauber als möglich Predigten in bunter Tinte, die sie sehr gut aufnahm.

Ich neigte überhaupt, wenn auch zur Lustigkeit, doch keineswegs zu einer gemeinen Frivolität, und nichts erschien mir damals schon verächtlicher, als wenn dumme Menschen, z. B. junge Kaufleute, die des Vaters Geld verprassten, Witzlinge spielen wollten und doch nicht einen einzigen eigenen Gedanken vorbrachten, sondern immer nur die abgedroschenen Phrasen und Schlagwörter im Munde führten, die unter liederlichen Schauspielern, Offizieren, Studenten und Commis grade Mode waren.

Eine tiefere Gemüthserregung, eine wunderbare Rührung ergriff mich einmal, als ich im letzten Jahre meines Aufenthalts in der Vaterstadt an einem sonnenwarmen Frühlingstage allein im Walde spazieren ging. Ohne die geringste Veranlassung versank ich in eine Art von Schwermuth, von Sehnsucht, von Seelentrunkenheit, und weinte, ich wußte nicht warum.

Ueberaus oft kam ich auch nach dem nahen Fürstenstein und war in dessen alter Burg, auf dem Riesengrabe und dem Felsengrunde ganz heimisch. Oft auch erstieg ich die uns noch näher liegende Burgruine Neuhaus. Lebhaft erinnere ich mich noch reizender Sommerpartien nach Charlottenbrunn, nach Tannhausen und in die rauheren Waldregionen von Wüstegiersdorf, wo ich einmal der Erhebung eines neuen großen vergoldeten Thurmknopfs anwohnte. Bei der feierlichen Einsegnung war eine solche Menschenmenge in der Kirche versammelt, daß ein bildschönes Mädchen, welches dem Grundherrn Grafen Hohberg einen versificirten Gruß darbrachte, in Ohnmacht fiel. Der mit einem breiten Ordensband gezierte Graf stand ihr aber mit väterlicher Sorge bei. Auch mitten im Winter machte ich oft Schlittenpartien mit und habe später niemals wieder die Luft des Winters so genossen, niemals wieder diese haushohen Windwehen und dick-

beschneiten Tannenwälder gesehen, außer noch einmal in Tirol, denn mein Lebensweg führte mich nach dem Süden.

Ein Ereigniß für meine kleine Vaterstadt war die Ankunft des Malers Waagen aus Hamburg. Dieser würdige Künstler war zugleich Sammler und hatte ganz wie die Brüder Boisserée die Kriegszeiten benutzt, um schöne alte Gemälde aufzukaufen und zu retten. Er brachte eine ganze Galerie solcher Gemälde mit, aber nicht altdeutsche wie in der Boisserée'schen Sammlung, sondern meist von italienischen, spanischen und niederländischen Meistern. Sie sind in einer viel späteren Zeit gut verkauft und zerstreut worden und ein schöner Christuskopf von Guido Reni kam in den Besitz des Königs von Württemberg, in dessen Schloß ich ihn nach vielen Jahren wiedersah. Waagen war durch die Familie Reichard mit dem Dichter Ludwig Tieck, dem Naturphilosophen Heinrich Steffens und dem Kaufmann Alberti, welcher damals die erste Spinnmaschine in Waldenburg errichtete, verschwägert. Deshalb ließ er sich grade in unserm Gebirgsstädtchen nieder, wohin auch, jedoch erst einige Jahre später, nachdem ich Waldenburg schon verlassen hatte, Tieck seine liebenswürdige Tochter Dorothee schickte. Auch wir waren mit ihnen durch die Familie Töpfer verwandt, die vielfach mit den Treutler versippt war. Die ganze Honoratorenwelt meiner Vaterstadt war eigentlich ein einziger großer Verwandtschaftshimmel, in welchem eine alte reiche Frau Töpfer präsidirte.

Jener Maler Waagen nun verstärkte die schwache und nur bisher durch die „Mama" vertretene Partei der höheren geistigen Interessen mitten in einer Kaufmannswelt, welche nur materielle Interessen kannte. Es schmeichelte doch ein wenig den Kaufleuten, eine so namhafte Gemäldegalerie zu besitzen, die in der Badezeit viel von Fremden besucht wurde. Auch schickten sie ihre Kinder in die sog. Akademie, unter welchem vornehmen Namen er eine einfache Zeichenschule eröffnete. Er hatte drei Söhne mitgebracht, wovon der älteste, Gustav, ein ausgezeichneter Kunstkenner und Galeriedirector in Berlin, der zweite, Wilhelm, erst Offizier, später Landrath in Ost-

preußen und der jüngste, Karl, Maler und Gemäldehändler in München geworden ist. Nur der letztere wurde mir, weil wir in gleichem Alter standen, eng befreundet. Ebenso Gustav, der jüngste der Alberti. Diese Alberti waren schöne Leute, die älteste Tochter, welche nie heirathete, wahrhaft madonnenhaft, noch reizender die zweite. Einer meiner vertrautesten Kameraden war noch Wilhelm Jensch, dessen Vater in die Töpfer'sche Familie geheirathet hatte und ein großes Haus machte. Wilhelms ältere Schwester Ottilie heirathete damals wieder einen Töpfer, welcher sehr reich war. Es gab eine prächtige Hochzeit. Nie sah ich eine Braut so strahlend von Jugend, Schönheit und Glück. Ich hatte sie immer lieb gehabt, vorzugsweise, und sie auch mich. Doch kann ich nur mit Wehmuth an die schönen Stunden zurückdenken, die wir in kindlicher und verwandtschaftlicher Vertraulichkeit im Hause ihres Vaters verlebten. Denn das Glück dieser reichen Familie wurde auf eine grausame Weise zerstört. Die Kontinentalsperre, die lange Stockung des Handels, dann der neue schreckliche Krieg und seine Leiden, die tiefe Verarmung und Verschuldung im ganzen Lande fraßen unzählige Vermögen weg, und da Jensch zuviel Aufwand gemacht hatte, mußte er um so eher fallliren. Sein reicher Schwiegersohn sollte ihn retten, wollte aber ein so großes Opfer nicht bringen, und der Alte schoß sich todt. Die einst so lebensfrohe Ottilie fiel darüber in tiefe Schwermuth, weil sie sich einbildete, nicht genug gethan zu haben, um ihrem Gatten das Opfer der Großmuth abzugewinnen. Ich habe sie im Jahr 1842 wiedergesehen als eine alte Frau in stillem Wahnsinn. Sobald sie mich nach mehr als dreißig Jahren wieder erkannte und sich unserer Jugend erinnerte, schloß sie sich mit der ganzen alten Herzlichkeit an mich, als hätte sie Trost bei mir suchen wollen. Die Verwandten hofften, ich werde einen guten Eindruck auf sie machen, und sie vielleicht von ihrer Einbildung heilen. Ich versuchte es, aber vergebens. Sie ist in einer Irrenanstalt gestorben. Ihr Bruder Wilhelm endete auf nicht minder traurige Weise, indem er in der Jugend nicht genug gelernt hatte,

auf des Vaters Reichthum allzusehr vertraute, nach dessen Tode sich mit einer kleinen Anstellung in Berlin als Schreiber begnügen mußte und dem Trunk anheim fiel.

Im August 1809, in jenen unvergeßlichen Tagen, in denen das heldenmüthige Volk der Tiroler die Franzosen noch einmal aus seinen Bergen hinausschlug und der edle Herzog von Braunschweig mit seiner schwarzen Schaar kühn mitten durch Deutschland zog und alles vor sich niederwerfend nach England entkam, lebten wir in Schlesien im tiefsten Frieden, so daß wir ungefähr ein Dutzend Knaben mit einem Hofmeister eine vierzehntägige Fußreise machten. Daran, daß man den Oestreichern in ihrem schweren Kampfe geholfen hätte, war nicht zu denken. Doch hinterließ das eigenmächtige Vorgehen des unglücklichen Schill einen tiefen Eindruck im preußischen Volke, wovon auch ich berührt wurde. Man konnte nicht Bildnisse genug von Schill und Blücher auftreiben, die neben denen des alten Fritz dem patriotischen Gefühl Trost gewährten. Ich fand solche Bilder selbst in Bauerhäusern. Als uns unsere Fußreise nach Liegnitz führte und zum nahen Kloster Wahlstadt, gedachten wir der großen Tatarenschlacht, in der die deutschen Ritter und Bergleute so ruhmvoll gekämpft hatten, wir ahnten damals noch nicht, daß vier Jahre später in denselben Tagen des August dieselbe Gegend einen neuen herrlichen Sieg der Deutschen und zumal der Schlesier sehen sollte, denn hier wurde die Schlacht an der Katzbach geschlagen und Blücher erhielt davon den Ehrennamen Fürst von der Wahlstadt. Auf dem Rathhause in Liegnitz betrachteten wir Knaben mit großer Lust die zahlreichen Waffen aus alter Zeit, die hier aufbewahrt wurden, besonders die schweren Eisenpanzer und die Pfeile der Tataren aus der großen Schlacht. Als ich sieben Jahre später wieder einmal nach Liegnitz kam und die Rüstkammer noch einmal besuchte, zeigte man mir in einem Balken an der Decke einen Pfeil, der vollkommen den andern alten Tatarpfeilen glich. Es war aber ein neuer Pfeil, wie ihn die Baschkiren heute noch zu brauchen pflegen. Ein Baschkir, der 1813 mit den russischen Truppen hier durchgekommen war, hatte

ihn aus seinem Köcher genommen und in den Balken hinauf geschossen, damit die neuen Tataren hier auch ein Andenken zurücklassen sollten, wie die alten.

Wir gingen von Liegnitz aus über die Oder in den großen Eichenwald, den das Kloster Lenbus, ein ungeheures Viereck, hoch überragte. Hier fanden wir noch die Mönche im besten Wohlsein. Erst im folgenden Jahre wurden sie vertrieben. Diese großen Feldklöster waren eine Eigenthümlichkeit Schlesiens. Friedrich der Große hatte sie geschont. Erst 1810 wurden sie aufgehoben, aber der Zweck der Aufhebung, durch die Konfiskation die leere preußische Staatskasse zu füllen, wurde vereitelt, weil man Güter und Gebäude zu den niedrigsten Preisen verschleuderte und überdies viel Unterschleif stattfand, was mir z. B. vom Kloster Heinrichau durch Betheiligte genau bekannt wurde. Die Regierung hätte sich wenigstens das Kapital erhalten sollen, aber um der Früchte eines Jahres willen hieb sie den ganzen Baum um.

Auf dem Rückwege hatte ich das Vergnügen, in Gnadenfrei zum erstenmal eine Herrnhuter Kolonie zu sehen, deren Frieden mich sehr ansprach. An einem ungewöhnlich heißen Tage stiegen wir zum Grädigberg hinauf. Auf dem Gipfel dieses schönen bewaldeten Berges erhebt sich eine alte Burgruine, von der man weit in das schöne Land hineinsieht. Als wir nach einem ermüdenden Marsch mit glühenden Gesichtern und von Schweißtropfen wie mit Perlen übersät oben anlangten, waren wir nicht wenig überrascht, in dieser Bergwildniß eine glänzende Gesellschaft zu finden. Ein reicher Berliner Bankier, wenn ich nicht irre Benecke, hatte die Ruine gekauft und wenigstens den Rittersaal mit seinen breiten gothischen Fenstern prächtig wieder herstellen lassen. Er feierte an diesem Tage die Einweihung des Saales und hatte viele Herren und Damen dazu eingeladen. Die ganze Gesellschaft saß eben beim fröhlichen Mahl an der großen langen Tafel, die von der Last der Speisen zu brechen schien. Wir wagten nicht in den Saal zu treten. Als uns aber der freundliche Besitzer bemerkte, kam er mit der Serviette in der Hand

heraus, begrüßte und liebkoste uns und lud uns alle zum Gastmahl ein. Geschäftige Diener stießen noch ein paar Tische an die Tafel und bald saßen wir in der langen Reihe und stillten unsern Hunger mit den köstlichen Speisen. Der Eigenthümer schien eine große Freude an uns zu haben und mochte wohl in unserer unschuldigen Lust und überhaupt in unserm Besuche beim Antritt seines Besitzthums ein günstiges Omen sehen. Es ist jedoch nicht eingetroffen. Denn als ich nach sieben Jahren wieder einmal auf den Gräditzberg kam, überfiel mich ein wahrer Schrecken, als ich den schönen Rittersaal wieder zerstört, die alten Mauern von neuer Feuersglut zerrissen und geschwärzt fand. Ich hatte mich so sehr gefreut, den ersten heitern Eindruck, den mir der Gräditzberg gemacht hatte, zu erneuern. Nun erfuhr ich von einem Bauer, dem ich zufällig im Walde begegnete, im Jahr 1813 hätten sich Preußen und Franzosen hier ein blutiges Gefecht geliefert und dabei sei der neue Bau auf dem Berge in Brand gesteckt worden. Ob er später je wieder erneuert wurde, ist mir unbekannt geblieben.

Wir wanderten weiter dem Hochgebirge zu und besuchten Hirschberg, Warmbrunn, den sagenberühmten Kynast, Schreibershau, den Kochel- und Zackenfall, wurden aber durch Regenwetter zur Umkehr gezwungen und konnten diesmal die Schneekoppe, die unser Ziel war, noch nicht erreichen.

Im darauf folgenden Winter begleitete ich meine Mutter auf einer Festreise nach Schweidnitz, und auf dem Rückwege in einer kalten Nacht sahen wir unzählige Sternschnuppen und Feuerkugeln. Es war in der Mitte des November, also der zuerst von Humboldt charakterisirte periodische Meteorstrom.

Unglücklicherweise ließ sich meine gute Mutter damals überreden, ein großes Landgut zu kaufen. König Friedrich Wilhelm III. hatte durch ein Edict dem Adel das ausschließliche Recht des Güterbesitzes entzogen. Der schlesische Adel hatte in der langen Friedenszeit, welche der Katastrophe von Jena vorausging, zuviel Luxus getrieben. Eine Menge verschuldete Güter gingen nun in die Hände der Gläubiger

über, oder kamen durch Kauf in bürgerliche Hände. Die Preise waren nicht hoch, da gleichzeitig auch so viele geistliche Güter zum Verkauf ausgeboten wurden. Aber meine Mutter verstand nichts von der Landwirthschaft, und unser neuer Hofmeister Elsner, der die Haupttriebfeder des Unternehmens war, hat sich zwar später als Schaafzüchter einen großen und verdienten Ruf erworben, war damals aber als junger Candidat der Theologie einer großen und mannigfaltigen Oekonomie noch nicht gewachsen.

II. Auf dem Lande.

Am zehnten Mai 1816 verließ meine Mutter mit uns fünf Kindern als künftige Gutsbesitzerin in einer vierspännigen Landkutsche die Vaterstadt, und noch an demselben Abend trafen wir auf dem Rittergut Ober-Arnsdorf ein, welches die Mutter gekauft hatte. Dasselbe liegt zwei Meilen hinter Strehlen in der Richtung gegen Neiße. Die Gegend bot manchen Reiz dar. Obgleich nicht mehr gebirgig, hatte sie doch hübsche Waldhügel aufzuweisen, über die sich am höchsten der s. g. Rummelsberg erhob, an den sich alte Volkssagen vom Ritter Czirn knüpften. Ein schöner Waldhügel trennte unser Dorf von einem anmuthigen Wiesen- und Mühlenthal. Die ganze Ostseite unsers Gebietes deckte ein lang gezogener hoher und dichter Eichenwald wie eine Mauer. In diesem majestätischen Walde pflegten jährlich die nach Polen ziehenden oder von Polen kommenden Störche auszuruhen und eine Nacht zuzubringen. Dann sah man von fern das dunkle Grün der Waldwand mit den weißen Vögeln übersät und hörte ihr Klappern. Auf der Südseite unseres Besitz-

thums, nur eine halbe Stunde entfernt, lag Prieborn mit seinem großen grauen Marmorbruch, in welchem der schönste Marmor Schlesiens gebrochen wird. Nur an Straßen litt die hübsche Gegend Mangel. Bei nassem Wetter versanken die Wagen auf allen Wegen im Koth, so daß man wußte, man sei von der polnischen Grenze nicht allzuweit entfernt. Die schlechten Straßen aber und die große Entfernung der wenigen nächsten Städte waren der Häuslichkeit, dem Familienleben und dem freundlichen Zusammenhalten der Nachbarn zuträglich. Die benachbarten Edelleute, der königliche Amtmann von Prieborn und die nächstwohnenden Pfarrer wurden alle ohne Ausnahme bald mit uns befreundet, und es gab hier nirgends gegen einander feindlich gesinnte Nachbarn. Der gesellige Verkehr und die Gastfreundschaft waren über jedes Lob erhaben.

Die Liebenswürdigkeit der Menschen aus den gebildeten Ständen erschien um so glänzender, als sie sich durch äußere Eleganz nicht aufputzte. Denn mit ganz wenigen Ausnahmen waren die Edelsitze sehr bescheidene Bauten und die schlechten Zeitumstände erlaubten keinen großen Aufwand. Ich hatte in meiner Vaterstadt großen Reichthum zur Schau tragen, hatte nicht selten die stolzen Kaufmannsfrauen beim Champagner lustig werden sehen. Hier auf dem Lande kam das nicht mehr vor. Der alte Adel lebte sehr bürgerlich und mäßig. Und doch waren seine Manieren feiner und seine Gesinnungen nobler, als die der reichen Kaufmannswelt. Das sagte mir sehr zu.

Unser s. g. Schloß, der strahlende Centralpunkt des Ritterguts, beherrschte zwar einen mit Stallungen und Scheuern eingehegten sehr weiten Hof, an den sich nach allen Seiten hin Gärten und eine große Schäferei anschlossen; allein es war kein Schloß, sondern ein überaus einfaches und geschmackloses zweistöckiges Haus mit einem Schindeldach. Meine Mutter würde es ohne Zweifel später verschönert oder erweitert haben, wenn die Zeiten nicht immer schlimmer geworden wären. Im ersten Jahre mußte sie große Getropfer bringen, um das vielfach vernachlässigte Gut nur wieder in Stand zu setzen. Die Hitze des folgenden Kometenjahres verdarb die Ernte. Im dritten

Jahr zog Napoleon nach Rußland und wurden die Steuern und Lieferungen schon fast unerschwinglich. Endlich im vierten Jahre kam der große Krieg ins Land und verschlang alles.

Das gemeine Landvolk, welches ich hier kennen lernte, unterschied sich in der Mundart, in der Tracht und im Charakter von unserm Gebirgsvolk. Es hatte, obgleich es nicht mehr slavisch redete, doch noch manchen slavischen Zug an sich. Der reichere Bauer trug den dreieckigen Hut des Deutschen; auf dem Kopf der geringeren Leute sah man öfter die polnische Pelzmütze. Der Rittergutsbesitzer war Patronatsherr der Kirche und übte die niedere Gerichtsbarkeit und Polizei. Die Pferde haltenden Bauern waren ihm zu Spanndienst, die Kühe haltenden Freigärtner zu Handdiensten, aber nur dreimal im Jahre, beim Heumachen, in der Ernte und beim Holzmachen im Winter, alle aber zu Naturalleistungen in Zinshühnern, -Eiern, -Flachs ꝛc. verpflichtet. Etwa ein halbes Dutzend s. g. Hofgärtner hatten zwar ihr eigenes Häuschen und Gütchen, mußten aber Tag für Tag zu drei Personen der Herrschaft dienen oder frohnen. Das eigentliche Hofgesinde hatte eine strenge Gliederung. Unter dem Schaffner standen alle männlichen, unter der Schleußerin Beschließerin alle weiblichen Dienstboten. Die erstern waren der Groß- Mittel- und Kleinknecht bei den Pferden, der Groß- Mittel- und Kleinknecht bei den Ochsen, der Knecht und Junge bei den Schweinen. Das weibliche Gesinde bestand aus einer Groß- Mittel- und Kleinmagd bei den Kühen und einer Gänsemagd. Das ganze Gesinde aß gemeinschaftlich, und zuerst holte sich der Großknecht seinen Theil aus der Schüssel, dann die andern, jeder nach seinem Range. Diese Etiquette wurde auch beim Tanz eingehalten. Wehe dem Ochsenknecht, der dem Großknecht der Pferde den Vortanz hätte abgewinnen wollen. Ausnahmsstellungen und abgesonderte Menagen hatten der Schäfer und der Jäger mit dem ihnen untergeordneten Dienstpersonal. Im ganzen war das Volk gut geartet, doch schlugen auch slavische Züge von Faulheit, Schmutz und Trunkenheit vor. Da war Strenge unerläßlich. Als meine treffliche und fein gebildete Mutter keinen

ihrer neuen Unterthanen mehr prügeln lassen wollte, sah sie sich bald gezwungen, den schlechten Theil der Erwachsenen wie gewisse Kinder behandeln zu müssen, die absolut nicht gut thun, bis sie Schläge bekommen. Es sind mehr als sechzig Jahre seitdem verflossen. Das Prügelsystem ist verrufen und verschollen und hoffentlich das Ehrgefühl in der Nation so weit gediehen, daß es der Prügel nicht mehr bedarf. Damals aber, kann ich versichern, wäre man ohne Prügel noch nicht ausgekommen; der, welcher sie verdiente, hätte den ausgelacht, der sie ihm nicht gegeben hätte. Wie naiv die Zustände noch waren, mag man aus dem Umstand erkennen, daß in jedem Kretscham (Dorfwirthschaft) auf dem mit fingerhohem Schmutz bedeckten Stubenboden an einer der vier gewöhnlich von Rauch kohlschwarzen und tropfenden Wände ein s. g. Stock angebracht war, eine niedere Wand von dicken Bohlen mit Löchern, in denen irgend ein Delinquent oder mehrere, beide Füße stecken hatten. Das war die gewöhnliche Strafe außer dem Prügeln, und der Strafort immer das Wirthshaus, wo die Uebelthäter sich, während sie ihre Strafe absaßen, mit den Gästen vertraulich unterhielten.

Als merkwürdiges Beispiel, wie man sich aus einer so niedern Sphäre glänzend zu erheben vermag, führe ich einen gewissen K. an, der auf unserm Hofe als Kleinknecht bei den Pferden diente, aber von dem frühern Pfarrer des Orts gut unterrichtet worden war, nur aus Armuth den niedern Dienst antreten mußte, wegen einer ungerechten Mißhandlung entfloh und neun Jahre später von mir als hochgeachteter preußischer Artilleriemajor in den Rheinlanden wiedergefunden wurde.

Unter unsern adeligen Nachbarn war uns am meisten ein Herr von Lembke befreundet mit seiner artigen Tochter Ulrike. Obgleich nicht mehr jung, trat er doch einige Jahre später in die preußische Armee ein und machte den großen Krieg mit. Ein anderer Nachbar, der junge Herr v. Rosenschanz, war minder glücklich, denn er kam im großen Kriege um. Unser dritter adeliger Nachbar war ein alter Herr v. Koschenbar, ein sehr feiner Herr, der zu seinem eigenen

Sohn immer nur „sei so gnädig“ sagte und eine einzige Locke vorn an seiner Stirn mit größter Sorgfalt pflegte. Alle unsere Nachbarn aber übertraf an männlicher Würde ein Herr v. Gaffron, dessen großes alterthümliches Schloß fast nie ohne Gäste war. Sein Bruder, der längste Lieutenant in der preußischen Armee, erzählte einmal mit gutem Humor, welchen Leiden und Verlegenheiten ein Langbeiniger an zu niedern Tischen, in zu engen Betten, in engen Wagen, auf niedern Pferden ꝛc. ausgesetzt sei.

Unter der Geistlichkeit der Umgegend behauptete der ehrwürdige Pastor Selbstherr zu Türpitz, dem Rittersitz des Herrn v. Rosenschanz, den ersten Rang. Man macht sich heutzutage keine Vorstellung mehr von der altmodischen Geistlichkeit jener Zeit. Bekanntlich stritten sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts Katholiken und Lutheraner über die Perücken. Die erstern behaupteten, kein Priester dürfe falsches Haar auf seinem Kopfe tragen, weil derselbe die Weihe empfangen habe. Die Lutheraner erhitzten sich aber in ihren Widerreden dermaßen, daß ihre Consistorialherren sich bis zu dem Extrem treiben ließen, ihrer untergebenen Geistlichkeit das Perückentragen zu befehlen, gerade weil die katholischen Bischöfe es der ihrigen untersagten. Es wurden wegen dieser Frage über vierzig fanatische Flugschriften gewechselt. Auf lutherischer Seite war der sanfte Philipp Jakob Spener, welcher selbst das schlichte natürliche Haar trug und es so zu tragen seinen Glaubensgenossen empfahl. Aber er war ja nur ein Pietist und wurde nicht gehört. Die orthodoxe Consistorialgewalt octroyirte allen lutherischen Geistlichen die Perücke, und auch die jüngsten mußten sich ihr eigenes Haar abschneiden lassen, um es durch eine Flachs- oder Wollenperücke zu ersetzen. Der boshafte Berliner Buchhändler Nicolai, der ein eigenes Büchlein über die Perücken schrieb, ließ auch seinen Roman „Sebaldus Nothanker“ durch den trefflichen Chodowiecki mit Kupfern zieren, die uns eine ganze Reihenfolge von Berliner Geistlichen mit ihren von Jahr zu Jahr sich ein wenig umändernden Perücken und Mänteln darstellen. In demselben Berlin war es aber auch wieder der berüchtigte Zopf-

prediger Schulz, der es am Ende des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal wagte, die Perücke abzulegen und auf der Kanzel mit einem Zopfe zu erscheinen. Das rief eine ungeheure Aufregung hervor, welche damit endete, daß die alten Geistlichen ihre Perücken behielten, die jungen aber dem Zopfprediger nachahmten. Der ehrwürdige Pfarrer Selbstherr nun, um auf ihn zurückzukommen, trug noch eine lange und dicke Flachsperücke in ihrer natürlichen Flachsfarbe, dazu einen weißen Rock mit thalergroßen schwarzen Knöpfen. Er lächelte immer freundlich und besaß ein unerschütterliches Phlegma. Sonderbarer Weise spielte er auf dem Klavier gern und oft die Marseillaise, behauptete aber ganz ernsthaft, es sei nur der Todtenmarsch Ludwigs XVI. Er hatte noch sechs Brüder, sämmtlich alt, welche seit geraumer Zeit übereingekommen waren, alle vier Jahre einmal an einem bestimmten Tage auf dem Gipfel des Zobtenberges zusammenzukommen. Langsamer als diesen guten Pastor, habe ich niemals predigen hören. Wenn er mit einem Passus endlich fertig war, sagte er oft: „Den Schwachen zu Liebe noch einmal!“ und wiederholte das eben Gesprochene nochmals.

Der gutherzige Greis nahm ein trauriges Ende. Er hatte weder Weib noch Kind. Eine Pflegetochter, welche so gutmüthig und noch einfältiger war als er, wurde ihm im großen Kriege durch die Einquartierung verführt. Endlich brannte sein Pfarrhaus ab und indem er mit seinem gewöhnlichen Phlegma im Schreibtisch noch etwas suchte, verweilte er zu lange und verbrannte.

Ein ganz anderer Mann war der Pastor loci W., robust, roth im Gesicht, strotzend von Kraft und Gesundheit, das merkwürdigste Mittelding zwischen einem Studenten und einem Bauern, das mir je vorgekommen ist. Er spielte gern noch den flotten Burschen und wandte z. B. die bekannten Studentenwerfe „Ich durchbohre den Hut und schwöre“ auf die Confirmation an und ließ die Confirmanden, auch mich selbst, öffentlich in der Kirche vor dem Altar sprechen:

Ich erhebe die Hand und schwöre,
Ich will bei Jesu Christi Ehre
Der Tugend treu und gläubig sein.

Einmal sing er Sonntags seine Predigt mit dem Liede an: „Ein freies Leben führen wir", brach aber plötzlich ab und rief: „So singen die Gottlosen". Er war ein munterer, doch etwas derber Gesellschafter und that sich etwas darauf zu gute, zu zeigen, daß er noch nicht ganz verbauert sei; denn derselbe Mann, der sich heute in seiner Gesellschaft frei bewegte, lud morgen Mist oder fuhr im Bauernrock mit Kornsäcken zum Markte. Er bewirthschaftete nicht nur eine große Wittmut Pfarrgut, sondern auch das ansehnliche Müllergut einer Schwägerin, bei der er oft Tag und Nacht zubrachte, und noch ein drittes Bauerngut, das er gekauft hatte.

Unsere geselligen Kreise wurden auch häufig von Fremden besucht. Diese wurden zur Abwechslung sehr gern gesehen, und überdies hatte die uneingeschränkte Gastfreundschaft eine eigene Klasse sog. Krippenreiter geschaffen, in der Regel herabgekommene Edelleute, die von einem Hofe zum andern zogen, zuweilen wochenlang blieben und sich für das Genossene durch kleine Hülfleistungen und irgend ein geselliges Talent dankbar bezeugten. Auch an Offizieren fehlte es nicht, deren viele seit der Schlacht von Jena entlassen waren. Einige mit Unehren. Diese hatten schwer zu leiden, denn von Jahr zu Jahr wuchs im Volke der Haß gegen die Franzosen und der Zorn über die frühere schlechte Wirthschaft, die uns in so großes Unglück gestürzt hat. Im benachbarten Glatz saßen mehrere der elenden Commandanten gefangen, die im Winter von 1807 so schnöde ihre Festungen übergeben hatten. Sie wurden von den Schildwachen verhöhnt. Ein cassirter Offizier in unserer Nachbarschaft wußte es meiner Mutter unendlich Dank, daß sie ihn nicht zurückstieß, wie ihm von andern widerfuhr. Er machte alles wieder gut, denn er trat 1813 wieder in die Armee und ist rühmlich gefallen.

Einer der merkwürdigsten Offiziere, die ich damals kennen lernte, war ein Herr v. P., pockennarbig und sonnenverbrannt. Er hatte

zu den alten bemoosten Burschen gehört, die auf der Universität Frankfurt a. d. Oder festgeknüpft und verschuldet, dieselbe nicht mehr verlassen konnten und wollten, sondern sich von Jahr zu Jahr von den neu ankommenden Füchsen alles verschafften, was sie brauchten. Ich habe später mehrere dieser verfessenen Garde kennen gelernt. Zu ihrem Glück wurde, nachdem Napoleon den ganzen Westen Preußens weggerissen hatte, wie die Universität in Halle, so auch die in Frankfurt a. d. Oder aufgehoben. Die letztere war des Unterganges wohl werth, denn sie beherbergte unheilbare Uebel. Die alten Studenten, die man hier mit all ihrem Unwesen geduldet hatte, mußten nun endlich auswandern. Viele von ihnen wurden Soldaten und P. folgte der Fahne Schills. Das Unternehmen dieses jungen Helden mißlang, P. gerieth in französische Gefangenschaft und wurde mit den andern Gefangenen des Schill'schen Corps in Ketten fortgeschleppt, weil Napoleon befohlen hatte, sie alle als brigands zu behandeln. Sie wurden auf Bauernwagen weiter geführt. Als sie nun bis in den Spessart gekommen waren und die Straße auf und nieder durch tiefen Wald führte, die Wagen aber nicht dicht hinter einander fuhren, ersah P. mit drei andern Gefangenen, die sich mit ihm auf demselben Wagen befanden, den Augenblick, in welchem die Wagen vor und hinter ihnen ziemlich weit entfernt waren, und alle vier entsprangen in den Wald. Der Bauer, der die Pferde lenkte, hinderte sie nicht, die bewaffnete Escorte aber war zu weit entfernt, und obgleich sie alsbald von derselben verfolgt wurden, gewannen sie doch einen Vorsprung. Die Ketten waren ihnen sehr hinderlich, doch kamen sie damit fort und sie gewahrten mit großer Freude, daß ihre Verfolgung bald ein Ende nahm, denn die Escorte mußte auf die andern Gefangenen Acht haben und konnte nur wenige Leute abgeben, die aus dem schwer zu durchdringenden Dickicht bald wieder umkehrten. Nach wenigen Stunden aber hörten sie in den entfernten Dörfern Sturm läuten, und wirklich hatten die Franzosen das hessische Landvolk aufgeboten, um nach den Entsprungenen zu streifen. Die letztern waren in großer

Angſt, als ſich ihnen nach und nach Menſchenſtimmen und Hundegebell näherten. Sie verbargen ſich jedoch in einem großen hohlen Baume und wurden nicht entdeckt. Hier brachten ſie die ganze Nacht zu. Am andern Morgen wagten ſie ſich weiter, fanden aber überall nur Wald und fingen an entſetzlich zu hungern. Denn nur ihren Durſt konnten ſie an Rinnſalen im Walde ſtillen. Inſtinctartig ſchlugen ſie die gerade Richtung nach Oſten ein, der preußiſchen Heimath zu, und gaben ſich große Mühe, ſich der Eiſen zu entledigen, denn wenn ſie noch mit dieſen erblickt wurden, waren ſie verloren. Aber ſie hatten kein Inſtrument, um die feſten Ketten zu zerbrechen und mußten ſie behalten. Die Sonne ging wieder unter, ſie kamen immer mehr in Angſt und konnten den Hunger nicht länger ertragen. Da entſchloſſen ſie ſich, um jeden Preis Menſchen aufzuſuchen. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, gelangten ſie in ein Thal, aus dem ein Licht ſchimmerte. Dort wohnte einſam im Walde ein Förſter, der ein ſo ehrlicher Deutſcher war, daß er die vier Flüchtlinge nicht nur für eine Nacht bei ſich aufnahm, ſondern ſie auch ſo lange bei ſich verbarg, bis ſie einzeln und verkleidet nach der Heimath entkommen konnten. So entging Herr v. P. dem traurigen Geſchick, welches ihn auf den Hieriſchen Inſeln erwartete.

Aus der Zeit des Einbruchs der Franzoſen in Schleſien im Jahr 1807 ſind mir noch folgende Erinnerungen geblieben:

Während ich noch auf dem Landgut meiner Mutter lebte, wurde in der Nähe des Zobtenberges eine alte Eiche verkauft. Der Käufer ließ dieſelbe durch einen Tagelöhner umhauen, dieſer aber fand, als der hohle Baum gefällt war, innerhalb desſelben ein Gerippe in bayriſcher Chevauxleger-Uniform mit einem Ledergürtel, worin ſich hundert Goldſtücke befanden. In derſelben Gegend bei Kanth hatten ſich bayriſche Reiter mit den ſchleſiſchen Freiſchaaren herumgeſchlagen, welche der Fürſt von Anhalt-Pleß zum Entſatz von Breslau (1807) herbeiführte. Bei Kanth hatte Pleß einen kleinen Sieg erfochten, war aber ſpäter doch zum Rückzug von Breslau gezwungen worden. Jenes Gerippe gehörte alſo ohne Zweifel einem Bayern an, der ſich

damals auf der Flucht in den hohlen Baum rettete, aber nicht mehr aus demselben herauskommen konnte. Nach dem preußischen Gesetz gehörte ein Drittel des Fundes dem Finder, ein Drittel dem Eigenthümer des Grundes und ein Drittel dem Fiskus. Nun stritten sich aber um das zweite Drittel der Eigenthümer des Grundes und der Käufer des Baumes. Von diesem Prozeß war sehr viel die Rede. Er wurde dadurch entschieden, daß der Fiskus auf sein Drittel verzichtete. Der Name des Bayern blieb unbekannt, sonst hätte man den rechtmäßigen Erben nachgeforscht.

In jener Kriegszeit von 1807 kamen bayrische Soldaten auch in die Gegend von Strehlen, und in Priebern, dem uns in Arnsdorf benachbarten Ort mit seinem Marmorbruch, dessen ich schon erwähnt habe, verliebte sich ein bayrischer Soldat in die Tochter des Schenkwirths, blieb heimlich zurück, als seine Kameraden wieder abzogen, machte sich durch seinen Fleiß und gutes Benehmen überall beliebt, heirathete sein Mädchen und errichtete als ein gelernter Brauknecht im Wirthshaus seiner Schwiegereltern eine Bierbrauerei, welche guten Absatz fand. Als 1813 die Franzosen wieder nach Schlesien kamen, hatte der gute Bierbrauer nicht wenig Sorge, auch Bayern könnten kommen und ihn reclamiren. Es kam aber keiner.

Auch ein genialer Räuber machte damals in Schlesien viel von sich reden, zu derselben Zeit, in welcher Schinderhannes am Mittelrhein eine große Rolle spielte. Die damalige Auflösung des deutschen Reichs und die immer wiederholten Kriege begünstigten das Räuberwesen. Jener schlesische Räuber hieß Erner und war ein so schöner Mann, daß die Damen ihn im Gefängniß besuchten. Ganz besonders rühmte man seine schönen blauen Augen. Er wurde berühmt durch die Kühnheit, mit der er sich aus der Festung Glatz rettete, indem er sich wie einst Baron Trenck eben daselbst, die steilen Felsen herunter ließ. Preußen hatte damals mit Rußland einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem die schwersten Verbrecher Preußens von Rußland übernommen und nach Sibirien gebracht werden sollten. Erner saß in der Festung Schweidnitz gefangen in schweren Ketten

und mit Schellen am Kopf, so daß seine leisesten Bewegungen von der Wache gehört werden konnten und an sein Entrinnen kaum zu denken war. Aber er sagte lachend, er ginge nicht nach Sibirien, sie würden ihn nicht über die Oder bringen, und wirklich entsprang er unterwegs und setzte sein Räuberhandwerk in Niederschlesien in der Nähe des Riesengebirges fort, zum allgemeinen Schrecken des Landes. Einst in der Nacht kam er mit seinen Gesellen zu einer Mühle, um den wohlhabenden Müller zu berauben, stieg leise auf einer Leiter ans Fenster und in die Stube hinein. Zufällig aber wachte der Müller, griff nach dem Degen, der über seinem Bette hing und stieß ihn dem Räuber, ehe er noch ganz hereingestiegen war, durch den Leib, so daß derselbe rücklings zum Fenster hinausstürzte. Die unten lauernden Räuber erschraken und flohen, weil sie fürchteten, man habe ihren Angriff erwartet und die ganze Mühle stecke voll Bewaffneter. Am Morgen wurde die Leiche als die des berüchtigten Räuberhauptmanns erkannt, der Müller aber, da man die nähern Umstände der Tötung nicht kannte, in Verhaft genommen und als Mörder angeklagt, sofern er nicht beweisen könne, aus Nothwehr gehandelt zu haben. Dieser Prozeß machte fast noch mehr Aufsehen als die Tötung des Räubers selbst. Der Müller saß ein paar Jahre gefangen, bis er durch die Geschicklichkeit eines humanen Advokaten in Breslau endlich befreit und von der Schuld losgesprochen wurde. Er kehrte heim, aber sein Geschäft war während seiner langen Abwesenheit vernachlässigt worden, und ehe er wieder in bessere Umstände gelangte, wurde er im nahen Walde von den Räubern überfallen und aus Rache für den Tod ihres Hauptmanns grausam erschlagen.

Die Besuche, welche wir häufig in der Nachbarschaft machten, ließen uns bemerken, daß an einer gewissen Stelle des Weges, wo derselbe gerade aus dem Bergwalde in ein Wiesenthal einlenkte, niemals bei Tage, aber jedesmal bei Nacht, die Pferde scheu wurden. An einen alten Stein dort am Wege knüpfte sich die Erinnerung eines Mordes, und das Volk glaubte, die Pferde scheuen vor dem Geiste des Ermordeten. Wir mußten in der That bei Nacht an

dieſer Stelle jedesmal aus dem Wagen ſteigen und die Pferde am Zaum langſam vorüberführen. Ganz die nämliche Erfahrung machte ich zwanzig Jahre ſpäter im Schwarzwald. Ich wurde in Balingen zum Abgeordneten in die württembergiſche Ständeverſammlung gewählt. Indem ich mit vielen Wagen von dem Bergſtädtchen Ebingen, wo ich eine Volksverſammlung gehalten hatte, des Nachts nach Balingen zurückfuhr, mußte ich unterwegs an einer unheimlichen Stelle ausſteigen, wo alle Pferde bei Nacht ſcheuten. Und auch hier glaubte man, die Thiere würden durch das Geſpenſt eines Ermordeten geſchreckt.

Das Leben auf dem Lande war mir außerordentlich zuträglich. Ich machte zwar keine fruchtbaren Studien in der Oekonomie, aber ich lernte doch viel, was man nur auf dem Lande lernen kann, und verkehrte viel mehr mit der Natur, als in den Städten möglich iſt. Von Anfang an wurde mir das Wald- und Jagdrevier als mein Departement zugewieſen, und von unſerm Jäger hatte ich bald das Gewehr handhaben und mich ein wenig auf das Wild verſtehen gelernt. Deſſen war nun freilich außer Haſen und Rebhühnern nicht viel, Hirſche und Rehe äußerſt ſelten. Von wilden Schweinen war nichts zu ſehen. Am ergiebigſten war die Treſſeljagd. Dieſe Thiere fielen regelmäßig im Herbſt in großen Schaaren ein, und man fing ſie in ſog. Dohnen, in Schlingen von Pferdehaar, vor die man rothe Ebereſchen als Leckſpeiſe hing. Viel ſeltener, aber dann in zahlloſer Menge fielen die ſchönen Seidenſchwänze ein, von denen ich in Süddeutſchland nichts mehr geſehen habe. Unter die zierlichſten Thiere der Gegend gehörten die kleinen Perleulen. Auffallend groß war die Menge und Mannigfaltigkeit der Raubvögel. Man ſah da beſonders Geier, Habichte und Falken von allen Größen und Farben. Merkwürdig war mir die Dreiſtigkeit, mit der alle Schwalben unſres Hofes ſich blitzſchnell zuſammenſchaarten und einen grauen Falken weithin verfolgten, als derſelbe eine von ihnen in ſeinen Klauen fortrug.

Eine noch viel reichere Thier-, beſonders Vogelwelt fand ich in dem großen Urwald jenſeits der Oder. Ich kam mehrere Mal dort-

hin im Schnee des Winters, wie im heißen Sommer, indem ich meine Mutter über Brieg und die Oder nach Karlsruhe begleitete, dem Besitzthum des Herzogs Eugen von Württemberg. Dieses kleine Karlsruhe liegt gleich dem großen in Baden mitten im Walde fächerartig ausgebreitet. Hier aber beginnt schon der große Urwald der schlesisch-polnischen Grenze zwischen dem Oder- und Weichselgebiete, gleichsam ein Vorposten des noch weit größeren Urwaldes jenseits der Weichsel in Lithauen und Volhynien. Der Charakter des Urwaldes tritt auch schon in jenen schlesischen Grenzwäldern auffallend genug hervor. Man fährt meilenweit hindurch, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen. Es ist nicht möglich, den ungeheuern Wald mit der Axt zu überwältigen. Das Holz auf der Achse fortzuschaffen ist zu kostspielig, und die wenigen Bäche, die aus dem Walde herausfließen, haben in dem ganz ebenen Lande ein zu schwaches Gefälle, um sie für die Flößung ergiebig zu machen. Deswegen bleibt das weite Innere des Waldes ungeforstet in seinem uralten Naturzustande. Man sieht lange Strecken desselben voll hoher und wie Masten dicht neben einander stehender Coniferen, dann wieder andere, in denen die Bäume alle in derselben Richtung vom Winde umgebrochen sind. Wo der Windbruch schon alt ist, sind die Bäume tiefer gesunken, entrindet, bleich und halb verfault und dazwischen strebt der junge Nachwuchs grün und frisch empor. Dem Nadelwald folgen wieder lange Strecken von Laubholz, besonders viele hohe Eichen und Birken, oft mit Nadelholz gemischt. Sie sind am meisten malerisch in ihrer Mannigfaltigkeit und weil sich in ihnen Tod und Leben der Pflanzenwelt am nächsten stehen. Denn oft sieht man hier einen todten Baum, völlig entrindet mit seinen bleichen Zweigen noch mitten unter den lebenden Bäumen aufrecht stehen, weil sie ihn stützen. Im Innern dieser Wälder gibt es viele Sümpfe und kleine Seen, die einer unzählbaren Masse von wilden Enten, Wasserhühnern ꝛc. zum Aufenthalte dienen und zu denen von allen Seiten her das Roth- und Schwarzwild kommt, um seinen Durst zu löschen. Gewöhnlich führen dahin enge Pfade, welche die wilden

Schweine durch das Dickicht gebrochen haben, deren ſich aber auch die Hirſche und Rehe bedienen. Ich habe ganze Rudel dieſer Thiere über den Weg laufen ſehen. Die Jagden, die von Karlsruhe aus gemacht werden, ſind daher ſehr ergiebig. Mehr als alles andere aber fällt in dieſen Wäldern die Menge und der Lärm der Vögel auf. Dadurch unterſcheidet ſich der Urwald vom geforſteten oder der wilde vom zahmen am überraſchendſten. Die Stille des Waldes, die berühmte Waldeinſamkeit iſt keineswegs das Kennzeichen der romantiſchen Wildniß, ſondern vielmehr des Culturzuſtandes.

Ich kam 1810 mit einer Wollfuhre zum erſtenmal nach Breslau. Meine Mutter beſaß auf ihrem Gute mehrere hundert Schafe, und die Wolle davon wurde nach Landesgebrauch in ein paar rieſenhaften Zuchen (Säcken) auf der Achſe zum berühmten Wollmarkt nach Breslau geſchafft. Die Stadt machte einen großen und zugleich heitern Eindruck auf mich. Mit hohen und zahlreichen Thürmen, an die ſich lange Reihen von Schiffsmaſten und hohen Bäumen anſchließen, prangt ſie am Ufer der breit und langſam dahinfließenden Oder mitten in einer unabſehlichen Ebene. Herrlich glänzten in der Abendſonne die vielen goldnen Thurmknöpfe. Die langen Züge von Wollwagen und Equipagen, die ſich auf der Heerſtraße von fern her gegen die Stadt bewegten und die von Arbeitern wimmelnden Kräutereien in ihrer Umgebung gaben dem großen Gemälde ein reiches Leben.

Mein junges Herz war bewegt, denn es war die Stadt meiner Väter, die eigentliche Heimath meiner Familie, der ich ſchon vor der Geburt fremd geworden war. Ich weiß nicht, was für eine Wehmuth mich beſchlich, als hätte mir geahnt, ich würde dieſe Stadt nur kennen lernen, um ihr noch fremder zu werden als vorher. Ich verweilte damals nur kurz in ihren Mauern und hatte an dem Lärmen des Wollmarkts und an den vielen Judengeſichtern keine große Freude.

Noch in demſelben Jahre wurde das uns benachbarte Rittergut Roſen von meinem Onkel Hildebrand gekauft. Derſelbe war Kauf-

mann in Hamburg und hatte meiner Mutter Schwester Dorothee geheirathet. Die Continentalsperre hatte aber so sehr allen Handel gelähmt und der Druck der Franzosenherrschaft lastete so schwer auf Hamburg, daß er dem Beispiel des Maler Waagen folgte und sich nach Schlesien zu seinen Verwandten zurückzog. Der Haß gegen die Franzosen wuchs bei uns mit jedem Jahre. Es lag etwas Unheimliches in der Luft jener Zeit, wie sich die erinnern werden, die sie mit erlebten. Es war die Stille und Gewitterschwüle vor dem Ausbruch einer schrecklichen Katastrophe. Deshalb machte auch der große Komet, der im Jahr 1811 am Himmel erschien, einen tiefen Eindruck auf die ganze Bevölkerung. Trotz alles Rationalismus wurde man wieder so abergläubisch wie im Mittelalter. Es war aber auch der Mühe werth, jenes furchtbare Meteor zu sehen. Das Jahr war außerordentlich heiß und trocken. Mehrere Monate hinter einander fiel kein Regen, sah man keine Wolke und immer nur stand des Nachts das ungeheure Lichtgespenst am Himmel. Der Kummer um die verdorbene Ernte vermehrte die ängstliche Stimmung der Gemüther. Bei der langen Dürre gerieth der große Falkenberger Wald in Feuer und brannte wochenlang fort. Bei Tage sahen wir am fernen Horizont den Rauch, bei Nacht die Glut sich immer weiter ausbreiten. Das war ein unbeschreiblich düsteres Nachtgemälde, so daß wir uns am reinen Silberlicht des Mondes freuten, als er wieder aufging und dem fahlen Kometenschein und der Feuerröthe die Herrschaft über die Nacht, als sein altes Recht, entreißen zu wollen schien. Man betete in allen Kirchen um Regen. Endlich kam er. Drei Tage und drei Nächte lang rollte der Donner eines sich unaufhörlich erneuernden Gewitters über das Land, und reichlich, aber zu spät, prasselte der Regen nieder.

Unser Hofmeister übernahm die ganze schwierige Verwaltung des großen Guts, gab uns Kindern aber doch pflichtmäßig und mit Aufopferung täglich einige Lehrstunden, wobei freilich durch Geschäfte und Besuche viele Unterbrechungen vorkamen. Ich litt dabei lediglich keinen Schaden, denn was man mich überhaupt lehrte und lehren

konnte, faßte ich ſchnell und behielt Zeit genug nicht nur zur kräftigen Bewegung in freier Luft, ſondern auch zum Privatſtudium übrig. Ich las nämlich mit großer Luſt und großem Nutzen beinahe die ganze Bibliothek meines ſeligen Vaters durch, darunter hauptſächlich große hiſtoriſche Werke, die deutſche Geſchichte von Moſeen und Bünau, die engliſche von Hume und Rapin-Thoyras, die franzöſiſche von P. Daniel, die Kirchengeſchichten von Fleury und Mosheim, die Geſchichte Amerikas von Robertſon, Heliot, Geſchichte der Klöſter- und Ritterorden, Giannones Geſchichte von Neapel, Schlözers nordiſche Geſchichte, auch viele alte Chroniken. Unter den belletriſtiſchen Werken jener Bibliothek las ich eifrig einige von Schiller, Wieland, Gellert, Rabener, Ueberſetzungen von Taſſo und Arioſt, Sterne, Fielding, Goldſmith. Ich habe ſie nicht alle im Gedächtniß behalten, nur weiß ich beſtimmt, daß ſich Shakeſpeare und Goethe nicht darunter befanden. Ich hatte oft Zeit, halbe Tage lang über den Folianten und Quartanten zu liegen und Auszüge und Notizen daraus zu machen. Die Octavbände aber nahm ich bei ſchönem Wetter mit in den Wald und ſetzte mich oft in die Krone eines hohen Baumes, zwiſchen ſtarke Aeſte gebettet, und las hier im Angeſicht der Glatzer und mähriſchen Gebirge. Dabei ſtörte mich niemand, als einmal ein ſchöner halb ſchwarzer, halb goldgelber Pirol, der ſich mir allmählich vertraulich näherte, weil ich ruhig ſortlas.

Der maleriſch ſchöne Hochwald, der meiner Mutter gehörte, iſt ſpäter, als ich ſchon lange Schleſien verlaſſen hatte, von einem neuen Käufer des Gutes gänzlich niedergeſchlagen worden, der ſich durch den Verkauf des Holzes geſchwind Geld machen wollte. An einer der abgelegenſten Stellen unſeres Beſitzthums am Walde befand ſich ein unheimlicher ſumpfiger Weiher, der an heißen Sommertagen einen ſchwülen und ganz ungewöhnlichen Duft aushauchte. Unter ihm iſt viele Jahre ſpäter ein großes Galmeilager entdeckt worden, welches meine Mutter, wenn ſie etwas davon gewußt hätte, ebenſo hätte bereichern können, wie den ſpätern Beſitzer des Gutes.

Da ich ſpäter ſo lange im Süden lebte, blieb mir nur die Er-

innerung von solchen Eigenthümlichkeiten der schlesischen Landschaft, die ich im Süden nicht wiederfand. In Oberschlesien beginnen schon die zusammenhängenden Birkenwälder, die sich von da an in immer größerm Umfang bis nach Sibirien hin erstrecken. In Schlesien lassen sich zahlreiche Schaaren der schwarz und schmutzigweiß gefleckten Saatkrähe auf den Aeckern nieder, im Süden sieht man nur kohlschwarze Raben; In Schlesien sah ich einmal ein ungeheures Heer von dunkelgrünen Käfern, die man spanische Fliegen nennt, in die reifenden Kornfelder einfallen. So habe ich sie im Süden nie vorkommen sehen. An den Teichen und Bächen Schlesiens sah ich viel mehr Seerosen, Wasserlilien, Calmus und Schachtelhalm, als im Süden, und auf den Wiesen ein weißflockiges Wollgras Eriophorum, das in der späten Dämmerung noch auffallend licht erschien. In den Gräben wuchs viel Sonnenthau mit den schönen seerosenartigen Blättern mit rothen Strahlen und Wasserperlen geschmückt. Auf den Aeckern meiner Mutter und besonders in den Gräben lagen unter vielen andern angeschwemmten, meist nur kleinen Steinen sehr viele rothe Jaspisarten, Achate von allen Farben, Carneole, Amethystdrusen, wovon ich mir eine Menge sammelte.

Von Arnsdorf aus machte ich auch noch andere Ausflüge, nach dem nahen Grottkau, wo ich zum erstenmal die Priester und die ganze Gemeinde einen feierlichen Umzug um die Felder halten sah. Mit meiner Mutter von einer Reise nach Breslau heimkehrend, konnten wir in dem Städtchen Wansen des Abends kein Licht und kein warmes Essen bekommen, weil es der Tag war, an welchem durch einen wunderbaren Zufall die kleine Stadt schon zweimal ganz abgebrannt war, und seitdem mit der größten Strenge darauf gesehen wurde, daß an diesem Tage im ganzen Ort kein Feuer angemacht werden durfte. Dagegen wurde ich in derselben Nacht, indem wir spät heimfuhren, durch die prachtvollste Illumination entschädigt. Wir sahen nämlich am Wege Millionen von Johanniswürmern, die an allen Zweigen und Blättern hängend, die Formen der Bäume mit ihrem weißen Phosphorlicht in den Nachthimmel hineinzeichneten.

Einmal kam ich in der Kirſchenzeit in ein Dorf, deſſen Namen ich vergeſſen habe, wo viele Gäſte waren und wir Kinder mit trefflichen Kirſchen erfreut wurden. Später erfuhr ich, an dieſe Kirſchengegend knüpfe ſich eine intereſſante Erinnerung. Als nämlich Friedrich der Große Schleſien in Beſitz nahm und eine Menge proteſtantiſche Kirchen bauen ließ, wo ſie bisher gefehlt hatten, ſetzte er auch Schulmeiſter ein. Da kam nun ein neuer Schulmeiſter auch in jenes Dorf, wurde aber von den Bauern übel aufgenommen, weil ſie keinen Schulmeiſter bezahlen wollten und ihre Kinder bei der Haus- und Feldarbeit brauchten. Der arme Eindringling hatte daher böſe Tage; weil er aber aus einer Kirſchengegend herſtammte und bemerkte, daß die etwas rauhe Umgegend des Dorfs, wo wenig wuchs, zur Kirſchbaumzucht ſich eigne, pflanzte er Bäume dieſer Art, welche ſo gut gediehen, daß er die Anpflanzung fortſetzte und im Verlauf der Jahre einen reichen Ertrag davon hatte. Nun ahmten ihm die Bauern nach und die ganze Gegend wurde ein großer Kirſchenwald, in deſſen Mitte ſie dem anfangs ſo verhaßten Schulmeiſter aus Dankbarkeit ein Denkmal geſetzt haben.

Im Sommer des Jahres 1812 befand ich mich in der Nähe des Waldes, als es wie eine innere Erleuchtung über mich kam und ich ſtehen blieb, nicht wiſſend, wie mir geſchah. Von dieſem Augenblick an aber war mir klar, daß ich aus der Enge meines bisherigen Horizontes herauskommen und mir eine Weltkenntniß im weiteſten Sinne zu erwerben ſuchen werde. Mein vorahnender Blick ſchweifte nicht in die Höhe, nicht in die Tiefe, nur in die Weite. Für Höhe und Tiefe erwachte erſt ſpäter in mir der Sinn.

Mein Herz war ruhig. Nur leiſe fing ſich die Liebe darin zu regen an, ohne Leidenſchaft, ohne Anſpruch. Meine Neigung hatte ſich einem armen Bauermädchen zugewandt, das noch ein halbes Kind war, aber eine auffallend weiße feine Haut und edle, faſt adlige Züge hatte. Als ſie zum erſtenmal in der Ernte mit mähte, ſchnitt ſie ſich mit der Sichel ins Bein und ich verband ihre Wunde mit meinem Taſchentuch, indem ſie vor mir weinend auf einer Garbe

ſaß. Auch tanzte ich ſpäter einmal mit ihr bei einem ländlichen Feſte. Aber ihre Sanftmuth und Scheu flößten mir ſo ſehr Achtung ein, daß ich ihr nicht nachlief, ſie nur ſehr ſelten ſah und nie mit ihr ſprach. Im Herbſt 1812 war ſie auf einmal verſchwunden.

In dieſem Jahr zog die große Armee Napoleons nach Rußland, und Preußen, obgleich damals im unheilvollen Bunde mit Frankreich, mußte nun ungeheuere Opfer für ihn bringen. Zu dem harten Steuerdruck, zum Aufreiben der Contributien kamen nun noch Lieferungen und Zufuhren für die große Armee nach Polen. Aber man duldete alles und ſchwieg, weil man nicht anders konnte. Die Luft lag ſchwer wie Blei auf dem armen Lande. So nahte der Herbſt heran und bis in den Winter meldeten die Zeitungen nur franzöſiſche Siegesnachrichten aus Rußland.

In einer der kälteſten Winternächte um zehn Uhr, als wir ſchon ſchlafen gehen wollten, ſprengte ein Reiter auf den Hof, ſtieg ab, ließ das Pferd laufen und ſtürzte zu uns herein. Es war Herr v. Roſenſchanz, der uns die erſte Nachricht vom großen Unglück Napoleons in Rußland und vom kläglichen Rückzug der Franzoſen brachte. Da jauchzte alles bei uns. Wir eilten, den Pfarrer, den Schulzen und Schulmeiſter aus ihren Betten zu jagen und ſie zu uns zu holen, um die Freudenbotſchaft mit anzuhören. Es war eine grimmig kalte Nacht und ein Nebenmond ſchimmerte bleich aus dem Eisnebel. Meine Mutter hatte ſchon Punſch angerichtet, als wir den Pfarrer brachten. Die Luſt war grenzenlos, um ſo mehr, da ſie uns ſo plötzlich überraſchte, denn niemand hatte vorher geahnt, was in Rußland vorging. Der erſte Gedanke aller war: Erhebung gegen Frankreich und Abſchüttlung des verhaßten Joches.

Bald kamen neue Nachrichten und alle beſtätigten den Rückzug und das ſchreckliche Elend der „großen Armee". Viele unter uns hätten am liebſten geſehen, der König von Preußen und Oeſtreich hätten Napoleon ſogleich den Krieg erklärt und ihn durch ein allgemeines Volksaufgebot abgefangen, ehe er Frankreich wieder erreichen konnte. Daß er ſelbſt etwas dergleichen gefürchtet hat, beweiſt die

Eile, mit der er seiner halbvernichteten Armee voraus floh. Indessen war der König von Preußen in Potsdam ohne eigene Truppen und von französischen Truppen überwacht. Die besonnenen und älteren Männer auch bei uns riethen zur Mäßigung, und man zweifelte kaum, daß das von York gegebene Beispiel allgemein unter Zustimmung des Königs, sobald dieser erst frei wäre, nachgeahmt werden würde. Unter den Bauern war die Aufregung und Kriegslust noch größer als unter den Herrn. Täglich versammelten sich die Bauern vor unserm Hause und ich las ihnen von der Vortreppe desselben herab die neuesten Nachrichten aus der Breslauer Zeitung vor.

Beiläufig muß ich eine Anekdote erzählen. Als die ersten Kosaken erwartet wurden, brachte ein Artikel der Breslauer Zeitung eine Schilderung derselben, worin es unter anderem hieß: „sie reiten auf kleinen und unansehnlichen Pferden". Der Censor fürchtete, die Russen könnten das übel nehmen und strich die Worte „kleinen und unansehnlichen" weg. Es blieb also nur stehen: „sie reiten auf Pferden". Als nun die Kosaken auf ihren kleinen und struppigen Pferden angeritten kamen, erkannte man erst, daß die Breslauer Zeitung doch nöthig gehabt habe, zu sagen „die Kosaken reiten auf Pferden", weil man sonst hätte glauben können, es seien Katzen.

Im Februar war ich so glücklich, selbst nach Breslau zu kommen, wo alles schon wie ein Bienenstock schwärmte. Denn schon war die Landwehr und waren die freiwilligen Jäger aufgerufen worden und strömten jubelnd zu ihren neuen Fahnen. Einen schauderhaften Contrast gegen diese freudige und blühende Jugend bildeten ungefähr zweitausend Franzosen, die sich halb erfroren aus Rußland bis hierher geschleppt hatten. Trotz des Franzosenhasses wurden sie von den Bürgern mitleidig gepflegt. Es waren Bilder des menschlichen Elends, wie man sie nicht zum zweitenmal wieder sieht, verhungerte, abgezehrte Gestalten, die kaum noch fortschleichen konnten und in deren Gesichtern die grellsten Farben wechselten, von der weißen Leichenfarbe durch gelb, roth, grün und blau, bis zur schwarzen Brandfarbe.

Blücher wurde die Seele der ganzen Waffenbewegung in Schlesien. Auch unser Dorf entleerte sich beinahe von aller waffenfähigen Mannschaft. Selbst Verheirathete gingen mit, und bald füllten sich die preußischen Lager mit begeisterten Kämpfern. Da war niemand, dem das Herz nicht höher geschlagen hätte. Ja die Physiognomien schienen sich veredelt zu haben. Leute, die sonst für geizig galten, gaben ihren letzten Schmuck, ihr bestes Geräth her, um die Landwehr ausrüsten zu helfen. Dabei dachte man eigentlich an nichts anderes, als an Rache. Man wollte einfach die Franzosen todtschlagen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß wenigstens in meinen Umgebungen keine besondere Begeisterung für den König und noch weniger für die Proklamation von Kalisch rege war. Die frühere Politik des Königs und die vielen Versäumnisse, welche das Unglück von Jena herbeigeführt hatten, waren keineswegs vergessen. Der König war nicht beliebt. Erst nach den großen Siegen vergaß man mehr die ältere schlimme Zeit. Jedermann war überzeugt, daß das eigenmächtige Vorgehen Yorks und der ostpreußischen Stände nothwendig gewesen sei, um einen moralischen Druck auf den Herrn v. Hardenberg auszuüben.

Zu meinem großen Bedauern war ich noch zu jung, um den Krieg mitmachen zu können. Ich erreichte nämlich mein fünfzehntes Jahr erst, nachdem der große Krieg entbrannt war. Mit Neid sah ich zwei um wenige Jahre ältere Nachbarssöhne ausziehen, aber sie sind nicht zurückgekehrt. Der Krieg hat sie verschlungen. Den einen entführte das herrliche Roß, welches ihm sein reicher Vater, der Amtmann in Prieborn, mitgegeben hatte, indem es scheu wurde, mitten unter die Feinde. Der andere verschwand bei Culm. Auch meine Vaterstadt Waldenburg schickte alle ihre wehrhaften Söhne ins Lager, wo ich mehrere meiner Vettern wiederfand. Die Ausrüstung und das Einexercirен ging unglaublich rasch von statten, blieb aber natürlicherweise sehr unvollkommen. Die damalige Kriegsfurie und das dem preußischen Volke innewohnende soldatische Geschick mußten alles Andere ersetzen. Es war ein rührender Anblick, ganze Bataillone

Landwehr zu ſehen, denen der Staat nur vier Stück liefern konnte: ein oft ſehr plumpes und ſchlecht ſchießendes Gewehr, eine Patrontaſche, einen häßlichen und unbequemen Czacko und eine Litewka, d. h. einen Waffenrock von blauem, elendem, fadenſcheinigem Tuch, welches nicht lange feſthielt. Trotz alles guten Willens der Krone und trotz aller Begeiſterung und Aufopferung im Volke hatte der Lieferantenwucher doch auch hier Platz gegriffen und hatten namentlich die hülfreichen Engländer ihren Profit gemacht oder ſich von den Lieferanten betrügen laſſen. Dennoch ſiegten auch die ſchlechten Waffen, weil es an tapfern Armen nicht fehlte. Thatſache iſt, daß die preußiſche Landwehr, wenn ſie nicht mehr ſchießen konnte, den Feind mit der Kolbe niederſchlug und daß ſie ſich Mäntel, Torniſter und Seitengewehre, die ihr fehlten, auf den Schlachtfeldern holte, indem ſie dieſelben den erſchlagenen Franzoſen abnahm.

Wie wenig das ſonſt gewöhnliche Ueberlegen und Urtheilen und ſelbſt die Ereigniſſe über eine einmal geſteigerte Volksſtimmung vermögen und wie wenig ſie im Stande ſind, die ſtarke Strömung des Volksgefühls aus der einmal angenommenen Richtung zu bringen, bewieſen die Unglücksfälle der Alliirten. Obgleich die Preußen und Ruſſen geſchlagen wurden, obgleich Oeſtreich neutral blieb, obgleich der Rheinbund feſt zu Napoleon ſtand und dieſer mit gewaltiger Uebermacht wieder bis ins Herz von Schleſien, bis dicht in unſere Nähe vordrang, fiel es doch niemand ein zu verzagen. Im Gegentheil, man ſtand um ſo feſter und trotzte um ſo verwegener. Es fiel gar niemand mehr ein, daran zu zweifeln, daß wir der Franzoſen Meiſter werden würden, nachdem wir es einmal wollten.

Als die Armeen der Alliirten ſich bereits nach Schleſien hineingezogen hatten und der Feind ihnen auf der Ferſe war, wurde jeden Tag eine neue große Schlacht erwartet, und aus Ungeduld zu wiſſen, wie die Sachen ſtänden, ſchickte meine Mutter mich und meine beiden jüngeren Brüder zwei Meilen weit bis nach Strehlen den Armeen entgegen. Es war am dritten Juni und ein warmer klarer Tag, wir eilten vorwärts und kamen noch Vormittags auf den Berg, der auf

die Stadt Strehlen hinunterblickt. Von hier konnten wir weit über die Stadt hinaus in die Ebene sehen, welche nur der Zobtenberg malerisch unterbricht. Schon erblickten wir in geringerer und größerer Entfernung Staubwolken, als Zeichen, daß hier Truppen auf den vom trockenen Wetter staubig gewordenen Straßen heranrückten. Nach und nach erkannten wir auch im Sonnenschein den Glanz der Gewehre. Sie rückten langsam näher. Zuerst kam ein langer Zug von Wagen, welche wir nachher unten fanden und in denen 800 verwundete Russen lagen, so voll Staub, daß er das Blut entfärbt hatte. Dann folgten verschiedene Truppengattungen, die wir nicht alle unterscheiden konnten, theils wegen des Staubes, theils weil sie nicht in die Stadt herein kamen, sondern sich auf den Feldern vertheilten, um zu bivouakiren. Wie neugierig wir auch waren, die Truppen in der Nähe zu sehen, blieben wir doch noch lange auf dem Berge, immer in der Meinung, die französische Armee werde der unsrigen bald nachfolgen und es werde zu einer Schlacht kommen. Da sich aber die verschiedenen Bivouaks ruhig neben einander etablirten und wir auch zu hungern anfingen, gingen wir in die Stadt hinunter, wo ein glücklicher Zufall uns den Herrn v. P. entgegen führte, der bei den preußischen Gardejägern stand, uns gleich in sein Bivouak hinausführte und besser bewirthete, als es uns in der Stadt zu Theil geworden wäre. Er unterhielt sich lange mit uns und theilte uns alles mit vom Kriege, was wir der Mutter wiedersagen sollten. Die Armee erwartete damals eine neue Schlacht, denn der Waffenstillstand war noch nicht geschlossen. Auch waren die alliirten Truppen nur deshalb in der Nähe des Gebirges geblieben und hatten Breslau und selbst Berlin preisgegeben, um Oestreich nahe zu sein und in der berühmt gewordenen Flankenstellung durch die Festung Schweidnitz sich zu decken. Wir Knaben konnten uns nicht enthalten, auch noch einige andere Bivouaks zu besuchen. Wir wurden vor dem Ungeziefer bei den Russen gewarnt. Ueberhaupt war der Verkehr zwischen Preußen und Russen nicht sehr kameradschaftlich. Phantastische Wesen waren die Baschkiren, die auf orientalische Art mit gekreuzten Beinen umher-

hockten und einer wie der andere aussahen. Wir hatten uns im Lager verspätet, es war schon Abend, und ein Gewitter stieg im Westen auf. Wir eilten nun heim und unsere jungen Beine hielten wacker aus, auch als wir uns in Trab setzten, um wo möglich noch dem Gewitter zuvorzukommen. Aber die Wolken hatten uns bald überholt. Ich schlug einen näheren mir bekannten Fußweg durch den Wald ein, es wurde jedoch so finster, daß ich meiner Sache nicht mehr gewiß war. Zwar ließen mich Blitze so viel sehen, daß ich den Fußweg einhalten konnte, aber ich wußte doch nicht mehr genau, ob es auch der rechte sei. Indem ich nun so fortlief und meine Brüder hinter mir drein, ließ mich plötzlich ein heller Blitz erkennen, wo ich mich befand, nämlich gerade über dem tiefen Marmorbruch von Prieborn. Wäre ich nur noch einige Sekunden im Finstern vorwärts gelaufen, hätte ich hinabstürzen müssen und meine Brüder wären vielleicht nachgestürzt. Ich dankte Gott, und da wir nun genau wußten wo wir waren, legten wir den nur noch kurzen Weg, vom Regen bis auf das Hemde naß, vollends zurück und langten glücklich am mütterlichen Heerde an.

Schon am andern Morgen ritt eine Abtheilung preußische Cavallerie auf unsern Hof und an ihrer Spitze legte ein königlicher Commissair Beschlag auf alle Vorräthe an Getreide, Vieh ꝛc. Die in einem verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängte preußische und russische Armee, welche noch beständig durch Zuzüge verstärkt wurde, mußte sich zunächst aus der Umgegend verproviantiren und daher alles wegnehmen. Doch wurden von dieser Zeit an mit der Einquartierung zugleich die bürgerlichen und bäuerlichen Quartiergeber aus der großen Feldbäckerei mit Brod, aus der großen Feldschlächterei mit Fleisch versehen und für die weggenommenen Vorräthe erhielten die Eigenthümer sog. Bons, wofür sie später baares Geld bekommen sollten, aber niemals bekamen. Denn die Staatskasse hatte keine Mittel dazu und die Steuern wurden so hoch geschraubt, daß der Betrag der Bons und der ihrige sich bald ausglichen. Obenerwähntem Commissair folgte die Einquartierung auf dem Fuße. Wir bekamen nach einander verschiedene Gäste, aber immer nur Cavallerie, worunter

ein ruſſiſches Küraſſierregiment ſich beſonders auszeichnete. Es waren lauter gut deutſch redende Kurländer von außerordentlicher Körpergröße, die auf eben ſo ungewöhnlich hohen Roſſen ritten, wahre Ritter wie aus dem Mittelalter. Nach Abſchluß des Waffenſtillſtands wurden die Truppen regelmäßig vertheilt und trat auf zwei Monate wieder Ordnung ein. Auf unſerm Hofe ſchlug der alte General Jurgaß, Chef einer preußiſchen Cavalleriebrigade, ſein Hauptquartier auf, und ein ganzes Cavallerieregiment wurde in unſer kleines Dorf allein eingelegt, die andern Regimenter in die nächſten Dörfer. Ein einziger geringer Bauer bekam vierzig bis fünfzig Mann ins Quartier, ſammt den Roſſen. Zum Glück war das ganze Dorf mit Gärten umgeben und die Jahreszeit günſtig. Man benutzte daher die Obſtbäume als Pfeiler von Baracken, zu deren Bau man das nöthige Holz im nächſten Walde ſchlug, und ſchnitt das Getreide kurz vor der Ernte von den Feldern ab, um die Baracken damit zu decken und Stroh für die Pferde zu haben. Es war ein luſtiges Soldatenleben, aber die Ernte war dahin, und man wußte nicht, wo man im Winter Brod hernehmen und wie man im nächſten Jahr die Saat beſtellen ſollte.

Der General war ein alter und kleiner, aber felſenfeſter Mann, ſtreng und freundlich zugleich. Er machte auch nicht viele Anſprüche und wußte ſich mit ſeinen Adjutanten, den im Dorfe liegenden und den von außen täglich eintreffenden Offizieren feldmäßig bei uns einzurichten. Wir ſahen alles, was wir während des Waffenſtillſtands verloren, als ein patriotiſches Opfer an und freuten uns, daß es die Preußen bekamen und nicht die Franzoſen. Meine Mutter, die immer einen guten Muth hatte, reſignirte auf alles ohne Schmerz, ſogar auf die ſilbernen Löffel, die nach und nach faſt alle unter den Händen der Bedienten verſchwanden. Man lebte außerordentlich vergnügt, immer in der zuverſichtlichen Ueberzeugung, man werde mit den Franzoſen fertig werden. Zu dem allgemeinen Frohſinn, welcher damals auf unſerm Hofe herrſchte, trugen die Damen nicht wenig bei. Im Hauptquartier des alten Reitergenerals ſammelten

ſich nicht blos ſeine Offiziere, ſondern auch die Damen, die mit ihnen in näherer Verbindung ſtanden. Nur wenige verheirathete Damen, aber mehrere Bräute. Die kurze Zeit zwiſchen zwei Feldzügen ſah eine Menge Verlobungen. Die jungen Damen ſahen in den jungen Offizieren nicht mehr blos Helden der Parade, ſondern Helden der Schlachten. Hätte der Patriotismus nicht eine romantiſche Färbung annehmen ſollen? Damals lag bei uns ein junger Graf Einſiedel, der aus Sachſen entflohen war, um für die deutſche Sache unter preußiſcher Fahne zu fechten. Zwiſchen ihm und einer edlen Polin von außerordentlich ſchönem und hohem Wuchſe entſpann ſich ein zärtliches Verhältniß. Sie verlobten ſich. Die Braut blieb in unſerer Nähe und beſuchte uns nach dem Abzug der Truppen noch öfter, aber zum letztenmal im November tief in ſchwarzen Schleiern, denn ihr Bräutigam war bei Leipzig gefallen. Ein anderer überaus lebensluſtiger preußiſcher Cavallerieoffizier, ein Herr v. Wrangel, den meine Mutter einmal ausſchalt, weil er ſich über ein kleines Geſchwür am Finger beklagte, verlor in derſelben Schlacht beide Beine und mußte unter ſchrecklichen Schmerzen ſterben.

In der Nacht des 3. Auguſt, als am Geburtsfeſt unſers Königs, improviſirten die Offiziere ein wohlfeiles und doch prächtiges Feuerwerk, indem ſie an die grünen Samenknollen der Kartoffeln Lumpen banden, die letzteren anglühten, die Knollen an Stäbe ſteckten und dann à tempo in die Luft ſchleuderten. Eine Art von Girandola, die ſich gar nicht übel ausnahm.

Das Hauptquartier des Kaiſer Alexander befand ſich in dem ſchönen Schloſſe Peterswaldau bei Reichenbach. Dorthin begleitete ich meine Mutter auf einige Tage, kurz vor Ablauf des Waffenſtillſtands, zu derſelben Zeit, als der König von Preußen dort den Kaiſer beſuchte und beide das große Saken'ſche Corps, welches eben aus Rußland angekommen war, in dem weiten Felde von Töplitzwoda Revue paſſiren ließen. Da wir uns in unſerm vierſpännigen Wagen befanden, hielt man uns in zwei Dörfern, wo Pfarrer, Schulze und Schulkinder die Majeſtäten erwarteten, für dieſe ſelbſt,

oder wenigstens für ihren Vorrab und läutete mit den Glocken, bis sich der Irrthum aufklärte. Die Revue war sehr prächtig; 40,000 Mann russische Infanterie standen neu und völlig gleich gekleidet in einer schnurgraden Linie. Die beiden Majestäten mit einem sehr großen Gefolge ritten die Front entlang. Um jedem Regiment die Annäherung der Monarchen zu signiren, war etwa hundert Schritt vor jedem derselben ein Unteroffizier aufgestellt, der, wenn der Moment kam, sein Gewehr mit beiden Armen hoch über den Kopf hielt. Nachdem der Zug an der Front vorüber war, schwenkte er mitten in ein reifes Getreidefeld ein, auf welches der Besitzer, der den Majestäten in Uniform aufwartende Landrath, gelegentlich schmerzliche Blicke zurückwarf. Hier hielt man, bis sämmtliche Truppen vorüber defilirt waren. In Peterswaldau selbst hatte ich Gelegenheit, den freundlichen Kaiser Alexander und seinen häßlichen Bruder Constantin, den ein wenig sauer sehenden König von Preußen, den interessanten Minister Freiherrn v. Stein, den schönen Kosackenhetmann Platow ꝛc. genauer anzusehen. Es waren noch viele berühmte Generale und Diplomaten dabei, die aber mein Gedächtniß jetzt nicht mehr auseinanderwickeln kann.

In Bielau lagen damals Russen, und während der kurzen Zeit, in welcher ich dort im Pfarrhause verweilte, hörte ich nur zu oft die schaudervollen Prügeleien mit an, denen die gemeinen Russen unterworfen wurden, ohne daß man sagen konnte, es sei ihnen Unrecht geschehen, denn sie stahlen wie die Raben und hatten keinerlei Ehrgefühl. Ich war damals und später noch in Breslau mehrmals Zeuge, wie niedere Offiziere von höhern mit der Faust ins Gesicht geschlagen wurden. Ich hätte in Bielau ein schreckliches Unglück anrichten können. Ich nahm nämlich einmal eine alte Flinte von der Wand und neckte damit das Stubenmädchen der Frau Pastorin. Da sie stark verrostet war und auch kein Pulver auf der Pfanne lag, schnappte ich wohl ein Dutzendmal ab und war deshalb ganz sicher, daß die Flinte nicht geladen sei, als sie plötzlich doch losging und die Ladung Schrot dem Mädchen, welches sich glücklicherweise

bückte, nur durch die Röcke ging, ohne sie selbst zu verletzen. Ohne Zweifel war beim Abdrücken ein Funke, da auf der Pfanne selbst kein Pulver lag, ins Zündloch gesprungen, oder war ein wenig Pulver aus dem Zündloch herausgefallen. Der Pastor war erschrockener als ich, weil er die geladene Flinte unvorsichtig so lange hatte hängen lassen, und der ganze Vorfall mußte verschwiegen bleiben.

Kurz vor Ende des Waffenstillstandes wurden auch über die preußischen Truppen Revuen abgehalten. Als nun alle unsere Kürassiere zur Revue abgezogen und nur wenige Bediente und unpäßliche Soldaten zurückgeblieben waren, passirte Großfürst Constantin mit acht Wagen, in denen unter andern ein paar hübsche Maitressen saßen, durch unser Dorf und an unserm Hofe vorüber. Am Thore stand einer unserer Offiziersbedienten. Der Großfürst hielt an und frug ihn etwas. Der Diener, welcher nicht wußte, daß es der Großfürst sei, grüßte zwar militairisch, behielt aber die Kappe auf. Darüber erzürnte sich der Großfürst dermaßen, daß er ein paar Kosacken seiner Escorte etwas zurief. Diese wollten über den Bedienten herfallen, der sich aber blitzschnell in die nächste Scheune retirirte. Die Kosacken ritten in den Hof. Einige unserer Soldaten aber, welche zugesehen hatten, griffen nach ihren Degen, und es hätte blutige Köpfe gegeben, wenn die Kosacken nicht sogleich davon geritten wären. Der Großfürst hatte nicht gewartet, sondern war schon fortgefahren. Die Geringschätzung der preußischen Soldaten gegen die russischen Offiziere hatte ihren Grund hauptsächlich in den körperlichen Mißhandlungen, welche sich die letztern von Seite ihrer Vorgesetzten gefallen ließen. Der Oberst ohrfeigte den Major, der Major den Hauptmann, der Hauptmann den Lieutenant ganz ungenirt vor allen Leuten. Ich sah einmal zu, wie einem Lieutenant vom Hauptmann ins Gesicht geschlagen wurde, daß das Blut herunterlief.

Endlich verließen uns unsere militairischen Gäste zu meinem großen Leidwesen. Ich hatte mit den Offizieren viele angenehme

Partien gemacht und mich viel mit ihnen im Pistolenschießen geübt. Ich traf damals auf zwanzig Schritt sicher das Herzaß. Fünf Jahre später als Student schoß ich wieder einmal, traf aber schlecht. Das viele griechisch lesen hatte mir die Sehkraft schon geschwächt.

Nach dem Abmarsch unserer Truppen folgte eine traurige Periode, denn sie ließen alles kahl zurück, und es fehlte an Lebensmitteln. Bis man dieselben von fern herbeischaffte, sah man arme Leute an todten Pferden nagen. Auch regnete es ganz abscheulich; aber mitten im Sturmgeheul von Westen her glaubten wir Kanonendonner zu hören, oder hörten ihn auch wirklich, denn grade damals wurde die Schlacht an der Katzbach geschlagen. Die Siegesnachrichten folgten sich rasch aufeinander, machten aber kaum einen großen Eindruck, da wir sie erwartet hatten. Die augenblickliche Noth nahm alles in Anspruch. Als einmal ein ganzer Haufe Kosacken auf den Hof geritten kam, abstieg und Forderungen machte, die wir nicht befriedigen konnten, ohrfeigte sie meine erzürnte Mutter ohne weiteres zur Hausthüre hinaus. Die Russen waren überhaupt bei uns immer sehr demüthig und fast kindlich, so daß uns ihre lustige Besoffenheit und ihre Liebkosungen beschwerlicher fielen, als ihre Gewaltthätigkeiten.

Um die bei unserm Heere dienenden Männer für die Feld- und Hausarbeit zu ersetzen, wurden die zahlreich vorhandenen französischen Gefangenen auf das Land geschickt und an die Gutsbesitzer vertheilt. So bekamen wir ein halb Dutzend oder mehr. Sie waren alle sehr bescheiden und höflich, mit einziger Ausnahme eines holländischen Sergeanten, der unter den Nationalfranzosen, denn das waren die andern alle, die germanische Race miserabel vertrat, ein kleiner, steifer, schweigsamer und ekliger Kerl. Dagegen war der Fechtmeister Pichon von Moulins der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Bei diesem lernte ich auf französische Art auf den Stich fechten, was mir zu gute kam, als ich später in Jena das deutsche Stichfechten übte. Unsere französischen Gäste waren genügsam, anstellig, fleißig und für alles was man ihnen gab dankbar. Sie kamen ziemlich ab-

gerissen an, stickten aber ihre Uniformen selbst, und das erste, um was sie meine Mutter baten, war etwas feines Linnenzeug zu weißen Halskragen.

Ich kann nicht umhin, zur Charakteristik der Zeit zu bemerken, daß die damalige Begeisterung für Gott und Vaterland doch eine Verbesserung der Sitten noch nicht einschloß. War die Liederlichkeit durch die allgemeine Noth verdrängt worden, so zog sie doch im Gefolge der Truppen wieder ein. Man konnte nicht sehr erbauliche Scenen erleben. Ich befand mich damals im Uebergange vom Knaben- zum Jünglingsalter, war noch sehr unschuldig und daher nicht wenig überrascht, als ich zum erstenmal der Gegenstand verliebter Speculationen wurde. Eine kecke hübsche Blondine, die Tochter unseres Jägers, kam auf den originellen Einfall, sich einmal von Kopf bis zu Füßen in meine Kleider zu stecken und mich durch mich selbst zu überfallen. Indeß betrog sie sich, denn ich war noch zu jung, um für ihre Reize etwas zu empfinden, und zu stolz.

Im Frühjahr 1814 trat eine große Veränderung in unserm Hause ein. Meine ältere Schwester Emilie schied für immer und zog zur „Mama" nach Waldenburg. Ich kam zu Ostern nach Breslau in ein Gymnasium, mein kaum vierzehnjähriger Bruder Rudolf ins Bergwerk, wo die rauhe Arbeit in so zartem Alter seiner Gesundheit schadete. Nach unserer Entfernung nur die beiden jüngsten Geschwister blieben noch zurück, heirathete meine Mutter den bisherigen Hofmeister, konnte sich aber auf dem Gute, auf das sie ihr ganzes Vermögen verwendet hatte, nach so schwerer Kriegsnoth nicht behaupten und lebte einige Zeit in bitterer Armuth, bis es ihrem zweiten Manne gelang, sich einen Ruf als Schafzüchter und Vermögen zu erwerben.

Alle diese Privatinteressen verschwanden gleichsam in der großen Zeit. Ich kam grade nach Breslau, als die Nachricht von der Einnahme von Paris angelangt war, die mir schon unterwegs von Strehlen an jedermann entgegengerufen hatte. In der Hauptstadt wie im ganzen Lande herrschte ein ungeheurer Jubel. Da kümmerte

es mich wenig, daß ich mein Quartier nur in einem Dachstübchen bekam und trüben Zeiten der Dürftigkeit entgegensah.

Bald folgte der erste Pariser Friedensschluß, nach welchem alle Kriegsgefangenen freigelassen wurden. Grade damals kam Pichon zu mir, dem meine Mutter eine baare Summe von 2000 Thalern anvertraut hatte, um sie an die Landschaft in Breslau abzuliefern. Obgleich er sich nun leicht mit dem Gelde hätte flüchtig machen können, gab er es nicht nur richtig ab, sondern lief auch die weite Tagereise nach Arnsdorf zurück, um meiner Mutter die Quittung selber zu bringen. Ich wollte sie ihm abnehmen, da er dann von Breslau aus auf dem nächsten Wege, mit vielen andern kriegsgefangenen Franzosen nach Frankreich hätte zurückkehren können; allein er wollte Schlesien nicht verlassen, ohne meiner Mutter für alles Gute, was er in ihrem Hause genossen hatte, zu danken.

III. In Breslau.

In der schönen Stadt, in welcher mein Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten einheimisch gewesen war und eine ehrenvolle Stellung eingenommen hatte, war ich nun als ein Fremder vier Treppen hoch in der Reuschengasse in einem Dachstübchen angesiedelt. Indessen es ging mir damit, wie später mit meinem hohen Quartier in Rom. Ich erfreute mich nämlich der freien Aussicht über die ganze Stadt und ihre vielen Thürme. Ich machte dabei die Beobachtung, daß bei Witterungsveränderungen die Thürme bald kleiner wurden

und in die Ferne rückten, bald ſich außerordentlich erhöhten und zugleich näher kamen. Die nämlichen Veränderungen der Perſpective beobachtete ich ſpäter vom Fenſter meines Wohnzimmers in Aarau aus, indem die weißen Schneegebirge bald fern und niedrig über dem grünen Walde lagen, bald wieder hoch und nahe über denſelben emporzuſteigen ſchienen.

Breslau hatte damals vier Gymnaſien, zwei lutheriſche zu S. Eliſabeth und S. Maria Magdalena, ein älteres katholiſches und ein neueres reformirtes. Ich kam nach S. Eliſabeth, vorerſt nach Secunda, ein Jahr ſpäter nach Prima. Der ehrwürdige Rector Etzler ſprach mich vom franzöſiſchen Unterricht frei, weil ich in dieſer Sprache ſchon gewandt genug war, und ich konnte um ſo mehr Fleiß auf das Griechiſche verwenden. Im Lateiniſchen beſtand ich gut, aber das Griechiſche lernte ich jetzt erſt kennen und warf mich darauf mit leidenſchaftlicher Begierde, indem mich Homer und Herodot beide gleich ſehr anſprachen. Nur die abſcheulichen Schäfer'ſchen Ausgaben verdarben mir, beſonders beim nächtlichen Studium die Augen. Man ſollte Buchhändler, die ſolches Augengift für Schulen drucken laſſen, an den Galgen hängen und die Oberſtudienräthe, welche ſolche Ausgaben in den Schulen zulaſſen, daneben. — Im Uebrigen konnte man auf dieſem Gymnaſium etwas lernen, denn Hauptlehrer in meiner Klaſſe war damals der Prorector Karl Adolf Menzel, welcher ſpäter Conſiſtorialrath wurde und einen großen und wohlverdienten Ruf als Geſchichtſchreiber erlangte. Auch waren die Schüler mit Stunden nicht überladen, ſo daß die Elaſticität ihres Geiſtes nicht erlahmte. Das Studium der alten Sprachen herrſchte vor. Daneben Geſchichte und Mathematik. Dagegen mit Phyſik, deutſcher Poeſie und Philoſophie blieben wir verſchont. Der unvernünftige Grundſatz, die Gymnaſien müßten zugleich leiſten, was die Realſchulen, war noch nicht aufgekommen, noch weniger war man damals ſchon auf den unglückſeligen Gedanken verfallen, unreifen Knaben die Werke Goethes erklären zu wollen, oder ihnen Vorleſungen über Logik und Pſychologie zu halten.

Die alten Sprachen wurden gut docirt, jedoch mit unvorsichtiger Auswahl der Autoren. Wir mußten in Secunda z. B. die Metamorphosen des Ovid lesen. Wenn man erwägt, daß der römische Dichter diese unzüchtigen Gemälde nur zur Erlustigung der s. g. Göttertafel seines Herrn schrieb, an welcher die Camarilla im Cotium von Göttern und Göttinnen schamlose Orgien feierte, so sollte man doch meinen, daß christliche Schulbehörden die Lectüre so verbuhlter Bücher nicht für deutsche Knaben obligatorisch machen sollten.

Damals lebte noch der alte Hermes, welcher Sophiens Reise von Memel nach Danzig geschrieben hat. Er wohnte als Consistorialrath unsern öffentlichen Prüfungen bei und der alte freundliche Greis ließ sich einmal von mir die Treppe hinauf führen. Er galt übrigens für lächerlich eitel und soll sich gerühmt haben, beim Bombardement der Stadt im Jahr 1807 habe sein Haus keine Kugel getroffen, weil Napoleon der französischen Artillerie ausdrücklich verboten habe, nach dem Hause des berühmten Verfassers von Sophiens Reise zu schießen. — Eine andere merkwürdige Notabilität war Manso, Rector des Magdalenengymnasiums, ein schon bejahrter, aber schöner und wohlgewachsener Mann im altmodischen veilchenblauen Frack, kurzen veilchenblauen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen. Goethe und Schiller haben ihn in den Xenien verspottet, „als habe die Natur gar nichts für ihn gethan", da er im Gegentheil Goethe an hoher und edler Gestalt und Schiller an Schönheit übertraf. Auch stand er in Breslau in allgemeiner Achtung und hat nicht blos eine langweilige „Kunst zu lieben", sondern auch ein recht gutes Buch über Preußen geschrieben. Ein drittes literarisches Original war Julius v. Voß, ein verabschiedeter Offizier, damals schon nicht mehr jung, eine starke Figur von liederlichem Aussehen, aber genial. Seine zahlreichen Schriften, die damals noch Mode waren, sind jetzt vergessen. Sie charakterisiren die preußischen Zustände im letzten Jahrzehnt des vorigen und im ersten des neuen Jahrhunderts mit Meisterzügen, wenn auch noch so cynisch.

Im Verlauf des Sommers und Herbstes kamen durch Breslau

viele Ruſſen, die aus Frankreich heimzogen. Sie brachten ungeheuer viele Beute mit. Wir ſahen lange Wagenzüge, die den Raub fortführten, und unterſchieden koſtbare Tapeten, Teppiche, Spiegel, Uhren ꝛc., die gewiß nicht in Paris gekauft waren. Hauptſächlich viele Ballen von Seiden- und Wollenzeugen und eine Menge großer ſchöner Hunde, die, wie man uns ſagte, alle aus Frankreich kämen.

Im Winter war ich ſehr fleißig, machte mir aber auch einige nützliche Bewegung, indem ich auf der gefrorenen Oder fleißig Schlittſchuh lief. Ich hatte dieſe Kunſt ſchon auf dem Lande gelernt und übte ſie jetzt mit noch größerer Luſt auf dem ſpiegelglatten und meilenweit ſich erſtreckenden Eiſe. Wir unternahmen Wettläufe und ich ließ mich von niemand an Schnelligkeit übertreffen. In meinem Dachſtübchen machte ſich den Winter über ein graues zierliches Mäuschen bemerklich, welches nach und nach ſo dreiſt wurde, daß es zu mir auf meinen grünen Tiſch kam, um ſich hier die ihm beſtimmten Broſamen zu holen. Es wurde mir im Frühjahr zu meinem großen Leidweſen von einer Dienſtmagd getödtet.

Ich kam zuweilen ins Theater, jedoch nur ſelten, weil es mir an Geld fehlte. Damals war das Theater in Breslau in ſeiner höchſten Blüthe, denn es vereinigte in ſeinem Perſonal die bedeutendſten Namen, welche ſpäter in Wien und Berlin glänzten. Alle andern übertraf Louis Devrient, welcher für die phantaſtiſchen Charaktere bei Shakeſpeare und Schiller wie geſchaffen war. Es lag in ihm etwas Dämoniſches, wie es oft die Rollen jener großen Dichter verlangen. Mit der noch ſo meiſterhaften Natürlichkeit eines Iffland oder Eſtlair reicht man da nicht aus. Der Schauſpieler muß über die Natur hinausgehen, wie der Dichter ſelbſt. Aber das kann nur, wem zugleich tiefe Poeſie innewohnt, wie dem Dichter ſelbſt. Man kann z. B. einen Franz Moor nur karikiren oder man muß ihn ſo dämoniſch ſpielen, wie Louis Devrient. Man befand ſich damals überhaupt in einem romantiſchen Schwunge, in der Zeit ſelbſt lag Poeſie. Man fühlte ſich über das Alltägliche und Gemeine erhoben. Das Wunderbare fremdete nicht mehr an. Der romantiſchen Stim-

mung und beſonders der Leidenſchaftlichkeit dieſer Zeit entſprach nun Devrient, und darum fand man ihn auch natürlich. Erſt ſpäter in der langen Reſtaurationsperiode iſt man wieder nüchterner und proſaiſcher geworden. Da war die Zeit für Devrient aus und er ſtarb. — Seine Frau war eine madonnenhafte Schönheit, deren ſchwarzſeidener Spenzer aber zuweilen zerriſſen war. Das geniale Pärchen war immer ohne Geld, und er trank ſehr viel. Eine Demoiſelle Unzelmann, die als 60jährige Berühmtheit in der Rolle der Franziska in Minna von Barnhelm vom Publikum Abſchied nahm, ſpielte dieſe Rolle immer noch mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit. Sie gehörte der beſten Schule des vorigen Jahrhunderts an. In den Heldenrollen glänzte Anſchütz, als Soubrette deſſen nachherige Gattin, die reizende Boutenas, als Komiker Schmelka.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahr 1815, als von dieſem liebenswürdigen Theaterperſonale zum erſtenmale das berühmte Judenſtück „Unſer Verkehr“ aufgeführt wurde, welches damals der Advokat Seſſa geſchrieben und worin er bekannte jüdiſche Perſönlichkeiten angebracht hatte. Alle dieſe wurden nun von den Schauſpielern und Schauſpielerinnen in täuſchender Aehnlichkeit auf der Bühne copirt. Es gab ein unendliches Gelächter.

Unter meinen Mitſchülern ſchloſſen ſich beſonders zwei warm an mich an. Der eine, Namens Berger, wurde ſpäter Pfarrer, wollte ſich als frommer Altlutheraner der Union nicht unterwerfen, mußte daher gleich dem trefflichen Scheibel und Wehrhan, mit denen ich als Student befreundet wurde, das ganze Martyrium der ſchleſiſchen Altlutheraner mit erdulden, kam ins Gefängniß, verlor ſeine Pfarrei und wurde erſt nach des alten Königs Tode unter Friedrich Wilhelm IV. wieder angeſtellt. Er wohnte ganz in meiner Nähe und wir kamen täglich zuſammen. Der Umgang mit dieſem frommen, feinen und in jeder Beziehung liebenswürdigen Jüngling gereichte mir ſehr zum Segen, denn ich fand in ihm den goldenen Faden wieder, der aus meinem frommen großelterlichen Hauſe herausführte und trotz aller unheiligen Verlockungen nicht mehr abreißen ſollte.

Der andere Jüngling hieß Lindenberg und seine Spur ging mir, seitdem ich Schlesien verlassen habe, gänzlich verloren. Er hatte etwas Genialeſ, und wir begegneten uns namentlich im Genuß und in der Kritik poetiſcher Werke. Soweit es mir die ernſten Studien erlaubten, las ich Dichter, die ich noch nicht kannte. Auch gab ſich ein Profeſſor in unſerm Gymnaſium die unnütze Mühe, unſeren Geſchmack verbeſſern zu wollen und uns die Lectüre mederner Klaſſiker zu empfehlen. Insbeſondere ſchwärmte er für Voß, den Homerüberſetzer, und für Johannes Müller. Dagegen ſetzte ich mich nun in Oppoſition. Ich konnte nicht begreifen, daß man uns ſo auffallend affectirte Schriftſteller, einen ſo krampfhaften, aller natürlichen Anmuth entbehrenden Styl empfehlen konnte. Ich parodirte daher den alten Voß als ungeſchickten Hofmeiſter des Homer. Ich muß bekennen, daß mir der hochtrabende Styl auch bei andern berühmten Geiſtern mißfiel, nicht nur bei dem vielgeprieſenen Klopſtock, ſondern auch in einigen Dichtungen Schillers, obgleich ich für dieſen Dichter ſehr begeiſtert war. Es zog mich mehr zum Natürlichen in der Gefühlsweiſe und in der Sprache hin. So konnte ich denn auch dem damals allgeleſenen Dichter Fouqué, weil er immer gar zu koſtbar redete, keinen rechten Geſchmack abgewinnen.

Im Frühjahr 1815 wurde durch die Flucht Napoleons von der Inſel Elba die ganze preußiſche Jugend aufs neue elektriſirt. Diesmal, obgleich noch nicht 17 Jahr alt, jedoch geſund und ſtark, ließ ich mich nicht mehr zurückhalten und unterbrach meine Studien, um mit zu Felde zu ziehen. Es war überflüſſig. Man wußte indeſſen damals doch nicht, wie ſich die europäiſchen Dinge geſtalten würden. Die alliirten Mächte waren auf dem Wiener Congreß feindlich genug an einander gerathen. Preußen mußte große Rüſtungen machen, um jeder Gefahr begegnen zu können. Deshalb hinderten mich auch Mutter und Vormund nicht, als Freiwilliger ins Heer einzutreten. Nachdem ich aber ſchon zum Fockſchen Jägercorps gegangen war, zogen ſie mich auf den Rath einiger angeſehener älterer Militärs wieder zurück, und General Kraft ſchickte mich zur Artillerie in die

Festung Neisse. Ich reiste dahin zu Fuß mit einem andern Freiwilligen über Oblau und das Schlachtfeld von Mollwitz. Wir wurden in Neisse angenommen und ich nach einem kurzen Examen zum Bombardier ernannt, im zweiten schlesischen Artillerieregiment. Nun kam aber die Nachricht vom großen Siege bei Waterloo, und während des Siegesfestes, welches wir mit lautem Kanonendonner und großem Jubel in Neisse feierten, sagte mir der Oberst meines Regiments, Jakobi, ich würde besser thun, auf das Gymnasium zurückzugehen. Ich war unter der Bedingung eingetreten, sobald ich einigermaßen einexercirt wäre, zur Armee nach Frankreich geschickt zu werden. Davon könne nun, meinte er, jetzt keine Rede mehr sein. Auch auf Avancement dürfte ich nicht rechnen, da ohne Zweifel eine Reduction der Armee stattfinden werde und alle Jüngeren nothwendig hinter die, welche schon einen Feldzug mitgemacht hatten, zurückgesetzt bleiben müßten. Das war mir sehr verdrießlich, aber es war vernünftig gesprochen. Ich wurde entlassen. Ich wäre jedenfalls, wenn ich länger in Neisse geblieben wäre, schlimmen Verführungen ausgesetzt gewesen, denen man in einem langweiligen Garnisonsdienst nur schwer ausweicht. Sie traten mir schon in jenen wenigen Tagen nahe genug. Wie väterlich aber mein Oberst an mir gehandelt hatte, bewies mir 25 Jahre später der Besuch eines meiner damaligen Kriegskameraden, der es noch nicht weiter, als bis zum Lieutenant hatte bringen können.

Damals war die alte „Mama" in Waldenburg schwer erkrankt und wünschte mich noch einmal zu sehen. Ich kam zu ihr und konnte noch mehrere Tage an ihrem Sterbebette zubringen. Sie war über 80 Jahr alt und endete ohne Schmerzen, nur an Altersschwäche. Ihr Geist war noch immer klar, ihr Sinn heiter und ihre Freundlichkeit bezaubernd. Sie ließ mich fast nicht von sich und ertheilte mir noch eine Menge guter Rathschläge. Zu ihren Liebhabereien hatte auch eine Aeolsharfe gehört, an der wir Kinder uns früher schon oft erfreut hatten. Ich ließ dieselbe der „Mama" zu Liebe spielen und fühlte mich unwillkürlich von der Wehmuth der schönen Töne er-

griffen, als die Nachricht kam, so eben sei Agnes Alberti gestorben. Dieses liebenswürdige Mädchen, die jüngere Tochter des Kaufmann Alberti, war erst 17 Jahr alt und von seltener Schönheit. Ich sah sie im Sarge in einem weißen Kleide, barfuß, die schönen dunkelbraunen Haare lang herabwallend, ringsum mit Blumen geschmückt und unter die besten Bilder aus der Galerie des Maler Waagen. Ihre schöne traumhafte Stirn schien noch zu denken und um die jungfräulichen Lippen schwebte noch ein Zug sanfter Empfindung.

Wenige Tage nachher starb auch die „Mama" über Nacht, nachdem sie den ganzen Abend vorher noch im heitern Gespräche mit mir zugebracht hatte. Auch sie war eine liebenswürdige Erscheinung im Sarge, denn ihr altes Gesicht entrunzelte sich und nahm mit der schneeweißen Farbe wieder jugendliche Züge an. Onkel Ernst überließ mir die Honneurs des Hauses zu machen und im schwarzen Frack sämmtliche Condolenzen entgegenzunehmen. Da drängte sich nun die ganze Verwandtschaft herbei und sogar die alte Großmutter Röll, welche niemals in der „Mama" Haus gekommen war, erschien jetzt in tiefer Trauer und stattete mir eine überaus förmliche Condolenz ab. Wir besaßen eine Familiengruft, in der die Särge neben einander gestellt wurden. Ich machte die Grabschrift auf den der „Mama". Mit ihr starb meine beste Freundin. Wenn sie länger gelebt hätte, würde mir wohl manche Noth der nächsten Jahre erspart worden sein.

Ich eilte nach Breslau zurück, um nach einer Versäumniß von doch nur wenig Monaten meine Studien mit frischem Feuer zu beginnen. Mein Begleiter auf der Reise war Dr. Zimpel. Dieser kleine freundliche Mann war anfangs Theologe gewesen, wurde nachher Arzt, nahm den Namen Zemplin an und erwarb sich große Verdienste um das Bad Salzbrunn, das er und das ihn in großen Ruf brachte; jedoch geschah dies erst später. Damals war er noch wenig bekannt und hieß noch Zimpel. Er fuhr mit meines Onkels Pferden, die er nicht gut zu regieren verstand. Wir erlebten viele kleine Abenteuer unterwegs, und da er in Breslau seine Braut, eine

Wittwe, holen wollte, so konnte ich nicht umhin, ihn mit Zimpels Brautfahrt, einem artigen Schwank von Langbein in einem der damals jüngst erschienenen bekannten Taschenbücher zu necken. Wir hatten ein merkwürdiges Zusammentreffen mit einem Wahnsinnigen, wir verirrten uns einigemal, wir fuhren zufällig um die Zollstätte und wurden zur Strafe gezogen. Als wir in Breslau ankamen, fuhr er im Gedränge an andere Wagen an, das gab wieder Händel. Endlich entschloß er sich, ein Seitengäßchen einzuschlagen, das zugleich ein näherer Weg zum Hause seiner Braut war. Aber die Gasse war so eng, daß er mit der leichten Droschke kaum hindurch konnte, und zum Unglück war es die sog. Wanzengasse, die ganz aus Hurenhäusern bestand, und in der niemals ein Wagen fuhr. Man kann sich denken, welche Aufregung unsere Durchfahrt unter den Schönen dieses Winkels veranlaßte, und des verzweifelnden Doctors letztes Abenteuer war noch, daß am Ausgang jener Gasse gerade von ungefähr eine bekannte Dame vorübergehen und dem Spektakel zusehen mußte.

Auf die Schule zurückgekehrt, kam ich nach Prima. Hier docirte der Rector Cyler, ein gelehrter und achtungswürdiger Mann, der nur von einer grammatikalischen Liebhaberei wie von einem Dämon besessen war. Ob wir nämlich den Plato oder den Cicero, den Thukydides oder Tacitus lasen, überall ging er auf die Jagd seltner Conjunctive aus. Er classificirte dieselben wie Linné die Pflanzen und hatte schon über hundert verschiedene Arten entdeckt. Wenn wir nicht präparirt waren, oder an einer schwierigen Stelle stolperten oder ihn sonst ein wenig aufhalten wollten, so warfen wir ihm nur eine Frage oder Vermuthung in Bezug auf einen Conjunctiv vor, und er strahlte von Vergnügen. Eins der merkwürdigsten Originale unseres Gymnasiums war der alte Professor Nickel, der seine liebe Noth mit uns hatte, den wir aber doch liebten. Ganz so violett gekleidet, wie der Rector Manso, war er nur viel kleiner, hatte aber einen sehr großen schiffartigen Hut. Ich habe ihn dem dramatischen Märchen einverleibt, welches zehn Jahre später in dem Taschenbuch „Moosrosen" abgedruckt wurde.

Im Herbſt kam Blücher nach Breslau und wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Obgleich es heftig regnete, zogen ihm doch viele Tauſende durch das Nicolaithor entgegen. Man ſpannte die Pferde aus und zog ihn herein. Er ſaß mit einem Adjutanten in einer offenen Droſchke, hatte einen Ueberrock an und das Haupt mitten im Regen entblößt, weil er immerfort nach allen Seiten grüßen mußte. Auch kam er nur langſam vorwärts, weil ſich immer neue Hunderte an den Wagen drängten, um ihm die Hand zu reichen. Ich ſchob mich ebenfalls glücklich heran und bekam einen Händedruck von ihm, der mir durch die Seele ging. Man kann ſich keinen ſchönern Greis denken. Sein ſchwarzes Adlerauge blitzte unter dem ſchneeweißen Haar noch voll Jugendfeuer. Dazu ſah er klug aus. Er lachte immerfort und grüßte das ungeſtüme Volk unermüdet mit bezaubernder Freundlichkeit. Man hatte ihn aber auch nirgends ſo lieb als in Schleſien. Das wußte er wohl. Deshalb blieb er auch in Schleſien und liegt dort begraben.

Ich war im Herbſt und Winter ſehr fleißig und mußte es ſein, da mir bereits klar geworden war, daß ich mich ganz auf eigene Füße ſtellen müſſe. Von dem angenehmen Wohlſtand, in dem ich geboren war, blieb nichts mehr übrig, da meine Mutter das Landgut verlor und alle Fahrhabe verkaufen mußte. Sie konnte mich nur noch ſchwach unterſtützen. Dem Vormund mit Begehrlichkeit läſtig zu fallen, hätte ich mich geſchämt. Ein vielleicht zu weit getriebener Stolz in ſo jungen Jahren war mir doch in ſofern nützlich, als ich entbehrte, ohne je zu klagen und ohne je etwas zu verlangen, was mir nicht freiwillig geboten wurde. Meine Kleider wurden nach und nach abgetragen und ich konnte mir keine neuen machen laſſen.

Die Eltern meines Freundes Guſtav Haake, wohlhabende Kaufleute, ließen mich mehrfach zu ſich einladen, denn es war ihnen nicht entgangen, welch günſtigen Einfluß ich auf ihren Sohn ausübte. Ich hatte aber nur mein ſehr abgetragenes graues Röckchen und wußte, wie die Armuth in reichen Kaufmannshäuſern gering geſchätzt wird. Ich vermied daher hinzugehen. Im Sommer in-

dessen machte mein Freund mit mir an meinem Geburtstage einen langen Spaziergang an der Oder, und als wir erst in der Dämmerung uns der Stadt näherten, stellte mich Gustav plötzlich seinen vor einem großen Hause sitzenden Eltern vor. Nun mußte ich mit ihnen zu Abend essen und fand in ihnen natürliche und liebevolle Menschen. Wenige Tage nachher mußte ich wieder einen Abend in ihrem schönen Garten zubringen. Das Haus bestand aus einem großen Viereck, in dessen Mitte sich ein Hofraum befand. Es lag, wie auch der Garten, dicht an der Oder, auf der polnischen Seite, nicht sehr weit von der Brücke der alten Stadt gegenüber. Ich war an diesem Abend wieder sehr vergnügt und hätte beinahe die zehnte Stunde versäumt, in der ich nach unserer strengen Hausordnung daheim sein sollte. Ich nahm Abschied. Der alte Herr Haake begleitete mich mit dem Licht, aber nicht zur Hausthür, sondern — in ein Zimmer, in welchem ich voll Erstaunen mein Bett und meine wenigen Bücher und Kleider fand, welche, während ich im Garten saß, aus meiner bisherigen Wohnung in der Renschengasse waren geholt worden. Auf eine so liebenswürdige Weise zwang mich die Haake'sche Familie, fortan bei ihr zu wohnen und als Kind vom Hause mit ihnen zu leben. Sie erwies mir damit einen großen Dienst, wofür ich ihr bis an mein Ende dankbar bleiben werde. Was ich an Logis und Kost ersparte, konnte ich nun endlich auf meine Kleidung verwenden.

Meine neue Heimath hatte große Annehmlichkeiten. Wir konnten den Sommer über im Garten arbeiten. Auch fehlte es nicht an geselliger Unterhaltung. Es wohnten mehrere Familien hier zur Miethe, zwei polnische Damen mit einem hübschen Kinde und ein Justizrath Ludwig, bei dem eine gewisse Wilhelmine Gautier als Pflegetochter auf Kosten des Königs erzogen wurde. Dieses bildschöne Mädchen war nämlich der hochseligen Königin Luise auffallend ähnlich. Der König hatte sie bei einem Besuch in Breslau zufällig in der Kirche gesehen, erfuhr, daß sie eine Waise sei, und sorgte sofort für sie. Mit diesem Mädchen, ihrer kleinen muntern Freundin Philippine, den beiden Polinnen und der sanften Friederike (Gustavs Adoptiv-

ſchweſter. lebten wir zwei jungen Leute nun in einem äußerſt anmuthigen Verkehre. Auch Profeſſor Steffens, der weitläufig mit mir verwandte Naturphiloſoph, wohnte den Sommer über hier und zog nur im Winter nach der Stadt. Sein einziges Töchterchen hatte eine große Lyoner Puppe, mit der ſie mich, ſobald ſie wußte, daß ich die Puppen nicht leiden könne, beharrlich neckte. Da ſie mir nun auch wieder einmal an der Treppe aufgelauert hatte und mir plötzlich die große Puppe entgegenhielt, gerieth ich in Zorn, riß ihr dieſelbe hinweg und warf ſie in die vorbeifließende Oder. Das Mädchen erhob ein jämmerliches Geſchrei und verfehlte nicht, mich ſogleich bei ihrem Papa zu verklagen. Auch ſtellte mich dieſer, ſobald wir uns begegneten, ernſthaft zur Rede; als ich ihm aber den Sachverhalt auseinanderſetzte und mich mit meiner angeborenen Antipathie entſchuldigte, kam ihm der Fall ganz intereſſant vor. Das Töchterchen bekam eine neue Puppe, die ſie aber immer vor mir verſteckte.

Ich machte im Herbſt des Jahres 1816 noch eine angenehme Fußreiſe ins ſchleſiſche Gebirge und kam diesmal endlich wirklich auf die Schneekoppe. Das Rieſengebirge hat trotz ſeiner Kahlheit und trotz ſeines Mangels an Seen doch gleich den Karpathen und gleich dem Harz einen eigenthümlichen nordiſchen Reiz, welcher den Bergen im Süden fremd iſt. Dieſer Reiz liegt, wie in den Bildern von Everdingen, in der Schwärze der Tannenwälder und in einem düſtern Dämmerlicht, welches eine größere Ferne von der Sonne andeutet und aus der Wirklichkeit in das Reich des Dämoniſchen hinüberführt. Aus dieſem Charakter der Landſchaft erklärt ſich der Volksglaube nicht nur im Harz an die Hexenfahrt auf den Blocksberg, ſondern auch im Rieſengebirge an den Rübezahl. Höchſt eigenthümlich ſind die erratiſchen Blöcke, die oben auf dem kahlen Grat des Gebirges herumliegen, und am auffallendſten das ſog. große Rad, eine Circumvallation von rohen Steinen, aber wohl nicht durch Zufall, ſondern durch Menſchenhände aufgeworfen. Dahinter auf der böhmiſchen Seite entſpringt die Elbe und bildet einen langen, aber dünnen Waſſerfall. Seit uralten Zeiten wird je am 15. Auguſt

auf der Schneekoppe ein großes Volksfest gefeiert, ein Kräuterfest zu Ehren der Himmelfahrt der Jungfrau Maria, wie am nämlichen Tage die Kräuterweihe in Würzburg. Damals lebte noch im Riesengebirge eine zahlreiche Zunft sog. Kräutermänner, als deren volksthümlicher Patron Rübezahl galt. Sie sammelten Heilkräuter auf dem Gebirge, destillirten sie und zogen mit ihren zahlreichen Flaschen und Fläschchen auf allen Jahrmärkten umher. Erst die moderne Polizei hat sie unterdrückt und abgeschafft. An ihr Gewerbe nun knüpfte sich seit uralter Zeit bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts das große Kräuterfest des 15. August. Dieses Fest schreibt sich wahrscheinlich aus früher Heidenzeit her und hat nur, wie viele andere, später eine christliche Weihe und Bedeutung erhalten. Auch scheint es mir ein deutsches Fest gewesen zu sein, stammend aus einer Zeit, in welcher Schlesien und Böhmen noch ganz von germanischen Lygiern, Boiern und Markomannen bewohnt waren, ehe noch die Slaven hineinkamen. Die den Deutschen allmählich in der Völkerwanderung nachrückenden Slaven haben ohne Zweifel die heiligen Stätten der Deutschen auf den Berggipfeln, an Wasserfällen ꝛc. respectirt, und da ihr Naturcultus dem deutschen nahe verwandt war, den heidnischen Gottesdienst an solchen ausgezeichneten Stätten nur fortgesetzt. Es ist daher wohl möglich, daß sich hinter dem scheinbar slavischen Rübezahl doch nur der deutsche Knecht Ruprecht und der englische Robin Hood verbirgt.

Im nächsten Winter trieben wir, der engere Freundeskreis im Gymnasium, ich mit Haake und Lindenberg, wozu sich auch noch der kleine Hermes gesellte, mit großem Eifer altdeutsche Studien. Das lag in der Zeit. Auf der Universität Breslau gab von der Hagen die Nibelungen heraus. Ich lernte um diese Zeit auch zum erstenmal die Werke Tiecks kennen. Merkwürdigerweise war damals in Schlesien der Sinn für die deutsche Vorzeit nur noch wenig rege. Der classische Zopf herrschte noch überall vor. Jetzt erst fing sich die Begeisterung für die großen Dichtungen und Kunstwerke des Mittelalters der Jugend zu bemächtigen an. Ich verschaffte mir aus der

großen Rehinger'schen Bibliothek, die zur Elisabethkirche gehört, die Manesse'sche Sammlung, den Parcival und Tristan, später noch aus der Universitätsbibliothek andere altdeutsche Dichtungen und lernte die Sprache bald, weshalb mir auch einige Jahre später das Verstehen der schwäbischen und schweizerischen Volkssprache sehr erleichtert war. Ich hatte bereits Kenntniß der politischen und Kirchengeschichte des Mittelalters genug, um die Größe der deutschen Vorzeit zu begreifen, der man beim Lesen ihrer Dichter noch näher tritt. Ich hatte mich schon vorher in manches, was die Neuzeit pries, nicht finden können. Jetzt fand ich einen Anhaltspunkt, um den Geist der Zeiten zu vergleichen und um besser zu verstehen, was einige patriotische Dichter gemeint oder geahnt hatten, als sie von der großen Erhebung des Jahres 1813 eine Wiedergeburt der Nation erwarteten. Die eifrige Beschäftigung mit der altdeutschen Vorzeit führte mich nun dahin, im nächsten Frühjahr 1817 dem in Breslau neu entstandenen Turnplatz meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so mehr, als derselbe nicht weit von Haakes Wohnung an derselben Oderseite lag. Ich hatte mich von Jugend auf körperlich geübt und war ein Turner, ohne es zu wissen. Auf dem Lande hatte ich mich gehörig getummelt, gejagt, geritten und gefochten, in den Wäldern geklettert und in der großen Scheune auf unserm Hofe systematische Springversuche gemacht. Vom Gebälk herunter in den Bansen den Raum, in dem die Garben aufgehäuft werden, hinabzuspringen, war ungefährlich, weil man immer weich auffiel. Ich lernte daher mit meinen jüngern Brüdern, die dem ältern freilich noch nicht alles nachmachen konnten, von einem immer höheren Balken hinunterspringen, bis ich Uebung genug hatte, den Leib gerade genug zu halten, daß er im Fallen nicht überschlug. Auch lernte ich durch stete Uebung, die Zunge hinter die Zähne zurückziehen, um mich beim Auffallen nicht zu beißen, und unmittelbar vor dem Auffallen die Hände kreuzweis vor die Beine halten, weil mir sonst durch die Gewalt des Sturzes die Kniee ans Kinn geschlagen hätten. Um dem Ohrensausen zu begegnen, mußte ich mir bei den höchsten

Sprüngen ein Tuch um den Kopf binden. So sprang ich endlich vom höchsten First über fünfzig Fuß tief hinab. Auf der Schule in Breslau hatte ich mich außer den Fußtouren und dem Schlittschuhlaufen nicht mehr geübt. Jetzt erwachte eine unwiderstehliche Lust in mir, am Turnen theilzunehmen. Gustav, der um einen halben Kopf größer als ich, schlank und herrlich gewachsen war, fühlte gleichfalls, wie wohl ihm das Turnen behagen würde. Also meldeten wir uns beim Seminardirecter Harnisch, der den Turnplatz eben errichtet hatte und demselben vorstand, ohne selbst turnen zu können. Mönnich, der damals noch auf dem Magdalenengymnasium war, als geborener Berliner aber unter Jahn geturnt hatte, und einige Studenten turnten vor. Wir wurden willkommen geheißen und zogen bald einen großen Theil unserer Mitschüler vom Elisabethan nach. Ich orientirte mich in den Uebungen rasch und wurde schon in wenigen Tagen Vorturner. Ebenso Haake. Es war ein ungemein frisches und fröhliches Leben auf dem Breslauer Turnplatz und unsere Lust war um so unbefangener, als der Zusammenhang mit Berlin noch sehr locker war und der turnerische Sectengeist, die einseitig Jahn'sche Schablone, noch nicht vorherrschte. Man dachte nur an die körperlichen Uebungen und machte noch nicht Politik. Harnisch war ein überaus wackerer und frommer Mann. Ein Hauptmann v. Schmeling, der sich der Sache sehr annahm, der treffliche Professor Karl v. Raumer, der feine und gelehrte Professor Schneider, der junge feurige Professor Passow ꝛc., welche nicht nur die Sache förderten, sondern auch selbst mitturnten, waren hochgebildete und verständige Männer. So lebten wir nicht nur unter uns, sondern auch mit den Behörden und mit der Stadt damals noch in der besten Harmonie.

In den Ferien 1817 bekam ich Lust, eine größere Fußreise zu machen, und zwar nach Dresden, um dort die Bildergalerie zu sehen, nach der ich mich schon lange sehnte, da Breslau so gar wenig Kunstwerke darbot, und die Waagen'sche Galerie, die ich von Zeit zu Zeit bei Besuchen in meiner Vaterstadt immer wieder gesehen hatte, erweckte mir nicht wenig Lust, noch mehr zu sehen. Nun studirte da-

mals Heinrich Leo, der später als Professor in Halle so großen Ruhm erlangte, auf der Universität Breslau und wollte im Herbst nach Jena übersiedeln. Ich lernte ihn auf dem Turnplatz kennen als einen kleinen schlanken Jüngling mit einem fast mädchenhaften Gesicht und langen dunkelbraunen wunderschön herabwallenden Haaren. Er war unser aller Liebling, obgleich er ziemlich knittlich und jeden Augenblick schlagfertig war. Da er nun über Dresden reisen mußte, beschlossen Haake und ich, ihn bis dahin zu begleiten.

Wir brachen in der Mitte des Juli auf und schlugen den Weg ins Gebirge ein. Es war herrliches Wetter und nach einem kurzen Besuch in meiner Vaterstadt eilten wir wieder der Schneekoppe zu. Wir erstiegen sie diesmal auf dem Wege über Steinsaifen und Krummhübel auf einer sehr steilen Seite. Als wir über die Waldregion emporgestiegen waren, fanden wir seltene purpurglühende Bergblumen und steckten sie an unsere Mützen. Dann kamen wir am „großen Teiche" vorbei, dessen schwarzer stiller Wasserspiegel unter Steingeröll und kahlen Felsenmassen einen etwas unheimlichen Eindruck macht. Ohne einen Fußweg arbeiteten wir uns durch die großen, von Alter bemoosten und in dieser Jahreszeit oft von Blumen und Gräsern überwucherten Steine empor, bis zu den schönen Felsgruppen, welche man die Dreisteine und den Mittagstein nennt. Von hier aus hat man schon die ganze weite Aussicht ins Land und erreicht bald den Kamm des Gebirges, welcher in langer hoher Linie die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen bildet. Indem wir auf demselben zur Koppe aufstiegen, begegnete uns ein Trupp böhmischer Schleichhändler, die mit Lebensgefahr ihre Last auf den steilsten Wegen über die Grenze tragen. Wir kamen gegen Mittag auf der Schneekoppe an und blieben den ganzen Tag oben, mit uns noch einige Berliner Studenten. Feuer wurde angemacht und gekocht. Ich sammelte sog. Veilchensteine, mit einem purpurbräunlichen Moose wie mit Leder überzogene verwitterte Granitstücke. Das Moos duftet wie Veilchen und man pflegt es in Schlesien in die Wäsche zu legen, um dieselbe mit dem angenehmen

Geruche zu durchdringen. Man findet es nur auf den höchsten Gipfeln des Gebirges. Ein besonders großes und schönes Exemplar, welches ich damals fand und mitnahm, befindet sich jetzt im mineralogischen Cabinet in Jena, wohin ich es schenkte. Die Aussicht von der Koppe war an diesem Tage wundervoll. Sie ist um so imposanter, als man nach beiden Seiten des Gebirges hin einen Umkreis von nahezu hundert Stunden Durchmesser übersieht, denn im Nordosten erblickt man die Thürme von Breslau und darüber hinaus noch die lange schwarze Linie der polnischen Grenzwälder, während man im Südwesten die Berge in der Nähe von Prag und auch über sie hinaus sieht. In der heißen Tageszeit und bei völliger Windstille hatten wir auf dem hohen Standpunkt, auf dem wir uns befanden, in der That eine ähnliche Empfindung, wie Schultheß auf der Spitze des Glockner, da es ihm zu Muthe war, als spüre er, wie sich die Erde mit ihm drehe. Als die Sonne unterging, erhob sich auf der andern Seite der Mond und beschien die tief verschatteten Thäler unten, während die andere Seite des Gebirges bis zur Spitze der kleinen die Koppe krönenden Kapelle roth in der Abendsonne glühte. Erst im Dunkeln stiegen wir wieder herunter, um in der Hampelbaude zu übernachten, wo uns ein hübsches böhmisches Harfenmädchen in ihrer Sprache eben so melodische als wehmüthige Volkslieder sang.

Wir unternahmen, längs des Gebirges auf den am wenigsten besuchten Wegen nach Sachsen vorzudringen, wurden aber dafür bestraft, indem wir nirgends ein auch nur erträgliches Wirthshaus fanden und froh waren, daß uns ein Bauer seine Kirschbäume zu plündern erlaubte. Nachher fiel Regen, und erst nach großen Anstrengungen erreichten wir das kleine Bad Flinsberg unter dem hohen Iserkamm. Hier drängte sich alles um uns, weil wir die damals bei allen Turnern eingeführte sog. altdeutsche Tracht, d. h. einen kurzen schwarzen Rock mit offenem Halse trugen, was man hier noch nicht gesehen hatte. Man behandelte uns aber sehr liebreich und gab uns am andern Morgen, nachdem das Wetter wieder besser gewor-

den war, noch eine Strecke das Geleit. Der Weg führte uns bald über die böhmische Grenze und zu dem alten Schlosse Friedland, von dem Wallenstein seinen herzoglichen Namen borgte. Es erhebt sich über eine waldige Gegend und bewahrt noch manche Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg. Im Ahnensaal hängt Wallensteins Bild in der Mitte, und zu beiden Seiten reihen sich an dasselbe die Familienbilder der Gallas an, denen Schloß und Güter vom Kaiser geschenkt wurden. Von hier gelangten wir nach Zittau, einer schön gelegenen und freundlichen Stadt, wo wir kaum angelangt waren, als ein Dienstmädchen nach dem andern bei uns anklopfte, uns im Auftrag ihrer Herrschaften zu fragen, ob wir Tiroler oder Schweizer wären? Dann kamen wir bald wieder auf böhmischen Boden und auf die Kaiserstraße, die über einen langen Bergrücken führt. Die schwarze Ruine des Tollenstein gibt der Gegend einen schönen, jedoch wilden Charakter. Als wir am Nachmittag nach Schönlinde kamen, wurden wir wegen unserer ungewohnten Tracht für Räuber gehalten und entgingen einer schimpflichen Behandlung nur durch Vorweisung unserer Pässe. Ueberhaupt fanden wir das böhmische Landvolk grob und ungastlich, und ihren finstern Mienen fehlte die schlesische und sächsische Freundlichkeit. Da hier im Gebirge die böhmische Grenze mehrmals aus- und einbiegt, kamen wir noch an demselben Abend auf sächsisches Gebiet. Auch hier sprach das Volk noch slavisch, die Mädchen aber, unter denen sich ganz wohlgebildete befanden, waren auf eine häßliche Art entstellt, indem sie unter ihren rothen Kopftüchern ganz kahl geschoren waren. Sie pflegten nämlich, wie wir erfuhren, ihr schönes Haar an Dresdener Perückenmacher zu verkaufen. Wir verirrten uns im Walde und mußten vier Stunden lang bei hellem Mondschein den malerischen Kirnitzgrund durchwandern, bis wir in Hermsdorf eine freundliche Herberge fanden. Von hier aus durchzogen wir am andern Tage die sog. sächsische Schweiz, besahen den berühmten Kuhstall, das Prebitschthor ꝛc. und kamen bei Schandau an die Elbe. Alle diese Felsen- und Waldpartien sind sehr reizend, wenn auch nicht großartig. Man sollte daher auch hier

von keiner „Schweiz" reden. Die sächsischen Einwohner fanden wir durchgängig gefällig und gutmüthig. Ein Führer, den wir mitgenommen hatten, um uns nicht wieder zu verirren, war schon von uns verabschiedet, als er uns noch zwei Stunden weit nachlief, um uns ein Buch zu bringen, das einer von uns liegen gelassen hatte.

Von Schandau aus fuhren wir auf einem Kahne die Elbe hinab bis nach Pirna, landeten aber unterwegs, um den majestätischen Lilienstein zu besteigen. Die kolossalen Sandsteinpyramiden der sächsischen Schweiz machen von fern ganz den Eindruck, wie die Basaltkegel im Hegau. Der Lilienstein ist um so malerischer, als ihm der Königstein, die berühmte Festung, gerade gegenüber liegt und die Elbe zwischen beiden hindurchfließt. Oben trafen wir mit einem schönen Landmädchen zusammen, der Wirthstochter von Rathen, die einen ziemlich schweren Krug trug, den ich ihr galant abnahm, da wir zusammen heruntergingen. Sie war schlank und herrlich gewachsen und ihr Haar so schön golden, als man es nur malen kann. Wir fuhren dann auf dem Fluß weiter, gingen aber von Pirna aus wieder zu Fuß und kamen durch fruchtbare Gelände und schöne Dörfer nach Dresden.

Diese Stadt ist und bleibt wohl die schönste im nördlichen Deutschland, denn erstens liegt sie reizend an der Elbe und in der Nähe eines malerischen Gebirges, und zweitens hat sie etwas Lichtvolles und freundlich Einladendes, sofern die Häuser mitten in der Stadt häufig durch Gärten getrennt und durchweg schön und massiv gebaut sind, so daß man sich also hier weder zwischen engen Gassen erdrückt, noch von häßlichen und gespenstischen Häusern angeschreckt fühlt. Der Freundlichkeit der Stadt überhaupt entspricht auch die der Einwohner. Man fühlt sich dort eigenthümlich wohl.

Ich hatte keinen andern Zweck hier, als die berühmte Gemäldegalerie zu sehen. Leo reiste weiter, Gustav und ich blieben aber noch acht Tage in Dresden und brachten jeden Tag in der Galerie zu. Ich fand in derselben bestätigt, was mir schon aus den Kunstwerken, die ich früher gesehen hatte, und aus den Kupferwerken, die uns

ferne Gemälde nahe bringen, klar geworden war. Das eigentlich Schöne nämlich fand ich nur in den seltensten Fällen erkannt und dargestellt, da es mir doch schien, die neuere Kunst habe dieselbe Aufgabe, wie die antike, hauptsächlich nach Schönheit zu trachten. Bei der ungeheuern Mehrheit der neuern Künstler findet man dagegen neben der unter allen Umständen achtbaren und löblichen Naturnachahmung zweierlei Bestrebungen vorherrschend, welche vom wahren Ziele der bildenden Kunst geradezu abführen. Zuerst das Bestreben, interessant und bedeutend zu erscheinen durch heroischen oder auch koketten Ausdruck. Sodann das Bestreben, einer grade herrschenden Mode und Manier gerecht zu werden, ganz abgesehen vom Gegenstand und Zweck des Bildes. Während Raphael noch einzig der Schönheit huldigte, welche nur der Pinsel, aber kein Wort des Dichters ausdrücken kann, betrat Michel Angelo bereits den gefährlichen Weg, welcher anstatt zum Schönen nur zum Bedeutenden, Charakteristischen, Großen und Heroischen hinführt, wo des Dichters Wort jeden Pinsel übermeistert. Auch den leidenschaftlichen Ausdruck trifft sicherer der Dichter und musikalische Componist, oder der Schauspieler, als der Maler. Der Maler sollte vorzugsweise nur das darstellen wollen, was alle andern nicht darstellen können, die Schönheit. Ich dürstete nach Schönheit, aber nur wenige der größten alten Meister in der Dresdner Galerie boten sie mir dar. Ich konnte damals schon nicht begreifen, wie man die Schule der Carracci so hoch stellen könne. Ich erfreute mich wahrhaft an der Naturtreue der Niederländer, ich vertiefte mich staunend und voll Ehrfurcht in die Augen der sixtinischen Madonna, des Schönsten, was je gemalt wurde. Aber die anspruchsvollen Historienbilder, die manierirte Nacktheit der mythologischen Bilder, überhaupt die spätern Italiener ließen mich kalt oder widerten mich an. Die Schönheit, deren die menschliche Race fähig ist und die auch wirklich, wenn auch nur in seltenen Exemplaren, in der Wirklichkeit vorkommt, scheint mir von der Künstlerwelt noch durchaus nicht in dem Maaße, wie es der eigentliche Zweck der Kunst verlangt, beachtet zu sein.

Am vorletzten Tage meines Aufenthalts in Dresden stieg ein furchtbares Gewitter auf, als wir grade in der Galerie waren. Die Bilder verdunkelten sich, Blitze hellten sie wieder auf. Der Eindruck war höchst eigenthümlich. Alle Figuren schienen sich zu beleben, als ob sie den Menschen auf einen Augenblick näher gerückt würden, wie überhaupt äußere Schrecken der Natur alles Fremde näher zu einander bringen. — Außer der Galerie sahen wir nur noch die große Rüstkammer, die Antiken und die Abgüsse von Mengs. Am reizendsten erschien mir die Gruppe von Amor und Psyche, der mit dem zartesten Schönheitssinn und der lieblichsten Naturwahrheit verewigte Kuß. Dagegen erschien mir die Gruppe des Laokoon, über die so viel geschrieben ist, keineswegs angenehm. Ich sah bei diesem Anlaß auch den alten Archäologen Böttiger, der recht freundlich gegen uns war.

Als wir von Dresden Abschied nahmen, hatten wir, Gustav und ich, zusammen nur noch sechs Thaler übrig, waren aber verwegen genug, nicht sogleich nach Schlesien zurückzukehren, sondern erst noch den berühmten Plauen'schen Grund und die hübsche Ruine von Tharand zu besuchen. Wir übernachteten in einem ärmlichen Dorfwirthshause und marschirten am andern Tage ohne Aufenthalt im Geschwindschritt wieder durch Dresden auf der großen Straße nach Bautzen fort. Es war über die Maßen heiß, aber ein pietistischer Bauer, der desselben Weges ging, hatte einen so raschen und unermüdlichen Schritt, daß wir als Turner uns schämten, hinter ihm zurückzubleiben, und immer mit ihm Schritt hielten. Wir kamen an dem Bergschloß Stolpe und dem netten Städtchen Bischofswerda mit seinen schlanken Blondinen vorbei, liefen dann noch bis in die Nacht hinein und kehrten in einem geringen Dorfwirthshaus ein, ganz nahe vor Bautzen, um von dem langen Marsche auszuruhen. Unser Pietist erzählte uns viel von der großen Schlacht, die erst vier Jahre früher hier geliefert worden war. Am andern Morgen gingen wir rasch durch das über der Spree erhabene Bautzen, wo grade Jahrmarkt war. Wir begegneten vielen Wenden in ihrem eigenthümlichen Sonntagsstaat. Sie hielten uns oft an, weil ihnen unsere Tracht

ebenſo fremd erſchien, als uns die übrige. Der Weg führte uns durch Hochkirch, wo ſich Friedrich der Große hatte überfallen laſſen. Die Erinnerung an jene Schlacht wurde uns durch oeſtreichiſche Soldaten belebt, die als gefangene Deſerteurs vorbei geführt wurden und ſehr traurig ausſahen. Wir erreichten noch bei guter Zeit das friedliche in einer rauhen Gegend doch ſchön gelegene Herrnhut, aus deſſen Fenſtern mancher neugierige Mädchenkopf in enganliegendem weißem Häubchen nach uns umſchaute, aber, wenn wir nahe kamen, zurückfuhr. Wir übernachteten hier und gingen am andern Morgen frühe zum Kirchhof hinaus, der ſich an einen kleinen Hügel reizend anlehnt. Von dem letztern aus ſahen wir die Sonne aufgehen. Am Eingang des Kirchhofs las ich die Inſchrift: Chriſtus iſt auferſtanden von den Todten. Nur in der Mitte waren drei Steingräber erhöht, das von Zinzendorf, ſeiner Gemahlin, wenn ich nicht irre, und das von Watteville. Alle übrigen Grabſteine waren klein und lagen ganz gleichförmig in Reihen neben einander in einer Umgebung, die ganz nur einem Garten glich. Ueberall herrſchte eine wohlthuende Ordnung und Reinlichkeit, welche den Herrnhuter Kirchhof ſehr zu ſeinem Vortheil von den meiſten andern chriſtlichen Kirchhöfen unterſcheidet. Denn überall wimmeln unſere Kirchhöfe von geſchmackloſen und eitlen Denkmälern mit antiken Genien und heidniſchen Symbolen und herrſcht Unregelmäßigkeit und Unordnung vor.

Der Aufenthalt in Herrnhut hatte unſern Kaſſenvorrath ſehr geſchwächt. Wir eilten an der Landskrone vorüber, nicht ohne des edlen Jakob Böhme zu gedenken, und kamen wieder über die ſchleſiſche Grenze bis Löwenberg, wo uns am andern Morgen nur noch zwei gute Groſchen übrig blieben. Wir machten uns ſchon darauf gefaßt, unter wahrſcheinlich anmuthigen Abenteuern in den Pfarrhäuſern einzuſprechen, um uns vollends heimzubetteln, denn der Weg nach Breslau war noch weit, aber ein gemüthlicher Bäckermeiſter aus der Lauſitz, der in Liegnitz Weizen aufkaufen wollte, nahm uns nicht nur mit, ſondern hatte auch eine ſolche Freude an uns, daß wir zu Mittag mit ihm eſſen mußten. Als wir nun am Abend in Liegnitz

ankamen, kauften wir uns für unsere letzten zwei Groschen ein paar Stücke Brod und Birnen und marschirten sogleich weiter, die ganze Nacht durch. Nach Mitternacht ruhten wir an einem Waldrande auf dem Schlachtfelde von Leuthen aus, auf dem Boden, den später meine ältere Schwester mit der ganzen Herrschaft Leuthen kaufte und zum Andenken der Schlacht ein Denkmal errichtete. Hier schlief ich unwillkürlich ein. Nachher aber rafften wir uns auf und kamen früh am Morgen nach Hermannsdorf zu unserm Freunde Berger, welcher hier bei seinem Vater, einem Krämer, die Ferien zubrachte. Dort wurden wir gelabt und schliefen im Grase des Gartens vollends aus, als unerwartet unser Prorector Menzel mit seiner schönen jungen Frau von Liegnitz kommend mit dem Wagen vor dem Hause anhielt, um den Krämer, seinen alten Bekannten, zu besuchen. Er nahm uns nun vollends in seinem Wagen mit nach Breslau.

Bald nach unserer Rückkehr, am 23. August, einem Sonnabend, erlebten wir in Breslau eine kleine Revolution. Die jungen Bürger, welche zur Landwehr gehörten, beschwerten sich, daß man sie in weiter Entfernung von Breslau exerciren und manövriren lasse, während ihre zurückgelassenen Weiber selber wieder Einquartierung einnehmen müßten. Das mache ihnen doppelte Kosten und sei unnatürlich. Man solle sie in Breslau lassen, denn hier könnten sie ihrem Soldatendienst eben so gut Genüge leisten. Ihre Klagen wurden nicht gehört. Sie verweigerten nun den Dienst. Etliche dreißig von ihnen, die am lautesten gelärmt hatten, wurden nächtlicher Weile aus den Betten geholt, in Ketten gelegt und nach einer entfernten Festung abgeführt. Ihre jungen Weiber, die sich zur Wehre setzten und unter denen eine von einem Gensdarm verwundet worden sein soll, stürzten mit lautem Geschrei auf die Straßen und setzten die ganze Bürgerschaft in Allarm. Noch vor Aufgang der Sonne stand der große Ring voll von Menschen, welche vom damaligen Bürgermeister Menzel Schutz der Bürger und Freilassung der Gefangenen forderten. Der arme Bürgermeister bedauerte, er könne nichts thun, denn nicht er, sondern nur der Landesgouverneur

Merkel führe den Oberbefehl in Breslau. Dieser Herr Merkel aber hatte bereits für gut gefunden sich zu escamotiren. Mit Recht wurde dieses feige und hinterlistige Benehmen der verpflichteten Behörden auch von dem loyalen Theile der Bürgerschaft scharf getadelt. Das ohne Antwort gelassene Volk gerieth in Wuth und zertrümmerte alles im Rathhaus, was nicht niet- und nagelfest war. Dann ebenso im Polizeigebäude und ebenso im großen Hatzfeld'schen Palais, dem Regierungsgebäude, aus welchem der Gouverneur, ohne eine Ordre zu hinterlassen, heimlich entwichen war. Aus diesem Gebäude wurden vom Pöbel die Acten herausgeworfen, so daß die ganze Straße eine lange Papierbarrikade darstellte, durch welche sich die Kürassiere, als endlich das Militair einschritt, kaum hindurch arbeiten konnten. Da nämlich den ganzen lieben Tag die Stadt in voller Anarchie war, Polizeidiener und Gensdarmen sich versteckten und nicht mehr hervorwagten und keine Civilbehörde mehr einen Befehl ertheilte, übernahm der Militairgouverneur, General von Hünerbein, noch vor Nacht den Befehl in der Stadt, ließ alle seine Truppen einrücken und das Volk zerstreuen. Es gab wohl einiges Blutvergießen, aber sehr mit Maaß. Am andern Morgen, Sonntag, fing man schon an, wieder zu lachen, namentlich über den dicken Polizeipräsidenten Streit, welcher nicht hatte flüchten können und den ganzen Tag unter einem Fasse versteckt Todesangst geschwitzt hatte, und über die Juden. Denn obgleich in Breslau damals 9000 Juden lebten, die gewöhnlich mit ihrer häßlichen Repräsentation auf offener Straße sehr aufdringlich waren, hatten sie sich doch am 23. August alle versteckt und ließ sich auch nicht einer blicken, und zwar aus einer wohlbegründeten Furcht, denn das Hep! hep! was in den nächsten Jahren durch ganz Deutschland lief, beweist, wie verhaßt dies Volk war.

Gegen die opferfreudige Begeisterung des Jahres 1813 stach diese Breslauer Revolution grell ab. Am Sonntag Morgen war die ganze Stadt noch militairisch besetzt und standen auf dem großen Ringe Kanonen und Artilleristen mit brennenden Lunten. Allein die Höckerweiber setzten sich mit ihren Körben schon wieder ungenirt

dicht unter die Kanonen und die ganze Revolution löste sich in Spott auf, wobei Militair und Volk mit einander wetteiferten. Man vertrug sich wieder, aber die Behörden hatten doch viel Vertrauen verloren.

Die Polizei war mangelhaft. In einer so großen Stadt, in welcher der noch halb polnische Leichtsinn vieler Einwohner so viele Feuersbrünste verschuldete, herrschte beim Löschen die größte Unordnung, so daß wir Turner uns der Sache annahmen und ohne dazu autorisirt zu sein, uns bei jedem Brande als Feuerwehr aufdrängten. Obgleich wir nun weder die nöthigen Apparate hatten, noch Erfahrung genug besaßen, wurden unsere Leistungen doch vom Magistrat mit Dank anerkannt. Ich rettete mich einmal aus einem brennenden Hause, in dem die Decke schon einstürzte, aus dem Fenster durch einen kühnen Sprung.

Den zweiten Winter brachte ich im Haake'schen Hause ebenso vergnügt wie den ersten zu und konnte von einem Vater und einer Mutter nicht liebevoller angesehen sein, als von dem muntern und klugen alten Herrn Haake und seiner höchst sanften und liebenswürdigen Gattin. Auch mit Gustav war ich immer ein Herz und eine Seele. Dabei waren wir sehr fleißig und bereiteten uns nicht nur darauf vor, im folgenden Jahre die Universität zu beziehen, sondern fanden auch immer noch Zeit, um unsere altdeutschen Studien fortzusetzen und gute Bücher aller Art zu lesen, um uns immer besser in der geistigen Welt zu orientiren. Die engste Freundschaft schlossen wir damals mit Mönnich, dem ernsten, festen, schönäugigen und volllockigen Jüngling, den jedermann achtete und lieb hatte.

Im Frühjahr 1818 begannen wir wieder lebhaft zu turnen, die Freude sollte uns aber bald gestört werden. Je mehr nämlich das Turnen in Aufnahme kam, um so mehr nahm es auch den politischen Beigeschmack an, um dessentwillen es der Verfolgung ausgesetzt wurde. Obgleich wir bereits gut genug turnten, glaubten Harnisch und die ältern Turnfreunde doch noch einen besondern Turnwart von Berlin verschreiben zu müssen, und Jahn schickte uns seinen Liebling Maßmann zu, der bei seiner kurzen Leibes-

gestalt nicht so gut zu turnen verstand wie wir, aber desto eifervoller bemüht war, Propaganda für Jahns Volksthum und für den sog. turnerischen Geist zu machen. Er war ein durch und durch ehrlicher Gesell und voll der schönsten Begeisterung für die vaterländische Sache, aber daß er im vorigen Herbst 1817 bei dem Octoberfest auf der Wartburg eine Anzahl Bücher, einen Schnürleib und Zopf ꝛc. verbrannt hatte, war bereits von den Höchstgebietenden in Deutschland übel vermerkt worden und bewirkte, daß ihn auch in Breslau schon viele einflußreiche Personen ungern kommen sahen. Man mußte sich überhaupt wundern, daß man ihn in Preußen gewähren ließ, was jedoch nicht allzu lange mehr dauerte. Gewiß gab es Manchen, der schadenfroh wartete, es würden Unbesonnenheiten verfallen, aus denen man einen erwünschten Vorwand schöpfen könne, um gegen das Turnwesen überhaupt einzuschreiten.

Wir zählten viele Studenten auf dem Turnplatz. Maßmann wollte ihnen das Tabakrauchen, als unturnerisch, verbieten, was sehr böses Blut machte. Wir Vorturner mußten ihn mäßigen und die Studenten beruhigen. Vor einem Turnfest hatte er den Einfall, ein großes Pergament mit kunstreicher Schrift vollzuschreiben. Ueberschrift „Turngeist". Inhalt alle die patriotischen und moralischen Gemeinplätze, die damals in Jahns Schule galten. Vergebens stellte ich ihm vor, er werde bei den lustigen Breslauern das Turnen nur lächerlich machen mit seinem Turngespenst. Endlich half mir der Student Hönisch, einer unserer besten Vorturner der später als Rektor in Ratibor starb, und wir schütteten dem armen Maßmann ein volles Tintenfaß über sein Pergament. Der Turngeist wurde also nicht ausgestellt, und doch machte sich Maßmann lächerlich, indem er in seiner Festrede unter freiem Himmel immer von der großen Schlacht bei Schönbundingen sprach, was niemand verstand, bis man merkte, es solle la belle alliance damit gemeint sein. Denn ein peinlicher und kleinlicher Purismus gehörte zu den Thorheiten der damaligen Jahn'schen Schule.

Ich hatte mich dem Turnen ergeben aus reiner Körperlust,

Gesund, von Natur elastisch, gewandt und stark, wie hätte ich nicht eine Freude am Turnen haben sollen! Es liegt im gesunden Jüngling ein Trieb, das Gesetz der Trägheit und Schwere zu überwinden, daher ich auch in Träumen außerordentlich oft zu fliegen glaubte. Aller seiner Glieder Herr zu sein, ist ein wunderbares Behagen.

Ebenso natürlich war es, daß wir Turner dem ganzen großen deutschen Volk dieses freudige und stolze Gefühl mitzutheilen wünschten. Der Racenstolz setzt die Körperkraft und das ritterliche Wesen voraus. Man darf die Deutschen trotz aller Verweichlichung und Corruption der Cultur immer noch als die kraftvollste Race auf unserm ganzen Planeten ansehen. Wir wollten nichts Neues und Unerhörtes erkünsteln, sondern nur das alte Erbe der Volkskraft wahren und naturgemäß besser ausbilden, als es seit dem vorigen Jahrhundert geschehen ist.

Der große Napoleon war hauptsächlich durch die Deutschen überwunden worden. Das deutsche Volk hatte eine außerordentliche Kraft entwickelt. Man freute sich dessen. Man wollte diese Kraft nicht wieder erschlaffen lassen. Die Jugend wollte nicht mehr blos in der Schule hocken und fremde Sprachen lernen. Sie wollte sich ihrer eigenen angeborenen Nationalkraft bewußt werden und dieselbe fortwährend stählen. Das alles war natürlich. Damit verband sich nun auch nothwendigerweise ein Trieb, fremdes, dem deutschen Volke nach und nach unnatürlich Aufgedrungenes wieder auszustoßen. Man hielt es mit Recht für thöricht und unwürdig, daß wir Deutschen uns immerfort nach der französischen Mode richten sollten, nach dieser beständig wechselnden Mode, welche von Einfällen und bizarren Launen dictirt, das Gesetz des Schönen wie der Zweckmäßigkeit beständig außer Acht läßt. Es kam gar nicht darauf an, ob die einfache Tracht, welche sich die Turner wählten, schon darauf Anspruch machen konnte, als das beste Muster einer deutschen Nationaltracht zu gelten. Sie war wenigstens weder unschön noch unzweckmäßig, in Deutschland selbst aufgebracht und nicht französisch. Also mußte man sie als berechtigt anerkennen.

Wenn endlich die turnenden Männer und Jünglinge patrio-

tische Hoffnungen hegten, deren Endziel die Einheit Deutschlands, die Wiedergeburt unseres großen Reiches war, so konnte man ihnen auch das nicht zum Vorwurf machen. Die Begeisterung des großen Befreiungskrieges war noch nicht erloschen. Wie viele warme Herzen schlugen nicht damals für das gemeinsame deutsche Vaterland! Die ehrenwerthesten Generale, sogar Diplomaten, ja sogar Fürsten, die nicht den geringsten Zusammenhang mit den Turnern hatten, hegten dieselbe Hoffnung und hatten sie während der Friedensverhandlungen unverhohlen ausgesprochen. Diese Hoffnung lebte nicht blos in den Liedern von Arndt, Körner, Rückert und im Rheinischen Merkur. Die Turner betheiligten sich nur dabei und es war lediglich eine Verleumdung, wenn man ihnen aufbürdete, sie allein wollten den Patriotismus gepachtet haben.

Eine große Verkehrtheit war, daß die Grundgedanken aus Fichtes Reden an die deutsche Nation und aus der Rousseau-Pestalozzischen Schule dem Turnwesen eingeimpft wurden. Fichte wollte die ganze Nation neu construiren, durch pädagogische Mittel eine neue Nation erziehen. Dazu sollte nun nach der Meinung vieler Turnfreunde vom Lehrstande das Turnen verwerthet werden. So wollte der allzu hitzige Franz Passow in seinem 1818 gedruckten „Turnziel" S. 65 „eine durchgreifende, fortrückende Erhebung des gesammten Volkes zur höchsten Bestimmung des Menschen, zu übereinstimmender Entwicklung aller von Gott verliehenen Anlagen Leibes und der Seelen." Das hieß nun wohl: eben hinaus und nirgend an! Mit solchen Schwärmereien für ein Menschheitsideal, das sich in jedem einzelnen Schüler, beziehungsweise Turner, verwirklichen sollte, konnte man den jungen Leuten nur die Köpfe verrücken und zog man jene Altklugheit groß, die der turnenden Knabenwelt nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden ist. Nahm man dazu noch die eigenthümliche Geschmacklosigkeit der Jahn'schen Sprache, die pausbackige Aufgeblasenheit der Festreden und Freiheitslieder und den Terrorismus gegen Andersmeinende, so hatte man allerdings eine soziale Karikatur vor sich, wie Steffens richtig bemerkte.

Die Feinde des Turnens versündigten sich aber dadurch, daß sie nur diese Karikatur sehen und das Natürliche, Nützliche und Nothwendige im Turnen nicht gelten lassen wollten. Die meisten folgten dabei einem Impulse, der ihnen von oben gegeben war, oder dem Instinct, der ihnen sagte, sie hätten hier eine schöne Gelegenheit, sich um die Behörde verdient zu machen.

Als ich im Frühjahr von der ältesten Riege, in welcher die ältern Männer, von Raumer, Passow, Hauptmann von Schmeling ꝛc waren, ersucht wurde, ihnen vorzuturnen, umringten mich die kleinen Knaben, denen ich bisher vorgeturnt hatte, und wollten nicht von mir lassen. Fast fünfzig Jahre später hat Harnisch noch in seiner Lebensbeschreibung „Mein Lebensmorgen“, der Liebe gedacht, mit welcher damals die Breslauer Turner an mir hingen. Ich übernahm abwechselnd die älteste und die jüngste Riege. Es war eine Freude, unter dieser munteren und frischen Jugend zu leben.

Aus jener Zeit erinnere ich mich eines lustigen Auftritts in Scheidnig. Ein schöner Frühlingstag lockte uns nach diesem Vergnügungsort an der Oder hinaus und hier trafen wir mit zwei Studenten zusammen. Der eine, den ich schon kannte, hieß Schmerbauch und machte seinem Namen Ehre, denn er war für sein Alter schon ungewöhnlich corpulent. Er hatte einen großen Ruf dadurch erlangt, daß er somnambul war und daß die Studenten, die ihn in seiner Krankheit gepflegt und besucht hatten, von den Wundern erzählten, die dabei vorgekommen waren. Er hatte nämlich mit geschlossenen Augen den Magneiseur kommen sehen, wenn derselbe auch noch draußen auf der Straße und weit entfernt war. Er hatte Briefe gelesen, die man ihm verschlossen auf den Magen legte ꝛc. Dieser Schmerbauch saß nun in Scheidnig neben uns beim Bier, als ihm ein anderer Student vorgestellt wurde, der sich Hering nannte, und wirklich damals so mager wie ein Hering war. Als sich nun beide ihre Namen gesagt hatten, mußten sie unwillkürlich lachen und wir alle lachten mit. Jener Hering war derselbe, welcher später unter dem Namen Willibald Alexis so viele Romane geschrieben hat.

Ich besuchte im Mai meine Mutter in Arnsdorf und kam nach einem angestrengten Tagemarsch erst spät in der Nacht an, wobei mir eine große Feuersbrunst aus einem entfernten Dorfe leuchtete. Ich blieb nur kurze Zeit und wußte damals noch nicht, daß ich zum letztenmal dort war. Aber eine Ahnung davon wandelte mich an, als unser großer alter Hofhund Sultan von mir Abschied nahm. So oft ich nämlich früher schon in Arnsdorf zum Besuch gewesen war, hatte mich dieses treue Thier regelmäßig eine halbe Stunde weit, bis an die Grenze von Priebern begleitet und war dann zurückgegangen. Dieses letztemal aber wollte er sich gar nicht von mir trennen, lief zwar zurück, kam mir aber immer wieder nachgelaufen und sprang liebkosend an mir hinauf in einer Aufregung, wie ich sie noch nie an ihm bemerkt hatte. Endlich folgte er meiner Weisung und schlich langsam und traurig wieder heim.

Ich eilte sehr rasch nach Breslau zurück, so daß ich mir Blasen an die Fußsohlen lief. Kaum aber war ich Abends spät angekommen, als ich erfuhr, morgen schon beim ersten Tagesgrauen werde eine große Turnfahrt der gesammten Breslauer Turnerschaft nach dem Zobtenberge aufbrechen, um auf dem Gipfel desselben mit den anderen Turnern von den neuen, seitdem in Schlesien errichteten Turnplätzen zusammenzukommen. Da konnte ich nicht fehlen und blieb trotz meiner Ermüdung die ganze Nacht auf, um noch Anordnungen für morgen treffen zu helfen.

Es war am 9. Mai 1818, als wir schon um zwei Uhr nach Mitternacht den Marsch begannen, ich dem ganzen Zuge voran, hinter mir die jüngsten Knaben u. s. w. nach dem Alter. Die Sonne ging so schön auf und alles war so voll Lust, daß ich meine Blasen an den Füßen, fast ohne darauf zu achten, zertrat und die Ausdauer meiner Muskeln erprobte. Immer rasch voran schreitend, zog ich den ganzen Schwarm hinter mir her. Immer vor mir lag das Ziel unserer Fahrt, der schöne Berg, der insularisch die weite Ebene Schlesiens überragt, auf dessen Gipfel ich übrigens schon zwei Jahre früher mit meinem Freunde Haake übernachtet hatte. Wir kamen

diesmal Nachmittags oben an und fällten sogleich eine Menge Bäume im Walde, um bei einbrechender Nacht ein ungeheures Feuer anzuzünden, das man im ganzen Lande sehen und das den noch zu erwartenden Turnern zum Signale dienen sollte. Zugleich mußten wir Vorturner die Riegen ordnen, jedem seinen Platz anweisen und den mitgenommenen Proviant austheilen, so daß ich immer noch nicht zu Ruhe kam. Als es endlich Nacht wurde und wir den großen Holzstoß anzündeten, brach der lauteste Jubel aus, denn von mehreren Seiten verkündete uns Gesang von unten die Ankunft der noch ausgebliebenen Turner, namentlich der zahlreichen Turner von Hirschberg. Unter diesen leuchtete ein gewisser Carganico hervor, der später Arzt wurde, aber durch ein seltsames Mißgeschick den Tod fand.

Die Nacht war wunderschön, und nur die kleinen Knaben schliefen. Wir andern blieben in lebhafter Unterhaltung oder sangen, und sobald die Sonne aufging, wurde Platz gemacht und wettgeturnt. Noch am Vormittage trennten wir uns wieder. Neben den Hirschberger Turnern zeichneten sich die von Liegnitz aus. Aber in unserer Fröhlichkeit ahnten wir nicht, daß uns dieses harmlose Verbrüderungsfest der schlesischen Turner, wo kein Wort Politik gesprochen worden, und auch kein älterer Mann und Lehrer zugegen gewesen war, von den Uebelwollenden als eine übermüthige Anmaßung und politische Demonstration würde ausgelegt werden.

Ich trennte mich damals von den Breslauer Turnern, um meine Vaterstadt Waldenburg zu besuchen. Nur wenige, welche die kurze Ferienzeit noch zu einer kleinen Gebirgsreise benutzen wollten, begleiteten mich, und einer folgte mir ins großelterliche Haus, mein Liebling vom Breslauer Turnplatz, der schönste unter meinen Knaben, damals höchstens zwölf Jahre alt, Julius von Canitz. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Erst nach langen, langen Jahren erfuhr ich durch seinen Vetter, welcher 1865 als preußischer Gesandter nach Stuttgart kam, daß jener schöne Julius sich im Jünglingsalter wegen einer unglücklichen Liebe das Leben genommen habe.

Die Ferien gingen zu Ende und ich kehrte nach Breslau zu-

rück. Hier hatte nun unser wohlmeinender, aber etwas unpraktischer Rector Ezler, weil damals überhaupt so viel vom Turnen die Rede war, den unglücklichen Einfall, seinen Primanern einen Aufsatz über die Turnfrage aufzugeben. Da nun der größte Theil von Prima turnte, wurden sämmtliche Aufsätze mehr oder weniger feurige Lobreden des Turnens. Ein einziger Aufsatz verdammte das Turnen. Der Verfasser desselben, zufällig von Adel, hatte aus seiner häuslichen Umgebung eine andere Meinung vom Turnen in die Schule mitgebracht und dieselbe niedergeschrieben. Als nun die fertigen Aufsätze gesammelt wurden, um dem Rector übergeben zu werden, fand Lindenberg Gelegenheit, einen Blick in das schwache Elaborat des jungen Edelmanns zu thun und machte es zum Gegenstand einer witzigen, aber rücksichtslosen Kritik. Diese wurde von allen Mitschülern gelesen, und Haake war so übermüthig, dem jungen Edelmann selbst eine Abschrift davon zu überreichen, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als sie dem Rector zu bringen. Sämmtliche Lehrer der Prima traten zu einem Gericht zusammen unter dem vorherrschenden Einfluß des Prorector Menzel. Schon vor mehreren Jahren hatte derselbe einmal in nicht ganz gerechter Weise einen anonymen Angriff auf Harnisch gemacht, dem er als einem Ausländer seine Berufung nach Breslau nicht gönnte; Harnisch aber war mit offenem Visir gegen ihn aufgetreten und hatte ihn beschämt. Der alte Groll gegen Harnisch wurde nun vom Prorector auf das Turnen übertragen. Daraus erklärt sich der sonderbare Ausspruch des Lehrergerichts, daß Lindenberg und Haake, die nicht das Recht gehabt hätten, den Aufsatz eines Mitschülers, bevor er dem Rector übergeben wurde, einzusehen und Mißbrauch damit zu treiben, gleichwohl volle Verzeihung erhalten sollten, wenn sie nur erklären würden, sie wollten den Turnplatz verlassen und nicht mehr turnen. Lindenberg gab aus Furcht vor seinem Vater, um schlimmeren Folgen vorzubeugen, schriftlich das Versprechen ab, nicht mehr zu turnen. Haake weigerte sich, kam ins Carcer und wurde vom Gymnasium relegirt. Wir andern erhielten eine starke Ermahnung, und es wurde uns in

Aussicht gestellt, daß wir alle entweder den Turnplatz oder das Gymnasium zu verlassen hätten. Obgleich ich nun bei der ganzen Aufsatzangelegenheit für meine Person nicht im geringsten betheiligt war, wollte ich doch meinen Freund Haake nicht im Stiche lassen, noch meine Ueberzeugung in Bezug auf den Werth, den ich auf das Turnen legte, verleugnen. Ich erklärte daher dem Rector und Prorector meinen freiwilligen Austritt aus dem Gymnasium und mehrere meiner Mitschüler folgten meinem Beispiel. Noch mehrere würden nachgefolgt sein, worauf der Rector seine Drohung zurücknahm und, damit nicht ganz Prima leer werde, den Schülern dieser Klasse wieder erlaubte, den Turnplatz zu besuchen. Da ich aber einmal meinen Austritt aus dem Gymnasium erklärt hatte, nahm ich meine Erklärung nicht mehr zurück und auch Haake bat nicht um Wiederaufnahme ins Gymnasium. Wir bereiteten uns vor, auf die Universität zu gehen, da im nächsten Herbst ohnehin unsere Gymnasialstudien ihr Ende erreicht haben würden.

Der Vorgang im Elisabethan machte großes Aufsehen, und da ich soviel darum gefragt wurde, schrieb ich ein humoristisches Protokoll darüber nieder, worin ich alles unbefangen und naiv wiedergab und die von beiden Seiten vorgekommenen Menschlichkeiten mit einer leisen Ironie behandelte. Es fing an: „Da die Kirschen reif wurden im schönen Heumonat 1818 ꝛc." Aus dem Styl und der ganzen Auffassung geht hervor, daß diese Schilderung nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern daß ich sie nur im guten Humor zu meiner eigenen Ergötzung, zur Erinnerung und für einige vertraute Turnfreunde niederschrieb; es war also lächerlich, wenn später die Turnfeinde glauben machen wollten, das Referat sei bei mir bestellt worden. Ich gab niemand eine Abschrift, bis Maßmann mich bat, eine solche nehmen zu dürfen, um sie im Archive der Breslauer Turngemeinschaft niederzulegen. Ich gestattete es ihm mit der Bedingung, zu verhüten, daß ein öffentlicher Gebrauch davon gemacht werde. Nun blieb auch die Sache Geheimniß, und erst als der Turnstreit in Breslau sich immer leidenschaftlicher entzündet und ich

dieſe Stadt ſchon längſt verlaſſen hatte, erſt im folgenden Jahre, verſchaffte ſich Prorector Menzel aus Liegnitz, wo ſeine ſchöne Frau geboren war, die Hälfte einer Abſchrift meiner Erzählung, die durch eine Indiscretion Maßmanns dahin gekommen war, und ließ ſie in einer Flugſchrift abdrucken. Hierauf ließ Harniſch in einer andern Flugſchrift auch vollends die fehlende Hälfte abdrucken.

An dem großen Turnſtreit, der unter den Profeſſoren Breslaus ausbrach, habe ich mich nicht betheiligt, da er erſt nach meiner Abreiſe aus Breslau begann. Für das Turnen ſchrieben Harniſch, Karl von Raumer, Paſſow, Hauptmann von Schmeling ꝛc.; gegen das Turnen der berühmte Naturphiloſoph Steffens, Karl Adolf Menzel ꝛc. Gleichzeitig entflammte eine ähnliche Fehde in Berlin zwiſchen der altpatriotiſchen und der neu ſervilen Partei. Das Turnen wurde verboten, die Turnfreunde wurden gemaßregelt. Karl von Raumer und Harniſch mußten Breslau verlaſſen. Steffens erhielt den ehrenvollſten Ruf nach Berlin und erhöhte Beſoldung zu ſeinem Lohne, Karl Adolf Menzel wurde zum Oberconſiſterial- und Schulrath erhoben.

Ich kehre zu dem Zeitpunkt zurück, in welchem ich mich noch in Breslau befand. Mein und Haakes Geſuch, an der Univerſität daſelbſt immatrikulirt zu werden, wurde abſchlägig beſchieden. Ebenſo meine Bitte um ein Stipendium. Wir beſchloſſen die Univerſität Jena zu beziehen, und Mönnich wollte uns begleiten.

Da zufällig Jahn mit einem Zuge Berliner Turner eine große Turnfahrt ins Rieſengebirge unternahm, wollte ich ihm entgegen gehen, ihn in meiner Vaterſtadt Waldenburg erwarten, ihn auf ſeiner Rückreiſe nach Berlin begleiten und von da nach Jena gehen. Ich brach, nur vom kleinen Hermes begleitet, am 21. Juli auf, an einem ſehr heißen Tage mit einem ziemlich ſchweren Torniſter auf dem Rücken. Im Uebermuth der Jugend machten wir einen Dauerlauf und kamen am heißen Nachmittage ganz erhitzt und ſchweißtriefend vor Liegnitz an. Schon von Weitem ſahen wir die Klettergerüſte des neuen Turnplatzes und eilten darauf zu, über Feld und Wieſe. Die

Katzbach lag uns im Wege, war aber so ausgetrocknet und seicht, daß wir barfuß durchwaten konnten. Angekommen auf dem Turnplatz ließ ich mich durch den Anblick des nagelneuen 60—70 Fuß hohen Kletter-mastes verlocken, hinaufzuklettern, denn im Erklettern glatter Masten war ich allen andern Turnern überlegen und hatte mehrmals auf dem Breslauer Turnplatz den Mast zweimal unmittelbar hinter einander erstiegen, was mir niemand nachmachte. Diesmal aber wurde ich für meine Eitelkeit bestraft, denn nachdem ich Tornister und Reck abgeworfen hatte und barfuß, wie ich aus der Katzbach gekommen war, und ohne vorher auszuruhen, noch erhitzt und mit wallendem Herzen den Liegnitzer hohen Mast hinaufkletterte, kam ich trotz seiner erstaunlichen Glätte zwar glücklich bis auf die Spitze hinauf, war aber eben so von Anstrengung erschöpft, daß mich eine Ohnmacht anwandelte und mir ganz schwarz vor den Augen wurde. Doch behielt ich noch soviel Besinnung, meine Arme um den Mast zu schlagen, so daß ich nicht stürzte, sondern nur herunterrutschte. Unten aber blieb ich eine Weile besinnungslos liegen, während der sehr erschrockene kleine Hermes sich um mich bemühte. Ich rüttelte mich bald wieder auf und sah mit Staunen, daß meine Beinkleider von oben herab ganz mit Blut getränkt waren. Der glatte Mast von Tannenholz war in der Sonnenhitze ausgetrocknet und gesplittert. Im Hinaufklettern hatte ich es kaum beachtet. Im Herunterrutschen waren mir aber die Splitter in die Schenkel und Waden eingedrungen und hatten mich an mehreren Stellen, besonders am rechten Bein, förmlich geschunden. Ich litt davon ziemlich empfindliche Schmerzen, war aber glücklicherweise nirgends gefährlich verletzt. Der Turnplatz war weit entfernt von der Stadt und nirgends ein Mensch zu sehen. Wir warteten also die Dämmerung ab und gingen dann erst in die Stadt hinein, wo niemand meine blutigen Kleider mehr bemerkte. Hermes hatte ein anderes Reiseziel und ging den andern Tag weiter. Ich aber übergab mich der Pflege des Professor Schultz, eines eifrigen Turnerfreundes, im großen Gebäude der Ritterakademie.

Dieser liebenswürdige junge Professor war ein Enthusiast und

hatte einen ſo ſtrengen Begriff von der Nothwendigkeit für jeden Turner, gleich den alten Spartanern den Schmerz zu überwinden, daß er mir die zerſchundenen Beine mit Weingeiſt einrieb, in der guten Meinung, dann werde ſich am ſchnellſten die neue Haut bilden, denn die alte blieb in Fetzen an ſeinen derb reibenden Fingern kleben. Ich leiſtete das Mögliche, indem ich drei Tage lang dieſe unvernünftige und immer wiederholte Behandlung aushielt, weil ich mich geſchämt hätte, einen Schmerz zu verrathen und weil ich in der That glaubte, das Mittel werde anſchlagen. Denn ein Jahr vorher war mir auf dem Fechtboden der Nagel des kleinen Fingers ganz durchhauen, aber mittelſt Arquebuſade raſch geheilt worden. Nun ward ich aber inne, daß, während mein linkes Bein ziemlich wieder heilte, das rechte, welches mehr geſchunden war, immer dicker anſchwoll und ſich ſchwärzer färbte. Jetzt erſt proteſtirte ich gegen die Heilmethode meines neuen Freundes, aber er behauptete ſteif und feſt, ich irre mich, und wollte mir auch durchaus keinen Wundarzt rufen laſſen, denn das wäre eine Schande, die Turner müßten ſich immer ſelber helfen. Da er unverheirathet war und ſo oft er in ſeine Schulſtunden ging, die Thüre hinter ſich verſchloß, war ich ſein Gefangener. Als nun der Zuſtand meines Beines immer bedenklicher wurde, ſchleppte ich mich vom Sopha, auf dem ich lag, mühſam bis zum Fenſter hin und wartete dort, ob ich niemand ſähe. Das Fenſter ging aber in einen abgelegenen Obſtgarten hinaus und es dauerte lange, bis ich endlich einen Mann erblickte, dem ich zurufen konnte. Dieſer holte mir nun ſogleich einen Wundarzt, der meine verſchloſſene Thür aufſprengen ließ, mir ſogleich lindernde Mittel auf das kranke Bein ſtrich und nachher dem unverſichtigen Profeſſer gründlich den Text las, denn wenn ich nur noch einen Tag ohne wundärztliche Hülfe zugebracht hätte, würde der Brand unfehlbar eingetreten ſein und ich hätte mein Bein, oder mein Leben verloren. Der hübſche blonde Profeſſor machte ein ſchrecklich dummes Geſicht dazu. Ich ließ ihn aber keine Empfindlichkeit merken, denn ich hatte ihn gern und huldigte auch diesmal wieder in Bezug auf mein perſönliches Schickſal einem ge-

wissen Fatalismus. Derselbe war nicht demüthig genug, als daß ich ihn mit Gottvertrauen übersetzen könnte. Aber es lag auch kein Stolz darin, ich dachte vielmehr an das Sprichwort meiner guten Mutter: Unkraut verdirbt nicht.

Ich brauchte fast noch acht Tage, bis ich wieder auf den Beinen war und eilte dann in einem nächtlichen Marsch bei schönem Mondschein nach Waldenburg, um womöglich den Durchmarsch Jahns und seiner Turner nicht zu versäumen. Ich kam auch wirklich noch zurecht, denn sie trafen erst am folgenden Tage ein und ich hatte gerade noch Zeit, mich von meinen Verwandten zu verabschieden. Mein Vormund ließ mir volle Freiheit, zu gehen, wohin ich wollte, gab mir aber so wenig Geld mit, daß ich gar nicht nach Jena hätte kommen können, wenn mich nicht der alte Herr Haake noch in Breslau großmüthig mit Reisegeld versehen hätte. Ich blieb meinem Systeme treu, mich um den Vormund gerade so wenig zu kümmern, als er sich um mich bekümmerte.

Ich war nicht wenig begierig, den berühmten Jahn kennen zu lernen, den ich zuerst im Gasthof meiner Vaterstadt begrüßte. Er hatte etwas Rüstiges und Derbes, was mir wohlgefiel, aber auch etwas Bornirtes, was nicht blos mir auffiel. Besonders unpädagogisch war sein Jähzorn. Er fuhr oft seine Turner an, als wenn er sie fressen wollte. Wenn er sein Beil erhob und fürchterliche Augen machte, glich er einem Wilden, und wer ihn nicht schon kannte, konnte einen Augenblick zweifeln, ob er nicht wirklich den Schädel des unglücklichen Knaben zerspalten würde, mit dem er eben zankte. Dergleichen Scenen wiederholten sich fast täglich. Doch war viel Humor bei seinen Turnfahrten. Besonders ergötzlich war die Sitte des Entsatzmachens. Wenn nämlich ein Turner etwas ungewöhnlich Dummes sagte, oder sich etwa gar gegen die Andern arrogant benahm, so hockten alle andern im Kreis um ihn her, streckten die Finger nach ihm aus, und verhöhnten ihn mit einem äh, äh! Das nannte man einen Entsatz, d. h. den Ausdruck des Entsetzens machen. Damals hatte die Berliner Turnerschaft den letzten feierlichen Entsatz am

Rochelfall im Riesengebirge gemacht vor einer Marmorplatte, auf der in goldenen Buchstaben zu lesen war: „Allhier geruhten Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm III. und Ihre Majestät die Königin Luise die Wunder Gottes in allerhöchsten Augenschein zu nehmen."

Jahn blieb ein paar Tage in Breslau, wo er auch eine Vorlesung hielt und zwar ganz in seiner derben Manier. Unterdessen packten wir, Haake, Mönnich und ich, unsere Siebensachen zusammen und begleiteten nachher die Berliner, nachdem ich von der liebenswürdigen Familie Haake einen rührenden Abschied genommen hatte. Die beiden guten Alten ahnten, daß wir uns nicht wiedersehen würden, denn sie wußten, wie vieles mich indignirte, was ich in Schlesien erlebt, wie wenig ich hier zu hoffen und wie wenig auch zu verlieren hatte. Ich wußte es gewiß, daß ich sie und viele andere nicht mehr wiedersehen würde, denn mein Entschluß war schon lange gefaßt, anderswo, wenn nicht mein Glück, doch einen Kreis freier Wirksamkeit zu suchen, und als ich mich zum letztenmale nach den Breslauer Thürmen umsah, that ich das Gelübde, nie mehr, oder erst nach fünfzig Jahren dahin zurückzukehren, ein Gelübde, welches ich gehalten habe. Ich war eigentlich nicht berechtigt dazu, es lag eine Anmaßung darin. Allein die Verhältnisse gestalteten sich so, daß man jenen knabenhaften Trotz auch wohl durch etwas Ahnungsvolles, was darin lag, entschuldigen konnte. Alle meine Schul- und Universitätsfreunde, welche damals an der patriotischen Begeisterung, am Turnen und an der Burschenschaft theilnahmen, wurden, sofern sie in Preußen blieben und nicht in das servile Hegelthum übergingen, von der Regierung streng gemaßregelt und im Amt zurückgesetzt. Mehrere der ausgezeichnetsten Köpfe blieben in ärmlichen Stellungen niedergehalten. Das herrschende System in Breslau war und blieb der allerseichteste Rationalismus, bis die Hegelei vollends ihren Terrorismus ausübte. Ich konnte vom Ausland her nur mit Achselzucken und Verachtung dem Treiben in Preußen, sonderlich in Schlesien, zusehen. Mehr als dreißig Jahre später mußte ich die

schmerzliche Genugthuung erleben, daß derselbe Karl Adolf Menzel, mit dem ich wegen des Turnens nur kurze Zeit in Differenz gekommen, später aber wieder in freundschaftliche Correspondenz getreten war, als er mich, schon über siebenzig Jahre alt, noch einmal in Stuttgart (i. J. 1852 besuchte, mir sagte: „danken Sie Gott, daß Sie nicht in Schlesien geblieben sind". Denn er selbst, obgleich er Oberconsistorial- und Oberschulrath geworden war, hatte der destructiven Richtung weichen müssen, war auf alle Art und zwar nur wegen seiner conservativen Haltung, chikanirt worden und erntete für seine vortreffliche neuere Geschichte der Deutschen nur Undank, Verleumdung und boshafte Anfeindung ein.

Unsere Turnfahrt von Breslau nach Berlin hatte viel Ergötzliches. In Liegnitz freute sich Freund Schultz sehr, mich so munter wiederzusehen. Wir passirten das windmühlenreiche Polkwitz, Schlesiens berühmtes Krähwinkel, und Quaritz, wo in einem großen herrschaftlichen Garten Entsatz gemacht wurde vor einem künstlichen Grabe, über welchem die Inschrift angebracht war: Christen, könnt ihr ohne Grauen, in ein offnes Grab wohl schauen? Dann kamen wir nach Beuthen an der Oder, nach der Herrnhutercolonie Neusalz, setzten über die Oder und erfreuten uns der herrlichen Eichenwälder. Von nun an aber hatten wir häßlichen Sandboden bis zu der freundlich gelegenen und sogar noch mit Weinbergen gezierten Stadt Züllichau, wo Jahn den neuen Turnplatz besuchen wollte. Wir wurden hier festlich aufgenommen. Aber der Weg von hier durch das sog. „arme Land" bis nach Frankfurt an der Oder, war sehr öde und ermüdend. Man befindet sich hier bereits in der Sandregion, welche durch die Mark Brandenburg und die Lüneburger Haide bis an den Niederrhein streifend das übrige fruchtbarere Deutschland in eine südliche und nördliche Hälfte theilt. Hier im Osten war alles nur Kienhaide, d. h. aus dem fußtiefen Sande ohne Gras wuchsen Kiefern heraus. In den Dörfern sah man außerdem nur Holzbirnbäume. Wir kamen über das Schlachtfeld von Kay, mußten in einer zugigen Scheune die Nacht zubringen und standen am andern Tage wieder

große Hitze aus, so daß die meisten Turner im tiefen Sande ermüdeten und nur ich mit neun andern bei Jahn aushielt, der immer voran war. Erst spät in der Nacht sammelten sich die andern wieder zu uns im sog. Pulverkruge, von wo an wir am andern Morgen bessern Weg hatten, denn von hier führt die große Chaussee nach Frankfurt. Durch die Anstrengungen von gestern waren aber viele Turner noch sehr ermüdet, und einer, ein lang gewachsener aber etwas schwächlicher Berliner Jude, blieb auf einem Chausseesteine zurück und konnte nicht mehr fort. Jahn fuhr ihn wüthend an, drohte ihn mit der Axt todtzuschlagen und machte solchen unnützen Lärm, daß ich es nicht länger duldete. Nun fuhr er mich an, aber ich hielt ihm Stand und erklärte ihm, daß ich mich des freilich sehr weibischen und jämmerlich weinenden Juden annehmen werde, obgleich ich keinen Groschen Geld hatte, denn nach Turnersitte hatte jeder von uns sein mitgenommenes Geld, so lange die Turnfahrt dauern würde, an einen gemeinschaftlichen Cassirer abgegeben, und die Reisekosten wurden auf alle gleichmäßig vertheilt, so daß der Reichere nicht mehr ausgeben konnte als der Aermere. Ein sehr vernünftiger Gebrauch, der mich aber damals hätte in Verlegenheit setzen können, da Jahn mit der ganzen Turnerschaar fortstürmte und mich mit meinem unglücklichen Schützling allein auf der Straße ließ. Ich tröstete indeß den armen Juden, sprach ihm Muth zu und brachte ihn dahin, daß er sich endlich, von mir geführt, weiter schleppte. Nachdem ich ihn nun etwa eine Stunde weit glücklich vorwärts gebracht hatte, sah ich von fern unsere ganze Turnerschaar quer über die Chaussee aufgestellt, voran den alten Jahn, der mich mit einer Lobrede empfing und mir nach seiner ehrlichen Art vollständige Genugthuung gab, denn es reute ihn immer selbst, wenn er in der Hitze zu weit gegangen war. Um mich aber vor den andern auszuzeichnen, ließ er alle andern langsam nach Frankfurt hinein marschiren, und nahm mich allein auf Seitenwegen mit sich, um mir das Schlachtfeld von Kunnersdorf zu zeigen, vielleicht auch, um zu erproben, ob ich es aushalten würde, noch stundenlang im tiefen Sande herumzuwaten

und Sandberge zu erklimmen, welche Friedrich des Großen tapferste Regimenter vergebens mit ihrem Blute gefärbt hatten, weil ihnen der unter jedem Fußtritt weichende Sand beim Sturmlaufen keinen Halt darbot. Die Elasticität meiner jungen Beine hielt aber so gut aus, wie die zähe Kraft des alten Turnmeisters, und nachdem wir lange auf und ab im Zirkel auf dem Schlachtfeld herumgelaufen waren, setzten wir uns endlich wieder in Marsch nach Frankfurt, wo wir übernachteten.

Am andern Morgen zogen wir auf der großen Chaussee weiter nach Berlin. An diesem Tage kamen wir durch langweilige Gegenden bis Müncheberg, wohin uns viele Turner und Studenten entgegen kamen, welche mich als einen gewissen Schröder aus Mecklenburg anredeten, dem ich sprechend ähnlich sein sollte. Es gab hier ein lustiges Nachtquartier. Ich schlief aber endlich aus Müdigkeit ein und hatte einen lieblichen Traum. Ich sah mich nämlich in ein südliches Land versetzt und im Besitz eines netten Hauses mit hellen Fenstern, rebenumrankt in einem Garten, ganz von der Art, wie ich es später in Stuttgart gekauft und 10 Jahre lang besessen habe. Es mag wohl sein, daß dieser Traum durch die Sehnsucht veranlaßt wurde, die uns schönere Gegenden vorspiegelt, wenn wir Tagelang nur in häßlichen zubringen müssen.

Wir brachen Morgens wieder auf, und um dem alten Jahn zu beweisen, daß ich wirklich nicht leicht zu ermüden sei, lief ich mit dem Postwagen, der uns einholte, mehrere Stunden lang im Dauerlauf um die Wette bis nach Tasdorf, wo ich die andern erwartete. Hier rasteten wir eine gute Weile. Jahn führte mich wieder hinaus, um mir die merkwürdige Gegend zu erklären, welche hier eine natürliche Festung bildet. Während wir sodann nach der Wolfersdorfer Schleuße zogen und am Abend noch von den Kranichbergen aus eine hübsche Aussicht über Wälder und Seen genossen, erzählte mir Jahn, der mich nicht mehr von der Seite ließ, seinen ganzen Lebenslauf, worin, namentlich aus den Kriegszeiten, viel Interessantes vorkam.

Dem heitern Abend entsprach der folgende Tag nicht, denn wir

mußten über die Müggelberge und Köpnik unter strömendem Regen nach Berlin hineinwandern. Die große, aber ganz flach liegende Stadt ohne imposante Thürme machte einen sehr geringen Eindruck. Da ich aber bis in die neue Schönhäuserstraße laufen mußte, wo ich bei einem gefälligen Herrn Buk einquartiert wurde, hatte ich doch Gelegenheit, vor dem großen Umfang der Stadt Respekt zu bekommen. Von dort aus nun in den folgenden Tagen wieder durch die ganze Stadt hindurchlaufen zu müssen, um weit draußen auf der unvermeidlichen Hasenhaide mitzuturnen, und sich nachher Abends beim Thee noch vom gefälligen Hauswirth ein selbstverfertigtes sechsactiges Trauerspiel vorlesen zu lassen, war keine geringe Strapaze. Ich fand übrigens überall, wo ich einsprach, eine liebevolle Aufnahme und unter den Turnern Berlins viele treffliche und schöne Jünglinge und Knaben. Einmal zogen wir in hellen Haufen nach Großbeeren, um dort am 23. August das Andenken der Schlacht zu feiern. Bei diesem Anlaß turnten wir auch und machten einen großen Wettlauf. Ein gewisser Türre, welcher später lange als Schulmann in Lyon lebte, war mit mir zugleich der erste am Ziel. Wissenschaftliche und Kunstsammlungen in Berlin zu besuchen, hatte ich keine Zeit und war zu sehr durch die Turner in Anspruch genommen. Nur einmal war ich in der Oper, um mich mit Männich an der herrlichen Stimme der damals berühmten Sängerin Milder-Hauptmann zu erfreuen. Am 24. August nahm mich Jahn mit nach Strahlau, um den berühmten jährlichen Fischzug daselbst anzusehen. Es war wirklich ein nicht uninteressantes Schauspiel, diese wogende Menschenmenge, von der ein Theil sich im Kirchhof etablirte und gemüthlich auf den Gräbern Bier und Kaffee trank.

IV. In Jena.

Meine ſchleſiſchen Freunde Mönnich und Haake machten noch eine Reiſe nach Rügen. Ich, der ich am wenigſten bei Kaſſe war, mußte mich darauf beſchränken, nur bald nach Jena zu kommen, und wurde von Wilhelm Weſſelhöft, einem geborenen Jenenſer, bis Leipzig begleitet. Wir gingen zu Fuß durch eine ſehr langweilige Sandgegend über Treuenbrietzen nach Wittenberg. Mein Reiſegefährte war ein etwas einſilbiger Menſch, lange nicht ſo feurig, wie ſein Bruder Robert, den ich nachher in Jena kennen lernte, aber verſtändig. Er hat ſpäter ſein Glück in Philadelphia gemacht. In Wittenberg ſah ich wohl die alte Kirchenthür, an welche Luther ſeine Theſes angeſchlagen hat, aber die Stadt war ihres theologiſchen Kleides längſt beraubt und eine Feſtung, die mich an Neiſſe erinnerte. Auch jenſeit Wittenberg behielt die Gegend noch eine zeitlang den Charakter der märkiſchen Ebene, ſo daß ich wahrhaft entzückt war, als wir endlich in die Dübener Haide kamen und ich wieder einen reichen grünen Laubwald ſah.

Ich hatte auf dieſer Fußreiſe durch den märkiſchen Sand die Beobachtung gemacht, daß mitten in der Kienhaide, wenn auch nur ſelten, doch einzelne Flecken Eichenwald oder wenigſtens Eichengruppen vorkamen, deren Umkreis, ſo weit die Eiche ſchattet, mit dichtem Graſe bewachſen war. Ich ſchloß daraus, daß man vielleicht den Sand überwinden und mit Humus bedecken könne, wenn man Eichen anpflanzen würde, deren abgefallenes Laub allmählich die Gras tragende Humusdecke bildet. Dieſer Gedanke beſchäftigte mich ſo lebhaft, daß ich ihn gleich nach meiner Ankunft in Jena in einem kleinen Aufſatz weiter ausführte. Er wurde auch gleich in einer Zeitſchrift abgedruckt und noch vor wenigen Jahren ſprach ich mit einem alten Forſtrath, der ihn geleſen hatte. Ich habe mir ihn aber nie wieder verſchaffen können. Der Gedanke lag ſo nahe, daß auch an-

dere, wenn auch erst später, auf ihn verfallen sind. Wenigstens erfuhr ich von einem Herrn, welcher selbst ansehnliche Güter in der Mark Brandenburg besitzt, er selbst habe mit bestem Erfolge Eichenwälder angelegt.

Nach einem sehr vergnügten Abendgange durch den Wald kamen wir nach dem alten Städtchen Düben und sahen das Schloß, in welchem Napoleon fünf Jahre vorher in der traurigsten Unentschlossenheit zugebracht hat, bis ihn das Verhängniß nöthigte, den Weg nicht nach Berlin, sondern nach Leipzig einzuschlagen. Sorgenvoller als hier mag er wohl nie in seinem Leben gewesen sein. Im Posthause zu Düben wurden wir von einem niedlichen Mädchen bedient, an die ich mehrere Jahre später durch eine pikante Anekdote von Saphir wieder erinnert wurde.

Aus der Dübener Haide kamen wir in die große Ebene von Leipzig, wo ungeheure Todtenhügel, unter denen auch Tausende von der schlesischen Armee begraben liegen, und ein Bauer, der eben im Acker noch eine Kugel gefunden hatte, uns lebhaft an die große Schlacht erinnerten. In Leipzig selbst blieb ich nur den einen Tag. Es gab der Ferien wegen nur wenige Studenten dort. Schon am andern Morgen nahm ich von Wesselhöft Abschied und benutzte die billige königlich sächsische „Ordinari-Post", um über Merseburg nach Naumburg zu fahren. Es kostete nicht viel, der Postwagen bestand aber auch nur aus einem roth angestrichenen Leiterwagen. Zum Sitze für die Passagiere dienten ein paar Bund Stroh, und da heftiger Regen einfiel und der Wagen ganz offen war, wurden alle Mitfahrenden bis auf die Haut durchnäßt. Zum Ueberfluß hielt der Postillon beinah an jeder Schenke an, um einen Schnaps zu nehmen. In Merseburg boten wenigstens die Thürme einen alterthümlichen Anblick dar und labte mich ein kräftiges Bier. Von da kam ich unter immerwährendem Regen endlich nach dem freundlichen Naumburg, wo ich mich trocknen konnte. Der langgestreckte Thüringerwald machte mir in der Dämmerung einen eigenthümlichen und einigermaßen wieder heimischen Eindruck. Ueber

Nacht hörte der Regen auf, und ich konnte am andern Tage, wenn auch der Weg noch kothig war, doch bei hellem Sonnenschein fröhlich durch das schöne Thal der Saale bei Dornburg vorüber vollends nach Jena hineinwandern. Das Thal ist sehr obstreich und alle Bäume hingen voll Pflaumen, von denen ich den Winter über nur zu viele zu essen bekam. Denn meine Armuth nöthigte mich, in einem Privathause zu essen, wo ich die ganze Woche über nur drei Zwanziger zu zahlen brauchte, aber auch nur Sonntags Fleisch bekam und an den meisten Wochentagen fast ununterbrochen Klöße mit Pflaumen essen mußte.

Der alte braune Thurm von Jena heimelte mich bald an. Ich fand eine sehr billige Wohnung am großen Markte bei dem wohlhabenden Hofapotheker Wilhelmi, welcher ein Original altbürgerlicher Derbheit, aber die beste Seele von der Welt war. Ich wohnte bei ihm sogar im ersten Stock, und mein Fenster sah vorn nach dem Markte heraus, es war aber auch nur das einzige Fenster und das Zimmer sehr schmal, daher von Alters her die Kegelbahn genannt. Das Haus war ehemals ein Kloster gewesen, und in den zwei starken Pfeilern, welche die Thür meines Zimmers umgaben, sollten ein Mönch und eine Nonne, die auch an der Decke abgebildet waren, lebendig eingemauert worden sein.

Auch in Jena waren nur wenige Studenten anwesend, die mich aber wieder als Schröder anredeten, was mir auch zum öftern in Berlin begegnet war. Es kostete mir Mühe, die Leute zu überzeugen, daß ich jener Schröder nicht sei. Da derselbe aber in Jena studirte und noch nicht abgereist war, führte man mich im Triumph nach seiner Wohnung hin, um uns einander gegenüber zu stellen. Er wohnte unten am Markte in einem Parterrezimmer und saß grade am offenen Fenster. Wie ich ihm näher kam, erstaunte ich allerdings über unsere große Aehnlichkeit und ihm ging es eben so. Kaum aber hatten wir uns die Hand gereicht und angelacht, als wir doch sehr bedeutende Verschiedenheiten in unsern Physiognomien wahrnahmen, und als man uns erst beide kannte, verwechselte man uns nicht mehr.

— Ein Student nahm sich meiner besonders an, wunderte sich, daß ich grade ankäme, nachdem eben die Ferien angefangen hatten, und lud mich ein, mit ihm zu gehen und einige Wochen bei seinen Eltern in Wunsiedel zuzubringen. Es war Karl Ludwig Sand, ein ernster, etwas düster blickender, auch in seinen Bewegungen ein wenig steifer und eckiger Jüngling und doch freundlich und von gewinnender Treuherzigkeit. Ich konnte seiner Einladung nicht folgen, weil ich schon lange genug herumgereist war und grade in der stillen Ferienzeit für mich fleißig arbeiten wollte. Das that ich auch und erfreute mich den ganzen September hindurch halcyonischer Tage, indem ich meine aus Breslau angekommenen wenigen Bücher ordnete, mich aus der Bibliothek mit noch mehreren versah und mich auf das Studium der Philosophie vorbereitete, die man damals so wichtig nahm und in der ich mich jedenfalls vollständig orientiren wollte, ohne daß mich eine besondere Liebhaberei dazu geführt oder daß ich einen Lebensplan damit verbunden hätte. Natürlicherweise machte ich auch viel Spaziergänge in der Umgegend von Jena, welche zwar viele kahle Kalkberge, doch schöne Bergformen darbietet.

Im Anfang des October fanden sich wieder nicht blos Jenenser, sondern auch Studenten von andern Universitäten ein. Denn auf den zehnten October war eine große Versammlung von Delegirten aller Universitäten nach Jena eingeladen worden, um hier im Geiste der Zeit eine Verbrüderung aller deutschen Studenten oder „die allgemeine christlich-deutsche Burschenschaft" zu gründen. Der Gedanke war schon im vorigen Jahre beim Fest auf der Wartburg gefaßt worden und wurde jetzt ausgeführt. Ich wohnte den Verhandlungen bei, doch hatten nur die Delegirten das Wort, da sonst zu große Unordnung entstanden wäre und die Jenenser ein zu großes Uebergewicht der Stimmen gehabt hätten. Robert Wesselhöft, Haupt, Röder und ich weiß nicht mehr was für redefertige Berliner spielten eine Hauptrolle. Doch trat nichts eigentlich Geniales hervor. Ein Liebling der Versammlung wurde der Delegirte von Tübingen, der schon bemooste Gräter, ein echter Schwabe voll Ruhe und

einer gewissen Trockenheit, aber seelenvoll und witzig. Die Gründung der allgemeinen christlich-deutschen Burschenschaft war, wenn auch nur eine schwache Regung, doch ein Moment von hoher sittlicher und nationaler Bedeutung, weil darin das Princip einer neuen bessern Zeit ausgesprochen lag, die mit einer unwürdigen Vergangenheit brechen wollte. In der studirenden Jugend wurde die deutsche Nation sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt. Wie die frühern Landsmannschaften und Corps die Uneinigkeit und Vielherrschaft im deutschen Reiche bezeichnet hatten, so drückte jetzt die Burschenschaft den Gedanken der Einheit aus. Wie früher bei den Landsmannschaften und Corps durchgängig ein roher Ton und Liederlichkeit vorgeherrscht hatten, so trachtete die Burschenschaft nach einem reinen, ehrenhaften und sittlichen Wandel. Wie früher die Landsmannschaften und Corps ausländischen Moden und ausländischer Corruption gefröhnt hatten, wollte die Burschenschaft jetzt alles Vaterländische wieder zu Ehren bringen. Wie jene früher nur zu sehr Unglauben und Religionsspötterei gepflegt hatten, kehrte die Burschenschaft zur Religiosität zurück. Sie kam einer ritterlichen Ermannung der Nation gleich. Die eifrigsten Burschenschafter hatten rühmlich im Kriege gefochten, theilten den Eifer für das Turnen, um die künftigen Geschlechter zu kräftigen, aber mit ihrem kriegerischen Muth und Stolze verbanden sie kindliche Demuth vor Gott, gleich den alten Helden unseres Volkes.

Ein so edles Streben, wie dieses, konnte nun freilich unter den erbärmlichen Einflüssen des Zeitgeists nicht zum Ziele gelangen. Gegen die Einheit Deutschlands war das ganze Ausland verschworen, dem die einheimischen Regierungen gern Folge leisteten, weil ihre Sonderinteressen ihnen mehr am Herzen lagen, als die Einheit der Nation. Die Feier des 18. Octobers folgte der Stiftung der allgemeinen Burschenschaft nach. Wir zündeten in der Nacht auf dem Landgrafenberge ein kolossales Feuer an. Die enragirtesten Studenten, der westphälische Graf Bochholz voran, schleppten 34 große und kleine Fichten herbei und verbrannten sie alle nach einander, jede im Namen eines deutschen Bundesstaates.

Derſelbe junge Graf wurde nicht lange nachher von der Burſchenſchaft gewählt, um den ruſſiſchen Staatsrath Stourdza herauszufordern, der als ruſſiſcher Agent eine Schmähſchrift auf die deutſchen Univerſitäten herausgegeben hatte. Bochholtz ſchadete ſich durch ſeine damalige Heftigkeit und mußte bald flüchtig werden. Er war ein großer, bildſchöner Mann und ſtand in hoher Achtung. Seine Eltern waren Günſtlinge des König Jerome, ſeine Mutter die Zierde des Hofes in Caſſel geweſen. Sie hatten ihren einzigen Sohn abſichtlich vom Hofe fern gehalten und nach dem Gymnaſium in Irſtadt geſchickt. Hier von ſeinen Mitſchülern wegen der Stellung ſeiner Eltern geneckt, war er entflohen, wieder eingebracht worden und nochmals entflohen und ſeitdem ſpurlos verſchwunden. Nach Napoleons Sturz flohen ſeine Eltern mit Jerome nach Paris und der Vater ſtarb. Weſtphalen wurde von Preußen beſetzt. Die Gerichte forderten durch die Zeitungen den vor mehreren Jahren aus Irſtadt verſchwundenen älteſten Sohn des verſtorbenen Grafen (ſein zweiter Sohn war nachträglich geboren worden) zur Rückkehr auf, wenn er noch lebe. Da meldete ſich der junge Graf, der unter fremdem Namen nach ſeiner Flucht als gemeiner Huſar in die preußiſche Armee eingetreten war und ſich durch ſeine Tapferkeit im Kriege den Offiziersrang und das eiſerne Kreuz erworben hatte. Jetzt darf ich den Namen meiner Eltern tragen, ſoll er geſagt haben, als er das väterliche Erbe übernahm, welches ihm eine jährliche Rente von 25000 Thalern eintrug. Um aber ſeine Studien zu vollenden, kam er nach Jena und wurde Student. Ebenſo groß und ritterlich, obgleich bei weitem nicht ſo ſchön, war der zu jener Zeit ebenfalls in Jena ſtudirende Heinrich von Gagern, welcher dreißig Jahre ſpäter dem deutſchen Parlament in Frankfurt präſidirt hat.

Eine heroiſche Geſtalt und männliche Zierde von Jena war auch der Student Vollrath Hoffmann von Mecklenburg, immer heiter und fröhlich und von ganz außerordentlicher, beneidenswürdiger Körperkraft. Er konnte einen Stein über den Kirchthurm von Jena hinüber werfen, ja vom Mittelpunkt des Marktes aus über

die ganze Stadt hinweg bis weit in die Gärten hinaus. Wir machten einmal Spalier vom Markt bis hinaus in die Gärten, um den Flug des Steines genau zu verfolgen und die Entfernung zu messen. Der Stärkste von uns andern konnte nur ein Drittel so weit werfen, wie Hoffmann. Auch war er der graziöseste Schlittschuhläufer. Ein nicht minder statuarisch schöner Jüngling, den auch rothes Haar keineswegs entstellte, war Franz Hammer von Coblenz, der trotz der mädchenhaften Feinheit seiner Haut mitten im Winter täglich das Eis der Saale aufhieb, um in dem kalten Flusse zu baden, ohne daß es ihm schadete.

Das achtbarste am burschenschaftlichen Leben war die Solidität und Sittlichkeit, die Abwesenheit aller Liederlichkeit. Das Saufen und anderer Unfug war nicht mehr Gesetz und Regel. Nur das erstgenannte Laster hatte sich in Jena noch in zwei verhältnißmäßig kleine Corporationen, die innerhalb der Burschenschaft bestanden, zurückgezogen, nämlich in das sog. Herzogthum Lichtenhain und in die Republik Ziegenhain, genannt nach zwei Dörfern bei Jena, in denen noch immer ganz unmäßig Bier getrunken wurde. Ich wohnte nur einmal einer solchen Gesellschaft, nur um sie kennen zu lernen, in Ziegenhain bei, wo Haupt aus Mecklenburg als sog. Landammann präsidirte. Derselbe konnte zwanzig Krüge Bier an einem Abend ausleeren und schien eine felsenfeste Natur zu haben, starb aber noch in jungen Jahren, nachdem er Bürgermeister in Wismar geworden war. Diese Ausnahmen abgerechnet lebte der Student in Jena mäßig. Es war überhaupt eine arme Universität, und in keiner andern überwog so sehr der Geist das Fleisch wie hier. Eifrig beschäftigt theils mit dem Brodstudium, theils mit Philosophie und einer edlen patriotischen Schwärmerei dachte man nicht an sinnliche Genüsse. Jena wimmelte von Peripatetikern, d. h. von spazierenden Philosophen, denn wenn es das Wetter irgend erlaubte, machten sich die Studenten auf den Bergen oder im Thale Bewegung und unterhielten sich dabei von wissenschaftlichen Dingen oder patriotischen Hoffnungen. Mit einem Wort, ein edles und reines Streben herrschte

vor. Der damalige Lieblingsspaziergang war der nach der Kunitzburg, einer alten Ruine mit einer Wirthschaft, in der man zu gutem Biere billigen Eierkuchen aß. Zuweilen dehnten wir auch unsere Spaziergänge weiter aus, auch einigemal nach Weimar, wohin uns besonders das Theater zog.

Als im Winter die alte russische Kaiserin Marie ihre Verwandten in Weimar besuchte und sich einige Zeit dort aufhielt, wurde einmal Mozarts Don Juan aufgeführt, und eine beträchtliche Anzahl Jenaer Studenten, unter denen auch ich mich befand, wohnten der glänzenden Vorstellung bei. Die Oper wurde sehr gut gegeben, nur die Sängerin Jagemann schien uns als Donna Anna doch gar zu dick und gewissermaßen aufdringlich zu sein. Gleichwohl beklatschte sie ein alter Herr in der Loge unaufhörlich und rief laut dazu: Bravo! charmant! ꝛc. was uns nicht nur beim Zuhören störte, sondern auch indignirte, da wir wußten, daß die Jagemann des Großherzogs Maitresse sei und daß um ihretwillen seine treffliche Gemahlin zurückgesetzt werde. Wir hielten daher den vorlauten Claqueur, der einen grünen Frack mit einem breiten Sterne trug, für einen Hofschranzen, oder der grünen Rockfarbe wegen für einen vornehmen Russen, zischten daher und riefen ihm endlich ein lautes Still! zu, worauf er uns einen unzufriedenen Blick zuwarf, aber sich nachher ruhig verhielt. Unmittelbar darauf wurde uns zugeflüstert, es sei Goethe. Ich und die Studenten in meiner Nähe kannten ihn nicht und waren ein wenig erstaunt, da wir uns den großen Mann etwas anders gedacht hatten.

Die russische Kaiserin kam auch nach Jena, wo ihr der akademische Senat die Honneurs machte, die Studenten aber nicht. Wir mußten nicht wenig lachen über diesen Senat mit schwarzen Fracks, großen Hüten und weißen Degenscheiden. Im Grunde hätte die Burschenschaft dem allezeit gegen sie leutseligen Großherzog zuliebe der Kaiserin auch gern eine Ehre angethan, allein man haßte die Russen zu sehr. Kotzebue in Weimar hatte in seinen für den Kaiser Alexander geschriebenen berüchtigten Bulletins die patriotischen deut-

schen Professoren und Studenten denuncirt. Professor Luden in Jena hatte ein solches, aus der Druckerei gestohlenes Bulletin in seiner „Nemesis" abdrucken lassen. Zugleich hatte, wie oben erwähnt, der russische Staatsrath Stourdza ein Buch gegen die deutschen Universitäten geschrieben. Kurz man war äußerst erbittert gegen die Russen. Um das nun zu vertuschen und dem Kaiser eine bessere Meinung von Jena beizubringen, sollte die alte Kaiserin dienen. Der Großherzog erwartete von den Studenten so viele Rücksicht für die ehrwürdige und hohe alte Frau, daß sie sich artig aufführen und keine Demonstration machen würden. Es wurde darüber in der Burschenschaft debattirt und der Beschluß gefaßt, zwar keinerlei verletzende Demonstration zu machen, aber die Anwesenheit der Kaiserin gänzlich zu ignoriren. Am schwarzen Brette war angeschrieben: „Vor dem russischen Zobel wird die deutsche Mütze nicht abgenommen." So geschah es auch. Die Kaiserin kam, aber man bekümmerte sich nicht um sie.

Viele Studenten turnten, jedoch nur in der guten Jahreszeit. Den Winter über wurde nur fleißig auf den Stich gefochten nach der alten Jenenser Methode, die sich von der französischen unterschied. Die Duelle auf den Stich waren gefährlich und es gab in einem Winter mehrere Todte, die wir feierlich begruben. Auf dem Fechtboden befand sich auch ein Schwingpferd und Sand bat mich, ihm an demselben den Winter über Privatunterricht im Schwingen zu geben, weil er, obgleich groß und stark, doch ziemlich steif war. Er brachte es in der Gewandtheit nicht weit, setzte aber die Uebungen mit der zähesten Ausdauer fort.

Ich studirte inzwischen fleißig Philosophie, hörte Collegien bei dem Kantianer Fries und bei dem Naturphilosophen Oken und durchsprach viele philosophische Fragen in einem engeren Freundeskreise, der sich übrigens nicht bloß mit Philosophie, sondern auch mit Geschichte, Staatswissenschaften und Naturwissenschaften beschäftigte. Dieser Club hieß die Wratislavia, weil wir Breslauer, außer mir vorzüglich Haake und Mönnich, darin vorherrschten, wurde aber

auch spöttisch von denen, die nicht Geist genug besaßen, um Mitglieder zu werden, thé philosophique genannt. Regelmäßige Theilnehmer waren Brockmann, Hammer, Schweder, eine zeitlang auch Ernst Förster und Sand. Wir brachten gewöhnlich die Abende mit einander auf einem Privatzimmer zu, oder auf Spaziergängen. Brockmann war einer der liebenswürdigsten Jünglinge, die ich jemals kannte, sprudelnd von Geist und dabei voll Herzensgüte. Ich sah ihn nachher in mehr als zwanzig Jahren nicht wieder, bis er mich einmal in Stuttgart besuchte. Kaum erkannte ich in dem etwas steifen und zurückhaltenden Oberlandesgerichtsrath meinen alten fröhlichen Freund wieder, und noch mehr erschrak ich einige Jahre später, als ich von seinem schrecklichen Ende hören mußte.

Professor Fries war ein vortrefflicher und allgemein geachteter Mann, aber als Philosoph zu einseitig. Auch trug er nicht gut vor und hatte in seinen Begriffsspaltereien etwas Geschmackloses. Sein „oberer und unterer Gedankenlauf" wurde unter uns Studenten sprichwörtlich. Diese seine Form war umsomehr zu beklagen, als er eigentlich von einem poetischen Grundgedanken ausging, sofern er das Wesen der Gottheit hauptsächlich im Schönen erkannte. Sein philosophischer Roman „Julius und Evagoras" enthielt wirklich viel Schönes, doch konnte man bei der Lectüre, wie bei seinen Vorlesungen nicht recht warm werden. Und wenn uns der Philosoph das Paradies öffnen könnte, sobald der Schuldämon der Dialektik davorstände, würden die Engel und Seligen selbst nicht mehr hinein wollen. Alle philosophischen Systeme der Aesthetik machen, anstatt für das Schöne zu begeistern, nur Langeweile.

Ungleich mehr sprach Oken an mit seinem klaren, warmen und in jeder Beziehung musterhaften Vortrag. Auch der Gegenstand, worüber er sprach, seine berühmte Naturphilosophie, interessirte uns sehr. Was man auch mit Grund gegen sie eingewendet hat, sie gewährte doch eine großartige Orientirung in den Naturgebieten und regte den Geist an. Zudem versammelte Oken seine eifrigsten Schüler alle Donnerstag Abend in seiner Wohnung bei einem Glase Bier

und einer Pfeife Tabak, wo jeder zwanglos und nach Herzensluft mit ihm disputiren konnte. Ich erlaubte mir daher, ihm lebhaft zu opponiren, und er wurde mir niemals darüber böse, sondern zeigte mir eine große Liebe, die er mir bis an seinen Tod bewahrt hat.

Ich fand in seinem naturphilosophischen Systeme den Sprung aus dem Nichts ins Etwas und aus den abstracten Zahlen in die Materie zu kühn und ging davon aus, daß die Abstractionen überall hin besser paßten, als in die Naturwissenschaft. Ich zweifelte damals schon an der Unendlichkeit des Raums, der Zeit und der Materie, so wie an der Möglichkeit des Untheilbaren in der Materie oder den Atomen. Ich hielt alle diese Voraussetzungen für leere Abstractionen, da die Wirklichkeit nichts Unendliches und auch nichts Untheilbares kennt. Ich fand übrigens dieselbe Abstractionswuth auch in der Kantischen und Fichteschen Philosophie wieder, wie in der Naturphilosophie Schellings, Okens und der andern und wie später bei Hegel. Sie schien mir die allgemeine Krankheit der Philosophie zu sein und ich vertheidigte gegen sie sowohl Gott als die Natur und den Menschen. Es schien mir widersinnig, daß sämmtliche Philosophien ohne Ausnahme dem lieben Gott vorschreiben wollten, was er habe thun müssen und noch immer thun müsse. Die Philosophie wollte der göttlichen Allmacht verwegener Weise eine Art von Zwangsjacke anlegen. Weil der Philosoph sich einbildet, der Raum sei unendlich und ganz mit Materie erfüllt, sollte der liebe Gott *gezwungen* sein hinter allen Milliarden Sternsystemen immer noch neue ins Endlose fortzuschaffen. Weil der Philosoph Denken und Sein völlig unberechtigt und willkürlich identificirt, sollte auch Gott gezwungen sein, das was er denkt, auch selbst zu sein. So kam damals schon Oken auf die pantheistische Einverleibung Gottes in die Natur.

Die geoffenbarte christliche Religion schien mir die Gottheit nicht nur ungleich ehrfurchtsvoller und mit kindlicherer Pietät aufzufassen, sondern auch ihr diejenige Freiheit zu lassen, ohne die wir uns überhaupt keinen Geist, am wenigsten den höchsten denken können. Die Philosophie, welche die göttliche Freiheit ausschließt und aus dem

Weltganzen nur einen Mechanismus macht, der sich nach ewiger Nothwendigkeit ableiert, schien mir tief unter dem Offenbarungsglauben zu stehen, und nicht nur in Beziehung auf die richtige Würdigung Gottes, sondern auch des Menschen, weil auch ihm keine wahre Geistesfreiheit mehr übrig bleibt, wenn sie Gott abgesprochen wird. Wir können ein für uns und die Natur durch Gott bestimmtes Gesetz nicht entbehren. Aber wir sollen uns nicht anmaßen wollen, Gott selbst ein Gesetz vorzuschreiben. Ich opponirte also nicht blos aus religiöser Pietät, sondern auch im Namen der Freiheit gegen alle philosophischen Abstractionen und Schablonen und gab das Studium der Philosophie auf, um mich dem der Geschichte und Natur zu widmen.

Auch war mir die philosophische Sprache, die dialectische Form zuwider. Nicht nur die heil. Schrift, sondern auch die Werke der größten Menschengeister beweisen, daß man auch das Tiefsinnigste klar ausdrücken kann. Wozu die künstliche Begriffsspalterei und die Verdunklung der einfachsten Wahrheit durch die vermeintlich wissenschaftliche Phraseologie?*) Wozu die sophistische Advocatenmanier, in der man beweisen will, was sich von selbst versteht, oder was nie bewiesen werden kann? Die Philosophie, wie sie im Gegensatz gegen die geoffenbarte Wahrheit getrieben wird, ist eine Danaidenarbeit, ein ewig vergeblicher Versuch, die ewigen Dinge in den gemeinen irdischen Prozeßweg zu verweisen.

Unter den damaligen Notabilitäten der Universität Jena glänzte Hofrath Kieser, der berühmte Arzt und Magnetiseur, den ich als sehr liebenswürdigen Mann kennen lernte. Nicht dasselbe kann ich von Luden rühmen, obgleich ich seine Vorträge über allgemeine Geschichte fleißig anhörte und auch in Bezug auf politische Beurtheilungen

*) Eine Wahrheit, die sehr viele Gelehrte beherzigen dürften. Es ist wahrhaft entsetzlich, wie man oft in deutsch geschriebenen Büchern einen Satz fast ein Dutzend mal lesen muß, bis man daraus klug wird, was er eigentlich sagen will. Auch hier begegnen wir wieder dem Widerwillen des Verf. gegen alle Unnatur.

Anm. des Herausg.

manches von ihm lernte. Allein er hatte nicht so viel Geist und noch weniger Charakter, als mein früherer Geschichtslehrer Menzel in Breslau. An eine große Auffassung der Weltgeschichte war bei ihm nicht zu denken, wie seine Schriften heute noch beweisen. Auch erzürnte ich mich völlig über die Gemeinplätze und schlechten Witze, durch die er die Studenten zu lecken und seinen Hörsaal zu füllen bemüht war. Am meisten Popularität verschaffte er sich damals durch den Handstreich gegen Kotzebue. Daß er diesen elenden Komödienverfertiger und russischen Spion an den Pranger stellte, war in der That ein großes Gaudium für die Jenaer Burschenschaft.

Wie heiter wir auch diese Angelegenheit auffaßten, so ging doch eine Ahnung durch die Zeit, dem Patriotismus drohte Gefahr. Einerseits war wirklich schon in den Cabinetten Alexanders und Metternichs die Vernichtung des deutschen Patriotismus beschlossen und andererseits fühlte mancher Heißsporn unter den Patrioten, mit dem Reden und Singen, Hoffen und Wünschen sei es nicht gethan, man müsse bestimmte politische Zwecke verfolgen und Thaten vorbereiten. Der Student Witt, zubenannt von Döring, kam damals aus Paris zurück, wo er in das System der geheimen Gesellschaften und der liberalen Agitation eingeweiht worden war, und suchte nun dasselbe auch der allgemeinen deutschen Burschenschaft einzuimpfen. Dieser diplomatische Student hatte ein weiches Fleisch, schwatzte zwar viel, imponirte aber nicht. Für ihn indeß handelte Karl Follenius, der damals als Privatdocent in Jena mit vielem Beifall die Pandecten las.

Die kurhessischen Brüder Adolf Ludwig und Karl Follenius machten zu jener Zeit viel von sich reden. Der erstere, den ich erst später persönlich kennen lernte, dichtete flammende Kriegs- und Freiheitslieder, die von Studenten und Turnern jubelnd gesungen wurden. Sie sind damals und noch später in Liederbüchern gedruckt erschienen. Das wilde Lied, welches den Sieg an der Katzbach feiert, war am beliebtesten. Es war wirklich Poesie in diesen Liedern, aber auch Ueberspannung und etwas Krampfhaftes. Der Dichter galt für sehr

hochmüthig. Man erzählte, er habe sich als Student in Heidelberg nach dem Modell der alten Kaiserkrone eine von Goldpapier machen lassen und vor dem Spiegel probirt. Sein Bruder Karl dichtete ebenfalls Freiheitslieder, die hauptsächlich gegen die Fürsten gerichtet waren und in denen sich ein merkwürdiger republikanischer Stolz kundgab. Dieser Karl war kleiner von Person als sein Bruder, aber gedrungener, sein etwas breites Gesicht, seine feine vorstrebende Nase und ein gewitterhafter Zug in der Stirn gaben ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit Robespierre, mit dem er auch nach Geist und Charakter verwandt war. Wie Robespierre trug er sich auch immer sehr sauber, kämmte sich sorgfältig und unterschied sich, da die damaligen deutschen Röcke durchgängig schwarz waren, durch einen blauen Rock mit Perlmutterknöpfen. Ein Demokrat vom reinsten Wasser hatte er zugleich etwas Patriotisches und Salbungsvolles, gewissermaßen etwas Priesterliches. Hervorgegangen aus dem Bunde der sog. Schwarzen in Gießen fand er die Burschenschaft als eine offene und harmlose Verbindung aller Studenten ungenügend und gründete innerhalb derselben eine engere geheime Gesellschaft von sog. Unbedingten. Das Wort „unbedingt" führte er nämlich immer im Munde und verstand darunter theils das jesuitische Princip unbedingter Hingebung an die Idee und ihre Träger, theils die strikte Durchführung der Idee, ohne jemals eine Concession zu machen. Seine Idee aber war die Gründung einer Republik, zu der sich alle nach freier Selbstbestimmung vereinbaren sollten, nichts anderes als der alte contrat social Rousseaus. Er glaubte aber, niemand könne sich frei selbst bestimmen, der von schwachem Charakter und von sinnlichen Bedürfnissen abhängig sei. Deshalb forderte er und übte an sich selbst die strengste Sittenzucht. Deshalb achtete ihn auch jedermann, allein es sammelte sich doch nur ein kleiner Kreis von Unbedingten um ihn, weil sein Rigorismus die muntere Jugend zurückstieß, und noch mehr, weil eine geheime Gesellschaft dem Grundsatz und der Gewohnheit sowohl in der Burschenschaft, als auf den Turnplätzen widersprach. Man glaubte hier das Tageslicht nicht scheuen zu dürfen

und that alles öffentlich. Ein engerer geheimer Club schien sich entweder aristokratisch überheben oder Dinge treiben zu wollen, die nicht mit den Tendenzen der Burschenschaft übereinstimmten. Nur aus Achtung vor der bekannten Biederkeit Fellens ließ man ihn gewähren, aber die hervorragendsten Mitglieder der Burschenschaft mißbilligten sein Geheimthun. Ich kam oft mit ihm zusammen, theilte viele seiner Ansichten, stritt über andere mit ihm, ließ ihm seine Unbedingtheit nicht gelten und schloß mich von seinem engern Kreise aus.

In diesem engern Kreise nun wurde die sittliche Kraft als das Höchste gepriesen und die Jugend für den steischen Muth begeistert, welcher unsern Freund Sand zu seinem verzweifelten Entschlusse trieb. Man hat die Unbedingten verleumdet, sie hätten gelooſt, wer von ihnen den verhaßten Kotzebue ermorden solle. So geartet waren jene Jünglinge nicht. Sand allein faßte den Entschluß, nachdem er in Fellens Club seinen steischen Muth überhaupt gestählt, keineswegs aber eine Instruction in Bezug auf eine bestimmte Mordthat erhalten hatte. Nur das bezweifle ich nicht, daß er seinen Entschluß einer oder zwei Personen mitgetheilt hatte, die ihm nicht nur nicht davon abriethen, sondern ihm auch noch einen Paß unter fremdem Namen verschafften. Sand war allein eines solchen Entschlusses fähig. Er faßte ihn in einer religiösen Schwärmerei. Wenn man ihn dazu hätte überreden wollen als zu etwas, was nicht aus ihm selbst entstanden wäre, würde er sich verfagt haben.

Am 24. März machten wir, eine kleine Anzahl Studenten, mit dem liebenswürdigen Schirmer, einem Studenten aus Berlin, der zum Besuch gekommen war, bei schönem Wetter einen fröhlichen Gang in die Berge und kamen auf dem Rückwege bei den s. g. Sandhöhlen vorüber. Das sind Stollen, welche tief in den Berg hinein gehen und aus denen sich die Einwohner von Jena ihren Bedarf an gutem Sande holen. Wir gingen tief hinein und scheuchten eine Menge Fledermäuse auf. Brockmann fing eine und nahm sie in seinem Taschentuche mit. Abends entwischte die Fledermaus in Brockmanns Zimmer und indem wir sie wieder einfangen wollten, wurde sie durch

einen Schlag getödtet. Es fiel einem Anwesenden ein, sie nebst dem Portrait Kotzebues, welches Brockmann besaß und das wir uns eben besehen hatten, ans schwarze Brett zu schlagen, was wir auch am andern Morgen bei hellem Tage und öffentlich ausführten und was viele lachende Zuschauer herbeilockte, denn Kotzebue war in Jena von jedermann verabscheut. Nun war aber derselbe Kotzebue noch nicht zweimal vierundzwanzig Stunden vorher, am 23. Nachmittags in Mannheim von Sand erstochen worden, und die Nachricht davon gelangte jetzt nach Jena. Die Universitätsbehörde ließ sogleich das Bild mit der todten Fledermaus vom schwarzen Brett entfernen und uns alle, die wir bei der Anheftung derselben thätig gewesen waren, ins Verhör nehmen. Allein der Universitätsrichter war ein vernünftiger Mann und begriff, daß, wenn wir von einem mörderischen Attentat auf Kotzebue etwas gewußt hätten, wir gewiß nicht so unvorsichtig gewesen wären, die todte Fledermaus und das Bild am hellen Tage anzuschlagen, da wir voraussetzen mußten, daß den Mörder und seine etwaigen Mitschuldigen die schwerste Strafe treffen würde. Auch der Großherzog von Weimar sah den Fall unter diesem Gesichtspunkt an. Wir wurden als gerechtfertigt entlassen und nicht weiter behelligt.

Nur der sonst ganz wackere Zenne in Berlin glaubte seinen Scharfsinn vor der Welt leuchten lassen zu müssen, indem er in einem Zeitungsartikel die Vermuthung äußerte, es habe unter den Studenten in Jena eine geheime Vehme bestanden, dieselbe habe im geheimnißvollen Dunkel einer Höhle über Kotzebue Gericht gehalten und die gedachte Höhle sei nach dem Studenten Sand genannt worden. Diese Denunciation war uns indeß nicht gefährlich, weil Jedermann in Jena wußte, daß die Sandhöhlen diesen Namen schon längst führten. Als ich aber einige Jahre später den Herrn Zenne zufällig bei einem Gastmahl in Heidelberg antraf, konnte ich doch nicht umhin, ihm einen ernsten Vorwurf zu machen, und er sah auch sein Unrecht ein.

Die Ermordung Kotzebues machte ungeheures Aufsehen in der Welt, weil sie, wie Görres allein richtig erkannte, im Namen einer

neueren bessern Generation das Verdammungsurtheil über die ältere schlechte Generation aussprach. Wie unbedeutend immer jener Komödienverfertiger war, so konnte man ihn doch in der That so ziemlich als Repräsentanten aller undeutschen, unsittlichen und unchristlichen Frivolität und charakterlosen Niederträchtigkeit ansehen, die seit dem vorigen Jahrhundert mit der s. g. Bildung und Aufklärung Hand in Hand gegangen war und am meisten dazu beigetragen hatte, uns der Fremdherrschaft zu überliefern. So faßte man nun auch fast überall die Mordthat auf, daher nicht der Ermordete, sondern der Mörder beklagt wurde. Die Sympathie im deutschen Volke für Sand war außerordentlich, wenn man auch mißbilligte und mißbilligen mußte, daß ein starker Jüngling einem wehrlosen Greise Gewalt angethan hatte. Obgleich man in Berlin auf dem Theater eine Totenfeier Kotzebues veranstaltete, wobei eine Schauspielerin als Germania seine Büste bekränzen mußte, so blieb das eine unpopuläre Hofdemonstration. Germania hat für einen Kotzebue keinen Lorbeer, sondern nur einen Fußtritt.

Man muß übrigens in Erwägung ziehen, daß die auswärtige Diplomatie die Hauptschuld an dem burschenschaftlichen und turnerischen Treiben, überhaupt an der fortgesetzten deutschthümlichen Agitation Preußen beimaß, weil im Jahr 1813 die Begeisterung für die Wiedergeburt Deutschlands von dort ausgegangen war. Nachdem sich nun König Friedrich Wilhelm III. bereits dem Metternich'schen und russischen System angeschlossen hatte, mußte es ihm natürlicherweise ärgerlich sein, immer noch Vorwürfe zu hören, als habe er die von der ganzen europäischen Diplomatie verurtheilte deutschthümliche Partei seinerseits noch nicht genug gemaßregelt. Um nun dieser Diplomatie Genüge zu leisten und sich selbst weiteren Aerger zu ersparen, befahl der König zunächst, alle in Jena studirenden preußischen Unterthanen hätten sofort Jena zu verlassen und sich nach einer preußischen Universität zurückzuziehen. Weitere Maßregeln, die Verhaftung aller verdächtigen Professoren und Studenten, die Beseitigung der akademischen Senate, an deren Stelle auf jeder Universität ein

Regierungsbeamter mit dictatorischer Gewalt treten sollte, und die radicale Ausrottung sowohl der Burschenschaften, als der Turngenossenschaften wurden einer gemeinsamen Berathung sämmtlicher deutscher Regierungen vorbehalten und kamen noch im Herbst desselben Jahres mittelst der berühmten Karlsbader Beschlüsse zur Verwirklichung.

Meine näheren schlesischen Freunde mußten nun gleich mir Jena verlassen. Haake entschloß sich, nach Berlin zu gehen. Aufgeschreckt durch den königlichen Befehl schrieb mir mein Vormund, der sich sonst nie um mich bekümmerte, ich solle nach Breslau zurückkehren, schickte mir aber nicht einmal Geld. Wie gern ich es nun auch vermieden hätte, überhaupt nach Preußen zurückzukehren, durfte ich doch nicht wagen, auf eine nicht preußische Universität zu gehen, wo man mich entweder nicht aufgenommen, oder von wo man mich reclamirt hätte. Da ich nun aber in keinem Fall nach der Heimath zurückkehren, sondern ein wenig die Welt sehen wollte, entschloß ich mich an den Rhein, nach Bonn zu gehen, wo in demselben Jahre die neue preußische Universität eröffnet wurde. Auch Hammer, Schweder, Haupt und einige andere Jenenser gingen dahin. Männich und ich wollten gemeinschaftlich und zwar zu Fuß und auf einem großen Umweg dahin gehen, um uns erst den Thüringerwald, Franken, den Odenwald und Heidelberg zu besehen und von da die schöne Rheinfahrt abwärts zu machen. Aber wo Geld hernehmen, da ich meinem Hauswirth sogar noch die Miethe schuldig war? Dieser wackere Mann erbot sich freiwillig, auf die Bezahlung zu warten, bis ich bei Gelde sein würde, und gab mir noch soviel mit, daß ich die Reise davon bestreiten konnte. Ich habe ihm alles binnen wenigen Monaten heimgezahlt, indem ich von Bonn aus meinem Vormund schrieb, wo ich sei, und daß er mir hundert Thaler schicken sollte, die er mir nun auch schickte.

Nachdem ich noch von einem schönen Mädchen, welches ich herzlich liebte und welches mich wieder liebte, einen rührenden Abschied genommen hatte, zog ich im Anfang des Mai an einem sonnenhellen Morgen mit Männich und noch eine gute Strecke von guten Freun-

den begleitet aus dem freundlichen Städtchen hinaus, in welchem ich so viele frohe Stunden erlebt hatte.

Alles stand in voller Blüthe. Wir kamen am ersten Tage bis nach Erfurt und hatten den lieblichsten Anblick der goldenen Au und jenseits derselben des Harzgebirges mit dem finstern Blocksberge. In Erfurt bewirthete uns der Müller Salemen, der stärkste unter allen deutschen Turnern, die mir vorgekommen sind, den herrlichen Athleten Rappo nicht ausgenommen. Wir sahen den berühmten Dom, die große Glocke, das Grabmal des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen. Am zweiten Reisetage kamen wir noch bis in ein Dorf vor Gotha, am dritten nach Eisenach, wo unser Jenaer Freund Haberfeld uns bewirthete. Von hier aus bestiegen wir die Wartburg und sahen ihre Merkwürdigkeiten. Dann wanderten wir durch die Wälder, in deren grüne Farbe sich dort auch die Landleute kleiden, über Liebenstein zur Werra. Dort trugen alle Bauermädchen niedliche Strohhüte, wie sie erst dreißig Jahre später in Paris Mode wurden. In dem freundlich gelegenen Meinungen bewirthete uns der Bibliothekar Schenk, der das große Loos gewonnen hatte und mit seiner freundlichen Frau höchst behaglich lebte. Weiter zogen wir durch das Werrathal nach Hildburghausen und von hier durch dunklen Tannenwald nach Coburg. Ich weiß nicht, was mich an dem Thüringerlande, obgleich es arm ist, so besonders anzog. Ich verließ es ungern.

Indem wir das lange Ilschthal hinunter gingen, öffnete sich schon von fern das fruchtbare Frankenland. Man behält hier das hohe Kloster Banz zur Linken, welches man auf der Eisenbahn, welche jetzt vom Fichtelgebirge nach Franken hinab führt, zur Rechten hat. In Rathelsdorf tranken wir das erste bayrische Bier, was mir mit Recht im Gedächtniß geblieben ist, denn welcher gute Deutsche ehrte nicht das bayrische Bier? In der heitersten Laune schlenderten wir vollends nach Bamberg hinein, dessen Thürme das weite schöne Thal beherrschen. Wir blieben hier einen Tag und besuchten die alte Burg, wo einst Callot-Hofmann häufig weilte und witzige Zeichnungen an

die Wände malte. Nachher setzten wir unsern Wanderstab weiter und durchschnitten das gesegnete Frankenland, an den großen Klöstern Ebrach und Schwarzach vorüber. Als wir Abends in der herrlich gelegenen Stadt Würzburg ankamen, wurden wir auf das Freundlichste von den Studenten aufgenommen, denn obgleich sie Landsmannschafter waren, hatten sie doch damals vor den Jenensern einen großen Respect. Von hier gingen wir weiter durch die Wälder nach Wertheim, nahmen hier einen Kahn und fuhren bei dem schönsten Wetter den Main hinab an den schönen Waldbergen und Burgen vorüber bis nach Miltenberg. Dann wandten wir uns südlich durch den Odenwald und gelangten nach dem gräflichen Schlosse Erbach, wo wir uns an einer reichen Sammlung altrömischer und mittelalterlicher Waffen erfreuten. In den umliegenden Wäldern trafen wir ganz ungewöhnlich viele Schlangen auf dem Wege. Auf einem langen Höhenzuge, von dem aus wir nach beiden Seiten den Odenwald übersehen konnten, stiegen wir endlich bei der Burg Hirschhorn zum Neckar hinab und gingen an den reizenden Ufern desselben an vielen Burgruinen vorüber bis nach Heidelberg, wo wir einige Tage blieben. Ich fand hier meinen Vetter Gustav Waagen wieder und hörte mit ihm eine Vorlesung bei Creuzer an. Auch wurde ich sehr herzlich von den in Heidelberg studirenden Schlesiern begrüßt. Es war ein Haugwitz und ein Prittwitz dabei und bei einem Czettritz nahmen wir ein fröhliches Souper ein. Sehr vergnügt wanderten wir dann auf der schönen Bergstraße weiter und hielten in Zwingenberg an bei dem Gastwirth Tiefenbach, der trotz seiner Hasenscharte im Gesicht sehr liebenswürdig und ein bekannter Burschenfreund war. Hier fanden wir Stahl, einen der ersten liberalen Oppositionsmänner im Großherzogthum Hessen. Auf unserer weitern Reise besahen wir in Darmstadt die Bildergalerie. In Frankfurt am Main fanden wir sehr gute Aufnahme, aber ich weiß wahrhaftig nicht mehr, bei wem? Es war in einem sehr noblen Hause, wo man uns auch Cartons von Cornelius zeigte, dessen Ruhm damals noch jung, aber schon groß war. Nachdem wir uns einen Tag hier aufgehalten hatten, fuhren

wir mit dem Marktschiff bis zur majestätischen Mündung des Main in den Rhein und landeten an den gastlichen Ufern von Mainz, wo ich ein überaus lustiges Abenteuer erlebte, von wo wir aber schon am andern Morgen mit dem Yachtschiff weiter fuhren. Ein reicher Kaufmann aus Frankfurt, der sich auf das Wärmste für uns interessirte, wußte sich von den besten Weinen, die in der Umgegend wachsen, zu verschaffen und legte sie uns vor, so daß wir in großer Fröhlichkeit auf dem Verdeck der Yacht sitzend beim heitersten Wetter und günstigem Winde zum erstenmal die schöne Rheinfahrt machten. Nachdem wir in Coblenz übernachtet hatten, machten wir eine ganz ungewöhnlich schnelle Fahrt, weil der Südwind unser Segel schwellte, flogen am Siebengebirge vorüber und waren schon zu Mittag in Bonn.

V. In Bonn.

Bonn, fünf Stunden oberhalb Köln, war früher die Residenz der Kölner Kurfürsten gewesen und hatte kurz vor der Revolution auch schon eine katholische Universität besessen, auf der aber wie in Mainz nur Aufklärerei getrieben wurde. In der französischen Zeit war dieselbe eingegangen, jetzt aber wurde sie als paritätische Universität wieder errichtet, reich dotirt und neu organisirt, damit die Rheinprovinzen auch ihren eigenen Musensitz hätten, wie die altpreußischen Provinzen. Es waren erst wenige Studenten dort und erst zum Wintersemester kamen sie in größerer Zahl an. Die Rheinlande lieferten eine große Menge s. g. Füchse, aber an älteren

Studenten, die den Ton angeben sollten, war großer Mangel. Unter den letztern befanden sich mehrere alte Landsmannschafter, die ihr Glück auf der neuen Universität versuchen wollten. Allein ihre Pläne, die rheinländische Jugend an sich zu ziehen, mißlangen. Diese Jugend hing sich vielmehr an uns Burschenschafter. Wir gründeten sogleich eine Burschenschaft, deren Vorstand unser alter Jenenser Freund Haupt wurde. Dieser gutmüthige Riese wollte in Bonn Wein trinken, wie er in Ziegenhain Bier getrunken hatte, kam aber bald davon zurück und wurde sogar auf einmal galant. Wie er einer kleinen Dame den Shawl nachtrug, war sehr ergötzlich anzusehen. Wir verglichen ihn einem Elephanten, der auf dem Seile tanzt. Um jeden Streit von vorn abzuschneiden, erklärte die Burschenschaft, auf der Universität Bonn keine Landsmannschaft dulden zu wollen. Die nun eine solche gründen wollten, hätten sich mit uns älteren Studenten pro patria herumschlagen müssen, was sie klüglich bleiben ließen. So wurde Friede und Einigkeit erhalten und die Einwohner von Bonn hatten ihre Freude an der blühenden Jugend, die so plötzlich ihre kleine Stadt erfüllte, Geld in dieselbe brachte und so heiter und friedlich lebte. Auch die Studenten, insbesondere die aus dem Osten, gewannen mit dem rheinischen Weine bald auch die freundlichen und lebenslustigen Rheinländer selber lieb.

Der Zufall wollte, daß meine erste Wohnung in Bonn ein Zimmer in einem Gartenhause war, welches zu dem Hause gehörte, wo damals noch Ernst Moritz Arndt wohnte, ehe sein eigenes Haus am Rheine fertig war. Dieser berühmte Mann, der die Biederkeit selbst war und mich wohlwollend empfing, machte doch eigentlich nur einen schwachen Eindruck auf mich. Ich vermißte in seiner Unterhaltung den Geist. Vielleicht würde ich doch aus seinen Lebenserfahrungen und von seinem edlen Sinne manches und gewiß gern gelernt haben, wenn ich Vorlesungen bei ihm gehört hätte, aber ehe ich dazu kommen konnte, wurden sie ihm verboten.

Von August Wilhelm von Schlegel erwartete ich viel, fand mich jedoch getäuscht. Man hatte diese Berühmtheit nach Bonn

versetzt, um der neuen Universität mehr Glanz zu geben. Aber er war damals nicht mehr in seiner Blüthezeit. Wir strömten zahlreich und mit großem Eifer in seine Vorlesungen über Sprache und Literatur, allein obgleich er immerhin viel Wissen zu Tage legte und auch scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen machte, fehlte es ihm doch an Tiefe und hauptsächlich an Würde. Er machte, wie Luden, schlechte Witze auf dem Katheder und nicht selten von so frivoler Art, wie es sich gesitteten Jünglingen gegenüber nicht geziemte. Als er uns z. B. einmal die romantische Sage vom Venusberge vortrug, schloß er, indem er uns mit einem wahren Satyrgesicht ansah, mit den Worten: „Wenn Sie einmal beim Venusberg vorbei kommen, so grüßen Sie mir den treuen Eckart, ich hab manche Lanze mit ihm gebrochen." Auch prahlte er viel zuviel mit seinen vornehmen Bekanntschaften, brachte bei jeder Gelegenheit den Namen eines englischen Herzogs oder französischen Pairs an, die seine guten Freunde seien, und war so naiv, die Frau von Staël, mit der er eine zeitlang umhergezogen war, immer seine „Gönnerin und Beschützerin" zu nennen. Obgleich er sich durch seine Heirath in Heidelberg seine junge Frau hatte sich gleich nach der Hochzeit wieder von ihm getrennt vor der ganzen Welt lächerlich gemacht hatte, spielte er auch in Bonn noch den Don Juan und lorgnettirte zum Fenster einer verheiratheten schönen Frau hinauf. Dabei fiel er auf einen Stein und konnte sich, weil er seinen magern Leib immer mit Kleidern dick auspolsterte, nicht wieder aufrichten. Wir Studenten, die wir grade aus dem Collegium kamen, hoben ihn lachend auf. Auch die Dame oben am Fenster lachte, und er zog sich mit einem schlechten Witz aus der Affaire. Die Studenten, wenn sie auch seinem Geist und Wissen alle Ehre widerfahren ließen, hatten doch keine Achtung vor ihm und nannten ihn monsieur le Parisien. In seiner eleganten Wohnung war Vorkehr getroffen, daß wir Studenten, wenn wir auch von der Hausflur durch die nächste Thür in sein Empfangzimmer hätten gelangen können, doch, um dahin zu kommen, auf einem langen Umwege, erst die ganze Reihe seiner glänzenden Zimmer passiren

mußten. Wir bemerkten, die Haare seiner Perücke wüchsen von Monat zu Monat, bis sie im Frühjahr wieder abgeschnitten erschien. Man sagte, er trage jeden Monat eine andere Perücke, um diese Täuschung hervorzubringen.

Ich hörte auch Vorlesungen des ausgezeichneten Philologen Welcker, doch habe ich mehr aus seinen Schriften, als aus seinem mündlichen Vortrage gelernt, weil der letztere nicht eben fließend und klar war. Da ich schon die Werke Winkelmanns und manches andere über antike Kunst gelesen hatte, war es mir Bedürfniß geworden, mich in diesem Gebiete hellenischer Schönheit, in dem der Geschmack sich am feinsten ausbildet, noch mehr zu orientiren.

Da war auch ein alter halb blinder Professor Ritschl in Bonn, bei dem wir um Gotteswillen ein Collegium hörten, nur um ihn zu unterstützen. Er trug einige gute, aber auch einige confuse Dinge über deutsche Sprache vor.

Ein philosophisches Collegium hörte ich noch bei dem Privatdocenten Doctor Steingaß, einem aufgeweckten Rheinländer. Er, der junge Professor, Caesar, Mönnich, Hammer, Schweder und ich bildeten wieder einen Club, wie früher in Jena, indem wir gemeinsame Spaziergänge machten und gewöhnlich Abends beisammen blieben, wissenschaftliche Gespräche führten und hin und wieder aus guten Büchern uns vorlasen. Auch Hoffmann von Fallersleben trat diesem Club bei und wurde sehr dadurch aufgeheitert, denn er war etwas kopfhängerisch und so mädchenhaft sanft, daß es sich gewiß niemand hätte träumen lassen, er würde noch einmal ein berühmter Revolutionär werden. Wir nannten ihn unter uns immer nur das Haideblümchen. Auch der junge Hengstenberg, damals noch ein Fuchs, schloß sich an uns an. In der schönen Sommerzeit brachten wir gewöhnlich Nachmittags in Poppelsdorf zu und waren oft auf dem Kreuzberg, auf dem Godesberg und auf dem Drachenfels. Es waren schöne Tage. Das Studentenleben ist reizend, wenn man die Freiheit nicht auf Kosten der Gesundheit und des Gewissens mißbraucht. Einmal mußte Hoffmann von Fallersleben, indem wir uns

bei schönem Wetter, wie wir gingen und standen, plötzlich zu einer Landpartie entschlossen, in Schlafrock und Pantoffeln und seine lange Tabakspfeife in der Hand, mit uns ins Siebengebirge wandern. Dort auf dem verwitterten Gemäuer der alten Löwenburg brach Hofmeister, welcher später über Erziehung geschrieben hat, in solchen Enthusiasmus aus, daß er mich stürmisch umarmte und ich alle meine Turnkunst anwenden mußte, um uns im Gleichgewicht zu halten, daß wir nicht mit einander hinunter stürzten.

Die Heiterkeit jener Tage wurde durch einen Unglücksfall unterbrochen. Wir saßen einst in Perpetuum bei Tische, als bemerkt wurde, es habe unter den Studenten in Bonn noch kein Duell gegeben. Da verabredeten sich ein Baron Hompesch und der junge Prefecter der Universität, Doctor Braun, welche die besten Freunde waren, sie wollten sich mit einander duelliren, bloß um die Ehre zu haben, die ersten zu sein, die es auf dieser neu errichteten Universität einführten. Ein Zweikampf von guten Freunden und mit Hiebern schien nichts Gefahrdrohendes zu haben. Braun aber rannte sich auf den Schläger seines Gegners auf, bekam einen tiefen Stich in die Brust und wurde nur mit Mühe nach einem langen Krankenlager am Leben erhalten.

Im Juni machte ich allein eine kleine Fußreise über Köln nach Elberfeld. Es war ein sehr heißer Tag. Ich machte auf meinen damals kaum zu ermüdenden Beinen einen Dauerlauf, ließ mich aber verleiten, unterwegs einen guten Schoppen zu trinken, und bekam nun, indem ich rasch immer weiter lief und stark schwitzte, immer mehr Durst, trank immer mehr und vertilgte an diesem einzigen Tage vierzehn Schoppen Rheinwein, ohne im mindesten davon belästigt zu werden, denn ich schwitzte alles wieder aus. Doch habe ich nie wieder ein ähnliches Experiment gemacht. Meine Gewohnheit war vielmehr, wenn ich einen weiten Weg zu Fuß zurückzulegen hatte, in der Frühe nur eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken und dann den ganzen Tag weder etwas zu essen noch zu trinken, bis ich ins Nachtquartier kam. Dabei befand ich mich am besten und behielt am

meisten Elasticität. Damals nun eilte ich nur eben durch Köln über Opladen, wo die Gegend schon wieder sandig ist, über Solingen ins Wupperthal. In Elberfeld lernte ich den schon früher erwähnten Ludwig Follen kennen, der dort eine Zeitung redigirte und mit dem ich bald näher befreundet wurde. Er war durch und durch eine poetische Natur, doch überschätzte er sich. Ich gab ihm den guten Rath, sich bei Zeiten davon zu machen, weil die Verfolgung der Patrioten bald beginnen werde. Er war jedoch so unvorsichtig, zu bleiben, und wurde einige Monate später gefaßt und gefangen nach Berlin abgeführt. Auf dem Rückweg von Elberfeld besuchte ich in Köln den damals dort angestellten Herrn von Mühlenfels, an dem jeder Zoll noch ein Student und Burschenschafter war, und gab ihm denselben Rath, wie Follen, allein auch er benutzte die Frist nicht, die ihm noch blieb, wurde daher gleichfalls ergriffen und nach Berlin abgeführt. Dort saß er in der Hausvogtei, hatte aber viele gute Freunde und so entkam er aus dem Gefängniß und eilte mit untergelegten Pferden nach Stralsund. Hier am Ufer suchte er sich unter den Gesichtern der pommerischen Fischer das entschlossenste aus, schüttete ihm den Hut voll harter Thaler und sagte: „Fahre mich nach Stockholm hinüber." Der Fischer holte geschwind den nöthigen Bedarf von Lebensmitteln für die weite Reise herbei, nahm den Flüchtling in seinen Kahn und ruderte keck in die Ostsee hinein, welche glücklicherweise nicht stürmte. So kamen sie wohlbehalten nach der schwedischen Hauptstadt.

Ich bemerke, daß Köln damals noch schwach bevölkert war, noch leere Straßen und viele Spuren seiner Verkümmerung unter der französischen Herrschaft zeigte. Die neuen Bonner Studenten waren dort nicht beliebt, weil die Kölner gehofft hatten, die Universität werde in ihre Mauern verlegt werden.

Am 15. August wurde das Fest der Himmelfahrt Mariä in Bonn in der lieblichen Weise begangen, die noch am Rhein wie auch in Bayern herrscht. Ein Kräuterfest auf der Schneekoppe, ein Blumenfest in Bayern, ist es am Rhein zugleich ein Weinfest. Das köst-

lichste Erzeugniß der Pflanzenwelt ist die Weintraube. In Bonn hielt damals die in feierlicher Procession durch die Stadt getragene Madonna die erste reife Traube in der Hand. In diesem Jahre stand auch ein ziemlich ansehnlicher Komet mit senkrecht aufgerichtetem Schweif am westlichen Himmel.

Als am Ende des August unsere Ferien begannen, lud mich mein Freund Hammer ein, dieselben auf seinem Landgut zu Ley an der Mosel mit ihm zuzubringen. Ich begleitete ihn dahin. Ley liegt ein paar Stunden oberhalb Coblenz. Landhaus und Garten meines Freundes wurden von den Wellen der Mosel bespült. Auch besaß er einen schönen Weinberg. Nach der dortigen Sitte aber durfte, sobald die Trauben reiften, der Besitzer selbst nicht in seinen Weinberg gehen. Wir mußten uns also unsern Traubenbedarf nächtlicher Weile rauben. Die Karthause, an deren Befestigungswerken man damals noch stark arbeitete, erhebt sich zwischen Coblenz und Ley, und dem letztern Ort näher liegt ein enges Mühlenthal. Da nun mein Freund Hammer mit Sophie, der Tochter des berühmten Görres von Coblenz, verlobt war, pflegten wir Abends in der Mühle des gedachten romantischen Thälchens mit Sophie und ihrem jüngern Bruder Guido zusammenzutreffen. Auch kam Guido zu uns nach Ley und half uns Fische angeln und Trauben essen. Er war ein bildschöner, feiner und gutherziger Knabe. Auch seine Schwester Sophie war ein hübsches Mädchen. Ihren Vater, der damals politisch sehr beschäftigt war, lernte ich erst später persönlich kennen.

Ich machte mit Hammer auch einmal einen sehr angenehmen Ausflug über Berge und Thäler der Eifel nach dem alterthümlichen Städtchen Boppard am Rhein zu dem Fabrikanten Doll, der seine Fabrik in einem alten malerischen Kloster auf dem Berge angelegt hatte. Die Familie war mit Hammer befreundet und nahm uns sehr herzlich auf. Wir brachten hier einige recht vergnügte Tage zu. Doch machte der Mißbrauch der ehrwürdigen Kloster- und Kirchenmauern zur Fabrikarbeit einen unheimlichen Eindruck auf mich, und ich hätte die nützlichen Maschinen lieber anderswo aufgestellt gesehen.

Allein ich sollte noch ein den Triumph der Infamie über die Kirche erleben.

Nachdem wir nach Bonn zurückgekehrt waren, um das Wintersemester zu beginnen, hatten sich dort viele neue Studenten eingefunden und waren andere abgegangen. An die Stelle Haupts wurde nun ich am 7. November zum Vorstande der Burschenschaft gewählt und nahm dieses Amt an, um den bessern Geist auf der Universität, besonders unter den vielen jungen Rheinländern und Westphalen noch so lange zu nähren, als es möglich sein würde: denn ich wußte voraus, es würde nicht lange mehr dauern. Der Karlsbader Congreß war zu Ende gegangen und seine Beschlüsse drohten der patriotischen Partei gänzliche Vernichtung. Bereits waren Arndt und Welcker in Untersuchung gezogen, ihre Papiere mit Beschlag belegt. Es kostete uns einige Mühe, einen Studententumult zu verhüten, der die verehrten Lehrer nur noch mehr compromittirt haben würde. Görres, welcher gerade damals seine berühmte Schrift „Deutschland und die Revolution" hatte drucken lassen, konnte sich dem Gefängniß, das seiner wartete, nur durch eine schnelle Flucht nach Frankreich entziehen. Da die Burschenschaft aber damals noch nicht aufgehoben wurde und gegen mich persönlich keine Beschwerde vorlag, die mich hätte in Gefahr bringen können, zog ich es vor, einstweilen noch in Bonn zu bleiben, wo mich die Liebe und das Vertrauen der Burschenschaft fesselte. Ich wurde zwar auch in Untersuchung gezogen, aber mein damaliger Untersuchungsrichter, der berühmte Professor Mittermaier, fand mich rein von jedem Verdacht. Unter meinen Bonner Freunden glaubte nur Steingaß nicht ganz sicher zu sein und verschwand. Erst später erfuhren wir, er sei nach der Schweiz gegangen.

Wenn auch in der bangen Erwartung, es werde nicht lange mehr dauern, genossen wir noch in diesem Winter innerhalb der Burschenschaft noch die volle Freude eines jugendlichen Zusammenlebens in jener edlen und reinen Gesinnung, welche die alte Burschenschaft überhaupt auszeichnete. Unter den vielen Jünglingen, die sich

um mich drängten, gaben sich, ohne daß ich es wünschte, besonderes zwei viele Mühe um mich, nämlich der kleine Jude Heinrich Heine, der einen langen dunkelgrünen Rock bis auf die Füße und eine goldene Brille trug, die ihn bei seiner fabelhaften Häßlichkeit und Aufdringlichkeit noch lächerlicher machte, weshalb man ihn unter dem Namen Brillenfuchs vielfach verspottete. Aber er war geistreich und wurde daher von uns Aelteren gegen die Spötter geschützt. Der andere war Jarke, ein protestantischer Ostpreuße, welcher einige Jahre später katholisch geworden ist und als Publizist seine Rolle in Wien gespielt hat. Eines der hübschesten Mädchen in Bonn, das Trinettchen Karth, das auch mir wohlgefiel, obgleich ich ihre Bekanntschaft nicht suchte, und in das sich Jarke verliebte, hat er nachher geheirathet. Dieser Jarke hing sehr an mir und zwar aus andern Gründen, als Heine, dem es bloß darum zu thun war, sich meines Schutzes zu erfreuen, da er so viel verböhnt wurde. Damals ahnte noch niemand, daß in diesen beiden, die man oft meine Leibfüchse nannte, das destructive und conservative Extrem des Zeitalters auseinander treten würden.

Ein Hauptvergnügen unseres Winterlebens waren die Masken. Von Neujahr an liefen sie schon in den Straßen herum bis zur eigentlichen Fastnacht und neckten die Leute in den Häusern. Besonders die lustigen Bonner Mädchen unterließen nicht, uns Studenten sogar in unsern Zimmern zu überfallen, und sie liefen dabei keine Gefahr, weil aufs strengste darauf gesehen wurde, daß die Maskenfreiheit nicht verletzt werde. Wenn die Lustigkeit so volksthümlich ist und so alle Stände ergreift, wie am Rhein, so führt sie auch ihr eigenes Gesetz und ihre eigene Decenz mit sich, denen sich dann auch jeder Fremde fügen muß. In diesem allgemeinen Volksjubel liegt daher etwas Unschuldiges, und die Länder sind zu beklagen, in denen eine sauertöpfische Aufklugheit dem Volke verbietet, sich einmal recht wie die Kinder zu freuen.

Die Rheinländer ließen es sich indeß nicht nehmen, unter dem Schutz der Maskenfreiheit ihrer damaligen Antipathie gegen Preußen

Luft zu machen, wobei man berücksichtigen muß, daß es grade die erste Zeit der Reactien nach den Karlsbader Beschlüssen war und daß die von Görres verfaßte Adresse der Rheinländer, in welcher sie den König an sein Versprechen, eine Verfassung zu geben, erinnerten, sehr ungnädig zurückgewiesen worden war. In der Fastnachtsluft kam es daher einmal vor, daß aus einem großen Menschengedränge eine hohe Stange mit einem von einem Lorbeerkranz umgebenen Stockfisch auftauchte und der bekannte Gesang „Heil dir im Siegerkranz!“ anhub. Es gab einen großen Spectakel. Als die Polizei endlich in den Menschenknäuel eindrang, verschwand der Stockfisch. Während aber die Polizei noch herumsuchte, begann an einer andern Straßenecke schon wieder der nämliche Gesang und ragte der bekränzte Stockfisch wieder hoch empor.

Die Neujahrsnacht, mit der das Jahr 1820 anhub, war zwar sehr kalt, aber wunderschön mondhell, weshalb ich mit einer Anzahl Freunden hinaus ging auf den Kreuzberg, um von hier aus das schöne Glockengeläut zu hören, mit dem nach altem Gebrauche hier in allen Städten und Dörfern zugleich das neue Jahr begrüßt wird. Deutlich unterschieden wir unter dem mannigfaltigen Geläute, das von allen Himmelsgegenden herübertönte, den tiefen fernen Ton der Kölner Domglocke. Obgleich erst lange nach Mitternacht heimgekehrt, schlief ich doch sanft und hatte einen angenehmen Traum, der mich am andern Morgen lebhaft und freudig anregte. Ich sah nämlich im Traum von einem dunklen Berge aus das ganze Amphitheater der Alpen deutlich mit allen Gipfeln, wie ich sie nachher so oft in der Wirklichkeit gesehen habe, und über ihnen den Mond. Nichts natürlicher, als ein solcher Traum, wenn man eben auf einem Berge gestanden ist und eine Winterlandschaft im Mondschein gesehen hat. Dazu kam, daß ich am Abend vorher mit Schweizern zusammengekommen war und wir von der Schweiz gesprochen hatten, und daß meine Gedanken überhaupt schon seit einiger Zeit nach der Schweiz gingen, wo sich mein Freund Steingaß bereits befand und wo auch ich eine Zufluchtsstätte zu finden hoffte, wenn ich einmal Bonn ver-

lassen mußte. Trotz alledem war jener Traum wunderbar, weil das Alpenbild, was er mir darstellte, doch von der Bonner Winterlandschaft gänzlich verschieden und auf das genaueste dasselbe war, in welchem sich mir die Alpen nur wenige Monate später in der mondhellen Nacht darstellten, in der ich sie zum erstenmal wirklich gesehen habe.

Ich erlebte gegen das Frühjahr hin noch ein großartiges Naturschauspiel in Bonn, nämlich den Eisgang und die große Ueberschwemmung des Rheins. Die Gegend verwandelte sich zwischen Bonn und Siegburg und vom Siebengebirge an bis in eine unabsehliche Ferne in einen einzigen See, aus dem die Dächer und Baumwipfel der Dörfer hervorragten. Im Fahrwasser des Rheines schoß das Eis pfeilschnell vorüber und viele kleine Häuser am Ufer wurden von demselben eingestoßen.

Im März erfolgte endlich, was schon lange getrieben hatte, das Verbot der Burschenschaft und die Sistirung des akademischen Senats, dessen bisherige Autorität auf einen königlichen Immediatcommissär überging. Das war der durch eine Schrift über Spanien und durch Romane bekannt gewordene Herr v. Rehfues, ein geborener Württemberger in preußischen Diensten. Als derselbe mich am Abend des 27. März durch den Pedell einladen ließ, zu ihm zu kommen, um als Vorstand der Burschenschaft seine Befehle entgegen zu nehmen, ließ ich ihm eine unhöfliche Antwort geben und wanderte ein paar Stunden später zum Thore hinaus, um nicht wiederzukommen, denn ich wußte schon, um was es sich handelte. Herr v. Rehfues würde mich zuerst, wie nachher alle andern Mitglieder der Burschenschaft, aufgefordert haben, durch Handgelübde dieser Verbindung zu entsagen. Da ich das nicht thun wollte, ein ohnmächtiger Trotz aber nur lächerlich gewesen wäre, zog ich es vor, zu verschwinden. Ich war dazu schon lange entschlossen, denn ich durfte nicht hoffen, wenn ich länger auf der Universität blieb und mich nachher um eine Anstellung in Preußen bewarb, von der damals herrschenden Partei sonderlich begünstigt zu werden. Ich will es nur gestehen, ich hatte

einen Ekel vor solchen Beamten, wie sie mir namentlich früher in Breslau und auch in Berlin, viel weniger am Rhein, vorgekommen waren, von denen Befehle anzunehmen mir absolut unerträglich gewesen wäre. Auch hat mich mein guter Genius recht geführt. Denn was ich auch in Preußen damals erstrebt hätte, nicht nur der politische Servilismus und die in der Russenliebe und Russenfurcht entarteten Staatslenker, sondern auch der Schulterrorismus, den Professor Hegel unter dem Protectorat des Minister von Altenstein auszuüben begann, würde mir alles Wirken in Preußen gehemmt oder verleidet haben. Wäre ich dort geblieben, so hätte ich zehnmal für einmal doch wieder auswandern müssen. Deswegen war nichts vernünftiger, als daß ich gleich anfangs fort ging.

Als ich Bonn in der Nacht verließ, konnte ich meiner guten Wirthin die Miethe so wenig bezahlen, wie früher meinem Wirth in Jena; allein sie gab mir gern Kredit und ich konnte sie nach kurzer Zeit von der Schweiz aus befriedigen. Mit wenigen Thalern, ohne einen Paß und ohne irgend eine Empfehlung wanderte ich in die Dunkelheit hinaus, um nicht wiederzukommen. Aber ich war frohen Muthes. Ich erfreute mich immer einer fast phlegmatischen Sorglosigkeit, grade wenn ich am wenigsten wußte, wie ich aus einer drückenden Lage herauskommen würde. Ebenso unbesorgt war ich schon früher in Breslau gewesen. Ich wollte nach der Schweiz gehen, wo ich keinen Menschen kannte, außer Steingaß, von dem ich nur obenhin gehört hatte, er lebe in Aarau. Obgleich man damals ein scharfes Auge auf reisende Studenten hatte, so konnte ich doch hoffen, da es grade um die Osterfeiertage war und viele Studenten heim reisten, auf einer Straße durchzukommen, auf welcher zwei Universitäten lagen, Heidelberg und Tübingen. Wo ich gefragt wurde, sagte ich bis Heidelberg, ich komme von Bonn und wolle in Heidelberg studiren. Weiterhin sagte ich, daß ich von Heidelberg komme und in Tübingen studiren wolle. Um nicht nach dem Paß gefragt zu werden, übernachtete ich zuerst in Coblenz bei meinem dort erkrankten Freunde Hammer, dann in der zweiten Nacht in einem nassauischen

Dorfe. Es war eine Mondfinsterniß und der Himmel sehr rein. Ich brach daher am andern Morgen frühe auf und ging bei herrlichem Wetter über den Taunus nach Wiesbaden. Ich wollte sowohl Frankfurt als Mainz vermeiden und bei Höchst über den Main gehen, allein dieser Fluß hatte sich in den letzten Tagen weit über seine Ufer ergossen. Ich konnte nirgends übersetzen und mußte also nach Mainz gehen, wo bereits die berüchtigte Centraluntersuchungscommission Platz genommen hatte, um aus den armen Studenten Geständnisse von Verschwörungen auszupressen, die in der That nicht existirten. An der äußersten Barriere der Festung wurde ich von einem Piquet Oestreicher angehalten. Ein wohlbeleibter Feldwebel frug mich aus, wurde aber bald außerordentlich freundlich und zuthulich, da er in mir einen Landsmann erkannte. Auch die gemeinen Soldaten waren Oberschlesier und gruppirten sich um mich. Zufällig waren mir einige Personen bekannt, die auch sie kannten. Ich verhehlte nun dem alten Feldwebel nicht, daß ich lieber um die Stadt Mainz, als durch dieselbe gehen möchte, und er war so gütig, mir einen Soldaten mitzugeben, der mich um die Festungswerke herum zu einer Fähre bei Castel führte, wo ich übersetzte und durch das auch hier noch halb überschwemmte Ackerland querfeldein Darmstadt zulief. Es war schon Dämmerung, als ich diese Stadt durcheilte. Jenseits derselben aber holte ich einen Spaziergänger ein, der mich wiedererkannte und anrief. Es war Stahl, derselbe liberale Advocat, mit dem ich im vorigen Jahre in Zwingenberg zusammen getroffen war. Man hatte ihn verdächtigt und verhaftet, nach langer Inquisition aber erst heute wieder freigelassen und er war eben auf dem Wege nach Zwingenberg, um dort bei Freund Tiefenbach seine Befreiung zu feiern. Da auch ich dort übernachten wollte, freuten wir uns beide sehr über unser glückliches Zusammentreffen, und noch mehr der alte Tiefenbach, als wir so unverhofft unter sein gastliches Dach traten. Wir waren außerordentlich lustig.

Ich eilte jedoch schon am andern Morgen weiter, die schöne Bergstraße hinauf, deren Fruchtbaumalleen und rebenumkränzte

Berge und Burgen man immer mit Freuden wiedersieht. Bei guter Zeit in Heidelberg angelangt, wollte ich auch dort nicht verweilen. Zwei Studenten aus Mecklenburg aber, Sobeck und Stumpp, welche das Osterfest in Stuttgart zubringen und das dortige Theater besuchen wollten, luden mich ein, am nächsten Tage, welches der Osterfonnabend (1. April) war, in einem Einspänner mit ihnen dahin zu fahren. Ich nahm das gern an und wir kutschirten bei heiterer Sonne fröhlich den Neckar hinauf bis Fürfeld, nicht ohne unterwegs die hübschen schwäbischen Mädchen zu grüßen, die von Wiese und Feld herüber uns anlachten. Von da kamen wir erst am Ostertage nach Stuttgart; aber das Wetter wurde schlecht, es regnete in Strömen. Ich sah daher auch von der Stadt Stuttgart nur wenig, und da ich hier nicht verweilen wollte, gaben mir meine Mecklenburger Freunde noch mitten im Regen das Geleite auf der alten Steige, welche das schwäbische Unterland vom Oberlande trennt und von wo ich trotz des Regens die Stadt und das reizende Thal von Stuttgart genug übersehen konnte, um es in angenehmer Erinnerung zu behalten. Nachdem ich mich oben auf dem Berge von meinen Reisegefährten getrennt hatte, schritt ich rüstig bergab und bergauf über Waldenbuch Tübingen zu und hatte das Vergnügen, bald die Sonne durch das Gewölk brechen und über dasselbe triumphiren zu sehen, so daß ich die schöne Aussicht auf das ganze Panorama der Alb genoß. In Tübingen fand ich der Ferien wegen nur wenige Studenten, die mich aber sehr liebreich aufnahmen. Ein Heigelin, der später Regierungsrath wurde, und ein Siebenbürger Student faßten den Entschluß, einen Einspänner zu miethen und mich bis zum Rheinfall bei Schaffhausen zu begleiten. So kamen wir dem malerischen Hohenzollern vorüber durch den Jahrmarktslärm, der grade in Balingen herrschte, nach Tuttlingen. Vieles an dem schwäbischen Volke heimelte mich an, am meisten die alemannische Mundart. Doch hätte ich mir damals nicht träumen lassen, daß das Landvolk grade in diesen Gegenden mir einmal noch viel genauer bekannt werden, und daß ich späterhin zweimal für Balingen

und einmal für Tuttlingen zum Abgeordneten in die württembergische Kammer gewählt werden würde.

Es war am 5. April früh um zwei Uhr, als wir noch bei tiefer Dunkelheit in Tuttlingen aufbrachen, um zu Fuß über den hohen Berg Witthoch zu gehen, der das obere Donauthal vom obern Rheinthal trennt, während der Wagen uns langsam nachfuhr. Als ich nun oben auf dem Berge angekommen war, sah ich meinen Bonner Traum vor mir, die silberglänzende Kette der Schweizer Alpen bis tief nach Tirol hinein und darüber den Mond am klaren Nachthimmel. Ich fühlte mich tief von diesem Anblick ergriffen und konnte kaum den Tag erwarten, um vollends durch das Hegau in die Schweiz zu kommen. Der fernher schimmernde Bodensee, die herrlichen Basaltfelsen und Burgen des Hegau interessirten mich weniger, als die mit ihren Firnen mächtig gen Himmel aufstrebende Schweiz, in der ich Land und Volk gründlich kennen lernen wollte. Nachdem ich am Rheinfall bei Schaffhausen von meinen Tübinger Freunden Abschied genommen hatte, eilte ich noch einmal durch badisches Gebiet nach Zurzach, in dessen Nähe die Aare in den Rhein mündet, welcher entlang ich nunmehr über Brugg noch bis Aarau zu gehen hatte. Als ich vom badischen auf das schweizerische Rheinufer übergesetzt war, nahm mich ein Landjäger in Empfang und verlangte meinen Paß. Ich verlangte dagegen, indem ich mir grade meine Reisepfeife stopfte, Feuer von ihm, welches er mir bereitwillig gab, und von dem Passe war nicht mehr die Rede. Ich erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen ich an diesem Nachmittag und Abend die schönen Profile des Juragebirges, an dem ich dicht vorüber ging, in seiner unübersehlichen Perspective betrachtete, denn der Jura streift in schnurgrader Richtung von der Mündung der Aare in den Rhein bis an die Rhone in der Nähe von Lyon. Das Thal der Aare trennt den Jura von den Alpen. Der erstere gleicht einer großen Mauer, welche gleichsam den äußersten Festungswall der Schweiz bildet. Das Thal ist reizend, indem es sich bald verengert und von malerischen Felsen und Burgen umdrängt wird, bald wieder erweitert und frucht-

bare Landschaften und freundliche Städtchen trägt. Ich hatte einen weiten Weg gemacht, lief aber bis in die Nacht fort. Als ich nun endlich nach Aarau kam, war es schon zwischen neun und zehn Uhr. Ich erkundigte mich in der Vorstadt bei jungen Leuten, die mir begegneten, nach Doctor Steingaß aus Bonn. Da zeigten sie mir einige helle Fenster an einem gegenüber stehenden Hause, dort wohne er und sei ihr Lehrer, denn er sei als Professor an der Cantonsschule angestellt worden. Ich sprang die Treppe hinauf und wurde von meinem Bonner Freunde und einigen seiner Collegen, die grade bei ihm waren, auf das herzlichste empfangen.

VI. In der Schweiz.

Ich kam wie gerufen nach der Schweiz, obgleich ich nicht gerufen worden war. In die studirende Jugend der Schweiz war nämlich etwas von dem Geiste übergegangen, den man damals auf den Universitäten der deutschen Bundesstaaten unterdrückte. Vor allem wollte man turnen, und da Clias in Bern, den ich noch in demselben Jahre besuchte, mit seiner gymnastischen Methode und seinem französisch geschriebenen Lehrbuch die deutschen Schweizer nicht ansprach, war ich als ausgelernter Turner aus Jahns Schule hoch willkommen. Auch erkannten die Behörden der kleinen souverainen Republiken der Schweiz in den Flüchtlingen, die von den deutschen Universitäten zu ihnen kamen, tüchtige Lehrkräfte, die sie für ihre Schulen benutzten. Ich wurde in dieser Beziehung nicht nur von Steingaß, sondern auch von einflußreichen Aarauern sogleich in Anspruch genommen. Auf nächsten Mai war nach Schweizer Sitte eine Concursprüfung nach

Aarau ausgeschrieben. Wenn ich diese bestand, sollte ich nicht nur die betreffende Lehrerstelle erhalten, sondern auch einen Turnplatz in Aarau gründen und die Turnübungen leiten. Weil ich aber bis dahin noch sechs Wochen Zeit übrig hatte und man auch in Zürich sehr nach einem deutschen Turnmeister verlangte, so blieb ich nur wenige Tage in Aarau und brach schon am 12. April wieder auf, um eine der fröhlichsten Fußreisen beim schönsten Wetter auf dem nächsten Wege über die Berge und durch Mellingen nach Zürich zu machen. Der Himmel und das Land waren so schön, meine Aussichten so günstig, das Herz lachte mir.

Wenn man damals durch die Schweiz reiste, empfing man andere und, ich darf es wohl sagen, um vieles reizendere Eindrücke, als man sie heute empfängt. Die Berge und Landschaften sind zwar gleich schön geblieben. Damals aber herrschten noch überall die bunten und malerischen alten Volkstrachten, welche jetzt beinahe bis auf die letzte Spur verschwunden sind, um einer viel einförmigeren und geschmacklosern Allerweltskleidung Platz zu machen. Wenn das Volk im Ganzen als Staffage der Landschaft gelten muß, so war jene ältere ungleich schöner. Ein Volk, so gekleidet, wie es jene frühern Schweizer und Schweizerinnen waren, verschönert die Gegend wie ein Blumenflor des Frühlings. Jetzt sind diese festlichen Farben verschwunden und alles sieht winterlich, kahl und gewöhnlich aus.

Mit der alten Romantik der schönen, noch aus dem Mittelalter stammenden Trachten des Landvolks contrastirten noch auf eine merkwürdige Weise Perücke, Puder und Zopf des vorigen Jahrhunderts in den Städten. Aarau war damals schon eine der vorgerücktesten Städte in der Schweiz, im Gegensatz gegen Bern und Zürich, die alten Bollwerke der Aristokratie, ein Zufluchtsort und Hauptherd alter und neuer Demokratie. Man sah hier noch alte Größen der Helveter Partei vom Jahr 1798, wie Zschokke, Reugger ꝛc., und zugleich auch schon die eben aufwachsenden Größen des spätern Radicalismus, z. B. den nachherigen Seminardirector Keller, den ich unter meinen Schülern zählte. Genug, Aarau war schon

eine ganz moderne Stadt. Man sah dort nur noch wenig Zöpfe und es gab nur noch einen Regierungsrath nach der alten Mode, welcher stark gepudert auch von allen, die seine Gunst nachsuchten, gepudertes Haar verlangte, indem er zu sagen pflegte: „I luge numen, ob a Ma puderet ischt." Dagegen fand ich in Mellingen, wie auch in Bregenzarten damals noch fast alle Stadtbürger in Puder und Zöpfen, und als ich Abends nach Zürich kam und ohne vorher meine offiziellen Besuche zu machen, wozu es schon zu spät war, in einen Concertsaal ging, in welchem sich der berühmte Romberg auf dem Violoncell hören ließ, sah ich nicht ohne Erstaunen den hell erleuchteten Raum erfüllt mit weißem Puder und Zöpfen, welche die alten Herrn hier fast noch durchgängig trugen. Als Zeichen eines dritten Zeitalters drängte sich nun auch noch der deutsche Rock und die deutsche Studentenmode ein, was eine nicht uninteressante Mischung gab. Jetzt sind die romantischen Volkstrachten, ist der classische Zopf und ist auch der deutsche Rock mit dem offenen Hemdkragen verschwunden.

Ich fand in Zürich viele freundliche Gönner, unter denen mir noch Oberherr Schultheß, der berühmte Philologe Hans Caspar von Orelli und der eben so berühmte Ornithologe Schinz am meisten erinnerlich sind. In des letztern Familie war ich bald wie zu Hause. Er hatte eine zierliche kleine Tochter, die dem Vater an Munterkeit glich. Damals lebte auch noch der durch seine Beschreibung der Schweiz bekannte Ebel, dem ich vorgestellt wurde. Auch lernte ich den „langen Hirzel" kennen, der später als Landammann der Schweiz eine traurige Rolle spielte, indem er es hauptsächlich war, der die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich beförderte und deshalb durch eine Revolution der christlich gesinnten Bauern gestürzt wurde. Er besaß eine ungewöhnliche Körperlänge bei großer Magerkeit und hatte die feine dünne Stimme eines noch unreifen Mädchens. Dabei war er ein äußerst gutmüthiger Mensch mit schwärmerischen Ideen, wie ich dergleichen damals und auch noch später viele kennen gelernt habe, durchaus wohlwollende und uneigennützige Enthusiasten, die nur das Unglück hatten, in ihrem beschränkten Geiste sich einzubilden, sie ver-

möchten etwas gutes und großes Neues zu bauen, wo sie nur einreißen und zerstören halfen.

Unter den jüngern Männern hingen mir ganz besonders zwei Enkel des berühmten Salomon Geßner an. Der eine von ihnen, Eduard, war Buchhändler. Ich übernahm den Turnplatz und organisirte die Uebungen rasch nach Jahns System, wobei mich der Student Jakob Mayer später Professor in Chur am tüchtigsten unterstützte und mir der gute Wille der Jugend überhaupt aufs erfreulichste entgegenkam.

Aber welche Contraste drängten sich in jener Zeit zusammen. Da saß unfern von Zürich zu Mariahalden am See ein Graf Benzel-Sternau, weiland Minister des Fürsten Primas, Großherzog von Frankfurt, in der schmählichen Rheinbundzeit. Von Unpopularität gedrückt und besonders im rheinischen Merkur übel mitgenommen, hatte er Deutschland verlassen und sich einen reizenden Ruhesitz in der Schweiz ausgesucht. Es wäre mir nicht eingefallen, mit diesem Herrn bekannt werden zu wollen, aber sein Sohn, ein munterer Knabe, und dessen Hofmeister Röder, ein mir schon bekannter Turner und Burschenschafter, luden mich im Namen der Gräfin so freundlich ein, nach Mariahalden zu kommen, daß ich mir diese Leute doch ansehen wollte. Man konnte nicht liebenswürdiger empfangen werden, als mich die Gräfin empfing, welche für Kunst und Wissenschaft schwärmte und viel gesehen und gelesen hatte. Die Schönheit ihres Landsitzes konnte nicht verhindern, daß sie sich hier einsam fühlte. Sie empfing daher gern Besuche. Ihr Gemahl war mir als Verfasser des „goldenen Kalbes" schon bekannt, ein ältlicher, etwas ausgetrockneter aber feiner Mann, der sich bald für mich interessirte, weil er so viele Belesenheit, als ich sie damals schon besaß, bei einem Turner nicht vorausgesetzt hatte. Im Uebrigen legte er Werth darauf, sich bei den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz beliebt zu machen, um die verlorene Popularität wieder zu gewinnen, denn er schriftstellerte noch fort. Außer dem Sohn hatten sie noch ein zweijähriges Töchterchen, die kleine Leopoldine, mit so schönen Gold-

locken, wie sie je ein Kind gehabt hat. Sie gefiel mir ausnehmend und schloß sich auch auf das Zärtlichste an mich an. Um dieses lieblichen Kindes willen wäre ich gern wieder nach Mariahalden gekommen, aber schon wenige Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich die Trauerkunde, es sei ertrunken.

Am 2. Mai bestand ich in Aarau die Concursprüfung und wurde als erster Lehrer der mit der Kantonsschule verbundenen Stadtschule, in der ich 13 bis 15jährige Knaben Griechisch und Lateinisch zu lehren hatte, und zugleich als Turnlehrer angestellt. Ich bekam dafür jährlich tausend alte Schweizerfranken. Statutenmäßig sollte auch noch ein Lehrer für die deutsche Sprache angestellt werden, den man sich aber ersparte, indem man mir dessen Functionen auch noch auflud, wofür mich der damalige Präsident der Schulpflege, der sog. alte Tanner, besonders zu entschädigen versprach. Dieses Versprechen gab er mir nur mündlich. Ich nahm es aber für ehrlich an und voll Jugendkraft, wie ich war, gab ich wöchentlich 36 Stunden. Ich griff den Unterricht mit Ernst und Feuer an, setzte durch, daß einige zum Studiren ganz unfähige Knaben zurückgezogen wurden, um sich einem andern Beruf zu widmen, und hatte die Freude, mit den Uebrigen desto besser fortzukommen. Die Jugend liebte mich, die Behörden dankten mir für meinen guten Eifer. Auch am Turnen hatten die Alten und Jungen Freude. Mein Turnplatz war einer der schönsten, die man sehen konnte, die sog. Telle, ein von hohen Bäumen rings umschlossener zirkelrunder Platz unterhalb der Stadt am rechten Ufer der Aare. An meinem Geburtstage schmückten mir die Knaben die Schulstube mit Blumen aus.*

Soviel es mir meine Zeit erlaubte, machte ich mit meinen neuen Aarauer Freunden, unter denen sich auch der beim Forstwesen an-

* Ein Schüler brachte zum Geburtstag ein Päckchen mit sechs Paar Socken; seine Mutter berichtete er, habe sie Herrn Mensel gestrickt und gesagt: „Es liegt im Nimmed!" — Ein andrer hübscher Zug aus jener Zeit ist folgender. Einmal fand mein Vater an der Thür des Schulzimmers die Worte angeschrieben: „Herr Mensel ist doo", und darunter von andrer Hand: „aber nur, wenn man ihn doo macht."

Anm. des Herausg. nach mündlicher Mittheilung.

gestellte sanfte und liebenswürdige Gehret befand, kleine Ausflüge in die schöne Umgegend. Da ich den Tag über zuviel zu thun hatte, stieg ich einmal Abends im Juni mit Gehret auf die Gysulaflue hinauf, die schöne Felsenzacke des Jura, welche Aarau überragt und von wo aus man nach Süden das ganze Panorama der Alpen, nach Norden das Rheinthal bis tief nach Schwaben hinein übersieht. Wir blieben, um die Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen, die ganze Nacht oben. Nach einem herrlichen Sonnenuntergang lagerten wir uns unter einem überhängenden Felsen. Ueber Nacht aber fing es sanft zu regnen an, und wir verzichteten bereits auf den Sonnenaufgang, aber im Osten blieb zwischen dem Horizont und den Regenwolken noch ein lichter Streifen übrig, und als die Sonne heraufkam, blitzte sie plötzlich in die dämmernde und trübe Landschaft hinein und erfüllte sie mit einmal ringsum mit einem tiefen Purpurschein. Während wir entzückt nach ihr hinblickten, wölbte sich hinter uns ein majestätischer Regenbogen, aber kaum hatten wir diesen bewundert, so wurde die Sonne schon wieder von Wolken bedeckt, die ganze Farbenpracht war verschwunden, und alles wieder grau und trübe. Diese Gysulaflue blieb mein Lieblingsberg, auf den ich seitdem im Sommer fast jede Woche einmal hinauf stieg. Ich besitze noch ein halbes Dutzend schöner Apolloschmetterlinge, die dort nur am höchsten Gipfel vorkommen und die ich mir zum Andenken einfing.

In der Honoratiorenwelt von Aarau herrschte die schon ältere und nachahmungswürdige Sitte, daß junge Leute beiderlei Geschlechts ohne Zulassung von Verheiratheten, sich zu anständigen Sommer- und Wintervergnügungen, Landpartieen, Spielen und Bällen vereinigen durften. Ich wurde dazu eingeladen und nahm immer mit großem Vergnügen daran Theil. Man sollte der gesitteten und gebildeten Jugend diese Freude nicht aus übertriebener Furcht, es könnte etwas Unschickliches dabei vorkommen, verkümmern. Die Jugend selbst übte in dieser Beziehung eine strenge Controle. Wehe dem, der sich die geringste Unanständigkeit erlaubt hätte! Jünglinge und Mädchen lernten sich dabei auf eine zwanglose Weise kennen,

und aus unserer harmlosen Gesellschaft ist manches glückliche Ehepaar hervorgegangen. Ich dachte dabei oft an die Minnesänger aus der Schweiz und Oberschwaben, die schon vor sechs Jahrhunderten die Maienlust der Jugend und den ungezwungenen Verkehr beider Geschlechter in denselben Gegenden anmuthig besungen haben. Auch freute mich die alterthümliche Sitte, nach welcher in der Schweiz auch das vornehmste und reichste Mädchen nur Jungfer und nicht Mamsell oder Fräulein angeredet wurde.*)

Im Juli bekam ich Ferien und betheiligte mich bei einem Studentenfest in Zofingen, wo der erste Versuch gemacht wurde, die Studenten der verschiedenen Schweizer Universitäten nach Art der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu vereinigen. Von hier unternahm ich mit Jakob Mayer von Zürich und zwei andern jungen Zürichern meine erste Alpenreise über Bern. In dieser prächtigen Bergstadt erfreute mich am meisten der kräftige und schöne Volksstamm. Nirgends ist die alte Schweizerrace so treu bewahrt wie hier. Wie in der Stadt, so auf den Dörfern des großen Cantons sah man vorzugsweise große und herrlich gewachsene Männer und Frauen. Etwas Aehnliches findet man außer in Graubünden bei einer größeren Bevölkerung nur im schwäbischen Allgäu. Ich suchte hier Elias auf und turnte mit ihm um die Wette. Nachher aber wanderte ich mit meinen treuen Zürichern bei großer Hitze noch rüstig nach Thun, von wo wir am Abend auf einem Kahne über den schönen See fuhren, das finstere Stockhorn und die Pyramide des Niesen, noch mehr aber das reizende Spiel des an der glänzenden Schneewand der Blümlisalp vorüber fliehenden Gewölks bewundernd. Als es auf dem See schon ganz dunkel war, ragten noch über das nahe Waldgebirge die schneeigen Gipfel der Jungfrau und der beiden Eiger hoch zum klaren Himmel empor und gaben uns das schöne Schauspiel des Alpenglühens, des bei Sonnenuntergang allmählichen Abfärbens aus silberweiß in goldgelb, orange, rosenroth und tiefe Purpurgluth, die dann

*) Diese Sitte besteht heute noch. Anm. des Herausg.

plötzlich, sowie der letzte Sonnenstrahl verschwunden war, in ein sanftes Milchblau überging.

Wir übernachteten in Unterseen und gingen am andern Morgen durch das reizende Thal, welches den Thuner- vom Brienzer See trennt, nach Interlaken. Hier scherzten wir mit ein paar allerliebsten Mädchen in der Landestracht, die aber Engländerinnen waren, welche sich nur aus Muthwillen verkleidet hatten. Dann gingen wir weiter in das berühmte Thal von Lauterbrunnen, vor uns die glänzende Schneespitze der himmelhohen Jungfrau. Gegenüber dem Dorfe Lauterbrunnen fällt der Staubbach so hoch herunter, daß er sich unterwegs in eine von einem Regenbogen durchzogene Staubwolke auflöst. Im Wirthshaus machte ich vor einem Schmetterlingkasten die Bekanntschaft eines schlichten Reisenden, der die bunte Alpenfauna mit mir betrachtete. Es war Ludwig Uhland, dessen Gedichte ich schon kannte und der mich durch seine große Bescheidenheit doppelt angenehm ansprach. Wir sollten uns später näher kennen lernen. Damals gingen unsere Wege auseinander, denn er kam von der Wengern Alp, auf die wir denselben Abend noch hinaufstiegen. Es war ein warmer, heller, windstiller Abend. Hoch über uns stand unverrückt die weiße Jungfrau. Wenn sie uns aber einen Augenblick bei einer Umbiegung des steilen Fußpfades entrückt wurde, glaubten wir, sobald wir sie wiedersahen, sie sei noch höher geworden. Es liegt ein eigener Reiz in der Verfolgung der verticalen Perspective, wenn man mehr nur an die horizontale gewöhnt war.

Wir übernachteten, denn damals gab es auf der Wengern Alp noch keine Hotels, in einer rauchigen Sennhütte, blieben aber noch lange im Freien, um die grade vor uns emporragende Jungfrau im Mondschein zu betrachten und dem Donner ihrer Lawinen zuzuhören, welche in dieser Jahreszeit häufig niederfallen. Wir hörten nicht nur die Lawinen der uns zugekehrten Bergseite, sondern auch das dumpfe Rollen der andern, welche auf der entgegengesetzten Seite nach dem Wallis hinüberfielen. Meine Züricher Freunde stimmten nun frohen Herzens Studentenlieder an und unsere gastfreundlichen Sennen

bemerkten, daß auch sie zu singen verstünden. Wir baten sie, zu singen, und ich wurde tief ergriffen und beschämt, als diese bereischen Jünglinge sanfte Romanzen anstimmten, uralte Volkslieder von rührendem Inhalt und von so edler Einfachheit der Sprache, daß sie ganz das Gegentheil von der maulvollen und windigen Prahlerei unserer Studenten- Turner- und Freiheitslieder waren. Ich hatte an der hochtrabenden Poesie, die in den Freiheitsliedern Fellens sogar in krampfhafte Zuckungen gerieth, als an etwas Unnatürlichem, niemals Freude gehabt.

Schon am Abend hatten sich von den benachbarten Sennhütten mehrere junge Hirten eingefunden, welche die Neugier um uns versammelte. Nachdem wir bis tief in die Nacht mit ihnen verkehrt hatten, schliefen wir ein wenig, standen aber schon frühe wieder auf, um den Sonnenaufgang zu sehen. Von allen Seiten kamen die schönen Kühe herbei, um sich vor der Hütte melken zu lassen. Nachdem dieses Geschäft vorüber war, kamen nach und nach zwanzig bis dreißig Sennhirten an, unter denen der älteste nicht viel über 30 Jahre zählen konnte, die jüngsten aber noch Knaben waren. Sie setzten sich auf dem noch thauigen Grase und fingen zu schwingen an, nicht etwa, weil wir zugegen waren und für ein Trinkgeld, sondern einzig zu ihrem eigenen Vergnügen, denn zu gewissen Zeiten im Jahre kamen die Hirten benachbarter Alpengebiete zusammen und hielten Wettkämpfe zur Erprobung, welches Volk der Thäler stärker sei, die von Lauterbrunnen, von Grindelwald, oder vom Haslithal, oder die von Obwalden. Es war der landesübliche Ringkampf, Schwingen genannt, weil jeder Schwinger den andern mit der rechten Hand an der linken Hüfte bei den kurz aufgeschlagenen Hosen faßt und beide gegen einander schwingen und sich wiegen, bis einer den andern in die Höhe zu lupfen vermag. Die jüngsten und kleinsten fingen an und der Sieger mußte auf dem Platze bleiben und immer wieder mit einem neuen Gegner kämpfen, bis er selbst besiegt wurde. So kam endlich die Reihe an die größten und stärksten. Der vorletzte war ein breitschultriger Riese mit strotzenden Muskeln wie ein Her-

fules. Wie er aber mit dem letzten, einem schlanken Jüngling, der ihm auch an Größe nicht gleichkam, kämpfen sollte, bat er denselben im Voraus gutmüthig, er möge ihn nicht zu hart niederwerfen. Daraus erkannten wir, daß der Schlanke stärker als alle andern sein müsse, wie denn auch seine Glieder fest wie Eisen waren. Nach wenigen Minuten hob er den Riesen auf, hielt ihn eine Weile auf beiden Händen hoch über sich in der Luft und legte ihn dann ganz sanft nieder, worauf unter allgemeinem Lachen der heitere Wettkampf schloß. Wir hörten noch schöne Kuhreigen, die weit hinaus in die Berge schallten, und nahmen dann von den Hirten Abschied. Aber eine Anzahl Kühe und Kälber folgten uns nach, indem sie sanft unsere Hände leckten, des salzigen Geschmacks wegen. Die Aussicht beim Hinabsteigen nach Grindelwald ist eine der schönsten in der Schweiz, besonders durch den Contrast des düstern und furchtbaren Schreckhorns mit den glänzenden Schneespitzen der Wetterhörner. Die Gletscher reichen hier bis tief zum grünen Thal hinab, und der größte gießt einen Bach aus unter einem natürlichen Thore von tiefblauem Eise. Von Grindelwald aus führt der Weg über die Scheideck zum Wasserfall des Reichenbach. Wenn man oben steht, sieht man in seinem Schaum den schönen Regenbogen in beinahe vollem Zirkel unter sich. Von hier steigt man ins Haslithal hinab nach Meyringen. Es war Sonntag und wir hatten das Vergnügen, das schön gewachsene Landvolk dort in seinem besten Putze zu sehen. Wir nahmen einen Kahn und fuhren auf dem nahen Brienzer See zum Gießbach, dessen Wasserfall eben so schön und berühmt ist wie der des Reichenbach. Das Wetter war uns immerfort günstig. Wir erstiegen in Begleitung eines zwölfjährigen Mädchens voll Naivetät und doch frühzeitiger Klugheit, wie man sie in den Gebirgen nicht selten findet, den steilen Brünig. Auf der Höhe desselben, wo der Weg nach Unterwalden führt, steht eine Capelle, rings umgeben von Wiesenblumen, um welche unzählige Schmetterlinge gaukelten, darunter auch wieder der schöne sanft schwebende Apollo. Dann kamen wir hinab zum Lungernsee, dessen hellgrünes Wasser damals noch nicht abgelassen war. Weiter

unten im Thale kamen wir dem See von Sarnen vorüber und nach Sachseln, einem berühmten Wallfahrtsort, wo wir mit Pilgern aus Tirol zusammentrafen. Man verehrt hier den seligen Bruder Niclas von der Flue. Sein Grab, wenn man es so nennen darf, ist der Altar der Kirche selbst, sein Gerippe das Altarbild. Wenn dieses Bild enthüllt wird, erblickt man nicht ohne Schrecken das lange, beinahe riesenhafte Gerippe aufrecht stehend, ohne Hülle und nur mit Juwelen geschmückt. Wir gingen dann weiter das Thal hinab und sahen in Stans, dem Hauptort des Cantons, drei schlanke Landmädchen in Strohhüten mit Rechen auf der Schulter. Sie gingen ins Heu, es waren aber Fräuleins von der Flue aus der uralten Familie des seligen Bruders. Hier sieht man auch eine Gedenktafel, auf welcher die vier- bis fünfhundert Einwohner verzeichnet sind, die 1798 hier gegen die Uebermacht der Franzosen kämpften und fielen. Darunter waren auch viele Frauen und Mädchen, welche tapfer mitgefochten hatten. Man erzählte uns manchen interessanten Zug aus jener Zeit. In einem abgelegenen Hause im Thale war nur eine Magd zurückgeblieben und eben beschäftigt, das Essen für die abwesende Familie zu bereiten, als statt derselben zwei französische Soldaten eintraten. Sie gab denselben gutmüthig zu essen, wehrte ihnen aber ab, als sie unartig wurden. Endlich wurde sie böse, und da sie groß und stark war, griff sie beiden Franzosen ins Haar und schlug ihre Köpfe so hart aneinander, daß beide augenblicklich todt waren. Diesem Mädchen geschah nichts. Der französische General pries ihre Tugend und bewunderte ihre Stärke.

Nachdem wir ganz Unterwalden durchschritten hatten, fuhren wir von Stansstad aus quer über den Vierwaldstättersee nach Küßnacht, wo wir übernachteten. Wir wollten auf den Rigi, allein es fing zu regnen an, das ganze Gebirge war in Wolken getaucht. Wir besuchten also nur Tells Capelle in der sog. hohlen Gasse, die wir nicht eben hohl fanden, und gingen dann über den Zuger See nach Zug. Das Wetter hellte sich wieder auf, und vom Albis hatten wir fast dieselbe schöne Aussicht wie vom Rigi. Abends waren wir in

Zürich, wo wir noch einige frohe Tage zubrachten. Dann kehrte ich über Baden, das Bad Schinznach, und die alte Habsburg nach Aarau zurück.

Ich hatte nun die echten Schweizer in ihren Alpen kennen gelernt und fand daher um so größeres Mißfallen an der literarischen Affectation schweizerischer Natürlichkeit, wie in Claurens berüchtigter Mimili, wovon sich aber auch der sonst treffliche Hebel nicht ganz freigehalten hat. Unter den Schweizer Dichtern selber war die Verkehrtheit in die Mode gekommen, und man hatte einen Erwerbszweig daraus gemacht. Die Spielerei mit mundartlichen Naivetäten, wie sie Hebel im Schwarzwald mit seinen alemannischen Gedichten in die Mode gebracht hatte, grassirte, während ich in der Schweiz lebte, auch hier. Es machte den unangenehmsten Eindruck auf mich, wenn ich die modernste Empfindelei der classischen Kunstpoesie in die naive Sprache der echten Volkslieder übertragen sah, wodurch eben ihre Naivetät verloren ging. Ich mußte mich aus diesem Grunde schon in meinen frühesten kritischen Schriften gegen Hebel aussprechen, der nur selten den echten Volkston getroffen und desto öfter nur Reflexionen und Sentiments, deren kein Schwarzwälder Bauer jemals fähig ist und die nur dem classisch gebildeten Culturphilister natürlich sind, in die Bauernsprache übertragen hat. Bei alledem hatte Hebel ein feineres poetisches Gefühl, als die Schweizer, die aus seiner Nachahmung bald eine Industrie machten. Mit unaussprechlichem Ekel mußte ich in jenen zwanziger Jahren fast bei jedem Festessen oder sonst in geselligen Kreisen, wenn sich Gesang erhob, das scheußliche sog. Volkslied mit anhören, welches kurz vorher ein reformirter Pfarrer gedichtet hatte und worin es hieß:

Chor. „Was bruucht me-n-i der Schwytz?
Was bruucht me suscht im Schwytzerland?
He! heyßaßa o Vatterland!
Was bruucht me-n-i der Schwytz?"
E guete-n-alte Chääs
Im Schwytzerpuur i's Gfrääs;

Daß's Lob und Seel hübsch zämme bindt,
Am jüngschte Tag im Bauch noch findt:
Das brauchet me-n-i der Schwytz

Ein Pfarrer freute sich also, daß seine Landsleute am jüngsten Tage nicht das Herz voll Tugend, sondern den Bauch voll Käse haben würden. Und diese gräßlichen, damals sehr populären Gemeinheiten mußte ich oft von hundert Schweizerkehlen brüllen hören. Andere Schweizer, die in Hebels Manier dichteten, fielen nicht in diese Roheit, desto mehr aber in eine lyrische Empfindsamkeit, die nur bei Stubengelehrten und niemals beim Landvolke vorkommt. So namentlich Minnich. Wie Hebel einen Schwarzwälder Bauer den Morgenstern fragen läßt, ob er seine Augen so klar und blau im Morgenthau gewaschen habe? so läßt Minnich einen Hirtenbuben in den Alpen singen: Ich stehe hier am Felsenhang und sehe, wie so still und bang das Wölkchen zieht ꝛc.

Die Aufnahme des Mundartlichen in die Literatur der ausgebildeten Schriftsprache schloß keineswegs eine würdige Anerkennung oder auch nur richtige Erkenntniß des eigentlich Volksthümlichen in sich, sondern war nur ein Mißbrauch und eine Mißhandlung des Volksthümlichen, ein neuer Triumph der classischen Bildung über die nationale Natur, eine neue Ohrfeige, welche die Gebildeten dem Volke gaben.

Im Juni 1820 kam Görres nach Aarau, nachdem er sich vorher in Straßburg aufgehalten hatte. Seine Familie konnte ihm erst im Herbst nachkommen. Er wohnte vor dem Stadtthore in einem hübschen Hause mit Garten, und ich war oft bei ihm und seinen Kindern. Sophie und Guido waren mir von Ley her wohl bekannt, die jüngste Tochter Marie, noch ein halbes Kind, lernte ich jetzt kennen und neckte mich gern mit diesem muntern Mädchen. Der alte Görres war damals noch ein stattlicher Mann, seine Züge waren voll Geist und Energie. Seine röthlichen Haare hatten etwas Wildes, aber Geniales. Ich schätzte ihn sehr hoch wegen seines bewährten Patriotismus. Nur seine Ausdrucksweise fand ich hin und wieder

etwas zu derb. Confessionelle Anfechtungen erlebte ich nicht von ihm. Der Kirchenstreit war damals noch nicht ausgebrochen.

Eines schönen Tages kam auch mein alter Jenenser Freund Karl Follen in Aarau an. Er war, nachdem er von Jena hatte flüchten müssen, Professor in Chur geworden, hatte aber vor seinen Schülern Verachtung des Christenthums blicken lassen, wurde deshalb von der Cantonsbehörde abgesetzt und war im Begriff, nach Nordamerika auszuwandern. Seine Ansichten waren noch dieselben wie früher, womöglich noch schroffer. Ich rieth ihm, sich etwas mehr zu moderiren, sonst würde er nirgends mit den Menschen auskommen. Ich begleitete ihn bis auf die Schafmatt, einen Jurapaß, der nach Basel hinüberführt. Es war ein trüber Septembermorgen, und ich trennte mich von dem kräftigen Menschen mit Wehmuth und schlimmen Ahnungen. Es ging ihm schlecht in Amerika. Er mußte sich, um fortzukommen, an eine Sekte anschließen, ging eine unpassende Heirath ein und ist auf einer Flußreise mit einem Dampfschiff, auf welchem Feuer ausbrach, verbrannt.

Im Herbst kam Hammer von Coblenz, um seine Braut Sophie Görres zu besuchen. Mit ihm und Guido ging ich noch spät im Herbst auf den Rigi. Es war der letzte September, aber helles Wetter, und die Alpen zeigten sich in der klarsten Beleuchtung. Wir stiegen von Arth aus auf der steilsten Seite den Berg hinauf und ruhten unter einer Felsennase aus. Hier ging der Traum in Erfüllung, den ich einst in Bonn geträumt hatte. Ich besaß eine hübsche Porzellanpfeife, aus der mein Freund Hammer immer gern geraucht hatte, wenn er in Bonn bei mir auf dem Zimmer war. Als er dieselbe Pfeife nun wieder in Aarau bei mir sah, wünschte er sie auf die Bergreise mitnehmen zu dürfen. Wie er sie aber unter jener Felsennase auf dem Rigi anzünden wollte, war sie weg; denn er hatte sie unterwegs verloren. Ein Jahr vorher aber hatte mir geträumt, er säße mit mir an derselben Felsennase, rauche aus meiner Pfeife und lasse sie aus Versehen in den Abgrund hinunterfallen.

Wir übernachteten auf dem Rigi, sahen Abends die Sonne

unter- und am Morgen wieder aufgehen. Aus dem Zuger See stiegen Wölkchen empor und färbten sich, wenn sie hoch genug gekommen waren, in der Morgensonne rosenroth. Auf dem Rückwege zum Vierwaldstätterse trafen wir in Wäggis eine große Zahl Tiroler mit Frauen und Mädchen an, die hierher gewallfahrtet waren. Wir fuhren mit ihnen über den See nach Luzern und sie erzählten uns viel von der Noth, die sie daheim durch die österreichischen Beamten auszustehen hätten, von denen sie mißbraucht und gedrückt würden, obgleich sie 1809 dem Kaiser so große Treue bewiesen hätten.

Vierzehn Tage später begannen unsere Herbstferien, und ich unternahm mit Oehler von Frankfurt, der damals Professor in Aarau war, noch in dieser späten Jahreszeit eine Fußreise nach Genf, denn ich hatte eine brennende Begierde, noch mehr von der Schweiz zu sehen. Wir eilten zunächst nach Bern und besuchten hier den alten, einst berühmten Idyllendichter Wyß, dessen Gedichte und Reiseschilderungen auch viele alte Volkssagen der Schweiz aufgenommen haben. Der noch stattliche Mann empfing uns mit vieler Güte. Auch besuchten wir das nahe Hofwyl, wo ich Wilhelm Hoffmann wieder fand, der von Jena als Lehrer hieher gekommen war. Er fing damals schon an, sich als Geograph auszuzeichnen, aber auch viel zu trinken. Wir reisten dann weiter über Murten, das uralte Avenches, Payerne und Moudon nach Lausanne. Unterwegs hatten wir Regen gehabt, hier aber klärte sich der Himmel wieder auf, und wir genossen die herrlichste Aussicht über den Genfersee und die gegenüber liegenden Alpen. Wir befanden uns in einer sehr gehobenen Stimmung, und da es gerade am 18. October war, beschlossen wir zu feiern, es hatte sich nämlich ein Apotheker aus Landshut in Bayern zu uns gesellt, als gute Deutsche diesen Tag im welschen Lande zu feiern. Dies geschah in einer großen Weinstube, wo man uns feurigen Lacrie versetzte. Anfangs blieben wir allein; als aber unsere Gläser klangen, kam ein Waadtländer nach dem andern zu uns, um mit auf den 18. October anzustoßen. Am

Ende rückte man alle Tische zusammen und jubelte bis tief in die Nacht. Denn die Waadtländer, obgleich sie nur französisch sprachen, wollten doch nur freie Schweizer sein und bezten noch einen alten Groll gegen Napoleons Despotismus.

Am andern Morgen besuchten wir in Lausanne Professor Meinard, der damals noch jung, aber doch schon ein hellleuchtendes Gestirn der dortigen Akademie war. Niemand hätte geglaubt, daß er ein viertel Jahrhundert später, durch die Demokratie vertrieben, in demselben Bonn würde Schutz suchen müssen, von wo ich damals herkam. — Wir spazierten an den reizenden Ufern des Genfer See's, vielen paradiesischen Schlössern, Landhäusern und Gärten vorüber nach Genf, welches damals noch eine ganz aristokratische Stadt war und den Luxus des Reichthums mit einer gewissen akademischen Vornehmigkeit des Geistes paarte; denn man bildete sich ein, in Genf ein besseres Französisch zu sprechen, als in Paris, und war sehr stolz auf die großen Gelehrten, welche Genf hervorgebracht hat. Alle diese Vornehmigkeiten wurden repräsentirt von dem alten Herrn v. Bonstetten, der einem Berner Geschlecht angehörend, doch hier lebte. Er nahm mich mit besonderer Güte auf, da es ihn interessirte, zum erstenmal einen von der echten Race jener norddeutschen Turner und Burschenschafter kennen zu lernen, welche durch die Verfolgung einen Ruhm erlangt hatten, nach welchem sie nicht strebten. Bonstettens Schriften sind nicht übertrieben geistreich. Viel anziehender als diese Schriften war er selbst, wie Alexander v. Humboldt ein kleiner aber lebhafter, feiner, freundlicher und äußerst elegant gekleideter Greis. Sonst bot uns Genf nicht viel Merkwürdiges dar. Als wir es verließen und durch das Ländchen Gex wanderten, kamen wir an Ferney vorüber, dem berühmten Landsitze Voltaires, der im Nest seiner Perücke so viel Unheil für die Welt ausbrütete. Wir thaten ihm nicht die Ehre an, seine Reliquien zu besehen. Dort kommt man der französischen Grenze ganz nahe, und wir waren erstaunt, auf jedem Hause jedes französischen Dorfes die weiße Fahne der Bourbons flattern zu sehen. Wir zogen dem See entlang zu-

rück über das schöne Nyon nach Nolle und wankten uns von dort nordwärts durch das sanft aufsteigende Weingelände über Coffonay nach der alten Schloßruine Lafarra, die uns an den Ritter von Lafarra in Kotzebues Johanna von Montfaucon erinnerte, ein geistloses Spectakelstück, welches gleichwohl im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts Mode war und über alle deutschen Bühnen ging. Unfern von jener Ruine erreicht man einen Gebirgssattel, auf welchem ein kleiner vom noch höhern Juragebirg herabfließender Bach sich so theilt, daß das Wasser zur rechten in den Genfer See und durch die Rhone ins Mittelmeer, das Wasser zur linken aber in den Neuenburger See und durch diesen in die Aare, den Rhein und die Nordsee fließt. Liebende pflegten oberhalb der Gabelung zwei Blumen in den Bach zu werfen und ängstlich zu beobachten, ob sie sich von einander trennen oder einen Weg zusammen fließen würden. Die Aussicht ist von hier aus, wie ich glaube, die großartigste und schönste in der ganzen Schweiz. Der Bergrücken, auf dem man steht, trennt den Genfer vom Neuenburger See und schlägt zugleich eine leichte Brücke hinüber vom Jura zu den Greyerser Alpen. Man hat hier die ganze lange Wand des Jura hinter sich, vor sich aber den freiesten Ueberblick zunächst über die Seen, dann über die drei mächtigsten Gebirgsgruppen, zu denen die Alpen von den Niederungen Ungarns aus allmählich immer höher emporsteigen, um von hier aus wieder gegen die Niederungen Frankreichs plötzlich abzufallen. Jene drei höchsten und westlichsten Gruppen der Alpenwelt sind die sog. Berner Alpen oder der Grundstock des St. Gothart mit der Jungfrau, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn ꝛc., sodann die Walliser Alpen, die sich um den Monte Rosa gruppiren, endlich die Savoyer Alpen, über welche sich der glockenförmige schneeweiße Montblanc erhebt, der höchste Berg in Europa. Diese drei Gruppen übersieht man hier von der alten Ruine von Lafarra aus alle zugleich, jede der andern nahe und doch wieder jede scharf gesondert.

Entzückt von dieser Aussicht, wie es wohl keine großartigere auf unserm ganzen Festlande gibt, eilten wir durch Orbe und stiegen

hinab zum Neuenburger See, um in Yverdon den berühmten Pestalozzi zu besuchen, dessen Musterschule damals noch in ihrer Blüthe stand. Es war schon spät Abend, er hatte einen Ausflug nach Grandson gemacht und war noch nicht zurückgekehrt. Wir konnten ihn daher nur grüßen lassen, gingen in einen Gasthof und legten uns schlafen, da wir ziemlich müde waren. Nach elf Uhr aber weckte uns Schmid, jener Tiroler, der beim alten Pestalozzi in der höchsten Gunst stand und für ihn eigentlich die ganze Anstalt leitete. Er hieß uns rasch wieder aufstehen, denn sein Alter wollte uns in der Nacht sehen und sprechen, da wir hinterlassen hatten, wir würden morgen in aller Frühe wieder abreisen. Wir warfen also den Schlaf hinter uns, gingen zu Pestalozzi und wurden die ganze Nacht bei ihm aufgehalten, denn er ließ uns nicht los, überhäufte uns nach seiner Art mit Liebkosungen und belehrte uns, ohne einen Augenblick zu ermüden, über seine Anstalten und ihre Zwecke. Er war nicht groß, aber sehr breitschultrig und hatte etwas auffallend Bärisches in seinem ganzen Wesen, dem übrigens seine sprudelnde Lebendigkeit zu widersprechen schien. Ich habe niemals einen unruhigeren alten Mann gesehen, aber man mußte ihn lieb gewinnen wegen seines rastlosen Eifers für das, was er für das Wohl der Menschheit hielt, und wegen seiner kindlichen Hingebung und Arglosigkeit. Wenn je wo, so mußte man hier den Mann von seinem Schwindel unterscheiden. Der edle Mensch wurde hier von einer falschen und übertriebenen Vorstellung, die er sich von einer Menschheitsreform durch Erziehung gemacht hatte, und durch den Egoismus seiner Schüler, in offenbare Thorheit, Schmach und Unglück fortgerissen. Als er später bankrot wurde, hat er noch die Irrthümer seines Lebens eingesehen und offen bekannt, insbesondere aber den Irrthum, daß er in seinem Erziehungssystem nicht genug auf die Religion geachtet habe. Diese seine letzte öffentliche Beichte macht ihm die größte Ehre.

Da wir uns heimzukehren beeilen mußten, weil die Schulstunden wieder begannen, nahmen wir einen Wagen bis Neuenburg, wo wir bei Tagesgrauen ankamen, und gingen dann am See hin wieder

zu Fuß über das freundliche Montmirail bis Neustadt am Bieler See. Hinter uns von Südwesten her tobte der Sturm. Wir bestiegen daher ein Solothurner Schiff, welches Wein aus dem Welschland abgeholt hatte, und fuhren mit geschwelltem Segel über den See. Aber die Wellen gingen immer höher und unregelmäßiger, da sie von der Brandung der nahen Ufer immer wieder gegen die Mitte des Sees zurückgeworfen wurden. Jetzt erst erfuhren wir, vor wenigen Tagen sei ein anderes Weinschiff im Sturm auf dem See untergegangen. Unsere drei Schiffer konnten das Schiff nicht mehr regieren, zogen das Segel ein und knieten auf dem Hintertheil des Schiffes nieder, um eifrig zu beten. Die vollen Weinfässer, obgleich gut festgemacht, rüttelten sich doch dermaßen, daß ich, um nicht von ihnen zerquetscht zu werden, den schwankenden Mast hinaufkletterte und an ihm in der Luft hängend den tobenden See und die schönen Ufer umher bewundern konnte, aber nicht bewunderte, denn ich dachte, wir würden kaum mit dem Leben davonkommen. Wir wurden aber endlich glücklicherweise vom Sturme in den schilfreichen Sumpf geworfen, den das feuchte Ufer unmittelbar vor dem alten Schlosse Nidau bildet. Hier blieben wir stecken und waren gerettet. Die ganze schwindelnde Fahrt hatte kaum eine Stunde gedauert. Da wir aber um jeden Preis heute noch bis Solothurn kommen mußten, wenn wir übermorgen in Aarau eintreffen wollten, konnten wir nicht abwarten, was weiter mit dem Schiffe geschah, arbeiteten uns durch den Sumpf an das Ufer und eilten, bis an den Gürtel schwer mit Schlamm bedeckt auf die Landstraße. Der Schlamm trocknete uns an den Kleidern und fiel nach und nach ab. Aber die Straße war von früherem Regen entsetzlich kothig und wir kamen nur langsam vorwärts. Vergebens sahen wir uns nach einem Wagen um. Es wurde dunkel und da der Himmel verhängt war, bald rabenschwarze Nacht. Wir verirrten uns und gingen einem fernschimmernden Lichte nach. Es kam aus einem kleinen Bauernhause und wir sahen durch das Fenster in ein Stübchen, in dem eine junge Mutter ihr Kind stillte. Wir klopften, sie öffnete und wies uns auf den rechten Weg.

Der süße Wohllaut ihrer alemannischen Mundart erfreute uns in der Seele, nachdem wir so viele Tage her das Landvolk nur französisch hatten reden hören. Als wir endlich nach Solothurn kamen, konnten wir nicht mehr in die Stadt hinein, weil sie sich damals nach alter Sitte des Nachts hermetisch verschloß. Wir mußten vor dem Thor übernachten, bekamen aber einen Wagen, um am andern Tage unter strömendem Regen nach Aarau zurückkehren zu können.

Den Winter über war ich nicht nur an der Schule sehr beschäftigt, sondern hielt auch noch Vorlesungen im sog. Lehrverein. Ich muß hier einiges über die damaligen Verhältnisse des Cantons Aargau bemerken. Derselbe hatte sich erst 1798 vom großen Canton Bern abgerissen und im Gegensatz gegen diesen aristokratischen Muttercanton von Anfang an ein streng demokratisches System eingehalten. Der eigentliche Demos freilich hatte hier so wenig etwas zu bedeuten, wie anderswo. Die reformirte Bevölkerung des alten bernischen Aargau wurde von einigen reichen Fabrikanten, namentlich dem reformirten Bürgermeister Herzog, geleitet, denen etwa noch ein paar Advocaten an die Hand gingen. Die katholische Bevölkerung in den vormaligen sog. freien Aemtern und im Fricktal wurde theils vom Kloster Muri aus, theils durch den geistvollen katholischen Stadtpfarrer Bock in Aarau geleitet, welcher später Domherr in Solothurn wurde. Man nahm damals noch Rücksicht auf einander. Die reformirte Mehrheit wollte die Katholiken noch nicht unterdrücken und die letzteren waren befriedigt, da einer der beiden Bürgermeister, welche dem regierenden kleinen Rath des Cantons präsidirten, ein Katholik war. Die paritätische Regierung erhielt sich durch das im Lande selbst herrschende Gleichgewicht, daher die meisten Regierungsräthe schon lange regierten und alte Herrn waren. Sie hatten aber keine große Macht, hauptsächlich weil sie über kein irgend erhebliches Staatsvermögen verfügen konnten. Nicht nur die reichen Klöster Muri, Wettingen ꝛc. bestanden noch, sondern auch die kleinen Städte Brugg, Baden, Zofingen, Zurzach, Bremgarten, Lenzburg, Aarburg ꝛc. waren eifersüchtig auf das gleichfalls kleine Aarau und be-

haupteten fortwährend eine gewisse Unabhängigkeit. Mit Steuern ließ sich das Volk nicht drücken. Der Staat war also arm. Sogar die Cantonsschule war nur eine Privatstiftung aus der Stadt Aarau; die Cantonsregierung hätte, sie zu gründen, keine Mittel gehabt. Wer Geld und dadurch einigen Einfluß im gemeinen Volk hatte, brauchte sich um die Regierung wenig zu bekümmern. Es kam vor, daß ein reicher Müllerssohn, der in der reitenden Miliz diente, als Oberst Schmiel ihn vor der Front tadelte, denselben auf die Kirchweih lud und heimritt.

Die Kirche hatte nirgends viel Ansehen, desto mehr die sog. Bildung. In dieser Beziehung hatte **Zschokke** sich nach seiner Weise bereits manches Verdienst um den Canton erworben, indem er eine Freimaurerloge leitete und sich eifrig bei einer Gesellschaft für vaterländische Cultur betheiligte. Er stand nicht in allgemeiner Achtung. Ein geborener Preuße war er abenteuernd nach der Schweiz gekommen, hatte in der Revolution von 1798 den wüthenden Republikaner gespielt und wurde später der eifrigste Lobredner Napoleons und des bayrischen Montgelas, so daß sein politischer Charakter sehr zweideutig war. Niemand aber sprach ihm ein bedeutendes Talent und große Rührigkeit ab, und da es in seinem Interesse lag, sich populär zu machen und er jedenfalls mehr Bildung und Kenntnisse besaß als die regierenden Fabrikanten, so verdankte man ihm in der That mancherlei Gutes, was für die Bildung geschah. So war er denn auch bei der Gründung des obgenannten Lehrvereins thätig, welcher den Zweck hatte, den Winter über Jeglichem, der zuhören wollte, Vorlesungen über allgemein wissenswürdige Materien zu halten. Gern nahm ich die Einladung an, mich dabei zu betheiligen und dociite im freien Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit die Weltgeschichte vor einem ziemlich zahlreichen Auditorium. Denn auch viele schon erwachsene Männer vom Lande waren den Winter über in die Stadt gekommen, um von den Vorlesungen etwas zu lernen.

Meinen näheren Umgang bildeten außer Steingaß und der Familie Görres der oben genannte Stadtpfarrer Bock, einer der ein-

flußreichsten und gescheidtesten Männer des Cantons, der mich sehr lieb hatte und mit dem ich viel Schach spielte, der Professer Ernst Münch, der mir viele Gefälligkeiten erwies und damals noch nicht die servile Rolle ahnen ließ, die er später gespielt hat, Rudolf Tanner, ein Advocat, der überaus zarte Lieder dichtete, später aber sehr radical wurde, und Rudolf Meyer, der Naturkundige, der zuerst die Jungfrau bestiegen hatte und ein sehr biederer Mann war. Zu den merkwürdigen Menschen in Aarau gehörte auch der alte Professer Brenner, der einmal im vorigen Jahrhundert viel von sich reden gemacht hatte. Er war nämlich als Mönch durch verliebte Lectüre verführt worden und aus dem Kloster entsprungen, hatte Geßners Idyllen in sog. Fischeridyllen nachgeäfft, war durch die Freimaurer, namentlich Feßler, nach Rußland empfohlen worden, eine Zeit lang Professer in Kasan gewesen, dann zurückgekehrt und Professer in Aarau geworden. Noch im hohen Alter verführte er eine Küchenmagd und mußte sie heirathen. Es war ein gebückter, dickköpfiger und finster blickender Greis. Interessant war mir immer eine alte politische Größe aus der helvetischen Zeit, der Regierungsrath Rengger, ein kleines graues lebhaftes Männchen voll Verstand. Sein Neffe, der später einmal eine ganze Woche bei mir in Stuttgart zubrachte, einer der liebenswürdigsten jungen Männer, war der berühmte Reisende Rengger, der mit Bonpland jahrelang in Paraguay vom dortigen Tyrannen Doctor Francia zurückgehalten wurde, aber dort als dessen Leibarzt lebte, das interessante Land genau kennen lernte und in einem trefflichen Werke beschrieb. Leider ist er bald nach seiner Rückkehr gestorben.

Im Beginn des Jahres 1821 befand ich mich einmal Abends im Gasthof zum Ochsen, wo ich gewöhnlich aß, mit zwei jungen Neuenburgern, welche mir sagten, sie würden diese Nacht noch einen seltenen musikalischen Genuß haben, denn sie hätten den alten Zaneboni, dessen Schüler sie früher gewesen waren, zu sich in den Gasthof geladen, wo er ihnen ein kleines Concert geben wolle. Ich hatte schon oft von diesem Zaneboni gehört, ihn aber noch nie gesehen

weil er ganz zurückgezogen lebte. Er ſollte einer der größten Meiſter der Violine ſein, aber keinen Gebrauch mehr davon machen. Er war jetzt ein Greis, hatte aber vor vierzig oder fünfzig Jahren als Jüngling eine italieniſche Fürſtentochter entführt und war mit ihr nach der Schweiz geflüchtet, wo ihn allein ſeine Geige ernähren mußte. Er heirathete die Prinzeſſin und bekam zwei Töchter. Nach einiger Zeit wagte die Prinzeſſin, nach Italien zurückzureiſen, um wo möglich ihre Eltern zu verſöhnen, wurde aber unterwegs in den Alpen von einer Lawine verſchüttet. Von den beiden Töchtern ſtarb die eine ſchon als Kind an giftigen Pilzen, die andere ſoll ſittlich verkommen ſein. So lebte nun der Alte allein, dürftig, aber ſtets den Künſtlerſtolz und die Nobleſſe des Unglücks bewahrend, daher faſt niemand zugänglich. Jene beiden friſchen burgundiſchen Jünglinge, die mir von ihm erzählten, hatte er lieb gewonnen und deshalb that er ihnen den Gefallen ihrer Einladung Folge zu leiſten. Aber er wollte erſt Nachts nach zehn Uhr kommen und in einem verſchloſſenen Zimmer nur vor jenen Beiden allein ſpielen. Er kam, ein kleiner magerer Greis in einem alten grauen Fracke und wollte ſich ſogleich wieder entfernen, als er mich ſah, ließ ſich jedoch erbitten. Ich durfte bleiben, die Thüre wurde geſchloſſen und er begann zu ſpielen und ſpielte ununterbrochen bis nach Mitternacht fort, ohne Noten, frei phantaſirend. Ich habe etwas Aehnliches nie wieder gehört, außer von Paganini, dem er in den bizarren, capricieuſen und verzweiflungsvollen Tönen nahe kam, während er im Ausdruck der ſüßeſten Wehmuth und des tiefſten Schmerzes ihn und alle, die ich je hörte, übertraf. Er ſpielte ſo mit ganzer Seele, daß er ſich nach und nach vom Stuhl aufrichtete, immer höher hob und endlich nur noch auf den Zehen ſtand, als ob er auffliegen wollte, während er immer leidenſchaftlicher und wilder ſpielte, bis er plötzlich zuſammenſank. Wir ſtärkten ihn mit einem Glaſe Wein, dankten, bewunderten und liebkoſten ihn und brachten ihn glücklich wieder nach Hauſe. Es war am 17. Februar. Drei Wochen ſpäter überraſchte der alte Zaneboni die Stadt durch einen großen Anſchlagzettel, worin er ankündigte, er

werde am 16. März nach langer Zeit wieder einmal ein Concert geben und zwar sein letztes. Musikfreunde aus der ganzen Umgegend, auch aus Bern und Zürich kamen herbei, und das Lokal war gedrängt voll. Zanebeni spielte zu allgemeinem Entzücken, aber auch wieder so aufgeregt, daß man fürchtete, er werde die Anstrengung nicht aushalten. Am andern Morgen hörten wir, er sei tödtlich erkrankt, und sechs Tage später starb er. Aus seiner Hinterlassenschaft kaufte ich eine altmodische goldene Taschenuhr mit musikalischen Emblemen in getriebener Arbeit von verschiedenfarbigem Golde. Sie ging sehr gut und ich trage sie heute noch.

Unter den interessanten Männern, die damals gelegentlich nach Aarau kamen, befand sich auch der treffliche Freiherr von Laßberg, der mit einer Prinzessin von Thurn und Taxis umherreiste. — Einer der merkwürdigsten Gäste war der vertriebene Schwedenkönig Gustav IV. Adolf, der unter dem Namen eines Obersten Gustavson in Basel lebte, aber zuweilen nach Aarau herüberkam. Er glich einem abgedankten und unzufriedenen Offizier. Seine Haltung war durchaus militairisch, sein Anzug etwas ärmlich. Ein wohlgewachsener Mann schritt er immer kerzengrade umher in einem bis an den Hals zugeknöpften, knappen und abgeschabten blauen Rocke. Man wurde bei seinem Anblick ein wenig an alte Bilder Karls XII. erinnert. Ich sah ihn öfter im Kaffeehause, wo er sich ungenirt, doch immer in gemessener Haltung mit den andern Gästen unterhielt.

Eine der seltsamsten Figuren, die ich damals in Aarau sah, war der längst verschollene, jedoch seiner Zeit im südwestlichen Deutschland nicht unberühmte sog. Philosoph Pittschaft. Er war, wenn ich nicht irre, aus Mainz gebürtig, aber eine Zeit lang Offizier in einem württembergischen Cavallerieregiment gewesen, hatte wegen überspannter Ideen den Dienst verlassen müssen und fing in Frankfurt am Main an, philosophische Vorlesungen zu halten, in denen er hauptsächlich gegen jede Art von Luxus eiferte und den nicht unrichtigen Satz verfocht, der Luxus sei ein Feind des weiblichen Geschlechts, und ohne ihn würde es mehr und glücklichere Ehen geben.

Er übertrieb aber nun seinen Haß gegen den Luxus so sehr, daß er dem Diogenes nachahmen wollte. Natürlicherweise vertrieb ihn die Polizei und er wurde in einem Wagen, von einem Polizeiagenten begleitet, nach Mainz geschafft, wo er zu Hause war. Als aber der Polizeiagent wieder in Frankfurt anlangte, sprang Pitschaft hinten vom Wagen herunter und war wieder da, denn er hatte sich unvermerkt in Mainz wieder hinten aufgesetzt. Nach solchen Vorgängen war seines Bleibens nicht mehr lange weder in Frankfurt noch in Mainz; er verlegte nun den Schauplatz seiner Thaten nach der Schweiz und kam eines schönen Tages nach Aarau. Die lustige Gesellschaft im Gasthof zum Ochsen beschloß, ihm eine Deputation zu schicken mit der Bitte, eine Vorlesung zu halten, wofür man ihm ein gutes Honorar zusicherte. Ich wurde zum Sprecher ausersehen und begab mich an der Spitze der Deputation nach seinem Zimmer. Da stand der Mann, indem er nur ein schwarzes Tuch malerisch um den halben Leib geschlagen hatte. Man hätte ihn zum Modell einer Statue wählen können, so schön war er gestaltet. Dazu trug er einen vollen blonden Bart höchst kokett in Zöpfe geflochten. Ich begrüßte ihn und trug ihm unsere Wünsche vor, aber er blieb wie aus Erz gegossen unbeweglich stehen und gab mir keine Antwort. Große Pause der Verlegenheit. Ich ergriff das Wort wieder und sagte ihm, wenn er auf eine so höfliche und wohlwollende Anfrage keine Antwort habe, so müsse der große Philosoph es sich lediglich selbst zuschreiben, wenn er hier keine Schüler fände. Da ließ er die Augen rollen und begann im Prophetenton: „Als Gott die Schweiz schuf, verschwendete er alle seine Gaben so ganz an die Natur, daß ihm für die Menschen nichts übrig blieb. Deshalb bin ich gekommen, um die Menschen zu erheben, zu bessern, zu veredeln ꝛc." Die Vorlesung kam nur mit Mühe zu Stande, weil er sie durchaus zu Pferde halten wollte und zwar vor Damen. Wir stellten ihm vor, daß das letztere nicht thunlich sein würde, wenn er sein Kostüm nicht nach dem der andern Menschenkinder modificiren wolle. Er protestirte und versuchte das Gegentheil zu beweisen, die Damen würden seiner Mei-

nung sein. Ueberhaupt sei er der Retter und Erlöser des weiblichen Geschlechts. Endlich ließ er sich aber herbei, in anständiger Kleidung nur vor Herren eine Abendvorlesung zu halten, die ein merkwürdiger Gallimathias war. Er dauerte mich, da sein Wahnsinn doch von manchem guten Gedanken durchleuchtet war. Als er sich aber, der vorher gegen alles Weintrinken geeifert hatte, doch noch an demselben Abend betrunken machen ließ, wollte ich nichts mehr von ihm wissen. Er ließ sich in den folgenden Tagen in einem Floß auf der Aare als Diogenes in einer Tonne für Geld sehen und fuhr, als ihn die Polizei auswies, auf dem Flosse die Aare hinab. Er ist nicht lange nachher gestorben.

In der lustigen Gesellschaft im Ochsen fand sich zuweilen auf der Durchreise ein reicher, aber äußerst dummstolzer und schwatzhafter Schneider aus Basel ein, der allen zuwider war. Da in einem heitern Humor sah ich ihn an der Wirthschaftstafel plötzlich wie erschrocken an und rief: „Sie sind's — ja Sie sind's!" Der Schneider fuhr auf und frug, wer er denn sein solle? — „Der Pferdedieb, rief ich, der berüchtigte Pferdedieb, dem man in Zürich ein Hufeisen auf den — gebrannt hat." Unter unermeßlichem Gelächter der ganzen Tischgesellschaft protestirte der Schneider, der ganz außer sich war, und wollte durch den Augenschein beweisen, daß ihm kein Hufeisen ꝛc. Den waren wir los.

Damals kam auch eine Schauspielertruppe nach Aarau und spielte in einer Scheune. Es war eine armselige Truppe, der mittelmäßige Schauspieler aber, der die Bösewichter darstellte, war Karl Spindler, den ich später genauer kennen lernen sollte. Damals hätte noch niemand geglaubt, daß aus ihm einer der beliebtesten Romandichter werden würde.

Zu den komischen Originalen in Aarau gehörte ein Krämer, der zugleich den Wunderdoctor spielte und vom gemeinen Volk sehr respectirt wurde. Er pflegte sich krank zu stellen und empfing die Leute im Schlafrock vor einer Theekanne sitzend, woraus er angeblich einen Kräutertheе trank. Es war aber guter Wein. Wenn er den

Bauern Geld auszahlte, zählte er laut die einzelnen Stücke nach, bethörte aber die Bauern, indem er rasch ein paar Stücke übersprang. Er zählte nämlich: Achtzig, ein und achtzig, zwei und achtzig, drei und achtzig — Bauer gieb Acht! — ist acht und achtzig, neun und achtzig, neunzig.

Ein Original war auch der alte Oberst Bär. Als 1815 Waadtland und Aargau besorgten, sie würden dem Canton Bern wieder unterworfen werden, verbanden sie sich mit dem Berner Oberlande und Solothurn zu einem gemeinschaftlichen Ueberfall der Stadt Bern. In der bestimmten Nacht zogen die Aargauer unter Oberst Bär an die Berner Grenze, warteten aber dort vergebens auf die Solothurner und erfuhren, auch die andern Verbündeten zauderten. Nun war Bär compromittirt, ersann aber schnell eine List, alle Verantwortung auf die Berner selbst zu werfen; er ließ nämlich die benachbarten Berner Dörfer plötzlich allarmiren, indem er sie das wissen ließ, was ihnen noch vor Mitternacht auf das sorgfältigste verborgen worden war, daß nämlich ein Aargauer Aufgebot gegen Bern anrückte. Während nun das Berner Landvolk in allen Dörfern Sturm läutete und sich bewaffnet zusammen schaarte, zog Bär mit den Seinigen in aller Stille wieder heim und sprengte aus, die Berner hätten in selbiger Nacht den Aargau überfallen wollen.

Im Mai kam ein ganz veralteter und abgerissener Mensch zu mir. Es war Gräter, den ich in Jena bei der Gründung der allgemeinen deutschen Burschenschaft kennen gelernt hatte. Diese gute Seele konnte nirgends Ruhe finden. Ein eigener Unstern schwebte über dem armen Gräter. Voll Talent und liebenswürdiger Gemüthlichkeit besaß er doch die Stätigkeit nicht, ohne die man im praktischen Leben nicht fortkommt. Da er im Vaterlande nur schlechte Aussichten hatte, war er nach Italien gegangen und hatte dort die kurze Revolution mitgemacht. Als fremder Freischärler entging er mit genauer Noth dem Kriegsrecht und kam ganz hülflos nach der Schweiz. Erst in Aarau konnte er sich erholen, und ich gab ihm bessere Kleider. Einen andern Flüchtling begleitete ich damals nach Basel. Er hieß

Dittmar und ging nach Griechenland, nachdem er durch Zschokke um eine Anstellung in Aarau betrogen worden war. Er ist in Griechenland umgekommen.

Ich lernte damals auch in Brugg zum erstenmal den Pfarrer Fröhlich kennen, den liebenswürdigen Schweizer Fabeldichter. Ich schlief hier in dem Zimmer, in welchem einst Zimmermann sein berühmtes Werk über die Einsamkeit geschrieben hatte. In Zürich hatte ich in Salomon Geßners Arbeitszimmer gewohnt.

Im Juli bekam ich einen Ruf nach Luzern, um auch dort einen Turnplatz anzulegen. Staatsrath Pfyffer empfing mich und führte mich in mein Amt ein. Der Turnplatz befand sich auf der Schanze nahe bei der Stadt, aber zu nahe an einem Nonnenkloster, als daß die jungen Nonnen immer ihre Neugier hätten überwinden können, zu uns herauszuschauen. Das gab nun den Feinden des Turnens erwünschten Anlaß zu Protesten, und wir mußten den Turnplatz weiter hinaus verlegen. In Luzern regierten damals noch die Junker, eine souveraine Aristokratie, die einige sehr achtbare Männer, aber auch viele liederliche Müßiggänger zählte. Nach der Restauration fühlte diese Aristokratie recht wohl ihre Unfähigkeit auf eigenen Füßen stehen zu können, schloß sich daher eng an die wieder auf den Thron gelangte ältere Linie der Bourbons an. Das äußere Zeichen dieser Verbindung war der kolossale Löwe, welcher zum Andenken der für Ludwig XVI. am 10. August 1792 in Paris gefallenen tapfern Schweizergarden bei Luzern aus dem natürlichen Felsen gehauen wurde. Es war ein schöner Gedanke, die Treue jener todesmuthigen Männer zu ehren, allein es wurde eine reactionaire Demonstration daraus gemacht, so daß sich die Herzen vieler Schweizer dagegen verschlossen. Es war die Zeit der europäischen Congresse. Die Pentarchie der Großmächte unterdrückte überall die Freiheit. Rußland höhnte der polnischen Verfassung, der deutsche Bund faßte die Karlsbader Beschlüsse. Die Erhebungen in Griechenland und Italien wurden unterdrückt, die spanische sollte unterdrückt werden. Das Toryministerium in England ließ alles zu, was der Absolutismus

auf dem Festland verfügte, denn Canning war noch nicht am Ruder. Es war die Zeit, in der Lord Byron den Klagen und dem Zorn der von einer geschmacklosen Tyrannei gefesselten Völker den edelsten Ausdruck lieh. In diese Zeit muß man sich zurückversetzen, um zu begreifen, warum der Löwe von Luzern in der Schweiz nicht populär war. Man vergaß die schöne welthistorische That der rothen Garden über dem politischen Druck und der Schwüle der Gegenwart. Doch ist der Löwe nicht für jene Tage allein ausgehauen worden. Er wird noch kommenden Jahrhunderten von Schweizer Treue erzählen. Das Modell zu ihm rührte von Thorwaldsen her, dessen Schüler Ahlen die Ausführung übernahm. Hinter einem kleinen See war der Fels, unmittelbar aus dem Wasser aufsteigend, nothdürftig abgeglättet und man sah den Löwen in einer angemessenen Höhe wie in einer niedern Höhle ruhen, den Kopf sterbend auf den Schild mit den drei Lilien gesenkt. Es war wenige Wochen vor der angekündigten Enthüllung des Denkmals, Ahlen beeilte sich daher, den Löwen fertig zu machen, auf dem ich damals öfters mit ihm herumgeklettert bin.

Am 10. August 1821 wurde der Löwe feierlich enthüllt. Es hätte von Rechtswegen ein Nationalfest der ganzen Schweiz sein sollen, allein es betheiligte sich dabei nur die alte Aristokratie. Von allen Seiten strömte dieselbe herbei, und die Straßen von Luzern wimmelten von Greisen in den altmodischen rothen Uniformen der früheren Schweizer Garden und von alten Damen mit grünen Brillen und häßlichen Hüten. Man glaubte sich einen Augenblick an den aus den Gräbern wieder auferstandenen Hof Marie Antoinettens versetzt. Die Studenten nahmen keinerlei Theil an dem Feste, ich fuhr vielmehr mit ihnen über den See nach Küßnacht. Es war eine ganze kleine Flotille. Sobald wir gelandet waren, begaben wir uns in die hohle Gasse, umlagerten Tells Capelle, feierten sein Andenken mit einer Rede und mit einem Festmahl und wünschten ganz Europa einen Befreier, wie es Tell für die Schweiz gewesen war. Diese Gegendemonstration in Küßnacht gegen die bourbonische Demonstration in Luzern bekam uns aber übel. Ich blieb zum Glück nur noch einen

Tag in Luzern, sonst wäre ich, wie man mir zugedacht hatte, in die Reuß geworfen worden. Am Abend des elften, nachdem ich schon fort war, lauerten die Metzgerknechte und anderes von den Junkern gedungene Volk den Studenten auf, die von meiner Begleitung zurückkehrten und so wenig als ich etwas von dem ganzen Anschlag gewußt hatten. Unvorbereitet und unbewaffnet, wie sie waren, erlitten sie Mißhandlungen. Auch Professor Troxler war solchen ausgesetzt und mußte sich in seinem Hause absperren.

Dieser Naturphilosoph, ein Schüler Schellings, war ein Mann von viel Geist, und man darf ihn durchaus nicht als einen Vorläufer der spätern Radicalen betrachten, wenn er auch der damaligen Junkerschaft entgegentrat. Er war ein schlichter Bürger und Unterthan der souverainen Aristokratie, und da er in Deutschland, namentlich auch in Berlin studirt und sich mit dem Wissen auch die ganze Feinheit, ja selbst die Sprache eines norddeutschen Professors angeeignet hatte, konnte man ihm nicht übel nehmen, daß er einen Werth darauf legte, von der studirenden Jugend geehrt und geliebt zu sein und sie für höheres Wissen zu begeistern, für welches die Mehrheit der Junker keinen Sinn hatte. Man muß diese Junker gesehen haben, wie sie bei schönem Wetter den ganzen Tag vor den Kaffeehäusern oder vor ihren eigenen Thüren müßig saßen, die Beine ausstreckten und jeden Vorübergehenden, insbesondere die Frauenzimmer mit schlechten Witzen hänselten. Wie schwer auch der spätere Radicalismus sich versündigt hat, jenes Junkerregiment war eines längeren Bestandes nicht werth und ein Extrem, das eben nur ein anderes hervorrufen konnte.

Unter den jüngeren Leuten, welche sich in Luzern am meisten an mich anschlossen, war ein gewisser Herzog und der Maler Disteli, welcher später mit seinem radicalen Kalender großes Aufsehen in der Schweiz gemacht hat. Damals war er noch nicht radical, sondern zeigte nur die liebenswürdigen Seiten eines genialen Künstlers. Er malte mich in Oel.

In Bezug auf Luzern muß ich noch bemerken, daß ich daselbst

einen interessanten Franziskanermönch, Pater Walker, der dort einer der beliebtesten Prediger war, kennen lernte. Ich war ihm auf einer Reise begegnet, ohne zu ahnen, daß er ein Mönch sei, denn er trug bürgerliche Kleidung und ich hielt ihn für einen gebildeten jungen Kaufmann. Wir versprachen uns, in Luzern zusammenzutreffen, und ich lud ihn zum Frühstück ein. Da kam er in seiner schwarzen Franziskanertracht und trank mit mir Kaffee. Nachher führte er mich in sein Kloster, wo immer nur neun Patres die hübschen Einkünfte theilten, jeder aber ein besonderes Studium trieb. Auch herrschte die Gewohnheit im Kloster, den Nachlaß eines jeden im großen Bibliothekſaale unvermischt als ein Ganzes beisammenzulassen, Bücher, Instrumente, Naturalien ꝛc. Mich interessirte besonders eine ausgezeichnete Sammlung älterer deutscher Druckwerke poetischen Inhalts bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Wo mag sie wohl hingekommen sein, als die Klöster in Luzern aufgehoben wurden?

Nach meiner Rückkehr traten in Aarau bedeutende Veränderungen in dem mir befreundeten Personale ein. Die Familie Görres reiste ab. Zu meinem Bedauern war damals Sophie meinem Freunde Hammer untreu geworden und hatte sich mit Steingaß verlobt, welcher bei vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens doch mit seiner kleinen Gestalt und seinem kahlen Kopfe mir nicht berechtigt schien, den gleichfalls wackern und hereisch schönen Hammer auszustechen. Indessen ging mich die Sache nichts an, und ich bin sämmtlichen Betheiligten befreundet geblieben. Ernst Münch, der wegen seiner plumpen Unbehülflichkeit bei gänzlichem Mangel an pädagogischer Begabung der Spott der Cantonsschüler geworden war, hatte sich mit seiner Feder dem einflußreichen Hofrath von Rotteck dienstbar gemacht und erhielt durch denselben einen Ruf an die Universität Freiburg im Breisgau. Dagegen kamen ein geborener Aargauer, Rauchenstein von Brugg, ein ausgezeichneter Philologe, mit dem ich auf's herzlichste befreundet wurde, und Adolf Ludwig Follen als Professoren an die Cantonsschule. Der letztere war endlich auch seiner Gefangenschaft in Berlin entronnen, wie früher Mühlen-

fels, aber auf keine sehr ehrenhafte Art. Man hatte ihm auf seine Bitte erlaubt, zur Herstellung seiner Gesundheit in ein Bad zu gehen, nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er sich in Berlin wieder stellen werde. Kaum aber war er frei, so kam er zu uns nach der Schweiz. Die lange Haft scheint ihn moralisch geschwächt zu haben. Er hatte durchaus die Elasticität nicht mehr wie früher und brachte auch kein rechtes Gedicht mehr zu Stande. Oft zwar kam ihm noch der alte Kaiserwahnsinn, und er trug den Kopf sehr hoch, dann aber war ihm wieder angst und bange, der preußische Gesandte in Bern, Herr v. Arnim, werde ihn reclamiren und die Schweiz werde ihn ausliefern, weil sie einem Flüchtling, der sein Ehrenwort gebrochen habe, weniger Rücksicht schuldete als einem andern. Die Einheimischen nahmen ihm am meisten übel, daß er, ohne Vermögen zu besitzen, immer nur das Beste essen und trinken wollte und in einem Kaffeehause in einem Jahre mehr als tausend Franken blos für Dejeuners schuldig blieb. Er sah sich daher genöthigt, sich bald nach einer reichen Frau umzusehen. Das Glück führte ihm eine sehr reiche Müllerstochter zu, die zugleich sanft und liebenswürdig war.

Im September kam auch mein alter Freund Mönnich nach Aarau. Nachdem wir in Bonn von einander Abschied genommen hatten, war er nach Breslau zurückgekehrt, hatte sich aber dort bald überzeugt, wie ungünstig man in Preußen die jungen Leute behandelte, die ein Amt suchten, nachdem sie Turner oder Burschenschafter gewesen waren. Wir hatten brieflich immer mit einander verkehrt. Man brauchte in Hofwyl, wo ich mich schon im vorigen Herbst umgesehen hatte, noch Lehrer, und so hielt es nicht schwer, daß Herr v. Fellenberg ihn nach Hofwyl berief. Welche Freude hatte ich, den treuen Freund wiederzusehen. Ich konnte ihn meines Amtes wegen nicht sogleich begleiten; sobald aber die Herbstferien begannen, besuchte ich ihn. Ich ging auf der großen Berner Straße bis tief in die Nacht hinein und hatte den seltenen Anblick der Venus, die in ihrer Erdnähe in jener Nacht so hell strahlte, daß sie gleich dem Monde Schatten warf. Ich habe das später nur noch einmal wieder-

gesehen. In Hofwyl brachte ich einige vergnügte Tage bei Monnach zu. Unter seinen Schülern befanden sich die jungen Grafen von Württemberg und Graf Neipperg, der später die älteste Tochter des Königs von Württemberg geheirathet hat und damals ein hübschöner blondgelockter Knabe war. Auch sah ich hier den häßlichen Lord Maitland, berüchtigten Gouverneur der jonischen Inseln. Bei der Rückkehr nach Aarau verspätete ich mich und frug in einem großen Berner Dorfe, ob ich nicht einen Wagen bekommen könne, da lud mich ein hübsches Mädchen in der reizenden Tracht der Bernerinnen in ihr stattliches Haus ein, um zu warten, bis ihr Vater vom Felde zurückkommen werde. Er habe schöne Rosse und auch ein Wägelchen. Weil aber der Vater lange ausblieb, frug sie mich um alles, woher, wer und was ich wäre, und machte mir vom Flecke weg einen Heirathsantrag, ich gefalle ihr, und wenn sie mir auch gefalle, so könne die Sache gleich fertig sein, denn sie sei die einzige Tochter ihres Vaters, der 200,000 Schweizerfranken besitze. Sie gefiel mir wohl, aber ich dachte zu erobern, nicht erobert zu werden. Der Vater kam, die Pferde wurden eingespannt und flogen mit mir davon. Ein Buch, das ich unterwegs verlor, brachte mir der Knecht schon in ein paar Tagen nach Aarau mit einer zärtlichen Bestellung seiner jungen Gebieterin. Aber ich machte keinen Gebrauch davon.

Am Ende des Jahres kam ich unerwartet in den Fall, mein Lehramt freiwillig wieder niederzulegen. Wöchentlich 36 Stunden zu geben und allein für zwei Lehrer zu arbeiten, wurde mir doch zu viel. Nachdem das erste Jahr zu Ende war, hatte ich den alten Präsidenten Tanner gefragt, wo denn die Zulage von 500 Franken bliebe, die er mir versprochen habe. Er hielt mich mit leeren Ausflüchten hin, bis ich endlich die Geduld verlor. Da erklärte er mir lachend, ich bekomme gar nichts, denn er habe mir keine schriftliche Versicherung gegeben und werde die ganze Sache ableugnen. Ich verklagte ihn nun beim kleinen Rath, der höchsten Cantonalbehörde, von der ich mein Anstellungsdecret erhalten hatte. Hier erhielt ich volles Recht; weil aber nicht der Canton, sondern die Stadt den Säckel in

der Hand hatte, aus dem die Besoldungen bezahlt wurden, und ich kein schriftliches Versprechen aufweisen konnte, bekam ich nichts und der alte Tanner verfehlte nicht, mich nochmals auszulachen. Die Regierungsräthe widmeten mir persönlich die größte Theilnahme und entschuldigten sich mit ihrer Ohnmacht. Ich erklärte nun, daß ich um meinem Anstellungsdecret zu folgen, nur die alten Sprachen, nicht auch die deutsche zu lehren habe, also von Stund an mich nur auf die ersteren beschränken werde, gab aber zugleich meine Entlassung ein und versprach, nur um der mir sehr anhängenden Jugend willen den Unterricht noch bis zu dem Tage fortsetzen zu wollen, an den ihn ein anderer neu angestellter Lehrer übernehmen könnte. Dieser wurde nun gesucht, aber erst nach einigen Monaten gefunden. So lange lehrte ich noch, dann übergab ich ihm die Schule und trat ab. Ich behielt übrigens meine Thätigkeit auf dem Turnplatz und im Lehrverein bei, blieb in allen freundlichen Beziehungen wie bisher, und dachte auch nicht daran, Aarau zu verlassen, sondern fing an, mich literarisch zu beschäftigen.

Tanner und Zschokke waren politische Gegner. Ich war einmal Zeuge, wie beide bei einem Festessen in nicht mehr ganz nüchternem Zustande einander alle ihre Laster vorwarfen. Als mich Zschokke bemerkte, rief er mir zu: ja, junger Mann, von der Verruchtheit, die in uns Alten steckt, haben Sie noch keine Idee. Der alte Tanner nahm ein böses Ende. Ich hatte Aarau schon verlassen, als man große Unterschleife und Betrügereien desselben entdeckte, die ihn ins sog. Schellenwerk (Zuchthaus) gebracht hätten, wenn er nicht noch kurz vorher gestorben wäre. Sein einziger Sohn, ein guter Junge, der mein Schüler gewesen war, verlor sein ganzes Erbe und zog als Buchdruckergeselle in der Welt umher. Ich hatte noch Gelegenheit, ihm in Stuttgart Liebesdienste zu leisten, wo er sich als Setzer verheirathete, aber bald starb.

Indem ich eine literarische Thätigkeit beginnen wollte, hatte ich nur einen Lieblingsgedanken, nämlich eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben, da mir die bisherigen Auffassungen und Darstel-

lungen derselben durchaus nicht genügten. Meine Vorlesungen im Lehrverein führten mich ohnehin zu historischen Studien, zu denen ich von früher Jugend an einen Trieb hatte. Ich fühlte indeß wohl, wie schwierig es sei, eine deutsche Geschichte zu schreiben, wenn man in interessante und charakteristische Einzelheiten eingehen wolle. In solche einzugehen, ist durchaus nothwendig, weil es sich nicht um eine oberflächliche Kaisergeschichte, sondern um die sehr verwickelte Geschichte vieler einzelner Volksstämme, Provinzen, Stände und Stämme handelt. Ohne noch zu wissen, wie weit ich kommen würde, fing ich doch meine deutsche Geschichte vorzubereiten an und konnte, wo die Aarauer Cantonsbibliothek nicht ausreichte, die reiche, sog. Wasserbibliothek in Zürich benutzen.

Ich hatte gelegentlich Aphorismen in bunter Unordnung niedergeschrieben, die sich dadurch charakterisirten, daß der Gedanke in der Regel in einem poetischen Bilde ausgedrückt war. In vielen dieser Aphorismen sprach sich übrigens schon eine scharfe Kritik mancher vorherrschenden Zeitrichtung und auch mancher damals hochgefeierten literarischen Größe aus. Meine Freunde fanden diese Sammlung interessant genug, um sie zum Druck zu befördern. Ich wäre lieber mit etwas Geschlossenerem vor das Publikum getreten; da ich aber mein Amt und mithin auch meine Besoldung aufgegeben hatte, brauchte ich Geld und verkaufte die Aphorismen unter dem von Jean Paul entlehnten Namen „Streckverse" um 500 Schweizerfranken an den Buchhändler Winter in Heidelberg, bei dem sie 1823 erschienen sind. Winter schickte in meinem Namen ein Exemplar an Jean Paul und dieser schrieb mir folgenden sehr herzlichen Brief:

„Baireut den 11. August 1823. Durch die Faulthierpost der sog. Buchhändlergelegenheit, erhielt ich Ihr reiches Maigeschenk erst am 8. August; daher mein später Dank für dasselbe. Ich freue mich über die Fülle Ihres Witzes und Ihrer Phantasie und über den richtigen Geist Ihrer meisten Urtheile. Eine solche Ueberzahl von Treffern entschuldigt leicht das Mitlaufen einiger Nieten; doch solche wie S. 185 über die Krankheit Gottes, wünschte ich herzlich hinweg.

Hinein wünschte ich wenigstens die Form einiger Zusammenreihung unter Rubriken, damit aus den auseinanderliegenden Glanzthautropfen ein Regenbogen würde. Aber künftig wird Ihre Kraft sich eine Form, welche diesen Mosaikstiftchen durch Zusammensetzung in ein Gemälde, erst den größern Werth vermittelt des Ortes verleiht, zu wählen wissen. Denn was wirkt ein schönes, vereinzeltes, blitzendes Auge in einem Ringe gegen eines in einem ganzen Gesichte? Leben Sie recht glücklich und Ihr Schicksal sei Ihres Talentes würdig. Jean Paul Friedrich Richter."

Im Frühjahr kam der schöne Westphale, Graf Bothelz, mein alter Jenenser Freund, zu uns, flüchtig aus Piemont, wo er so thöricht gewesen war, die Revolution mitzumachen. Er blieb monatelang bei uns, bis ihm wegen seines frühern trefflichen Benehmens im Kriege erlaubt wurde, frei nach Preußen zurückzukehren. Oft saß er in den warmen Sommerabenden unter uns Aarauer Freunden im Zimmermann'schen Garten am linken Ufer der Aare, wo man bei köstlichem Wein die schönste Aussicht auf das Aarthal, das sie umkränzende Waldgebirge und drüber hinaus auf die Schneeberge genoß.

Von Zimmermanns Garten muß ich noch erwähnen, daß wir daselbst an einigen Sommerabenden den Kampf der großen Todtenkopfschmetterlinge, deren Raupen häufig in den benachbarten Kartoffelfeldern vorkamen, mit den Bienen belauschten. Der Gärtner sagte uns, die Schmetterlinge gingen dem Honig nach, würden aber von den Bienen vertrieben. Wir sahen bei Licht allerdings die großen Schmetterlinge und hörten sie schwirren, und auch die Bienen, vor deren Grimm wir uns aber zurückziehen mußten, so daß wir der Sache doch eigentlich nicht auf den Grund kamen.

Im hohen Sommer begegnete mir auch, daß ich bei großer Hitze des Nachts das Fenster meines Schlafzimmers offen gelassen hatte, als ein schweres Gewitter kam und der Blitz an dem Blitzableiter hinab fuhr, welcher draußen vor dem Fenster nur wenige Fuß von

meinem Lexikissen an der Mauer hinablief. Ich war augenblicklich bewußtlos und konnte, als ich wieder zur Besinnung kam, nur schwer athmen, denn das ganze Zimmer war voll Schwefeldampf. Doch roch er nicht wie gemeiner gelber Schwefel, sondern glich den electrischen Funken, die man aus Kieselsteinen schlägt.

In diesem Sommer fand sich auch in der Maske eines sehr anständigen Vergnügungsreisenden ein ausländischer Spion ein, der die in Aarau anwesenden Flüchtlinge ein wenig aushorchen und überwachen sollte. Er war uns bald verdächtig und ich übernahm es, ihn auf eine unschuldige Art zu vertreiben. Ich lud ihn nämlich zu einer Partie auf die Wasserflue ein, welche der Gisulaflue gegenüber liegt und von wo aus man ebenfalls eine sehr schöne Aussicht genießt, führte ihn aber die steilste Seite hinauf, einen wirklich lebensgefährlichen Weg. Ich als Turner kletterte behende und sicher an den Felsenritzen hinauf und sah mit Schadenfreude hinter mich, wie der unglückliche Diplomat sich abarbeitete und in Todesangst schwebte, da er nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. Nun wurde mir aber selber angst um ihn und ich kletterte nicht ohne Gefahr zurück, um ihm die Hand zu reichen und ihn hinauf zu ziehen, denn das allein war noch möglich. Jeder Felsenkletterer weiß, daß man an steilen Abhängen eher hinauf als hinunter kommt. So brachte ich ihn endlich auf die hohe Flue hinauf, aber er hatte seinen Hut verloren, seinen eleganten Frack an Dornen zerrissen, seine Hände an Steinen blutig geritzt und war halb todt. Er dauerte mich und ich warf mir vor, einen so grausamen Spaß mit ihm getrieben zu haben, da er leicht hätte sein Leben dabei einbüßen können. Aber der Zweck war erreicht, er hatte an unserer Gesellschaft genug und reiste ab.

Im Juli kam wieder ein interessanter Flüchtling zu uns, der berühmte Nationalökonom Friedrich List, der als Professor in Tübingen in die württembergische Kammer gewählt worden war, wegen formwidriger Agitation aber zur Untersuchung gezogen wurde und sich der Verhaftung durch die Flucht entzog. Er hatte sich zunächst in Basel niedergelassen und kam zuerst von dort aus nur zum Besuch

nach Aarau. Fellen, Mönnich, Rauchenſtein und ich machten mit ihm eine Partie nach dem Vierwaldſtätterſee und nahmen unterwegs in Luzern den Profeſſor Troxler mit. Während wir nun über den ſchönen See fuhren, erzählte uns Liſt ſeine Schickſale und brach in einen Strom von Verwünſchungen gegen die württembergiſche Schreiberei aus. Indem er ſich zornig im Kahn erhob, die geballten Fäuſte ausſtreckte und zähneknirſchend ſchrie: „O Schreiber, Schreiber!“ ſchwankte der Kahn und Liſt fiel um, ſo daß er bald ertrunken wäre, wenn wir ihn nicht gehalten hätten. Er war der leidenſchaftlichſte Menſch, der mir je vorgekommen iſt, damals noch jung, aber ſchon dick. Wer ihn einmal geſehen hatte, vergaß ihn gewiß nie wieder, denn auf ſeiner kurzen und bequemen Figur erhob ſich ein unverhältnißmäßig großer löwenartiger Kopf. Seine Augen funkelten umher. Immer ſpielten Gewitter um ſeine breite Stirne, und ſein Mund flammte beſtändig wie der Krater des Veſuv.

Wir fuhren über den ganzen Vierwaldſtätterſee bis zum berühmten Grütli, wo wir ausſtiegen, und dann nach Flüelen. Von hier kehrten wir wieder um und wollten in Brunnen übernachten. Es war ſchon ſpät und der Mond ſchien hell auf den See und die Felſenufer. Aber ein böſer Wind erhob ſich und wir kamen in nicht geringe Gefahr, namentlich am kleinen Axen, ſo daß ich in Verſuchung kam, den Tellenſprung zu machen. Doch kamen wir glücklich nach Brunnen.

Am andern Tage trennte ich mich von der Geſellſchaft, da die andern durch ihre Geſchäfte heimgerufen wurden, ich aber noch freie Zeit hatte. Ich fuhr über den See nach Stanſtad, wanderte das mir liebgewordene Unterwaldener Land hinauf und ließ mich in einem behaglichen Dorfwirthshaus in Lungern an dem wunderſchönen ſmaragdgrünen See nieder, der ſpäter abgelaſſen worden iſt. Von hier aus beſtieg ich täglich den Berg Brünig, wo ich ſchon früher ſo gern verweilt hatte, konnte mich nicht ſatt ſehen an dem Anblick der Alpen, beſonders der hier ganz nahen ſilberweißen Wetterhörner. Daneben

fing ich manchen schönen Alpenschmetterling, den ich noch in meiner Sammlung bewahre. Mein Ruheplatz war die Bank vor einer Kapelle, die eben auf der Höhe die Wasserscheide bezeichnet und das Unterwaldener Land vom Haslithale trennt. Hier brachte ich halbe Tage in poetischen Träumen zu, unter Blumen und Schmetterlingen, die in der Mittagssonne ringsum gaukelten. Unter den bunten flüchtigen Psychen schwebte langsam und majestätisch wie der Schwan unter dem kleineren Wassergevögel, der schneeweiße große Alpenschmetterling Apollo. Das Madonnenbild in der Kapelle schien an dieser reichen Naturumgebung, die das Erhabenste mit dem Lieblichsten vereinigte, sich lächelnd zu freuen.

An einem heißen Mittag hatte ich mich im Schatten der Kapelle ins Gras gelegt und war eingeschlafen, da weckte mich die freundliche Stimme einer jungen, schlanken Haslithalerin und warnte mich, denn es sei ein finsteres Gewitter im Anzug. Sie kam aus Lungern und wollte nach Meiringen in ihr Thal zurückkehren. Der Weg bergab dorthin ist viel länger, als der nach Lungern. Ich konnte mich daher nicht entschließen, das schöne Mädchen allein dem Gewittersturm entgegengehen zu sehen und gab ihr Geleit. Bald war das Gewitter herangekommen und der Regen ergoß sich in Strömen unter furchtbarem Krachen des Donners. Je weiter wir den Felsenpfad hinunterkamen, um so großartiger wurde das Schauspiel, denn die kleinen Wasserfälle, die von dem Brünig und den benachbarten und gegenüberliegenden Bergen herabrinnen, waren durch den Regen mächtig angeschwellen und ganz neue, zahlreiche Wasserfälle hatten sich gebildet, die durch den Wald und über die Felsen daherrieselten. Die ganze Gegend war mit Cascaden dekorirt.

Ich kehrte schon am andern Morgen nach Lungern zurück und verweilte noch länger dort. Ich hatte mich mit dem Unterwaldner Volke rasch befreundet. Es vereinte auf eine merkwürdige und echt altdeutsche Weise männlichen Stolz mit kindlicher Demuth. Bekanntlich ist das ganze Ländchen katholisch. Ich befand mich einmal beim

Pfarrer in Lungern. Es war Sonnabend Nachmittag und eine Menge Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen kamen und baten ihren Seelenhirten, sie vom Kirchenbesuch am folgenden Sonntag zu dispensiren, weil einer dieses, der andere jenes Wichtige zu thun, die meisten aber Heu einzuernten hatten. Der Pfarrer gab nun denen, die er wegen ihrer sonstigen Frömmigkeit lobte, die Erlaubniß, andern aber nicht, indem er ihnen ihre Fehler vorhielt. Keiner widersprach, alle gehorchten. Als ich nachher einen Bauern frug, warum sie dem Pfarrer so unterworfen seien, da ihnen doch sonst überall Stolz und Trotz aus den Augen blitzten, antwortete er nur, wenn der Pfarrer nicht so gebieterisch mit ihnen umginge, würden sie ihn fortjagen. Sie selber wählten ihre Pfarrer und durchgängig Männer von starkem Körperbau und starkem Charakter, weltliche Herrn leiden sie nicht, aber um Gotteswillen gehorchten sie gern. Einen Herrn müsse das Volk haben, sonst verderbe es in Uebermuth.

Im Herbst kam List mit seiner Familie nach Aarau, um einstweilen hier zu bleiben, denn er hatte in Basel schlechte Geschäfte gemacht. Immer daherbrausend und den Dreizack schwingend wie Neptun, wenn er sein Quos ego über das Meer donnern ließ, hatte List auch öffentlich allerlei Sitte, Gewohnheit und Recht in der Stadt Basel getadelt und mit so göttlicher Grobheit, daß man endlich böse auf ihn wurde. Man verbot ihm die Stadt. Als er nun aber doch wieder kam und sogar einen Flüchtlingsball gab, wurde er am andern Tage zu 24 Stunden Haft verurtheilt und zwar bei Wasser und Brod. Das brachte den Lebemann in Verzweiflung; ein Arzt aber half ihm aus, indem er ihm per Recept aus der Apotheke eine große Wurst und eine Flasche Wein verschrieb. Nach 24 Stunden mußte er Urphede schwören, daß er die Stadt nie wieder betreten werde, kam zu uns nach Aarau und erzählte uns die ganze Geschichte mit köstlichem Humor, indem Lachen und Zorn bei ihm wechselten. Seine ganze Wuth war gegen den damaligen Baseler Bürgermeister gerichtet, der ihn hatte einstecken lassen, aber für nicht sehr begabt galt. Man er-

zählte von ihm eine hübsche Anecdote. In Basel lebte ein alter unverheiratheter Fürst von Hohenlohe, als pensionirter preußischer General, der einmal bei einer Theurung im Winter den Armen Holz schenkte. Man machte nun den Bürgermeister darauf aufmerksam, es wäre sich schicken, daß man auch von Seiten der Stadt dem Fürsten irgend eine Aufmerksamkeit erweise. Ein Festessen stand bevor und es wurde ausgemacht, daß der Fürst dazu sollte eingeladen werden und daß der Bürgermeister einen Trinkspruch auf ihn ausbringen sollte. Das Essen wurde abgehalten, der Bürgermeister übereilte sich aber nicht, aufzustehen. Als nun die Zeit der Toaste gekommen war, erhob sich der Fürst, hielt eine kleine Rede zum Lobe der gastlichen Stadt und schloß mit den Worten: Es lebe die Stadt Basel und ihre Einwohner! Nun stupfte man den Bürgermeister, er solle auch aufstehen und dem Fürsten danken. Da erhob er sich endlich und stammelte: Es lebet au der Herr Fürst vu Hohelo und sine Inwehner.

Auch Professor Troxler kam, von Luzern vertrieben, mit seiner Familie nach Aarau. Dieser liebenswürdige Gelehrte, mit dessen feinem Geiste ich gern Umgang pflog, war von Körper ziemlich klein und entstellte sich ein wenig durch einen hahnenkammartig hoch über die Stirn vorragenden Haarschopf. Dagegen war seine junge wunderschöne Frau eine wahre Riesin, wie sie denn auch, aus Potsdam gebürtig, von der alten preußischen Garde zu stammen schien. Eine vollkommenere Vereinigung von Körpergröße und Formenschönheit sah ich nie wieder, außer an der kolossalen Flora von Marmor in Florenz.

Mönnich hatte Hofwyl verlassen und eine Zeit lang eine Lehrstelle in Lenzburg angenommen, während welcher Zeit wir sehr oft in einem Dorfe zwischen Aarau und Lenzburg Abends zusammen kamen. Endlich kam auch er ganz nach Aarau und hier entwarfen wir gemeinsam Pläne für die Zukunft, denn wir waren alle wie der Vogel auf dem Zweige. Das erste Ei, welches wir gemeinschaftlich

ausbrüteten, war eine periodische Zeitschrift unter dem Namen der „Europäischen Blätter." Der Aargauer Regierung war nicht wohl dabei zu Muthe, sie wollte aber den Druck innerhalb des Cantons nicht gestatten. Der Canton Zürich dachte großmüthiger, mein Freund Eduard Oeßner durfte unsere Blätter in Zürich erscheinen lassen. Leider bestand unsere kleine Gesellschaft aus allzu bewegten Geistern, es ließ sich also keine rechte einheitliche Tendenz in die Blätter bringen. Noch viel weniger konnten sie pecuniär etwas abwerfen, was den Familienvätern unter uns genügt hätte. Jeder mußte deshalb in der nächsten Zeit sein Glück anderswo versuchen. Die Blätter konnten daher keinen langen Bestand haben. Follen heirathete seine reiche Müllerstochter und wurde vollends faul. Troxler bekam eine Professur in Basel. Auch wir andern konnten nicht lange mehr brodlos in Aarau sitzen bleiben.

Man kann sich denken, welches Conglomerat von Artikeln die Europäischen Blätter enthielten, indem List darin seiner Leidenschaft Luft machen, Troxler seinen philosophischen Ansichten Geltung verschaffen wollte. Ohne unbescheiden zu sein darf ich wohl als Thatsache anführen, daß meine kritischen Artikel das meiste Aufsehen erregten und unsern Blättern einigen Namen machten. Ich begann nämlich mit einer Galerie unserer berühmtesten Dichter und unterwarf zum erstenmal die Werke des großen Goethe einer scharfen Kritik, von dem Standpunkt aus, den meine Kritik auch später und bis auf diesen Tag niemals verlassen hat. Ich erklärte nämlich, ein gegen die Religion so indifferenter, gegen das Unsittliche so nachsichtiger und so viel mit ausländischen Geschmäcken und Formen kokettirender, weibisch eitler Mann, der auch durch seine Beschmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig Herz er für sein Vaterland habe, könne und dürfe nicht als erster und einziger Genius der Nation angesehen werden. Ohne ihm seine großen Talente zu bestreiten, ohne das Liebenswürdige und Verführerische in seiner Koketterie wie in seiner Natürlichkeit zu verkennen und ohne einen Stein auf den werfen zu wollen, der als Kind seiner Zeit ein Recht hatte zu sein, wie er eben war, trat ich

nur dem Cultus entzogen, den man mit ihm trieb. Man begriff auch die Bedeutung meiner Oppositionen. Ich erregte einen großen Grimm bei denen, welche damals die öffentliche Meinung lenkten, während ich auch viele Freunde und Anhänger fand.

Männich übernahm die Redaktion der Blätter und ging zu diesem Behufe nach Zürich. Es schien ihm nützlich, gegenüber der deutschen Philisterwelt, die nur vor Titeln Respekt hat, sich zum Doctor machen zu lassen, was der gute Philologe Todekind in Erlangen besorgte. Ich ahmte seinem Beispiel nach, was ich aber hinterdrein bereute, denn da ich immer unabhängig blieb, brauchte ich auch keinen Titel und es hätte sich gar nicht übel ausgenommen, wenn ich in der Gelehrtenwelt etwas Erkleckliches geleistet hätte auch ohne irgend einen Titel. Ich wählte übrigens zu meiner Dissertation ein Thema, welches die uralte Racenkraft des deutschen Volks hervorhob „über den freiwilligen Tod der alten Deutschen." Nur einen Auszug daraus ließ ich in den Europäischen Blättern I. S. 197. 280 f. abdrucken.

Als leidenschaftlicher Turner hatte ich von jeher auf die deutsche Volkskraft, auf die Tüchtigkeit der Race hohen Werth gelegt, und es war mir schmerzlich zu erleben, wie man diese Volkskraft doch einigermaßen sich abzehren ließ. Dazu veranlaßten mich drei Wahrnehmungen, einmal das Ueberhandnehmen der Fabriken, unzertrennlich von dem wachsenden Elend der Arbeiterfamilien, zweitens die Uebertreibung der Stubenhockerei in den Schulen, die Ueberhäufung junger Schüler mit Lehrstunden, drittens die socialen Aenderungen in den Mittelclassen, das Mißverhältniß zwischen geringen Besoldungen und hohen Preisen der nöthigsten Lebensbedürfnisse, daher die Ueberhandnahme alter Junggesellen, welche nicht die Mittel befaßen, um zur rechten Zeit heirathen zu können und daher auch das Sitzenbleiben so vieler wohlgerathener Mädchen, aus denen tüchtige Frauen und Mütter hätten werden können.

Da ich zu meiner damals begonnenen „Geschichte der Deutschen"

nicht Quellen genug in den mir zunächst zugänglichen Schweizer Bibliotheken fand, verließ ich Aarau im Frühjahr 1824 und ging über Stuttgart nach Heidelberg, dessen reiche Bibliothek mir vorerst genügte.

VII. In Heidelberg.

Meine Reise von Aarau nach Stuttgart bot wenig Interessantes dar. Auf dem Tuttlinger Berge, wo ich vor vier Jahren die Schweiz zum erstenmal begrüßt hatte, nahm ich jetzt wieder von ihr Abschied und zwar einen wehmüthigen. Ich hatte bisher alles, was das Schicksal über mich verhängte, mit leichtem Sinne hingenommen. Jetzt war ich zum erstenmal in meinem Leben recht traurig, denn ich hatte verloren, was ich niemals wiederfinden sollte. Die schönen Alpen stellten sich mir noch einmal in ihrem hellen Glanze dar, von Schwaben her wehte mir aber ein kalter, häßlicher Schneesturm entgegen. Indessen ermannte ich mich, das Wetter wurde wieder besser, und ich unterhielt mich mit dem dicken Conducteur von einer schon lange vergangenen Zeit, nämlich vom Jahr 1806. Er hatte unter den württembergischen Chevaux légers gedient und die Plünderungen in Schlesien mitgemacht. Es gereichte seinem Herzen zur Ehre, was er darüber sagte. Ich hatte später noch öfter Gelegenheit, solche alte Soldaten zu hören, die entweder bereuten, was damals geschehen war, oder lieber gar nicht davon reden wollten. Alle aber lobten das gute Volk der Schlesier, das damals so ungerecht von ihnen mißhandelt worden war.

Am 14. April 1824 kam ich in Stuttgart an und gab einige Briefe von List an dessen Bekannte ab. Im Hause des Procurator Schott wurde ich auf das liebevollste aufgenommen. Er war damals noch ein blühender Mann von feinen Manieren und ausgezeichneter Bildung und genoß großes Ansehen als Landtagsabgeordneter, der mit unerschütterlich festem Charakter früher am alten Recht festgehalten, die beiden octroyirten Verfassungen verworfen und bei der zwischen Regierung und Ständen verabschiedeten und beide gleich sehr verpflichtenden neuen Verfassung mitgewirkt hatte. Im Uebrigen war er eine Zeitlang in Paris gewesen, liebte außer den Classikern vorzugsweise die französische Literatur und befand sich viel weniger mehr auf dem Standpunkt des alten deutschen ständischen Rechtes, als auf dem der französischen, das moderne Repräsentativsystem ausbildenden liberalen Doctrin, auf demselben Standpunkte, den auch bereits v. Rotteck und Welcker in der badischen Kammer eingenommen hatten. Es war mir auffallend, wie in den vier Jahren, die ich außerhalb des deutschen Bundes zugebracht hatte, die politische Stimmung verändert, das christlich deutsche Programm der Burschenschaft, die großartige Reichsidee von Görres vergessen war. Niemand träumte mehr von deutscher Einheit und Größe. Die Carlsbader Beschlüsse und die Hegelei in Berlin hatten desfalls ihren Zweck vollkommen erreicht. Eine Patrioten partei gab es nicht mehr. Dagegen war eine französisch gefärbte liberale Partei aufgekommen, welche mit denselben Mitteln wie die liberale Partei in Frankreich, politische Freiheit erkämpfen wollte. Man abstrahirte so sehr von der deutschen Nationalität, daß man sich mit Vorliebe für fremde Nationen begeisterte. So war mein neuer Freund Schott bei einem Griechencomité betheiligt und schwärmte für die Freiheit der Neugriechen.

Schotts Gattin war eine sehr liebenswürdige, feingebildete und treffliche Dame, ihr Haus äußerst gastlich. Auch von Uhland, der damals noch in Stuttgart wohnte, und seiner freundlichen Frau wurde ich auf das beste aufgenommen, wie auch von Gustav Schwab,

dem Uhland innig befreundeten Dichter, der Professor am Gymnasium in Stuttgart war und in seinem gleichfalls sehr gastlichen Hause täglich Einheimische und Fremde sah. Außer ihnen lernte ich Samuel Gottlieb Liesching kennen, einen im Vermögen herab gekommenen Kaufmann, der aber voll Geist war, schöne Kenntnisse, besonders im Gebiet der bildenden Künste besaß, daher auch mit Gemälden handelte und damals ein freisinniges Blatt, den „Deutschen Beobachter" redigirte. Ferner den Hauptmann a. D. Seybold, List's Schwager, dem ich in seine Neckarzeitung, um nebenbei etwas zu verdienen, Miscellen schrieb. Ich will dabei nicht verfehlen, zu bemerken, daß seine Schwester, List's Frau, sehr schön war. — Auch Börne kam nach Stuttgart, wo er mit Cotta wegen politischer Correspondenzen unterhandelte, und besuchte mich. Ich kannte ihn nur von seiner „Waage" her, in die sogar Görres Artikel geliefert hatte, achtete ihn also als einen guten Patrioten und fand in ihm auch etwas Sinniges und Bescheidenes, so daß ich nicht geglaubt hätte, er würde später in Paris sich über die Deutschen lustig machen und sich dafür vom französischen Publikum honoriren lassen. Doch der Jude bleibt Jude.

Eine große Erquickung war mir die Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde, die in Stuttgart aufgestellt war.

Ich hatte schnell so viele Freunde in Stuttgart gefunden, daß ich länger dort verweilte, als ich anfangs im Sinne gehabt hatte, und dadurch meine Weiterreise nach Heidelberg verzögerte. In Schott's Hause sah ich zum erstenmal ein junges schönes Mädchen aus Cannstadt, ohne noch daran zu denken, daß sie meine Frau werden würde. Die Stadt, die noch nicht die Hälfte so groß war wie jetzt, gefiel mir in der schönen Sommerzeit ausnehmend wohl, hauptsächlich wegen der reizenden Umgebung von Weinbergen und malerischen Waldbergen. Ich blieb hier bis in die Mitte des Juli, brach aber dann endlich rasch ab und war am 23. Juli in Heidelberg.

Hier kannte ich nur den Buchhändler Winter, der meine Streckverse verlegt hatte und überdieß ein spezieller Freund von Schott und Liesching war. Er machte damals ein Haus in Heidelberg und

war ein um so angesehenerer Mann, als er auch als badischer Landtagsabgeordneter gegen die damalige schlechte Regierung des Großherzog Ludwig freimüthig gesprochen hatte. Er war auch ein Kunstfreund und besaß einige schöne alte Gemälde. Aber auch ein eifriger Freimaurer, und ich hatte meine liebe Noth mit ihm, da er beständig in mich drang, ich solle mich in eine Loge aufnehmen lassen. Dasselbe that der alte Kirchenrath Paulus, der sich sehr um mich bemühte und mir viele Bücher über die Freimaurerei ins Haus schickte, um mich dafür zu gewinnen. Durch ihn ließ mich auch der alte Voß zum Kaffee einladen, ich ging aber nicht hin, weil ich diesen Pedanten schon von der Schule her nicht leiden konnte. Ich kannte die Schriften des alten Paulus noch nicht und war von der verderblichen Rolle, die er als Haupt der Rationalisten in Baden spielte, nicht unterrichtet, sonst würde ich von vorn herein wie mit Voß, so auch mit ihm jede Begrüßung vermieden haben.

Ich erfreute mich, wie jeder Andere an der reizenden Lage der Stadt Heidelberg. Doch machte ich eine Erfahrung, welche andere Fremde, die sich länger hier aufhielten, gleichfalls gemacht haben. Im ersten Monat nämlich war ich täglich auf dem alten Schlosse, nachher weniger oft, und unvermerkt richtete ich mit meinen Freunden unsere Spaziergänge gegen Mannheim in die Ebene hinaus. Jachmann, der geistreiche und melancholische Livländer, dessen Nachlaß später Zschokke herausgegeben hat und mit dem ich in Heidelberg öfters Spaziergänge machte, beobachtete an sich ganz dieselbe Neigung, nach einiger Zeit lieber ins Flache hinauszugehen, als auf den Berg. Der Grund davon war nicht etwa Uebersättigung an den Reizen des alten Schlosses, sondern vielmehr das Bedürfniß, aus der schmalen Gasse des Thales mehr ins Freie und Lichte hinauszukommen. Ich machte übrigens in der guten Jahreszeit viele schöne Partieen in der Umgegend, nach Neckarsteinach, auf den Heiligenberg, auf den Kaiserstuhl, nach Mannheim und Karlsruhe, unter andern auch einmal mit dem berühmten Maler Rottmann von München, der seine junge und schöne Frau bei sich hatte, zur Kirmeß nach Ziegelhausen.

Ich benutzte sehr fleißig die Bibliothek, denn ihretwegen war ich nach Heidelberg gekommen. Der damalige Bibliothekar, der berühmte Mythologe und Historiker Mone, leistete mir dabei die freundschaftlichsten Dienste. Dieser liebenswürdige Gelehrte machte mich auch mit dem alten Creuzer bekannt, der als einer der ersten Philologen und Mythologen Deutschlands glänzte und in dessen Vorlesungen ich schon vor fünf Jahren einmal hospitirt hatte. Er war mit Görres sehr befreundet und empfing mich auf das herzlichste. Ich mußte ihn öfters besuchen und jedesmal mit ihm eine Flasche trefflichen Wein trinken. Dabei ließ er sich ganz gehen und pflegte im Eifer des Gesprächs seine rothe Perücke mit der Hand herumzudrehen, daß oft hinten vorn wurde. Er war äußerst lebhaft und geistreich und man mußte ihn liebgewinnen. Ich fand bei ihm nicht den mindesten Professorenhochmuth, sondern die anmuthigste Natürlichkeit und die seltenste Bescheidenheit. Unter andern rühmte er den Einfluß, den Görres auf ihn geübt, von dem er mehr gelernt habe, als von vielen Andern. Das war nun damals nicht Mode, im Gegentheil wollten viele gelehrte Schafsköpfe den großen Görres kleinmeistern. Ich wohnte ganz nahe bei Creuzer, links von ihm, und hinter meinem Hause stand in einem Garten das Haus des alten Voß, den ich oft in Schlafrock und Nachtmütze mit der Pfeife gravitätisch herumspazieren sah, eine lange hagere Figur mit einem Gesicht, das aus einiger Entfernung einer gebackenen Birne glich. Noch nicht lange vorher hatte es Reibungen unter den Studenten gegeben, von denen ein Theil durch Voß und Paulus gegen Creuzer gehetzt wurde und demselben auch einmal die Fenster einwarf. Ich lernte auch den Professor Thibaut kennen, einen Mann von sehr würdigem Aussehen, dem ich nicht lange nachher bei seinem literarischen Kampfe für die alte Kirchenmusik beizustehen Gelegenheit hatte.

Zu meinem Erstaunen wurde einmal in meiner Abwesenheit mein Zimmer von der Polizei geöffnet und wurden alle meine Papiere durchstöbert; hätte man das Geringste darin gefunden, was mich verdächtigt hätte, so würde ich Noth haben ausstehen müssen. Ich erfuhr,

der alte Paulus habe mich verdächtigt, wie er mich später auch in Württemberg bei der Regierung als Demagogen anzuschwärzen versuchte.

Ich beschloß, nur noch eine Zeitlang die Heidelberger Bibliothek zu benutzen und dann nach München zu gehen. Dieser mein Plan wurde hauptsächlich durch Maßmann veranlaßt, der denselben Winter in Heidelberg zubrachte, nach München gehen wollte und wirklich im nächsten Jahr dahin gegangen ist. Mit Maßmann war ich täglich zusammen. Unsere Abende brachten wir theils in einem Gasthof in der Stadt, theils auf dem alten Schlosse zu. In der Stadt verkehrten wir viel mit dem jungen Grafen Leon, der hier studirte, einem natürlichen Sohn Napoleons, dem er auch auffallend ähnlich sah. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Auf dem alten Schlosse wohnte Karl Barth, ein ausgezeichneter Kupferstecher, und da eine gemüthliche Wirthschaft und guter Wein oben zu finden war, brachten wir viele Winterabende in der schönen und berühmten Ruine zu. Es bildete sich da ein kleiner Kreis, dem außer Maßmann und mir auch noch ein gewisser Kirchgeßner und der Maler Keller angehörte, welcher später als Restaurateur nach Berlin berufen wurde. Barth zeichnete mich. Dieser muntere Künstler soll sich später entleibt haben.

Oft gesellte sich auch Julius Treutler zu uns, der in Heidelberg studirte und mein Vetter war, denn sein Vater war der Bruder meines guten Stiefgroßvaters, und sein eigener älterer Bruder Karl der Mann meiner älteren Schwester Emilie. Ich hatte diesen Julius schon als kleinen Knaben in Waltenburg immer gern gehabt, weil er so hübsch, anstellig und nicht ohne Geist war. Er dichtete auch und seine Lieder sind später gedruckt worden. Ich hatte ihn immer noch lieb und er hing sich auch an mich mit einer wahren Innigkeit wie an einen älteren Bruder an. Aber er hatte durch das üppige Leben, welches reiche Studenten und ganz besonders das Corps Borussia in Heidelberg führten, seine Gesundheit zerrüttet und ist im folgenden Jahre, nachdem er nach Schlesien zurückgekehrt war, gestorben.

In jener Zeit studirte ein junger Livländer in Heidelberg, der sich einmal in Baden-Baden an die Spielbank setzte und an einem

Abend 40,000 Gulden gewann. Sein Bedienter mußte ihm das Geld in den Gasthof tragen, und er schlief sehr vergnügt ein, mit der Absicht noch länger in Baden zu bleiben und noch mehr zu gewinnen. Als er aber am andern Morgen erwachte, war das Geld verschwunden und auch der Bediente konnte nirgends aufgefunden werden. Alle Nachforschungen der Polizei blieben fruchtlos, und der Student kehrte verdrießlich nach Heidelberg zurück. Nach vier Wochen aber bekam er von seinem Vater einen Brief, welcher anfing: „Du Schlingel, wenn der treue Johann nicht wäre!" Der Bediente hatte nämlich vorausgesehen, sein junger Herr werde den Gewinn bald wieder verspielen, war daher noch in derselben Nacht auf und davon gefahren, um das Geld dem Vater zu bringen.

Heidelberg ist seit langer Zeit immer von reichen Studenten besucht worden, und da sie sowohl den Professoren als der Stadt Geld brachten, hat man ihre, zuweilen kolossale Liederlichkeit immer geduldet und ihnen ein Monopol gegönnt, wie der Spielhölle in Baden-Baden.

Ich muß hier noch einige Bemerkungen über die badischen Zustände überhaupt anknüpfen, wie ich sie damals fand. Die Rheinbundzeit wirkte noch nach. Freimaurerei und seichter Rationalismus hatten hier, wie in der Schweiz, stets dem Napoleonismus gedient. Das war die echte Rheinbundpolitik, wie sie dem Kaiser Napoleon wohlgefiel. Auch der alte Voß wurde nicht seiner Hexameter wegen nach Heidelberg berufen, sondern um in dem antikirchlichen Geiste zu wirken, welcher durch die Studirenden und Beamten im Volke verbreitet werden mußte, damit es die kleinen Despoten der Rheinbundzeit bequem hätten zu regieren. So diente Voß als Wächter und Angeber. So belauerte und verfolgte er den armen Stolberg. So wüthete er mit Händen und Füßen im Jahre 1806 gegen die Romantiker in Heidelberg: Görres, Achim von Arnim, Clemens Brentano. Als Deutscher hätte er das Streben dieser edlen Männer, die inmitten der tiefsten Schmach des Vaterlandes an die Herrlichkeit der Vorzeit erinnerten, ehren und unterstützen sollen. Aber gerade weil

sie den vaterländischen Sinn weckten, bekämpfte sie Voß im Dienst der Rheinbundpolitik und verleumdete sie als Ultramontane. Auf die gleiche Weise verleumdete er den edlen Creuzer, als wolle derselbe durch Erklärung der uralten griechischen und orientalischen Mysterien katholische Mystik einführen.

Der protestantischen Gläubigkeit erging es nicht besser in Baden, wie der katholischen. Der Rationalismus war freilich nichts Neues mehr, durch Paulus aber wurde er bis zum Fanatismus gesteigert. Wehe dem Pfarrer oder auch nur Schulmeister, der die Evangelien hätte anders verstehen wollen, als Paulus in seinem berüchtigten Buche vom Leben Jesu! Die aufgeklärte Geistlichkeit war ganz mit dem weltlichen Beamtenthum verschmolzen, ein Werkzeug der Staatsgewalt.

So waren denn die Zustände hier dem christlich deutschen Programm, welches wir nach dem Befreiungskriege als das allein heilbringende aufstellten, schnurstracks entgegengesetzt. Statt des Christenthums hatte man eine windige Aufklärerei mit viel Unsittlichkeit verbunden, und statt der Ehrfurcht vor der großen vaterländischen Idee nur das Erbtheil der Rheinbundpolitik, barischen Sondergeist und Staatsomnipotenz mit einer wohldressirten Bureaukratie. Dieser schlechte Geist erreichte seine Höhe unter der Regierung des tief unsittlichen Großherzog Ludwig. Aber das Uebel gebar sich seine Strafe selbst. Die Regierung war es, welche die Gottesfurcht und den sittlichen Ernst verbannt hatte und nun für ihre kleine Autorität den Glauben nicht mehr in Anspruch nehmen konnte, den sie höheren Autoritäten zu versagen das Volk abgerichtet hatte. Daher die rasche Ueberhandnahme des Liberalismus selbst im Beamtenstande und die Revolution, die 1848 das schöne Baden zu verwüsten drohte.

Es war eine sehr unerquickliche Zeit, und ich fühlte ihren schweren Druck. Die Deutschen schienen ihren glorreichen Krieg und Sieg vergessen zu haben, oder sich desselben sogar zu schämen, denn sie ließen sich nicht nur die Infamie gefallen, mit welcher der Jude Heine

alles Heilige, was in unserer Nationallehre wie in unserer Religion liegt, verspottete, sondern sie bewunderten ihn sogar deshalb. Die Popularität dieses witzigen, aber sittenlosen Juden, verbunden mit der damaligen Alleinherrschaft der Hegelschen Philosophie waren Früchte der Zeit, wie man sie sich nicht fauler und unserer großen Nation unwürdiger denken kann, nachdem kaum ein Jahrzehent seit der todesmuthigen Erhebung dieser Nation gegen Napoleon verflossen war. Wo man auch an den bessern Geist der Nation zu appelliren versuchte, man stieß fast überall nur auf Gleichgültigkeit, Frivolität und Particularismus, so daß der wenn auch ganz französisch gefärbte politische Liberalismus fast der einzige Trost blieb, weil in demselben wenigstens eine treibende Kraft vorhanden war, mit der man hoffen konnte, eine Bresche in die geistlose Bundestagspolitik zu legen.

Es herrschte damals eine fürchterliche Gemeinheit in der Welt, eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen, jenes „gespenstige Philisterthum," vor dem sich Callot-Hoffmann bis zum Wahnsinn entsetzte und Lord Byron lieber in den barbarischen Orient flüchtete. Diese Gemeinheit ging von den Thronen aus. Es war noch der alte fürstliche Absolutismus, aber abgeschwächt, ohne Geist, ohne jene Grazie, die einst die Laster Ludwigs XIV. und Augusts II. von Sachsen noch liebenswürdig gemacht hat. Es war da in den obern Regionen der regierenden Gewalten nirgends mehr ein Feuer, ein Genie, eine große Leidenschaft, eine Thatkraft. Alles war ordinair, langweilig, geschmacklos, sogar die Trachten. Man konnte diesen bereisenden Majestäten und Hoheiten nur mit Achselzucken nachsehen. Tauchen die diplomatischen Kreise aus Metternichs Atmosphäre! Wo hier noch einiger Witz und Geist war, wurde man doch immer an die beiden Klingeberge erinnert. Der Adel vegetirte in derselben Sorglosigkeit wie die Fürsten und versäumte alles, um sich populär zu machen. Von ihm konnte man verlangen, daß er der alten Ritterlichkeit der Nation hätte eingedenk bleiben sollen. Es gab auch wirklich noch einige echte Ritter, aber sie verloren sich in der

Masse der Hofschranzen und jener Klasse, deren Wappenhelm ein Branntweinhelm wurde.

Die eigentliche Gewalt war bei der Bureaukratie. Diese Schreibergesichter, die zwischen lächerlich hohen Civiluniformskragen gewöhnlich entweder zu mager oder zu dick herausguckten und in der Regel genau das Gegentheil von plastischer Schönheit darstellten und deren hölzernes und karikirtes Wesen das Gegentheil aller Mannhaftigkeit und Ritterlichkeit war, beherrschten doch die ganze übrige Menschheit und waren sich dessen wohlbewußt.

In der trägen und schwülen Luft jener Restaurationsperiode begann es übrigens von Westen her zu wehen. In Frankreich waffnete sich nach und nach die liberale Opposition gegen die Bourbons, und in England mahnte Lord Byron an die alte romantische Welt und sprach seinen poetischen Fluch über die Gemeinheit und Prosa der Gegenwart aus. Das fand nun Anklang auch bei den Mißvergnügten in Deutschland; indem aber diese Mißvergnügten nur das Ausländische übersetzten und nachahmten, bewiesen sie damit wieder den Mangel an eigenem Geist und Urtheil. Es war doch kläglich, daß alle französischen Memoiren, in denen zum Hohn der Bourbons die Revolution und das Kaiserreich verherrlicht wurden, auch in Deutschland unzählige Leser und Bewunderer fanden, während um die große Vorzeit der deutschen Nation sich nur ganz Wenige bekümmerten, die man noch dazu häufig verlachte. Von einer Wiederbelebung des deutschen Nationalbewußtseins, des ureigenen deutschen Geistes und Geschmackes, von Herstellung des deutschen Baustyls, der deutschen Nationaltracht, der deutschen Hansa, wovon man in den Befreiungsjahren soviel geträumt hatte, war nicht mehr die Rede. Görres war nicht nur in Preußen verfolgt, sondern wurde auch dem ganzen gebildeten Publikum als Finsterling verhaßt gemacht. In allen Schulen wurde unsere glorreiche Kaiserzeit, in welcher wir die Herren Europas waren, als finsteres Mittelalter gelästert, und die letzten Jahre unserer Zerrissenheit, in denen wir eine Provinz nach der andern ans Ausland

verloren und endlich völliger Fremdherrschaft anheimfielen, als das goldne Zeitalter der Aufklärung und Bildung gepriesen.

Wie war es möglich, frug ich mich oft, daß eine so große Nation, wie die deutsche, zu so kleinlicher und erbärmlicher Denkungsart herabsinken konnte?

VIII. Meine Ansiedelung in Stuttgart.

Nachdem ich noch einen sehr vergnügten Abend mit meinen Heidelberger Freunden zugebracht hatte, fuhr ich in der Nacht des 21. März 1825 mit dem Eilwagen ab. Die Eilwagen waren damals noch eine neue Erfindung und wurden im Vergleich mit den früheren Postwagen als ein großer Fortschritt der Zeit bewundert. Ich wollte nach München, hielt mich aber, als ich am folgenden Morgen in Stuttgart anlangte, dort bei meinen Freunden wieder länger auf. Der arme List, der unvorsichtig aller Warnungen ungeachtet nach Württemberg zurückgekehrt war, büßte auf dem Asperg, wurde aber bald nach Nordamerika entlassen. Auch Liesching war als Redakteur des freisinnigen Beobachters eine Zeitlang gefangen gesetzt. Sonst fand ich alles wie im vorigen Jahre.

Stuttgart liegt sehr schön in einem einer Venusmuschel gleichenden Thale, aus dem sich ringsum die Berge hinaufziehen. Es wurde schon vor fast 200 Jahren von einem französischen Dichter wegen der schönen Weinberge gepriesen, von denen die Stadt rings umgeben ist. Der Dichter sagt, wenn man die Trauben hier nicht abpflückte, so würde die Stadt von Wein überschwemmt werden:

> Si on ne cueillait de Stutgard le raisin
> La ville irait se noyer dans le vin.
>
> Beckenmeyer, cur. Antiqu. I. 521.

Ich verfehlte nicht, mich bald mit der schönen Umgegend bekannt zu machen. Zu Ostern (am 3. April) machte ich mit Schott, seinen älteren Knaben und Maßmann beim schönsten Wetter eine Fußpartie über Fellbach, den Capellenberg, die Katharinenlinde und die Filiale nach Eßlingen und durch das Neckarthal zurück. Einer der reizendsten Ausflüge in der an Naturschönheiten so reichen Umgebung der schwäbischen Hauptstadt. Als wir nun Abends vor dem Dorfe Wangen an einer grünen Wiese vorüberkamen, sahen wir dort eine Gesellschaft Cannstatter fröhlich im Freien tanzen. Eine Blondine in lichtblauem Kleide reizte mich durch ihre schöne Figur, und siehe da, es war dasselbe Mädchen aus Cannstatt, was ich schon einmal im vorigen Jahre bei Schotts gesehen hatte. Es fügte sich, daß ich schon am folgenden Abend an ihrer Seite im Stuttgarter Theater saß, wo Mozarts Don Juan vortrefflich aufgeführt wurde. Während mich nun diese Bekanntschaft noch in Stuttgart fesselte, da ich aber immer noch an nichts dachte, als nach München zu gehen, auf dessen Kunstschätze ich mich schon lange freute, hatte bereits der alte Herr v. Cotta alles veranstaltet, um mich in Stuttgart zurückzuhalten und überraschte mich am 11. April mit seinem Antrage. Er war durch meine Streckverse und durch meine Aufsätze in den Europäischen Blättern auf mich aufmerksam geworden und hatte bereits seine bisherige Verbindung mit Müllner, welcher das mit dem vielgelesenen Morgenblatt verbundene Literaturblatt redigirte, gelöst, um mir dessen Redaction anzuvertrauen, wenn ich dazu Lust hätte. Er versprach mir, mich pecuniär so günstig zu stellen, daß ich, wenn ich Lust hätte, auf der Stelle heirathen könne. Er bemerkte mit Recht, daß Stuttgart für eine literarische Thätigkeit ein weit günstigerer Platz sei, als München. Schon wegen der verhältnißmäßig größeren Preßfreiheit in Württemberg. Da ich nun in der That in Stuttgart etwas Gewisses gefunden hatte, zog ich es dem Ungewissen in München vor und blieb.

Cotta war ein außerordentlich verständiger und wohlwollender Mann, damals schon ergraut, aber noch von großer Lebhaftigkeit des

Körpers und Geistes. An wahrer Genialität hat er wohl alle Buchhändler in Deutschland übertroffen. Er war ein königlicher Kaufmann, wie Shakespeare gesagt haben würde. Nach seinem Tode fand man in seinen Büchern Posten von mehr als 200,000 Gulden aufstehen, Vorschüsse, die er jungen Gelehrten und Künstlern gemacht hatte und die ihm nie zurückbezahlt worden sind. Ich war öfters Zeuge, wie großmüthig er junge Talente unterstützte und ihnen durch seine Geldspenden ihre weitere Ausbildung, namentlich auf Reisen möglich machte. Er kümmerte sich auch nicht um die Leute, die ihm einredeten, er als Verleger Goethes solle sich mit mir, als einem Feinde Goethes, nicht einlassen. Ebenso wenig dachte er daran, mich in der Freiheit meiner Redaction beschränken zu wollen, da es meine erste Contractbedingung war, daß dies nicht geschehen dürfe. Er unterhielt sich viel und gern mit mir, insbesondere über Politik und Literatur, wobei ich viel von ihm lernte, denn er kannte die Welt und urtheilte ebenso scharfsinnig als freimüthig. Er lud mich oft zu Tische und hatte die liebenswürdige Gewohnheit, seltener große Tafel zu halten, deste häufiger aber nur wenige geistreiche Leute bei sich zu sehen, besonders wenn sich ein interessanter Fremder eingefunden hatte.

Am 9. Mai wurde mir die Ehre zu Theil, die Festrede beim ersten in Stuttgart gefeierten Schillerfeste zu halten, dem nachher so viele andere in und außerhalb Stuttgart nachgefolgt sind. Unter den Sängerinnen befand sich auch mein schönes Mädchen von Cannstatt, und zwei Tage später war ich mit ihr verlobt. Johanna Bilfinger war die jüngste von drei Schwestern, damals neunzehn Jahre alt, die Tochter einer Pfarrerswittwe. Ihr Vorfahr war der berühmte Geheimrath Bilfinger, Mentor des Herzog Karl in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und durch seine philosophischen Schriften ausgezeichnet. Wenige Tage nach unserer Verlobung saß ich bei meiner Braut auf dem Sopha, als ihre Mutter mit Thränen aus ihrem Weinberg zurückkehrte, denn ein grimmiger Maifrost hatte die ganze Hoffnung auf den diesjährigen Herbst vernichtet. Aber die

gute Mutter trocknete ihre Thränen und lachte wieder, als sie uns so traulich beisammen sitzen sah.

Ich beschäftigte mich mittlerweile mit einer Flugschrift „Voß und die Symbolik", worin ich Creuzer gegen das unvernünftige Gebell des alten Voß vertheidigte, und mit der Herausgabe eines poetischen Taschenbuchs, welches unter dem Titel „Moosrosen" noch in demselben Jahre erschienen ist. Gustav Schwab und Friedrich Rückert in Coburg, Adalbert v. Chamisso in Berlin, meine Heidelberger Freunde Maßmann, Karl Barth, meine Schweizer Freunde Fröhlich und Tanner, auch mein Schulfreund Hermes aus Breslau gaben Beiträge dazu, nur Ludwig Feilen ließ mich, gegen seine Zusage, aus gewohnter Faulheit im Stiche, so daß ich, um zu rechter Zeit das Büchlein fertig zu bringen, auch einiges Unpassende aufnehmen mußte. Das berühmte Lied Chamissos „Der Zopf der hängt ihm hinten" wurde hier zum erstenmal gedruckt.

Die Europäischen Blätter hatten aufhören müssen, Mönnich kam zu mir nach Stuttgart und verlobte sich nach kurzer Zeit mit der ältern Schwester meiner Braut. Cotta übergab ihm die Redaction des Inlands, eine Zeitung, die er im nächsten Jahre in München erscheinen ließ. Der alte König von Bayern, Max Joseph, starb noch 1825. Sein Nachfolger Ludwig galt damals allen jungen Leuten, die nach etwas Höherem und Edlerem strebten, als der einzige Rettungsanker, als der wahre princeps juventutis. Er war als Patriot bekannt, er hatte einmal die deutsche Tracht getragen, er dichtete, er liebte die Kunst und die deutsche Vorzeit. Er verlegte die Universität Landshut nach München. Mit ihm begann ein neues großartiges Leben in Bayern. Deßhalb gründete auch Cotta dort ein bedeutendes Etablissement. Mein Freund Maßmann erhielt eine Professur in München, die ich wahrscheinlich auch erhalten haben würde, wenn ich nicht in Stuttgart geblieben wäre. Das letztere aber ließ ich mich nicht reuen, und die Folgezeit hat bestätigt, was mir Cotta sagte. Ich besaß nicht Biegsamkeit genug, um es allen Ministerien recht zu machen, die von 1825 an in München gewechselt

haben. Mönnich kam von München nach Nürnberg, wo er viele Jahre lang als Rector der höhern Bürgerschule wirkte.

Im Herbst 1825 besuchte mich meine gute Mutter mit ihrem zweiten Manne, der damals als berühmt gewordener Schafzüchter große Geschäfte machte, später aber wieder bedeutende Verluste erlitt. Der mütterliche Besuch erfreute mein Herz, und ich hätte ihn gern in den nächsten Jahren erwidert, aber was damals alles von Seiten der verblendeten Regierung Friedrich Wilhelms III. und des gottlosen Consistoriums in Breslau zur Unterdrückung der Lutheraner in Schlesien geschah, ekelte und erbitterte mich in solchem Grade, daß ich meinem Gelübde, mein Vaterland in fünfzig Jahren nicht wiederzusehen, treu blieb.

Da ich in Stuttgart bleiben und heirathen wollte, zog ich es vor, mich hier auch einzubürgern. Ich forderte also und erhielt aus Schlesien meine Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbande und suchte um das Bürgerrecht in Stuttgart nach. Zu meinem Erstaunen aber verging mehr als ein halbes Jahr, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Mittlerweile ließ Paulus in Heidelberg einen infamen Schmähartikel gegen mich in der Speierer Zeitung abdrucken und übergab 100 Exemplare des Blattes einem Kaufmann, um sie in Stuttgart zu verbreiten. Der Kaufmann war aber so ehrlich, das ganze Paket mir zu übergeben. Paulus warnte die Württemberger, sie sollten mich nicht unter sich aufnehmen, ich komme aus der Schweiz, habe dort mit Flüchtlingen in Verbindung gestanden und sei ein gefährlicher Mensch. Im Stuttgarter Publikum schadeten mir diese Verdächtigungen nichts, denn man kannte mich schon, und ich hatte mir vielseitige Liebe erworben.

Der alte Paulus war erbost darüber, daß Procurator Schott in Stuttgart sich so warm mit mir befreundet hatte. Schott hatte nämlich nicht lange vorher seinen Namen zu einem Buche hergeliehen, welches Paulus in der Stolbergschen Angelegenheit zur Vertheidigung seines Freundes Voß geschrieben hatte und das in Stuttgart gedruckt worden war. Schott hatte das in gutem Glauben gethan, sofern er

immer die Partei ergriff, die ihm die freisinnige zu sein schien. Da ich nun gegen Voß geschrieben hatte und dennoch im Schottischen Hause aus- und einging, erkannte die Heidelberger Clique von Seiten Schotts eine Mißachtung ihrer Autorität und wollte mich daher um jeden Preis in Stuttgart diskreditiren und womöglich meine Ansiedlung daselbst hintertreiben.

Paulus hatte zahlreiche Verbindungen, hauptsächlich durch die Freimaurerei und durch die damals auf allen protestantischen Universitäten verbreiteten, ihm gleichgesinnten Rationalisten. Wie angesehen und einflußreich er nicht nur im Großherzogthum Baden, wo er als ein kleiner Papst galt, sondern auch im Auslande war, bewies der Umstand, daß sich der König der Niederlande durch ihn zuverlässige Kirchenfeinde bezeichnen und bestellen ließ, um sie als Professoren an der katholischen Universität Löwen anzustellen. Man vergleiche über diese Intrigue des Professor Dr. Wiese vortreffliche Briefe über die englische Erziehung, 1852. Paulus also, der in seinem Leben Jesu die Gottheit Christi geleugnet, die Wunder desselben als fromme Betrügereien und Taschenspielerkünste erklärt hat, sollte nicht nur die Religiosität im protestantischen Baden unterwühlen dürfen, sondern war auch ausersehen, die katholische Jugend in Belgien durch kirchenfeindliche Lehrer zu verderben. Doch mißlang der Plan. Die von Paulus nach Löwen geschickten Lehrer, unter denen sich auch Ernst Münch befand, konnten sich in ihrer gänzlichen Unpopularität nicht behaupten, und der unwürdige Angriff von Heidelberg aus hat die katholische Kirche in Belgien nicht geschwächt, sondern nur gestärkt.

Paulus war Doctor aller Facultäten. Es gehörte zur akademischen Mode jener Zeit, daß sich die rationalistischen Machthaber, wie einst die lateinischen poetae laureati, gegenseitig priesen und mit Ehren überhäuften. Insbesondere ertheilte man den höchsten Ehrentitel eines Doctors der Theologie geflissentlich nicht blos ungläubigen Theologen, sondern auch Philosophen, Literar-Historikern ꝛc., wenn sie sich durch widerkirchliche Schriften bei der herrschenden Partei in Gunst gesetzt hatten. Hast du meinen Juden zum Doctor gemacht,

sagte eine scheinheilige Facultät spöttisch zur andern, so mache ich nun auch deinen Juden zum Doctor. Es leben jetzt noch solche Schandflecke der sog. evangelischen Theologie.

Was der ehrliche Eilers in seiner „Wanderung durchs Leben" von der damaligen Glaubensverachtung geschrieben hat, kann ich nur durch alle meine Erfahrungen bestätigen. Gesenius in Halle pflegte durch seine schlechten Witze über die h. Schrift bei den jungen Theologen, die ihm zuhörten, ein wieherndes Gelächter hervorzurufen. Ich befand mich in jenen zwanziger Jahren einmal in einem öffentlichen Garten, als ein alter Herr, den ich nicht kannte, mit einer wahren Satyrmiene der Religion spottete. Trotz meiner Jugend fiel ich ihm ins Wort und sagte ihm, das sei schändlich geredet. Er sah mich groß an, lachte und ging weg. Nachher erfuhr ich, es sei ein Consistorialrath gewesen, und als am folgenden Tage in einer Gesellschaft davon die Rede war und man den Namen des Consistorialraths nicht wußte, wurden nicht weniger als drei genannt, denen man solche Reden zutraute, wie sie jener geführt hatte.

Irgend einen Einfluß muß die Verdächtigung, die von Heidelberg ausgegangen war, doch in Stuttgart geübt haben, weil ich so sehr lange auf die Ertheilung des Bürgerrechtes warten mußte. Ich dachte anfangs, es sei der gewöhnliche schleichende Canzleigang, den die allmächtige Bureaukratie nun einmal zu ihrem Privilegium gemacht hatte. Endlich aber erfuhr ich, mein Gesuch sei vom Stuttgarter Magistrat, von der königlichen Stadtdirection, von der Kreisregierung, vom Ministerium des Innern und sogar vom Geheimen Rathe genehmigt worden, liege aber immer noch dem König vor, der noch nicht unterschrieben habe. Das erfuhr ich durch den Minister Schlayer, und es wurde mir von Cotta bestätigt. Ich setzte mich nun augenblicklich hin — es war am 28. Januar 1826 — und schrieb einen humoristischen Brief an den König, worin ich ihm insinuirte, ich sei aus dem preußischen Unterthanenverbande entlassen und in den württembergischen noch nicht aufgenommen, also gegenwärtig souverain, ein Souverain mehr in Deutschland ohne Land und Leute könne sich nicht halten

Ich wolle sein Unterthan werden: die beste Bürgschaft, daß ich ihm nicht gefährlich sein könne, gebe ich ihm, indem ich in seinem Lande bleiben wolle. Da könne er mich ja jeden Augenblick haben und zur Rechenschaft ziehen. — Der König soll bei Lesung des Briefes sehr gelacht haben. Am andern Tage aber hörte ich schon, meine Sache sei erledigt, der König habe unterschrieben und auf dem rückläufigen Canzleiwege wurde mir richtig die Urkunde zugestellt, welche mich der Ehre würdigte, mit meiner präsumtiven Nachkommenschaft das Bürgerrecht in der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart auf ewige Zeiten zu genießen.

Unterdeß war die Aussteuer meiner Braut fertig geworden, außer welcher sie mir kein Vermögen beibrachte. Ich selbst hatte damals nichts und war noch 400 Gulden schuldig. Wir traten aber ganz sorglos am 9. März 1826 in die Ehe und ich fing mit meiner jungen Frau gar einfach in einer Miethwohnung an der Ecke der Rothen- und Lindenstraße zu hausen an. Stuttgart zählte damals erst 26,000 Seelen, und es war hier noch verhältnißmäßig kleinstädtisch und gemüthlich, das Leben außerordentlich wohlfeil, um mehr als die Hälfte wohlfeiler, als vierzig Jahre später.

Mein Hausherr war ein Oberamtsrichter Zeller, dessen Sohn als Irrenarzt in Winnenthal einen großen Ruhm erlangt und verdient hat.

Im Hause des alten Zeller noch im Jahre 1826 wenige Tage vor dessen Schluß wurde mein ältester Sohn Rudolf geboren. Bald darauf wurde das Haus verkauft und ich mußte eine andere Wohnung beziehen, diesmal bei Medicinalrath Plieninger. Dieser wurde mein Hausarzt und ist es vierzig Jahre geblieben. In seinem Hause wurde 1828 meine älteste Tochter Klara geboren. Im Jahre 1830 bekam ich einen zweiten Sohn Ludwig, 1831 den dritten, Paul, der aber so schnell nach der Geburt starb, daß ich ihm selbst die Nothtaufe geben mußte, 1832 meine zweite Tochter Anna. In demselben Jahre kaufte ich einen mehr als zwei Morgen großen Garten vor dem Büchsenthor und im folgenden Jahr ein neues Haus in der Kasernen-

straße, welches wir am ersten Mai 1833 bezogen. Es lag ganz frei im Hintergrunde eines sonnenhellen Gartens, und Reben rankten sich am Hause hinauf bis zu den Fenstern meines Studierzimmers, im Herbst fast immer voll von süßen Trauben. Im Besitze dieses Hauses sah ich in Erfüllung gegangen, was mir fünfzehn Jahre vorher in Müncheberg geträumt hatte. In dem neuen Hause wurden mir noch vier Söhne geboren, 1834 Konrad, 1836 Friedrich, 1839 Otto, 1841 Adolf.

Bevor ich meine und meiner schwäbischen Familie Schicksale weiter verfolge, muß ich noch einmal nach meiner schlesischen Heimat zurückblicken. Meine gute Mutter lebte in äußern Glücksumständen, bis ihr zweiter Mann in Schäfereien unglücklich spekulirte, und starb lebensmüde 1849 in Münsterberg. Meine ältere Schwester Emilie heirathete den Kaufmann Karl Treutler und stand ihrem Manne mit umsichtiger Klugheit in Geschäften bei. Durch den Erwerb der einträglichsten Steinkohlengruben und anderartigen Betrieb gelangten sie in den größten Wohlstand, richteten sich in Neu-Weisstein bei Waldenburg eine prächtige Villa ein, in der sie die jährlich von Berlin nach Erdmannsdorf durchreisende Familie des Königs von Preußen, wie auch des russischen Kaisers zum öftern bewirtheten. Auch kauften sie die große Herrschaft Leuthen bei Breslau, wo sie nicht verfehlten ein Denkmal zur Erinnerung der großen Schlacht zu errichten.

Mein jüngerer Bruder Rudolf ging schon mit 15 Jahren zum Bergfach und schadete bei der rauhen Arbeit, der sich die Anfänger unterziehen müssen, seiner Gesundheit. Er zeichnete sich nachher in seinem Fache so aus, daß er im Jahre 1843 den ehrenvollen Auftrag erhielt, mit Professor Nöggerath zugleich die russischen Bergwerke zu inspiciren und dem russischen Kaiser in Betreff derselben Verbesserungsvorschläge zu machen. Auch brachte er als Ober-Inspector in Königshütte an der polnischen Grenze dieses großartige und berühmte Eisenhüttenwerk in einen Schwung wie nie zuvor. Ihm verdankte man auch die erste Einführung der Fabrikation des Cadmium. Zugleich war er ein ausgezeichneter Mineraloge und

hinterließ eine so große Mineraliensammlung, daß ihrer zwei daraus gemacht werden konnten. Obgleich er nur den Titel eines Ober-Inspectors führte, war er doch der höchste Beamte jener großartigen Hüttenwerke, mußte daher auch die Honneurs machen und die zahlreich zum Besuch der Werke eintreffenden Fremden und großen Herrn empfangen und bewirthen. Man hätte ihm daher längst einen höhern Rang und Titel, so wie entsprechende Repräsentationsgelder gewähren sollen, was aber nicht geschah. Es zu verlangen, war er zu stolz. Jüngere, namentlich von Adel, die an Kenntnissen und Erfahrung weit unter ihm standen, wurden ihm vorgezogen, ohne daß er sich je beschwerte. Jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, mit Ministern oder andern hohen Herrn zu verkehren, ließ er unbenutzt, ohne je persönliche Beschwerden oder Gesuche anzubringen. Diese Uneigennützigkeit und dieser Stolz, die ihm Ehre machen, mußten ihm natürlicherweise in Bezug auf seine Beförderung und sein Vermögen schaden. Nach seinem und seiner Frau Tode nahm ich seine Töchter Emma und Johanna zu mir, 1860, und behielt sie als eigene Kinder.

Mein jüngster Bruder Oswald blieb noch ein paar Jahre im Hause der Mutter zurück und war nachher so glücklich, zu dem berühmten Oekonomen Thaer zu kommen, der ihn bald wie einen Sohn liebgewann und zu seinem Privatsekretär machte. Oswald hatte angeborenes Talent für die Oekonomie und besonders für Pferdezucht, so daß er in der Folge der erste Hippologe Deutschlands wurde. Kaum zwanzig Jahre alt erhielt er schon die Verwaltung einer großen königlichen Domäne, und kaum dreißig Jahre alt wurde er ins Kriegsministerium nach Berlin versetzt, und man ordnete ihm sämmtliche Stutereien der preußischen Monarchie unter. Ziemlich im Gegensatz gegen seine ältern Brüder war er von Jugend auf fügsam und versäumte die Gelegenheit nicht, Carriere zu machen. Doch hat er im Amt, wenn es darauf ankam, Festigkeit bewiesen und ist mit Energie denen entgegengetreten, die dem König das Vollblut entfremden. In dem Buch „Die Remontirung der preußischen Armee",

Berlin 1845 äußert er sich ausführlich über die Reform in der Pferdezucht.

Meine jüngste Schwester Karoline blieb bei der Mutter, bis sie nach einander ihren beiden Brüdern vor deren Verheirathung die Wirthschaft führte und später den Superintendenten Bock in Nimbsch heirathete. Derselbe war Wittwer und brachte ihr drei Kinder zu, aber keinen Reichthum. Da sie selbst noch viele Kinder bekam, hätte sie sorgen müssen, wenn ihre unverwüstlich gute Laune und Arbeitskraft nicht die Sorgen verscheucht hätten. Da aber ihr Mann starb, ehe die Kinder versorgt waren, kam sie in wahrhaft große Noth, in der sie von uns Geschwistern, namentlich von der ältern Schwester Emilie unterstützt wurde.

Unter den neuen Verwandten, die mir meine Frau zubrachte, stand ihr trefflicher Bruder Bernhard voran, der im Lauf der Jahre Oberamtmann, Oberfinanzrath und Eisenbahndirector wurde. Dann folgten dessen Oheime, der einsichtsvolle Regierungsdirector v. Klett, der den russischen Feldzug mitgemacht hatte und noch im acht und achtzigsten Jahre eifrig wissenschaftliche Bücher las, und der fromme Oberjustizrath Klett, der dem Zuchthaus in Ludwigsburg verstand und sich durch Anstalten der Wohlthätigkeit insbesondere um verwahrloste Kinder ein bleibendes Verdienst erwarb. Ferner die etwas minder nahen Verwandten, der alte Boley, Obertribunalrath, eine Celebrität der Württembergischen Gesetzgebung und wahrer Ehrenmann, zugleich fromm, wie er denn in der Beichtpredigt am Osterfestabend im Kirchenstuhl sanft ins andere Leben hinüber entschlafen ist. Mit einem andern Verwandten, dem alten Oberfinanzrath Nördlinger wurde ich sehr vertraut. Dieser Ehrenmann von armer Herkunft war als Knopfmachergeselle durch die Welt gewandert, hatte aber ein so angeborenes Talent für das Verständniß des Waldes, daß er während der französischen Revolution in Frankreich, durch Umstände begünstigt, jenes Talent praktisch zu üben anfing und nicht lange nachher durch einen Aufsatz über Waldcultur in seiner württembergischen Heimat Aufsehen erregte. König Friedrich I. rief ihn ins

Land zurück, ließ ihn große Reisen machen, um überall die Forstculturen zu vergleichen und darüber Bericht zu erstatten. Seine Berichte waren so meisterhaft abgefaßt, daß ihn der König zum Professor an der Universität Tübingen ernannte, bald aber von dort ins Ministerium versetzte, in welchem er dem Forst-Departement rühmlich vorstand. Er war der merkwürdigste Fußgänger. Schon 82 Jahre alt lief er noch, ohne unterwegs auszuruhen, von Stuttgart bis nach Reutlingen. Er hat nie in seinem Leben Strümpfe getragen.

Unter meinen nähern Freunden nahm Schott die erste Stelle ein. Sodann Liesching, der vom Asperg glücklich wieder heruntergekommen war und das wunderbare Glück hatte, in der Frankfurter Lotterie das große Loos zu gewinnen. Da er früher über der Kunst und Politik sein kaufmännisches Geschäft versäumt und Bankerott gemacht hatte, konnte er sich nunmehr oekonomisch wieder arrangiren. Mit seltener Gewissenhaftigkeit zahlte er allen Gläubigern jetzt nachträglich aus, was er ihnen noch schuldig geblieben war, gab seinem Kunsthandel einen neuen Schwung, reiste zu diesem Behuf öfter nach Frankreich und England und gründete später für seine heranwachsenden Söhne eine Verlagshandlung, welche sich vorzugsweise die Herausgabe christlicher Werke angelegen sein ließ. Ich war sehr eng mit ihm befreundet und wir sahen uns sehr oft. Je älter er wurde, um so mehr kam er von seinen frühern aesthetischen Passionen ab und kehrte zur tiefen Frömmigkeit seiner ersten Jugendjahre zurück. — Nebenbei sei bemerkt, daß Liesching einen wunderlichen Stiefbruder hatte, Namens Enslin, eins der damaligen Stuttgarter Originale. Man nannte ihn nur den Anlagenbesitzer, weil er sich einbildete, die s. g. Anlagen, d. h. der große königliche Schloßgarten, gehören ihm. Er brachte deshalb auch den ganzen Tag darin zu, und da er keinen Schaden that, befahl der König den Portiers, seinen stillen Wahnsinn zu schonen und ihn gewähren zu lassen.

Ich kannte mich in geselliger Beziehung nirgends wohler befinden, als in Stuttgart. Der Volksstamm im Neckarthal ist nicht sehr aufschmiegend und gewandt, auch nicht sehr mittheilsam und red-

selig, aber selig von Charakter, gut geschult und daher reich an Kenntnissen. Man kommt dem Fremden nicht gleich entgegen, aber man nimmt ihn an, wenn er sich natürlich gibt und nicht unbescheiden ist. Die Hauptstadt Stuttgart war schon zu groß, als daß die Leute vom Hofe und der Höfen hätten vorherrschen können, wie noch im badischen Karlsruhe. Auch das Militair war nicht zahlreich genug, um die Gesellschaft zu beherrschen, und König Wilhelm I. sah mit besonderer Strenge darauf, daß sich die Offiziere jedes Uebermuths gegen das Civil enthielten, weshalb man nirgends einen so unbefangen freundlichen Verkehr zwischen Militair und Civil fand, wie hier. Auch die Kaufmannschaft herrschte nicht vor. Große Fabriken gab es erst wenige, auch damals nur wenige Juden, und sie waren bescheiden. Die Civilbeamten und der Lehrerstand brachten mit ihrer Intelligenz einen guten Sauerteig in die Gesellschaft, ohne auch ihrerseits anmaßend auftreten zu können, da es an Gegengewichten nicht fehlte. Somit war die gebildete Gesellschaft in so vortrefflicher Weise gemischt, daß keine Klasse das Uebergewicht hatte und alle ihre scharfen Kanten aneinander abschliffen. Da entschied nicht der Rang, noch das Geld, sondern der reichere Kenntniß und Erfahrung, dem biedern Charakter, dem überlegenen Geiste, dem liebenswürdigen Benehmen blieb der Vorzug gesichert.

Dem Bedürfniß einer solchen Gesellschaft entsprach ein ebenso eigenthümliches als großartiges Institut, nämlich das s. g. Museum. Die Museumsgesellschaft umfaßte alle gebildeten Männer und Familien der Stadt, so daß die Zahl der ordentlichen Mitglieder im Jahre 1865 bereits auf 1162, die der außerordentlichen auf 298, ungerechnet die Ehren- und Sommergäste, und das Activvermögen der Gesellschaft auf mehr als 153,000 Gulden gestiegen war. Die Gesellschaft besaß ein großes Haus in der Stadt nebst mehreren kleinern Nachbarhäusern und einem großen Garten vor der Stadt. Die Räume des Haupthauses theilten sich in große Säle für Bälle, Conzerte und Versammlungen, in eine lange Reihe von Lesezimmern, worin über hundert Zeitungen auflagen und in Conversations-,

Spiel-, Billard- und Wirthschaftszimmer. Auch besaß die Gesellschaft eine große Bibliothek; jährlich wurden 2000 Gulden auf Anschaffung neuer Bücher verwendet. Ich war lange Jahre Mitglied des Ausschusses, auch des literarischen Comités und hatte zugleich die Billardpolizei unter mir, die ich streng handhabte. Ich selbst spielte gern und gut Billard, bis 1851 ein Gichtanfall meine rechte Hand ein wenig schwächte. In ganz Süddeutschland bestand kein so umfassendes, zweckmäßiges und reiches Privatinstitut wie dieses.

Die mittlere Bürgerklasse, die kleinen Kaufleute und Handwerker, hatten sich in ähnlicher Weise in einer anfangs nur kleinen Gesellschaft vereinigt, das Bürgermuseum genannt. Ich war Mitglied auch dieser Gesellschaft und wurde zu ihrem Vorstand gewählt, als es sich 1834 darum handelte, den großen Gasthof zum König von Württemberg in der Mitte der Stadt anzukaufen und zum Vereinslokale passend auszubauen. Dazu bedurfte es einer Aktiengesellschaft, die nicht zu Stande kam, weil sich zwei Parteien im gegenseitigen Mißtrauen feindlich entgegengesetzt hatten. Der damalige Vorstand, Rechtsconsulent Murschel, hatte die Geldmänner gegen sich, ohne deren guten Willen die Aktien nicht beschafft werden konnten, entsagte deshalb freiwillig der Vorstandschaft und trat sie mir ab. Es gelang mir, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, ehe ich meine Reise nach Italien machte; in Neapel aber empfing ich Briefe von beiden Parteien, worin mir gemeldet wurde, daß sie nach meiner Abreise schon wieder uneinig geworden waren. Indessen gelang es mir nach meiner Rückkehr 1835, zum zweitenmal die Gemüther zu versöhnen und das Eigenthum des Hauses einem Aktienverein zu übergeben.

Im Uebrigen bildete der Schillerverein und der Ausschuß, der die Errichtung eines Schillerdenkmals besorgen sollte, einen natürlichen Mittelpunkt, um den sich Dichter, Künstler, Gelehrte vereinigten. In diesen Kreis gehörten außer Schwab, Reinbeck ꝛc. der Oberhofprediger Grüneisen und der erst von Rom zurückgekehrte Geheime Legationsrath v. Rölle. Der letztere war lange Geschäftsträger in Rom und ein höchst merkwürdiges Mittelwesen zwischen

einem altwürttembergischen Juristen und einem modernen Diplomaten. In Tübingen geboren, theilte er noch ganz das Rechtsgefühl und den Stolz der alten bürgerlichen Landschaftaristokratie, und von Jugend auf schon unter dem alten König einer Gesandtschaft attachirt, hatte er sich auch wieder ganz in die Feinheiten und Genüsse eines Diplomaten eingelebt und in Paris und Rom überdieß viel von Kunst gesehen und gelernt. Ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und biederem Charakter kam er doch in den Fall, zuweilen von jüngeren Leuten bespöttelt zu werden, weil er die Schwachheit hatte, sich jedermann mitzutheilen, immer allein das Wort führen und alles besser wissen, alles endgültig entscheiden zu wollen. Sodann auch, weil er mit den Jahren vergaß, was er erst vorgestern, erst gestern denselben Leuten gesagt hatte. So konnte man in der nämlichen Gesellschaft von ihm die nämliche Anekdote in einem Jahr zwanzigmal erzählen hören. Ich ergriff immer seine Partei gegen den Uebermuth der Jugend und vergaß seine unschuldigen Schwächen über den großen Vorzügen, die ihn auszeichneten und von denen seine verständigen Schriften noch heute Zeugniß geben.

Der Ton auf dem Museum war ein jovialer. Zwischen ernsten Gesprächen überließ man sich gern einem gutem Humor, ohne daß Beleidigungen vorkamen. Man hatte darin einen sehr guten herkömmlichen Takt. Als in den Zeiten der Landtage und seitdem schon in den dreißiger Jahren endlose Debatten über die erst zehn Jahre später wirklich angefangenen Eisenbahnen an die Tagesordnung kamen, sammelten sich etwa ein Dutzend Museumsmitglieder, denen das ewige Wiederkäuen desselben Themas unerquicklich war, um einen Tisch, an welchem, wie wir ausmachten, nicht vom Landtage und nicht von den Eisenbahnen gesprochen werden durfte und an den wir niemand zuließen, der nicht einigen Geist und Witz hatte. Die Reidischen nannten uns daher den Aristokratentisch. Wir verlebten an ihm sehr lustige Abende und ich will hier nur eines Schwanks erwähnen. Ein junger Herr aus Frankfurt a. M. wurde an den Tisch zugelassen, nicht weil er witzig war, sondern weil er Stoff zum Witze darbot.

Wir hatten am Tisch einen Freiherrn und einen Grafen, an welche der junge Frankfurter sich so auffallend und geschmacklos andrängte, daß wir ihm eine gute Lehre zu geben beschlossen. Einer aus unserer Gesellschaft, den der Frankfurter noch nicht kannte, weil derselbe eben erst von einer Reise zurückkehrte, wurde von uns bestimmt, sich Durchlaucht nennen und als Fürst behandeln zu lassen, um den Frankfurter irrezuführen. Auch der Kellner wurde zu diesem Behufe instruirt. Als wir nun am Abend uns freimüthig, aber anständig mit der angeblichen Durchlaucht unterhielten, drängte sich der Frankfurter gleich wieder herbei, um sich später dieser vornehmen Bekanntschaft rühmen zu können, und überhäufte unsern Freund mit Complimenten. Das ging nun zu unserm höchsten Ergötzen eine gute Weile fort, bis ein zufälliger Verrath und ein allgemeines Gelächter dem Spaß ein Ende machte. Der enttäuschte Frankfurter ging wüthend fort, kam aber nach einigen Tagen doch wieder an unsern Tisch. Nun war durch einen reinen Zufall der liebenswürdige und gescheidte, jedoch von Gestalt durchaus nicht imponirende und sehr einfach gekleidete Fürst v. Waldburg-Wurzach damals als Mitglied der ersten Kammer in Stuttgart anwesend und hatte sich, wie immer, wenn er ins Museum kam, an unsern Tisch gesetzt. Als der Frankfurter an diesem Abend hörte, daß wir abermals einen von uns als Fürsten behandelten, kochte der Zorn in ihm und er platzte endlich gegen den Fürsten heraus: „Sie mögen mir auch eine saubere Durchlaucht sein, Sie!“ Man kann sich denken, welch neues Gelächter ausbrach, in welches der Fürst herzlich einstimmte, als er den Zusammenhang erfuhr. Der Frankfurter aber, seinen Irthum erkennend, war wie angedonnert und konnte nicht genug Entschuldigungen stammeln.

In den zwanziger und dreißiger Jahren sah man auf dem Museum noch eine Menge Excellenzen aus der Rheinbundzeit, da der alte König Friedrich manchen seiner Lieblinge zum General gemacht hatte, der nie in einer Schlacht gewesen war. Die aber, welche die großen Feldzüge mitgemacht hatten, waren höchst respektabel. So vor allen der Kriegsminister, General v. Franquemont. Ein natür-

licher Sohn des Herzog Karl, war er mit einem Capregiment nach Ostindien gekommen und hatte sich dort in den Mahrattenkriegen rühmlich ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr hatte er das württembergische Contingent im Feldzug von 1813 commandirt, wenn nicht mit Glück, doch mit großer Umsicht und Sorgfalt für die Truppen. Als er in der Schlacht bei Bautzen sich gegen den Marschall Ney mißfällig über die von Napoleon befohlenen Forcirungen und Stellungen, die man zweckmäßiger hätte umgehen können, und über die ungeheuere Verschwendung von Menschenleben äußerte, gab ihm Ney kein Gehör. Franquemont mußte die preußischen Schanzen erstürmen und binnen wenigen Minuten lagen 4—5000 Württemberger von Kartätschen zerschmettert auf dem Boden. Ebenso unnütz wurde später der Rest der Württemberger bei Wartenburg aufgeopfert auf Befehl des General Bertrand, der noch höhnisch zu Franquemont sagte: Ihr mögt wohl alle zu Grunde gehen, damit ihr nicht zu den Alliirten übertretet! Franquemont besaß einen schönen Garten hinter dem großen Bibliothekgebäude, und da ich das letztere sehr oft besuchte, kam ich auch mit ihm zusammen und er lud mich zuweilen zu sich in den Garten. Ein alter, kleiner, sehr ruhiger und trockener Mann, war er doch freundlich und bewies mir viel Wohlwollen. Als Mitglied der ersten Kammer kam er auch, seitdem ich in der zweiten Kammer saß, in Geschäften mit mir zusammen, denn wir achteten ihn sehr hoch und wählten ihn, da die zweite Kammer mit der ersten zu stimmen hatte, jedesmal in den ständischen Ausschuß. Dieser alte General hatte die Eigenheit, mich immer Wolfgang zu nennen.

Das nämliche that auch der gleichfalls schon bejahrte General v. Theobald, der eine gute Schrift über die Vertheidigung des Schwarzwalds geschrieben und Segurs Werk über den russischen Feldzug übersetzt hatte. Er besuchte mich sehr oft und war ein angenehmer Greis mit schönem weißem Haar und von vielen Kenntnissen. Sein einziger Sohn fiel als österreichischer Hauptmann lange nach des Vaters Tode bei der Erstürmung von Wien im Jahr 1848. Seine schöne und im höchsten Grade liebenswürdige Tochter heirathete den

ohne Anstellung mit literarischen Arbeiten sich beschäftigenden und mir befreundeten Doctor Retter auf dem Bergheimerhofe unter der Solitude, wo ich ihn in schöner Sommerzeit zuweilen besuchte auf einem reizenden Waldwege.

Einen ältern Bekannten von der Schweiz her, den Freiherrn v. Laßberg, sah ich einigemal auch in Stuttgart wieder; durch ihn wurde ich mit mehreren trefflichen Edelleuten aus Westphalen bekannt. Er heirathete nämlich noch in späten Jahren eine westphälische Dame, die Schwester des Fräulein Annette v. Droste-Hülshoff, deren fromme Lieder wohl die seelenvollsten der ganzen Neuzeit sind. Sein romantischer Wohnsitz, die alte Mersburg am Bodensee, wurde nun im Sommer jährlich von westphälischen Freunden besucht. Unter diesen näherte sich mir der treffliche Freiherr v. Brencken am meisten, Erbherr auf Erpernburg bei Paderborn, ein Edelmann von altem Schrot und Korn und dabei fein gebildet. Er besuchte mich, solange Laßberg lebte, unterwegs auf seiner Reise nach Mersburg fast jedes Jahr und seine nicht minder biedern Söhne von außerordentlicher Körperlänge thaten es nach einander ebenfalls. Einmal brachte er den ihm nahe verwandten Grafen Bochholtz mit, meinen alten Freund von Jena und der Schweiz her. Derselbe war in Trauer, denn eben war seine Gemahlin gestorben. Zehn Jahre lang hatte er mit ihr gelebt, aber sie war immer kränklich gewesen und hatte dem schönen Mann, in welchem der stolze Cheruskerstamm auferstanden zu sein schien, keine Kinder geboren. Zufällig war an jenem Tage, als mich Bochholtz in Stuttgart besuchte, der alte König Jerome angelangt und sollte mit seinem Schwager, dem König von Württemberg, ins Theater kommen. Als es Bochholtz erfuhr, forderte er mich auf, mit ihm ins Theater zu gehen, früher hätte er den Anblick des „Kerls" (nämlich des vormaligen Königs von Westphalen nicht ertragen können, jetzt aber sei er ruhiger geworden. Graf Bochholtz heirathete noch einmal, blieb aber kinderlos und starb 1861.

Noch einen andern alten Freund sah ich in Stuttgart wieder, der einem noch traurigeren Schicksal entgegen ging. Friedrich

List, der National-Oekonom, kam aus Amerika zurück. Er hatte dort gute Geschäfte in Steinkohlen gemacht, allein er glühte von Eifer, die Eisenbahnen in Deutschland einzuführen, und träumte sich, er werde Generaldirecteur sämmtlicher Eisenbahnen in Deutschland werden. Zugleich vertheidigte er das Schutzzollsystem gegen England und bekam dadurch einen großen Anhang unter den Millionären der Industrie im Zollverein. Allein seine Heftigkeit und Unduldsamkeit erweckten ihm ebenso einflußreiche Feinde, und seine Hoffnungen wurden zu Wasser. Wer ihn kannte, verzieh ihm gern alles. Aber er war vielen Leuten neu und stieß sie doch gar zu sehr vor den Kopf. In Mainz, wie mir Herr v. Haber aus Karlsruhe erzählte, hielt er einst vor den reichsten Fabrikanten des Mittelrheins, die ihn dazu aufgefordert hatten, eine Vorlesung über ihre Interessen und die Mittel wie sie dieselben am besten durch gemeinsames Handeln wahren konnten. Als er sich gravitätisch gesetzt hatte, machte er ein grimmiges Gesicht und rief: „Wißt ihr, wie ihr mir vorkommt? Wie ein Haufen Hunde, von denen jeder mit seinem Knochen in eine andere Ecke läuft und den andern, der ihm nahe kommt, anknurrt." Ein andermal stellte ihn Herr von Haber dem Fürsten von Fürstenberg vor, einem Herrn, der sich für alles Gemeinnützige interessirte und dessen ehrwürdige und zugleich liebenswürdige Persönlichkeit jedem imponiren mußte. Zudem hatte der Fürst mehrere hundert Gulden beigesteuert, da die Industriellen damals eine Summe zusammenlegten, um List in ihrem Interesse nach England reisen zu lassen. Der Fürst äußerte sich auf das verbindlichste gegen List, freute sich einen so berühmten Mann kennen zu lernen, sagte ihm, er habe alle seine Schriften gelesen, und sprach den bescheidenen Wunsch aus, bei so günstiger Gelegenheit über eine Stelle, die er nicht ganz verstanden habe, von ihm belehrt zu werden. List aber fuhr ihn an: „Wenn Sie mich nicht gleich verstanden haben, könnte ich sechs Wochen an Sie hinschwätzen und es würde nichts helfen." Und mit diesen Worten kehrte er dem Fürsten den Rücken. Ich wiederhole nur, was mir Herr v. Haber erzählt hat; aber ich glaube es, wie wenn ich es selbst

gehört hätte, denn List war ein Urgrobian und nahm niemals persönliche Rücksichten. Das und nichts anderes stürzte ihn eben ins Unglück.

Auch ich war bei ihm in Ungnade. In meinem Literaturblatt hatten irgend einmal ein paar Worte gestanden, die er übel nahm, und gleich, noch von Amerika aus, schrieb oder veranlaßte er einen Schmähartikel gegen mich. Ich bekümmerte mich weiter nicht um ihn und glaubte, seine Angelegenheiten ständen gut. Da kam er, nachdem seine Hoffnungen in Bezug auf die Eisenbahn gescheitert waren, nach Württemberg zurück und hoffte dort wieder placirt zu werden und zwar durch seinen alten Freund Schlayer. Dieser war ein einflußreicher Minister geworden, dem König unentbehrlich. Allein er sagte mir selbst, wie gern er auch etwas für List thun möchte, so sei es bei der bekannten Persönlichkeit desselben doch absolut unmöglich. Da verbreitete sich plötzlich eines Sonnabends das Gerücht, List habe zu Cannstadt beim Baden das Bein gebrochen. Ich eilte sogleich zu ihm. Da lag er mit dem verbundenen Fuß, und sein wohlbekannter großer und glühender, durch die Jahre noch wenig veränderter Kopf starrte mich an. „Du kommst? du? — Nun das freut mich. Du bist der erste, der an mich gedacht hat.“ Von Stunde an waren wir wieder gute Freunde, ich besuchte ihn fast alle Tage, bis er wieder gehen konnte. Auch er besuchte mich nachher, so oft er von Augsburg nach Stuttgart kam, und er blieb mir ein guter Freund bis an seinen Tod. In seiner letzten Zeit hörte ich manche bittere Klage von ihm über die Zeit und die Menschen, glaubte jedoch nicht, daß es so schlimm mit ihm stehe. Auf einmal kam die Trauerkunde, er habe sich wegen zerrütteter Vermögensumstände bei Kufstein in Tirol durch einen Pistolenschuß getödtet. Ich forderte sogleich durch die Allgemeine Zeitung zu Beiträgen zur Unterstützung seiner Hinterbliebenen auf. Zu diesem Zweck bildeten sich drei Comités, eins in Augsburg, wobei hauptsächlich Doctor Kolb, Redacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Lists Freund mitwirkte; ein zweites in Karlsruhe, bei dem sich Herr v. Hader am lebhaftesten betheiligte; das dritte und Hauptcomité, dem die beiden andern sich unterstellten, in Stuttgart, unter

meinem Besitz. Ich hatte die Uebersicht über das Ganze und erlebte die Freude, daß wir 22,000 Gulden zusammenbrachten. Später wurde List vielfach geehrt, wie er es verdiente, und wurde ihm in seiner Vaterstadt Reutlingen ein Denkmal gesetzt. Da ich Mitglied des Denkmalcomité war, mußte ich mehreremale nach Reutlingen fahren und wohnte auch der feierlichen Enthüllung bei, an einem sehr schönen Tage des August 1863.

Einen nicht so tragischen aber sehr elenden Ausgang nahm das Leben und Wirken meines alten Freundes Franz Gräter. Seit er als abgerissener Flüchtling aus Piemont, gleichsam recta vom Galgen zu uns nach Aarau gekommen war, und wir ihn wieder bekleidet und mit Reisegeld versehen hatten, erfuhr ich nichts von ihm, bis ich ihn im Frühjahr 1824 auf meiner Durchreise durch Stuttgart in Tübingen zu meinem Erstaunen in forscher Burschentracht wiederfand, denn er war noch einmal Student geworden. Später wurde er Soldat. Sein guter Humor blieb ihm überall treu. Als ihn der nachmalige, von Gestalt ziemlich kleine General Lenz, sein damaliger Vorgesetzter, in Arrest schickte, schrieb Gräter an die Wand:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur,
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Da Gräter in der Heimat keine rechte Stätte finden konnte, auch sich immermehr dem Trunk ergab, wanderte er nach Amerika aus, wurde dort mit gutem Gehalt von der Unionsregierung angestellt, um als geschickter Zeichner die Grenzen auszumessen, blieb aber Wochen- und Monatelang liegen, wo es ihm gefiel, und wurde wieder entlassen. Er heirathete, kam aber immer mehr herunter, und da die Yankee unbarmherziger sind als die Deutschen, sehnte er sich nach Schwaben zurück, hatte kein Reisegeld, benutzte aber mich, um es sich zu verschaffen. Er schrieb mir nämlich, er habe sich mit einem Buchhändler verabredet, meine Geschichte der Deutschen ins Englische zu übersetzen,

der Buchhändler aber wolle nur darauf eingehen, wenn ich ihm die Aushängebogen der eben unter der Presse befindlichen neuesten Auflage meines Buchs schicke. Ich sandte ihm die Bogen, aber das erste Geld, was er vom Buchhändler empfing, benutzte er, um nach Europa zurückzukehren. Er kam mit einer Frau und ein paar Kindern in kläglichem Zustande an. Es war nicht mehr möglich, ihn der Gesellschaft zurückzugeben, denn seine ursprünglich edle Natur war durch die Trunksucht ganz ruinirt. Wir, seine alten Freunde, deren es viele im Lande gab, sorgten für seine Frau und Kinder, mußten ihn selbst aber dem Hospital seiner Vaterstadt Hall überlassen, von wo er später in das letzte Asyl der Asoten nach Vaihingen an der Enz versetzt worden ist.

Ebenso elend endete mein alter Freund Vollrath Hoffmann. Er war von Hofwyl nach Stuttgart gekommen, von Alexander von Humboldt empfohlen, und erhielt im Cottaschen Verlag für seine geographischen Arbeiten ungeheuer große Honorare, ergab sich aber im Uebermuth, wie früher schon dem Trunke, so jetzt dem Spiel und vertrank und verspielte alles. Nachdem er eine reiche Bäckerstochter geheirathet hatte, übersiedelte er mit seinem geographischen Institute nach München, wirthschaftete aber so schlecht, daß Cotta ihn um 30,000 Gulden einklagen mußte. Da war seine Rolle zu Ende gespielt. Er kam nach Stuttgart zurück, aber seine Frau verließ ihn, und seine Freunde vermochten ihn nicht mehr auf einen bessern Weg zu führen. Er starb in einem unmöblirten Zimmer, von einem alten Weibe bedient, aber bis zum letzten Augenblick heroisch, witzig und lustig.

Als ob alle meine alten Schweizer Freunde dem Mißgeschick erliegen sollten, trug es sich zu, daß Braun, der blonde kraftvolle Schwabe, den ich in Hofwyl kennen gelernt, den ich in Cannstadt als Präzepter wiedergefunden, der mich in der Kirche daselbst mit meiner Frau getraut hatte und später Professer am Seminar in Maulbronn wurde, wegen eines Fehltritts sich selbst das Leben nahm.

Kurz nach meiner Verheirathung schloß sich mir ein liebenswürdiger Jüngling an, Julius Fröbel, der damals in Verbindung

mit Vollrath Hoffmann für Geographie thätig war. Er war oft in meinem Hause und wir machten Spaziergänge zusammen. Seinen sanften Zügen hätte damals niemand angesehen, welche politische Rolle er zwanzig Jahre später spielen würde. Er blieb nicht lange in Stuttgart, sondern übersiedelte nach Zürich, wo er in die Strömung des Radicalismus fortgerissen wurde. Im Sturmjahr 1848 trat er an die Spitze der demokratischen Vereine in Deutschland, war mit Robert Blum in Wien, als Windischgrätz diese Stadt einnahm, und wäre beinahe gehenkt worden. Wie weit auch unsere politischen Rollen auseinander lagen, hat er mich doch 1849 in Stuttgart besucht und gerührt der alten Tage gedacht. Aus seinem von Leidenschaften durchfurchten Gesicht war die schöne Ruhe und Unschuld der Jugend verschwunden.

Eine merkwürdige Persönlichkeit war Sir Francis Grund, der in den vierziger Jahren eine Zeitlang in Stuttgart lebte, einige keineswegs geistlose Bücher über Nordamerika und England schrieb und mit dem man sich sehr angenehm unterhalten konnte. Er war eigentlich ein Wiener Jude, aber frühzeitig nach Amerika gekommen, hatte sich eine Consulstelle verschafft, verdiente viel Geld mit Zeitungsartikeln und poussirte sich in Washington selbst durch engen Anschluß an die lange dort herrschende demokratische Partei. Er spielte vortrefflich den Gentleman, wenn auch mit etwas yankeemäßiger Ausschreitung und jüdischer Betonung. Aber er war so drollig, daß man ihn gern haben mußte. Er hat ein tragi-komisches Ende genommen. Er hielt nämlich auch noch nach Lincolns Ernennung zum Präsidenten zur Partei der Demokraten, und erst nach Meades Sieg über Lee traute er der Stärke seiner Partei nicht mehr und ging zur republikanischen über. Wenige Tage nachher stürmte zufällig eine Schaar Demokraten, die dem abgesetzten General Mac Clellan eine Ovation brachten, unter Grunds Fenstern vorbei und stieß Drohungen gegen ihn aus. Da verließ ihn der Witz, und seine arme Judenseele erschrak dermaßen, daß ihn der Schlag rührte.

Im Jahr 1834 fand sich ein Doctor Baldamus in Stuttgart

ein, ein Fünfziger von schöner Gestalt. Derselbe hatte einmal eine Sammlung längst vergessener Gedichte herausgegeben. In Hannover gebürtig war er mit Adam Müller bekannt worden, nach Wien gegangen und dort katholisch geworden. Was er dort für Schicksale erlebte, ist mir unbekannt geblieben. Zuletzt hatte sich die Tochter eines reichen Wiener Arztes, die bereits mehr als vierzig Jahr alt war, in ihn verliebt und war, da ihr Vater die Verbindung nicht zugeben wollte, mit dem Geliebten durchgegangen. So kam das alte Liebespaar nach Stuttgart und klagte mir seine Noth. Sie konnten nicht heirathen, es fehlte ihnen an Geldmitteln. Indessen empfahlen sie sich den eifrigen Protestanten dadurch, daß er wieder zur evangelischen Kirche zurücktreten und auch sie, eine geborene Katholikin, diesem Beispiel folgen wollte. Sodann wandte sich die viel bedrängte Wienerin an den König von Württemberg und erbat von seiner Gnade die Heirathserlaubniß mit Dispensation von der väterlichen Zustimmung. Der König ertheilte ihr dieselbe und die Hochzeit wurde gefeiert. Ich war nicht dabei und fand überhaupt keinen Anlaß, mich mit Herrn Baldamus weiter einzulassen, nachdem ich ihm in seiner ersten Nothzeit meine Theilnahme bezeugt hatte. Er ging auch bald wieder fort, und es vergingen nahe an zwanzig Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Da erhielt ich einmal einen Brief von seiner Wittwe, datirt aus Wien. Ihr Vater, der alte Arzt, war gestorben, sie hatte ein schönes Vermögen ererbt und war mit Baldamus nach Wien zurückgekehrt. Jetzt aber war auch Baldamus gestorben, den sie noch immer schwärmerisch liebte und zu dessen Andenken sie beschlossen hatte, eine Stiftung zu machen, und zwar in Stuttgart. Hier war sie so glücklich gewesen und immer dachte ihr dankbares Herz an Stuttgart zurück. Sie setzte daher eine Summe aus, von deren Zinsen jährlich zwölf arme Leute und zwar sechs verheirathete Paare am Tage ihrer Hochzeit (1. November ein Gastmahl genau mit denselben Speisen, wie bei ihrer Hochzeit, feiern sollten. Sie stiftete dann einen silbernen Becher, aus dem auf das Wohl des „liebenswürdigen Königs" getrunken werden sollte, und ernannte den Ober-

hofprediger v. Grüneisen, die Frau Kaufmann Frasch ihre vormalige Hauswirthin und mich zu Exekutoren der Stiftung. Das war 1853. Alles wurde ihrem Willen gemäß angeordnet, und ich wohnte seitdem jedes Jahr der Armenhochzeit bei, an welcher die armen alten Leute immer eine große Freude hatten.

Einmal bekam ich einen Brief aus Moskau von einer alten deutschen Gouvernante. Sie schrieb mir, sie habe Deutschland vor langen Jahren verlassen und kenne dort niemand mehr. Sie habe aber Gelegenheit gehabt, in Moskau Jahrelang mein Literaturblatt zu lesen, und Vertrauen zu mir gefaßt. Sie habe in Deutschland einen jungen Mann geliebt, von dem sie nur durch ihre eigene Schuld getrennt worden sei. Jetzt fühle sie ihr Ende herannahen und wünsche ihr gesammeltes Vermögen jenem Manne zu hinterlassen, wenn er noch lebe. Sie bitte mich also, ihr Auskunft über ihn zu geben. Ich erkundigte mich sogleich und erfuhr, jener Mann, ein Pfarrer im Badischen, sei vor etwa acht Tagen gestorben mit Hinterlassung von Frau und Kindern und in guten Vermögensumständen. Ich antwortete nun der Moskauer Dame, was ich erfahren hatte, legte ihr den Brief des Freundes, der mir die Nachricht gegeben und das Zeitungsblatt bei, in welchem die Traueranzeige gedruckt stand, erhielt aber keine Antwort mehr.

Ich will noch einiger seltsamer Besuche gedenken, die ich empfing. Einmal kam mein Landsmann Knie zu mir, Vorsteher einer Blindenanstalt und selber blind, der ganz allein durch die Welt reiste und der lustigste Gesellschafter von der Welt war.

Mehreremal besuchte mich in den dreißiger Jahren der Wiener Klaviervirtuose **Horzalka**, ein Mann von unbeschreiblich liebenswürdiger Naivetät. Er ging nach London, um dort Concerte zu geben. Ich hatte ihn bei mir zu Tisch und begleitete ihn nachher zum Eilwagen. Da hatte er in der Zerstreuung sein schon gelöstes Eilwagen-Billet in den Koffer gepackt, den wieder zu öffnen keine Zeit mehr war. Ich verbürgte mich indeß für ihn. Im nächsten Jahre kam er wieder und erzählte mir von seinen Abenteuern in London.

Als er sein erstes Concert angekündigt hatte und Abends dahin fuhr, merkte der Kutscher, daß er es mit einem unerfahrenen Fremden zu thun habe und führte ihn ein paar Stunden lang spazieren. Endlich merkte Herzalka, daß er irre gefahren sein müsse, schrie und schalt, mußte aber den Kutscher bezahlen und nahm einen andern an. Dieser aber wurde geschwind vom ersten unterrichtet und führte den armen Wiener wieder ein paar Stunden umher. Vergebens blieben alle Protestationen des verzweifelten Klavierspielers. Der dritte Kutscher der ihn nach Hause bringen sollte, führte ihn ebenfalls in die Irre und so wurde er die ganze Nacht hindurch gehänselt, bis er erst am lichten Tage sich in seinen Gasthof zurückfand. — Ich hatte diesmal den Künstler wieder bei mir zu Tische und begleitete ihn wieder auf die Post. Nun diesmal, frug ich ihn, haben sie doch ihr Billet nicht wieder vergessen? Aber siehe da, es war schon wieder im Koffer verschlossen.

Ein sehr origineller Besuch war auch der des Regierungspräsidenten Lichtenberg aus Mainz. Dieser Enkel des berühmten Physikers und Satirikers gleichen Namens war der höchste Civilbeamte in der Bundesfestung und erzählte mir viel von der Schwierigkeit seiner Stellung, die er jedoch mit gutem Takt und Humor zu überwinden wisse. Er hatte sich von seinen vielen Geschäften losgemacht, um ganz allein nach Italien zu reisen, zu welchem Behufe sich der alte und vornehme Mann noch leicht, lecker und phantastisch wie ein Student gekleidet hatte. Er war von erstaunlicher Lebhaftigkeit und köstlicher Laune. Seinen Besuch verdankte ich der italienischen Reisebeschreibung, die ich kurz vorher hatte drucken lassen.

Ein gar merkwürdiges Original war auch der alte Freiherr von Hallberg, zubenannt der Eremit von Gauting, der mich öfter besuchte. Am Niederrhein zu Hause hatte er sich 1813 zum General eines Landsturms aufgeworfen und wollte eigenmächtig in Frankreich einfallen, wurde aber noch glücklich zurückgehalten. Dann hauste er in Gauting bei München und äußerte sich öffentlich, als die liberalen Kammeroppositionen auftauchten, so unhöflich gegen sie, daß

man seitdem alle Unterzeichner loyaler Adressen und Wähler ministerieller Landtagscandidaten sprüchwörtlich Gautinger nannte. Eremit hieß er, zunächst wahrscheinlich nach seiner Capuze, denn er hatte sich aus Lappland, wohin er einmal gereist war, einen vollständigen lappländischen Pelzanzug mitgebracht, den besonders die sehr zugespitzte Mütze auszeichnete. In dieser Tracht sah ich ihn zum erstenmal an der table d'hôte im Stuttgarter Waldhorn sitzen. Er reiste auch nach Italien und später nach Persien. Seine gedruckten Reisebeschreibungen sind so originell, wie er selbst war. Zuweilen trug er auch einen Kaftan mit rothem Gürtel und kam deshalb mit der Polizei in Baden-Baden in Conflict. Als er einmal nach seiner persischen Reise zu mir kam, zeigte er mir den großen mit Diamanten besetzten Sonnen- und Löwenorden, den ihm der Schah geschenkt hatte. Der alte Eremit war übrigens sehr unangenehm, denn sein ganz mit Bart überwachsener Mund überfloß von Zoten und war so unreinlich, daß ich jedesmal das Mundstück der Tabakspfeife, die ich ihm als Gast anbot, nachdem er sie geraucht hatte, wegwarf.

Der berühmte Buchhändler Friedrich Perthes in Gotha schenkte mir gleich dem alten Herrn v. Cotta seine Gunst, wodurch ich als ein junger Mann mich sehr geehrt fühlte. Perthes schickte mir Jahrzehnte lang alle seine Verlagsartikel zur Anzeige, schrieb mir jedesmal dabei, machte mir richtige Bemerkungen und gab mir zuweilen einen väterlichen Wink. Am 29. Januar 1831 schrieb er mir: „Ihr literarisches Blatt lese ich mit höchstem Interesse, obwohl meine Ansichten mit den Aufstellungen darin nicht immer übereinstimmen. Die Aufnahme, die Eintheilung, die Reihenfolge in Collectivrecensionen scheint mir die einzige Art und Form zu sein, unter welcher bei jetzigem Stande der Literatur ein kritisches Blatt nützlich werden kann. — Ihrem ständischen Vortrag betreffend den Nachdruck gebe ich vollen Beifall. Die wichtigsten Punkte sind wahrhaft, kernig, eindrucksfähig aufgestellt, vielleicht erlaube ich mir, Ihnen noch einige Bemerkungen zu machen — jetzt ist meine Zeit peinlich beschränkt." — Ein sehr ausführliches Schreiben erhielt ich am 30. Juli desselben

Jahres von Perthes: „Eben kommt mir Nr. 71 des Literaturblattes, enthaltend „das Unrecht der Schriftsteller" zu Handen und erfreut mich sehr, daß auch Sie gegen die Frankfurter Eingabe eines Regulatives für den literarischen Rechtszustand Ihre Stimme erhoben haben." Da indeß die damaligen Kämpfe gegen die Preßbeschränkungen in ihren Details für die heutige Zeit nicht mehr genug Interesse darbieten, so will ich das Weitere hier übergehen.

Im Jahre 1839 bat ich Perthes, mir den noch ungedruckten Theil von Reimar Cooks Chronik aus Bremen zu verschaffen, und zugleich um eine Notiz, ob im nordwestlichen Deutschland niemand lebe, der etwas zur Geschichte des westphälischen Contingents in der napoleonischen Zeit gesammelt habe. Hierauf verschaffte mir Perthes durch die Güte des Senator Claudius in Bremen das gewünschte Manuscript. Ich fand es so interessant, daß ich es nicht nur als Quelle für meine deutsche Geschichte benutzte, sondern es auch herauszugeben wünschte. Man behielt sich jedoch die Herausgabe in Bremen selbst vor, ohne daß sie, so viel mir bekannt wurde, bisher erfolgt ist. In Bezug auf meine zweite Bitte antwortete Perthes: „Von den Westphälingern, Hessen, Bergern ꝛc. ist auch mir nichts bekannt geworden: ich habe deshalb an den Buchhändler Bohne in Cassel, einen sehr verständigen Mann, geschrieben. Er machte als Offizier unter der westphälischen Garde den Feldzug nach Rußland mit — vielleicht kann durch ihn angeregt werden." Ich konnte jedoch auf diesem Wege nichts weiter ermitteln. Dagegen schrieb mir ein Hauptmann Hellrung 1840, er beabsichtige Memoiren zur Geschichte der westphälischen Armee zu schreiben.

Im Jahre 1840 schickte mir Perthes die Schriften des Maler Runge und schrieb dazu am 28. Februar: „Runge hatte seine tief eingreifende Wirksamkeit zu der Zeit, wo sich die sog. romantische Schule begründete und ausbreitete — aber ihm war Poesie und Kunst kein Spiel, diese waren das Wesen seines reinen Gemüthes und reichen Geistes. Für die Anschauungen, die ihm aus dem Grunde tiefer Religiosität zukamen, durch Bild und Wort Ausdruck zu gewinnen,

war sein Streben und Ringen. Dabei war er ein einfacher, heiterer Mensch, ein naiver, derber Pommeraner. Aber sein Name ist verschollen, seine Wirksamkeit im Fortgange der Dinge verschwommen und unsere Zeit ist eine ganz andere. Nur Wenige wollen sich jetzt Muße gewähren, Laute aus dem Innern eines tiefen Menschen zu vernehmen. Will ich den Zweck der Wohlthätigkeit erreichen, den ich im Anfang meiner Anzeige angegeben habe, so muß ich die Theilnahme meiner Gönner und Freunde in Anspruch nehmen. An Sie nur die Bitte, Runges Schriften ernste Aufmerksamkeit gönnen zu wollen." — Im Juni schrieb mir Perthes wieder über denselben Gegenstand, in Runges Schriften fände sich freilich viel Phantastisches und Anderes gehe eigentlich nur die Familie an. Deswegen habe er lange gezaudert, diesen Nachlaß seines seligen Freundes herauszugeben. Es galt aber, Runges verwaisten Enkel zu unterstützen und „Interessantes genug findet sich in den Briefen von Goethe, Tieck, Arnim, Brentano, Görres, Steffens ꝛc. — Wie so vieles was erstrebt und belebt wurde vor den vierzig und dreißig Jahren, ist jetzt verschollen — doch der Kern des Geistigen und Wahren ist nicht erstorben in der Zeit — aus ihm erwachsen immer wieder Gestaltungen — dafür sorgt Gott!"

Zweites Buch.

Zweites Buch.

Im Mannesalter.

1. Literaturblatt. Verkehr mit Dichtern.

Ich habe mich immer mit einer angeborenen Heiterkeit und Unbefangenheit in die Menschen und in die Verhältnisse gefunden, mir daher überall wo ich verweilte, Freunde erworben, das Leben genossen, meine bürgerlichen Pflichten erfüllt und eine zahlreiche Familie gegründet. Ich gehörte also nicht zu den Eigensinnigen, zu den Sonderlingen, noch zu den Weltverbesserern, Stürmern und Drängern, die da verlangen, daß alles nach ihrem Kopfe gehen soll. Wenn ich mich nun auch im Widerspruch mit den mächtigsten Zeittendenzen befand, so war mir doch wohl bewußt, daß man, was historisch geworden ist, nicht mit einem kritischen Machtwort ändern kann und daß man nicht einmal den Personen zum Vorwurf machen darf, was in dem gesammten Bildungsgange der Zeit liegt.

Aber als ein freier Geist erlaubte ich mir zu vergleichen, zu urtheilen und meine Meinung offen auszusprechen.

Ich muß gestehen, obgleich das Leben überall und immer schön ist, wenn man es zu erkennen und zu genießen weiß, fand ich doch in der Gesammtphysiognomie Deutschlands zu meiner Zeit überaus viel, was mich abstieß, was mich, wenn es auch nur den Charakter der gemeinsten Alltäglichkeit hatte, doch fast dämonisch anfremdete.

Welchen Anblick gewährte das deutsche Volk? Es hatte ja nicht

einmal seine eigene Tracht. Der deutsche Mann, die deutsche Frau kleideten sich nach französischer Mode, gleichviel ob diese häßlich oder schön, praktisch oder unpraktisch war. Ungeheuere Summen strömten jährlich aus Deutschland nach Paris, um von dort den Modeflitter einzutauschen. In der Regel ist die Mode in Paris schon passirt, wenn sie unsere Kleinstädter erst kennen lernen. Was der Pariser und die Pariserin als ihre eigene Erfindung immer noch mit einer gewissen Natürlichkeit und Grazie tragen, wird erst bei uns zur Karikatur. Das ist nicht so gleichgiltig wie man glaubt. Wer die abgetragenen Kleider eines Andern anzieht, ordnet sich ihm unter, wie der Bediente dem Herrn. Auch hängt mit der Modetracht die ganze gesellige Sitte zusammen und das übt tiefen Einfluß auf den Charakter. Durch fremde Tracht und Sitte wird der angestammte Nationalcharakter nothwendig verfälscht. Die Physiognomie unserer neumodischen Stutzer ist nicht die deutsche, sondern die von Menschen, welche Franzosen zu sein affectiren. Die untern Stände ahmen schon die obern nach. Bald wird die letzte Spur einer Volkstracht selbst bei unsern Bauern verschwunden sein. Ueberall sieht man nur als Franzosen verkleidete, nur durch ihre größere Eckigkeit, Plumpheit und Geschmacklosigkeit sich verrathende Deutsche. Diese Maskerade einer ganzen Nation hat etwas Gespenstisches. Wenn man nicht daran gewöhnt wäre, würde man bauer erschrecken.

Die maskirte Nation wollte aber überhaupt gar keine Nation sein. Das hat mich immer am meisten verwundert, daß sich die Deutschen alle scharf von Franzosen, Italienern, Ungarn, Slaven ꝛc. als Race unterschieden und mit geringen mundartlichen Ausnahmen alle dieselbe Sprache redeten und doch keine Deutschen sein wollten, sondern Franzosen (Lothringer, Elsässer, Dänen (Holsteiner, Schleswiger), Russen (Livländer, Kurländer, Esthländer, Holländer, Belgier, Schweizer, Oesterreicher, Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger, Hessen, Bayern, Württemberger, Badener ꝛc. ꝛc. Eine Nation von 50 Millionen Seelen, von gleicher Abstammung und Sprache, wollte keine Nation sein. Viele Theile derselben wurden

andern Nationen unterthan und der geschwächte Rest spaltete sich wieder unter sich. Das Wunderbarste war für mich, daß dieselbe Nation doch wirklich einmal eine Nation gewesen war und es auch hatte sein wollen, eine große mächtige Nation, die erste in Europa.

Ich suchte in der deutschen Sprache und Literatur den nationalen Geist, aber ich fand ihn nicht. Die s. g. Gebildeten in ganz Deutschland standen unter der Herrschaft eines fremden Geistes, und das war in den mannigfachsten Ausstrahlungen doch immer nur der romanische Geist. Der deutsche Geist war ausgewechselt mit dem antik heidnischen der s. g. classischen Schule oder mit dem neurömischen des Papstthums, oder mit dem Geiste der französischen Philosophie, der französischen Mode, des französischen Liberalismus. Alle diese Ausstrahlungen des süd- und westeuropäischen oder romanischen Geistes hatten den schlafenden deutschen Michel magnetisirt und verzaubert, daß kein deutsches Gefühl mehr in ihm wach werden konnte, und zum Ueberfluß wedelte ihn der Judendämon mit Vampyrflügeln an und sog ihm sanft das Blut aus. Obgleich mir die ganze schreckliche Wahrheit der Selbstvergessenheit unserer großen Nation erst im Verlauf eines langen Lebens immer klarer geworden ist, lernte ich doch schon in früher Jugend den patriotischen Schmerz empfinden und die fremde Waffe kennen, welche die Wunde bohrte, in der schweren Zeit der Fremdherrschaft unter Napoleon. Ich erlebte auch das Ende dieser Zeit und die große nationale Erhebung von 1813. Ein Riese, schrecklich und schön, hatte damals das deutsche Volk sich erheben und siegte, aber nach dem Siege sank es wieder zurück in tiefen, dumpfen Schlaf. Ich konnte nicht mitschlafen, ich gehörte zu den Wenigen, welche der großen Sache des Vaterlandes treu bleiben wollten bis zum Tode.

Mein Literaturblatt sollte nun in diesem Sinne auf die deutsche Lesewelt einwirken und Saaten für die Zukunft ausstreuen, die patriotische Gesinnung stärken, wo sie noch vorhanden war und wecken, wo sie schlief. Die Politik durfte ich freilich nicht veranstalten, das erlaubte die Censur nicht. Doch habe ich keine Gelegenheit versäumt, in der

Form von Bücherrecensionen politische Wahrheiten auszusprechen und schlechte Tendenzen zu bekämpfen. Erst später war es mir vergönnt, in die politischen Bewegungen einigermaßen thätig einzugreifen.

Damals in den zwanziger Jahren blieb mir auch außerhalb der eigentlichen Politik immer noch ein weites Feld des literarischen Wirkens offen in der Bekämpfung zahlreicher böser Dämonen, die im Bunde mit der russischen und Metternich'schen Bevormundung Deutschlands den Geist der deutschen Nation systematisch niederhielten oder corrumpirten. Auf dem religiösen Gebiete war es nöthig, die alte deutsche Frömmigkeit und die Wärme der religiösen Empfindungen nicht verschwinden zu lassen im modernen Heidenthum, Cultus des Genius, Hegel'scher Selbstvergötterung, theils im seichten und doch so eitlen und anmaßenden Rationalismus, theils in witzelnder Religionsspötterei und Emancipation des Fleisches.

Im Gebiet der Schule war gegen den Schuldämon zu kämpfen, gegen den akademischen Pedantismus, den scholastischen Formalismus, die Schablone, gegen die philosophische Hetzjagd, gegen die übertriebene Humanitätsschwärmerei und gegen den pädagogischen Optimismus, der sich vermaß, aus jedem Kinde ein Menschheitsideal herauskünsteln zu wollen, und dabei die nächste praktische und natürlichste Aufgabe vergaß, den Nationalcharakter schon in der Jugend zu stärken und zu pflegen.

Wenn ich mir anmaßte, auch im Gebiet der Naturwissenschaft manches herrschende Vorurtheil zu bestreiten, so glaubte ich dazu berechtigt zu sein, weil jene Vorurtheile wesentlich darauf hinausliefen, das deutsche Volk zu entchristlichen, das sittliche Ideal aus seiner Seele zu reißen und ihm dafür einen groben Materialismus einzupflanzen. Was ich in dieser Beziehung im Widerstreit mit der Mode der Zeit niedergeschrieben habe, ist wenig beachtet worden, aber jede Wahrheit braucht Zeit zu reifen und ich zweifle nicht im geringsten, daß mein Grundgedanke von der Zweckmäßigkeit der Schöpfung als materielles Mittel für einen höhern sittlichen Zweck noch einmal zur allgemeinen Geltung kommen wird.

Großes Gewicht lege ich auf die Geschichtskunde und zwar hauptsächlich auf die deutsche. Der Menge bleibt dieselbe so gut wie unbekannt, obgleich es ebenso möglich als nützlich wäre, in Volksschulen, Sonntagsschulen und Vereinen auch der ländlichen Jugend und dem Volke klarere Begriffe vom Werth der deutschen Nation und vom großen Inhalt ihrer zweitausendjährigen Geschichte beizubringen. Die gebildeten Klassen haben sich bisher mehr für die allgemeine Weltgeschichte oder für die Geschichte der tonangebenden Völker, Griechen und Römer, Franzosen und Engländer interessirt und lange nicht genug für die deutsche. Auch haben es die vielerlei Souveränetäten in Deutschland dahin gebracht, daß es den Genossen einzelner Stämme, den Unterthanen einzelner Territorialherren schwer wird, sich in das Ganze der deutschen Nation hineinzudenken. Selbst kleine Theile der großen deutschen Nation halten sich für eine besondere Nation, nicht blos die deutschen Schweizer, Holländer und Belgier, sondern sehr häufig auch die Bayern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner und Hessen. Wie die Landsmannschaften auf den Universitäten über die allgemeine Deutsche Burschenschaft, so herrschen auch die Spezialgeschichten deutscher Staaten und Regentenhäuser gegenüber der Geschichte der Gesammtnation vor. Endlich hat die einseitige Pflege des Classicismus auf Schulen und Universitäten die älteste deutsche Vorzeit entweder ganz in Schatten gestellt, oder das in das Dunkel hineinfallende Licht falsch gefärbt, und immer noch herrscht durch die Schule auch in Deutschland selbst das altgriechische und römische, von den Italienern und Franzosen nur adoptirte Vorurtheil, die alten Deutschen seien rohe Barbaren gewesen. Da ich altdeutsche Studien schon in jungen Jahren trieb, bekämpfte ich dieses Vorurtheil nicht nur gelegentlich in meinem Literaturblatt, sondern später auch in größern Werken. Daß ich während meines Lebens auch in dieser Beziehung das Vorurtheil und den Stumpfsinn der Zeitgenossen nicht habe überwinden können, fand ich ebenso natürlich, als ich überzeugt war, wenn sich je das deutsche Volk noch einmal tüchtig zusammenfassen, sich selber erkennen, in seiner Vorzeit wiedererkennen wird, werden meine fast

unbeachtet gebliebenen Aufklärungen über unsere altdeutsche Märchenwelt und Heidenreligion noch zu Ehren kommen.

Für das größere Publikum hatte ich in meinem Blatte vorzugsweise die schönwissenschaftliche Literatur zu besprechen. Freilich hätte es da eines Herakles bedurft, um den Augiasstall auszuräumen. Die Stallfütterung gedieh in der politischen Stagnation nach den Befreiungskriegen in erschreckendem Uebermaß. Da man von der Politik kaum reden durfte, zerstreute man sich mit Modelektüre, meist mit Uebersetzungen französischer und englischer Modeartikel, mit Eitelkeiten deutscher Epigonen Goethes, Schillers ꝛc., mit romantischen Faseleien, langweiligen Damenromanen, lyrischen Empfindsamkeiten ꝛc., worunter nur wenig wirklich Geistreiches und Tiefes vorkam. Der Büchermarkt war ein Waarenlager von wohlassortirten Modeartikeln geworden. Die Unterhaltungsliteratur wurde zum großen Theil den Buchhändlern auf Bestellung geliefert und durch Reclame ins Publikum gebracht. Die deutsche Literatur, früher die Schöpfung aristokratischer Geister, wurde demokratisches Gemeingut und zugleich ein Geschäft, um zu gewinnen, ein Geschäft, wozu sich jeder für berechtigt, also auch für befähigt hielt.

Ein summarischer Abriß meiner Ansichten kam 1828 in dem Buche „die deutsche Literatur" heraus, welches bald in zweiter Auflage erschien und ins Englische, Italienische, Russische und Holländische übersetzt wurde. Dieses Buch und mein Literaturblatt machten damals ziemlich viel Aufsehen. Der alte preußische Minister Stein empfahl es in seinem Briefwechsel mit Gagern. Daß König Ludwig von Bayern und Fürst Metternich in Wien mein Blatt regelmäßig lasen, hat mir der alte Cotta wiederholt mit Selbstzufriedenheit erzählt. Noch kurz vor seinem Tode ließ mich Metternich durch einen Herrn vom Stuttgarter Hofe grüßen und mir sagen, er habe sich immer für mich interessirt, obgleich ich sein Feind gewesen sei. Am meisten frappirte mich, daß mir Bismarck, den ich im Frühjahr 1866 kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Berlin sprach, beiläufig erzählte, er habe als neunjähriger Knabe oft noch spät am Abend seiner Mutter

mein Literaturblatt vorlesen müssen, damals sehr zu seiner Unlust, später jedoch habe er sich sehr mit dem Blatte befreundet.

Mein Literaturblatt erschien anfangs noch als Beiblatt des Morgenblattes und war mehr der poetischen und unterhaltenden, als der wissenschaftlichen Literatur gewidmet, und weil es sehr verbreitet war, kam ich natürlicherweise in einen ausgedehnten Verkehr mit den damaligen Dichtern. Der neue Ton, den ich in den „Europäischen Blättern" angeschlagen, hatte die einen erfreut, die andern erschreckt und in Unruhe versetzt. Unter den letztern befanden sich außerordentlich viel Schwächlinge, Epigonen, matte Romantiker, Blaustrümpfe ꝛc. Je großartiger der Geist der Nation sich in den schrecklichen, den Nationalfeind zerschmetternden Gewittern der letzten Kriegsjahre geoffenbart hatte, um so widerlicher fiel die Schwächlichkeit und Kleinlichkeit des Geistes auf, der sich in so kurzer Zeit schon wieder der Literatur bemeistert hatte.

Ein glücklicher Zufall hatte mich nach Schwaben geführt, denn die damals alle noch in der Blüthe stehenden Dichter der sog. schwäbischen Schule waren nicht nur poetisch begabt, sondern auch charaktervoller, sittlich reiner und deutscher von Gemüth, als die große Mehrzahl der andern. Das Haupt dieser Schule war Ludwig Uhland, ohne Neid von jedermann als solches anerkannt. Da er damals nach Tübingen übersiedelte, sahen wir uns seltener, blieben aber ohne Unterbrechung bis an seinen Tod befreundet. Von 1833 an saßen wir auch im Landtag zusammen als Parteigenossen. Sein Gesicht nahm erst im Alter mehr Ausdruck an. In jüngern Jahren ist es ihm oft begegnet, für einen gewöhnlichen Handwerksmann gehalten zu werden. Auch fehlte ihm eine geläufige Zunge, doch konnte er im vertrauten Kreise sehr heiter und auch gesprächig werden. Sein bescheidenes Wesen trug nicht wenig dazu bei, die Achtung für ihn zu erhöhen, die seine Dichtungen einflößten.

Ihm zunächst stand Gustav Schwab, damals Professor am Gymnasium in Stuttgart. Sein Haus, kaum mehr als hundert Schritt von dem meinigen entfernt, war gastlich allen Fremden offen,

er selbst der freundlichste und liebenswürdigste Gesellschafter und eine durchaus ehrliche und treue Seele, eine anima candida. Ein stattlicher Mann, wohlgenährt, aber von lebhaften Geberden, zeichnete er sich bis in die fünfziger Jahre durch jugendlich rothe Wangen, schöne, freundliche und zugleich feurige Augen und blendend weiße Zähne aus. Als Dichter stand er nicht so hoch wie Uhland, doch hat er manches schöne Lied gesungen und dem bösen und liederlichen Zeitgeist niemals gehuldigt, obgleich ihm Goethes Ruhm noch viel zu sehr imponirte. Erst als der Briefwechel Goethes mit Zelter herauskam, worin Goethe auf die unwürdigste Weise über Uhland und Gustav Pfizer spottet, kam beim guten Schwab die Goetheanbetung mit der Freundestreue und dem Rechtsgefühle in Conflict, und damals drückte er mir krampfhaft die Hand mit den Worten: Menzel, du hast doch Recht gehabt! Wir sahen uns viel und oft als Nachbarn, im Schillerverein, in befreundeten Gesellschaften ꝛc.

Gustav Pfizer gehörte noch zu den jüngern Dichtern, besaß eine vorzügliche Begabung und theilte mit seinem ältern Bruder Paul den sittlichen und patriotischen Ernst, konnte aber eben deshalb dem schlechten Zeitgeschmack nicht genügen. Heine, dem damals das ganze gebildete Publikum nachlief, warf seinen Koth auch auf Gustav Pfizer.

Eine der vorzüglichsten Zierden des schwäbischen Dichterkreises war der Oberjustizrath Karl Mayer, des edlen Uhland lebenslänglicher fidus Achates, so wie auch Schwabs und Kerners bewährtester Freund. Er selbst dichtete meist nur kurze Verse, in denen er aber mit Meisterschaft nur durch wenige Worte dem Leser ganze Landschaften vorzauberte. Das achtungswürdigste an ihm jedoch war die Festigkeit und Treue der Freundschaft. Ich sah ihn zwar nur selten, weil er in Tübingen lebte, aber wir waren früh befreundet und blieben es. Als ich 1835 nach Italien reiste, sagte er mir in Versen mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit Lebewohl.

Kein Abschiedsweh, kein lauter Punsch
Entflammt mich zu Trost und Wunsch;
Früh, nüchtern steh ich in dem Zimmer,
Heimkehrend und bereit, wie immer.

Doch ein Gemisch von Ernst und Scherz,
Wie ein Toast, erfüllt das Herz,
Wenn wir auf eine Reih' von Tagen
Dem Freunde sollen Abschied sagen.

Als mein ältester Sohn in Tübingen studirte, wohnte er in Mayers Hause. Meines alten Freundes gleichnamiger Sohn wurde später ein demokratischer Wühler und machte sich als Redacteur des „Beobachters" einen mehr berüchtigten als berühmten Namen.

Zu den freundlichsten Erscheinungen in Stuttgart gehörte der Kanzleirath Bührlen, ein geborener Ulmer, der in engen Verhältnissen lebte und durch seine Romane und Erzählungen sich ein geringes Honorar verdiente, aber seine Armuth und Zurücksetzung mit einem liebenswürdigen Humore ertrug. Er hatte die einzige Schwachheit, ein Philosoph sein zu wollen, kam jedoch nie über aphoristische Betrachtungen hinaus, für die sich niemand interessirte. Dagegen fand man in seinen Erzählungen eine idyllische Auffassung seines eigenen Familienlebens und eine Selbstironisirung von hohem Liebreiz. In dem besten seiner Romane, dem „Enthusiasten", schildert er sich selbst ganz so, wie er war. Er hatte nämlich, trotz seiner Armuth, einen unwiderstehlichen Hang zu alten Gemälden und legte sich auch wirklich eine kleine Galerie an. Diese Liebhaberei charakterisirte er nun in seinem Roman in allerliebst komischen und rührenden Scenen. Ich halte diesen Roman für einen der besten, die je geschrieben wurden, und zweifle nicht, daß er, obgleich er zu seiner Zeit keinen Anklang gefunden hat, in hundert Jahren wieder gedruckt und der Sammlung unserer classischen Nationalwerke einverleibt werden wird.

Ein recht hübsches Talent für Gelegenheitsgedichte besaß der Stadtrath Ritter, dessen Frühlingslied, reizend von Lindpaintner componirt, allgemein beliebt und mehr schwäbisches Volkslied geworden ist, als kaum eins von Schiller und Uhland. Da das seit 1825 eingeführte Schillerfest jährlich im Beginn des Mai gefeiert wird, fehlt auch Ritters Frühlingslied niemals und kann man sich das schöne Fest ohne dasselbe nicht denken. Als ich einst mit einem auswärtigen

Diplomaten auf einen nahen Berg spazieren ging, tönte das Frühlingslied aus dem Thale herauf. Da blieb der Fremde, der es nie gehört hatte, wie bezaubert stehen und hörte mit Staunen und Entzücken zu. — Als Ritter gestorben war, in den vierziger Jahren, wurde ich aufgefordert, bei dem jährlichen Gastmahl der Württembergischen Weinverbesserungsgesellschaft mit ein paar Worten seiner zu gedenken, da er ein sehr eifriges Mitglied des Vereins gewesen war und an jedem Festtage ein paar artige Reime zum besten gegeben hatte. Ich hielt eine kleine Rede mit einem passenden Bonmot und Reimen ganz nach seiner Manier. Der Präsident des Vereins, ein ungemein stolzer Herr, sagte, als ich allgemeinen Beifall gefunden hatte. „Nun, Sie haben sich ja schon recht in die schwäbische Art und Sitte gefunden.“ Ich erwiderte mit lauter Stimme: „Sie werden mich doch für einen Württemberger halten, nachdem ich sieben Altwürttemberger gezeugt habe. Haben Excellenz das auch vermocht?“ Ein ungeheures Gelächter beschämte den Mann, der krebsroth wurde.

Wer hätte in Schwaben gelebt und nicht Justinus Kerner gekannt? Der liebenswürdige Dichter der „Reiseschatten“ und so vieler schöner Lieder wurde mir bald nach meiner Niederlassung in Stuttgart durch seine Freunde Uhland und Schwab bekannt. Er war damals noch nicht alt, doch schon ziemlich corpulent, aber die Feinheit der Züge, das Geistvolle in Augen und Lippen ließen sich bei ihm auch im Alter nie unterdrücken. Er war sehr geistreich und trotz seiner schwäbischen Gemüthlichkeit und des Mysteriösen, was ihm von der Geisterseherei her anklebte, von einer Schalkhaftigkeit, wie ich sie nur bei Ludwig Tieck wiedergefunden habe. Er handhabte die Selbstironisirung mit einer ungemeinen Gewandtheit als Waffe, wenn man ihm ein wenig zusetzte. Wir behandelten uns gegenseitig immer mit dem besten Humor. Nur als er mir 1829 zumuthete, das Buch, welches er über die berühmte Seherin von Prevorst geschrieben hatte, alles Ernstes zu loben und die darin geoffenbarten Wunder anzuerkennen, lief das gegen mein kritisches Gewissen. Es war wirklich gewagt, daß Justinus Kerner uns nöthigen wollte, an Bier trinkende

Geister zu glauben, oder wenn er uns einmal eine Geistin mit ihrem Wickelkind, die vor mehreren Jahrhunderten gelebt haben sollte, und ein andermal wieder eine Geistin, die vor vier Jahren gelebt haben sollte, mit einem Knaben, der unterdeß nach dem Tode gewachsen war, verführte. Meine Recension setzte dergleichen Widersprüche in Kerners Buch auseinander und hob zugleich Nachlässigkeiten hervor, die einem gewissenhaften Arzt nicht hätten begegnen sollen. Er hatte nämlich während der Krankheit der Seherin ein Tagebuch geführt, dessen Genauigkeit er sogar rühmte, die auch nöthig war, weil es bei den Verordnungen und Verheißungen der Seherin auf Stunde und Minute ankam. In diesem Tagebuch aber hatte der Monat September einen Tag zu viel, so daß ich fragen durfte, ob es im Geisterreich einen 31. September gebe? Kurz es war mir bei aller Achtung vor Kerner doch nicht möglich, das Unsinnige und Leichtfertige in seinem Buche ungerügt passiren zu lassen.

Darüber nun machte mir Kerner in einem Briefe vom 23. Januar 1830 die bittersten Vorwürfe. Während er und sein Freund Eschenmeier sich zur Abwehr rüsteten und öffentliche Erwiderungen drucken ließen, blieben wir gleichwohl in einer freundschaftlichen und vertraulichen Correspondenz.

Im Jahr 1834 gab Kerner eine Geschichte von Besessenen heraus, also fünf Jahre nach dem Erscheinen der Seherin von Prevorst. Da er nun fünf Jahre vor dieser ein famoses Buch über Vergiftung durch Würste geschrieben hatte, konnte ich nicht umhin, in meiner Recension auf die fünfjährigen Neuerungen in Weinsberg aufmerksam zu machen. Erst wimmelte es dort von vergifteten Würsten, dann von Geistern mit Grabesgeruch und endlich von Besessenen mit ihren Teufeln, und an alledem sollte Justinus Kerner nicht schuld sein? In der ganzen übrigen Welt spürte man von diesen Seltsamkeiten nichts, die sogar in Weinsberg selber nur vorkamen, wenn Kerner ein Buch darüber schrieb und sonst nicht. Gegen diese meine Auffassung protestirte nun Kerner wieder in einem langen, nicht sehr logischen Briefe.

In einem Briefe vom 28. April 1836 kam Kerner auf die Seherin und auf die Geister zurück und fing an: „Verehrter Freund, ich muß wieder mit Ihnen zanken. Wenn wir gar nichts von Affen wüßten und es käme ein Reisender, der behaupten würde, er habe Thiere gesehen, die halb Thier halb Mensch seien, Arme hätten, aber keine Hinterbacken und Waden und man würde schreiben: wir wollen nicht noch einmal auf die Frage, ob es Affen gäbe, zurückkommen, es ist uns im Grunde sehr gleichgiltig, denn da dumme und affenmäßige Menschen mit Armen und ohne Hinterbacken und Waden auf der Planie in Stuttgart in Menge herumlaufen, so liegt wohl wenig daran, ob nach der Behauptung jenes wundersüchtigen Reisenden es noch andere wirkliche Affen gäbe. So sagen Sie: Es giebt unter den lebenden Menschen Gespenster genug. Aber damit widerlegen Sie die Existenz von wahren Geistern so wenig, als jenes Gerede die Existenz von wahren Affen." Man sieht hieraus, welche humoristische Wendung unser Streit nahm. Ich frug einmal Kerner, ob er denn jemals einen Geist gesehen habe? da er immer nur von Geistern berichte, die Andere gesehen haben. Er gestand mir, er habe noch keinen gesehen, nur einmal eine Art von Schatten, doch könne er nicht behaupten, daß es ein Geist gewesen sei. Ich theilte ihm zu seiner Genugthuung mehrere hübsche Geistergeschichten mit, die er auch in seinen Blättern aus Prevorst und in seinem Magikon abdrucken ließ. Aber vergebens appellirte ich an seinen feinen Geschmack als Dichter, den seine Weinsberger Geister ebenso anwidern müßten als mich, denn wo das Geisterreich sich aufthut, beginnt auch Poesie. Dagegen behauptete er, grade in der unpoetischen Gemeinheit jener Bier trinkenden Geister liege ein Beweis ihrer Wirklichkeit und wo die Poesie nichts gewinne, da gewinne doch die Wissenschaft.

In einem Briefe vom 19. August 1839 schrieb mir Kerner in Bezug auf einige Mittheilungen, die ich ihm gemacht hatte: „Die Stelle im Plutarch ist merkwürdig und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir den Ort, wo sie steht, bezeichneten. Die Cirkel der Frau Hauffe der Seherin von Prevorst finden sich auffallend im Plato,

den sie aber nicht einmal dem Namen nach kannte. Ich fand die Stelle einmal zufällig, als die Cirkel schon längst von ihr gemacht und erklärt waren und freute mich sehr. Das ist das Schauen der Natur, das Plato auch besonders hatte und keine Gehirnphilosophie, aber eben deswegen das wahre. Es ist mir unbegreiflich, wie jene Cirkel, in denen eine ganze Naturphilosophie liegt, so wenig von andern gewürdigt werden konnten. Ob den Geistern ließ man diese ganz liegen. Auch schrieben Viele sie dem Eschenmeier zu, z. B. der Esel von Pfarrer W., was mich immer ganz rasend macht."

Das Haus, welches Kerner in Weinsberg besaß, ist eins der berühmtesten in Schwaben. Man steigt von diesem freundlichen Hause durch Gärten hinauf zur alten Burgruine der sog. Weibertreue, in deren Fenstern Kerner Aeolsharfen angebracht hatte. Hier war seine Heimath, hier allezeit sein gastlicher Tisch gedeckt. Hier entfaltete der Dichter die ganze Grazie seines Geistes und die Fülle der Liebe, die in seinem Herzen wohnte. Im Jahr 1840 hatte ich meine ältesten beiden Knaben von 13 und 10 Jahren allein eine Fußreise ins Unterland machen lassen und ihnen gesagt, sie sollten in Weinsberg den Oberamtsarzt freundlich von mir grüßen. Hierauf erhielt ich von Kerner folgendes Schreiben, woraus man seine ganze Liebenswürdigkeit erkennen mag: „Verehrtester Freund! Ihre lieben Kinder kamen wohl bei uns an und erfreuten uns innigst. Sie wollten mich glauben machen sie seien Geister: denn sie sagten (Nachmittags 2 Uhr) sie hätten zwar seit dem Frühstück noch nichts gegessen, können sich aber nicht aufhalten, müssen immer weiter laufen, allein ich untersuchte sie, wie ich immer thue, genau und erkannte, daß sie noch leibhafte Menschen sind und zwar sehr liebe. Sie wollen nun nach Langenbeutingen weiter wandern in das dasige Pfarrhaus, welches vor hundert Jahren einmal durch einen Geist abbrannte. Dies zur Nachricht und Beruhigung Ihnen und der lieben Gattin. Herzlichst Ihr Kerner. Weinsberg, 6. October 1840." Mein kleiner Sohn schrieb darunter: Wir gingen vorgestern noch bis Kirchheim am Neckar, wo uns der Herr Pfarrer Drück zu übernachten nöthigte. Gestern,

als wir hierher kamen, wurden wir von Herrn Doctor Kerner außerordentlich freundlich aufgenommen und genöthigt einen Tag dazubleiben.

In die wilde Revolutionszeit 1848 taugte der gute Kerner nicht hinein. Sein Sohn wurde damals Demokrat. Er selbst ließ sich hinreißen, ein ziemlich revolutionäres Lied zu Gunsten eines Schlossermeisters zu dichten, mit dem die Demokraten damals kokettirten, wie die Pariser mit ihrem Blousenmann Albert, und den sie auch richtig ins Frankfurter Parlament brachten. Später wurde Kerners Sohn äußerst legitim, bald auch Hofrath, der alte Kerner aber empfing in seinem Hause in Weinsberg das Fräulein Stubenrauch und küßte sie. Dieser Kuß und jenes Revolutionslied paßten nun freilich nicht zusammen und offenbarten die ganze Schwäche des Dichters. Daher es an harten Seelen nicht fehlte, die ihm das Mitleid versagten und ihn ebenso heruntersetzten, als er vorher hoch gepriesen worden war; doch blieben ihm seine alten Freunde treu. Er war auch älter geworden, hatte die Elasticität verloren und kränkelte, kokettirte aber auch mit dieser Kränklichkeit, was man wieder seiner Dichternatur zu gute halten mußte. Als ich ihn einmal in seinem Weinsberg besuchte, lag er noch im Bette, und kam, nachdem er sich angekleidet hatte, wie ein Blinder tappend herein und frug mit tonloser Stimme: Wer isch? Ich nannte laut meinen Namen. Hierauf Accolade und obligater Kuß. Ach, i seh ebe gar nimmer. Ich bedauerte ihn sehr, daß es sich mit seinen Augen so bedeutend verschlimmert habe, aber noch war keine Viertelstunde vergangen, als er einen Brief herbeiholte, den ihm unlängst König Ludwig von Bayern geschrieben hatte und mir denselben ohne Brille frischweg vorlas. Es ist erstaunlich, sagte ich, wie man diesen König Ludwig als ultramontanen Finsterling verleumdet, da er doch überall nur Licht verbreitet. Denn kaum hatten Sie seinen Brief vor Augen, so konnten Sie wieder ganz gut sehen. — Dasselbe Wunder, wie König Ludwigs Brief, bewirkten aber auch die Augen eines hübschen Kindes; denn als er sich einst, als der gar nichts mehr sehen könne, vom Dekan D. über die Straße führen ließ,

blieb er plötzlich stehen, um ein junges Mädchen, das aus dem Fenster des zweiten Stocks herunterfah, freundlich zu begrüßen und ein wenig mit ihr zu plaudern.

Mit Bezugnahme auf das, was ich eine Reihe von Jahren hindurch gegen das junge Deutschland, das junge Hegelthum, Judenthum, Straußenthum ꝛc. geschrieben hatte, schickte mir 1848 Kerner das von seiner Hand geschriebene kleine sinnige Gedicht, welches damals auch in die Allgemeine Zeitung überging.

An die Jungen.

Oft pflegt das Alter ihr zu schelten
Ihr Jungen! nennt es dumm und schwach.
Nur ihr, ihr seid die starken Helden,
Schlagt Gott und Teufel auf das Dach.
O schaut, ihr Helden mit der Feder,
O schaut, ihr Helden mit dem Maul,
Verschielend unter dem Spritzleder,
Den Held Radetzky auf dem Gaul,
Wie er ein Lid vom hohen Rosse
Schaut, zählend drei und achtzig Jahr
Und trägt zu Mailands Marmorschlosse
Siegreich zurück den deutschen Aar.
Dies Bild beschaut euch, liebe Jungen
Und denkt, daß ihr seht's ein und schweigt!
Wenn ihr dies Alter einst errungen
Nicht einen Esel mehr besteigt!

Indem er mir seine letzten Gedichte schickte, schrieb mir Kerner 1852: „Es kommt hier ein welker Blüthenstrauß. Behalten Sie ihn nicht, sondern legen Sie ihn zum Weihnachtsgeschenk Ihrer liebenswürdigen Frau, oder lieben Tochter, oder sonst einem warmen Frauenherzen, ans Herz, daß er dort, wie verwelkte Blüthen, die man in den naturwarmen Born des Wildbades bringt, frisch erblüht. So möchte ich denselben Ihrem Schutze empfehlen und Sie und alle Ihre Lieben innigst grüßen, auch die in Basel. Mit Liebe Ihr alter Kerner." Als ich seine Gedichte angezeigt hatte, schrieb er mir wieder: „Verehrtester! Tausend Dank für Ihre Nachsicht mit meinem armen Blüthen-

ſtrauß. Sie gingen ihm mit guter Empfehlung voraus und erfreuten dadurch auch bereits mehrere meiner Freunde. Wäre nur meine Geſundheit beſſer. Aber ich habe viel, viel zu leiden. Ich bin eben ſehr alt und da geht die Poeſie auch fort.

Strauß Kritikus ſchrieb einſt von meinen Liedern
„Eintheilen möcht' ich ſie ich konnte nichts erwiedern
In goldne, ſilberne und die von Eiſen.""
Wie würd' er nun die allerneuſten heißen!
Du lieber Gott! ich fürchte, daß er ſage:
„Das ſind die ledernen der alten Tage.""

Es hat alles ein Ende. Aber geſund bleiben Sie doch und mir freundlich. Mit Liebe und Verehrung Ihr alter J. Kerner."

In ſeinem letzten Briefe meldete mir Kerner in kaum zu leſenden Zeilen den Tod unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Paſſavant und ſchloß „Deſſen kranker, verlaſſener, ihm bald nachfolgender Freund, auch der Ihrige J. Kerner." Paſſavant war der ausgezeichnete Arzt in Frankfurt a. M., der mehrere geiſtvolle Schriften über die dunklern Gebiete der Seelenkunde herausgegeben hat. Leider kam ich nicht nach Frankfurt, er ſchickte mir aber immer ſeine Bücher zu und beſuchte mich mehreremale in Stuttgart. Wir machten auch kleine Partien zuſammen, und er gehörte zu den ſeltenen Menſchen, mit denen man ſich viele Stunden hinter einander unterhalten kann, ohne zu merken, wie viele Zeit vergangen iſt, und ohne ein Ende herbeizuwünſchen. Bei ſeinem letzten Beſuche kurz vor ſeinem Tode ſaß ich faſt einen ganzen Nachmittag mit ihm allein in der Kaſtanienallee, die von Cannſtatt nach dem Kurſaal führt, und unterhielt mich mit ihm über Unſterblichkeit, denn er wußte, daß er nicht mehr lange leben würde. Im Anfang befremdete es ihn ein wenig, daß ich mich für die Zukunft nach dem Tode nicht ſo lebhaft intereſſirte, als er vorausgeſetzt hatte, daß ich es thun würde. Aber er gab mir zu, daß ich bei meiner literariſchen Productivität mehr gegen die Gegenwart Front machen und in Bezug auf das Nahеliegende zu viele Pflichten erfüllen müſſe, als daß ich viel über das Jenſeits grübeln könne.

Endlich aber befriedigte ich ihn ganz, indem ich die Unsterblichkeit, wie er selbst, nicht als ein Ausruhen, sondern als ein Fortwirken auffaßte.

Unter den schwäbischen Dichtern der damaligen Zeit war Alexander, Graf von Württemberg, einer der ausgezeichnetsten. Seine „Lieder des Sturms" gereichen ihm sehr zur Ehre. Er sang wie ein echter Ritter und trug das Vaterland im Herzen. Kein Deutscher mit einziger Ausnahme Schenkendorfs, hat ein so schönes Lied auf Andreas Hofer gedichtet wie Graf Alexander. Mein Lob freute ihn und er dankte mir mit einem sehr freundlichen Besuch. Es war ein ungewöhnlich großer und schöner junger Mann, rasch und leidenschaftlich und doch auch wieder sanft. Der Tod raffte ihn frühe dahin. Daran knüpft sich Poesie. Er war noch Jüngling und blühend gesund, als er einmal auf einer Tour durch den Schwarzwald im Wildbad badete und im Wasser seinen goldenen Ring verlor. Da rief er scherzend: Die Nymphe der Quelle hat mir den Ring genommen und wird mich nicht mehr lassen, sondern mich zu sich ziehen, als der ihr für immer verlobt ist. In seiner letzten Krankheit riethen ihm die Aerzte das Wildbad an. Er ging dorthin und ist dort gestorben.

Unter den älteren Notabilitäten Stuttgarts nahmen mich mehrere mit großer Güte auf. Vor allen Hofrath Reinbeck, Professor am Gymnasium, ein geborener Berliner und Nachkomme des unter Friedrich dem Großen berühmten Probstes Reinbeck. Er hatte lange in St. Petersburg gelebt und dort eine reiche Russin geheirathet, mit der er noch die silberne Hochzeit feierte, ehe sie starb. Nachher heirathete er eine Stuttgarterin, Emilie, Tochter des Geheimrath Hartmann, einer der sanftesten und vorzüglichsten Frauen, die ich kennen lernte. Auch mit dieser hat er die silberne Hochzeit gefeiert. Jedoch hatte er kein Kind. Es war ein äußerst gutmüthiger Mann, dem es aber nie recht gelingen wollte, sich in die schwäbische Art zu schicken, der immer noch berlinisch sprach und sich gerade durch seine Bemühungen, seinen Schülern zu imponiren, vor denselben lächerlich machte. Die böse Jugend ging arg mit ihm um, und man

erzählte sich viele Anekdoten von ihm. Unter andern soll er beim Vortrag über Literaturgeschichte gesagt haben: „Deutschland hat nur drei große Dichter, Goethe, Schiller und — den dritten verbietet mir die Bescheidenheit zu nennen," was ich für Verleumdung halte. Reinbeck hatte eine stark geröthete Nase. Deshalb gaben sich die Schüler das Räthsel auf: was ist ein Floh auf Reinbecks Nase? Antwort: ein Kupferstecher. Als wir uns zu einem Comité für Schillers Denkmal vereinigten, wurde der alte Reinbeck unser Präsident, wodurch er sich sehr geehrt fühlte.

Eben so freundlich war der alte Hofrath **Haug**, damals Oberbibliothekar, der berühmte Epigrammendichter. Als ein Freund Matthissons sah er mich zwar anfangs scheel an, nachdem wir aber einmal im Königsbade bei großer Kälte in einem geheizten Zimmerchen zusammengetroffen waren, versöhnte ich ihn vollständig bei einem guten Glase Wein, und er kam allen meinen Wünschen bei Benutzung der Bibliothek zuvor. Er war sehr witzig, aber dabei die harmloseste Natur von der Welt. Seine besten Witze waren übrigens die cynischen, die nicht gedruckt worden sind. Damals lebte auch noch der großnasige Stahl, den Haug durch seine Epigramme (auf Wahls große Nase) unsterblich gemacht hat. Ich saß öfter neben ihm im Theater.

Was Matthissen anlangt, so hatte ich denselben in den Europäischen Blättern wegen seines servilen „Dianenfestes von Bebenhausen" sehr verächtlich behandelt. Darin hatte er den dicken König mit dem fernhintreffenden Apollo verglichen und ein Jagdfest gepriesen, zu dem die Bauern von den weitesten Grenzen des Landes her als Treiber requirirt wurden, sich dabei selbst beköstigen mußten und von den brutalen Jägern Mißhandlungen erlitten. Ueberhaupt war die Jagdliebe des alten Königs und der dadurch verursachte Wildschaden eine Hauptbeschwerde des Landes gewesen, weshalb der neue wohlwollende König den Jagdunfug sogleich abgestellt hatte. Matthissons Dianenfest war mir in Heidelberg zufällig in die Hände gekommen, und ich hatte nicht umhin gekonnt, ihm einen kritischen

Fußtritt zu geben. Es war nicht zu ertragen, daß die Deutschen fort und fort Poeten bewunderten und als hohe und edle Genien gelten ließen, die so niederträchtig vor der Gewalt krochen. Ich verglich die berühmten classischen Wehmuthsthränen Matthissons mit den Thränen, die einem allzu fettgefütterten Mops aus den Augen treten. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Matthissen war einmal in Ludwigsburg bei König Friedrich zur Tafel geladen und fiel nach Tisch, als der König mit dem Grafen Dillen im Garten spazieren ging, dem Könige durch seine Zudringlichkeit lästig. Da frug ihn Dillen: „Matthissen, wären Sie wohl im Stande, hier auf der Stelle eine Elegie zu dichten? aber es muß Mondschein darin vorkommen." Matthissen bejahte devotest. „Nun so bleiben Sie hier stehen, sagte der König und dichten geschwind, bis wir wiederkommen; dann wollen wir sehen, was Sie für ein großes Genie sind." Sie entfernten sich, kamen aber nicht wieder, sondern fuhren nach Stuttgart, und Matthissen stand den ganzen Nachmittag in der heißen Sonne auf demselben Fleck und schwitzte Verse, bis ihn spät am Abend die Dienerschaft belehrte, man habe ihn zum Narren gehabt.

Auch der alte Schlotterbeck lebte damals noch, der nur Gelegenheitsgedichte schrieb. Von ihm, wenn ich nicht irre, rührte das Lied her, mit welchem der aus dem Feldzug von 1815 heimkehrende Kronprinz am Königsthor angesungen wurde: Hängt ihn auf an Stuttgarts Thoren — Hängt ihn auf an Stuttgarts Thoren — — Diesen grünen Lorbeerkranz!

Ein alter Kanzleirath Wagner machte ebenfalls Gelegenheitsgedichte und matte Witze. Doch hat er sich durch sein aktenmäßiges Buch über die hohe Karlsschule ein Verdienst erworben. Schillers Name hat einen Glanz auf diese Schule geworfen. Die Hauptsache zu betonen, hat man aber immer vergessen. Herzog Karl wollte sich von den alten Landständen losmachen und sich als Dienerin seines Despotismus eine neue aufgeklärte Büreaukratie heranbilden, durch welche die alte, die immer in Tübingen zugeschult wurde, allmählich verdrängt werden sollte. Deshalb gründete er seine Karlsschule in

Stuttgart und ließ sie durch den aufgeklärten Despoten, Kaiser Josef II. zum Range einer Universität erheben. Tübingen, die Landstände und das alte Recht in Württemberg hatte seinen Protector in Berlin, nicht in Wien.

In nahe Berührung kam ich mit dem talentvollen jungen Dichter Wilhelm Hauff, der aber schon 1827 starb. Ich hatte nur eins an ihm zu tadeln, daß er mit seiner angenehmen Schreibart nicht immer eine richtige Auffassung des Gegenstandes verband. In seinem Roman „Lichtenstein" erschien mir der Charakter des Herzog Ulrich durch eine völlig unhistorische Idealisirung gänzlich verfehlt. Der Roman war in der Manier Walter Scotts geschrieben, die damals Mode wurde. Walter Scott selbst würde aus einer so höchst originellen Figur, wie sie jener Herzog in der wirklichen Geschichte darbietet, etwas ganz anderes gemacht haben. Auch mit dem früh verstorbenen Wilhelm Müller, Dichter der Griechenlieder, wurde ich bekannt, da er eine Zeitlang bei Schwab wohnte. Er war ein liebenswürdiger junger Mann.

Große Erwartungen erregte ein Tübinger Student, Wilhelm Waiblinger, der mich öfter besuchte, groß von Gestalt, etwas cynisch im Anzug, mit buschigem Haar und heroischen Geberden. Von Bescheidenheit keine Spur. Er sah sich im Geist schon als Deutschlands ersten Dichter. Er besaß wirklich ein schönes Talent und Cotta bot ihm 2000 Gulden an, um nach dem schönen Italien zu reisen, wohin er sich sehnte. In seiner eitlen Thorheit aber, in der ihn, wie er mir nachher selber gestand, der boshafte und tölpisch gegen Cotta erbitterte Müllner bestärkt hatte, forderte er patzig von Cotta eine schriftliche Verpflichtung, daß er ihm die 2000 Gulden in Raten nach Italien nachschicken werde. Cotta antwortete ihm ganz einfach: „Ich habe Vertrauen zu Ihnen gehabt, wenn Sie keins zu mir haben, brechen wir ab." Verzweiflungsvoll stürzte Waiblinger zu mir herein. Da er schon überall mit seiner italienischen Reise geprahlt und Abschied genommen hatte, aber keinen Heller Geld besaß, war er in großer Noth, so daß Cotta sich seiner noch erbarmte und ihm wenigstens

ein paar hundert Gulden schenkte. Er zog nun nach Rom, schrieb von dort aus nicht für Cotta, sondern für andere Verleger kleine Sachen, verfiel in Trunk und Aſotie und ſtarb nach wenigen Jahren. Eine römiſche Courtiſane ſoll ihn mit ſeltener Treue bis zum Tode gepflegt haben. Seine cyniſche Erſcheinung gehörte zu den Karikaturen der Stadt Rom. Als ich mich im Jahre 1835 dort aufhielt, ſah ich ſolche Spottbilder von ihm noch häufig in den Bilderläden. Ein Bilderhändler lud mich ein, eins, das ich eben betrachtete, zu kaufen. Ich ſah ihn, da er höhniſch lächelte, ſcharf an und frug, ob das Bild ein Deutſcher oder ein Italiener gemalt habe? Ein Deutſcher, war die Antwort. Wohlan, rief ich aus, indem ich ihm das Bild verächtlich zuwarf. Ich würde es gekauft haben, wenn es ein Italiener gemacht hätte, denn ihr habt ein Recht, in eurem Lande über ſolche Gäſte zu ſpotten. Von Deutſchen aber iſt es ſchändlich, vor Euch Italienern über ihre Landsleute zu ſpotten.

Auch Eduard Mörike kam damals von Tübingen und bewährte in ſeinen Dichtungen eine ſolche Feinheit des Gefühls für das Seelenſchöne, daß man ihn nur lieb gewinnen konnte. Er hatte keine rechte Luſt, bei dem geiſtlichen Stande zu bleiben, und Buchhändler wollten ihn als literariſchen Handlanger ausbeuten. Er holte meinen Rath darüber ein und ich beſchwor ihn, doch lieber Pfarrer zu werden. Auf dem Lande werde er geſammelt ſein und Zeit haben, den Gruß der Muſe zu empfangen, während er als Redakteur, Artikelſchreiber, Ueberſetzer im kargen Solde der Buchhändler gar nicht zur Ruhe kommen würde. Ich hatte die Freude, ihn meinem Rathe Folge leiſten zu ſehen. Als er ſpäter ſein ländliches Pfarramt aufgab und Profeſſor am Katharineninſtitut für Mädchen wurde, blieben wir im alten freundſchaftlichen Verhältniß, er lieh oft Bücher von mir, wir ſahen uns aber ſelten, denn er war oft kränklich und ſehr menſchenſcheu. Ludwig Tieck, der feinfühlende Dichter, hatte Mörikes Schriften geleſen und eine ſeltene Liebe zu ihm gefaßt. Als er einmal einige Tage bei Juſtinus Kerner in Weinsberg zubrachte, lud dieſer den unfern von ihm wohnenden Mörike dringend zu ſich ein mit dem aus-

drücklichen Bemerken, wie sehr Tieck sich nach ihm sehne. Aber Mörike kam nicht.

Diese Erinnerung stellt mir Ludwig Tieck wieder so lebhaft vor das Auge, daß ich auf ihn übergehen muß. Ich habe schon erwähnt, daß wir durch die Familie Alberti miteinander verwandt waren und daß seine älteste Tochter Dorothea sich längere Zeit bei den Verwandten in meiner Vaterstadt aufhielt. Seine Werke hatte ich erst in Breslau kennen lernen, ihn selbst nie gesehen. Nun gab ich im Anfang des Jahres 1828 mein früher genanntes Buch über „Deutsche Literatur" heraus, worin ich mich in einem größern Zusammenhange als früher in den „Europäischen Blättern" und in den zerstreuten Artikeln des Literaturblatts über unsere sog. classische Literatur aussprach. Fast gleichzeitig gab Tieck die Werke von Lenz heraus und schrieb eine lange, einen Band füllende Vorrede dazu, worin er sich ebenfalls über die schöne Literatur Deutschlands aussprach. Nachdem sein Buch schon gedruckt war, las er das meinige und wurde von meiner Auffassung Goethes und dessen ganzer Stellung zur deutschen Nation so frappirt, daß er mir am 29. Juni 1828 aus Baden-Baden schrieb, er werde noch mehrere Wochen dort verweilen und bitte mich dringend, weil er als Gichtkranker nicht leicht zu mir kommen könne, aus dem nahen Stuttgart zu ihm herüberzukommen, „da er mein Buch gelesen habe, und es ihm seitdem zum Bedürfniß geworden sei, sich mit mir in Verbindung zu setzen." Er schloß: „Ihr Buch wird, eben weil es geistreich ist, weil es des Trefflichen und Treffenden so viel enthält, vorerst in Deutschland nicht verstanden werden. Von Kritik ist bei uns jetzt nicht mehr die Rede. Und doch kritisire ich ebenfalls. Freilich Stimmen in der Wüste. Wenn ich recht gelesen habe, sind Sie wohl mit den meisten meiner Poesien, aber nicht mit meinen kritischen Schriften einverstanden. — Verzeihen Sie, daß ich Sie als ein Unbekannter so angeraunt habe. Durch Ihre Schriften schienen Sie mir ein alter Bekannter. Ich hoffe, wir kommen uns näher und in dieser Hoffnung bin ich ꝛc."

Nichts konnte mir erwünschter sein, als das mir schon lange

theure Haupt der romantischen Schule kennen zu lernen. Ich fuhr also rasch hinüber nach Baden, fand Tieck im badischen Hof an der table d'hôte und setzte mich gleich zu ihm. Es war herrliches Wetter, ich blieb acht Tage und wir waren äußerst vergnügt zusammen. Obgleich von der Gicht ganz gekrümmt, befand sich Tieck doch wohl, hatte vortrefflichen Appetit, er war ein wenig ein Eßkünstler, und konnte kleine Spaziergänge und größere Vergnügungsfahrten in die schöne Umgegend des Bades machen. Wir brachten die meiste Zeit im Freien zu und unterhielten uns aufs lebhafteste. Man konnte nicht in Tiecks schöne Augen blicken und von seinem feinen Munde nicht die Worte wie Perlen fließen hören, ohne ihn liebzugewinnen. Und doch entsprach seiner gebrochenen Gestalt auch etwas wie ein Bruch im Muthe. Er gestand mir unter bittern Thränen, wie ihm sein sonst angenehmes Leben in Dresden durch Theodor Hell und Consorten verleidet werde, wie die Gemeinheit und Bosheit ihn von der Oberleitung der Bühne vertrieben habe ꝛc. Es versteht sich von selbst, daß ich kaum mehr über jenes Dresdener Coteriewesen, wie es in jeder größeren Stadt vorkommt, als über Tiecks eigenen Kleinmuth empört war. Ein hoher Geist, sagte ich ihm, muß durch solche Spinnweben, die im Spätsommer die Stoppeln überziehen, hindurchschreiten, ohne sie zu bemerken. Schon dadurch, daß Sie sind, der Sie sind, haben Sie von vorn herein alle jene erbärmlichen Feinde geschlagen. Kurz ich erhob seinen Muth, wofür mir seine Damen unendlich dankbar waren, nämlich seine schöne fromme Tochter Dorothea und seine liebevolle Pflegerin, die alte Gräfin von Finkenstein. Sie fanden, daß ich einen erfrischenden und stärkenden Einfluß auf Tiecks Gemüth übte, der dessen eben so bedürfe, wie sein gelähmter Körper des Bades. Ich wurde veranlaßt, seinen Muth auch gegenüber von Goethe zu stärken, denn die Damen vertrauten mir, Tieck übertreibe seine Huldigungen in Weimar und werde eben deshalb von Goethe vornehm von oben herunter und geringschätzig behandelt. Ich hatte davon nichts gewußt; als ich es aber erfuhr, gab es mir eine natürliche Waffe mehr an die Hand, indem ich mit Tieck über Goethe stritt. Ich warf ihm mit voller

Ueberzeugung und gewiß auch mit vollem Rechte vor, daß er sich zu Goethe dränge. Wenn Goethe selbst keinen Werth darauf lege, so handele Goethe seiner Natur gemäß, Tieck solle auch der seinigen gemäß handeln. Die romantische Poesie, wie sie sich von Novalis an entwickelt habe, sei das Wiedererwachen des Geistes, um den das deutsche Volk durch die Renaissance und durch die Fürstenpolitik gebracht worden sei. Die deutsche Natur habe sich wieder zu regen angefangen und wolle von sich stoßen, was ihr fremd sei, die Fesseln brechen, in die sie so lange geschlagen war. Die romantische Poesie sei nicht blos als eine poetische Spielerei oder als ein witziger Kampf gegen die Philister zu betrachten. In ihr habe die erste Ahnung einer Gesammterhebung der Nation gelegen. Deswegen sei ihr unmittelbar die nationale Begeisterung des Jahres 1813 gefolgt und habe Görres prophetisch auch den Wiederaufbau unseres großen deutschen Reichs verkündet. Er selbst, Ludwig Tieck, habe sogar noch vor Görres im Prologe zu seiner Genovefa den h. Bonifacius dasselbe verkünden lassen. Er nun als anerkannt größter Dichter der romantischen Schule weise auf eine Zukunft hin, welche die ganze moderne Bildung, wie sie seit der Renaissance gepflegt und großgezogen worden sei, über Bord werfen werde. Die Zukunft werde einst wieder romantisch werden und unsere Nation wieder zu der Größe und Einheit zurückführen, welche sie seit dem Ausgang des Mittelalters verloren hat. Da nun aber Goethe durch und durch der modernen Zeit angehöre und seine Dichtungen in allen Vorzügen, aber auch in allen Schwächen und Untugenden derselben ihre Wurzeln schlagen, so gebe Tieck lediglich die Hauptsache seiner romantischen Mission auf, wenn er sich Goethe unterwerfe und accommodire.

Hier traf ich aber den wunden Fleck. Tieck war nicht mehr der alte. Von seiner religiösen Innigkeit, die seine frühern romantischen Schauspiele durchglühen, war nichts mehr bei ihm zu finden. Er hatte sich gewissermaßen zu den Classikern gewendet und war in seiner Ironie ziemlich dem Lucian ähnlich geworden. Am allerunbegreiflichsten an ihm war mir die gänzlich falsche Auffassung Shakspeares,

dem er in einer Novelle alle die kühlen Vornehmigkeiten andichtete, die auf Goethe, aber nicht auf den großen Engländer paßten. Da es nun nicht mehr möglich war, Tieck auf seinen altromantischen Standpunkt zurückzuführen, so konnte auch die von ihm selbst gewünschte Verständigung zwischen uns nicht erreicht werden. Wir ließen nun das Thema des Streites fallen und unterhielten uns desto angenehmer von andern Vorkommnissen der Literatur, der Kunst und des Lebens. Unter andern machten wir eine reizende Partie ins Murgthal und auf das Schloß Neu-Eberstein in Begleitung des liebenswürdigen alten Diplomaten von Bielfeld, vormaligen Gesandten in Constantinopel.

Vier Wochen später kam Tieck zu uns nach Stuttgart, und wir gaben ihm ein solennes Gastmahl im Königsbau, wobei auch Uhland und die Brüder Boisserée anwesend waren.

Im nächsten Jahre 1829 schrieb mir Tieck aus Dresden am 26. März: „Geehrter Freund! Schon lange hätte ich Ihnen ein Zeichen des Lebens und meines Vertrauens geben sollen. Sie haben mir kürzlich Ihren Rübezahl geschickt. Dieses neueste Gedicht von Ihnen hat mir große Freude gemacht. Der Spott trifft, wohin er zielt, und ein feiner Geist giebt das anmuthige und erfreuliche Colorit. Bei der großen Schärfe und Geistesgegenwart, die das Gedicht durchdringen, könnte die dramatische Nothwendigkeit, die eigentliche Verbindung aller Theile wohl noch dialogischer ꝛc. ist unleserlich. Aber wie steht es mit Ihrem Böhme? Meine Hausgenossen lassen Sie insgesammt herzlich grüßen, vorzüglich die Gräfin und meine älteste Tochter, die sich Ihrer Bekanntschaft erfreuen. Wir erschraken alle sehr über den plötzlichen Todesfall Friedrich Schlegels, der am Mittag bei uns gegessen, uns um fünf Uhr ganz gesund verlassen hatte, und um ein Uhr in der Nacht schon verschieden war. So schließt sich oft ganz unerwartet ein Leben, von dem wir noch viel erwarteten. Wie wir auch täglich stritten, wie ich ihn in manchen Punkten immer weniger verstand, so blieb doch die Liebe dieselbe und die Begebenheit machte einen Riß in meinem Herzen. Ich denke auch, ich muß mit meinen Arbeiten eilen, weil die Zeit eines Jeden ungewiß ist."

Die später noch an mich gerichteten Briefe Tiecks einige von mir an ihn gerichtete hat Holtei drucken lassen enthalten nichts von allgemeinerem Interesse und beziehen sich mehr nur auf Verlagsangelegenheiten, Empfehlungen ꝛc. Doch kamen wir noch zweimal in Baden-Baden zusammen, 1830 unmittelbar nach der Julirevolution und 1836. Auch er kam noch einmal nach Stuttgart, und später habe ich ihn noch zweimal in Berlin besucht. Obgleich ein geborener Berliner und ohne Zweifel der größte Dichter, den Preußen hervorgebracht hat, war Tieck doch bei Friedrich Wilhelm III. in Ungnade gefallen, konnte daher nie auf eine Anstellung in Preußen rechnen und mied sogar die Hauptstadt. Daran war Kotzebue schuld, der sich dem König und der Königin als Vorleser aufzudrängen gewußt hatte und das benutzte, um sich an den Romantikern zu rächen. Tieck hatte in seinem „gestiefelten Kater" einen König eingeführt, dessen Hauptbeschäftigung eine kindische Spielerei mit Soldaten war. Damit, flüsterte Kotzebue dem König von Preußen zu, habe er ihn gemeint. Erst nach dem Tode des Königs im Jahr 1840 berief Friedrich Wilhelm IV. den unglücklichen Dichter aus seiner langen Verbannung nach Berlin zurück, gab ihm im Voraus eine schöne Summe für seine Bibliothek, vergönnte ihm aber die Benutzung derselben bis an seinen Tod, stellte ihn vor allen Nahrungssorgen sicher und sah ihn gern bei Hofe. Als ich 1850 nach Berlin kam, war er sehr leidend und konnte mich nur im Bette empfangen; indem wir uns aber lebhaft unterhielten, wurde er so elektrisirt, daß er auf den folgenden Tag ein großes Diner veranstaltete und demselben im vollen Anzug, wie in gesunden Tagen, und mit gutem Appetit anwohnte. Ein solches Diner hatte er mir schon 1848 gegeben und beidemal trug sein alter Freund, der Geschichtschreiber Friedrich von Raumer, durch seine guten und schlechten Witze zur Heiterkeit der Gesellschaft bei. Bald darauf ist Tieck gestorben. Schon vor ihm waren seine Freundin, die alte Gräfin, und Dorothea heimgegangen. Seine jüngste Tochter heirathete meinen Jugendfreund Gustav Alberti in meiner Vaterstadt.

Ein Herr von Maltiz, der Verfasser der Pfefferkörner und

einiger andern satirischen Schriften, hielt sich eine zeitlang in Stuttgart auf. Er gehörte zu den politischen Satirenschreibern, welche wie Jaffoy, Börne ꝛc. die Jämmerlichkeiten der Restaurationszeit geißelten. Er war etwas herb und der eigentlich lachende Humor ging ihm ab. Doch war er die gutmüthigste Seele von der Welt, wie einer seiner Briefe an mich aus Dresden vom 25. Februar 1834 darthut: „Sehr lieber und werthgeschätzter Herr Doktor! Viele, viele Wochen und Monate sind bereits seit jener schönen Zeit verflossen, als ich so wahrhaft frohe Stunden in Ihrem Hause verlebte, und wie oft habe ich mich schon derselben erinnert und mich im Geiste hineinversetzt auf jenes Plätzchen in Ihrem Sopha, dicht am Stehpult, wo ich gewöhnlich saß und Ihre edle Rede vernahm. Wie Vieles hat sich seit diesen schönen Stunden in der großen Sache der Zeit verändert! Doch fort mit diesem Thema, das jede frohe Minute mit seinem Rabenflittich überschattet. — Mein Leben hier in dem stillen Dresden fließt sehr ruhig dahin. Die Gesellschaft des edeln freidenkenden Dichtergreises Tiedge, der, beiläufig gesagt, Ihr wahrer Verehrer ist, trägt viel dazu bei. Ich wünschte, Sie wären einmal unter uns, denn sehr oft sind Sie der Gegenstand unseres Gesprächs, und stritten vereint mit dem hochherzigen 82jährigen Greise in Ihrer gewohnten Kraftsprache gegen die große Lüge der Zeit. — Mit den andern Herrn des Dresdner Parnaßes stehe ich in weniger freundschaftlicher Verbindung. Tieck würde ich häufiger besuchen, wenn ich den Dichter und Menschen in ihm mehr genießen könnte; aber das ist fast nie möglich, da er in den Stunden, in denen er Besuch annimmt, stets nur verliest und daher niemals Zeit zu einem gegenseitigen Austausch bleibt. — Verbergen kann ich Ihnen nicht, Sie haben hier auch Feinde, besonders den Hofrath W. Aber das thut nichts." Er meinte damit den Hofrath Winkler (Theodor Hell genannt), der den armen Tieck wie ein Floh plagte.

Unter den humoristischen Dichtern, die mir ihre Werke zuschickten und brieflich empfahlen, waren die geistvollsten Mises (Fechner) und Detmold (1848 Reichsminister).

Als einer der feinsten Romantiker kündigte sich Julius Mosen durch seinen „Ritter Wahn" an. Diese Dichtung war aus dem Italienischen entlehnt, wurzelt aber eigentlich in der altdeutschen und altfranzösischen Poesie, in den Dichtungen von Olger Danske und Thomas von Erceldoune. Ich empfahl Mosens erste Arbeit dem Publikum und auch die folgenden, und Mosen blieb mir immer dafür dankbar. Er schrieb mir am 23. Dezember 1834 aus Kohren bei Frohburg: „Ich glaube nicht, daß irgend Einem so viel Widerliches in den Weg gelegt worden ist. In Einöden muß ich mich mit Zwergen und Drachen matt kämpfen, so daß ich schon besiegt von Müdigkeit auf die Aue zum großen Tage komme. Ich werde dennoch kommen." — Am 18. November 1835 schrieb er mir aus Dresden: „Es thut einem wohl, mitten in der Einöde einem Manne zu begegnen, der ein warmes Herz und ein helles Auge bewahrt hat, dessen Seele gesund und kräftig, wenn auch einsam aus der Menschenwüste hervorragt.

In der Ferne steht ein Berg,
Himmelhoch ein Riesenkind,
Mit Gewittern spielt es gern,
Die um ihn versammelt sind.

In der Ferne steht ein Berg,
Seine Stirn ist hoch und kraus,
Adler brüten unter ihr,
Fliegen droben ein und aus!

Sie schreiben mir so herzlich und theilnehmend. Ich danke Ihnen dafür um so inniger, jemehr es mich ermuthigt, auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe, fortzugehen. — Ich habe viel über das Wesen der echten Poesie nachgedacht und ich will Ihnen einiges davon herschreiben, worüber Sie mich später belehren können. Jede Poesie, welche in sich Wahrheit hat, ist nationell oder nationelle Anschauung. Eben so wenig eine formelle Universalsprache je entdeckt werden kann, eben so wenig kann eine Universalpoesie gelingen. Leider fand die deutsche Poesie, als sie nach dem dreißigjährigen Kriege

wieder zum Leben erwachte, kein Vaterland mehr. Der poetisch strebende Geist fand kein Gesetz vor, welches aus vaterländischem Wirken und Dasein sich für seine Schöpfungen von selbst ergeben hätte, wie im alten Griechenland. Es ging der neueren deutschen Poesie wie der römischen. Als sie zum Bewußtsein kam, fand sie nur fremde Muster. Diese wurden nachgeahmt; aber das Ding sollte doch einen Namen haben. Da kam Goethe mit der Objectivität, welche blos die Form des Talentes gelten lassen wollte, Schiller mit der Idealität, welche die Thatsachen nur als Träger von tüchtigen philosophischen Gedanken verbreiten wollte, Tieck mit der Ironie, die, wie Solger ehrlich sagt, den höchsten Genuß des Ichs in der Vernichtung alles andern sucht. Wie selten drang die Idee einer nationellen Poesie durch. Schade, daß Rückert noch überall herumläuft, um diese Idee, die ihm so nahe liegt, aufzufinden."

Am 15. Mai 1838 schrieb mir Mosen noch aus Dresden: „Ich werde es Ihnen immer gedenken, daß Sie der Erste waren, welcher mein erstes Werk, das Lied vom Ritter Wahn, so herzlich begrüßte. Seitdem bin ich auf meinem einsamen Wege fortgegangen und hat niemand für mich Partei genommen, weil ich keine nahm. Daß die jungen Schriftsteller, welche gern eine Schule gebildet hätten, eben deshalb weil sie von Goethe ausgingen, wieder in dieses Centrum hineinfallen mußten, schien mir immer nothwendig. Man darf nicht Sklave alter Tendenzen bleiben. So weit mich die dunkle Macht des eigenen Geistes führt, will ich gehen. Ein Seelenleben der Weltgeschichte, welches noch Schillern und Goethen fremd war, steigert sich hie und da immer deutlicher zum Bewußtsein heraus."

Der treffliche Mosen ahnte wohl, was der deutschen Poesie fehlt, aber zum klaren Bewußtsein kam es ihm doch noch nicht. Ich vermittelte den Druck seines „Theater" bei Cotta (1841), aber ich konnte mich für seine Bühnenstücke nicht in dem Maaße interessiren, wie für seine erste epische und für seine lyrischen Dichtungen. Das historische Schauspiel mit dem feierlichen Pathos wohlklingender Jamben hat schon manches Talent verführt, daß es den Weg zu der

dem deutschen Gemüth allein zusagenden Romantik nicht hat wiederfinden können. Ohne es gewahr zu werden wurden sie von jenem gravitätischen Spottgeist Jambus aus dem romantischen Urwald hinausgeführt und fanden sich am classischen Portal eines modernen Theaters wieder. Ich glaube in vollem Ernste, es wird nicht eher wieder eine deutsche Poesie geben, als bis einmal hundert Jahre lang auf deutschem Boden kein historisches Trauerspiel in Schiller'schen Jamben mehr geschrieben werden wird.

Von den oestreichischen Dichtern lernte ich eine gute Zahl in Wien im Jahr 1831 kennen. Der älteste unter ihnen war Castelli, der echteste Wiener, nämlich bieder, ehrlich, unendlich gutmüthig und doch in seiner Lustigkeit zuweilen sehr trivial. Es hat sich da ein eigener Ton, wie unter Corpsstudenten und unter dem Theatervolk ausgebildet, der hier nur einen allzu großen Theil der Bevölkerung durchdringt. Diese ewige Spaßlust muß doch edlern Geistern zuletzt verleiden.

Auch schon nicht mehr jung war Grillparzer, den ich früher schon etwas mitgenommen hatte, der mir aber in seinem Wiener Phlegma alles verzieh. Er fühlte sich freilich auch durch das Bewußtsein getragen, daß er in Oesterreich immerhin für einen der ersten Dichter galt. „Der treue Diener seines Herrn," in welchem er dem armen Banchanus das Unglaublichste von Servilismus andichtet, mag für die Zeitgeschichte als bedeutend angesehen werden, denn er ist der vollkommenste Ausdruck derjenigen correcten Unterthänigkeit, die zu Metternichs Zeit von den guten Oestreichern verlangt wurde.

Der interessanteste der östreichischen Dichter, die ich damals kennen lernte, war der Schauspieler Raymund, der am Leopoldstädtertheater spielte und für dasselbe dichtete. Ich besuchte dieses Theater oft, denn es war die Glanzzeit meiner schönen und unglücklichen Landsmännin Therese Krones, des buckligen Komiker Schuster und Raymunds selbst. Ich war in einem Goldladen, als Raymund vorüberging. Man rief ihn herein und stellte mich ihm vor, und wir gingen zusammen. Ich fand die östreichische Güte und Liebenswür-

digkeit bei ihm mit seltener Feinheit des Geistes gepaart. Doch lag etwas wie Trübsinn über seiner Stirn. Er hat sich nicht lange nachher, eigentlich aus einem nichtigen Grunde, in unglückseliger Einbildung umgebracht.

Den berühmten Anastasius Grün, Grafen Auersperg, lernte ich schon früher in Stuttgart kennen, wo er mich auch später noch einigemal besucht hat. Wir machten im Jahr 1830 eine heitere Reise zusammen, erst zu Tieck nach Baden-Baden, dann hinüber nach Straßburg zur Feier der Julirevolution. Der Dichter war damals noch jung und erwarb sich, wo er hinkam, allgemeine Liebe. Auch war er ohne Zweifel einer der begabtesten unter den damaligen Dichtern Oesterreichs. Eben deshalb aber war zu bedauern, daß er die heillose Metternichsche Wirthschaft nur mit den Waffen des Liberalismus und der modernen Aufklärung, nicht mit dem nationalen Gedanken bekämpfte.

Der eleganteste Dichter und Cavalier in Wien war Baron Zedlitz. Er besuchte mich öfters in Stuttgart und zuletzt sah ich ihn hier beim hundertjährigen Jubiläum Schillers. Ehe er in der Wiener Burg in Gunst kam und Gesandter wurde, gehörte er im Geiste der Opposition an und war sein Vorbild Lord Byron, dessen Childe Harold er auch unübertrefflich schön übersetzt hat. Ich leistete ihm einmal in der Zeit, in welcher er in Oesterreich noch zurückgesetzt war, einen guten literarischen Dienst, wofür er mir immer dankbar geblieben ist.

Einmal erhielt ich einen Besuch von Stelzhammer, einem der vielen, aber auch einem der ersten und begabtesten Dichter in der österreichischen Volksmundart. Seinen Aeußern nach schien er nicht von seines Volkes Gunst getragen. Ich warf ihm vor, daß er nicht des Volkes wahre Natur der städtischen Corruption gegenübergestellt, sondern vielmehr die letztere auf das Land übertragen oder mit dem Volksthümlichen nur vor einem städtischen Publikum kokettirt und Spaß gemacht habe.

Ein paarmal besuchte mich auch der alte Pyrcker, Erzbischof

von Erlau, früher Patriarch von Venedig. Es lag ihm viel daran, daß ich seine deutschen Dichtungen günstig bespreche, und sie enthielten auch, namentlich die Tunisias, malerische Scenen. Er war aus geringem Stande zu hohen geistlichen Würden gelangt, lediglich durch seine Fügsamkeit gegen die weltliche Macht. Als er mich das letztemal besuchte, waren grade die Kölner Wirren ausgebrochen, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm das ironische Compliment zu machen: nun, Sie werden Ihren Kaiser in keine solche Sorgen bringen, wie Droste-Vischering den König von Preußen, denn Eure Excellenz sind ein Mann des Friedens. Das nahm er auch ganz beifällig auf, und als ich ihm den Gegenbesuch machte, zeigte er mir mit einer kindischen Freude seine erzbischöflichen Kreuze, eines von Brillanten, eines von Smaragden, dazu Ordenssterne ꝛc. Ich durfte es wagen, ihn für die Staatsbibliothek in Stuttgart um ein Exemplar von Fejer, codex diplomat. reg. Hungariae (30 starke Bände) zu bitten, und er schickte sie nicht nur, sondern fügte auch noch Hantheler, codex diplomat. hinzu. Sein Brief an mich vom 3. März 1838 worin er mir die Absendung seiner Gaben für die Bibliothek ankündigte, athmete eine wahre Zärtlichkeit. Den geborenen Oesterreichern that damals nichts wehler, als draußen im Reich der Geister) Anerkennung zu finden.

Auch mit bayerischen Dichtern kam ich in vielfache Verbindung. Der liebenswürdigste von allen, die ich persönlich kennen lernte, war von Kobell, der in seinen oberbayrischen Gedichten den volksthümlichen Ton und die Naivetät volksthümlicher Empfindung unendlich viel treuer wiedergegeben hat, als der vielgepriesene Hebel in seinen alemanischen Gedichten. Eine tragische Erscheinung war der sanfte Lentner, der mich einst besuchte und mit mir unter meinem großen Kastanienbaume saß. Ich las in seinen Augen, daß er nicht lange mehr leben könne. Denselben schmerzlichen Eindruck machte mir kurz vor seinem Ende der gleichfalls noch junge, geistvolle und höchst einnehmende Märchensammler Welf. Ebenso starb auch Guido Görres in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er mich nicht lange vorher noch

in voller Gesundheit in Stuttgart besucht hatte. Auch er hatte ein schönes dichterisches Talent entfaltet. Seinen Freund, den Grafen Pocci lernte ich nur brieflich kennen. Aus Erlangen besuchte mich einmal ein Dichter von hübschem Talent, Winterling, von dem ich nachher nichts mehr erfahren habe; aus Rheinbayern der sehr gemüthliche Schuler, der zu Kleists Frühling noch einen Sommer, Herbst und Winter schrieb. Von München aus kam Michel Beer zu mir, der mir besser gefiel, als sein berühmter Bruder, der Componist Meyerbeer. Obgleich ich die romanischen Juden nicht leiden kann und die Jambentragödien nach der Schillerschen Schablone ebensowenig, so schienen mir die Trauerspiele von Beer doch viel gediegener, als die des damaligen bayrischen Minister von Schenk.

Mit Friedrich Rückert in Coburg war ich 1825 in freundliche Verbindung gekommen, und er hatte mir Gedichte für mein Taschenbuch geschickt. Wenn ich die Briefe, die er mir schrieb, wieder lese, thut es mir leid, daß ich nicht mehr Rücksicht auf ihn genommen und ihn nicht mit dem Tadel seiner spätern Manier verschont habe. Dennoch hatte ich recht, von ihm zu verlangen, er solle den Schmiedehammer, mit welchem Johann Heinrich Voß Verse hämmerte, nicht aus dem classischen Gebiet ins romantische hinüber stehlen. Seine große Gewandtheit im Versemachen verführte ihn, die Meisterschaft in der Ueberwindung der größten Sprachschwierigkeiten in Schwerreimereien und in der Schöpfung von Wortungeheuern zu suchen. Ich verglich die Lectüre seiner aus dem Indischen übersetzten Dichtungen mit einer Fahrt durchs Paradies, aber auf einem polnischen Knitteldamm.

Eine kurze Zeitlang hielt sich der achtungs- und liebenswürdige Dichter Geibel in Stuttgart auf, bevor er nach Bayern ging, und wir sahen uns zuweilen. August Kopisch, meinen Vetter, lernte ich erst in Berlin kennen, nachdem er schon als Dichter und Entdecker der blauen Grotte berühmt geworden war. Er war im Hause meines Bruders in Berlin als naher Verwandter von großmütterlicher Seite her und wegen seiner großen Liebenswürdigkeit ein stets willkommner Gast.

Eine komische Erscheinung war der witzige Jude Saphir, der in den zwanziger Jahren eine kurze Zeit in Stuttgart zubrachte. Sein Gesicht von fabelhafter Häßlichkeit, aber gutmüthig im Ausdruck, war von einer goldgelockten, reichgekräuselten Perücke beschattet. Seine Witze waren durchgängig harmlos, obgleich er das Unglück hatte, mehrmals von Schauspielern, die er getadelt hatte, Prügel zu bekommen. Das widerfuhr ihm in München. In Berlin wurde er von den mittelmäßigen Dichtern anfangs fetirt, wegen des unschuldigen und nicht ganz unpassenden Witzes über die Mittwochsgesellschaft aber hinterdrein grimmig angefeindet und über alle Gebühr geschmäht. Ich nahm mich seiner gelegentlich an, und er ist mir dafür immer dankbar geblieben.

Einer der merkwürdigsten, aber auch unglücklichsten Dichter jener Zeit, war der Auditeur Grabbe von Detmold. Seine ersten Dichtungen überraschten mich durch die Macht des Geistes, der sich darin kundgab, allein sie zeugten auch schon von einer Art Verrücktheit. Gegenüber der Mode und Gemeinheit bei so vielen Epigonen lobte ich diesen wenigstens originellen und kraftvollen Dichter. Dafür dankte er mir in einem Briefe vom dritten August 1830, meinte aber er müsse doch auch etwas Zurückstoßendes für mich haben. „Aber Sie sind stark genug, Fremdes auch da anzuerkennen, wo es Ihnen vielleicht nicht allein fremd, sondern auch widerwärtig sein mag. Gibt es aber Widerwärtiges? Wir betrachten die Kröte mit Ekel, — wie sieht sie aber vielleicht uns an! Ach Gott, alles ist am Ende eins. Wohl dem, der es einsieht. — Im Ernst: Folgen eines zerschmetterten Armes, Gicht, Biß eines tollen Hundes, der hoffentlich nicht schaden wird, weil Tollheit auf Tollheit wenig wirken kann, Blutspeien und Geschäftsdrang, lassen mich nicht mehr und besser schreiben, als hier geschehen. Also seien Sie fürerst mit meiner Hochachtung und meinem Dank zufrieden, der doch nicht ärgerlich darüber. Ich bitte."

Am 15. Januar 1831 schrieb er mir wieder aus Detmold: „Die Gicht ist fort, aber Nervenschläge treffen mich doch noch circa alle vier Wochen mit schauderhafter Kraft. Dabei als hiesiger Auditeur

Militairgeschäfte mehr als je. Verzeihen Sie daher wilde Briefe. — Sie wünschen mich populärer. Mit Recht. Aber theatralischer? Der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? Ich glaube, unser Theater muß dem Poeten mehr entgegenkommen. Uebrigens ist auch das Drama nicht an die Bretter gebunden. Der geniale Schauspieler wirkt durch etwas ganz anderes, als der Dichter, und das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers. Die Eumeniden, die Sacontala, der ganze Shakespeare beweist es."

Unter dem 15. November 1834 erhielt ich von Grabbe aus Frankfurt a. M. folgenden wahnsinnigen Brief: „Unterzeichneter schlagen Sie um wird Ihnen bekannt sein. Er hat reich geheirathet, aber an der Frau ein Genie bekommen, welches ihn, will er nicht das Aeußerste thun, nöthigt, ihre Glorie nur aus der Ferne zu betrachten. Er ist zu stolz, etwas von dem ihm zukommenden Vermögen, ja selbst von seinem Eingebrachten zu nehmen, braucht also Geld. Ich bitte mir im interessanten Schwaben 18 gute Groschen des Tages und freie Miethe zu verschaffen. Statt mit meiner Frau wieder zusammenkommen zu müssen schaffen Sie mir im äußersten Falle eine Abschreiberstelle."

Immermann in Düsseldorf nahm sich seiner an, doch konnte auch dieses Verhältniß nicht von Dauer sein. Grabbe schrieb mir selbst darüber am 22. November 1835: „Mit Immermann stehe ich auf eigenem Fuße. Er hat viel für mich gethan, aber bald Spannung, bald Friede. Verschiedene Naturen!" Die Schuld lag wohl nur an ihm selbst. Der Unglückliche ist nicht lange nachher gestorben.

Ein Romantiker sehr eigenthümlicher Art war Karl Spindler, der einige Jahre in Stuttgart zubrachte, später nach München, nach Baden-Baden und zuletzt nach Freiburg i. Breisgau zog. Ich war einer der ersten, der seine Romane empfahl, mit denen er ein erstaunliches Glück machte, nachdem er früher in den elendesten Verhältnissen gelebt hatte. In Straßburg gebürtig hatte er die Rechte studirt, war aber unter Umständen und aus Anlässen, über die er sich niemals äußerte, ins Leben hinaus geworfen worden und trieb

sich mit einer untergeordneten Schauspielertruppe in Ungarn, Oesterreich und Deutschland umher. Seine kleine runde Frau hatte er aus Ungarn mitgebracht. Da er eine reiche Phantasie und Erfindungskraft besaß, gab ich mir große Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er sich mehr regelte, die Verwicklungen und die Zahl der Personen in seinen Romanen vereinfachte und auch in der Sprache verbesserte, aber er war merkwürdigerweise zu einer höheren Auffassung der Poesie nicht fähig und war weder selbst begeistert, noch trachtete er darnach, seine Leser zu begeistern oder Meisterwerke von künstlerischer Vollendung zu schaffen, die ihm zu einem unsterblichen Ruhme verhelfen sollten. Er gestand ganz offen, daß er nur zur Unterhaltung der Gegenwart, daher im Geschmack der Gegenwart, d. h. in der Manier Walter Scotts, und nur um das Geld schreibe. Ich forderte ihn auf, die reichen Lebenserfahrungen, die er während seines Umherziehens in der Welt und in mancherlei Elend eingesammelt haben müsse, in irgend einer Form als Memoiren herauszugeben, oder in humoristischen Bildern abzuspiegeln. Der Hauptreiz in seinen Romanen liegt darin, daß er alte Städte, Burgen, bürgerliche und ländliche Häuser und Familien in einem ganz eigenthümlichen Lichte zeigt, wie sie etwa einem Handwerksburschen auf der Wanderschaft erscheinen. Es liegt eine Illusion darin von hoher Naivetät und echt romantischem Zauber. So, dachte ich mir, müsse er seine eigenen Erlebnisse schildern. Allein er beschwor mich in der höchsten Aufregung, auf dieses Thema nie wieder zurückzukommen und ihn nie an seine Vergangenheit zu erinnern, vor der er nur schaudern könne. Wie heiter auch sein Leben sich gestaltet hatte, lag doch immer eine geheime Schwermuth auf seiner Stirn und obgleich er ein sehr angenehmer und behaglicher Gesellschafter sein konnte, wurde er doch auch wieder leicht verstimmt.

Im schönen Frühjahr 1829 machten Gustav Schwab, Spindler und ich eine Vergnügungsfahrt ins Lenningerthal, um uns dort zwischen malerischen Felsen und Burgen der prächtigen Kirschblüthe zu erfreuen. Schwab mußte von Guttenberg aus zu seinen Amtsgeschäften nach Stuttgart heimkehren; wir beiden andern aber gingen

zu Fuß über den Hohenneuffen nach Urach. Es war eine höchst gemüthliche Reise. Das Posthaus in Urach war damals schon einer der beliebtesten Gasthöfe im Lande. Wir machten von hier aus einen Ausflug in das reizende Seeburger Felsenthal und wanderten dann weiter über Reutlingen nach dem berühmten Lichtenstein und nach der Nebelhöhle. Anstatt der Burg, welche sich später Graf Wilhelm von Württemberg auf den Lichtensteiner Felsen durch den alten Haideloff bauen ließ, stand damals nur ein Jägerhaus, wo man aber sehr gut bewirthet wurde. Von hier gingen wir mehrere Stunden lang bei stechender Hitze über die öde Alb, um hinunter ins Steinlachthal zu gelangen, dessen Mädchen wegen ihrer Schönheit und eigenthümlichen Tracht aufgesucht zu werden verdienten. Wie wir aber nach Thalheim hinunterstiegen, brach ein Gewitter aus, wovon wir bis auf die Haut naß wurden. Da uns nun auch im Thale nirgends ein schönes Mädchen begegnete, kam Spindler in seine übelste Laune, was mich in meine beste versetzte. Ich erfuhr unterwegs, wir würden alle hübschen Mädchen des Thales in Mössingen, dem Hauptort desselben, beisammen finden, denn dort werde eine große Hochzeit gefeiert. Als wir dahin kamen, fanden wir den ganzen Flecken voll Menschen und konnten in keinem Wirthshaus einen Platz finden. Darüber wurde mein Freund immer mürrischer, weil ihn hungerte. Da hieß ich ihn bei einem Brunnenrohr stehen bleiben, ich wollte Rath schaffen. Ich drängte mich in das Hauptwirthshaus mit Gewalt durch das Volk ein, sagte, ich müsse zur Braut, und arbeitete mich auch glücklich einen langen Tisch voller Gäste entlang bis zu ihr hin. Sie war jung und bildschön, die Tochter eines der reichsten Bauern. Sie trug die malerischste Tracht von der Welt und eine zierliche Brautkrone von Flittergold. Ebenso die schönen und zahlreichen Brautjungfern. Ich fühlte mich wie ins Mittelalter versetzt. Der Bräutigam kam mir nicht viel besser als Massetto vor. Rasch nahm ich ihm sein Glas Wein weg, hielt eine zugleich lustige und ehrerbietige Anrede an die Braut, sagte, ich sei ein Reisender von ferner, der zufällig an ihrem Ehrentage hier durchkomme und erlaube mir, auf ihre Gesundheit zu

trinken und ihr Glück in den Ehestand zu wünschen. Das wurde nun sehr gut aufgenommen. Die Braut steckte mir sogleich einen Hochzeitsstrauß mit rothseidenem Bande ins Knopfloch, womit sie mich zum Hochzeitsgast machte, hieß mich neben sie sitzen und mir reichlich Speise und Trank vorsetzen. Ich wartete noch eine kleine Weile, bis ich das Vertrauen auch des Bräutigams und der Alten gewonnen hatte und den Leuten interessant genug geworden war. Dann bat ich die Braut heimlich, sie möchte doch ihre hübschesten zwei Brautjungfern, die ich ihr bezeichnete, hinunter schicken und meinen armen Reisegefährten vom Brunnen herauf holen lassen. Dies geschah nun unter allgemeinem Jubel und ich werde nie das Gesicht vergessen, das Spindler machte, als ihn die zwei schönen Kinder an der langen Tafel heraufführten. Seine sauren Mienen wurden süß; alle Gewitter zogen von seiner Stirn hinweg und machten heiterm klarem Sonnenschein Platz. Wir unterhielten uns vortrefflich und mußten nachher noch mit der Braut tanzen. Auch wollte uns diese gar nicht fortlassen und ließ uns erst spät in der Nacht mit ihres Vaters Pferden nach Tübingen fahren, wo wir grade noch zum Eilwagen zurecht kamen.

Da Spindler später in München von Walter Scotts Manier zur Nachahmung der französischen Verführungsromane überging, sah ich mich veranlaßt, seine Boa Constricter zu tadeln. Das nahm er mir entsetzlich übel und sah mich als seinen Feind an, bis ich seine meisterhafte Idylle, den Vogelhändler von Imbst, wieder lobte. Da schrieb er mir einen gerührten Dankbrief, und wir blieben wieder gute Freunde bis an seinen Tod.

Als einen der eigenthümlichsten Charaktere der Neuzeit lernte ich **Bogumil Goltz** kennen. Derselbe schrieb mir aus Thorn in Preußen am 14. Februar 1848 und empfahl mir ein Buch, das er herauszugeben im Begriff sei, „Das Buch der Kindheit." Als ich das Buch erhielt, war ich entzückt davon und beurtheilte es auf das günstigste. Der Verfasser, ein Gutsbesitzer in Westpreußen, nicht mehr jung, auf dem Lande unter halben und ganzen Polacken der literarischen Welt fern und fremd geblieben, trug doch in seinem Herzen eine

Quelle der zartesten Poesie. Noch niemals hat ein Psycholog oder Dichter so tief in die Seele des Kindes geblickt. Ein paar Jahre später wurde ich durch einen Besuch von Goltz überrascht. Er hatte ganz das feurige, lebhafte, stürmische Wesen an sich wie Jahn, war aber eine viel poetischere Natur. Unter seinen buschigen Augenbrauen blitzte oft unbändiger Zorn gegen die Gemeinheit der Welt hervor. Doch konnte er wieder so sanft und fein wie Jean Paul sein. Am verhaßtesten waren ihm die Berliner, bei denen er alles angelernt und conventionell und nur das Gegentheil von kräftiger und gesunder Natürlichkeit fand. Die Süddeutschen sagten ihm in sofern viel mehr zu. Er schrieb mir nachher aus Thorn 1852: „In Berlin wissen einige kunstzahm gehammelte Schulfüchse gar nicht recht, wie ihre verschnittene Seele oder vielmehr ihre zurecht geschneiderte Aesthetik und Lebensart mit meinen westpreußisch-polnischen unbändigen Evolutionen daran ist. Die Leute können nicht begreifen, daß es nach so vielfältigen Kunststücken und übertriebenen Experimenten und Destillationen, Schul- und Kunstmisereu und Affectationen einmal wieder Naturunmittelbarkeit, Lebenspraxis und Instinct gelten kann. Ich trage Ihre natürliche, biedere, herzige Art und Weise im Sinn, so lange ich lebe. Ich danke Ihnen von Herzensgrunde und Ihrer herzigen, prächtigen Gattin, Mutter und Hausfrau für alle Gastfreundschaft ꝛc."

Als einen der wenigen wirklich poetisch begabten Dichter lernte ich Stehling durch sein Epos vom Weltende kennen. Es scheint ihm nicht glücklich gegangen zu sein, wie ich aus einem Briefe schließen mußte. Harro Harring, der sich mehrmals an mich wandte, hatte sich mir durch eine gute Erzählung empfohlen, wenn auch nicht alles an seinen Sachen zu loben war. Ihn hat das Schicksal verfolgt. v. Kendell, der in Tiecks Weise mit geistvollen Novellen begann und mir dieselben mittheilte, scheint die poetische Laufbahn bald wieder aufgegeben zu haben. Dem frischen und persönlich liebenswürdigen Köster, der einmal bei mir war, konnte ich als Kritiker keinen Dienst leisten, weil die Helden und die Tendenz seiner Schauspiele viel zu

einseitig protestantisch waren. Bechstein aus Meiningen besuchte mich und correspondirte mit mir, ein biederer und vielbegabter Thüringer, den ich sehr gern hatte. Zu den talentvollern Dichtern jener Zeit gehörte auch A. v. Sternberg, der eine Zeitlang in Stuttgart lebte, später in Berlin. In den russischen Ostseeprovinzen geboren, war er groß und stark von Körper, aber dabei so weibisch verzärtelt, wie ich nicht wieder einen Mann gefunden habe. In der Frivolität seiner modernen Märchen kam er dem jüngern Crebillon ganz nahe, allein ich mußte immer die leichte Eleganz seines Styles gelten lassen. Ein älterer, aber eben so stattlicher Mann, der Oberst von Witzleben, trat einmal bei mir ein und bat mich um Rath, weil seine Romane in Cannstadt nachgedruckt wurden. Das waren die vielen Romane, die unter dem Namen Tromlitz herauskamen. Viele Romane schrieb auch Lewin Schücking, der mich mit seiner sehr liebenswürdigen jungen Gemahlin besuchte. Diese zarte Dame, ein Fräulein von Gall, hatte sich früher schon mit mir in Correspondenz gesetzt, indem sie Lord Byrons „Don Juan" metrisch übersetzt hatte. Sie nahm es mir nicht übel, als ich ihr ehrlich schrieb, das sei kein Gegenstand für die Feder eines deutschen Mädchens.

Längst verschollene Namen, die aber vor fünfzig und vierzig Jahren noch viel galten, treten mir aus der zahllosen Masse alter an mich gerichteter Briefe entgegen. Alle schmeichelten mir, empfahlen mir ihre Sachen und suchten sich gut mit mir zu stellen. Nicht nur Männer wie Streckfuß, Müchler, Laun, Aleys Schreiber, sondern auch St. Schütze und sogar Theodor Hell. An sie schlossen sich jüngere, Willibald Alexis, Blumenhagen, Döring, Arnim, Alvensleben, Herloßsohn, Marggraff ꝛc.

Obgleich ich den Blaustrümpfen niemals hold war, weil sie so recht auffallend die Unnatur der modernen Bildung bezeichnen und damals in einer wirklich unerlaubten Menge sich in die deutsche Literatur eindrängten, und ich meinen Widerwillen gegen sie niemals verhehlte, entging ich doch ihren Liebkosungen nicht und wurde vielfach in sehr angelegentlichen Briefen von ihnen in Anspruch genommen.

Ich will hier nur die Aelteren nennen, deren Namen berühmt waren: Therese Huber, Karoline von Woltmann, Fanny Tarnow, Adelheid von Stolterfoth, Kathinka Zitz, Julie Großmann ꝛc. Mit Ida von Düringsfeld hatte ich die Ehre, persönlich bekannt zu werden und schätze ihre und ihres Gemahls Leistungen für die Kunde der Volkslieder und Volkssitten.

Am meisten interessirte mich die nachher so vielfach verschrieene Gräfin Ida Hahn-Hahn. Da sie mich mehrmals noch in ihrer Jugendblüthe in Stuttgart aufgesucht und mir eine Menge der wärmsten Briefe in ihrer bezaubernd natürlichen Weise geschrieben hat, glaube ich sie besser zu kennen, als so Mancher, der öffentlich über sie absprechen zu dürfen glaubte. Sie hatte nichts Heroisches, glich vielmehr einer reizenden Soubrette und hatte nur das Mißgeschick, daß ihre schönen blauen Augen in schiefer Richtung standen. Das eine dieser Augen war widerspenstig, wollte sich nach dem andern nicht richten, brach die Ehe mit ihm, zu der es doch auf die Welt gekommen war und ging seinen Weg. Später unterwarf sich die Gräfin bei einem der ausgezeichnetsten Augenärzte in Berlin einer Operation, riß aber, wie man allgemein sagte, den Verband zu früh wieder herunter und verlor das Auge.

Sie schrieb mir schon, ehe sie noch etwas hatte drucken lassen. Ihr erster Brief war aus Greifswald vom 7. Januar 1833 und begann: „Lebhaft kann ich mir vorstellen, wie die Vorahnung tödtlicher Langeweile Sie beschleicht, sobald Sie einen Brief von unbekannter Frauenhand empfangen. Er verkündet sicher die Nähe eines Manuscripts, einen breiten Roman ꝛc. Erholen Sie sich diesmal von Ihrem Schrecken, denn in dieser Welt ist mein Name ebenso unbekannt, als er es bleiben wird. Ich schreibe ihnen tout simplement, um Ihnen für das Vergnügen zu danken, welches Sie mir durch Ihr Literaturblatt machen. Wie sehr nutzen Sie dem Lesepublikum und der Schriftstellerwelt durch die außerordentliche Bestimmtheit Ihres Urtheils, welches das Schlechte schlecht, das Gute gut nennt. Den Lesern nutzen Sie, weil doch viele, was Sie einmal abgeschmackt und ver-

kehrt genannt haben, gar nicht lesen. Und die Schriftsteller nun gar! O die können nicht kurz genug gehalten werden. In unsern Tagen, wo so viele Dummheiten in der Welt passiren, wo die Mittelmäßigkeit zur Königin erwählt ist und sich brüstet mit dem schönen Namen le juste milieu, da sollte das Genie des Schriftstellers, des Dichters uns über diesen Jammer trösten, und darum sollte, was kein Genie hat, nicht schreiben noch dichten. Wenn die Mittelmäßigkeit dauernd herrschte und überall, das wäre entsetzlich. Sie ist der Urfels, an dem schöne und große Kräfte sich zu Tode abmühen. Ich las einst, weiß nicht wo, Frauen wären geborene Beschützerinnen des Mittelmäßigen. Persönlich betraf mich das nicht, doch hart für mein Geschlecht. Geboren sind wir gewiß nicht dazu, aber die Eitelkeit macht uns dazu. Wir protegiren gern, o wir sind sehr eitel. Darum schreiben wir auch Bücher. Wenn wir nur noch einen kleinen Grad eitler wären, so ließen wir es sicher bleiben."

Aus einem Brief vom 30. Mai 1835 aus München: „Wenn ich die Idee, selbst des kleinsten Liedchens, im Kopf habe, so meine ich nicht anders, als es müsse ein kleines Meisterstück werden, und niedergeschrieben und jetzt vollends gedruckt, kommt mir alles matt und öde vor, wie eine Silhouette neben dem lebensvollen Bilde. Wann habe ich mich nun geirrt? — Wenn Sie mir Muth machen, gehe ich im Herbst über Stuttgart." — Sie kam und ihre Persönlichkeit machte denselben lieblichen Eindruck auf mich, wie ihre Briefe. Dieses Herz hätte verdient, so rein geliebt zu werden, wie sie es sich nur träumte. Aber die gemeine Welt ist schlecht mit ihr umgegangen und hat dieses kleine süße Herz mit rohem Fuß gestoßen und getreten. Am 5. Januar 1836 schrieb sie mir unter andern: „Lieben ist eins sein mit dem Geliebten. Aber, guter Himmel! Die Menschen sind ewig ein fürchterlich einsames, abgeschlossenes Ich, jeder für sich verpanzert, wie die Austern in ihrem melancholischen Hause. Eigentlich weiß ich nicht, warum ich dichte. Verstanden werde ich von den Massen doch nie, ich sehe es ja sogar an den Freunden, an den Nächsten. — Ich habe wieder eine kleine Arbeit, Venetianische Nächte. So wird denn

wohl der trübe, nordische Winter dahingehen. Aber jeder Winter nimmt einen Theil Jugend, Kraft, Leben mit. Im Frühling regrettire ich das nie; was thuts, ob ich lebe oder sterbe, wenn die Natur im schönsten Leben glüht, ich gehöre ihr ja an. Doch im Winter — Sie denken wohl nicht an so überflüssige Dinge. Sie beneidenswerther Mann. Ade, grüßen Sie Ihre Frau, von der ich in Nürnberg viele Portraits gesehen habe; die alten frommen Meister haben sie gemalt. Nürnberg gefällt mir herrlich. Da ist Charakter. Die Glanzseite des Mittelalters ist Stein geworden."

Aus einem Briefe vom 20. April 1836 wieder aus Greifswald: „Leute, die es nicht verstehen, können sagen, die Poesie stehe in grellem Contrast der Wirklichkeit entgegen. Das ist nicht wahr. Man könnte mit der Wirklichkeit ohne Poesie gar nicht fertig werden. Sie würde unverstanden bleiben, wie ein unterirdischer Quell. Aber Poesie hat ein Wünschelrüthchen, damit schlägt sie auf den Boden und hoch springt der Quell empor in tausend Strahlen, Funken, Perlen, Farben. Das fühle ich jetzt — ach, wie tief. Ich war ganz versunken in Heerens Ideen. Sie wissen, wo er umhergeht wie ein tiefsinniger Magus und Osymandias und Tschemschids Paläste aus den Ruinen auferstehen läßt, und die biblischen Propheten. Das alles zog mich so gewaltig an, ich lebte und webte in Persepolis und Babylon. Dazu hatte ich, wie gewöhnlich, niemand, mit dem ich von all' dieser Herrlichkeit reden konnte. Also versank ich wirklich ganz in die mächtige Vergangenheit, die ich liebe, weil die Menschen damals an eine Zukunft dachten und nicht wie jetzt blos an die Gegenwart. Aber siehe, der Frühling kam, fort war die Vergangenheit, Magier und Propheten verschwunden, Königsgräber und Paläste zusammengestürzt und auf der Welt gibt es nichts mehr, als die grüne Hoffnungsfarbe, die immer auf die Zukunft weist. O die himmlische Zukunft. Ich gehe an den Genfer und die lombardischen Seen, um zu hören, ob sie mir andere Melodien vorrauschen als die Ostsee."

Aus einem Briefe vom 11. Januar 1837 aus Greifswald. „Die Berliner und Dresdner sind in einer completten Wuth gegen

mich, ganz pöbelhaft, machen sich über meinen Namen lustig und dergleichen Späßchen. Dies alles bei Gelegenheit der venetianischen Nächte, woraus ich große Lust habe zu schließen, daß dieselben sehr gut sein müssen. Ich kann gar nichts thun und sage blos wie Walt in Jean Pauls himmlischen Flegeljahren — ich dichte fort! Ja ich dichte fort mit der ewigen Flamme der Liebe für diese göttliche Kunst, die mir so unaussprechlich viel Freude und Entzücken gewährt, daß ich gewiß nicht Lob und Ehre von der Welt verlange, um ihr treues Kind zu bleiben. Und wenn Sie nur mein Freund bleiben, so denke ich doch mit dieser Welt fertig zu werden — ja im Nothfall selbst ohne Sie. Doch das fürchte ich nicht. Sie sehen nun daraus, wie schwer ich den Muth verliere und mich einschüchtern lasse. Ade, alles Gute und Schöne zum neuen Jahr!"

Ich blieb dieser liebenswürdigen Seele immer hold und gab ihr davon durch meine öffentlichen Empfehlungen ihrer Gedichte und ihrer Reisebücher den Beweis. Nur an ihren Romanen fand ich manches auszusetzen, und auch ihre orientalische Reisebeschreibung konnte mir nicht mehr so gefallen, wie die spanische und italienische. Die Dame wurde immer blasirter, und ich konnte mich nicht mehr darein finden, daß sie so geworden war. Unser Briefwechsel gerieth daher ins Stocken. Zwanzig Jahre vergingen, ohne daß ich ihr schrieb, oder einen Brief von ihr empfing. Unterdeß war sie von Babylon nach Jerusalem gepilgert. Die unstäte Flamme der Liebe hatte einen stäten und sichern Ort gefunden am Altare, wo sie nur noch für das Heilige glühte. Da erhielt ich wieder einen Brief von ihr aus Mainz vom 3. August 1856, der sie ganz charakterisirt: „Vor kurzem las ich, daß Sie geschrieben hätten, ungefähr — die Worte habe ich vergessen, durch den Mariencultus könnte der Orient leichter für das Christenthum gewonnen werden, als durch dies und das. Haben Sie das wohl geschrieben, geehrter Doctor? Und wenn Sie es geschrieben haben — ach bitte, warum sind Sie denn nicht katholisch? Es fällt mir nicht ein, daß Sie mir diese Frage beantworten sollen, aber dem lieben Gott doch. Der Mariencultus ist unzertrennlich von dem Glauben

an die Menschwerdung Gottes. Aus dem Herzen der allerseligsten Jungfrau schöpfte der Sohn Gottes das Blut, welches er am Kreuze vergoß, für Ihre, für meine, für jede Seele. Daher ist die Verehrung der Mutter Gottes gar nicht zu trennen von der Anbetung des göttlichen Erlösers. Der Mariencultus, das geben Sie ja selbst zu, ist Seelen gewinnend, und dies und das ist es nicht. Ach, warum lassen Sie sich denn nicht gewinnen, geehrter Doctor? Solch' ein Widerspruch in einer so aufrichtigen Seele, wie die Ihre, thut gar weh. Vergeben Sie mir diese Zeilen. Sie sind selbst daran schuld, daß ich sie schreibe, denn sie sind nichts als ein Nachhall Ihrer eigenen Aeußerung. Seien Sie innigst Gott und der heiligen Mutter Gottes anbefohlen!"

Natürlicherweise kam ich auch mit den Dichtern, Geschichts-, Alterthums- und Sagenforschern im Elsaß und Suntgau, die noch an den deutschen Erinnerungen und Sympathien festhielten, in Berührung. Ich besitze noch einige Briefe von dem ehrwürdigen Dichter Ehrenfried Stöber in Straßburg. Sein ältester Sohn August schrieb mir im Jahr 1836, wie er bei seinen „Alsabildern" angefochten werde und wie man ihm in der Revue germanique zugemuthet habe, er solle als Franzose auch nur französisch schreiben. Im Jahr 1838 empfahl er mir seine „Erwinia" und fügte hinzu: „In Deutschland ist unsere Zeitschrift noch wenig bekannt und doch sollte es unsern alten Stammgenossen interessant und wohlthuend sein, zu sehen, wie der abgeschnittene schöne Landstrich zwischen dem Rhein und dem Wasgau trotz aller gemachten Versuche, ihn zu französisiren, noch für seine deutsche Nationalität kämpft. Und zwar gegen die ziemlich starke Partei der Franzosenthümler, die es uns als Tölpelei und Hochverrath auslegten, ein deutsches Blatt zu schreiben und für deutschen Sinn, Sprache und Literatur zu reden. Zu dem frißt uns der Fiskus für die Stempelgebühr jedes Abonnements 5 Franken 20 Centimen also über ein Drittel des Abonnementpreises."

Augusts Bruder Adolf, Pfarrer in Mühlhausen, drückte mir 1845 in einem Briefe seine warme Theilnahme in Betreff meiner

Kämpfe gegen die damals in Deutschland so mächtig überhand nehmende Gottlosigkeit aus. Vorzugsweise fühlten sich jene edlen deutschen Männer im Elsaß schmerzlich dadurch berührt, daß eine große literarische Partei in Deutschland die Unzucht der französischen Modeliteratur nun auch auf dem ganzen rechten Rheinufer einführen wollte.

Auch mit dem liebenswürdigen jungen Zetter, der unter dem Namen Otte Schweizersagen herausgab, und der mich in Stuttgart besuchte, correspondirte ich einigemal. Er war der Schwiegersohn Grafs, der eine interessante Chronik seiner Vaterstadt Mühlhausen im Suntgau herausgegeben hat. Eine gute Anzahl Briefe erhielt ich auch von dem biedern Daniel Hirtz, Tischlermeister in Straßburg, der viele deutsche Gedichte und eine hübsche Selbstbiographie geschrieben hat.

Ein anderer Elsässer Dichter, Lamey in Straßburg, schrieb zwar deutsch, rühmte sich dabei aber immer seiner französischen Gefühle und hielt das für natürlich. Wir correspondirten deshalb mit einander.

Französische Dichter sind mir nicht viele im Leben begegnet. Der Einzige, der sich näher mit mir befreundete und kurze Zeit in Stuttgart verweilte, war Marmier, damals noch ein Jüngling von schönen und sanften Zügen, den man auf den ersten Blick liebgewinnen mußte. Er besuchte mich wiederholt in Stuttgart und schrieb mir viele Briefe. Da er, um die deutsche Geisterwelt kennen zu lernen, alle unsere Hauptstädte besuchte, kam er auch nach Berlin und Leipzig. Von letzterm Orte schrieb er mir am 28. März 1833 unter anderm: Savez vous que dans le Nord de l'Allemagne les écrivains que vous avez si cruellement maltraités dans votre journal, se font de vous un singulier portrait. Je suis sûr que quelques-uns vous regardent au moins comme l'Ogre, comme un géant cruel, qui se fait une joie de manger tous ces pauvres petits litérateurs allemands et quand je leur disais: Nein, der Herr Menzell ist ein sehr gute und sehr liebenswurdiger Mensch, man isst kein menschlich fleisch bei ihm und trinkt sehr gut wein — on m'ecoutait d'un air tout etonné

Im Jahr 1837 war der geniale Edgar Quinet bei mir, der sich über deutsche Literatur auch gut unterrichtet hatte. Da ich Einiges zur Empfehlung und Verbreitung der Bulwerschen Romane in Deutschland beigetragen hatte, dankte mir Bulwer in einem sehr verbindlichen Schreiben. Auch der romantische Däne, der bekannte Dichter Andersen, besuchte mich in Stuttgart.

II. Verkehr mit Künstlern.

Der berühmteste Künstler in Stuttgart war damals der alte Bildhauer Dannecker, den ich fast täglich sprach, weil mein gewöhnlicher Spaziergang mich bei seinem Hause auf dem Schloßplatz vorbeiführte. Vor demselben wuchs ein Mandelbaum, mit dessen Früchten er meine Kinder zu beschenken pflegte. Er war immer sehr heitern Humors, zuweilen aber auch recht cynisch. Sein Amor, seine Ariadne, seine Schillerbüste sind Meisterstücke. Sein Christus, den er selbst über alles rühmte, gefiel mir weniger, kam mir zu geleckt, zu unheilig vor. — Der berühmte Maler Eberhard Wächter war damals schon eine Ruine. Auch seine Manier gehörte der Vergangenheit an. Hätte er immer biblische Gegenstände wie den Hiob gemalt, würde er vielleicht Größeres geleistet haben. Seine zahlreichen Darstellungen aus der römischen und griechischen Geschichte, wie viel deutsche Seele er auch hineinlegte, sagten dem größeren Publikum doch nicht mehr zu. Als ich ihm einmal Grüße aus Italien brachte und ihm warm erzählte, wie ich dieses schöne Land gefunden hatte, weinte er und sagte, er hätte besser gethan, Italien nie wieder zu verlassen.

Einer meiner ersten Bekannten in Stuttgart war Conrad Kocher, erster Gründer der schwäbischen Gesangvereine. Von

niederer Geburt und zum Schulmeister bestimmt, verrieth er so viel musikalisches Talent, daß ihm der alte Cotta Geld gab, um sich auf Reisen auszubilden. Cotta war in seiner Freigebigkeit für noble Zwecke unermüdlich und unerschöpflich. Den Gedanken, den protestantischen Kirchengesang zu verbessern und damit überhaupt die Wiederbelebung, Verschönerung und Veredlung des Volksgesanges in Deutschland zu verbinden, faßte Kocher selbständig, ohne Zusammenhang mit den Bemühungen Nägelis in Zürich. Ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, welches Aufsehen es erregte, als sich der vierstimmige Gesang von Dorf zu Dorf in Schwaben je mehr und mehr ausbreitete. Fremde hörten mit Staunen, wenn sie in einem ländlichen Wirthshaus übernachteten, dem abendlichen Gesange der Dorfjugend zu. Kocher würde zu größerm Ansehen gelangt sein, wenn er seine Zunge und seinen Tadel Anderer mehr hätte bemeistern können. Er blieb als Organist an der Stiftskirche in Stuttgart in beschränkten Verhältnissen und mußte noch im Alter Klavierstunden geben.

Da es zwanzig Jahre später Mode wurde, Tonkünstlern und Schauspielern die Doctorwürde zu verleihen, der alte Kocher aber dabei übergangen wurde und doch auf diesen nichtigen Titel Werth legte, traten einige Freunde zusammen. Ich schrieb seine Lebensgeschichte und schickte sie der philosophischen Facultät in Tübingen ein, die ihm sofort das Doctordiplom ertheilte, womit wir ihn am Jubiläum seines Organistendienstes überraschten. Die von mir verfaßte Lebensskizze wurde 1872 von Professor Palmer in Tübingen benutzt, um mit einer von diesem verfaßten Charakteristik der musikalischen Leistungen Kochers verbunden, zu dem im Schwäb. Merkur erschienenen Nekrolog Kochers verarbeitet zu werden.

Kocher hatte eine Tochter des Ulmer Stadtpfarrers Reuter geheirathet, der sich als Idyllendichter einen Namen gemacht hat. Dieser ehrwürdige Greis, der noch meine jüngste Tochter taufte, gehörte einem sehr veralteten Standpunkt des literarischen Geschmackes an, ich möchte sagen einem vorgoethischen, denn er sah in Goethe einen Eindringling.

Unter den Malern in Stuttgart sagte mir der zuweilen etwas mürrische, aber biedere und einfache Dietrich, welcher Kirchenbilder malte, am meisten zu. Sehr geschickt war der kleine Maler Fellner, der von München nach seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. zurückreisen wollte, unterwegs in Stuttgart sich ein paar Tage und noch ein paar Tage, ein paar Wochen, ein paar Monate, endlich Jahre aufhielt, aber immer nur unterwegs und auf dem Sprunge, seine Reise nach Frankfurt fortzusetzen. So blieb er fünf und zwanzig Jahre in Stuttgart, ohne Anstellung, mit Bildern und mehr noch mit Zeichnungen beschäftigt. Er gehörte der Münchner historischen Schule an, die ich wegen ihrer langen, immer gar zu ernsten und gar zu sehr auf Bedeutung Anspruch machenden Figuren, mit ihren kokketten Apostelbärten, mit dem lovalen Augenaufschlag ihrer Pferdeköpfe ꝛc. nicht recht leiden mochte. Aber Fellner besaß ausgezeichnete Kenntnisse in Waffen und Costümen des Mittelalters. Wir wirkten mehrere Jahre zusammen im württembergischen Alterthumsvereine. Er war aber sehr hitzig und überwarf sich bald mit Professor Mauch, dem Architekten, der sehr stolz war und kaum eine andere Meinung gelten ließ als die seine. Fellner hatte viele Eigenheiten, behielt immer dieselbe Wohnung bei und verließ sie oft in Monaten nicht. Dann konnte man ihn wieder allabendlich fünf Stunden lang auf einem Fleck in dem nämlichen Bierhause sitzen sehen, Monatelang, bis ihm etwas in die Quere kam und er in ein anderes zog. Freundliche Mahnungen, er schade bei dieser Lebensweise seiner Gesundheit, halfen nichts. Er sah vor Blutdrang immer glühend roth aus, was ihn bei einer intelligenten Gesichtsbildung und langen blonden Haaren dem, der ihn nur einmal gesehen, unvergeßlich machte. Er starb noch in den besten Mannesjahren und ließ sich auf dem malerischen Kirchhof in Wangen, von wo man das Neckarthal überschaut, begraben.

Die Brüder Boisserée hatten noch ihre berühmte altdeutsche Gemäldesammlung in Stuttgart, die ich daher oft besuchte, ehe sie nach München kam. Von Nürnberg aus besuchte uns fast jedes

Jahr der alte Heideloff, damals berühmter Vorkämpfer für die Gothik. Es war ein sehr freundlicher und höflicher Mann mit scharf geschnittenen Zügen. In seinen spätern Jahren wurde er ziemlich taub, und ich kam einmal, als ich ihn in Nürnberg besuchte, in nicht geringe Verlegenheit, als er an der table d'hôte unter vierzig Gästen nach seiner Gewohnheit mit überlauter Stimme mich um Neuigkeiten aus Stuttgart frug und allerlei aus der Chronique scandaleuse wissen wollte, was ich ihm hätte sollen ins Ohr schreien. Aber er schwärmte für seine Kunst und war unermüdlich in seinem Eifer. Ohne ihn wäre in Nürnberg wohl viel Altes zu Grunde gegangen, was jetzt noch eine Zierde der Stadt ist.

Auch Ernst Förster von München kam häufig nach Stuttgart, wo später seine Tochter Laura den Kaufmann Callenberg heirathete. Die zwei ersten Kinder dieser Ehe kamen allwöchentlich in mein Haus und brachten oft den halben Abend in meiner Studirstube zu. Sie nannten mich nur Großvater. Emma war sehr lebhaft, Friedrich still, aber aufmerksam. Er war nach seinem Urgroßvater Friedrich Richter (Jean Paul) genannt, an den ich oft mit Rührung dachte, wenn ich den stillen Knaben in meinen Armen hielt.

Einer meiner besten Freunde in Stuttgart wurde Procurator Abel, der eine reiche Sammlung von altdeutschen und altniederländischen Bildern und eine andere von alten Waffen besaß. Wegen seiner Sammlung kamen noch viele Kunstfreunde nach Stuttgart, nachdem die Sammlung der Boisserées schon fort war. Wenn namhafte Kunstfreunde kamen, bereiteten ihnen die Stuttgarter Künstler und Kunstfreunde gewöhnlich einen freundlichen Empfang. Einer der interessantesten war Passavant aus Frankfurt a. M., dessen Werke über Raphael, über die Gemäldesammlungen in England ꝛc. allbekannt sind. Wir machten eine sehr heitere Partie zusammen nach Mühlhausen am Neckar, um ihm die schöne alte Capelle daselbst mit ihren Bildern zu zeigen. Auch mein Vetter Gustav Waagen, Galeriedirektor in Berlin, kehrte mehrmals auf seinen Kunstreisen bei uns ein. Desgleichen Schnaase, Kugler, v. Quast.

Im Februar 1835 unternahm ich eine Reise nach Italien, von der ich Ende Mai zurückkehrte. Ich wollte nur das schöne Land und seine Kunstwerke mit eigenen Augen sehen, hatte aber nebenbei den Zweck, den berühmten Bildhauer Thorwaldsen, der dem Schillerverein in Stuttgart die Schillerstatue zu modelliren versprochen hatte, zur Erfüllung dieses Versprechens zu drängen. Das war sehr nöthig, denn er hatte viel Anderes zu thun und pflegte sich nicht zu übereilen. Ich wohnte in Rom in seiner Nähe und besuchte ihn öfters. Der alte berühmte Landschaftsmaler Karl Reinhard, der ihm befreundet war, hatte selber einmal in seiner Jugend Schillers Bild nach dem Leben in Miniatur gemalt und Thorwaldsen wünschte sehr, es für seine Skizze benutzen zu können. Reinhard konnte das Bild nicht finden, ich ruhte aber nicht, bis er sich daran machte, es mit meiner Hülfe aus einer Rumpelkammer unter einem Berge von Büchern, Zeichnungen, Briefen, Kleidern, Waffen, alten Tabakspfeifen ꝛc. hervorzusuchen. Wir fanden es noch wohlerhalten. Es gefiel Thorwaldsen und nach ihm hat er die Büste entworfen. Die Arbeit Thorwaldsens und der Fund des kleinen Bildes von Reinhard machte unter den Künstlern in Rom nicht wenig Aufsehen. Bald nach meiner Abreise von Rom entdeckte man daselbst noch ein zweites kleines Aquarellbild Schillers, und der Besitzer hatte die Güte, es mir als Geschenk nachzusenden. Genaue Gewißheit über seinen Ursprung konnte ich nicht erhalten, doch waren die Künstler in Rom in der Mehrheit der Ansicht, es stamme aus dem Nachlaß des Malers Tischbein, der in Neapel gestorben ist. Es wurde später gestochen und dem Leipziger Schilleralbum als Titelkupfer beigegeben.

Thorwaldsen war bekanntlich ein Norweger und sprach das Deutsche nicht ganz ohne Fehler. Ich hatte vom Schillerverein in Stuttgart den Auftrag, womöglich ein Autograph von ihm mitzubringen. Das war aber schwierig zu machen, denn Thorwaldsen rührte die Feder nicht gern an. Ich speiste, so lange ich in Rom war, alle Donnerstag in seiner Gesellschaft bei dem gastfreien württembergischen Consul v. Kolb. Bei einem solchen Anlaß bat ich ihn

einmal, mir doch ein paar Zeilen von seiner Hand zu geben. Er lehnte es aber mit einer widerwilligen Miene ab, indem er sagte, er könne keine Sentenzen oder Verse für Stammbücher schreiben, er verstehe wohl mit dem Meißel, aber nicht mit der Feder umzugehen. „Jeder leisten was er kann!" fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. Da lief ich gleich nach Papier, Dinte und Feder und forderte Thorwaldsen auf, sogleich die fünf letzten Worte, die er gesprochen hatte, niederzuschreiben. Alle am Tische lachten, er lachte selber mit und — schrieb. Dieses Blatt von seiner Hand ruht nun im Grundstein der Schillerstatue auf dem alten Schloßplatz in Stuttgart.

Ich sah in Rom öfters den genialen Thorwaldsen bei seiner Arbeit zu. Er kleidete sich dabei wie ein gemeiner Maurergeselle, ja er genirte sich nicht, in seinem mit Lehm beschmierten Arbeitskittel über die Straße zu gehen. Einmal war ich bei ihm, als er mit seinem breiten Daumen in einen nassen Lehmklumpen griff, ein paar Lehmklöße auf die aufrecht vor ihm stehende Schiefertafel warf und mit wunderbarer Schnelligkeit aus ihnen ein paar niedliche Amoretten formte. Ein andermal zeigte er mir eine Schatulle voller Orden, die er nach und nach von hohen Herrschaften bekommen hatte. Vor allen andern lag der Bajocorden, ein Bajoc d. h. eine 1½ Kreuzer werthe römische Kupfermünze am rothen Bande, ein mehr spaßhaft als ernsthaft gemeinter Orden der römischen Künstlergesellschaft. Hätte ich diesen Orden von Kupfer nicht, sagte Thorwaldsen, so hätte ich auch keine von Gold und Brillanten bekommen. Thorwaldsen war bei allen jungen Künstlern in Rom in hohem Grade beliebt, denn er sah nicht hochmüthig wie Cornelius auf sie herunter, sondern setzte sich kameradschaftlich zu ihnen im Weinhause und stand ihnen überall mit Rath und That bei. Ein Saal seiner geräumigen Wohnung enthielt ausschließlich neue Bilder junger Künstler in Rom, die er ihnen abgekauft hatte und den vornehmen und reichen Herrschaften, die seine eigenen Werke in seinem Atelier bewundern wollten, immer zu zeigen und zu empfehlen pflegte, wodurch er vielen armen Künstlern zu Käufern und Gönnern verhalf

Der schon genannte Landschaftsmaler Reinhard war damals schon 75 Jahre alt, konnte aber, wie man mir sagte, noch eine Schwalbe aus der Luft herunterschießen und war bei den vielen Ausflügen, welche wir zusammen und meist in Gesellschaft von noch einigen wenigen andern Künstlern in der Umgegend Roms machten, immer der erste aus dem Bett und der letzte ins Bett. Ein liebenswürdiger Alter voll Munterkeit und echt deutscher Derbheit. Ein Liebling König Ludwigs I. von Bayern hatte er doch gar nichts Hofmäßiges an sich und ärgerte sich sehr, einen Frack anziehen zu müssen, als er mit mir am Osterfest bei Cornelius zu Tisch geladen war. Reinhard gewann mich sehr lieb, so daß er mir auch nach meiner Abreise noch mehrmals nach Stuttgart geschrieben hat. Diese Briefe waren zuweilen mit Handzeichnungen verziert.

Ein anderer berühmter Landschaftsmaler, der alte Koch, suchte mich mehrmals auf, um Nachrichten über Stuttgart zu erhalten, von wo er in seiner Jugend als Karlsschüler desertirt war. Undankbar hatte er, wie man erzählte, auf der Flucht seinen Zopf abgeschnitten und spöttisch dem Herzog zurückgeschickt, der ihn doch wohlwollend in seine Anstalt aufgenommen hatte. Der arme alte Koch hatte damals noch eine Frau, die ihm nicht erlaubte, länger als bis um 9 Uhr Abends in den Künstlergesellschaften zu verweilen.

Mit Reinhard besah ich auch in der Stadt Rom selbst die meisten Kirchen und Kunstsammlungen. Die Mischung des Antiken mit den neueren Werken der Renaissance mißfiel mir außerordentlich. Dem Eindruck, den die Antike auf uns machen soll, schadet nichts so sehr, als wenn man dicht daneben die Arbeiten der Renaissancezeit sehen muß. Am meisten widerte mich der christliche Anstrich, die christliche Affectation in den Werken dieser Renaissance an, die doch ursprünglich keine andern Motive kennt, als heidnische und weltliche. Es war mir unmöglich, in den im Renaissancestyl gebauten Kirchen, selbst nicht in der großen Peterskirche, andächtig gestimmt zu werden. Es ist eben Palaststyl und kein Kirchenstyl. Man bewundert Größe und Pracht, aber man empfindet nirgends die Nähe des Heiligen. Auch

aus der Sculptur und Malerei ist überall das Heilige verschwunden, um wieder den antiken Motiven des imponirend Athletischen oder verführerisch Koketten Platz zu machen. Man sieht zornige und schmachtende Gesichter, wildbewegte Gestalten, ein Durcheinander von ausgestreckten Armen und Beinen, nichts mehr, was einfach, ruhig und heilig aussähe. Die heidnische Götterwelt dringt nicht blos in Parnys ruchlosem Gedicht erobernd in den christlichen Himmel ein, sondern auch ins wirkliche weite Gebiet der christlichen Kirche seit der Renaissance. Sannazar, der berühmte Dichter der gebärenden Gottesmutter, ist in der Kirche Maria del Parto in Neapel begraben. Mitten in der Kirche steht sein Denkmal, geziert mit Sculpturen, welche den Apollo und die Minerva in großen Statuen, den Neptun, Nymphen, Satyrn und Faunen in Basrelief darstellen. Und das ist noch ehrlich. Hier wird das Heidnische noch als heidnisch bezeichnet, es nimmt noch nicht schadenfroh die christliche Maske vor. Viel unheiliger sind die riesenhaften nackten Statuen, die in der Peterskirche selbst Religion und Glauben oder christliche Liebe vorstellen sollen, in Wirklichkeit aber nur dem Venuscultus zugehören.

Der tiefe, eigentlich teuflische Hohn, mit welchem die italienischen Künstler der Renaissancezeit im Kirchenbau und in der Kirchenmalerei selbst das Christenthum verspottet haben, wird meist übersehen. Ich habe es nicht übersehen, sondern mich öfters daran entsetzt und will hier nur einige meiner Beobachtungen mittheilen.

Man hört in Rom und liest in allen Kunstgeschichten, Michel Angelo habe eine genaue Nachahmung des alten heidnischen Pantheon in Rom in völlig gleicher Größe als Kuppel auf die Peterskirche gesetzt, einzig in der Absicht, um damit seine Meisterschaft in der Baukunst und Macht und Reichthum der Kirche, deren Mittel es ihm erlaubten, an den Tag zu legen. Allein diesen guten Glauben ließ man nur dem Pöbel. Die wahre Absicht war eine ganz andere. Michel Angelo war eines der vorzüglichsten Werkzeuge derjenigen römischen Päpste, die nicht sowohl Statthalter Christi, als Verfechter des Familieninteresses solcher italienischer Geschlechter waren, welche

meist im Solde der französischen Politik sich auf Kosten der deutschen Reichshoheit erbliche Souveränetäten gründen wollten. Unter Papst Julius II. wurde die antike Statue des Laokoon gefunden und deßhalb ein ungeheures Volksfest in Rom gefeiert, großartiger als je ein christliches Fest gefeiert worden war, und zwar in Gegenwart und mit dem vollen Beifall des Papstes. Die Scene hatte, wie schon Gamme richtig bemerkt hat, völlig den Charakter eines Triumphs des wieder erstandenen Heidenthums über das Christenthum. Was Wunder, daß Michel Angelo unter demselben Papste der christlichen Baukunst, Sculptur und Malerei einen entschieden antiken Charakter verlieh, aus den Propheten, Aposteln und Heiligen heidnische Athleten, aus den heiligen Frauen und Jungfrauen antike Göttinnen, Hetairinnen und Grazien machte. Auf Julius II. folgte Leo X., der heidnischeste unter allen Päpsten, der Mediceer, dessen emporstrebende Familie es hauptsächlich gewesen ist, von der die Politik der mittelitalienischen Fürsten ausging, sich des h. Stuhles zu bemeistern und mittelst des päpstlichen Ansehens durch kluge Benutzung der Eifersucht zwischen dem Kaiser, Frankreich und Spanien ihren Familien eine große Territorialherrschaft zu sichern. Leo X. brachte die Renaissance vollends zur Blüthe und schändete die christliche Kirche durch seine weltliche Habgier und Sittenlosigkeit dergestalt, daß die Reformation unvermeidlich wurde. Papst Paul III., unter welchem Michel Angelo den Ausbau der großen Peterskirche übernahm, war ganz ebenso weltlich und heidnisch gesinnt, wovon noch die berüchtigte Kolossalstatue der sog. Religion an seinem Grabdenkmal in der Peterskirche Zeugniß giebt. Nach Plattner und Bunsen, Beschreibung von Rom II. 190 soll sie die Gerechtigkeit, nach der viel älteren Meinung (vergl. Keyßler, Reise I. 561) die Religion bedeuten. Als ich selbst diese Statue in Rom sah, nannte man sie an Ort und Stelle ebenfalls die Religion, obgleich sie eine Flamme und Fasces zu Attributen hat. Gleichviel, eigentlich bedeutet sie nur die Venus, denn sie ist nackt und von so üppigen Formen, daß sie, wie Jedermann in Rom erzählt, einmal des Nachts von einem brünstigen Italiener geschändet worden ist.

Seitdem hat man sie mit einer Draperie von Erz umkleidet. Nach Plattner soll sie das Portrait einer Schwägerin Pauls III. Namens Julia, nach Keyßler das Portrait seiner eigenen Tochter, Clelia, sein, die er als Cardinal erzeugt hatte. Er gehörte der Familie Farnese an, die mit Ostentation sein Grabmal mit der buhlerischen Statue schmücken ließ und damit den Beweis lieferte, wie tief die heidnische Gesinnung schon in jenen Familien wurzelte und wie sie schon alle Scham abgelegt hatten. Um nun auf die Peterskuppel zurückzukommen, so wird man nach solchen Vorgängen wohl nicht mehr zweifeln, daß Michel Angelo mit voller Zustimmung seines heidnischen Papstes, indem er das heidnische Pantheon auf die in Kreuzform gebaute christliche Hauptkirche wie einen Reiter aufs Roß oder wie den Sieger über den Besiegten setzte, damit den großen Grundgedanken der Renaissance ausdrücken wollte: Das wieder auferstandene Heidenthum soll über das Christenthum Herr werden!

Jedermann weiß, wie viele katholische Kirchen, namentlich in Italien durch kokette Bilder buhlerisch schmachtender Madonnen, Magdalenen, Engel und Heiliger entweiht sind, wie manche Bilder grade dadurch ihre Berühmtheit erlangt haben, z. B. das der h. Bibiena. Am deutlichsten ist der heidnische Gedanke in diesen Kirchenbildern in einem der berühmtesten Bilder der h. Therese ausgesprochen, auf welchem sie in wollüstigem Entzücken daliegt und ein schalkhafter Engel, der vollkommen dem Amor gleichgebildet ist, mit einem Pfeile nach ihrem Herzen zielt.

Am geistreichsten zugleich und ruchlosesten ist jener heidnische Grundgedanke der Renaissance in dem weltberühmten Bilde des Ribera ausgedrückt, auf welchem er den h. Bartolemäus dargestellt hat, wie derselbe vom Henker schon halb geschunden ist. Man rühmt es als Muster anatomischer Genauigkeit. Was für ein Witz aber in diesem Bilde liegt, haben die gelehrten Kunstkenner, obgleich sie schon so viele Bücher vollgeschrieben haben, doch noch nicht bemerkt. Auf jenem Bilde nämlich liegt zu Füßen des geschundenen Apostels eine zerbrochene Statue des Apollo. Der Maler nahm an, der Apostel

habe diesen Götzen gestürzt und sei zur Strafe dafür geschunden worden. Er legt aber in das Marmorbild des heidnischen Sonnen- und Dichtergottes den rührendsten Reiz geistiger und leiblicher Schönheit. Wer auf Riberas Bilde den Apostel in seiner scheußlichen Häßlichkeit ansieht und dann das schöne Marmorbild, kann den Gedanken nicht mißverstehen.

Heute noch ist der Vatikan, die Residenz des Papstes unmittelbar neben der Peterskirche, mit heidnischen Statuen ausgefüllt, zu denen mehr gewallfahrtet wird, als zum Grabe des Apostels. Wenn diese allerdings schönen, zum großen Theil aber verführerischen, unsittlichen Bilder etwa in einem traumhaft wieder hergestellten Korinth aufgestellt wären, so würden sie dahin gehören, nicht aber in die Hauptstadt der katholischen Christenheit und ins Haus des Statthalters Christi. Gesetzt die Muhamedaner buhlten in solcher Weise mit dem heidnischen Götzenthum der Vorzeit und der Vatikan stünde neben der Kaaba und aus dem ganzen Orient strömten die Pilger nicht zum Grabe des Propheten, sondern zum Belvederischen Apollo, zum Jupiter, zur Juno, zur Venus, zum Laokoon oder gar zum Pan, zur Paneska, zum Schwan der Leda, zum vergötterten Zwitter, zum Gotte von Lampsakus ꝛc., würden wir nicht mit vollem Recht über die grenzenlose Entweihung des Islam unser Erstaunen ausdrücken? Dieselbe Entweihung des Christenthums in Rom aber findet man ganz natürlich und niemand staunt darüber.

Indem ich Italien verlasse, will ich nur noch berichten, daß Thorwaldsen in Rom das Modell zur Schillerstatue unter seinen Augen durch einen geschickten jungen Berliner vollenden ließ. Es kam dann nach München, wo es von Stiglmayer in Erz gegossen wurde, und im Frühjahr 1839 nach Stuttgart, wo wir unter lebhafter Theilnahme der Bevölkerung die Enthüllung desselben feierten. Bald darauf kam Thorwaldsen selbst auf seiner letzten Reise von Rom nach Dänemark durch Stuttgart, lobte den Guß und die Aufstellung der Statue außerordentlich und sagte sogar, noch keine seiner Statuen habe einen so günstigen Platz erhalten. Man verhehlte ihm nicht,

daß seine Statue keineswegs allgemeinen Beifall gefunden hatte und daß man besonders die zu gebückte Haltung tadele. Allein er gab die verständige Antwort: „Ich denke, diese Statue von Erz wird wohl 3, wohl 500 Jahre stehen und dann werden die Leute nicht mehr tadeln, warum ich dem Dichter keine übermüthige und herausfordernde Haltung gegeben habe. Ich glaubte den mitten in einer frivolen Zeit gleichwohl ernst und tragisch gebliebenen Dichter dantesk auffassen zu müssen."

Im Uebrigen trug die imposante und volksthümliche Enthüllungsfeier des Schillerdenkmals in Stuttgart nicht wenig dazu bei, ganz Deutschland in die Denkmalswuth zu versetzen, an der es jetzt leidet. In allen Städten wurden demselben Schiller Denkmäler gesetzt und bald gab es auch unter den wenig bedeutenden Poeten und Gelehrten der Zopfzeit keinen mehr, dem man nicht ein Denkmal gesetzt hätte oder wenigstens zu setzen verschlug. Ja man konnte kaum erwarten, bis von den berühmten Männern der Gegenwart wieder einer starb, um, bevor er noch erkaltet war, schon Beiträge für sein Denkmal zu sammeln.

Ich gehe zur edlen Schauspielkunst über, welche mich schon in frühester Jugend in meiner Vaterstadt interessirt und deren meisterhafte Leistungen ich in Breslau kennen zu lernen das Glück hatte, in der kurzen Periode, in der die ersten Schauspieler Deutschlands, die sich später nach Wien und Berlin vertheilten, dort noch vereinigt waren. Ich habe ihrer schon gedacht.

Als ich nach Stuttgart kam, wollte das Glück, daß ich auch hier ein vortreffliches Schauspiel und eine ebenso ausgezeichnete Oper fand. Im Schauspiel machte Maurer recht brav die Helden und kam später der höchst talentvolle Seydelmann im Rollenfach des Louis Devrient diesem sehr nahe, erreichte ihn nicht im genial Phantastischen, überraf ihn aber im Natürlichen. Er war aus Glatz gebürtig, also mein specieller Landsmann. Wir wurden bald befreundet und blieben es bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin. Er hegte das größte

Vertrauen zu mir, frug mich um Rath in Bezug auf sein Spiel, nahm ohne Eitelkeit auch Tadel hin und besserte das nächstemal. Ich mußte ihm die Rollen aufzeichnen, in denen er mir am besten gefallen hatte, und diese wählte er regelmäßig für seine jährlichen Kunstreisen aus, um sie auf andern Theatern zu spielen. Unermüdet, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen und insofern von einem edlen Feuer glühend, wurde er leicht hypochondrisch, wenn der Neid böse Intriguen gegen ihn spielte, und dann kam er immer zu mir, klagte mir seine Noth und ließ sich von mir wieder aufrichten. Den schändlichsten Undank an ihm beging der Literaturjude August Lewald, der mit seiner Frau ganz abgerissen nach Stuttgart gekommen und einen ganzen Winter lang in Seydelmanns Hause gastlich aufgenommen und unterstützt worden war, ihn hinterdrein aber in einer Flugschrift aufs hämischeste anfeindete und verhöhnte, um einer ehrlosen Maitressenpartei zu dienen, die den edlen Seydelmann vom Stuttgarter Hoftheater wegdrängen wollte und durch deren Gunst Lewald emporzukommen hoffte. Wenn Seydelmann verreist war, unterhielt er mit mir einen Briefwechsel, und wenn er in Stuttgart selbst nicht Zeit hatte zu mir zu kommen, schrieb er mir ebenfalls, so daß noch ein ganzer Stoß Briefe von ihm vor mir liegt.

Das Stuttgarter Theater genoß einen sehr guten Ruf und sah häufig die ausgezeichnetsten Gäste. So gab im Jahr 1830 der berühmte Eßlair Gastrollen bei uns, damals immer noch ein großer und schöner Mann in voller Elasticität des Geistes und Körpers. Am meisten riß er mich hin durch sein wundervolles Spiel als König Lear. Wurm, obgleich ziemlich berühmt, sagte mir doch weniger zu, am wenigsten die alte Schröder, der ein ungeheurer Ruf vorausging. Als sie in einer heroischen Rolle mit rasender Geberde schrie, sie wolle einen Drachen umarmen, sagte ich zu dem neben mir sitzenden Tieck: Mir wäre nur um den Drachen bange. Eine widrigere Schreierin war mir niemals vorgekommen, und Tieck versicherte mich, sie habe schon vor dreißig Jahren ganz ebenso geheult, und doch habe das Publikum sie bewundert und grade durch sie sei erst die vorher

unbekannte Theaterheulerei aufgekommen, indem auch jüngere Schauspielerinnen in diesem hohlen Pathos ihr nachgeeifert hätten.

Die Stuttgarter Oper war aufs trefflichste geleitet von Lindpaintner. Das Orchester war tadellos, auch Sänger und Sängerinnen von vorzüglicher Güte. Häser, obgleich schon alt, ersetzte doch durch sein Spiel, was ihm an Stimme zu fehlen anfing. Haubuch besaß eine Tenorstimme wie Nachtigall und Glockenklang, so voll und süß, wie ich sie nie wieder gehört habe, denn der damals weit berühmtere Wild, den ich in Wien hörte, hatte einen viel breiteren und bretternen Ton, und bei andern ging der Ton mehr ins Schneidende oder Spitze. Dieser liebenswürdige Sänger starb frühe an Gemüthskrankheit, weil die jungen Offiziere im Parterre, ohne es böse zu meinen, ihn wegen seiner kurzen und dicken Figur etwas zu bespötteln pflegten. Unter den Sängerinnen glänzten eine Fischer, Haus, v. Knoll und Canci. Auch fremde Güste ließen sich hören, so im Jahr 1826 die große Catalani, deren Brust sich zu der einer Malibran verhielt, wie die Brust einer Löwin zu der einer Nachtigall. Eine so gewaltige Menschenstimme habe ich nie wieder vernommen. Sie übertäubte das ganze volle Orchester, so daß man kein einziges der tobenden Instrumente, sondern nur ihren Ton allein hörte. Als sie zum erstenmal den Ton anschwellen ließ, glaubte ich, die Decke müsse zusammenbrechen. Im Jahre 1829 hörte ich Paganini, den bleichen magern Italiener im schwarzen Frack, der mich auf das lebhafteste an Zanebeni erinnerte, den er aber allerdings an Piquanterie noch übertraf, denn Tod und Teufel schienen ihm abwechselnd den Fidelbogen zu führen. — Unter den fremden Damen, die auf dem Stuttgarter Theater gastirten, interessirten mich am meisten Madame Neumann, die liebliche Blondine von Karlsruhe, Fräulein Schechner, die stolze Brünette von München, die nachher mein Vetter Waagen heirathete, und Fräulein Agnes Schebest, die fromme Katholikin, die den unglücklichen Gedanken hatte, den christusfeindlichen Dr. Strauß zu heirathen, von dem sie bald geschieden wurde. Ich habe diese brave Frau, die in Stuttgart blieb und allgemein geachtet wurde, gern ge-

habt, zuweilen besucht und ihr, wo ich konnte, einen Freundschaftsdienst geleistet.

Eine Zeitlang besaß Stuttgart auch ein ganz ausgezeichnetes Ballet. Der König nahm den Italiener Taglioni als Balletmeister an, dessen Tochter damals noch jung war, aber schon so meisterhaft tanzte, daß ihr von Stuttgart aus der glänzendste Ruf voranging und sie wenige Jahre später die erste Tänzerin Europas wurde. Für eine einzige Saison in Paris erhielt sie 200,000 Franken. Groß und schlank tanzte sie mit antiker Ruhe und hielt sich von dem Fehler des krampfhaften Zappelns und Telegraphirens mit Armen und Beinen so weit frei, als es irgend der moderne Tanz erlaubte. Die leidige Mode hatte damals das Ballet Jocko aufgebracht, in welchem der Groteskkänzer Stiasni die Hauptrolle als Affe spielte. Sehr geschickt und natürlich, denn er sprang nicht nur von Baum zu Baum über das ganze Theater weg, sondern hatte auch die Naivetät, sich vor Ihren Majestäten zu lausen. Mit solchen Scenen entweihte man die Bühne. Weit feiner und anständiger behandelte nach Taglionis Abgang der Balletmeister Herschelt aus München das Ballet, nämlich ganz in der romantischen Art und mit dem harmlosen Humor, wie Raimund das Lustspiel auf dem Leopoldstädter Theater. Er war in Köln geboren und in Wien ausgebildet und gehörte zu den berühmtesten Männern seines Fachs, so daß er selbst in Italien Aufsehen erregte und seine Aufführungen in Mailand großen Beifall ernteten. Zugleich besaß er eine außerordentliche Gutmüthigkeit und einen unverwüstlichen Humor, so daß ich bald mit ihm befreundet wurde und auch mit ihm die Reise nach Italien machte.

Unter den bessern Schauspielern des Stuttgarter Hoftheaters in jener frühern Glanzperiode nahm Pezold eine ausgezeichnete Stelle ein, indem er den schwäbischen Volkshumor unübertrefflich wiedergab, in welcher schwäbischen Naturwüchsigkeit ihm das sog. Ritterle, nachherige Madame Schmid aufs anmuthigste zur Seite stand. Die größten Hoffnungen erweckte ein Fräulein Peche, die mit großer Schönheit ein feines und feuriges Spiel vereinigte. Seydelmann, den ich

dabei unterstützte, alle bessern Schauspieler und das Publikum hätten sie gar zu gern der Stuttgarter Bühne erhalten, aber das Fräulein Stubenrauch hatte damals schon so viel Gewalt über den König erlangt, daß sie keine schöne Schauspielerin oder Sängerin neben sich duldete. Intriganten verdrängten nun auch den edlen Seydelmann und mit ihm noch einige ihm befreundete bessere Schauspieler. Seydelmann nahm einen ehrenvollen Ruf nach Berlin an, schied von mir mit schmerzlicher Rührung im Jahre 1838 und ist wenige Jahre nachher gestorben.

Die Stubenrauch war eine schöne Person, groß und üppig, junonisch, gebieterisch mit großen brennend schwarzen Augen, aber sie sprach mit einem hohlen Pathos, wie die alte Schröder, nur viel langsamer und bedächtiger. Von ihrem frühern Rufe will ich nicht reden, obgleich ich ihn gut kannte. Genug, sie hat mir das Stuttgarter Hoftheater auf dreißig Jahre hinaus verleidet. Sobald ihr allein und dem Herrn von Gall das Theaterregiment in Stuttgart anvertraut wurde, gab ich mein Abonnement auf. Die Oper wurde dem Juden Lewald unterstellt und auch der edle Lindpaintner weggebissen. Dabei nahm man die Miene an, als sei die Stuttgarter Hofbühne immer noch eine der besten und der eitle und pedantische Grunert ein großer Mime.

Ein sehr origineller Theaterdichter war Herr von Auffenberg, Intendant des Karlsruher Theaters. Auf einer Reise in Spanien hatten ihn Räuber überfallen und schwer verwundet. Doch war er in ein Nonnenkloster gebracht und dort gepflegt und geheilt worden. Er schrieb mir öfter und schickte mir seine Trauerspiele zu. Das längste derselben war die vierbändige Alhambra. Darin kam ein einzelner Monolog von mehr als hundert Druckseiten vor. Man sagte, er kleide sich, wenn er dichte, in das Costüm der Person, die er gerade reden lasse, und dehne dann die Reden etwas länger aus, um nicht so oft das Costüm wechseln zu müssen. Es fehlte ihm gar nicht an poetischem Feuer und am Schwunge Schillerischer Jamben, aber er machte alles zu weitläufig. Auf einer Reise nach Baden aß ich unterwegs in

Karlsruhe bei meinem alten Heidelberger Freunde Meue, der die Direction des Archivs in der Hauptstadt erhalten hatte. Auffenberg erfuhr, daß ich da sei, und wartete mit einigen Freunden auf mich im Gasthof. Weil ich aber nicht kam, fingen die Herrn aus Langweile den Champagner, mit dem sie mich bewillkommnen wollten, allein zu trinken an, und als ich endlich eilig anlangte und nur noch drei Minuten Zeit hatte, um in den Postwagen zu steigen, umringten sie mich mit vollen Gläsern, und dem Moment unserer feierlichen Begrüßung folgte sogleich der des Abschieds, nachdem ich noch geschwind ein Glas auf das Wohl der Herrn geleert hatte.

Auffenberg war früher bairischer Dragoneroffizier gewesen, und man erzählte von ihm, sein Oberst habe ihm einmal befohlen, einen lichten Punkt in der Ferne festzuhalten und seine Schwadron dahin zu führen. Auffenberg wählte sich nun eine schneeweiße Kuh aus und dirigirte die Schwadron dahin, weil aber die Kuhherde nicht stehen blieb, sondern vor den Reitern davonsprang, ritt er der weißen Kuh die Kreuz und Quere mit der ganzen Schwadron nach. — Auffenberg starb unvermählt und kinderlos und hinterließ sein Vermögen dem Kloster in Spanien, dessen Nonnen ihm einst das Leben gerettet hatten.

Auch mit dem spätern Karlsruher Theaterdirektor, dem berühmten Eduard Devrient, kam ich in eine freundschaftliche Berührung, obgleich ich nicht im Stande war, seinen Enthusiasmus zu theilen. Es ist wohl richtig, daß die tragische Muse, ja auch die des bürgerlichen Schauspiels edle Gesinnungen und Moral im Volke befördern können, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß es geschehen wird in einer Zeit, in welcher die meisten Theater unter dem Einfluß von Maitressen oder von der französischen Mode und von Judenketerien stehen. Ohne das edle Bestreben Devrients im geringsten mißkennen zu wollen, muß ich doch gestehen, daß mir die maurerische Würde oder gar der priesterliche Ernst an Schauspielern niemals hat zusagen wollen, so wenig als die Amtswürde, in der sie sich als königliche Hofschauspieler zu spreizen pflegen. Das ist oft nur der schlechte Ersatz für ein schlechtes Spiel. Den früheren Schauspielern stand ihre

geniale Liederlichkeit weit besser an und sie spielten auch besser. Sodann fand ich, daß der Seelenadel, womit unsere tragischen Dichter in ihren tausenderlei Nachahmungen Schillers in wohlgesetzten Jamben prahlen, etwas Conventionelles ist, das Herz nicht ergreift und um so mehr langweilt, je mehr Dichter und Schauspieler im deklamatorischen Pathos in den sog. schönen Stellen wetteifern. Man wird nicht erschüttert, man wird nicht gerührt. Was ursprünglich Blitz des Genius war, schlagen jetzt Hunderte, ja Tausende handwerksmäßig über den Leisten.

In Wien lernte ich Deinhardstein kennen, der als Günstling Metternichs eine Rolle spielte und sehr eingenommen von sich selbst war. Ohne irgend eine originelle poetische Begabung, ein Epigone der mittelmäßigsten Gattung, schneiderte er Jambentragödien zu und wählte zu den Helden derselben nicht wirkliche Helden, sondern Dichter und Künstler. Diese eitle Selbstbespiegelung der Poeten beurkundete so recht die damalige Entmannung der Poesie. Die Literatur fing an von Künstlerdramen und Künstlernovellen zu wimmeln, und diese schlechte Manier, die eigentlich von des eitlen Goethe eitlem Tasso ausgegangen ist, genoß beim Publikum, dessen Geschmack schon ganz verdorben war, wirklich einige Gunst. Deinhardstein schrieb für die Bühne unter andern auch einen Hans Sachs, eine hochgeschraubte und doch geistlose Lobhudelei des ehrlichen Nürnberger Poeten, und sprach beständig davon, aber nicht von „Hans Sachs" oder „meinem Sachs", sondern immer nur von „Sachs", als ob alle Welt schon wissen müsse, was unter „Sachs" zu verstehen sei, etwa wie unter der Ilias.

Die meisten Epigonen der Tragödie warfen sich ins historische Fach und überschwemmten theils die Bühne, theils, weil die meisten Stücke gar nicht zur Aufführung kamen, den Büchermarkt mit hunderten von langweiligen und geistlosen Jambentragödien mit affectirtem Schillerschen Pathos.

Ich sprach mich darüber schon in meiner 1832 erschienenen Reise nach Oesterreich S. 271 f. aus, versprach damals schon der vornehmen Jambentragödie der Hoftheater eine schlechte Zukunft und

erwartete die Erfrischung und Verjüngung des deutschen Schauspiels nur von unten, nicht mehr von oben her, nämlich aus der tiefen Wurzel des wirklichen und natürlichen Volkslebens, nicht mehr vom hinwelkenden Wipfel der vornehmen Tragödie. Ich konnte natürlich eine solche Verjüngung nur in der Art hoffen, wie ich es in jener Reiseschilderung bezeichnete. Ich empfahl nämlich S. 275 einen „Uebergang aus den s. g. bürgerlichen Schau- und Lustspielen in die Sittengemälde der porte de St. Martin, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dermaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäßer und einer freien Nation angemessener sind, als die bisher üblichen Theaterstücke. Ich finde in jenen französischen Sitten- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetische Anlage und einen weit tiefern Zusammenhang mit der Zeit und mit dem menschlichen Wesen überhaupt, als in den vornehmen Stücken der Gegenwart. Ich fügte hinzu, diese Manier für die Bühne zu dichten, sei zwar nur eine Genremalerei, allein es komme nur darauf an, das Genre zu veredeln, das sei auch in der Malerei einem abgedroschenen, conventionellen, affectirten s. g. höhern historischen Style vorzuziehen. Was ich damals wünschte, ist einigermaßen, doch nur sehr unvollkommen in Erfüllung gegangen. Im Verlauf der Jahrzehnte sind eine Menge s. g. Volkstheater in Deutschland entstanden und hat man auf denselben auch viele eigentliche Volksstücke oder Charakterbilder aus dem Volksleben aufführen sehen; allein sie waren theils bloße Nachahmungen französischer Stücke, theils spiegelten sie zu sehr nur das Volksleben der größern Hauptstädte Wien und Berlin ab und ließen das Possenhafte und Gemeine vor dem Edlen und Gemüthreichen viel zu sehr vorwalten.

III. Wachsende Corruption der schönen Literatur und mein Kampf dagegen.

Noch waren nicht zwanzig Jahre seit den großen Kriegen verflossen, als von der frommen Begeisterung, von der sittlichen Erhebung, vom patriotischen Stolze jener herrlichen Zeit der größten Opfer und der größten Siege keine Rede mehr war und im Gegentheil der öffentliche Geist in Deutschland, wie er sich in der Presse kund gab, allem ernst Religiösen, allem sittlich Reinen und allem ehrlich Vaterländischen den Krieg erklärte. Seitdem die Pentarchie auf den europäischen Congressen und die deutsche Oligarchie durch die Karlsbader Beschlüsse den deutschen Patriotismus zum Criminalverbrechen gemacht und das christlich-deutsche Programm in Acht und Bann gethan
25. hatte, bewiesen die Gebildeten, die allein die Presse und Schule beherrschten, aufs neue, wie vor den großen Kriegen, daß ihnen der sittliche Nerv fehlte. Sie huldigten den äußern Machtgeboten, unterwarfen sich dem Stärkern, drehten den Mantel nach dem Winde. Weil man aber etwas Besseres gekannt und aufgegeben hatte, war der Servilismus nicht mehr unbefangen und unschuldig, und viele von denen, die sich ihm um des äußern Vortheils willen ergaben, um unter hoher Gunst Carriere zu machen, Presse und Schule zu beherrschen und in Ruhm zu strahlen, schämten sich doch ihrer Feigheit und wollten es mit der Opposition nicht verderben, sie gaben also ihrem politischen Servilismus einen Zusatz von philosophischem Freisinn, von muthvoller Bekämpfung der Hierarchie und von genialer Emancipation des Geistes von den mit Spott und Verachtung behandelten religiösen und sittlichen Forderungen. Aber auch die meisten Männer der eigentlichen Opposition, denen die Metternichsche Wirthschaft und das Polizeisystem des Bundes tief verhaßt waren, griffen nicht direct die herrschende Gewalt an, was zu gefährlich gewesen wäre, sondern thaten es indirect, indem sie zunächst die gött-

liche Autorität angriffen, um dadurch auch die Autorität der irdischen Fürsten zu untergraben. Erst sollte der Altar gestürzt werden und in seinem Falle den Thron mit niederreißen. Ebenso arbeitete man darauf hin, die sittlichen Bande zu lösen und dadurch anarchische Gelüste aufzureizen.

In Preußen, welches in den Befreiungskriegen das meiste Blut vergossen und den größten Ruhm errungen hatte, entsagte man der nationalen Aufgabe und ließ sich von Petersburg und Wien aus bevormunden. Preußen entsagte auch dem religiösen Aufschwung, es verfolgte die frommen Lutheraner in Schlesien, wie den katholischen Erzbischof am Rhein und ließ die Philosophie Hegels über alle Universitäten und Schulen ausbreiten, eine widerchristliche Philosophie, die den Menschen allein noch als Gott gelten ließ. Was Hegel noch verschleierte, sagte Strauß ganz offen, und laut ging durch die Welt der Ruf: Die Evangelien sind Mythen, das Christenthum ist ein Wahn, sein Standpunkt überwunden!

In Oesterreich, dem Sitz des deutschen Kaiserthums, welches die Tradition bewahrte, daß der Kaiser Schirmherr der Kirche sein solle, hätte man wohlgethan, das christlich deutsche Programm, welches Preußen aufgab, zu dem seinigen zu machen. Aber auch hier geschah das Gegentheil. Man ließ die Kirche nur äußerlich stehen, entleerte sie aber alles Geistes und pflegte den seichtesten Josephinismus. Dazu verkaufte man sich an die Juden. Aus Furcht vor dem deutschen Patriotismus aber setzte Metternich in Oesterreich das deutsche Element hintan und begünstigte nur Böhmen, Ungarn und Italiener. In den Dichtungen der Wiener wurden die Magyarenritter und Hirten der Pußta die Lieblingsfiguren, und die in Wien zahllos wie Lerchen aufschwirrenden Sänger des künftigen Völkerfrühlings gaben nur in vielstimmigem Echo die Seufzer der von Deutschen unterdrückten Völker in den Liedern von Leopardi und Mickiewicz wieder.

Zugleich ließen sich die Juden Heine und Börne in Paris nieder, um von dort aus sicherem Versteck auf die Deutschen, auf die

Nation als solche überhaupt und auf die patriotische Begeisterung der Befreiungskriege insbesondere Spott und Hohn auszuschütten und schadenfroh nicht etwa blos über die damaligen Mißregierungen in Deutschland, sondern auch über die edelsten Männer zu spotten, die unter so bedauernswürdigem Druck noch eine treue deutsche Gesinnung bewahrten. Heine war am schamlosesten. Börne befleißigte sich mehr des Anstandes, aber er gab sich, sobald er sich in Paris sicher vor der deutschen Polizei wußte, der ganzen Verbissenheit eines Shylock hin. Da ich ihn früher von einer bessern Seite gekannt hatte, warf ich ihm vor, daß er, der immer für einen guten Deutschen gelten wollte, die Deutschen verhöhne und lächerlich mache und sich dafür vom französischen Publikum noch bezahlen lasse. Er antwortete in einer Flugschrift, die zugleich französisch und deutsch erschien und worin er mich einen Gallophague oder Franzosenfresser nannte, als hätte das, was ich ihm vorwarf, den Franzosen gegolten. Ich hatte im Gegentheil gesagt, wenn ein Franzose in Deutschland die Franzosen verhöhnen wollte, so würde das in ganz Frankreich als eine ehrlose Handlung angesehen werden. Ich hatte also der Ehrenhaftigkeit des französischen Charakters meine volle Achtung bezeugt, wie ich denn überhaupt als Geschichtschreiber die ritterlichen Eigenschaften und den praktischen Takt der Franzosen stets ohne alles Vorurtheil respektirt habe. Der Jude spekulirte aber auf die Dummheit des Publikums, und so gab es denn Leute genug, die wirklich meinten, ich hätte einmal das Maul aufgesperrt, um alle Franzosen zu fressen. Heine antwortete noch viel gemeiner, indem er mich in einer Flugschrift einen Denuncianten nannte, als hätte ich ihn etwa vor der deutschen Bundespolizei angeklagt, da ich doch nur der deutschen Nation zu Gemüthe geführt hatte wie sehr sie sich herabwürdige, indem sie dem Juden, der sie verhöhne, noch Huldigungen darbringe.

Heine hatte unter andern eine neue Parole ausgeworfen „Emancipation des Fleisches.“ Er durfte so frech sein, weil ihm der Unglaube auf den deutschen Universitäten vorgearbeitet hatte; die allgemein verbreitete Philosophie Hegels leugnete einen Gott außer

uns, stellte fest, es gebe kein höheres Wesen als den Menschen, kein christliches Sittengesetz mehr, kein Gebot Gottes, sondern, indem er Gott selbst sei, sei er auch über den Gegensatz von gut und böse erhaben. Auch unsere classischen Dichter hatten schon im vorigen Jahrhundert angefangen, den Ehebruch zu entschuldigen. Wieland hatte die ganze Frivolität des französischen Hofes und Adels nach Deutschland verpflanzt, Goethe in seinen Wahlverwandtschaften einen förmlichen Codex des Ehebruchs geschrieben, und sogar die Romantiker hatten vergessen, daß Treue und Keuschheit von jeher die Seele unserer volksthümlichen Poesie gewesen waren.

Es fehlte mithin nicht an Autoritäten für die Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit. Und es war ziemlich natürlich, daß der charakterlose Theil der jüngern Generation sich dadurch verführen ließ. Dazu kam die tödtliche Langeweile der Restaurationsperiode. Das Alltägliche war unerträglich, das Heilige und Hohe verboten und geächtet, warum hätte sich nicht mancher mit Lust dem Teufel ergeben sollen? Ehe die Geister sich schieden, herrschte ganz der nämliche Ekel an der Gegenwart bei der pflichtvergessenen, persönliche Freiheit um jeden Preis anstrebenden destructiven, wie bei der christlich deutschen Partei. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß Görres Aufsätze für Börnes „Waage" geschrieben und daß sowohl Börne als Heine eine Zeitlang freundlich mit mir correspondirt hätten.

Heine schrieb mir am 16. Juli 1828: „Eine größere Beleidigung ist es, wenn man von einem bedeutenden Geiste nur ein Stückchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu schulden kommen. Ich habe in der Recension der Menzel'schen Literatur nur Formelles besprochen. Von ihrem positiven Wesen, von der eigentlichen Innerlichkeit des Autors, z. B. von seiner Feindschaft gegen die Zeit war nicht die Rede. Diesen Theil der Recension werde ich nachliefern und Sie werden eine bessere Meinung von meinem Verständniß Ihrer Werke bekommen. In Berlin hat man meine Ansichten über Goethe am feinsten verstanden und Zeter geschrieen. Niederträchtig sind die Ausfälle auf Sie im Berliner Conversationsblatt. Sie sind von F. F.

Dieser F. ist ein jämmerlicher Patron und spielt den Vertheidiger Goethes. Es ist ein trister Anblick, wenn der Esel sich spanischen Pfeffer in den Steiß steckt, um in Extase zu gerathen, und deste besser den wüthenden Champion des Löwen machen zu können."

Ich konnte aber von der Freundschaft Heines nicht länger Gebrauch machen, da auch er gegen alles Christliche und Deutsche zu spotten anfing und die Emancipation des Fleisches predigte. Börne blieb mir noch treu, schrieb mir am 12. November 1835 aus Paris: „Ich theile ganz Ihren Abscheu vor den sittenlosen und glaubenschänderischen Schriften, glaube aber, wenn Gutzkow und Wienbarg den Deutschen Voltaires Excremente auftischen wollen, werden sie nicht viel Gäste bekommen." Börne schickte mir damals für das Literaturblatt eine feine Recension zu, in der er Bettinas eitles und verlogenes Buch über Goethe geißelte. Ich habe bedauert, daß ich später doch noch genöthigt wurde, mich auch gegen Börne zu erklären.

Ich weiß nicht mehr, wer den Namen des „jungen Deutschland" zuerst aufbrachte, gewiß aber ist, daß er ausschließlich von den Fleischesemancipatoren in Anspruch genommen wurde, von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Theodor Mundt ꝛc. Karl Gutzkow, ein Berliner Student von kleiner Figur, schien anfangs aufs wärmste und bis zur Uebertreibung für mich zu schwärmen, von einem edlen Zorn gegen alles Schlechte und von Begeisterung für dieselben Ideale erfüllt zu sein, die ich festhielt. Das erste, was er drucken ließ, war ein unbedingtes Anflammern an mich, ein Schwören auf mich, gleichsam ein feierlicher Eid der Treue vor der ganzen Welt abgelegt. Als er aber nach Stuttgart gekommen war, sah ich mich durch seinen förmlichen Abfall zur unsittlichen Partei und namentlich durch seinen Roman Wally, worin er von Christo als von einem Judenjungen sprach, genöthigt, den Verkehr mit ihm abzubrechen und mich auch öffentlich von ihm loszusagen, behandelte ihn, wie er es verdiente, und entlud ein starkes Gewitter über dem Sumpf des ganzen sog. jungen Deutschland.

Bei der schrecklichen Menge von deutschen Literaten, die es damals schon gab, hatte mich kaum ein Insektenschwarm verlassen, als

mir schon wieder ein anderer zufleg. Jeder, dem ich zu einem Verleger helfen sollte oder der wenigstens eine günstige Anzeige seiner Erstlingsschriften von mir erwartete, lobte und pries mich als den Retter deutscher Sittlichkeit. Viele glaubten, ich müsse ihnen dafür dankbar sein, und ich hatte einige Mühe, diese improvisirten Tugendhelden, wie jenes frühere Lastervolk, auf die Seite zu werfen. Welche Schwankungen vorkamen, wie die jungen Lichter sich vom Winde bald rechts, bald links hinziehen ließen, mag ein Brief des armen Duller darthun. Dieser junge Oesterreicher war der Metternichschen Censur entflohen, hatte sich für die Wittelsbacher begeistert, um etwa wie Hormayr sein Glück in Bayern zu machen, was ihm nicht gelang, und war dann an den Rhein gekommen und von den „Borgerückten" beschmeichelt worden, um ihn zu verführen, wie sie später den armen Freiligrath verführten. Ehe dies geschah, schrieb er mir am letzten Tage des Jahres 1834: „Wie wohl und warm wurde mir durch Ihre Erinnerung ums Herz. Nehmen Sie auch dafür meinen Dank, daß Sie mir einst Halt! zuriefen, als ich, von innern und äußern Verhältnissen fast zerschmettert, mich an den Schweif des toll gewordenen Pferdes hing und fortschleifen ließ, statt wie ichs, durch Ihren Anruf aufgerüttelt, seither gethan, es an der Mähne zu packen, und zu bändigen." Wie schwach war dieser Mensch! Zehn Jahre später war er dem wilden Roß schon wieder an den Schwanz gebunden und schwang laut schreiend sein Fähnchen mit im Narrenzuge des Johannes Ronge.

Ein anderes Beispiel war Kottencamp, der die vielen gegen mich gerichteten Schmähschriften des jungen Deutschland mit einem „Anti Menzel" vermehren zu müssen glaubte. Wie ich erfahren habe, soll ihn mein Stuttgarter Freund Gfrörer, der damals mit Strauß um die Palme rang und von dem ich später mehr erzählen werde, dabei inspirirt haben. Ich habe auf beider Häupter feurige Kohlen gesammelt. Ich mußte sie beide für unzurechnungsfähig halten; eine klägliche ökonomische Lage entschuldigt bei schwachen Seelen viel. Kottencamp war, als er nach Stuttgart kam, Gfrörers Hausgenosse. Er

heirathete nach kurzer Zeit meinen Liebling, die schöne Ottilie, Tochter meines alten Freundes Schott. Allein es ging ihm fortwährend schlecht. Gfrörer selbst wußte kaum, wie er mit seiner zahlreichen Familie sein Auskommen finden sollte. Rottencamp war sehr fleißig, besaß aber kein productives Talent. Ich grollte ihm nicht im Geringsten, weil ich in ihm nur das mitleidswerthe Werkzeug Anderer sah und auch wegen der guten Ottilie. Er ergriff dann auch die Gelegenheit, sich mir zu nähern, und fristete sich kümmerlich mit Uebersetzungen und Bearbeitungen, bis ihn Cotta nach Augsburg nahm, wo er bei der Redaction der Allgemeinen Zeitung den Nachtdienst übernehmen mußte, dem seine schwache Gesundheit unterlag. Er brachte zu seiner Erholung einige Zeit im Sommer in Untertürkheim am Neckar zu, wohin ich auch oft kam, und noch kurz vor seinem Tode bezeugte er mir in einer rührenden Weise seinen Dank für mein Wohlwollen.

Unter den zahllosen Gedichten, Dankvotivungen und Huldigungen aller Art, die mir wegen meiner derben Abfertigung der Jungdeutschen dargebracht wurden, hebe ich nur ein Gedicht von Wilhelm Angelstern aus, weil es den Nagel auf den Kopf traf. Alle jene Jungdeutschen nämlich, die so entsetzlich mit ihrem Fleische renommirten, hatten nichts dem Herakles Vergleichbares, sondern konnten höchstens mit jenen priapischen Pygmäen verglichen werden, die man auf antiken Basreliefs oder Vasen findet. Daß sich die heilige Poesie solchem Volke nicht preisgab, spricht nun das Gedicht in würdigen Strophen aus.

Die Poesie, ein Riesenweib,
Kam wieder zu uns auf Erden,
Gekleidet in einen menschlichen Leib,
Mit Kummer und viel Beschwerden.
Dachte: „wer soll in diesem Land,
Wo ich nur Krüppel und Blöde fand,
Unter all diesen Hammelherden
Endlich mein Gatte werden“? —

Und es war freilich ein groß Geschlecht,
Das sich in die Schöne vergaffte,
Und als ihr ganz gehorsamer Knecht,
War viel Jahrer vergaffte.
Sie sah mit verächtlichen Augen an
Dies Lumpengesindel: „Wo ist ein Mann,
Von den Weisen selber geboren,
Für mich, Umarmung gegangen?“

Und Viele kamen von fern und nah,
Und reichten ihr kaum an die Hüfte;
Und als sie die Knirpse, die kecken ersah,
Warf sie selbe wie Spreu in die Lüfte.
Da schwebten sie hin, da schwebten sie her,
Und sanken ins weite Wassermeer,
Und platschierten ganz nach Sinnen
Im Elemente drinnen.

Und Jene die Göttliche wandelt fern,
Und fragt in ihren Gedanken:
„Wen heb' ich auf zu meinem Stern
Aus diesen niedern Schranken?
Wen reiß' ich empor aus Kampf und Schmerz? —
Einen Mann will ich, an Kopf und Herz
Gesund und fender Fehle,
Ihm reich' ich meine Seele.

Und keusch und heilig muß er sein;
Dann füll ich mit Liedern seinen Mund,
Daß er Andrer Herzen mache gesund,
Und schön durch seine Berührung rein;
Und durch das irdische Wogengebraus
Schalle die Stimme gewaltig heraus:
Bis zum Leibe in Ungewittern,
Darf dennoch sein Haupt nicht erzittern.“

Eines Falles muß ich hier ausführlich erwähnen, weil er zu den seltensten gehört und einem deutschen Buchhändler in einer Zeit, in welcher der Buchhandel nur aus den gemeinsten Motiven getrieben wurde, große Ehre macht. Im Jahre 1840 wurden mir von der

Anton'schen Buchhandlung in Halle a. d. Saale zwei Romane zugeschickt „Söhne der Zeit" und „Töchter der Zeit" deren Verfasser sich auf dem Titel Wilhelm Elias nannte. Ich recensirte diese beiden Bücher in meinem Literaturblatt von 1840 Nr. 31 wie folgt: „Der Verfasser schildert zuerst zwei Jünglinge, die das Fleisch emancipiren wollen und sich dabei wie welthistorische Helden geriren, von denen die ungeheuerste Reformation ausgehen soll. Dann zwei Frauenzimmer, die sich bereits emancipirt haben und von Philosophie und Schamlosigkeit übersprudeln. Die Eine, die ein fremdes Kind aus Eifersucht umgebracht hat, die ihr eigenes uneheliches Kind bei sich hat, wird von ihrem neuen Geliebten, einem Major, des Kindes wegen zur Rede gestellt. Aber lachend ruft sie: ‚wie kannst du der Größe mangeln, dich über dergleichen Dinge hinwegzusetzen!' Er stürzt fort, sie lacht ihm nach und empfängt den ersten Liebhaber: ‚Sieh Fritz, ich gefalle mir immer mehr darin, mich selber als Jungfrau und Mutter, dich als heiligen Geist und ihn als Joseph, an dem incroyablen Dogma laborirend zu denken.' Diese edle Tochter der Zeit und ihre Freundin, beide begnügen sich nicht mit zwei Liebhabern, sie nehmen deren immer mehr an, und der Verfasser hat nicht genug üppige Schäferscenen auszumalen. Dazwischen wird reichlich junghegelsche und jungdeutsche Philosophie eingestreut" ꝛc.

Als diese Recension erschienen war, erschrack der wackere Buchhändler Anton, denn obgleich Verleger dieser ruchlosen Romane, war er doch vom Inhalte derselben nicht unterrichtet gewesen. Seine Verlagshandlung hatte immer als eine der solidesten und achtbarsten in Deutschland gegolten. Er wollte diesen Ruhm nicht verlieren und schrieb nun folgendes:

„Ew. Wohlgeboren wollen gütigst entschuldigen, wenn ich Sie mit der Bitte belästige, inliegende Erklärung in Ihr Blatt aufnehmen zu wollen. — Bei der Uebernahme der „Geschwister der Zeit" ging ich von der Regel ab, keine Romane zu verlegen. Vorzugsweise veranlaßte mich der alles Maaß übersteigende Jammer dazu, in welchem

der Verfaſſer unterzugehen ſchien; völlig ohne Geld, aber voller Schulden ſah er ſeine Frau und eins ſeiner Kinder auf dem Sterbebette liegen und wußte nicht, wo er das Geld hernehmen ſollte, die Sterbenden zu erquicken. Ein Glück für ihn, wie für jene beide ſtarben ſie bald, die Frau am Eliastage!! es war eine wahrhaft tragiſche Geſchichte, wo man ſich nicht lange beſinnt, was zu thun, ſondern handelt, wie es der Moment gebietet.

Abgeſehen hiervon wurde mir das Buch als claſſiſch, insbeſondere aber als ein ſolches bezeichnet, welches die verwerflichen Richtungen des jungen Deutſchlands mit den Pfeilen des Witzes, wie durch die Schärfe des Verſtandes und das Beiſpiel der Tugend bekämpfe. Hierin hätten wir Deutſchen einen kräftigen Vorkämpfer an dem Redacteur des Literaturblatts, und freute es mich, in dem Verfaſſer einen Mann kennen zu lernen, der in ſolche Fußtapfen zu treten ſchien. Dies alles zuſammen beſtimmte mich zur Annahme. Ich ſelbſt hatte mir nicht die Zeit genommen, das Werk zu leſen. Erſt durch Ihr Urtheil wurden mir die Augen geöffnet.

Meinen Comiſſionären habe ich bereits den Auftrag gegeben, keine Exemplare mehr auszuliefern. Bin ich erſt im Beſitz des ganzen Vorraths, ſo wird er vernichtet. Mit der größten Hochachtung unterzeichne ich mich als Ew. Wohlgeboren ganz ergebenſter Eduard Anton. Halle, den 11. April 1840."

Die Erklärung lautete: „Der Roman des Herrn Dr. Elias: die Söhne und die Töchter der Zeit, wurde mir von einem, die größeſte Achtung genießenden Geiſtlichen als ein claſſiſches Werk dringend zum Verlag empfohlen, daneben aber von ihm beſonders darauf hingedeutet, daß der Herr Verfaſſer durch Verkauf des Manuſcripts einer grenzenlos traurigen Situation entriſſen würde. Auf jene Empfehlung bauend, und durch die ungünſtige Lage des Herrn Verfaſſers bewogen, übernahm ich das Manuſcript, ohne es zu leſen. Durch die Beurtheilung dieſes Werks in Nr. 31 des Literaturblattes vom Morgenblatt auf den Inhalt aufmerkſam gemacht, dringt ſich

mir die Vermuthung auf, daß jener Geistliche das Manuscript ebenfalls gar nicht gelesen habe; sie veranlaßt mich aber auch zu der Erklärung, daß ich von heute an kein Exemplar dieses Buchs mehr ausgebe, und den ganzen Verrath vernichten werde, da ich, wissentlich, nie Verbreiter eines Buchs sein mag, dessen Inhalt unbedingt eine unsittliche Wirkung haben muß.

Halle, am 11. April 1810. Eduard Anton."

Die ehrenwerthe Handlungsweise des Halleschen Verlegers veranlaßte mich, dem damaligen k. preußischen Gesandten in Stuttgart General von Rochow davon Kenntniß zu geben und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß sie einer Anerkennung und Auszeichnung von Seite der Staatsregierung wohl werth wäre; aber soviel ich weiß, ist nichts darauf erfolgt.

Einer der verruchtesten Poeten jener Zeit war Leopold Schefer, der mich auch ein oder zweimal besuchte und äußerst zutraulich war, indem er den biedern Mann spielte. Dem Anschein nach ein ganz bescheidener und gemüthlicher sächsischer Philister, hatte er den Schalk im Nacken. Von Anfang an hat er es wohl nicht böse gemeint; als aber die Religionsspötterei Mode wurde und man sich damit einen literarischen Namen und gute buchhändlerische Honorare verschaffen konnte, schrieb er ein gottloses Buch nach dem andern, worin er unter einer frömmelnden, immer christliche Gesinnungen affectirenden Sprache den infamsten Hohn auf die geoffenbarte Wahrheit und auf die specifisch christliche Moral ausschüttete. Diese Bücher machen den Eindruck, wie wenn der Teufel Pastor würde.

Schefer lebte in Muskau unter dem gleichfalls nicht sehr heiligen Fürsten Pückler. Dieser berühmte Reisende beehrte mich mehrmals mit liebkosenden Zuschriften und schickte mir sogar einmal aus Aegypten eine Käfersammlung, weil er gehört hatte, ich sei ein Liebhaber der Entomologie. Er hätte diese Aufmerksamkeit nicht nöthig gehabt, denn ich zollte dem Geist und Witz in seinen Schriften ohnehin volle

Anerkennung, genirte mich aber auch nicht, öffentlich das an ihm zu tadeln, was vornehme Ueberhebung und Frivolität war.

Auch Sallet in Breslau schrieb mir einmal und empfahl mir seine Dichtungen, in denen sich aber der Haß gegen das Christenthum noch viel glühender aussprach, als bei Leopold Schefer. Wenn ich mich nicht irre, hatte sich bei ihm, wie bei so manchen Andern, die politische Unzufriedenheit, die sich nicht frei äußern durfte, ins kirchliche Gebiet geflüchtet, um ihren ganzen Haß und Zorn am Altar auszulassen, da sie es nicht am Throne thun durfte. Mein alter Freund Hoffmann von Fallersleben, der damals in Breslau als dritter Bibliothekar mit geringem Gehalt gern heirathen wollte und nicht konnte, saß gewöhnlich Abends mit Sallet zusammen in einer Weinstube und wurde allmählich immer gereizter, so daß er der ursprünglichen Sanftmuth seines Wesens entsagend in seinen sog. unpolitischen Liedern die verbissenste politische Opposition machte.

Es lag etwas Verführerisches in der Mode. Noch gar mancher andere Dichter, der sich bei voller Seelenruhe und Achtung vor dem Heiligen besser befunden haben würde, ließ sich verlocken, in Unzufriedenheit, unbefriedigtem Freiheitsdrang und Weltschmerz mitzumachen. Mancher, der sehr glücklich hätte sein können, log sich ins Unglück hinein und forcirte sich in Leidenschaften zu glühen, deren Flammen ihn dann wirklich erfaßten. So der arme Lenau.

Dieser Herr Niembsch von Strehlenau lebte viele Jahre lang alle Sommer über in Stuttgart im gastlichen Hause des Hofrath Reinbeck. Die Ruhe und der Frieden, die Unschuld und Ehrbarkeit eines bürgerlichen Hauses in Schwaben wurden ihm zum Bedürfniß, nachdem er sich in den Genüssen der Wiener Gesellschaft überlebt hatte. Dazu that die innige und aufrichtige Anhänglichkeit und Verehrung seiner schwäbischen Freunde und Freundinnen seinem Herzen wohl. Er war aber nicht im Stande, sich den bösen Verlockungen der Zeit zu entwinden. Er hatte nicht sittliche Kraft genug dazu. Ehe er seinen Faust drucken ließ, las er mir das Manuscript vor,

welches einen ganz andern Schluß hatte, als er später gedruckt worden ist. Ich machte Lenau darauf aufmerksam, daß sich sein Faust nothwendig von dem goethischen unterscheiden müsse, daß er nicht denselben Schwächling und Wollüstling in ihm vergöttern dürfe, wie Goethe, und daß er wohlthun würde, dem Teufel sein gutes altes Recht nicht zu verkürzen. Er nahm sich das auch wirklich zu Herzen und änderte wenigstens den Schluß. Allein die Angst, für conservativ, oder wohl gar für fromm zu gelten und deshalb den Beifall des jungen Deutschland und der Literaturjuden zu verscherzen, riß ihn fort, Sachen zu schreiben, die ihm unter andern Umständen wohl nicht eingefallen wären. Er wagte z. B. nicht, die Albigenser, indem er sie gegenüber dem Papstthum verherrlichen wollte, als begeisterte Christen aufzufassen, die sich gegen die päpstlichen Bannbullen mit der Bibel vertheidigten. Wenn er die Bibel für heilig gehalten hätte, so würde ihm das die damals für Strauß begeisterte Presse allzu übel genommen haben. Deshalb mußte der Prophet seiner Albigenser nach einem Faustischen Monologe die Bibel an die Wand werfen. Man kann sich nicht wohl etwas Unhistorischeres und Unnatürlicheres denken.

Der Dichter besaß eine reiche Phantasie und war der zartesten Empfindungen fähig, aber er gab allzuschwach dem Bedürfniß nach, von den Zeitgenossen gelobt zu werden. Ein gewisser innerer Halt fehlte ihm so sehr, daß ich ihn frühe schon in Verdacht hatte, es sei nicht ganz richtig in seinem Kopfe. Ich erlaubte mir sogar, dies in einer Kritik seiner lyrischen Gedichte entschuldigend anzudeuten, indem ich rügen mußte, daß er mehr als einem Dutzend Frauenzimmern, jeder einzeln ewige Liebe gelobte, durch jede einzeln zum Sterben unglücklich geworden zu sein versicherte und am Ende sein doch immer noch unbefriedigtes Herz beklagte, daß es nie befriedigt werden könne, weil es für eine bestimmt sei, die schon seit Jahrtausenden das Grab decke und dann wieder für eine andere, die erst nach Jahrtausenden das Licht der Welt erblicken werde. Das schien mir doch ein wenig verrückt zu sein. Er wollte zuletzt ein bürgerliches

Mädchen in Frankfurt heirathen; eine verheirathete Jüdin in Wien aber, die ihn in ihren Banden hielt, drohte ihm, sich zu vergiften, wenn er sich einer andern widme. Da jagte ihn die Angst nach Wien und wieder zurück nach Frankfurt. Zudem regte er auch noch vollends seine Nerven durch nächtelanges Geigenspiel auf, bei dem er sich von Juden, die ihm überhaupt sehr bossirten, bewundern ließ. Da plötzlich brach die Tollheit bei ihm aus, von der er nicht wieder geheilt worden ist.

Lenau fuhr einmal mit einem andern jungen Cavalier im Eilwagen. Beide unterhielten sich gut mit einem liebenswürdigen jungen Mädchen, als dasselbe zufällig im Gespräch äußerte, sie fürchte sich entsetzlich vor Wahnsinnigen. Das faßte Lenau auf, duckte sich nach einer Weile in die Wagenecke, ließ die Augen rollen und schnitt gräßliche Gesichter, der andere Cavalier, dem er vorher einen Wink gegeben hatte, flüsterte dem erschrockenen Mädchen zu, sein Freund habe zuweilen Anfälle von Tobsucht, sie solle sich um Gotteswillen ganz still verhalten, sonst werde er über sie herfallen. Zum Tode geängstigt verließ das Mädchen auf der nächsten Station den Wagen und klagte bitterlich, wurde aber von den übermüthigen Herren ausgelacht. Der dumme Spaß wurde schrecklich bestraft, denn Lenau endete im Irrenhause.

Unter den jüngern Dichtern, die sich mir vertrauensvoll näherten, zeichnete sich Ferdinand Freiligrath durch eine herzgewinnende Offenheit, Frische und liebenswürdige Jugendlichkeit aus. Nachdem ich, ohne ihn näher zu kennen, schon 1833 in meinem Literaturblatte seine ersten poetischen Versuche gelobt hatte, erhielt ich am 10. März 1834 ein Schreiben von ihm aus Amsterdam, wo er damals noch als Commis lebte. Er dankte mir für die erste Recension, schickte mir ein neues Büchlein und empfahl mir die darin enthaltenen Gedichte, appellirte an mich als an den siegreichen Bekämpfer aller Trivialität und war sich bewußt, von der ungeheuern Mittelmäßigkeit der Zeitgenossen doch wohl eine Ausnahme zu

machen. Seine Gedichte sind, wie bekannt, vortrefflich. Cotta übernahm sie, und sie erlangten schnell großen Ruhm. Der Dichter kam nach Stuttgart, besuchte mich und erfreute mich nicht weniger durch seine Persönlichkeit, wie durch seine Verse. Noch im Jahr 1838 schrieb er mir folgenden dankbaren Brief:

Barmen bei Elberfeld, 25. März.

„Schon längst war es mein Bedürfniß, Ihnen einmal meinen Dank für die mannigfachen Beweise des Wohlwollens und der Theilnahme auszusprechen, deren ich mich seit meinem ersten Auftreten von Ihnen zu erfreuen hatte. Was ich Ihnen zu verdanken habe, weiß niemand besser, als ich selbst! Mein Bekanntwerden in einem größeren — für meine Ruhe, meine stille fernere Ausbildung fast zu großen Kreise ist das wenigste. Dadurch bin ich fast mehr beschämt als erfreut. Aber Sie haben mir mein Selbstvertrauen wiedergegeben, haben den Einsamen, mit seinen Phantastereien verlassen Dastehenden gehoben und gestärkt, zu Zeiten, wo er es nöthig hatte, wo Ihre, Schwabs und Chamisses Ermunterungen die einzigen Anhaltspunkte in Hollands trister Niederung für ihn waren. Das Meer hatte ich freilich auch. Aber das war gerade schuld, daß die Leute mich einen Träumer schalten. Mein Gott, ich glaubte es zuletzt selbst und würde an mir verzweifelt sein, wenn Sie mich nicht ermuthigt und meinen Bestrebungen einen neuen Impuls gegeben hätten. Ich vergesse es Ihnen nie."

Ich erhielt später noch einige Briefe von Freiligrath, worin er mir seine glückliche Verheirathung ꝛc. anzeigte. Nachher aber habe ich nichts mehr von ihm erfahren, als daß er sich, wie die Zeitungen meldeten, ganz ähnlich, wie der sanfte Hoffmann von Fallersleben von der demokratischen Bewegung der Zeit hatte mit fortreißen lassen.

Im Jahre 1816 lernte ich durch Eduard v. Bülow, den Berliner Novelliſten, der sich damals in Stuttgart aufhielt und von Tieck an mich empfohlen, aber ziemlich steif und kein eminentes

Dichtertalent war, die Tochter des berühmten und von jedem Patrioten hoch verehrten Generals Graf Bülow von Dennewitz kennen. Die Gräfin, damals wohl schon dreißig Jahr alt, zart gebaut und kränklich, hatte etwas überaus Feines und Anziehendes, sanfte und kluge Augen und sehr schönes dunkles Haar. Sie war Hofdame in Berlin gewesen und erzählte mir sehr viel davon und mit der größten Freimüthigkeit. Dinge, die sich nicht wohl der Schrift anvertrauen lassen. Ich weiß nicht, was sie, die liebenswürdige Tochter eines der größten Feldherrn, hatte bewegen können, die ritterlichen Kreise ihrer Heimath zu verlassen, um mit jenem verheiratheten Literaten herumzuziehen, der während der unruhigen Zeiten der Revolution in die Schweiz übersiedelte, sich dort von seiner Frau scheiden ließ, die Gräfin heirathete, aber bald darauf starb. Sein Sohn Hans wurde später berühmt, als musikalischer Arjutant des großen Richard Wagner.

Die Literatur wimmelte von Schwächlingen. Sie wollten immer und konnten nicht. Bei einem ungeheuern Drange, Genies zu sein, waren sie von Haus aus impotent. Die ganze Gattung wurde am determinirtesten vertreten durch Heinrich Stieglitz, der um jeden Preis ein großer Dichter sein wollte und auch nicht im mindesten produciren konnte, so daß er kaum zu den mittelmäßigsten Nachahmern gehörte. Er plagte mich auf unerträgliche Art, indem er mich wiederholt und immer wieder um Anerkennung bat, obgleich ich ihm nur kalt und dann gar nicht mehr antwortete und öffentlich seine Bilder des Orients als schülerhafte Nachbildung charakterisirte. Er widersprach seiner schwärmerischen Frau nicht, als sie durchaus in ihm einen Gott sehen wollte. Da er als Dichter nun keinen Erfolg hatte und darüber verzweifelte, glaubte die Gute, sie sei schuld, sie ziehe ihn zu sehr zum Irdischen herab, und frei von ihr, werde er sich sicherer auf seiner Götterhöhe behaupten. Sie erstach sich — und was that er? Sein Freund Theodor Mundt mußte im Einverständniß mit dem jungen Wittwer die ganze tragische Geschichte dem Publikum auftischen. Hatten ihn seine Gedichte nicht berühmt gemacht,

so mußte es der Dolch seiner Frau thun. Mit diesem Dolch in der Hand trat Stieglitz bald darauf in München in einem lebenden Bilde auf, was solchen Scandal erregte, daß seines Bleibens hier nicht länger war. Er ging nach Venedig und ist nach und nach verkommen.

IV. Meine Kämpfe gegen den Unglauben.

Ich stamme aus einer altlutherischen Familie, habe den frommen Grundton der Seele mit hinübergenommen in die Studienzeit und die mit ihrem Unglauben kokettirenden Professoren und Consistorialräthe, die ich zuerst in Breslau und nachher in allen protestantischen Ländern kennen lernte, gründlich verachtet. Sobald ich für die Oeffentlichkeit zu schreiben anfing, habe ich auch schon die christliche Wahrheit gegen den flachen Rationalismus und die, mit dem Gottesbegriff frech spielende Philosophie, vertheidigt.

Bis zur Julirevolution herrschte die religiöse Indifferenz und kirchenfeindliche Richtung im ganzen gebildeten Europa entschieden vor. Die religiöse Erhebung des Jahres 1813 war im nachfolgenden Frieden wieder rasch gesunken. Nur in der Noth hatte man beten gelernt. Als sie vorüber war, fiel man in die alte Frivolität, sowohl in der evangelischen als in der katholischen Kirche. In Oesterreich regierte Metternich ganz josephinisch, wenn er auch Rigorianer und Convertiten begünstigte, um die Protestanten ein wenig zu ärgern. Die Bischöfe saßen an ihren Fleischtöpfen. In Preußen verließ man das weise paritätische System der frühern Kurfürsten und Könige, um eine Union der Lutheraner und Calvinisten zu erzielen, die keine wahre geworden ist, weil die Lutheraner ihren alten Glauben ver-

theidigten und die Anhänger der Unien sich meistens gar nicht um die Bekenntnißunterschiede bekümmerten und einem seichten landläufigen Rationalismus anhingen. Im südwestlichen Deutschland blieb wie unter der frühern Rheinbundzeit die Bureaukratie Meisterin über die Kirchen. Erst allmählich regte sich wieder eine streng kirchliche Opposition, die auf dem katholischen Gebiet zur Zeit der Kölner Wirren zutage trat. Damals zuerst durften sich die Jesuiten der Hoffnung hingeben, Deutschland wieder unterminiren zu können. Indem sie schon von einer „Selbstauflösung des Protestantismus" träumten, erweckten sie das stolze Selbstgefühl katholischer Einheit. Uebrigens kam ihnen die liberale Opposition gegen den Absolutismus der meisten damaligen Regierungen zu statten, denn es bildete sich die Meinung, die sich 1848 zum erstenmal geltend machte und später in dem Satze „die freie Kirche im freien Staate" formulirt wurde. Gleichwohl ahnte man in den dreißiger und vierziger Jahren noch nicht, wie weit es die Jesuiten treiben würden. Vielmehr blieb die öffentliche Meinung noch immer wesentlich indifferent und waren noch irreligiöse, wenigstens unkirchliche Tendenzen wie die von Hegel, von Strauß die Mode des Tages.

Erst 1830 trat mein Universitätsfreund Hengstenberg, Professor der Theologie an der Berliner Universität, dem in der Unionskirche überhandnehmenden Unglauben muthig entgegen und wurde dabei von einem andern meiner alten Universitätsfreunde, Heinrich Leo, Professor der Geschichte in Halle, und von meinem Landsmann Professor Tholuck, ebenfalls in Halle, unterstützt. Eine große Stärkung erhielt der neu belebte Glaube durch die s. g. Kreuzzeitungspartei in Berlin. Schade nur, daß dieselbe den religiösen Conservatismus zu sehr mit dynastischer Legitimität vermengte und zuviel mit Rußland kokettirte.

Als sich diese Kreuzzeitungspartei in Berlin aufthat, mußte ich natürlicherweise mit ihr in Bezug auf den kirchlichen Conservatismus sympathisiren. Ebenso natürlich war es aber, daß mir die Hinneigung dieser Partei zu Rußland unerträglich sein mußte. Es

war mir daher nicht möglich, die Bestrebungen der Partei anders als nur bedingungs- und theilweise zu unterstützen, sowie auch ich mich hinwiederum ihrer Zustimmung nur sehr bedingungsweise zu erfreuen hatte. Ich vertheidigte bei jeder Gelegenheit Leo, Hengstenberg, Tholuck auf dem kirchlichen Boden, war aber auf die russenfreundlichen Artikel der Kreuzzeitung, auf die Stahl'sche Rede ꝛc. übel zu sprechen. Bei einem Besuch in Berlin 1850 fand ich die Spitzen der Partei, Professor Stahl, Präsident v. Gerlach ꝛc. bei Hengstenberg, der mich eingeladen hatte. Wie fest alle diese Herrn auf dem kirchlichen Boden standen, so schienen sie mir doch im Gebiete der Politik noch wie im Nebel zu wandeln. Herr v. Gerlach wollte nicht begreifen, daß man politisch liberal sein müsse, eben weil man kirchlich conservativ sei, und Professor Stahl mißkannte die Aufgabe Preußens so weit, daß er es mit Rußland im Bunde dem übrigen Deutschland gegenüberstellen wollte.

Ohne Zweifel hat die politische Stellung der Kreuzzeitung den religiösen Interessen in Preußen geschadet. Was sollte man von der zur Schau getragenen Frömmigkeit von Männern denken, die beständig dem Kaiser von Rußland schmeichelten, während derselbe ihre Glaubensbrüder in Livland, als ob ihr Glaube nichtswürdig wäre, zur griechischen Kirche überzutreten zwang. Es lag etwas Verhängnißvolles darin, daß die einzige Partei in Preußen, die sich noch der protestantischen Gläubigkeit annahm, so mit sich selbst in Widerspruch gerieth und nur Muth zeigte gegenüber den Radikalen, aber nicht gegenüber dem Czaaren. Sie machte sich dadurch unpopulär und verlor das öffentliche Vertrauen. Noch mehr, sie zeigte sich unfähig, denn gescheidte Männer durften niemals das Interesse des heiligen Evangeliums mit dem des unheiligsten Despotismus verwechseln.

Leo hatte sich früher in Berlin zu meinem Bedauern zu viel mit Hegel eingelassen. Das war auch der Grund, weshalb wir, obgleich alte Universitätsfreunde und patriotische Gesinnungsgenossen, uns jahrelang entfremdet wurden. Aus dem Fruchtüberhang des Paradieses, in welches scheinbar Hegels Selbstverabsolutirungslehre

einführte, fielen für Leo nur bittere Früchte ab, gleich den Teufelsäpfeln, die auf dem Baum in Muhameds Hölle wachsen. Scheußlich grinste die junge Brut Hegels ihn an. Diese bösen Buben benahmen sich zugleich feig gegenüber der Polizei, und ich konnte sie nur, indem ich Leo im Literaturblatt von 1838 Nr. 96 gegen sie vertheidigte, mit der äußersten Verachtung behandeln. Ich schrieb: „Auch Professor Leo in Halle hat sich also müssen einen Denuncianten schelten lassen und zwar von derselben Partei, die uns vor einigen Jahren aus derselben Ursache mit demselben Ehrentitel bedachte? Ein Denunciant ist, wer das, was ihm heimlich anvertraut worden, treulos verräth, oder unschuldige Reden und Handlungen verdächtigt, nicht aber, wer die in vielen Druckschriften ruhmredig ausgesprochenen Grundsätze einer Partei offen bekämpft. Dies springt in die Augen; und die unsinnige Beschuldigung des Denuncirens erklärt sich nur aus einer Schwäche der Partei, über die wir uns wie billig lustig machen wollen. Sind das Reformateren?! Sie wollen die Welt zu unterst und oberst kehren, und wenn man ihnen glaubt und ihnen die Ehre anthut, sie als solche titanenhafte Wesen zu behandeln, so stellen sie sich auf einmal ganz befremdet, entschuldigen sich, sie seien die loyalsten Leute von der Welt, und klagen über gehässige Denunciationen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Dreistigkeit sieht, mit welcher sie, gleich dem Popanz im gestiefelten Kater, im ersten Augenblick den grimmigen Löwen und im nächsten wieder das furchtsame Mäuschen und den treu ergebenen Pudel vorstellen."

Die ältern Hegelianer waren nicht besser als die jüngern, nur scheinheiliger. Ich will als Beispiel nur Marheineke anführen, der in Berlin mit einem der höchsten Kirchen- und Schulämter betraut, Günstling des Hofes und ein allgefeierter Mann war. Derselbe durfte im Vertrauen auf den ungeheuern Anhang von Hegelianern und Rationalisten, die hinter ihm standen, noch im Jahr 1843 wagen, für Hegels Selbstvergötterungslehre und für die Hoffnungen der junghegel'schen Schule, die das Christenthum gänzlich ausrotten wollte, öffentlich aufzutreten, freilich mit etwas verblümten Redensarten, die

aber doch Jeder verstehen konnte. Der schwatzhafte Förster wurde in Berlin der Hofrepublikaner genannt. Marheineke hätte der Hofatheist heißen sollen. Schelling, welcher selber noch weit genug vom Christenthum entfernt war, verhielt sich doch immer noch conservativ gegenüber dem Radicalismus von Hegel und seiner Schule. Es war daher eine verabredete Hetze der Hegelianer, den armen Schelling nicht mehr aufkommen zu lassen. Marheineke durfte als Parteigenosse nicht zurückbleiben und schrieb 1843 ein Libell „zur Kritik Schelling'scher Offenbarungsphilosophie," welches ich in meinem Literaturblatt Nr. 40 nach seiner ganzen Unwürdigkeit verdientermaßen geißelte. Ich sagte unter anderm: „Es muß die Welt allerdings sehr Wunder nehmen, daß ein hochgestellter Geistlicher als Vertheidiger des Antichristenthums auftritt, daß er Schelling grade deshalb angreift, weil Schelling für das Christenthum streitet, und daß er jubelt, Schelling werde aller seiner Mühe ungeachtet das von Hegel ein für allemal escamotirte Christenthum doch nicht mehr finden. Wenn ein evangelischer Geistlicher auf solche Weise auftritt, so muß die Welt sagen, er tritt auf eine unschickliche Weise auf. Für einen evangelischen Geistlichen, für einen Mann, der auf das Evangelium geschworen hat und dem unter dieser Voraussetzung das wichtigste kirchliche Lehramt anvertraut worden ist, ziemt sich eine solche Sprache nicht. Wenn er die Offenbarung verwirft, muß er als Mann von Ehre und Gewissen auch zuvor das Amt niederlegen, das ihm unumgänglich vorschreibt, an eben diese Offenbarung zu glauben. Die grobe Lüge, daß die Hegel'sche Philosophie das bisher unvernünftige Christenthum erst zur Vernunft gebracht habe und daß man also ein Anhänger Hegels sein könne, ohne einflußreichen Aemtern in der christlichen Kirche zu entsagen, war vielleicht noch fein genug, das Ministerium Altenstein zu täuschen, allein die übrige Welt hat sich nicht dadurch täuschen lassen. Eine Lüge hört dadurch, daß viele und selbst vornehme Leute daran glauben, nicht auf, Lüge zu sein. Welche tolle Dinge auch Ruge, Feuerbach, Bruno Baur ꝛc. geschrieben haben, sie sind wenigstens aufrichtig und verschmähen jene Heuchelei des Berliner

Althegelianismus, der noch immer versucht, Hegel'sche Lehren unter christlicher Maske auszubreiten. Was ist aller ältere Pharisäismus in der Kirche gegen dieses bodenlose Lügensystem von Kirchenlehrern, die mit anscheinend christlicher Salbung die dem Christenthum feindlichsten Dinge vortragen und der Jugend einen fanatischen Haß gegen dasselbe einpflanzen. — Uebrigens hat der gute Professor Marheineke niemals zu den größten Lichtern weder der Kirche noch der Antikirche gehört. Es ist nicht sein Licht, das bei dieser Gelegenheit zu putzen der Mühe werth wäre, sondern es ist nur seine Stellung als Geistlicher, die uns veranlaßt seine Flugschrift bemerkenswerth zu finden."

Wenige Jahre später zeigten die stürmischen Proteste gegen Hengstenberg, in welchem weiten Umfange der Unglaube unter den unirten Geistlichen Preußens verbreitet war. Marheineke handelte im Complott, denn in demselben Jahre 1813 ließ auch sein Gesinnungsgenosse, der alte Paulus in Heidelberg, eine Mine gegen Schelling springen. Der Philosoph Schelling war aus München nach Berlin berufen worden, um den Hegelianismus, dessen Gemeinschädlichkeit die neue Regierung einsah, dämpfen zu helfen und die einmal ans Philosophiren gewöhnte Jugend in eine conservativere Richtung hinüberzuleiten. Um dem ehrenvollen Rufe zu entsprechen und dem verwöhnten Berliner Auditorium zu imponiren, nahm Schelling eine geheimnißvolle Miene an, wie Sarastro in der Zauberflöte, weckte die Erwartung einer neuen Offenbarung, die durch ihn verkündet werden sollte und ließ durchblicken, er werde die alte Offenbarung mit der Philosophie völlig und für immer versöhnen. Aus seinen hinterlassenen Werken geht nicht hervor, daß er die Verheißung jemals erfüllt haben würde. Allein auch nur der Schein, als ob er auf christlicher Seite stünde, machte ihn der großen Partei des Unglaubens verhaßt. Nur deshalb griff ihn Paulus an wie Marheineke, und zwar hämisch wie immer. Er verschaffte sich nämlich von irgend einem Studenten eine Nachschrift von Schellings letzten Vorlesungen in Berlin und ließ sie eigenmächtig drucken. Auch diese Schrift geißelte ich, wie die von Marheineke, noch in demselben Jahre in meinem Literaturblatt

Nr. 111: „Wie lange ist es schon her, seit wir den standhaften Ritter von la Mancha zum letztenmal gesehen und uns an seinem Kampf mit den Windmühlen ergötzt haben? Schon glaubten wir, er sei für immer schlafen gegangen, aber siehe da trabt er auf der alten Rosinante noch eben so ehrlich und bieder einher wie ehedem und immer noch hängt an seiner langen Lanze vorn die Laterne, mit der er am hellen Tage umherleuchtet, um Aufklärung zu verkünden. Wohlan, so laßt uns nun seine neuen Heldenthaten kennen lernen. Der rippendürre Gaul der Denkgläubigkeit hat unsern theologischen Ritter diesmal ganz still und sacht vor die Thore der königlich preußischen Haupt- und Residenzstadt Berlin getragen, um die Schellingische Philosophie, die sich daselbst häuslich niedergelassen, als Rebellin gegen die Aufklärung, als Obscurantin, als Verbrecherin an der Menschheit lebendig oder todt zu bewältigen und in sichern Gewahrsam zu nehmen, damit sie ferner nicht mehr schaden könne. Doch ist alles ohne Kampf, ohne Lärm abgegangen. Der tapfere Ritter hat die Sache so verständig als möglich im Stillen abzumachen gewußt und die unglückliche Philosophie ist ihm von der verrätherischen Besatzung wirklich, da sie nicht lebendig zu bekommen war, in todtem Zustande überliefert worden, und triumphirend ist er mit der gestohlenen Leiche heimgeflüchtet. Doch im Anblick der schönen Todten hat sein Auge dämonisches Feuer durchglüht, ist der ehrliche langweilige alte Ritter plötzlich zu einem leichenfressenden Gespenst geworden, und ein wahnsinniger Hunger lechzt aus seiner Zunge. So sitzt ein uralter hohlaugiger Geier auf den schönen Marmorgliedern einer antiken Statue, staunend, daß ihm in seinen alten Tagen noch ein so edler Fraß aufbewahrt geblieben, und grimmig vor Wuth, da das harte Gestein seinem triefenden Schnabel widersteht. — Wir wollen zuerst das reine Factum des Raubes in Erwägung ziehen, ehe wir vom Gegenstand und den Motiven desselben reden. Der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg hat es mit seiner Moral zu vereinigen gewußt, einen literarischen Diebstahl am Geh. Rath von Schelling in Berlin zu begehen, indem er ohne dessen Wissen und Willen Vor-

lesungen desselben abdrucken und auf eigne Rechnung im Buchhandel verkaufen ließ. Alles nur um ihn zu verdächtigen, seinen vermeintlichen Obscurantismus an den Pranger zu stellen). Aber Paulus ist ja ein Doctor der Theologie, ein Kirchenlehrer, dem über ein halbes Jahrhundert hindurch die Bildung junger evangelischer Geistlichen anvertraut war. Wie sollte es möglich sein, daß er einen christlichen Philosophen anfeinden könnte? — Fragt ihn selbst, fragt ihn, ob er je ein mißbilligendes Wort verloren hat über die zahlreichen Feinde, die der christlichen Religion erwachsen sind? Fragt ihn, ob er je das Christenthum gegen Hegel vertheidigt hat? Fragt ihn, ob er je dem christlichen Sittengesetz das Wort geredet hat gegenüber der verderbenen Jugend, oder ob er es nicht vielmehr vorgezogen hat, sich, (gegen mich) zum Advocaten eines Menschen aufzuwerfen, der Christum einen Judenjungen genannt und die offenste Unzucht gepredigt hat? Es giebt aber mehr als einen Doctor der Theologie und kirchlichen Würdenträger, der diese feindliche Stellung gegen das Christenthum eingenommen hat. Auch Marheineke warf sich zum Advocaten eines Menschen auf, der in frechster Gotteslästerung alles überboten, was je in Deutschland von dieser Art geschrieben worden. Sein Votum für Bruno Baur bleibt ein ewiger Schandfleck der evangelischen Kirchengeschichte. Aber solche Männer befinden sich nun einmal an der Spitze der evangelischen Kirche und haben einen Anhang, der zu ihrer langen akademischen Wirksamkeit im Verhältniß steht. Nur der kann sich darüber wundern, der die Geschichte der deutschen Theologie nicht kennt. Man glaubt sich allerdings in der verkehrten Welt zu befinden, wenn man sieht, wie grade in der Priesterschaft der irreligiöse Geist um sich greift, während die Laien frommer werden."

Die Philosophie Hegels war auch in Tübingen durch die Baursche Schule zur Herrschaft gelangt und fand hier an Strauß, Zeller, Schwegler talentvolle und energische Vorkämpfer. Am meisten Ruhm erlangte Strauß, von dem ich heute noch kaum zu begreifen vermag, wie er sich mit so viel Freiheit des Geistes, als ihm eigen war, zu einer Sünde gegen den h. Geist erniedrigen und in dem, was edlen

Geistern geziemt, so sehr täuschen konnte. Denn edlere Geister lassen sich nicht vom Ruhm des Augenblickes täuschen, sondern blicken in die Zukunft ihres Ruhms und in die Ewigkeit. Ich schrieb gegen das „Leben Jesu" von Strauß in meinem Literaturblatt. Er war schwach genug zu wähnen, das blinde Zujauchzen seiner damaligen zahlreichen Anhänger werde hinreichen, seiner absprechenden Antwort das Gewicht einer Orakelstimme zu verleihen. Ich habe ihn jedenfalls richtiger gewürdigt als er mich. Der Zufall wollte, daß wir uns im Jahr 1848 in der württembergischen Kammer persönlich begrüßen und für dieselbe Sache gemeinschaftlich kämpfen mußten, was beiderseits auf die gentilste Art geschah. Strauß wurde, als er in die Kammer trat, von den Demokraten mit Jubel begrüßt, ärgerte sie aber gleich in seinen ersten Reden, indem er sich der conservativ-constitutionellen Mehrheit anschloß. Sie konnten nicht begreifen, wie ein so großer Revolutionär im kirchlichen Gebiet es nicht auch im politischen sein sollte.

In einem grade umgekehrten Verhältniß ging der bisherige preußische Frömmler Bunsen zu den Liberalen über. Als ich im Jahr 1835 nach Rom kam, wo er Gesandter war, kannte ich ihn noch nicht, war an ihn empfohlen und ging zu ihm in seine schöne Wohnung auf dem Capitol, traf ihn aber nicht an. Nachher fuhr er bei mir vor und traf auch mich nicht an. Unterdeß erfuhr ich von meinen vielen neuen Freunden unter den römischen Künstlern, er sei nichts weniger als beliebt. Stolz und zurückhaltend gegen arme Künstler protegire er nur die, die ihm für seine Privatzwecke dienten, oder deren er sich mit Eifer annehme, um hohen Gönnern in Berlin zu gefallen. Sein Sinnen und Trachten sei nur dahin gerichtet, immer gut mit dem König von Preußen und seiner Camarilla zu stehen. Da der alte König die Schwachheit hatte, für religionseifrig, ja sogar für einen Wiederhersteller der evangelischen Kirche gelten zu wollen, spielte auch Bunsen in Rom eine kleine Apostelrolle, wovon man artige Anekdoten erzählte. Wenn ein hoher Herr, Günstling ꝛc., der dem König davon Nachricht geben konnte, nach Rom kam und den preußischen Gesandten

besuchte, war daselbst schon alles vorbereitet, waren in der Geschwindigkeit die von der Gesandtschaft abhängigen Männer und Frauen zusammengetrommelt und erwarteten in der Gesandtschaftskapelle den hohen Gast. Indem dieser nun die große Treppe zum Capitol hinauf stieg, tönte ihm der fromme Gesang eines schnell improvisirten evangelischen Gottesdienstes entgegen und durch die offene Thür konnte er die kleine andächtige Gemeine übersehen. Bunsen verfehlte nie, seine Frömmigkeit in Berlin rühmen zu lassen, bediente sich aber, um vollends das Herz des Königs zu gewinnen, einer kleinen frommen List, wovon man mir, grade als ich in Rom war, ein neuestes Beispiel erzählte. Seit der Reformation hat sich in Italien und namentlich in Rom eine Rotte spitzbübischer Bettler fortgepflanzt, die, um nicht arbeiten zu müssen, ein Gewerbe daraus machen, sich bekehren zu lassen. Man hat schon vor 300 Jahren darüber gespottet. Die Jesuiten in Rom nehmen jeden Convertiten drei Vierteljahr gastfreundlich bei sich auf und versehen ihn mit allem. Das lockt faule Handwerksburschen und sonstige Vagabunden, sich zum Schein bekehren zu lassen. Nun fing Bunsen an, mit den Jesuiten zu concurriren, und hatte eben erst einen von den Jesuiten verlassenen Convertiten wieder zur protestantischen Kirche zurückconvertirt. Daß er nun in Rom unter den Augen des Papstes nicht nur mit seiner neuen preußischen Liturgie glänzte, sondern sogar Proselyten machte, setzte ihn bei seinem König in immer höhere Gunst.

So wurde mir Bunsen in Rom von den deutschen Künstlern geschildert. Ich suchte ihn daher nicht mehr auf, obgleich er noch einmal bei mir vorfuhr und mich zur Osterfeier einlud. Ich nahm am Ostersonntag vielmehr das Diner von Cornelius an. Gleichwohl setzte sich Bunsen, als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, mit mir in Correspondenz und schickte mir 1836 auch den neuesten Band seiner Beschreibung Roms mit einem schmeichelhaften Briefe zu und besuchte mich bald darauf in Stuttgart, da er in Folge der Kölner Wirren Rom verlassen mußte. Er hatte sich selbst und den König in Bezug auf den Papst getäuscht und nicht ohne Selbstüberhebung im-

mer gemeint und berichtet, der Papſt werde den preußiſchen Forderungen nachgeben. Gleichwohl fiel er nicht in Ungnade und erhielt den Geſandtſchaftspoſten in London.

Ich muß hier eines witzigen Wortes von Görres gedenken. Bunſen hatte grade damals über die Heiligſprechung eines frommen Mannes geſpottet, der durch ſein Gebet bewirkt haben ſoll, daß ein bereits gerupfter und gebratener Vogel lebendig wieder aus der Schüſſel flog. Görres ſagte nun, darüber habe Herr Bunſen am wenigſten Urſache ſich zu verwundern, da er dasſelbe an ſich erlebe, was jenem Vogel widerfahren ſei, denn obgleich ihm in Rom alle Federn ausgerupft ſeien und er in Angſtſchweiß gebraten habe, fliege er nun doch wieder ganz luſtig auf.

Ich habe noch einen ſehr umfangreichen Brief von Bunſen, den er mir am 6. April 1840 aus Hubel bei Bern geſchrieben hat und worin er mir durch ſeine Gelehrſamkeit zu imponiren ſuchte, die ich jedoch ungeordnet fand. Ich antwortete ihm nicht mehr, um mich ein für allemal der Zumuthung zu entziehen, mich von ihm als Werkzeug brauchen zu laſſen. Ich kümmerte mich lange nicht mehr um ihn, bis er den Poſten in London verlor. Er hatte dort Indiscretionen begangen und ein wenig Politik auf eigene Hand getrieben, wurde alſo für den Staatsdienſt unmöglich und ging nun ins Lager der Freikirchler über, um ſich von den Liberalen mit einer neuen Glorie umgeben zu laſſen. Er verkündete eine Kirche der Zukunft, noch radikaler, als die der Deutſch-Katholiken. Er vindicirte jeder Gemeinde das Recht, durch bloßen Mehrheitsbeſchluß ſich ihr Dogma und ihren Ritus feſtzuſtellen, oder wieder abzuändern, wenn es der Mehrheit beliebte. Ein ſolches Auftreten war eines Mannes nicht würdig, der ſich früher immer ſo fromm und königstreu angeſtellt hatte. Ich griff ihn daher ziemlich ſcharf in meinem Literaturblatt an.

In einem Aufſatz der deutſchen Vierteljahrſchrift, der auch unter dem Titel „In Sachen der Kirche" 1845 als Flugſchrift beſonders gedruckt wurde, regte ich den Gedanken an, die ſämmtlichen proteſtantiſchen Staatskirchen ſollten zu einem Concile zuſammentreten,

um das Interesse des Glaubens gegen den mächtig anwogenden Unglauben und das Interesse der evangelischen Kirche gegen die großen Nachbarkirchen zu vertreten. In der That war es jämmerlich um die Kirchen der Reformation bestellt. Während die katholische Kirche neue Kraft gewann und ihrer starken Einheit sich erfreute und die russische Kirche neue Eroberungen machte, war die protestantische innerlich zerrissen und durch Unglauben unterwühlt. Kaiser Nicolaus durfte viele tausend Lutheraner in Livland zur russischen Kirche hinüberziehen, ohne daß eine protestantische Stimme in Deutschland sich dagegen erhoben hätte. Den Katholiken in Polen ging es freilich nicht besser, aber von allen Seiten, in Deutschland, Italien und Frankreich bezeigte man ihnen die verdiente Theilnahme der katholischen Welt. Mein Vorschlag, die Protestanten sollten sich zum Schutz ihres Glaubens ermannen, fruchtete gar nichts. Das Sonderinteresse der Staaten ließ keine Vereinigung, der vorherrschende Unglaube keine Stärkung des Glaubens zu. Die gebildete Welt, die gedankenlose Menge, die nur ihrem Gewerbe und Vergnügen nachging, kümmerte sich nicht darum.

In Heidelberg hatte ich immer noch viele Feinde; schrieb ich etwas Tadelndes über ein Buch eines dortigen Meisters vom Stuhl in meinem Literaturblatt, so verschwand im Museum die betreffende Nummer augenblicklich. Die alten Herrn, Bähr ꝛc. klagten mir öfters darüber und baten mich, ihnen die fehlende Nummer nachzuschicken.

Am 28. Januar 1853 schrieb mir Bähr: „Sie haben in einer der neuesten Nummern Ihres Literaturblatts eine Recension von Proudhon und Gervinus' neuester Schrift geliefert, die so treffend und schlagend, so ergötzlich in jeder Hinsicht und für uns hier im gegenwärtigen Moment so wichtig ist, daß ich Sie dringend noch um einen Abdruck der Nummer bitte." Er motivirte diese Bitte in einem zweiten Schreiben vom 3. Februar noch genauer. „Wenn Sie bedenken, daß jedes Blatt, das irgend etwas gegen Gervinus enthält, auf dem hiesigen Museum sogleich weggerissen wird, damit es nie-

mand zu lesen bekomme, wenn Sie weiter bedenken, daß hier jedes Verfahren oder Einschreiten auf disciplinarischem Wege erst nach der gerichtlichen Entscheidung erfolgt und überhaupt gegen Leute dieses Schlages schon darum nicht vollzogen wird, weil man mit ihnen noch immer liebäugelt und trotz der Erfahrungen von 1848 und 49 nicht ohne den Beistand dieser Leute das Regiment führen zu können glaubt, während sie es eigentlich sind, die uns in alles Unglück gestürzt haben; wollte man doch im Jahre 1848 den Herrn Gervinus alles Ernstes zum Curator der Universität machen; — wenn Sie alles das erwägen, so werden Sie auch den Dank bemessen können, den wir Ihnen schulden, daß Sie so offen und mit so wahrem Freimuth dieses Schandgetriebe aufgedeckt haben, ohne Furcht vor dem Terrorismus, den diese Partei noch immer ausübt und gegen die wir hier einen harten und schweren Kampf haben, um vor neuen Rückfällen in die Zeiten von 1848 und 49 uns sicher zu stellen. Ein kurz nach Unterdrückung der Revolution, wo doch ein Einlenken in bessere Wege zur Pflicht geworden war, aufgenommener Privatdocent der Philosophie lehrt in seinen Vorlesungen den schamlosesten Atheismus, wie ihn die äußerste Richtung der jungbegelschen Partei predigt. Auf Klagen der Kirchenbehörde frägt die Regierung bei uns an, ob sie die jederzeit revocable venia legendi dem atheistischen Lehrer entziehen solle. Die philosophische Facultät soll ein Gutachten geben und nach vierzehntägigem Streite ist noch nicht einmal die Frage entschieden, ob überhaupt ein Gutachten gegeben werden soll oder nicht. Der alte Schlosser geberdet sich am miserabelsten und droht uns mit Denunciationen jeder Art, wenn wir den Lehren eines so frechen Buben nicht vollen Lauf lassen. Und derselbe Mann dedicirt sein neuestes Buch der Tante des Empereur. Wir lassen uns natürlich dadurch nicht irre machen. Ich schreibe es Ihnen nur, damit Sie einen Begriff von unsern Zuständen bekommen."

Obgleich ich meine Tendenz niemals verleugnet oder geändert habe, wurde ich doch immer von Männern ganz entgegengesetzter Parteien in Anspruch genommen, die mir ihre Bücher schickten, da-

mit ich sie womöglich lobe. So finde ich unter meinen alten Briefen solche von dem Juden Jakoby, Nork, Nowak, neben solchen von Ammon in Dresden, von Wessenberg in Constanz, Wichern in Berlin, Tischendorf, Delitzsch. Besuche empfing ich von den Theologen Ullmann in Heidelberg, vom Dompredіger Strauß (Verfasser der Glockentöne, von Karl Hase, H. Thiersch, Tholuck aus Halle. Rathusius, der Herausgeber des Halleschen Volksblattes, bekannte mir in einem Briefe voll liebenswürdiger Reue, er habe mich früher angegriffen wovon ich nichts wußte, begrüßte mich als Mitkämpfer gegen den Unglauben der Zeit und veranlaßte einen langjährigen Austausch unserer Blätter.

Es versteht sich von selbst, daß ich auch in Stuttgart und Württemberg überhaupt in freundliche Beziehungen zu den gläubigen Geistlichen trat. Einer meiner ältesten geistlichen Freunde war der Dichter Albert Knapp, Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. Ich verkehrte mit diesem gemüthlichen und edlen Manne in frühern Jahren viel, bis er empfindlich darüber wurde, daß ich seine Ausgabe der Zinzendorf'schen Gedichte nicht anzeigen und empfehlen wollte. Er hatte nämlich den Text der alten Lieder Zinzendorfs auf die willkürlichste Weise verändert, um sie des vielfach Veralteten und selbst Unanständigen zu entkleiden. Das war wohl zweckmäßig für ein Gesangbuch, aus dem man in der Kirche singen soll. Ein literarhistorisches Werk aber mußte den alten Text mit diplomatischer Treue wiedergeben, oder wenigstens neben den veränderten Text zur Vergleichung den echten setzen. Ich hätte daher seine Ausgabe nur mißbilligen können, wollte ihn aber schonen und sagte also lieber gar nichts.

Zu meinen frühesten Bekannten in Stuttgart gehörten die beiden eifrigen Anhänger Swedenborgs, der Bibliothekar Emanuel Tafel in Tübingen und L. Hofacker, der Bruder meiner Freundin, der geistvollen Frau Prokurator Schott. Beide wetteiferten in der Herausgabe und Uebersetzung Swedenborgischer Schriften, fanden jedoch nur wenig Anhang, und nach ihrem Tode verschwand

auch Swedenbergs Andenken wieder aus der schwäbischen Presse. Da ich mich für ihre Leistungen interessirte, glaubten sie anfangs, mich für ihre kleine Sekte gewinnen zu können, worin sie sich natürlich irrten. Hofacker war ein kindliches Gemüth und so naiv, daß er mir einmal beide Hände auf die Schulter legte, mich seelenvoll ansah und sagte: „Sie sind ein Engel!" und er versicherte mich, daß es sein voller Ernst sei, denn unter den theosophischen alten Büchern, die ich ihm geliehen hatte, befand sich eins, welches ihm für seine Swedenborgischen Studien von ganz besonderm Interesse war und welches ihm natürlicherweise der liebe Gott nur durch einen Engel habe schicken können. Ich bekam das Buch niemals wieder, denn Hofacker hatte es zerschnitten und die Blätter, die er zum Wiederabdruck brauchte in die Druckerei geschickt, um sich die Mühe des Abschreibens zu ersparen.

Eigentlich hätte sich kein theologisches System besser für den modernen Liberalismus geeignet, als das Swedenbergische, weil es dem Menschen mehr Freiheit zuerkennt, als jedes andere, und ihm sogar noch nach dem Tode die Wahl läßt, beliebig den Weg nach dem Himmel oder nach der Hölle einzuschlagen, in welch letzterer er sich noch jenseits gerade so wohl befinden soll, wie ein gemeiner Kerl auf Erden unter Spielen, Fluchen und Saufen im Wirthshause.

Mein und meines Hauses Beichtvater war Wilhelm Hofacker, der frömmste und natürlichste, darum auch beliebteste Prediger in Stuttgart, eine anima candida, wie ich kaum je wieder eine gefunden habe, und dabei von tiefem Geiste. Er starb wie sein berühmter Bruder Ludwig nicht zu verwechseln mit dem Obengenannten, noch in jungen Jahren. Sein letzter Vicar war Karl Auberlen, der meine älteste Tochter Clara kennen und lieben lernte und dieselbe im Jahr 1851 geheirathet hat, als er Professor der Theologie in Basel wurde. Er war mir bekannt und lieb geworden durch sein treffliches Buch über den christlichen Philosophen Oetinger. Als wir die Hochzeit feierten, lebte Hofacker schon nicht mehr, nur seine schönäugige Wittwe saß neben mir an der Tafel, aber in kurzer Zeit sank auch sie

ins Grab. Anderlen führte dreizehn Jahre lang in Basel mit meiner Tochter die glücklichste Ehe, starb aber auch dahin, bevor er noch das vierzigste Jahr erreicht hatte. Da er große Gelehrsamkeit mit der Gabe, die studirende Jugend zu begeistern, mit einer sanften Gemüthsart und großer persönlicher Liebenswürdigkeit verband, würde er eine Zierde der protestantischen Theologie geworden sein, wenn er länger gelebt hätte.

Nach Hofacker wurde sein Freund Oettinger, dann Prälat Kapff unser Beichtvater. Mit den energischen Zügen Napoleons verband dieser würdige Mann die Demuth eines Apostels und eine unermüdliche Amtsthätigkeit als Prediger und Lehrer, beim Besuch von Kranken, beim Empfang von Rathsuchenden; denn ihm vertraute Jeder. Ueberaus oft empfing er von reuigen Sündern gestohlenes oder veruntreutes Geld, um es den Eigenthümern zurückzuerstatten. In seinen Predigten ließ er sich zuweilen in einer allzu großen Natürlichkeit des Conversationstones gehen, während sie sonst sehr gediegen waren und das Herz trafen.

Ich lernte auch den berühmten Missionsvater Barth in Calw kennen, wurde von ihm besucht und besuchte ihn. Er verfehlte nicht, mir köstlichen Wein vom Libanon vorzusetzen und mir die reiche ethnographische Sammlung zu zeigen, die in Calw nach und nach von Missionären aus allen Welttheilen zusammengebracht werden war. Auch ließ er mir für den württembergischen Alterthumsverein mehrmals interessante Alterthümer zukommen. In seinem Hause fand man auch eine reiche und seltene Sammlung von Bildnissen berühmter Pietisten, Sectirer und Missionäre, deren Gesichts- und Schädelbildung zu vergleichen viel Interesse darbot, indem fast durch alle ein Zug hindurchging, wie man ihn bei gewöhnlichen Menschen nicht antrifft. Barth selbst glich ihnen nicht, sondern hatte ein mehr einnehmendes Gesicht und kokettirte ein wenig mit einer Perücke, die das lange und schlicht gescheitelte Haar eines Johanneskopfs nachahmte.

Der liebenswürdigste Missionär, den ich kennen lernte, war unstreitig Krone, der von Geburt ein Norddeutscher war, aber eine

ebenso liebenswürdige Württembergerin, die Freundin meiner Tochter, geheirathet hatte. Sie war nach China zu ihm gereist, um ihn zu heirathen, ohne ihn vorher gesehen zu haben. Das ist so Sitte bei den Missionären, die von ihren Posten in fremden Welttheilen nicht so leicht zurückkehren können. Man schickt ihnen Bräute aus Europa nach. Krones Ehe war eine sehr glückliche. Sie kamen zurück. Krone sprach fertig chinesisch und hat auch über China geschrieben. Er stand wie mit England, so mit Rußland in Verbindung und sollte durch Sibirien nach China zurückreisen. Er kehrte jedoch von Petersburg zurück und ging über Odessa und Suez, um China zum zweitenmal zur See zu erreichen, erkrankte aber auf dem rothen Meere und starb in Aden, von wo seine betrübte Frau zu uns zurückkehrte. — Auch eine Schwester meines Schwiegersohns Auberlen reiste nach Indien als Braut eines Missionärs, den sie vorher nie gesehen hatte. Ich gedenke hier noch des geistreichen Fabri, des Missionsinspektors in Barmen, eines intimen Freundes meines seligen Schwiegersohnes, der uns mehrmals in Stuttgart besuchte.

Der ehrwürdige Karl v. Raumer, dem ich einst in Breslau vorgeturnt hatte, machte mir die Freude, mich noch als Greis einmal mit seinem geistreichen Sohne Rudolf zu besuchen. Ich bemerke dabei, daß alles was er sowohl als Harnisch in ihrem Lebensabriß von der Breslauer Turnfehde gesagt haben, vollkommen der Wahrheit gemäß ist.

Auch Vilmar setzte sich mit mir in Correspondenz; ich mißbilligte jedoch sein ebenso der christlichen wie der deutschen Sache unwürdiges Einverständniß mit Hassenpflug.

Einen überaus interessanten Mann lernte ich in dem berühmten Pfarrer Blumhardt kennen. Derselbe war Pfarrer in Möttlingen nicht weit von Calw und übte wunderbare Heilungen durch Handauflegen und Gebet. Mein sechster Sohn, geboren 1839, ein hübscher Knabe, fing an zu kränkeln und wurde im achten Jahre so zart und bleich, träumerisch und schmachtend, und seine Kräfte schwanden so sichtlich hin, daß wir ihn beinahe schon aufgaben. Auf den Rath des

Arztes nahm ihn meine Frau in das Bad Liebenzell im Schwarzwald mit. Von dort aus kamen sie einmal nach Möttlingen, um den Pfarrer zu besuchen. Da nahm derselbe, während er sich mit meiner Frau unterhielt, meinen Otto vor sich, legte ihm beide Hände auf den Kopf und ließ sie lange darauf ruhen. Auffallend bleibt, daß von dieser Zeit an sich mein Sohn erholte und zusehends wieder kräftiger wurde. Er ist einer der stärksten, feurigsten und trotzigsten von meinen Söhnen geworden.

Ich lernte den Pfarrer Blumhardt bald darauf selbst kennen. Er hatte eine dämonisirte Magd von wahrhaft entsetzlichen Heimsuchungen aus der Hölle befreit, wagte diese merkwürdige Begebenheit nicht drucken zu lassen, vervielfältigte aber seine Beschreibung durch Lithographie. General v. Radowitz bat mich dringend, ihm ein Exemplar davon zu verschaffen, welches mir auch Blumhardt gab, sowie ein zweites Exemplar für mich. Blumhardt war ein überaus freundlicher und ansprechender Mann, in dessen Atmosphäre man sich unwillkürlich wohl fühlte. Er kaufte das Bad Boll in der Rauhen Alb unfern von Göppingen und errichtete hier eine große Heilanstalt für Kranke und Ruhebedürftige. Dort heirathete ein reicher Holländer die oben genannte Magd, die nach ihrer Heilung bei dem Pfarrer geblieben war. Blumhardts Wirken in Boll blieb segensreich. In seinem Hause herrschte trotz der vielen Bewohner und Gäste ein seliger Frieden und unermüdlich wußte Blumhardt die Kranken zu pflegen und zu trösten, Fremden Rede zu stehen und zahlreichen Armen Gutes zu thun.

Ich befand mich in einer etwas eigenthümlichen Stellung, indem ich zwar einerseits die Gottesfurcht, die tiefste Ehrfurcht des Geschöpfes vor dem Schöpfer und die von Christo uns angesonnene Erhebung des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen über alles Schlechte und Gemeine stets feurig vertheidigte, mich aber nicht in die confessionelle Schablone fügen konnte, weil jeder etwas anklebte, was eben nicht wahrhaft christlich war. Der Katholicismus hatte ja mit seiner Werkheiligkeit das Christenthum fast ganz wieder in Heidenthum um-

gewandelt, statt christlicher Freiheit nur Knechtschaft, statt christlicher Liebe Glaubenszwang und Glaubenshaß gebracht, die Religion weltlichen Zwecken dienstbar gemacht und Ablaß für die Sünden sogar verkauft. Auch die lutherische Rechtfertigung durch den Glauben allein ersparte Jedem, wenn er den Glauben nur heuchelte, die Erfüllung seiner christlichen Pflichten und erstickte, kaum anders als die katholischen Ketzergerichte, die christliche Liebe in unduldsamer Rechtgläubigkeit. Viele Rationalisten waren mir mit ihrer Moral und Humanität höchst achtungswürdig; doch fehlte ihnen etwas, was die Religion von der bloßen Moral, ohne sich von derselben zu trennen, immerhin unterscheidet. Ihr Verstandesurtheil und ihr natürlicher Rechtssinn war ihnen genug. Gott blieb ihnen eigentlich fremd, das Mysterium des Göttlichen in der Seelenschönheit der Kinder Gottes und in der Tapferkeit der Streiter Gottes fachte nie ein heiliges Feuer in ihnen an.

In mir glühte etwas von diesem Feuer für Gott und für das Vaterland. Ich blieb dem christlich deutschen Programm der 1818, wobei ich selbst zugegen war, in Jena gegründeten allgemeinen deutschen Burschenschaft unverbrüchlich treu, und wie ich das Deutschthum nicht in Preußenthum, Oesterreicherthum, Bayerthum, Sachsenthum ꝛc. zu erkennen vermochte, so auch nicht das Christenthum in Katholicismus, Lutherthum, Calvinismus ꝛc. In einer solchen neutralen Stellung über den Parteien mußte ich natürlich auf die specielle Gunst jeder dieser Parteien und auf die Reclame verzichten, durch die sie mich hätten heben können. Am meisten schadete ich mir dadurch, daß ich vom natürlichen Rechtsgefühl geleitet gewöhnlich das Unrecht rügte, das einer Partei widerfuhr, auch wenn ich selbst nicht zu ihr gehörte. Ich vertheidigte den süddeutschen Liberalismus in seinem Kampfe mit dem Bundestage gegen die ungerechten Schmähungen der Kreuzzeitungspartei, und ich vertheidigte auch wieder den Schweizer Sonderbund gegen den Uebermuth der Radikalen. Und das war nicht inconsequent und jedes recht zu seiner Zeit. Ich bin heute noch überzeugt, daß die Berliner Kreuzzeitungspartei durch ihre reaktionäre Unduldsamkeit viel dazu beigetragen hat, den Widerstand

zu provociren, die liberale Partei zu kräftigen und bis zu dem Uebermuth zu steigern, der sich später in der unvernünftigen Opposition gegen Bismarck kundgab. Und ebenso bin ich überzeugt, daß der schonungslose Uebermuth, mit dem die Radikalen in der Schweiz die alten Cantone im Sonderbundskriege behandelten, viel dazu beigetragen hat, die damals noch ohnmächtige Jesuitenpartei stärker und immer stärker zu machen. Ein Extrem mußte das andere hervorrufen.

Ich habe die katholischen Altschweizer damals wiederholt in meinem Literaturblatt gegen den unerhörten Uebermuth der Radikalen vertheidigt, weil ihnen offenbar Unrecht geschehen ist. Auf eine charakteristische Weise fing der ganze Spectakel mit Essen und Trinken und mit Befriedigung der Eitelkeit bei Sänger-, Schützenfesten ꝛc. an. Damit kam man dem echten Philister am besten bei. In allen diesen Dummheiten war Methode und die radikalen Führer bewiesen viele Schlauigkeit, indem sie die große Masse unschuldiger und ehrlicher, aber genußsüchtiger und eitler Spießbürger durch die Aussicht auf lustig zu verlebende Tage, auf gute Mahlzeiten, fröhliche Gelage, auf allerlei Rührungen durch Gesänge und Reden, auf Erweckung von allerlei Begeisterung durch bunte Bänder und Fahnen in ihr Netz zu locken suchten. Das Mittel zum Zweck war ganz geeignet. Der besoffene Philister wurde selig, und wenn er irgend ein Rednertalent in sich selbst entdeckte, so konnte er es auch gleich befriedigen und sich für einen großen Mann halten. Die Verführung breitete sich weit über die Schweiz aus. Die Schweizer Radikalen durften sich rühmen, daß man ihre Methode bald auch in Paris nachahmte, wo der Abfall der Nationalgarde vom Bürgerkönigthum sicher nicht so schnell erfolgt wäre, wenn man die französischen Epiciers nicht durch die Reformbankette, wie die Fliegen durch süßen Brei angezogen hätte. In Deutschland culminirte die Zweckesserei, so daß sie sich am Ende selber Zweck wurde und man nicht mehr zusammentrat, um eine politische That vorzubereiten, sondern selbst das geringfügigste politische Tagesereigniß benutzte, um die Philister bei einem Bachanale zu versammeln. Endlich erwarb sich Classen-Kappelmann in Köln das große

Verdienst, die ganze Mederherheit des liberalen Philisteriums mit einem unvergänglichen Fluche der Lächerlichkeit zu belasten.

Die Frechheit der Radikalen in der Schweiz, die so weit ging, daß sie den Friedensbrecher Ochsenbein zum Präsidenten der Tagsatzung machten, wurde noch übertroffen von der Feigheit der sog. Gemäßigten, ohne deren Zustimmung die Radikalen gar nicht so weit hätten vorgehen können. Ich schonte weder die einen, noch die andern, zog mir dadurch viele Feinde zu und empfing mehrfache Drohbriefe nicht nur aus der Schweiz, sondern sogar auch einen aus Paris, woraus ich das Einverständniß der Wühler in Paris mit denen in der Schweiz deutlich erkannte. Mit Genossen des Sonderbundes kam ich niemals in persönliche Berührung, noch auch in Briefwechsel. Erst im Jahre 1858 erhielt ich einmal einen Besuch Bernhard v. Meyers, der damals schon ganz nach Oesterreich gezogen war und die Regierungspresse daselbst leiten half. Noch viel später, erst im Jahr 1867 schickte mir der greise Sigwart-Müller, einst das berühmte und schwer verfolgte Haupt des Sonderbundes, sein großes aktenmäßiges Werk über den Sonderbundskrieg mit einem Schreiben zu, worin er mir die Vertheidigung einer gerechten, aber verkannten Sache warm ans Herz legte. Ich hatte sie schon zwanzig Jahre früher übernommen.

Auch der treffliche Schweizer Oberst v. Wurstenberger aus Bern, besuchte mich, da er einige Zeit in Stuttgart lebte. Mit einem der geistreichsten Conservativen in Luzern, v. Segesser, correspondirte ich. Die reformirte Kirche litt nicht weniger im Waadtlande, als die katholische im Aargau.

Druey, der damalige Tyrann des Waadtlandes, ahmte den Fanatismus eines Conventdeputirten von 1793 nach. Man nannte ihn den Leiterprediger, weil er von einer Leiter herab den Pöbel zu haranguiren pflegte. Er predigte die reinste Demokratie und sagte einmal, er erkenne keinen als echten Republikaner an, der einen bessern Rock habe, als der andere, und auch keinen, der studirt habe und mehr wisse als der andere. Die Kirche war in seinen Augen nur eine Verknechtungs- und Verdummungsanstalt. Als es ihm nicht ge-

lang, die reformirten Geistlichen zu seinen Polizeischergen zu erniedrigen, und sie sich auf seinen Befehl nicht selbst entehren wollten, setzte er über hundert derselben ab. Noch während seines Schreckenssystems kam er einmal auf wenige Tage nach Schwaben, und ich staunte nicht wenig, als er zu mir kam, mir seinen Namen nannte und mir einen Empfehlungsbrief überreichte. Im ersten Augenblick war ich nicht übel geneigt, ihn zur Thür hinauszuwerfen, weil aber sein Empfehlungsbrief von meinem alten Freunde, dem Professor Troxler geschrieben war und es mich interessirte zu wissen, was Truey von mir wolle, empfing ich ihn mit allem Anstand. Mit seiner wohlgenährten Figur sah er ganz wie ein lustiger Lebemann aus und trug einen so höchst eleganten Frack, daß ich ihn mit unwillkürlicher Ironie frug, ob er der Leiterprediger sei? Als er es lachend bejahte, holte ich das Zeitungsblatt herbei, welches seine donnernde Rede gegen die bessern Kleider enthielt. Er ließ sich dadurch aber gar nicht aus der Fassung bringen, sondern sprach mit unendlicher Verachtung vom radikalen Pöbel, den man nur beherrschen könne, wenn man es mache wie er. Das merkwürdigste an diesem Manne war mir seine ungeheure Redefertigkeit, da er mit einer großen Halsgeschwulst behaftet war und stark schnaufte. Er kam mir wie ein lustiger Teufel vor, und seiner originellen Persönlichkeit durfte ich die Dreistigkeit verzeihen, mit der er in mein Zimmer gedrungen war. Er wollte übrigens nichts von mir als mich kennen lernen und im Namen Troxlers begrüßen. Ich dagegen bat ihn als Historiker, mir alle gedruckten Aktenstücke betreffend die Kirchenhändel im Waadtland, zu schicken, und er hat sie mir alle geschickt.

Der alte Züricher Bürgermeister und eidgenössische Landammann von Muralt, der im Sommer öfter nach Cannstadt kam, hatte die Güte, mich über die laufenden Schweizer Angelegenheiten zu belehren und mir auch einmal ein Exemplar einer confiscirten und zur Vernichtung verurtheilten atheistischen Brandschrift zukommen zu lassen. Präsident Kern vom Thurgau, dessen Frau die meinige kannte, besuchte mich einmal, um bei mir Notizen über solche Männer einzuziehen, die an das neue eidgenössische Polytechnikum in Zürich beru-

sen werden sollten, und correspondirte deshalb nachher noch mit mir, huldigte aber zu sehr der radikalen Partei, als daß er grade die Männer berufen hätte, die ich ihm vorzugsweise empfehlen zu müssen glaubte. Für den Kanton Basellandschaft mußte ich zweimal den Bibliothekar machen, indem der Präsident Banga mehr Vertrauen zu mir als zu den Schweizer Historikern hatte, und mich bat, da der neue Kanton eine eigene Staatsbibliothek gründen wollte, ihm vorerst ein Verzeichniß der besten Geschichtswerke anzufertigen, die man für 800 Franken anschaffen wollte. Ich machte das Verzeichniß mit Hinzufügung des Laden- und Antiquariatspreises und Anweisung der nächsten soliden Buch- und Antiquariatshandlung, an die sich der Präsident am besten wenden könnte. Nach zwei Jahren bekam ich den Auftrag, ein Verzeichniß der besten Dichterwerke zu machen, wieder im Werth von 800 Franken. Einen Dank verlangte und erhielt ich nicht, doch wurde nach einigen Jahren auf meine Empfehlung hin ein talentvoller, aber vom Schicksal verfolgter junger Mann in Liestal als Lehrer angestellt.

V. Verkehr mit Geschichtsforschern.

Natürlicherweise kam ich durch mein Literaturblatt mit einer großen Menge von Gelehrten in Verbindung, deren Correspondenzen mir noch vorliegen. Ich erhielt unzählige Zuschriften mit Büchern, die ich anzeigen sollte, und viele Besuche, besonders im Herbst in der Ferienzeit der Universitäten und Gymnasien, in der das Professorenthum ein wenig Luft schöpft und auf Reisen geht.

Ich rede hier vorzugsweise von den Geschichtsforschern. Aus der ältern Generation machten mir Zusendungen der alte Wachler in Breslau, den ich auch persönlich kannte, Böttiger in Dresden, den ich 1817 daselbst in der Antikensammlung kennen lernte und der sehr freundlich gegen mich war, Hüllmann in Bonn, Docen in München, Friedrich von Raumer in Berlin, ein lustiger alter Herr mit sehr freier Redeweise, der mich in Stuttgart und den ich in Berlin mehrmals besuchte, Barth, der fleißige und begeisterte, aber etwas confuse Verfasser der deutschen Urgeschichte, der alte Leipziger Pölitz, der gemüthliche Kortüm in Heidelberg, der alte Pfarrer Kirchhofer von Stein am Rhein, Sammler von Sprüchwörtern und Schaffhauser Geschichten. Der französische Geschichtschreiber Capefigue, der mich einmal in Stuttgart besuchte und mit dem ich bald Streit bekam, weil ich seine Grundansicht der französischen Geschichte nicht billigte. Thiersch in München, mit dem ich lange befreundet war und viel correspondirte, wovon ich an einem andern Orte berichtet habe. Ebenso der alte Creuzer in Heidelberg, dem ich ein kleines Buch widmete und mit dem ich bis an seinen Tod befreundet blieb.

Fern von Preußen und mit der Richtung nicht einverstanden, in welche dort die Universitäten hineingetrieben und der alte ehrliche deutsche Patriotismus ausgetrieben wurde, kam ich auch nicht viel mit preußischen Geschichtsschreibern in Berührung. Mit Leo, meinem schon erwähnten alten Universitätsfreund, plänkelte ich ein paarmal, da er eine Zeitlang der damaligen Berliner Strömung folgte. Als er aber den ritterlichen Kampf wider die Hegelianer begann, stand ich ihm sogleich zur Seite. Auch mit meinem ehemaligen Lehrer Karl Adolf Menzel befreundete mich bald die gleiche Gesinnung, und er besuchte mich in Stuttgart. Dagegen war mir die Ranke'sche Schule in Berlin mit ihren vornehm thuenden Glacéhandschuhen eklig; und die Heidelberger Schule von Gervinus und Häuffer gefiel mir nicht, weil sie der ehrwürdigen Muse der Geschichte so recht

knabenhaft ein Schnurrbärtchen annahte, um damit vor dem liberalen Plebs zu kokettiren.

Professor Barthold in Greifswald hatte einmal etwas Schnippisches über eine Stelle in meiner Geschichte der Deutschen gesagt. Da er aber fand, daß mich das im geringsten nicht abhielt, mich seiner theilnehmend anzunehmen, machte er mich zu seinem Vertrauten in seinen vielfachen Nöthen und Verlegenheiten. Denn er konnte für seine historischen Werke nur schwer Verleger finden, die nur einigermaßen honorirten. Ich stand ihm hierin nun, wenn es mir auch manche Mühe machte, eifrig bei, und er blieb mir bis an seinen Tod dafür dankbar. Ich überschlage die große Menge von Briefen, die er mir in diesen seinen Privatangelegenheiten schrieb und wähle nur einen aus, der einen Blick in die damalige Lage eines bei der Regierung mißliebigen Professors in einer kleinen Stadt Pommerns wirft.

„Greifswalde, 23. Februar 1846. Hochgeehrter Herr und Freund! Die gute Meinung, welche Sie seit zwanzig Jahren in Betreff meiner Gesinnung und meiner literarischen Leistungen hegen, die Anerkennung, welche Sie mir mehrmals in schmeichelhafter Weise öffentlich zu Theil werden ließen, der Einfluß, welchen Sie dadurch, ohne es zu wissen, auf die Gestaltung meines äußern Lebens ausübten, und die Hochachtung ꝛc. entschuldigen gewiß, daß ich Sie meinen Freund nenne, ungeachtet wir uns nie persönlich begegnet sind. Mich drängt es jetzt aus verschiedenen Gründen, aus weiter Ferne Sie zu suchen, wenn es auch nur sein sollte, um Ihnen meinen Dank zu zollen. — Im Jahre 1830 hatte ich mein Buch über Heinrich VII. beendet und harrte mit Sorge der Aufnahme desselben. Die rühmende Anerkennung durch Sie wirkte wesentlich auf die Umgestaltung meiner Verhältnisse. Aber ich bin jetzt wieder eines literarischen Freundes bedürftiger als je. Ihr jüngstes Urtheil über meine Casanoviana, ein anstößig gewordenes und durch seinen ersten Eindruck, durch den Titel, mir schädliches Buch, mußte mich umsomehr erfreuen, als ich gerade die übeln Folgen meiner Schriftstellerei verspürte. Ich bin nämlich durch dieses

gewiß in guter Absicht geschriebne Buch um einen guten Theil meines Credits, namentlich beim Ministerium, gekommen und sehe die Hoffnung vereitelt, welche ich nach Beendigung der mühsamen und undankbaren Geschichte von Pommern hegen durfte. Zu dem Eindruck dieser mißliebigen Arbeit, der man so leicht eine gehässige Tendenz unterlegen konnte und in öffentlichen Organen untergelegt hat, kam der Anstoß, welchen in einer erkünstelten Periode protestantischen Eifers meine Ansicht über Gustav Adolf und den 30jährigen Krieg erregt hat. Mußte es mich nicht tief verletzen, wenn ich von mehr als einer Seite als halber Jesuit und Kryptokatholik verlästert wurde, ich, der fern von jedem Verkehr mit dergleichen Bestrebungen, nur aus deutschpatriotischem Zorn rückwärts in unsere Geschichte hinwies, um vor den Folgen kirchlicher Aufgeregtheit und Unduldsamkeit zu warnen. Da meine Gegner, namentlich aus Rankes Schule dessen Eitelkeit ich vor Jahren einmal in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik verletzte und dessen höflingsartige Historiographie mir nicht zusagt sich vielfach verzweigen und mehr als ein Organ der Oeffentlichkeit inne haben, daß sogar meine wenigen alten Freunde irre werden und ich zur Zeit entschiednr Ungunst beim Minister einem Bankerote meines literarischen Rufes nahe stehe, — theils nun aus innerstem Produktionsdrange, theils um das gelehrte Deutschland zu versöhnen, ohne meine Ueberzeugung aufzuopfern, endlich des leidigen Broderwerbs wegen, der meiner Stellung unerläßlich ist, habe ich seit dem vorigen Jahre einen Plan wieder aufgefaßt, nämlich die Geschichte des Antheils der deutschen Fürsten und Völker an den Hugenottenkriegen in Frankreich zu schreiben."

Barthold verbreitet sich nun weiter über seinen Plan und über die reichhaltigen Quellen, die er benutzt hat. Schließlich bittet er mich, ihm einen Verleger zu verschaffen. Ich muß nun zu diesem Briefe bemerken, erstens, daß Barthold in seinem Werk über Casanova den Werth, welche dessen Memoiren für die Geschichte der deutschen Höfe im vorigen Jahrhundert haben, mit wahrhaft historischem Geiste und unter Benutzung reicher Quellen nachgewiesen hat und

dabei von jeder Frivolität fern geblieben ist. Ihn um dieses verdienstlichen Buches willen anzugreifen, war im höchsten Grade ungerecht. Was ferner seine Ansicht von Gustav Adolf und dem 30jährigen Kriege betrifft, so ist dieselbe die einzig richtige. Daß sie gegen die bisherigen protestantischen Vorurtheile anstößt, durfte den unerschrockenen Forscher nicht abhalten, die Wahrheit zu sagen. Jene Vorurtheile gingen aus einer älteren conventionellen Partei-Geschichtsschreibung hervor, welche jetzt, nachdem die echten Quellen aus allen europäischen Archiven zugänglich geworden sind, für immer gerichtet ist. Ich nahm mich daher des armen Barthold eifrig an und verschaffte ihm einen Verleger, wie ich auch bis an seinen Tod seine Werke empfohlen habe.

Unter den preußischen Historikern widmete mir A. v. Reumont, Geschäftsträger in Florenz, eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, indem er mir seine Werke schickte und mich ein paarmal in Stuttgart besuchte. Auch Herr v. Stillfried beehrte mich mit einer Zuschrift, ich kam mit ihm auf dem Hohenzollern zusammen. Eduard Gerhard, der feine Kenner des classischen Alterthums, bewahrte mir lange Jahre hindurch die Anhänglichkeit des speciellen Landsmanns.

Unter den sächsischen Historikern erwies mir die freundlichste Güte Geheimrath von Langenn, Präsident des höchsten Gerichtshofes, den ich durch seine trefflichen Werke und Briefe kennen lernte, ehe ich ihn in Dresden besuchte. Nächst ihm war ich mit dem blinden Klemm am besten befreundet.

Im Badischen waren mir außer Creuzer und Kortüm besonders noch Mone, Bähr, Zell befreundet. Desgleichen der feine Alterthumskenner Bock in Freiburg, der besonders die Alexandriner und Byzantiner trefflich kannte und mit dem ich in Stuttgart, so lange er hier war, viel verkehrte.

In der Schweiz der Züricher Meier von Knonau, Henne von Sargans, Gerlach in Basel, der geistvolle Bachofen, dessen Werke die Urgeschichte der Menschheit beleuchten, gleichfalls in Basel.

Württemberg ist verhältnißmäßig reicher an Theologen und

Philosophen, als an Historikern. Den meisten Ruf erlangte zu meiner Zeit Görres, von dem ich an einem andern Orte rede. Verdiente Ehre als treuer, wenn auch etwas trockner Forscher erwarb Stälin mit seiner württembergischen Geschichte. Auch Oechslins Beitrag zur Geschichte des Bauernkriegs war sehr zu schätzen.

Der älteste Mann in Stuttgart war, als ich dorthin kam, ein gewisser Oberst Rösch, der schon bei der Gründung der hohen Karlsschule als Lehrer an derselben angestellt wurde und noch die meisten Schüler derselben überlebt hat. Er war ein großer Sonderling und unverheirathet. Gewöhnlich pflegte er nach Tisch spazieren zu gehen und in Gaisburg in der Traube Kaffee zu trinken. Dort bediente ihn der Kellner Wilhelm einigemal nicht zu seiner Zufriedenheit, worüber er sich ärgerte und wegblieb. Schon waren vierzig Jahre vergangen, als er an einem schönen Nachmittage wieder einmal an der Traube in Gaisburg vorbeikam und bei sich dachte, du willst doch versuchen, ob heute der Kaffee nicht besser ist. Er ging hinein und fand den Kaffee ganz gut, lobte ihn daher und sagte, er sei jetzt besser. Aber, fuhr er fort, wo ist denn der Schlingel, der Wilhelm? — Der alte Rösch beschäftigte sich viel mit geschichtlichen Studien, ging aber dabei von der fixen Idee aus, daß ein großer Theil der nachsündfluthlichen Weltgeschichte in die Zeit vor der Sündfluth gehöre. In seinen „Erläuterungen und Zusätzen zu Rotteck's Weltgeschichte", gedruckt 1832, behandelte er die sämmtlichen neuen Geschichtsschreiber, vor allem aber Rotteck, wie Schulknaben, die von der Geschichte nichts verstünden, und schrieb: „Rotteck weiß nicht, daß die Erzväter vor der Sündfluth schon mächtige Monarchen waren, daß der trojanische Krieg in dieses Zeitalter gehört, wovon die Kunde nach Virgil die entferntesten Länder erreicht hat. Die Mexikaner wissen schon von diesem Kriege zu erzählen ꝛc. Rotteck ist auch der Meinung, daß von Adam alle Menschen stammen; dies beweist seine Unkunde in der Geschichte. Adams Großvater und Vater waren schon Volksbeherrscher und Adam kam zu drei Nationen, bei denen er Regent wurde, die alle älter waren als er." Man schickte mir das kleine Buch zu, und

ich zeigte es in meinem Literaturblatt an, indem ich, um den Greis zu ſchonen, nicht den leiſeſten Tadel noch Spott anbrachte, ſondern einfach referirte und einige beſonders charakteriſtiſche Stellen abdrucken ließ. Kaum war die Recenſion erſchienen, ſo klappte es die Treppe zu mir herauf, wie der Geiſt im Don Juan, und herein trat der kleine alte Oberſt, die Stiefeln über die Hoſen, in einer alten blauen Uniform, aber mit rundem, etwas abgeſchabtem Civilhut. Unter dem Arme trug er ein halbes Dutzend kleiner neu eingebundener Bücher, alles, was er jemals hatte drucken laſſen. „Sie ſind, redete er mich feierlich an, der erſte Recenſent, der mich nicht getadelt hat, weshalb ich mir die Ehre gebe, ihnen ein Exemplar meiner ſämmtlichen Werke zu überreichen.“ Dieſe Büchlein ſind ſeltene Curioſa. Den Verfaſſer behandelte ich mit ſo zuvorkommender Artigkeit, daß er mich nachher öfter wieder beſuchte und viele Bücher von mir entlehnte. Als er im 97. Lebensjahre ſtarb, hatte er noch unmittelbar vorher Kleukers Ueberſetzung des Zendaveſta von mir geliehen und darin ſtudirt.

Die Schriften, in denen Röſch ſeinen Wahn auskramte, waren: Taſchenbuch der Vorzeit 1805, Beiträge zur Geographie und Geſchichte der Vorzeit 1819, Erläuterungen und Zuſätze zu Rotteck's Weltgeſchichte 1832, alle in Stuttgart gedruckt. Auch hat er ein kleines Buch über Baukunſt geſchrieben.

Der Wahn iſt übrigens nicht neu. Pater Harduin von der Geſellſchaft Jeſu behauptete, die ſämmtlichen griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſeien verfälſcht und eine bloße Erfindung, ausgegangen von den Anhängern der Reformation, um die Geſchichte zu verfälſchen und die Menſchen von der Kirche abzuführen. Der Franzoſe La Croze widmete ihm eine Widerlegung.

Noch in unſerem Jahrhundert gab ein Herr Peter Franz Joſeph Müller ein Buch heraus „meine Anſicht der Geſchichte, Düſſeldorf 1814“, worin er ungefähr daſſelbe zu beweiſen ſuchte, wie Harduin, jedoch zu einem anderen Zweck. Er wollte nämlich beweiſen, es habe von jeher nur ein heiliges und gerechtes Urvolk unter dem Hauſe Habsburg gegeben, aber eine rebelliſche Partei, die ſich gegen daſſelbe

erhob, und hauptsächlich in Frankreich ihren Sitz hatte, habe nicht nur die ganze Weltgeschichte, wie man sie sich jetzt gewöhnlich denkt, sondern auch sogar die vielen alten und neuen Sprachen erfunden, nachdem vorher nur eine Ursprache bestehte, alles nur um dem Hause Habsburg seine legitime Gewalt zu bestreiten. Wie es scheint und auch aus der Jahreszahl 1811 hervorgeht, war der Verfasser ein guter Patriot, der aber in der Franzosenzeit ein wenig den Verstand verloren hatte.

Näher befreundet war ich lange Jahre mit Gfrörer. Ich lernte ihn kennen, als er als Stadtvikar nach Stuttgart kam und bald darauf die dritte Bibliothekarstelle an der k. öffentlichen Bibliothek erhielt. Es war ein schöner, rothwangiger, saft- und kraftvoller junger Mann von großer Lebendigkeit der Rede. Ich gewann ihn bald lieb, und er besuchte mich sehr häufig. Plötzlich aber vermied er mich, ohne daß ich ihm die geringste Ursache dazu gegeben hätte, denn ich wollte ihm immer wohl. Ich erfuhr, jene von Kettencamp 1835 gegen mich geschleuderte schon erwähnte Flugschrift, Anti-Menzel betitelt, sei von Gfrörer inspirirt worden. Ich nahm davon gar keine Notiz, und nach einigen Jahren näherte sich mir Gfrörer wieder. Er gehörte zu den Menschen, denen ich niemals übel wollen kann, wenn sie mich auch beleidigt haben, denen man in mancher Beziehung gerechte Vorwürfe machen und die man nicht so achten kann, wie man gern möchte, die aber doch einen geheimen Zauber auf uns ausüben. Es ist mir mit mehreren Personen so gegangen. Zudem hatten wir als Geschichtsschreiber viele Berührungspunkte und manches gemeinschaftliche Interesse. Ich benutzte in sehr ausgedehnter Weise die k. öffentliche Bibliothek, und er lieh nicht selten von mir Bücher, die sich nicht auf der öffentlichen Bibliothek befanden. Unsere Gespräche blieben nicht unfruchtbar, denn wir kamen dabei auf den Gedanken des Stuttgarter literarischen Vereins und führten ihn aus.

Gfrörer erweckte mir oft ein tiefes Mitgefühl, denn er befand sich in einer ungünstigen Stellung und brach darüber oft in die bittersten Klagen und Verwünschungen aus. Er bekam nach und nach acht

Kinder, war ohne Vermögen und genoß als dritter Bibliothekar nur eine geringe Besoldung. Auch von seinen ersten gelehrten Arbeiten bezog er noch keine hohen Honorare. Der Minister Schlayer, den er um Aufbesserung seines Gehaltes bat, machte ihn zum Censor, wofür er jährlich hundert Gulden bekommen sollte, im zweiten Jahre aber nur fünfzig, im dritten nur fünf und zwanzig bekam. Schlayer drohte, ihn an das Gymnasium in Ellwangen zu versetzen, wenn er sich nicht zufrieden gebe und noch ferner raisonnire. Gfrörer wollte daher um jeden Preis fort, aber wohin? Er dachte an eine Professur in Bonn, allein er konnte sie nicht bekommen, weil Nitzsch dagegen protestirte. Und zwar nicht mit Unrecht, denn Gfrörer hatte in seinen ersten Werken über Philo und das Urchristenthum sich in eine Hyperkritik eingelassen, die mehr oder weniger derjenigen der Tübinger Schule verwandt war, mit Strauß und Schwegler concurrirte und die Autorität der Evangelien vielfach bestritt. Anstößig war darin vor allem die wieder aufgewärmte Hypothese vom Scheintode Christi.

In die Periode der vereitelten Hoffnungen auf Bonn fiel die Bekanntschaft Gfrörers mit dem General von Radowitz, dessen Gespräche aus der Gegenwart er herauszugeben unternahm. Der natürliche Anknüpfungspunkt war die Geschichte Gustav Adolfs, welche Gfrörer unlängst geschrieben hatte und worin er neue und überraschende Wahrheiten gesagt hatte, welche der bisher gewöhnlichen einseitig protestantischen Auffassung widersprachen und mithin den katholischen Gefühlen schmeichelten. Radowitz, der romantische Freund des romantischen Königs von Preußen, dessen Gesandter in Karlsruhe, eine großartige und liebenswürdige, seine ganze Umgebung bezaubernde Persönlichkeit, übte auch Einfluß auf den Großherzog Leopold und empfahl Gfrörer für eine Professur in Freiburg im Breisgau, die derselbe 1846 erhielt. Gfrörers ökonomische Lage war nun eine günstigere. Auch konnte er sich ganz seinen historischen Forschungen widmen. Er kam 1848 ins Frankfurter Parlament, wo er sich an Radowitz hielt und, namentlich am Schluß des Parlaments kräftige und vernünftige Worte sprach. Nicht lange nachher brach der kirchliche

Conflict in Baden aus. Die Katholiken in der Erzdiöcese Freiburg, die das ganze südwestliche Deutschland umfaßt, waren seit dem Untergange des deutschen Reichs unverantwortlich vernachlässigt und beeinträchtigt worden. Zahlreicher als die Protestanten, welche drei Universitäten hatten, besaßen sie nur eine in Freiburg, aber auch hier herrschten protestantische und s. g. aufgeklärt katholische Lehrer vor. Das Kirchengut war längst vom Staate eingezogen, die bischöfliche Gewalt einem weltlichen Kirchenrath untergeordnet. Im Jahre 1848 hatten die deutschen Bischöfe in Würzburg getagt und, Gebrauch machend von den deutschen Grundrechten, die Freiheit ihrer Kirche reclamirt. Sie waren damit in ihrem vollen Rechte und hatten nicht nur die Sympathien der katholischen Bevölkerungen für sich, sondern fanden auch einen Rückhalt an der kirchenfreundlichen Politik des Fürsten Felix v. Schwarzenberg in Oesterreich und an den Sympathien des französischen Episcopats. Es ist bekannt, wie tapfer sich der greise Erzbischof von Freiburg gegen die Maßregelungen des badischen Ministeriums wehrte. In dieser Periode des heißen Kampfes hielt sich Gfrörer nicht nur auf der Seite des Erzbischofs, sondern trat auch zur katholischen Kirche über. Das machte ihn nun aber so unliebsam bei der Regierung und erweckte ihm so viele Feindschaften und Plackereien, daß er sich von Freiburg wieder wegsehnte.

Eines Tages kam er zu mir und sagte mir, er reise nach Wien, wo er Hoffnung habe, einen guten Platz zu bekommen. Ich schüttelte den Kopf und warnte ihn, er solle ja diese Hoffnung nicht zu laut werden lassen, um sich nicht zu compromittiren. Ein Mann wie er, ein echter Schwabe, der seit Jahrzehnten gewohnt sei, beim Glase Wein gemüthlich und unvorsichtig seiner Zunge den Lauf zu lassen und sein Herz auszuschütten, der tauge nicht nach Wien. Dort brauche man zugeknöpfte und klug verschwiegene Leute. Er stutzte wohl ein wenig, hegte aber das größte Vertrauen zu seinen Empfehlungen und vornehmen Verbindungen. Sie haben ihn getäuscht und ich behielt Recht. Als er in Wien in einem hohen Hause mit mehreren Ministern speiste, brach er nach seiner Art in sarkastische Verwünschungen der

Advokaten aus, von denen das ganze Uebel der Zeit herkomme, und vergaß, daß der Minister v. Bach am Tische saß, der sich erst in der Revolution als liberaler Advokat in die höheren Regionen emporgeschwungen hatte. Genug, Ehrer kam zurück und mußte in Freiburg bleiben. Was er sonst noch für Hoffnungen hegte, sie sind mit ihm begraben worden.

In Oesterreich fand ich viele gute Freunde. Mit dem berühmten Wiener Orientalisten, Freiherrn Joseph von Hammer-Purgstall kam ich schon von Heidelberg aus durch Creuzer in Verbindung und correspondirte mit ihm schon ehe ich ihn im Jahr 1831 in Wien besuchte. Sein Wohlwollen ist mir bis an seinen Tod geblieben, und ich bewahre noch einen großen Stoß von Briefen von ihm auf, von denen die meisten freilich so unleserlich geschrieben sind, daß es mir nicht immer möglich war, ihren Inhalt ganz zu entziffern. Sie sind überaus reich an interessanten literarischen Notizen und Mittheilungen aus der morgenländischen Literatur.

Ich kannte Hammer noch nicht persönlich, als er mir bereits die freundschaftlichsten Briefe schrieb. Schon im Jahr 1829 versprach er mir, er wolle in Constantinopel einen Siegelring für mich stechen lassen, mit einem berühmten Koransspruche, der meinen Namen enthalte. Der Ring kam lange nicht. Endlich kam er am 29. Januar 1830 mit folgendem Briefe von Hammer: „Hochgeehrtester Herr und Freund! Soeben bringt mir die Post vom 10. Jänner das Ihnen versprochene Siegel, an dessen Verspätung ich keine Schuld trage. Der erste nach Constantinopel hinuntergesandte Carneol war in dem großen Feuer Peras mit mehreren mir werthen Effekten zu Grunde gegangen, namentlich mit einem zum Ergänzen gesandten persischen Manuscripte ꝛc. Glücklicher war der zweite, sehr schön gestochene Stein, der mit diesem Blatte, wie ich hoffe, glücklich in Ihre Hände kommen wird. Die auf dem Siegel gestochenen Worte sind die des Koran, Sure 6, Vers, 114: ‚Denn er ist herabgesandt vom Herrn mit Wahrheit,' oder Ipse Alcoranus demissus a domino suo cum veritate. Das Wort demissus kann sowohl munezel als menzel

gelesen werden. Demissus a domino cum veritate ist der schönste Wahlspruch für einen Richter deutscher Literatur. Unten ist die Jahrzahl 1217 = 1831 oder 32 als das Jahr der Hidschrat angebracht und daneben im Eck ungemein klein Jenni, der Name des Stechers. Ich folge mit Freuden Ihrem das Gesammtgebiet deutscher Literatur umfassenden Geiste, der dieselbe wie Mithras die Räume des Himmels durchschreitet. Ihr aufrichtigst ergebener Diener und Freund Hammer."

Der Carneol in einen dicken Goldring gefaßt ist in der That sehr schön gestochen. Während ich im Winter von 1833 ganz in die landständischen Geschäfte vertieft war, glitt er mir einmal auf der Straße unbemerkt vom Finger, weil die große Kälte das Fleisch der Finger ein wenig zusammenzog. Zwei Tage lang vermißte ich den Ring nicht einmal, weil ich zuviel an andere Dinge zu denken hatte. Endlich als ich am dritten Tage spät nach Hause kam, fiel mir auf, daß ich beim Oeffnen der Gartenthür meinen Fingerring nicht wie gewöhnlich an das Metall des Thürgriffs anklingen hörte. Jetzt erst vermißte ich den Ring, glaubte ihn eben erst auf der Straße verloren zu haben, und wir suchten ihn eine Weile mit Laternen im Schnee, ohne ihn finden zu können. Als ich mich aber zu Bette legte und wie gewöhnlich noch eine Zeitung las, fand ich darin die Anzeige, vor ein paar Tagen sei ein goldner Siegelring gefunden worden und zwar ganz in der Nähe meines Hauses. Ich schickte gleich am andern Morgen hin und bekam den Ring unversehrt wieder. Er war von Kindern einer armen Familie gefunden worden, die nicht in gutem Rufe stand. Ich ließ mich daher unter der Hand erkundigen, warum die Leute so ehrlich gewesen seien, mir den Ring zurückzugeben? und erfuhr nun, die abergläubischen Leute seien an der Inschrift des Ringes stutzig geworden. Sie hätten den Ring einem Juden gebracht und ihn gefragt, ob etwa die Inschrift hebräisch wäre. In diesem Falle hätten sie ihm den Ring ohne weiteres verkauft. Da aber auch der Jude die geheimnißvollen Zeichen nicht kannte, glaubten sie, es stecke ein Zauber darin, und aus Furcht, der Teufel

wolle ſie verſuchen, hätten ſie den Fund zur öffentlichen Anzeige gebracht.

Im Jahre 1831 reiſte ich nach Wien und war ſehr oft bei Hammer, ſowohl in der Stadt unter ſeinen maſſenhaft aufgehäuften orientaliſchen Manuſcripten als auf ſeinem Landhauſe im Schooße ſeiner liebenswürdigen Familie. Als ich zum erſtenmal bei ihm ſpeiſte, ſetzte er mir nichts als morgenländiſche Gerichte vor, die mir aber nicht alle mundeten. Er ſetzte indeß eine Ehre drein mich zu befriedigen und bei ſeinem nächſten orientaliſchen Gaſtmahl fand ich alle Speiſen vortrefflich. Er war ein kleiner, magerer, aber ein äußerſt lebendiger und unermüdlich thätiger Mann. Seinen erſten Ruhm hatten die „Fundgruben des Orients" begründet, deren Koſten ſein Freund, der gelehrte polniſche Graf Rzewuski beſtritten hatte. Die Gemahlin dieſes Grafen, eine geborne Fürſtin Lubomirska, lebte damals in Wien und war eben beſchäftigt, mein Buch über deutſche Literatur ins Franzöſiſche zu überſetzen, wobei ihr Graf Montbel half, der ſeit der Julirevolution aus Frankreich verbannte Miniſter Karls X. Beide empfingen mich mit der größten Herzlichkeit, und ich brachte manche vergnügte Stunde bei ihnen zu. Die Gräfin war außerordentlich groß und hatte eine ebenſo hochgewachſene Tochter. Ihre Söhne fochten damals mit den Polen gegen die Ruſſen, wovon aber nicht die Rede ſein durfte, denn Vater und Mutter galten als conſervativ.

Mit dem Exminiſter Montbel hatte ich einmal eine kleine Scene. Wir beſuchten zuſammen die reiche Schatzkammer der Wiener Burg. Unter den hier befindlichen Kronen ſieht man auch die Afterkrone von Italien, die ſich Napoleon I. machen ließ, um in Mailand damit gekrönt zu werden, weil die echte ſ. g. eiſerne Krone der Lombardei von den Oeſterreichern entfernt worden war. Montbel ſpottete über die falſche und wirklich lächerlich dünne Theaterkrone, ich konnte mich aber nicht enthalten ihm zu ſagen, er würde wohl nicht ſpotten, wenn ſtatt jener Krone hier das einfache Hütchen Napoleons läge, vor dem die ganze Welt Reſpect gehabt habe.

Dem berühmten Geschichtschreiber Freiherrn v. Hormayr war ich niemals hold. Sein dem Johannes Müller nachgeahmter Styl erschien mir unausstehlich affectirt und sein Benehmen im Tiroler Kriege von 1809, so wie sein späteres Uebersiedeln aus Oesterreich nach Bayern zeigte seinen Charakter nicht im reinsten Lichte. Die Tiroler beklagten sich, er habe ihre kriegerische Thätigkeit eher gehemmt als gefördert und hinterdrein ihren edlen Hofer noch verkleinert und verleumdet. Oesterreich beklagte sich, von Hormayr auf die undankbarste Weise geschmäht worden zu sein, sobald derselbe in den bayrischen Dienst eingetreten war. Aber Hormayr gehörte damals zur liberalen Opposition gegen das Metternichsche System und machte dem Publikum allerlei interessante Enthüllungen über die seit den Freiheitskriegen von Oesterreich innegehaltene Politik. Damit kaufte er sich eine gewisse Popularität bei den jüngern Liberalen, wie auch bei der Scandal liebenden ältern Generation ein. Was mich betrifft, so lag ihm daran, in meinem viel gelesenen Literaturblatt gelobt zu werden. Er benutzte daher die Gelegenheit, als ich einmal in diesem Blatte mich über den schändlichen Verrath, den die deutschen Diplomaten beim zweiten Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß an unserm großen Vaterlande begangen hatten, in tiefer Entrüstung und mit bitterm Sarkasmus ausgesprochen hatte, in einem Neujahrsgruß einen patriotischen Händedruck bei mir anzubringen.

Er schrieb mir: „Bremen, Neujahrstag 1844. Euer Hochwohlgeboren — und ich, haben schon seit einer schönen Reihe von Jahren mit der historischen Literatur zu schaffen, ohne daß wir einander nahe gekommen wären. — Das bewirkte auf einmal Ihr ganz unvergleichliches Wort über des bettelstolzen Lakeien Dorow Erlebtes — und insonderheit über den Minister von Stein. — Diese Ironie ist durch und durch meisterhaft, — wer aber zwölf Jahre theils als Minister in Hannover, theils bei den Hansestädten, an der Handelseinheit und Freiheit gezimmert und genietet und gelöthet hat und das durch Braunschweigs Beitritt, endlich, wie es schien durch die jäm-

merlichſten Künſte vergeblich verzögerte Werk, dennoch durch dieſelben Künſte zerbröckeln und umſchlagen ſah, der fühlt die ganze Wahrheit deſſen, was Sie geſagt haben, — namentlich wie ganz anders die Lage des Zollvereins wäre, wenn der Böſewicht Stein an der Spitze geſtanden hätte?? Wie alsdann kein Täne mehr in Altona, kein Ruſſe in Kalisch ſein würde?? hat doch Hardenberg nicht nur die ungeheuern Schnitzer auf ſich, Lauenburg nicht erworben, — Oſtfriesland abgetreten, die Nordſee und den wichtigſten Theil der Elbe aufgegeben zu haben. In Chaumont gab er, laut ſeiner Correſpondenz mit dem Grafen Münſter ſogar preußiſch Minden preis, hiemit die Weſer, Werra und Fulda, dieſe Hauptſchlüſſel ins Gebiet des Main, in Deutſchlands innerſtes Herz! — Wo ſtände jetzt der Zollverein? — Wie herrlich hat Ihr großartiger Spott mit Rieſenhieben die germaniſche Sache vertreten! (Hier folgt im Briefe eine Exploſion des furchtbarſten Haſſes gegen eine hochgeſtellte Familie, die beſſer unterdrückt bleibt). Ich vergönne mir als Huldigung Euer Hochwohlgeboren zwei Werklein von mir zu verehren: — Die alten geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München — und das Weihegeſchenk zur Vermählung meines einzigen Schülers in der Geſchichte und in den ſchönen Wiſſenſchaften, des Kronprinzen Maximilian von Bayern, — die goldene Chronik von Hohenſchwangau, bei welcher zu gutem Glück eine Ankündigung und ein Regiſter iſt, um ſich etwas zurecht zu finden in dieſem Hexenwalt von Namen und Zahlen und vielfach noch unbekannten Thatſachen. — Nehmen Sie die geringe Gabe freundlich auf, ſo wie den oft in der Ferne an Tag gelegten Ausdruck jener ungemeinen Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu verharren etc."

Am h. Weihnachtsabend 1844 ſchrieb mir Hormayr abermals aus Bremen, wo er als k. bayriſcher Geſandter bei den Hanſeſtädten reſidirte: „Euer Hochwohlgeboren genehmigen, daß ich Ihnen nebſt den aufrichtigſten Weihnachts- und Neujahrswünſchen zugleich die zweite Auflage der Lebensbilder unterlege. Das Jahr 1843 entriß mir drei Freunde, die es ſeit 40 Jahren geweſen. Caroline Pichler,

— Franz Kurtz und Carl Ruß. Ich band an Kurtz die Geschichte des Quellenstudiums und der historischen Kritik in Oesterreich, — an Caroline Pichler jene der schönen Wissenschaften und ihrer Freunde, — an Carl Ruß jene der Historienmalerei. — Die geistvolle, wohlwollende und überreiche Anzeige des dritten Theils der Lebensbilder verpflichtet mich ungemein. Jene treffliche Anzeige fordert mich zugleich auf, über zwei mich berührende Dinge das wahre Sachverhältniß herzustellen. Ein Lobredner Napoleons war ich nie und nirgend. Mein Haß äußerte sich nicht allein, er wirkte auch zu meinem Schaden. Ein Lobredner der Bonaparteschen Heirath 1810 bin ich noch. Ohne sie sank Oesterreich finanziell, politisch und strategisch tiefer als Preußen, zumal wenn Napoleon die jetzige Königin von Holland bekam, was an einem Haare hing, was Alexander schon zugegeben hatte und nur die Kaiserin Mutter verhinderte. — Seit dem August 1807 war ich durch Johannes Müller dem Kronprinzen Ludwig von Bayern bekannt, welche Verbindung durch nichts umgestoßen wurde, selbst nicht durch den Tyroleraufstand von 1809. Was ich persönlich im verhängnißvollen März 1813 erfuhr, dieses jämmerliche Kunststück der Roschmaniade. Lebensbilder am Schlusse des Urkundenbuchs ist das Geheimniß der Sperlinge auf den Dächern. — Daß man Tyrol die alte, noch 1797 vom Kaiser Franz beschworene Verfassung nicht wiedergab, daß man ihm nichts von alledem hielt, was man ihm 1809 so feierlich zugeschworen, daß die Blut- und Feuertaufe des tapfern Bergvolks es nur weit ärger belastet hat, als es unter Bayern gewesen, wogegen Kaiser Franz selbst 18. April 1809 aus Scharding als gegen einen Friedensbruch zur Insurrection aufforderte, ist offenkundig. Das war mein zweiter Grund zum Uebertritt (nach Bayern), den ich im November 1828, wo er geschah, zwanzig Jahr nach 1809, also nicht aus voreiliger Ungeduld, ohne mindesten Vortheil in utili oder honorifico that und fortan behaupte. Dazu kamen endlose Censurplackereien. — Die ganze Geschichte Oesterreichs seit der Reformation ist eine magere jesuitische Hauschronik, eine Fiction, eine fable convenue im Sinne der seit 1740 neuen Dynastie. Wer durfte schreiben? Wer

konnte schreiben? Die Sprachen, die Nationalitäten, die Geschichten der Ungarn und Slaven, glimmten ja kaum mehr unter dem Aschenberg. Der jetzige Umschwung bringt natürlich viel Wunderliches an den Tag und die servile Tretmühle ist erstaunt, daß die Sachen anders klingen, als da man nicht schreiben konnte, nicht durfte. — In Leipzig, in Hamburg, in Bremen und am Rhein spuckt überall Joel Jacobi, der Bidocq der Herrn von Rochow, Kamptz, Wittgenstein, Tzschoppe faux frère und agent provocateur unter den Schweizerflüchtlingen, unter den unglückseligen Polen, in Belgien ꝛc. — Doch fata viam invenient. Meine tiefgefühlte, dankverpflichtete Hochachtung erneuert ꝛc."

Am 12. März 1845 schrieb mir Hormayr über die Verfälschungen der Wahrheit in der Geschichtschreibung der neueren Zeit unter anderm: „Viel schlimmere Bewandtniß hat es mit dem wegen Amtsmißbrauch, Betrug und Kassendiebstahls im Betrage von 886,000 Gulden als Regierungspräsident in Kempten entflohenen, mit Steckbriefen verfolgten und im Hauptquartier zu Kalisch von dem betrogenen Stein, der über diesen seinen Irrthum später in Wuth gerieth, als Martyrer der deutschen Freiheit aufgenommenen Grafen Reisach. Montgelas ließ schon 1815 die Akten darüber drucken, aber Hardenbergs Bastard Dorow breitete seinen Mantel über ihn. Ueber Hardenbergs Römergröße haben Schaumann und Gagern abermal ein in der Halleschen und in der Berliner Literarischen wohl fortgepflanztes Licht angezündet. Prima historiae lex est, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat! — Beständig in welschen, ungarischen, slavischen, früher auch in spanischen, belgischen, polnischen, türkischen Verwicklungen, wie wäre es der 1740 erloschenen Dynastie möglich gewesen, deutsch zu sein? Deutschland als etwas anderes zu betrachten, denn als Werkzeug? Diese Politik wurde nur conservativ, als sie, auf dem Gipfel angekommen, conserviren wollte, was sie in destructiven Wegen des Absolutismus, im unaufhörlichen blutigen Niederhalten alles urkundlichen Rechtes, aller Nationalitäten, Sprachen, Sitten durch kaum mittelmäßige Menschen

erlangt hatte. Doch ist dreihundertjähriger Druck und Falschmünzerei so mächtig, daß die biedern Oesterreicher über jeden Tadel, ja über minderes Lob als über unerhörten Frevel erstaunen. Selbst erfahrenen deutschen Geschichtsmännern blieben die österreichischen Zustände zu zwei Drittel eine terra incognita."

Unter dem 16. August 1845 schrieb mir Hormayr aus München: „Mein vieljähriger theurer Freund, Anastasius Grün, Graf Anton Alexander Auersperg, bringt mir diesen Augenblick aus Stuttgart ungemein werthe Grüße von Euer Hochwohlgeboren und eine Kunde, für die ich Ihnen zum lebendigen Danke verpflichtet bin, da sie eben so sehr von Ihrem Scharfblick, als von Ihrem Wohlwollen zeugt, nämlich daß Sie gesinnt sind, über die Anemonen vor der Hand gar nichts zu sagen. Dieses ist für den Augenblick das einzig Wünschenswerthe, denn grade das Interessanteste zu markiren, setzt in unmittelbaren Conflict mit der Censur und könnte Maßregeln gegen das Buch veranlassen."

Auch mit dem Fürsten Lichnowski, der eine große Geschichte des Hauses Habsburg geschrieben hat, kam ich in Berührung, indem er in den Vorreden seines Werkes gegen mich polemisirte. Vergl. mein Literaturblatt 1840 Nr. 125. Sein berühmter Sohn, der 1848 in Frankfurt ermordet wurde, kam einmal nach Stuttgart, wo ich ihn beim preußischen Gesandten von Rochow kennen lernte. Man kann sich von der Lebhaftigkeit und dem Uebersprudeln dieses sehr schlanken Jünglings kaum einen Begriff machen, wenn man ihn nicht gesehen hat.

Den besten neuern Geschichtschreiber Ungarns Grafen Mailath lernte ich 1831 in Wien kennen und liebgewinnen. Wir machten zusammen eine kleine Landpartie hinaus zum lustigen alten Castelli. Graf Mailath besaß ein außerordentliches Gedächtniß und auch als Geschichtschreiber schöne Gaben. Allein er hatte kein Glück. Er war wohl zu sehr gerechter Historiker, um als Parteimann, sei es für die Regierung, sei es für die ungarische Nationalpartei in einer einseitigen, aber festen Stellung sein Glück machen zu können. Wir blieben

in Verbindung und ich besitze noch eine Menge Briefe von ihm aus Wien, zuletzt aus München. Dort gab er den Prinzessinnen Unterricht, und ich hatte keine Ahnung davon, daß er im Vermögen zerrüttet sei, als plötzlich die Nachricht kam, er habe sich Arm in Arm mit seiner Tochter und von deren Shawl umwickelt, in den Starnberger See gestürzt.

Unter den Oesterreichern, die mich in Stuttgart besuchten, zeichnete sich außer Palacky, von dem ich später reden werde, der liebenswürdige Custos der Ambraser Sammlung, Bergmann, und der berühmte Chmel aus.

Einer der gründlichsten und zugleich liebenswürdigsten Gelehrten Deutschlands war der Münchener Bibliothekar Schmeller, den man in München selbst nicht nach Verdienst würdigte, dem daher allemal wohl war, wenn er nach Stuttgart kam, weil er hier nur treue Freunde und Verehrer fand. Ich erinnere mich noch, wie froh er einmal in unserm Kreise war, als wir in Wangen im Neckarthal mit ihm seinen Geburtstag (6. August 1843) feierten. Außer den Stuttgartern Archivrath Kausler, Oberbibliothekar Stälin, Bibliothekar Gfrörer, Geh. Legationsrath v. Kölle ꝛc. befand sich auch der badische Minister Nebenius dabei, der das Bad Cannstadt brauchte. Das heitere Fest wurde nur durch einen leicht vorüberfliegenden Schatten getrübt. Wir saßen nämlich unserer dreizehn am Tisch, und der letzte der sich setzte, war der von Cannstadt zu spät ankommende badische Ministerialrath Lamey, ein noch junger Mann, der wenige Wochen nachher plötzlich todt im Bette gefunden wurde.

Schmeller nahm thätigen Antheil an dem von uns gestifteten „literarischen Verein," wir hatten daher oft über die Druckangelegenheiten und Correcturen zu correspondiren. Ich will aus seinen Briefen hier nur Einiges mittheilen: „München, 29. August 1843. Verehrter! Unter den Erinnerungen an die angenehmen Stunden, die mir auf meinem Ausflug, namentlich in Ihrem Stuttgart, geworden sind, ist auch die an die Fragen, über welche ich Ihnen nach meiner Heimkunft Aufschluß zu geben hoffte. Die über die hiesige Handschrif

von Charlotte d'Orléans wünschten Sie möglichst bald beantwortet und so sei Ihnen denn kund und zu wissen gethan, daß diese Handschrift nur eine Copie ist von Briefen, die sich in Ihrer Sammlung bereits vorfinden. Titel: 271 Lettres de Madame la Duchesse d'Orléans fille de Charles Louis Electeur Palatin écrites à Mr. de Polier son conseiller et confident et copiées sur les originaux que Mr. de Polier de Bottens Doyen de Lausanne a communiqués à S. A. S. Elect. Palatine en 1770. Die Briefe sind von 1675 bis 1711 geschrieben und nur der erste ist im Original beigeheftet. — Was des Conrad v. Megenberg Buch der Natur betrifft, so kommen auf hiesiger Bibliothek nicht weniger als vierzehn Handschriften desselben vor, wovon eine vom Jahre 1377, eine andere gleichfalls noch aus dem 14. Jahrhundert und eine dritte (niederdeutsche) vom Jahr 1406. In Heidelberg ist Cod. Pal. 311 (niederdeutsche) vom Jahr 1447. Den Druck von 1478 besitze ich selbst; außerdem finden sich auf der hiesigen Bibliothek Ausgaben von 1475, 1481, 1482 und 1499. — Vom Bruder Basilius Valentinus besitzt dieselbe Bibliothek dreiundzwanzig verschiedene Ausgaben verschiedener Schriften desselben, deren Titel ich, wenn Sie es nöthig finden, nachtragen will — außerdem eine Handschrift: »»V letzte Bücher vom grossen Stein der uralten weisen, aus dem Original so in dem hohen altar zu Erdtfurth unter dem marmorsteinenen täfelein gefunden worden nachgeschrieben anno 1621«« und eine zweite, »»V gehaime bücher von dem grosen stein der alten weisen und andern verborgenen gehaimnussen der natur«« in der Einleitung als sein letztes Wort oder Testament erklärt, aus dem Ende des 16. Jahrhundert. — Ich habe alle Ursache, mit der eben vollbrachten Reise zufrieden zu sein. Nach achttägigem Aufenthalt in Heidelberg besah ich mir Schwetzingen, Mannheim, wo eben die Antigone des Sophokles in antiker Weise aufgeführt wurde, Karlsruhe, das Badeleben in Baden, sodann Straßburg und Colmar, wo ich den Assisen beiwohnte, mich ärgernd, daß diese Form der Gerechtigkeitspflege, die so undeutsch, doch so starre Gegner an unsern deutschen Acten-

männern hat, und mich freuend, daß sich nicht blos unter den Zeugen, sondern selbst unter den Geschworenen einige befanden, die noch so sehr Deutsche waren, daß der »Président de la Cour royale« den beeidigten »Interprète« aufbieten mußte. Den Freiburgern half ich ihr 25jähriges Verfassungsjubiläum feiern, und dann ginge über den Bodensee der Heimath zu, wo dieses Jubiläum vor kurzem viel stiller vorübergegangen war. Grüßen Sie gelegentlich alle jene gegen mich so gütigen Stuttgarter und bleiben Sie gut Ihrem dankbaren Schmeller."

Ich bemerke hierzu, daß ich damals für den literarischen Verein die sehr interessanten Briefe der Herzogin von Orleans an ihre Schwester, die Raugräfin Louise, aus dem gräflich Degenfeld'schen Archive herausgab, mich auch für Megenberg, aber noch mehr für Basilius Valentinus interessirte, den ersten deutschen Chemiker, dessen mittelalterliche Prosa ich außerordentlich schön, naiv und kunstvoll fand.

Am 11. October 1847 schrieb mir Schmeller aus Sterzing in Tirol. „Verehrter Freund!

Quid quisque vitet nunquam homini satis
Cautum est in horas . . .

Den 14. oder 15. vorigen Monats, ehe ich wie ich glaube, Ihnen voraus gemeldet zu haben, von München aufbrach, um meinen kranken Stiefsohn nach Meran zu begleiten, hatte ich Ihnen die Correctur ꝛc. durch die Post zugesendet. Am 28. verließ ich Meran, um auf dem kürzesten Wege, d. h. über den Jaufen wiederum nach München zu kommen. Auf der Höhe, dem Joche dieses Berges, hatte ich das Unglück, durch einen bedenklichen Fall mein linkes Bein dermaßen zu verletzen, daß ich von da die drei langen Stunden Gebirgspfades, nach dem nächsten Orte, wo Hülfe möglich war (Sterzing) getragen werden mußte. Seit jenem Unglückstage liege ich hier, fern von den Meinigen, unter der Pflege des Wundarztes, der zwar keinen Knochen gebrochen, einige Sehnen aber luxirt findet und zur völligen Transportirbarkeit noch Wochen für nöthig hält. Zu großem Troste ist

auf meinen Bericht nach Hause gestern meine Tochter hier eingetroffen und hat unter andern die zu revidirenden Bogen mitgebracht. In der Hoffnung im dreiundsechzigsten Lebensjahre noch nicht zum Claudus oder Claudius geworden zu sein, Ihr Verehrer Schmeller."

Der treffliche Mann lebte jedoch nicht lange mehr. Er hatte immer nur eine spärliche Besoldung bezogen und die Ergebnisse seiner ausgezeichneten Sprachforschungen nicht einmal vollständig dem Publikum vorlegen können. Sein Meisterwerk, das bayrische Wörterbuch war nur auf sehr schlechtem Papiere und mit Weglassung vieles Materials gedruckt worden. Eine Gesammtausgabe der Werke Schmellers, namentlich auch seiner noch ungedruckten Sachen in würdiger Ausstattung wäre nun eine Pflicht der Münchener Akademie und Universität gewesen. Da aber von dieser Seite nichts erfolgte, erinnerte ich daran in der Recension einer Rede von Ringseis Literaturblatt von 1856 Nr. 5), worin ich den damaligen „Nordlichtern" ihre Mißachtung der Altbayern zum schweren Vorwurf machte: „Wie manche leicht, ja sehr leicht wiegende Geister, die man von außen her bestellt hat, um die Partei zu verstärken, werden dort überschätzt und wird ihnen, ohne daß sie irgend ein Verdienst besäßen, in immer wiederholten bestellten oder selbstverfertigten Zeitungsartikeln ein ungemessenes, ja unverschämtes Lob gespendet. Und wie manche Altbayern dagegen bleiben zurückgesetzt in kümmerlicher Existenz und lebenslanger Verkennung. Schmeller z. B. blieb in München in einer sehr untergeordneten Stellung und kaum beachtet. Erst nach seinem Tode sollte ihn eine akademische Lobrede für die lange Verachtung gleichsam wie mit einem Almosen, das man dem Todten in die Hand drückt, entschädigen. Sein unsterbliches Werk, das bayrische Wörterbuch, mußte außerhalb Bayern in einer verkürzten Ausgabe auf schlechtem Papier erscheinen. Auch jetzt noch denkt die herrschende Partei nicht daran, Schmellers ungedruckt gebliebene Beiträge zum Wörterbuch zu Handen der Akademie zu nehmen, und jenes treffliche Buch endlich einmal in einer vollständigen und seiner würdigen Ausgabe erscheinen zu lassen, eine Pflicht, die Bayern dem bescheidensten

und größten seiner Sprach- und Alterthumsforscher unter allen Umständen schuldig wäre."

Mit dem Münchener Neumann, dem Chinesen, stand ich schon vor seiner Reise nach China in freundschaftlicher Verbindung. Ich erfreute mich später an der schönen reichen Sammlung von Bildern, die er von dort mitgebracht hat. Unter den bayrischen Historikern und Naturforschern, die mit mir correspondirten, finde ich noch Docen, von Oefele, von Hefner, Söltl, den Rottenburger Bensen. Den um Ausforschung und Ausbeutung der Archive hoch verdienten Höfler, der später nach Prag kam, lernte ich schon 1835 in Rom kennen und blieb immer mit ihm in freundschaftlicher Beziehung. Ebenso mit Riehl, der zwar nicht eigentlich unter die Historiker gehört, dessen ich aber hier gedenke, da niemand volkskundiger war als er. Er besuchte mich in Stuttgart und ich habe ihn immer ungemein hoch geschätzt, weil er wie ich die angeborene gute Natur des deutschen Volks gegen das angeschulte Fremde und Schlechte möglichst zu schützen bemüht war. Nur in einem Punkte war ich nicht seiner Meinung. Er vertheidigte nämlich einmal die norddeutschen Familienthees gegen die süddeutschen Bier- und Weinhäuser und fand es schöner, daß der Mann Abends unter den Damen, als daß er nur zu Männern ins Wirthshaus sitze. Ich machte dagegen geltend, daß es doch natürlicher sei, wenn die Männer mit einander verkehrten und ihren Geist und Charakter aneinander stählten, und ich berief mich auf Tacitus, nach dessen Bericht die alten Deutschen schon vor achtzehn Jahrhunderten Abends grade so zu zechen pflegten, wie die neuen, und auf die Edda, nach welcher auch die alten Helden Scandinaviens kein höheres Glück und keine höhere Würde kannten, als zu kämpfen und dann in der Walhalla mit Freund und Feind zu zechen.

Von Bayern besitze ich noch viele an mich geschriebene Briefe. Darunter von Döderlein, Ufchold, Falke. Auch von Dittmar in Hessen. Noch fallen mir in die Augen Briefe von Seldan, dem zu frühe verstorbenen Clauſen, Behse, Sugenheim, Vogel in Nassau, Wuttke, der die Sache der Deutschböhmen würdig vertrat. Mit

Vilmar stimmte ich in seinen religiösen Richtungen, wie in seinem literargeschichtlichen Urtheil in der Hauptsache überein, konnte aber nicht begreifen, wie er sich Hassenpflug befreunden und die schlechte Sache des hessischen Kurfürsten so eifervoll vertheidigen mochte. Er begriff eben so wenig, warum ich, der ihm in so vielen andern Dingen zustimmte, in dieser kurhessischen Frage anderer Meinung sei, er muthete mir zu, in meiner Geschichte der neuern Zeit mein Urtheil über Kurhessen umzuändern; als ich aber aktenmäßige Beweise forderte, blieb er sie mir schuldig, d. h. er verwies mich auf eine Unzahl Zeitungsartikel und Broschüren, die mir theils nicht zugänglich waren, theils die Wahrheit nur bestätigten, daß es wahrhaft thöricht, ja sündhaft sei, daß edle Männer — und Vilmar war einer — sich abquälten, den Particularismus in seiner widrigsten Gestalt zu vertheidigen.

Noch muß ich des achtungswürdigen Roth von Schreckenstein gedenken, der seine Stellung als württembergischer Reiteroffizier aufgab, um sich ganz den historischen Studien widmen zu können. Er gab mir mehrmals Aufsätze in mein Literaturblatt, wurde in Nürnberg beim germanischen Museum und später beim Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, wo reiche Sammlungen für Geschichte und Alterthum bestehen, angestellt.

Im Jahr 1837 brachte mir Herr Bugge, ein Schulmann aus Drontheim in Norwegen, wo eine societas scientiarum gebildet ist, ein Diplom als Mitglied derselben, um mir die Theilnahme und Achtung seiner Landsleute auszudrücken. Denn wie ich im südlichen Deutschland das germanische Princip gegen das romanische vertheidige, so seien sie in Norwegen gegenwärtig im Fall, sich gegen die französische Mode und Tendenz verwahren zu müssen, welche seit Bernadottes Regierung in Stockholm die herrschende geworden sei. Beinahe gleichzeitig besuchte mich Reuterdahl, damals Professor in Lund, ein frommer und biederer Schwede, der meinem Kampf gegen die unsittlichen Tendenzen in der deutschen Literatur seinen vollen Beifall zollte. Er ist später Bischof von Upsala, d. h. der erste Geistliche

in Schweden geworden. Ein schwedischer Schulmann Swedbom, orientirte sich einige Jahre später im deutschen Schulwesen und hielt sich auch eine Zeitlang in Stuttgart auf. Wir wurden befreundet und ich widmete seiner jungen Gattin die Huldigung, welche ihre wunderbar elfenartige Erscheinung herausforderte; sie war nämlich klein wie ein Kind und doch vollkommen proportionirt, die reizendste Blondine, die man sehen konnte, so daß ich sie im Scherz nur meine Elfenkönigin nannte.

In den Jahren 1840 und 1841 feierten wir in Stuttgart hintereinander drei große Volksfeste. Das erste war die Enthüllung der von Thorwaldsen verfertigten bronzenen Schillerstatue, die wir mit so vieler Ausdauer endlich zu Stande gebracht hatten und wobei sich eine große Volksmenge betheiligte. In demselben Jahre 1840 feierten wir das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst mit Gottesdienst und großem Festzuge, worauf ich auf dem Marktplatz von einer Tribüne herab die Festrede hielt. Regen drohte und ein kalter Wind wehte mir entgegen, so daß mir trotz der Stärke meiner Stimme bange war, ich werde nicht weit genug gehört werden. Da gruppirte sich rings um meine Tribüne her ein Kreis der schönsten mit Blumen geschmückten Mädchen, worauf ich nicht vorbereitet war, und das gefiel mir so, daß ich den Wind vergaß und frisch und kräftig meine Rede hielt. Die Zahl der Buchhandlungen und Buchdruckereien in Stuttgart war damals schon sehr groß.

Im darauffolgenden Jahr 1841 wurde das Jubiläum der fünf und zwanzigjährigen Regierung des Königs von Württemberg in Stuttgart mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Das ganze Volk nahm daran Antheil. Aus allen Theilen des Landes wurden Natur- und Kunstproducte, geschmackvoll gruppirt, in langer Procession auf Wagen herumgeführt. Der Festzug wurde von wenigstens 20,000 Menschen gebildet, den festlich gekleideten Vertretern aller Stände. Am schönsten waren die Volkstrachten, die stattlichen Bauern zu Pferde und die Landmädchen in den mannigfaltigsten Trachten. Der

Zug dauerte vier Stunden lang, bis er am König, der zu Pferde vor dem Schloß hielt, vorüberkam.

In jener achtzehnjährigen Friedenszeit, die zwischen der Juli- und Februarrevolution lag, war der Druck des Metternichschen Systems lange nicht mehr so empfindlich wie früher. Die geistige Entwicklung war freier und regte sich in den verschiedensten Gebieten des Wissens und Glaubens. Auf die kirchlichen Entwicklungen will ich später zurückkommen. An dem regeren literarischen Leben in Stuttgart konnte ich natürlicherweise nicht ohne Antheil bleiben.

Schon in den dreißiger Jahren veranlaßten Kölle und ich die Cotta'sche Buchhandlung zur Herausgabe der Deutschen Vierteljahrsschrift, die jetzt noch nach unserm Programme besteht. Sie sollte zeitgemäße Abhandlungen aufnehmen, die für gewöhnliche Tagesblätter zu umfangreich wären, und diese Abhandlungen sollten, wenn auch wissenschaftlich, doch zugleich praktisch sein, Zeitfragen beurtheilen und überhaupt Front gegen das Leben machen. Meinem Rathe gemäß wurde keine Redaction genannt, überhaupt keine eigentliche Redaction aufgestellt, sondern die Garantie der in ganz Deutschland geachteten Verlagshandlung überlassen. So vermied man am besten jedes Mißtrauen der Mitarbeiter.

VI. Politische Thätigkeit.

Seit den Karlsbader Beschlüssen war alles politische Leben in Deutschland erstorben. Die Patrioten von 1813 galten nichts mehr. Nur die liberale Partei, die erst im Entstehen war, hatte einige Aussicht auf Erfolg. Es ist beschämend für uns Deutsche, daß die heilige

Begeisterung, mit der man kurz vorher das Joch der Fremdherrschaft zerbrochen hatte, wie ein Traum vergessen war, und daß man schon wieder bei denselben Franzosen in die Schule ging und ihnen nachäffte, die man zehn Jahre vorher als die Schänder unsres Vaterlandes mit Leiden totgeschlagen hatte.

Man muß indeß billig sein. Nur wer jene häßliche Zeit der Restauration in den zwanziger Jahren mit erlebt hat, weiß, welcher Alp auf dem Volke lag und mit welcher Begierde man alles ergriff, was dazu dienen konnte, ein wenig Luft zu bekommen. Dazu eigneten sich nun wirklich die modernen Verfassungen am besten, obgleich sie nur von Frankreich bezogen waren und abermals französische Denkart und Mode in Deutschland einführten.

Die politische Opposition im Königreich Württemberg begann im Jahre 1815 in echt nationaler Weise mit Verwerfung der einseitig vom König octroyirten Verfassung nach dem französischen Muster und forderte „das alte Recht". Das alte Herzogthum Württemberg hatte aber neue Erwerbungen gemacht und war zum Königreich vergrößert worden, das alte Recht mußte daher wenigstens Zusätze erhalten, und man vereinigte sich auf friedliche Weise im Jahre 1819 unter dem neuen König Wilhelm I. zu einem seltsamen Mittelding von deutscher und französischer, altständischer und modern repräsentativer Verfassung. Die mediatisirten Reichsfürsten und Reichsgrafen saßen mit den königlichen Prinzen und sechs vom König auf Lebenszeit ernannten Herren in der ersten Kammer. Dreizehn von der Ritterschaft gewählte Grafen oder Freiherrn, sechs protestantische Prälaten, der katholische Landesbischof, der Generalvicar und der älteste katholische Dekan, der Kanzler der Universität Tübingen, je ein gewählter Abgeordneter der sieben „guten Städte" Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Heilbronn, Reutlingen und Ellwangen, sodann noch je ein gewählter Abgeordneter der 64 Oberämter saßen in der zweiten Kammer.

In den zwanziger Jahren hatte sich der Sturm der Opposition von 1815 und 1819 in Württemberg völlig gelegt. Man genoß mehr

Freiheit hier, als in anderen Ländern, besonders Preßfreiheit, wodurch der Buchhandel ausnehmend in Aufschwung kam. Aus allen deutschen Provinzen wurden zum Theil von den bedeutendsten Männern der Literatur die Manuscripte nach Stuttgart geschickt, um sie im hiesigen Verlag erscheinen zu lassen. Von Jahr zu Jahr entstanden neue Verlagshandlungen und Druckereien. Viele Verleger gelangten schnell zu großem Reichthum. Nicht lange, so wurde Stuttgart nächst Leipzig der zweite Brennpunkt des buchhändlerischen Verkehrs und zählte mehr Pressen als selbst die Metropole der Intelligenz an der Spree. Der König von Württemberg galt in ganz Deutschland als der liberalste, und in einem gewissen Sinne war er es auch. Daß er den sehr liberalen Minister von Wangenheim abdankte und List, Liesching und einige Studenten auf die Festung schicken mußte, dazu nöthigte ihn Metternich und der Bundestag.

Da übrigens Oesterreich und Preußen ihrerseits den 13. Artikel der Bundesakte nicht erfüllten und keine Verfassung einführten, fristete der Constitutionalismus in den Mittel- und Kleinstaaten nur ein kümmerliches Dasein fort, denn durch das Organ des Bundestags konnten die Großmächte jeden Augenblick auch den kleinsten Erfolg des Liberalismus vereiteln. Daher die unnatürliche Erscheinung, daß die Männer, die es mit dem deutschen Gesammtvaterlande am aufrichtigsten wohlmeinten und dem Partikularismus am wenigsten anhingen, noch gerade in der höchsten Behörde Deutschlands, dem Bundestage, nur den Feind Deutschlands erkannten und ihre Hoffnung nur noch auf eine neue Erhebung in Frankreich setzten. Mit der lebhaftesten Theilnahme und Spannung verfolgte man diesseits des Rheins Schritt vor Schritt die steigende Bewegung in den Kammerdebatten, in den Emeuten und in der Presse Frankreichs.

Daher der unermeßliche Jubel, mit dem die Julirevolution in den constitutionellen Staaten Deutschlands begrüßt wurde und die liberalen Demonstrationen, die hier fast überall in wenn auch nur schwächeren Schwingungen die Pariser Bewegung fortpflanzten.

Ich hatte schon anderthalb Jahre vorher eine Ahnung, daß große

politische Ereignisse bevorstehen, und unternahm daher eine Erneuerung des älteren, längst eingegangenen historischen Taschenbuches, in welchem Pesselt die Begebenheiten je des vergangenen Jahres zusammengestellt hatte. Zunächst sollte die Geschichte des Jahres 1829 erscheinen und ist erschienen. Die Geschichte des Jahres 1830 bot mir aber so reiches Material dar, daß ich den Jahrgang in zwei Bändchen theilen mußte. Diese Arbeit machte mir großes Vergnügen, da sie mich in Bezug auf die damaligen Zustände auf unserm ganzen Planeten orientirte.

Wenige Tage nach der Julirevolution besuchte mich der junge Graf Auersperg von Wien, mit dem ich zunächst nach Baden fuhr, wohin mich Ludwig Tieck eingeladen hatte, der hier wieder seine Kur gebrauchte. Wir brachten einige vergnügte Tage bei ihm zu. Auch der badische Obersinanzrath Heß gesellte sich damals zu uns, ein kleiner freundlicher Mann von dichterischer Begabung, der namentlich das schöne badische Land in reizenden Versen besungen hat. Mit ihm fuhren wir bis nach Kehl, und durch seine Vermittlung gelang es uns, ohne Paß und ungefragt nach Straßburg hinüberzukommen, wo wir gerade zur rechten Zeit eintrafen, um den Feierlichkeiten zu Ehren der Thronbesteigung Ludwig Philipps zuzusehen. Ein Buchhändler hatte die Güte gehabt, uns zu dem Festmahl in seinem Hause einzuladen, bei dem wir beiden Gäste allein in Civil erschienen, die Herrn Straßburger aber alle in der Uniform der Nationalgarde. Auch mehrere nationalfranzösische Offiziere befanden sich dabei, die kein Wort deutsch sprachen. Die Conversation war durchaus französisch, bis jene Offiziere eine gute Schüssel vorbeigehen ließen. Da sagte die treffliche Hausfrau ganz laut: „Die verfluchte Welsche wissen auch gar nit was gut is." — Straßburg war damals ganz bedeckt mit dreifarbigen Fahnen und voller Lust und Jubel. General Albrawer hielt eine große Parade ab und wohnte einer Messe im Münster bei. Im Hintergrunde plauderten die Offiziere mit einander und kitzelten mit ihren Degen in die Kirchenwand. Auch wirbelten die Trommeln eines ganzen Regiments mitten in der Kirche, daß man glaubte, die Hölle

sei los. Wir stiegen auf den Münsterthurm, begleitet vom Bibliothekar Jung, und da das Wetter außerordentlich schön war und wir auf dem nicht ausgebauten Nebenthurme eine nette kleine Restauration fanden," blieben wir den ganzen Tag oben, genossen die schöne Aussicht und hörten von unten her das Gelärm und die obligate, nie endenwollende Marseillaise.

Da unterdeß die belgische Revolution ausbrach, der bald die polnische folgte, es auch in Deutschland Unruhen gab und die Stimmung äußerst erregt war, kam im Herbst der König von Württemberg auf den Gedanken, der alten Hofzeitung ein neues Kleid anzuziehen und dieselbe zu einem Organ seiner Regierungspolitik zu machen. Er war so vorsichtig die Stände nicht einzuberufen, bis die Heftigkeit der politischen Bewegungen sich mit der Zeit etwas gelegt haben würde. Nun fiel der König auf den unglücklichen Gedanken, mir die Redaction der projectirten Zeitung anzutragen, was ich natürlich ablehnte, da ich in der Presse nie eine fremde, sondern immer nur meine eigene Meinung und Ueberzeugung vertreten wollte.

Im folgenden Frühjahre kam der damals hochgefeierte Rotteck nach Stuttgart. Da sich gleichzeitig der preußische General Rühle von Lilienstern hier aufhielt, lud Cotta unbedacht diese beiden Herren zum Souper, zum Glück aber noch seinen Schwager, General von Hügel und mich dazu. Denn der hochzugeknöpfte Preuße war indignirt, daß man ihm einen Demagogen vorstelle. Dennoch machten wir zu dem bösen Spiel eine lachende Miene. Hügel übernahm den Preußen, ich den Demagogen, Cotta in der Mitte, wandte sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe und so vermieden wir jeden weiteren Mißton. Rottecks Persönlichkeit entsprach seinem großen Rufe nicht, denn er war ein kleines Männchen mit schwacher Stimme und seine berühmten Reden flossen in einer fast unausstehlichen Monotonie dahin. Ich hatte ihm in seine „Annalen" eine ziemliche Zahl Aphorismen unter dem Namen „politische Grillen" gegeben. Auch den damals namhaften deutschen Reformer Wilhelm Schulz von Darmstadt lernte ich in jener Zeit kennen. Auch er war nicht groß von Gestalt, seine

Mienen zeugten aber von einer festen Ueberzeugung. Von ihm ist der erste Gedanke an ein deutsches Parlament ausgegangen.

Ich hatte länger keine größeren Reisen mehr gemacht und immer viel gearbeitet, wollte mich einmal erholen und hielt die Gelegenheit für günstig, mich etwas in Wien umzusehen. Die Polen hatten sich gegen Rußland erhoben, die Ungarn sprachen in einer berühmten Adresse ihre lebhaften Sympathien für die Polen aus. Fürst Metternich schien zu schwanken. Es mußte im Interesse Oesterreichs liegen, Rußland zu schwächen. Mit einem Wort, nach der langen Stagnation wehte damals wieder eine frische Luft in Oesterreich. Ich begab mich also dorthin und verweilte sechs Wochen in Wien. Von den Dichtern, die ich in Wien kennen lernte, habe ich schon geredet. Fast alle diese Leute waren heimliche Liberale und haßten das Metternich'sche System. Trotz der Censur konnte man in Wien alle möglichen verbotenen Schriften lesen. Der dramatische Dichter Deinhardstein, der sich mir viel widmete, war zugleich Censor, und als wir einmal auf der Straße von einem verbotenen Buche redeten, lief er in die erste beste Buchhandlung und holte es, ohne daß man nöthig gefunden hätte, es vor ihm zu verhehlen.

Es wurde mir insinuirt, ich möchte mich dem Fürsten Metternich vorstellen lassen, da ich indeß nichts davon wissen wollte als von einer lächerlichen Zudringlichkeit, die mir nicht gezieme, empfing ich eine Einladung des Herrn v. Gentz. Ich hatte jedoch grade vor diesem Herrn einen moralischen Ekel, den ich nicht hätte überwinden können, und was konnte er auch von mir wollen? Ich entschuldigte mich also, ging nicht hin und entzog mich jeder weitern Zumuthung durch eine um so schnellere Abreise, als grade damals die Cholera plötzlich ausbrach. Während meines damaligen Aufenthaltes in Wien sah ich noch den alten Kaiser, den alten Erzherzog Karl und den jungen Herzog von Reichsstadt. Der letztere, ein wohlgewachsener Jüngling, hatte ganz das österreichische lange Gesicht und nur die energischen Kinnbacken Napoleons. Ein für ihn begeisterter Maler erzählte mir viel von seinem Privatleben und setzte große Hoffnungen auf ihn, die aber

vereitelt wurden, da der Prinz bald darauf starb. Der alte Erzherzog Karl hatte nichts Imponirendes. Das lange Gesicht machte ihn seinem Bruder Franz gar zu ähnlich. Sein Adjutant, Herr v. Klenke, hatte einige Jahre später die Güte, meiner Bitte zu entsprechen und mir geschichtliche Fragen, die ich ihm in Bezug auf den Erzherzog stellte, schriftlich und ausführlich zu beantworten. Beiläufig will ich bemerken, daß er, wenn er gleich selbst freimüthig urtheilte, doch viele Aussagen Hormayrs als ungenau und verleumderisch zurückwies.

Bevor ich Wien verlasse, muß ich noch ein paar Anekdoten erzählen, welche beweisen, wie viel Mutterwitz man in Wien hat und wie sich reisende Gelehrte, welche dort ihre Eitelkeit befriedigen wollen, in Acht zu nehmen haben. Der Berliner Professor Gans, ein Jude und affectirtester Hegelianer, weil er nur durch Hegels Gunst emporkommen konnte, wurde von der Hegelschen Schule und von den Literaturjuden als ein ungeheures Genie ausposaunt. Er kam auch einmal nach Stuttgart, wo ich in ihm einen der aufdringlichsten Maulhelden kennen lernte, die mir je vorgekommen sind. Dieses Berliner Genie reiste auch einmal nach Wien, um sich dort bewundern zu lassen. Da man ihn nun dort reden ließ, wie er wollte, raisonirte er einmal in einem Gasthofe an der Tafel, wie sehr er sich in Wien getäuscht habe, man sei ja hier viel liberaler als in Berlin ꝛc. und hielt eine politische Vorlesung. Unterdeß verlor sich ein Gast nach dem andern und endlich blieb nur ein ältlicher Mann bei ihm sitzen. Als Gans nun höchst befremdet diesen frug, warum denn die Leute fortgingen? stand auch sein Nachbar auf und nahm Hut und Stock, zog aber zuvor einen Zettel heraus und las: „Sie sind Professor Gans aus Berlin, kamen an dem und dem Tage hier an, stiegen in dem und dem Gasthofe ab, besuchten die und die Leute, waren hier, waren dort, sprachen dies, sprachen das. In Summa harmloser Schwätzer!" Damit steckte der Alte seinen Zettel wieder ein, verbeugte sich und ging. Es war ein Agent der geheimen Polizei gewesen, ein sog. Naderer oder Spitzl.

Schlimmer noch ging es dem berühmten Rotteck. Als dieser

einmal nach Wien kam noch in den dreißiger Jahren, ließ ihm Fürst Metternich auf eine verbindliche Weise sagen, er wünsche ihn kennen zu lernen. Als sich nun Rotteck bei ihm meldete, empfing ihn der Fürst auf das zuvorkommendste, lobte ihn, bewunderte ihn, frug ihn um Rath, bat ihn um Aufschluß, ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern plauderte immerfort allein, bis er nach einer Viertelstunde plötzlich abbrach, sich mit dringenden Geschäften entschuldigte und verschwand. Da stand nun der arme Rotteck und hatte kein Wort hervorbringen können.

Im Herbst 1831 kamen viele Polen, die nach Beendigung der Revolution vor den Russen flohen und größtentheils nach Frankreich gingen, durch Württemberg, wo sie sehr gut aufgenommen wurden, wie sie denn von hier aus auch schon während ihres unglücklichen Kampfes auf mannigfache Art waren unterstützt worden. Jetzt versorgte man die Flüchtlinge mit Reisegeld. Dem General Ramorino und seinem Adjutanten wurde ein großes Gastmahl im Königsbade veranstaltet. Der gedachte General hatte etwas Falsches in seinem blonden Gesicht, was mir nicht gefiel. Der alte General Sznayde sah ganz so aus, als sei er ein deutscher Abenteurer und heiße eigentlich Schneider. Ramorino hatte eine erbärmliche Rolle schon in Polen gespielt, dann abermals in der Schweiz und zuletzt in Italien, wo er als Verräther kriegsrechtlich erschossen wurde. Der Ausgang Sznaydes war womöglich noch erbärmlicher, denn als Feldherr der pfälzischen Revolutionsarmee im Jahre 1849 that er rein gar nichts und ließ nicht einen einzigen Schuß abfeuern, bis seine eigenen Leute ihn durchprügelten und fortjagten. Bei jenem Polenfest im Königsbade fanden sich ganz unerwartet Heinrich Elsner, ein mißrathener Theologe, der zur Zeitungsschreiberei griff, und Ernst Münch ein. Eine Keckheit ohne gleichen, da sie nur kommen konnten, um die armen Polen und ihre deutschen Freunde zu verhöhnen. Nur die geniale Lüderlichkeit und der nie versiegende Humor des jungen Elsner, dem jede Scham fremd war, erklärte sein Erscheinen. Was Münch betrifft, so war dieser nur in der Besoffenheit von Elsner mitgenom-

men werden. Während alles noch staunte, stieß Elsner mit Münch an und schrie mit höhnischem Blick auf die Polen: Es leben die Sieger! Da brach allgemeine Wuth aus und die Bürger legten schon Hand an, um die beiden ungebetenen Gäste durchzuprügeln und zur Thür hinauszuwerfen, als der kleine Bierbrauer Denninger, ein äußerst gescheidter und praktischer Mann, auf den Tisch sprang und den Zornmüthigen zurief: Prügelt die Kerle morgen, entweiht aber heute das schöne Fest nicht! So kamen die Beiden mit heiler Haut davon. Es ist möglich, daß sie sich hinterdrein ihrer Heldenthat gerühmt haben.

Ein anderes Fest wurde dem berühmten Lelochowski gegeben, der zuerst die Absetzung des Kaisers Nikolaus verlangt hatte. Ein gewisser Zalinsky begleitete ihn, ein junger Republikaner, der denselben Lelochowski kurz vorher in Warschau als Aristokraten hatte ermorden wollen.

Obgleich ich für die Polen nicht schwärmte, theilte ich doch ihre Antipathie gegen die Russen und konnte dem Unglück derer, die sich heldenmüthig vertheidigt hatten, mein Mitgefühl nicht versagen. Ich wurde daher von den namhaftesten Flüchtlingen geliebkost, ich empfing die Besuche des polnischen Finanzminister Biernacki, eines feinen Mannes aus der alten Schule, des bildschönen, feurigen Nacwasky, des Grafen Beza, der sich nachher in Paris kümmerlich mit Schreibereien durchbrachte, und des kühnen Volhyniers Gedepsky, der sich in den Reichstag des Königreichs Polen eingedrängt und zuerst den Anschluß sämmtlicher altpolnischen Provinzen an das Königreich beantragt hatte. Er kam einmal um neun Uhr Morgens zu mir und ging erst um elf Uhr Abends wieder.

Großes Aufsehen erregte damals ein Mensch, der wie der gemeinste Reitknecht aussah, sich aber Graf Gonzaga-Mantua-Murzinowsky nannte, mit Paß und Geld versehen war und um so räthselhafter erschien, als er weder Bildung noch Geist verrieth und nicht einmal polnisch verstand. Schott warf ihn zur Thüre hinaus. Man

glaubte er sei ein Bedienter, der sich Namen und Papiere seines Herrn angeeignet habe.

Im Dezember 1831 sollten, nachdem die sechsjährige Wahlperiode beendet war, neue Abgeordnete zum württembergischen Landtag gewählt werden. Da ich, obgleich erst seit fünf Jahren eingebürgert, doch ziemlich populär im Lande geworden war, wurde ich aufgefordert, eine Wahl anzunehmen, und ich glaubte, mich derselben nicht entziehen zu dürfen. Die liberale Partei war die einzige, der in der Kammer ein gesetzlicher Weg offen stand, um an dem verhaßten Systeme des damaligen deutschen Bundestags zu rütteln. Die Opposition in der württembergischen zweiten Kammer hat in den zunächst folgenden Sessionen bewiesen, daß sie noch mit der alten patriotischen Partei zusammenhing, indem sie zunächst die allgemeine deutsche Frage ins Auge faßte. Auch konnte man der Partei damals noch nicht die Fehler anrechnen, in welche sie später gefallen ist, sofern sie zu meinem Bedauern in die Schablone des französischen Liberalismus einging. Damals war die liberale Partei gleichsam noch jungfräulich von einer heiligen Begeisterung für das Wohl und die Ehre des deutschen Gesammtvaterlandes ergriffen und noch nicht in die Doctrin verrannt. Ich konnte also gar keinen Anstand nehmen, mich ihr freudig anzuschließen. Da wollte mir nun aber der alte Paulus wieder einen bösen Streich spielen, und schickte wieder wie vor fünf Jahren einige hundert Abdrücke einer Nummer der Speierer Zeitung ins Land, in der er den Württembergern rieth, mich doch ja nicht zum Abgeordneten zu wählen. Wie er ihnen früher abgerathen hatte, mich ins Bürgerrecht aufzunehmen, weil ich aus der Schweiz komme und ein gefährlicher Demagoge sei, so warnte er sie jetzt vor meiner Wahl zum Abgeordneten, weil ich eben erst aus Oesterreich gekommen und der Reaction verkauft sei. Dieser Schmähartikel wurde wirklich in einigen Oberamtsbezirken, wo man mich zur Wahl vorgeschlagen hatte, ausgetheilt, aber ohne alle Wirkung. Ich wurde im Schwarzwaldkreise im Oberamtsbezirk Balingen mit großer Stimmenmehrheit gewählt, nachdem ich mich dort persönlich vorgestellt und zu Laufingen

mitten in dem schönen Felsenthal zwischen Balingen und Ebingen, am 21. Dezember, einem schönen hellen und schneelosen Wintertage vor den zahlreich versammelten Bauern meine erste Volksrede frisch und fröhlich gehalten hatte.

Ich habe später noch gar oft mit den schwäbischen Bauern verkehrt und gegen die Voraussetzung meiner städtischen Freunde stets warmen Anklang bei ihnen gefunden. Trotz meiner norddeutschen Mundart sprach ich so deutlich, daß sie mich alle wohl verstanden. Sie wußten, daß ich ein vollkommen unabhängiger Mann sei und mit der Regierung nichts zu schaffen habe. Sie erkannten, daß ich selbst einmal auf dem Lande gelebt hatte und mich auf die bäuerlichen Interessen, Sorgen, Vortheile, Sympathien und Antipathien ganz gut verstand. Endlich setzte ich ihnen in der Hauptsache kurz und klar auseinander, was etwa auf dem Landtage vorkommen und wie ich mich dazu verhalten würde. Das alles gefiel ihrem natürlichen Verstande.

Auf dem Rückwege frühstückte ich in der Post in Tübingen, als ein eleganter Reisewagen vorfuhr, aus dem ein alter und ein junger Herr mit einem etwa 15jährigen Knaben ausstiegen. Sie setzten sich zu mir, um ebenfalls zu frühstücken. Ich hatte meinen damals fünfjährigen Sohn Rudolf auf dieser Reise mitgenommen, einen hübschen blondlockigen Knaben, mit dem der ältere fremde Knabe sich bald zu necken und endlich zu balgen anfing. Unterdeß hatte sich der alte Herr wieder entfernt, und der junge Herr ließ sich mit mir in ein ernstes Gespräch ein, in dem er mich mit einem sehr edlen Anstand über die Universität Tübingen und die württembergischen Verhältnisse frug. Die Knaben lärmten so laut, daß wir ihnen Ruhe gebieten mußten. Dann kam der alte Herr wieder, und alle drei fuhren rasch davon. Jetzt erst erfuhr ich von der Posthalterin, es seien die Prinzen August und Maximilian von Leuchtenberg gewesen, die zu ihrer Schwester nach Hechingen fuhren, um bei ihr die Weihnachten zuzubringen. Prinz August, schön gewachsen und blond, hatte ganz die Wittelsbachsche Physiognomie und kam mir so

liebenswürdig vor, daß ich nur mit Wehmuth wenige Jahre später seinen frühen Tod erfuhr. Er hatte nämlich kaum die Königin von Portugal, Maria da Gloria geheirathet als er plötzlich starb. Sein jüngerer Bruder Maximilian war damals ein schöner wohlgebildeter Knabe, schwarzhaarig und mit mehr französischer Physiognomie. Er heirathete später die Großfürstin Marie von Rußland und ist gleichfalls jung gestorben.

Am Neujahrstage 1832 empfing ich die Wahlurkunde.

Inzwischen blieb der König immer noch seinem System treu, die Eröffnung des Landtags zu verschieben, bis die Wellen der Zeitbewegung sich immer mehr würden gelegt haben. Die belgische, die polnische Revolution waren beendigt. Ludwig Philipp lenkte ganz sanft wieder in das alte Geleis der Restauration ein. Man mußte auch von Seite Metternichs und des Bundestags neue Repressivmaßregeln erwarten. Es war also hohe Zeit für die württembergische Kammer, wenn sie noch einen Rest des günstigen Windes benutzen wollte, der seit dem Juli 1830 die liberalen Segel in Deutschland geschwellt hatte. Wir wollten hauptsächlich dem Bundestage durch eine Erklärung zuvorkommen, von der wir erwarten durften, sie werde nicht ohne Eindruck bleiben, weil die württembergischen Stände sich 1815 und 1819 den Ruf erworben und verdient hatten, durch Takt und Energie allen andern deutschen Ständeversammlungen als Muster dienen zu können. Im Uebrigen waren unter uns Neugewählten viele noch junge und feurige Männer, welche wie ungeduldige Rosse aus den Nüstern dampften und mit den Füßen scharrten, weil sie sich noch nicht in den Kampf stürzen durften. Da nun keine Hoffnung vorhanden war, daß der König aus eigenem Antriebe die Stände bald eröffnen würde, glaubten wir in unserm Rechte zu sein und einen allgemeinen Wunsch unserer Wähler auszusprechen, wenn wir den König erinnerten, es sei zur Kammereröffnung Zeit.

Wir veranlaßten daher von Stuttgart aus eine Zusammenkunft aller in die zweite Kammer gewählten Abgeordneten des Landes in dem reizend gelegenen Bad ort Boll gegenüber dem Hohenstaufen

am 30. April. Die Mehrzahl derselben fand sich ein. Meine alten Freunde Schott und Uhland vertraten die ältere Opposition, denn sie hatten schon bei Gründung der Verfassung für das alte Recht gekämpft. Unter den jüngern nahm den ersten Rang Paul Pfizer ein, dessen Briefwechsel zweier Deutschen kurz vorher das größte Aufsehen erregt und ihm wegen seines hohen und reinen Patriotismus die allgemeinste Achtung gewonnen hatte. Ueberdies war seine edle und bescheidene Persönlichkeit nur geeignet, diese Achtung zu erhöhen. Der praktischste von allen, Kriegsrath Römer, machte sich damals noch weniger bemerklich und entwickelte sein siegreiches Talent erst später in der Kammer. Ebenso der sanfte Doctrinär Duvernoy. Außer ihnen waren damals in Voll noch eine gute Zahl der biedersten Männer versammelt, der immer glühende Doctor Walz der ein Bruder des ausgezeichneten Directors der landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim war, Rechtsconsulent Minschel, Procurator Wiest von Ulm, Zais von Cannstadt, Oeffner von Eßlingen, Dörtenbach von Calw, Raidt von Niederau ꝛc. Von der Ritterschaft hatten sich Graf Maldeghem, Graf Degenfeld und Freiherr von Ow eingefunden. Der letztere, ein liebenswürdiger Lebemann, wollte Abends beim vollen Becher alle Feudallasten zum fünfzehnfachen Betrage ablösen, am nüchternen Morgen jedoch nur zum achtzehnfachen Betrage, der später in der Kammer noch zum 22½fachen gesteigert wurde. Es ging an jenem Abend in Voll überhaupt außerordentlich lebhaft zu. Man beschloß, am andern Morgen eine Adresse an den König zu berathen, hatte aber noch gar keine vorbereitet. Sie sollte also schnell noch in der Nacht durch ein kleines Comité, in das auch ich gewählt wurde, entworfen werden. Meine Collegen waren aber so weinselig oder schläfrig, daß sie mir das Geschäft allein überließen. Ich schrieb nun die Adresse, die am andern Morgen mit wenigen Amendements angenommen und dem König überschickt wurde.

Derselbe hielt aber die blos gewählten und noch nicht einberufenen und beeidigten Abgeordneten nicht für berechtigt, mit ihm durch Adressen zu sprechen. Ernst Münch ließ eine angebliche Correspon-

denz aus Paris abdrucken, worin nichts Geringeres gesagt war, als daß wir in Voll auf Kosten Frankreichs ein Bachanal gefeiert hätten, denn der Champagner, in dem wir geschwommen, sei mit französischem Gelde bezahlt worden, welches durch die Hände eines Advocaten und eines Literaten gegangen sei, und unter diesen konnten nach der Fassung nur Schott und ich verstanden sein. Wir reclamirten natürlich, und Mebold bewies aus dem Datum, daß jene Correspondenz gar nicht aus Paris angelangt sein konnte, sondern in Stuttgart geschmiedet war. Die Absicht des Correspondenten mißlang völlig. Der Verleumder wurde mit allgemeiner Verachtung bestraft.

Zum Beweise, wie wenig sich der König durch die Abgeordnetenkammer drängen lassen wolle, wartete er beinahe noch ein Jahr und ließ die Stände erst am 15. Januar 1833 durch den Minister des Innern von Schlayer eröffnen. Das war der ehemalige Regierungsrath, den ich zuerst in Stuttgart kennen gelernt, an den mich List empfohlen hatte und dessen Tischnachbar ich über ein Jahr lang im Waldhorn gewesen war. Ein ausgezeichneter Jurist und Regiminalbeamter, war er der allezeit streitbarste Kämpfer für die Staatsomnipotenz, sowohl gegenüber der Kirche und Aristokratie, als gegenüber der bürgerlichen Opposition (von einer demokratischen Partei wußte man damals noch nichts).

Die Opposition brachte nur etliche und dreißig Stimmen auf, blieb also in den wichtigsten Fragen in der Minderheit. Ich hing mich deswegen an die äußerste Linke, um durch Zähigkeit und Muth ersetzen zu helfen, was unserer Partei an Stimmen fehlte. Die Sitzung dauerte nur zwei Monate, denn die von Paul Pfizer eingebrachte Motion gegen das bundesrechtswidrige und volksfeindliche Verhalten des damaligen Bundestags führte eine so starke Sprache, daß es nothwendig schien, dieselbe frischweg durch Auflösung der Kammer zum Schweigen zu bringen. Dieselbe erfolgte am 22. März und die Session erhielt den Namen des vergeblichen Landtags. Die Häupter der Opposition hatten indeß doch Gelegenheit gehabt, ihren guten Willen und ihr Talent zu zeigen, und so wurden sie alle,

auch ich, wieder in die neue Kammer gewählt, die am 30. Mai zusammentreten mußte, um das Budget zu erledigen. Meine geringen Verdienste wurden im folgenden Jahre von meinen Wählern mit einem großen silbernen Ehrenbecher belohnt, der mir in Balingen, dessen Straßen dabei illuminirt waren, am 9. Februar feierlich überreicht wurde. Wir hatten dann noch in den Jahren 1835, 1836 und 1838 längere ständische Sitzungen, worin mehrere wichtige Gesetze verabschiedet wurden, vor allen ein Strafgesetzbuch. Auch wurde damals der Zollverein bestätigt. Da aber der Opposition nicht möglich war, eine Reform des deutschen Bundes herbeizuführen und sie sich meist auch in Fragen der innern Gesetzgebung überstimmt sah, trat sie 1838 gemeinschaftlich aus und ließ sich das nächstemal nicht wieder wählen.

Ein geschichtliches Interesse konnten diese Landtage eines kleinen Staates in jener Periode nicht darbieten. Ich beschränke mich daher nur auf einige Erinnerungen, die jene Zeit charakterisiren und woraus man erkennen mag, wie sehr sich seitdem die Dinge geändert haben.*) Der Bischof von Rottenburg Doctor Keller, entbehrte nicht nur aller persönlichen Würde, so daß die unsaubersten Anecdoten von ihm herumgetragen wurden, sondern diente der Regierung auch als blindes Werkzeug. Unendlich viel mehr Verstand besaß sein Generalvicar Baumann, war aber ebenso ganz dem Interesse der Staatsgewalt hingegeben. Daher kamen unglaubliche Dinge vor. Im Regierungsentwurfe des neuen Strafgesetzbuchs waren demjenigen Geistlichen, dem ein Verbrechen in der Beichte vertraut wurde und der dasselbe nicht sofort bei der weltlichen Behörde zur Anzeige brachte, zwei Jahr Arbeitshausstrafe angedroht. Gegen dieses Attentat auf die Heiligkeit des Beichtgeheimnisses erhob sich kein Geistlicher, weder von der katholischen, noch von der lutherischen Seite. Von jener war es der Freiherr von Hornstein, ein alter Kürassieroffizier, und von dieser

*) Um des geringen Interesses willen, das dieser Theil für das allgemeine Publikum hat, sind viele Stellen des Manuscripts gestrichen worden.

Anm. des Herausg.

ich allein, die wir uns für die Kirche wehrten. Obgleich es sich von selbst verstand, daß katholischen Priestern der Bruch des Beichtgeheimnisses nicht angesonnen werden durfte, hatte sich der Minister doch gar nicht genirt, es auch diesen anzusinnen. Der lutherische Geistliche sollte der Sache nach nicht hinter dem katholischen zurückstehen, wenigstens wäre es eine Schande für ihn, wenn er eine Beichte ausplaudern dürfte. Doch waren mir die örtlichen Kirchengesetze nicht bekannt. Ich frug daher die sechs Prälaten, wie der Gegenstand in den schon zurecht bestehenden württembergischen Kirchengesetzen aufgefaßt sei. Sie erhoben sich alle und erklärten, es bestehe kein Gesetz, welches der Regierung in dieser Frage hindernd in den Weg trete. „Nun wohl, rief ich, wenn kein lutherisches Kirchengesetz darüber besteht, so gilt auch für uns noch das katholische. Denn wir Protestanten sind alle noch Katholiken, ausgenommen in Bezug auf die Punkte, in Betreff deren wir ausdrücklich protestirt haben. Wenn dieser Paragraph durchgeht, will ich lieber meinen Deputirtenmantel zerreißen und mein Mandat niederlegen." Dennoch wäre der Paragraph in das neue Gesetzbuch gekommen, wenn ihn nicht das Votum der ersten Kammer glücklich beseitigt hätte.

Man berieth unter anderm ein neues Skortationsgesetz. Dabei ließ sich mein alter Freund Schott durch die Doctrin so weit verführen, daß er behauptete, jeder Mensch habe das Recht, mit seinem Körper anzufangen, was er immer wollte, wenn es nur die Rechte eines andern nicht verletze. Mit vieler Ruhe und Geistesgegenwart erwiderte ihm der Justizminister Schwab, Bruder des Dichters: „dann werden Sie auch den Incest zugeben und entschuldigen." Schott verwahrte sich feierlich. „Aber Ihr Princip, sagte Schwab, würde dahin führen."

Im Juni 1833 hatten die Mitglieder der württembergischen Kammeropposition eine Zusammenkunft mit denen der badischen in Pforzheim. Rotteck kannte ich schon von früher, Welcker aber war mir neu. Ich will die vielen andern alle nicht aufzählen. Genug wir waren sehr vergnügt und machten alle Brüderschaft. Gefährlich war diese Versammlung dem Metternich'schen Systeme vorläufig frei-

lich nicht, denn die Oppositionen hatten damals erst nur fromme Wünsche. Rotteck mußte ein tüchtiges Feuer von württembergischer Seite aushalten, denn wir warfen ihm mit Recht vor, warum er noch immer mit Ernst Münch correspondire, ihn zu seinem Biographen mache ꝛc.? Rotteck entschuldigte sich mit der absoluten Nothwendigkeit, schonend mit diesem Münch verfahren zu müssen, weil er ihm früher zu viel Vertrauen geschenkt habe und zu sehr durch ihn compromittirt werden könnte, wenn er feindlich wie wir gegen ihn auftrete. Welcker hatte ein auffallend rothes Gesicht und glühte immer wie unser Freund Walz. Seine Rede war laut, eindringlich, unermüdlich, aber immer zuweit ausgedehnt. Die Grundehrlichkeit seiner Natur ließ sich nirgends verkennen. Er hatte trotz der französischen Doctrin, in der er festgerannt war, und trotz des Katheders doch noch viel von der alten Energie und Ungeniirtheit der Burschen- und Turnerzeit beibehalten. Auch blieb ihm immer etwas Jugendliches, daher er sich leicht hinreißen ließ. Die badische Regierung gab in ihrer Schwäche und nicht ohne eine kleine Hinterlist zuweilen der zweiten Kammer nach und kokettirte mit dem Liberalismus, um sich populär zu machen, indem sie wohl wußte, wenn die Kammer zuviel verlange, werde sie der Bundestag schon auf die Finger schlagen. So hatte in jener Zeit einmal sowohl die erste Kammer, als die Regierung in Baden dem heißen Verlangen der zweiten Kammer nach Preßfreiheit nachgegeben und die Censur war aufgehoben worden. Damals rief Welcker in der Kammer mit Donnerstimme dreimal Triumph! und glaubte wirklich, nun sei der Anfang mit der Preßfreiheit gemacht. Aber schon am nächsten Tage kam Gegenbefehl von Frankfurt. Der allmächtige Bundestag verbat sich solche Dummheiten. Welcker war außer sich; aber das Ministerium zuckte die Achseln, bedauerte sehr ꝛc., item es blieb bei der Censur.

Ich schloß mich der liberalen Opposition nur in soweit an, als sie dazu diente, das mir in tiefster Seele verhaßte Metternich'sche System im Bundestage zu bekämpfen, während ich mich nicht entschließen konnte, derselben Opposition in die französische Doctrin

hineinzufolgen. Besonders in kirchlichen und sittlichen Fragen pflegte ich mich von der Opposition zu trennen, was mir inzwischen von meinen damaligen Parteigenossen nicht allzu übel genommen wurde, wenn ich nur in der Hauptsache, dem Anstürmen gegen den Bundestag, mit ihnen ging.

Im Allgemeinen fiel es mir in dieser doch ziemlich lange dauernden Zeit oft schwer auf das Herz, daß die Opposition der dreißiger Jahre doch so gar nichts mehr von der Begeisterung der Freiheitskriege an sich hatte, daß die Strömung der Zeit sogar gegen die eigentlich nationalen Interessen gerichtet war. An das große Vaterland dachten die Wenigsten; nur Freiheit verlangte man nach der französischen Doctrin und schwärmte für Polen, Italiener und Griechen mehr als für Deutschland. Da sich die Opposition überdies in der Minderheit befand und durch Ludwig Philipp in Frankreich selbst sehr gezähmt wurde, verlor sie auch ihre Gefährlichkeit in Deutschland, wurde allmählich zu einem bloßen Maulheldenthum, und es waren nur wenige Jahre nach der aufregenden Julirevolution vergangen, als das gebildete Philisterthum auch schon zu seinen alten Bequemlichkeiten zurückkehrte.

Den bittern Empfindungen, die mich damals beschlichen, gab ich Ausdruck in einem Gedicht, welches im Morgenblatt von 1836 Nr. 261 abgedruckt wurde und sich auf das Nordlicht bezog, welches am 18. October desselben Jahres in seltener Schönheit am mitternächtlichen Himmel aufging.

Das Nordlicht am 18. October 1836.

Ein Tag, dem alle Tage gleichen,
Und eine ganz gemeine Nacht;
Langweilige Philister schleichen
Bereits nach Hause mit Bedacht.

Der hat die alten Witze heute,
Und jener Gottes angebracht,
Der hat auf Kosten andrer Leute,
Sie haben über ihn gelacht.

Und Mancher grollt den andern allen,
Weiß nicht, was ihn verdrießlich macht,
Und kalte, feuchte Nebel wallen
Und schleichen giftig durch die Nacht.

Da plötzlich wird es licht, es spaltet
Ein heller Schein die schwarze Nacht,
Ein Nordlicht wunderbar entfaltet
Die glühendrothe Strahlenpracht.

Der Himmel, der dem Volk in Nöthen
Verlieh die heil'ge Gottesmacht,
Will nun für uns vor Scham erröthen,
Daß keiner mehr daran gedacht.

Das Blut, das einst für uns geflossen
In Leipzigs großer Völkerschlacht,
Hat seinen Widerschein ergossen
Am Firmament um Mitternacht.

Verhängnißvolle Siegesfeier
In nie zuvor gesehner Pracht,
Von Berg zu Berge heil'ges Feuer,
Von Geisterhänden angefacht!

Sprecht, welcherlei Geschickes Boten
Seid aus den Gräbern ihr erwacht,
Daß man euch Todten nicht verboten
Zu feiern die Oktobernacht?

Ich hatte in den folgenden Jahren öfter Gelegenheit in das badische Treiben hineinzublicken. Der damalige Minister Nebenius, brachte mehrere Jahre hintereinander im Sommer einige Wochen im Bade Cannstadt zu, wo wir viel miteinander verkehrten. Nebenius war der größte Verehrer Karl Friedrichs und des von ihm eingeführten Systems. Er selbst rühmte sich, fast alle Gesetze, die in Baden galten, zuerst entworfen zu haben. Doch war er eine sanfte Natur und konnte Widerspruch ertragen, woran es von meiner Seite nicht fehlte, da er sogar die Spielhölle in Baden-Baden, als eine Geldquelle für den Staat, eifrig vertheidigte.

Nebenbei will ich hier bemerken, daß ich am Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre, wenn ich nach Baden-Baden hinüber kam, mehrmals den damals regierenden Kurfürsten von Hessen am Roulette sitzen sah. Er hatte einen schönen Bart und sah in der That fürstlich aus, doch entstellte ihn ein eigenthümlicher Zug von Gemeinheit, dem auch die Kameradschaftlichkeit entsprach, mit der er sich zu den confiscirten Gesichtern der Croupiers an den grünen Tisch setzte und vom Morgen bis in die Nacht daran sitzen blieb. Gewöhnlich lagen Haufen und Rollen von Gold vor ihm, die er abwechselnd verlor und gewann. Als ich ihn einmal so beobachtete, murrte etwas hinter mir und machte heftige Bewegungen. Als ich mich etwas unwillig umdrehte, war es ein Herr, der sich höflich entschuldigte und mir zuflüsterte, er sei ein Kurhesse und könne nicht ohne Zorn zusehen, wie der Kurfürst das Geld des armen Hessenvolks verspiele.

Außer Nebenius besuchte das Bad Cannstadt auch der Präsident der zweiten badischen Kammer, nachmaliger Minister Bekk, der ihm sehr befreundet war und ebenfalls von dort viele kleine Partien mit uns machte. Von Karlsruhe kam auch gewöhnlich Hofrath Kühlenthal, Professor am Polytechnikum, später Geheimer Hofrath, ein blonder, sehr blutreicher und rosenfarbener alter Herr, nach Cannstadt. Er hatte so außerordentliche Aehnlichkeit mit dem berühmten Welcker, daß ich sie mehreremale miteinander verwechselte, war aber eine viel sanftere Natur, ungemein bieder und von der liebenswürdigsten Geselligkeit. Er reiste einmal mit Mittermayer nach Italien und bat mich um eine Empfehlung dahin, weil ich kurz vorher selbst in Italien gewesen war. Herr von Czörnig, Vertrauter des Grafen Palffy, des Gouverneurs der Lombardei, hatte mich gleich bei meiner Ankunft in Mailand aufgesucht und mir insinuirt, er sei beauftragt, mich in alle öffentlichen Institute einzuführen, wenn ich je etwas über die Lombardei schreiben wollte. Ich hatte ihm auf das verbindlichste gedankt, weil ich mich damals nicht in Mailand aufhalten wollte, sondern nach Rom und Neapel eilte, behielt mir aber vor, ein andermal von seiner Güte Gebrauch zu machen. An ihn nun empfahl ich Mittermayer

als einen der berühmtesten deutschen Juristen. Dies hatte zur Folge, daß Mittermayer und Kühlenthal auf das zuvorkommendste in Mailand empfangen wurden. Mittermayer wurde beim Gouverneur zur Tafel gezogen und war so befriedigt durch die in der That musterhaften Wohlthätigkeitsanstalten in Italien, daß er ein besonderes Werk darüber geschrieben hat.

Meinem alten poetischen Freunde, dem badischen Oberfinanzrath Heß, gewann ich eine Wette ab. Wir saßen zusammen in Baden-Baden beim köstlichen Deidesheimer und sprachen vom Zollverein, gegen den sich damals Baden noch sträubte. Ich behauptete, bis zu einem gewissen Tage werde Baden dennoch in den Zollverein eingetreten sein. Er sagte dagegen, er müsse besser als ich wissen, wie die badische Regierung gesinnt sei, und wettete, er wolle mir ein Faß Deidesheimer ins Haus schicken, wenn ich Recht habe. Ich dachte gar nicht mehr daran, als der Zollanschluß Badens wirklich noch vor dem von mir bezeichneten Termine stattfand, und wurde angenehm überrascht, als mir das Faß mit dem köstlichen Weine ins Haus gebracht wurde.

Ich empfing damals auch den Besuch einer der interessantesten Berühmtheiten Badens, nämlich den des Major von Hennenhofer, von dem bekanntlich das Gerücht ging, er habe das ganze Unglück des Caspar Hauser verschuldet. Gewiß ist, daß er der Günstling und die rechte Hand des Großherzog Ludwig war. Hennenhofer hatte allerdings in dieser Stellung so vieles Schlimme, was jenem Ludwig zur Last fällt, wenn nicht gefördert, doch auch nicht gehindert. Man hat ihn aber nie zur Rechenschaft gezogen, angeblich weil er zuviel wußte und man durch den ehrenvollen Ruhestand, in welchem er in Freiburg leben durfte, seine Verschwiegenheit erkaufte. Er war eben so häßlich, als liebenswürdig. Man konnte erschrecken, wenn man ihn sah, aber sich nicht zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne ihn liebzugewinnen. Sein Geist, sein vieles Wissen, seine Munterkeit bezauberten jede Gesellschaft. Er hatte einmal in strenger Winterzeit als unscheinbarer Reisender in einem Gasthof zu Ebingen den Rechen-

schaftsbericht mit angehört, den ich in Bezug auf meine ständische Thätigkeit in einer Volksrede vor meinen Wählern ablegte und erinnerte mich an diese Scene. Ich benutzte seinen Besuch sogleich, um ihm einige Fragen von geschichtlichem Interesse vorzulegen, und ich verdankte nicht nur seiner Kenntniß der Dinge manche mir wichtige Aufklärung, sondern er theilte mir auch Actenstücke mit, namentlich aus dem Rastatter Archive vom Jahr 1798. Er kam mehreremale nach Stuttgart. Der damalige preußische Gesandte, von Rochow, utilisirte ihn ebenfalls und auch der sehr intelligente württembergische Exminister Kapff war gut mit ihm bekannt. Wir brachten einmal bei Rochow einen sehr vergnügten Mittag mit ihm zu und ich besuchte ihn später in Freiburg.

Der Ruf der Unabhängigkeit, den sich mein Literaturblatt erworben hatte, veranlaßte viele jüngere und ältere Männer, die damals schon oder erst später einen politischen Ruf erlangten, sich an mich zu wenden und mir ihre Schriften zu schicken. So die Siebenpfeiffer und Savoie, Hansemann, der später preußischer Minister wurde, sogar der Jude Jakoby von Königsberg, der in Celle gefangene Doktor König. Merkwürdige Gegensätze begegneten sich oft an meiner Schwelle. Der Major, später General von Prittwitz, der die Bundesfestung Ulm ausbaute, ein Freund meines Bruders in Berlin, besuchte mich von Ulm aus öfter, wie auch sein liebenswürdiger Hilfsarbeiter, damals Hauptmann, jetzt General Völker, der eine Württembergerin heirathete. Prittwitz war ein höchst lebhafter und genialer Mann, mit dem ich schon in der ersten Viertelstunde Streit bekam, was uns jedoch nicht von einander trennte. Er war nämlich politischer Optimist und schwärmte in seinen Schriften für das communistische Ideal einer gleichmäßigen Ausbeutung aller Erdengüter und deren gleiche Vertheilung an alle Menschen. Der Westphale Marcard, der mit mir correspondirte, faßte dagegen das Elend des Volks als Wirkung der modernen Gesetzgebung und des Fortschritts auf. Eine der originellsten Bekanntschaften war mir die von Hofrath Perner, dem Gründer der Thierschutzvereine, der mir

einmal in München ein glänzendes Diner gab und mir regelmäßig alle seine Veröffentlichungen zuschickte.

Mehrmals erhielt ich Besuche vom alten Ueberall und Nirgends, Oberjustizrath Reigebaur aus Bromberg, der immerfort reiste, immerfort Reisehandbücher schrieb, überall Orden taxen zu tragen verstand und seine Brust schon ganz damit bedeckt hatte, während er anonym die verbissensten Schmähschriften gegen den Adel ausgehen ließ. Ein merkwürdiges Kind seiner Zeit war auch der Breslauer Buchhändler Pelz, eine mephistopheliſche Natur, der 1848 in Stuttgart zubrachte und hier den bisher sehr loyalen Oekonomierath Mögling verführte, sich im folgenden Jahre in den Strudel der badischen Revolution zu stürzen, in der er eine Heldenrolle gespielt hat. Pelz zog sich nach Nordamerika zurück, von wo aus er mir noch mehrmals Zusendungen gemacht hat. Das Witzigste, was er je geschrieben hat, ist das anonym erschienene Buch Hephatha, eine meisterhafte Satire auf die Breslauer Freimaurerlogen.*

Einer der merkwürdigsten Geschichtschreiber Oesterreichs war Palacky in Prag. Nachdem ich öfter gegen ihn polemisirt hatte, besuchte er mich in Stuttgart. Man kann sich keine intelligentere und zugleich schlauere Physiognomie von altbussitischem Zuschnitt denken, wie die seinige. Er gab sich viele Mühe, mich zu umwickeln, als ob er eine Spinne, ich aber nur eine große dumme Brummfliege gewesen wäre. Indem er nur protestantische, specifisch preußische Gewohnheitsideen und Sympathien und bestimmte Antipathien gegen Oesterreich bei mir voraussetzte, suchte er mir darzuthun, wir befänden uns eigentlich auf dem gleichen Standpunkt, ich sollte ihn daher nicht immer anfeinden, sondern mit ihm gemeinschaftlich agiren. Was er gegen die Deutschen schreibe, sei ja gar nicht gegen die Deutschen, sondern nur gegen die Oesterreicher geschrieben. Gegen das herrschende Metternich'sche System müßten wir alle gemeinschaftlich kämpfen, und wenn am Ende das große Reich auch in Stücke ginge,

* Pelz negirte laut mir gemachter Mittheilung auch eine Zeitlang in Leipzig, wo er sich den Ehrennamen „Schweinepelz" erwarb. Anm. des Herausg.

was würde das schaden? Dann würde sich Böhmen einfach an Preußen anschließen, würden in Böhmen altes Hussitenthum und neuer Deutschkatholicismus verschmolzen werden, würde die Versöhnung mit dem protestantischen Deutschland, vorzugsweise Preußen, auch durch das constitutionelle System befördert werden, welches dann freilich überall in Deutschland eine Wahrheit werden müßte ꝛc. Das alles war gut ausgedacht, bestach mich aber nicht, denn ich wußte wohl, wie tief dem schlauen Czechen der Panslavismus im Herzen saß. Ich lobte, daß er für seine Nation so viel Eifer zeige, erklärte ihm aber, daß mir der Eifer für die meinige nicht erlaube, das zu glauben, was er mir sage, denn er werde die nichtösterreichischen Deutschen wohl benutzen wollen gegen Oesterreich, aber nur um beide zum Vortheil des Slavismus zu schwächen. Das bewährte sich auch bald, denn in der Revolution von 1848 stellte Palacky in Prag ein ganz anderes politisches Programm auf als das, was er mir in Stuttgart vorzuspiegeln versucht hatte. Er schloß sich, als Oesterreich in Noth und Verfall kam, nicht an Preußen, nicht an das protestantische Deutschland, nicht an das Frankfurter Parlament an, sondern betrieb einen allgemeinen Slavencongreß und trat als ein offener Feind nicht etwa Oesterreichs, sondern der ganzen deutschen Nation auf. Als Windischgrätz den Slavencongreß gesprengt hatte, kam Palacky nicht nur ganz ungekränkt davon, sondern war auch nahe daran, in Wien Minister zu werden, blos weil er durch seinen großen Einfluß auf die Czechen deren ganzes Gewicht wieder in die Waagschale der kaiserlichen Partei warf. Das war nämlich das beste Mittel, sofern einmal das panslavistische Ideal noch nicht verwirklicht werden konnte, den Böhmen wenigstens innerhalb des österreichischen Kaiserthums das größte Ansehen zu verschaffen.

Im Jahr 1837 besuchte mich ein ungarischer junger Edelmann, der nachher nur zu berühmt gewordene Pulski. Er kam aus England, hatte ein Buch über dieses Land geschrieben und bat mich, ihm einen Verleger dafür zu verschaffen, was ich auch sogleich that. Er war ein schöner feuriger Jüngling. Ihn begleitete sein reicher Onkel

Fejerwar, welcher Weinberge in der Hegyala, auch eine Opalgrube besaß und mir nachher fünfzig Flaschen edlen Tokayer schickte. Pulszki korrespondirte mit mir, allein ich konnte seinen anfangs nur leise sich ankündigenden, bald aber immer gewaltiger aufbrausenden Magyarismus nicht vertragen. Einmal wankte er sich wieder der deutschen Seite zu, fiel aber nochmals ab und wurde im Jahre 1848 der fanatische Anhänger Kossuths, als dessen Agent er, mit dem niederträchtigsten Judengesindel im Bunde, dem Pöbel Geld spendete und am Morde des edlen Ministers Latour keineswegs unschuldig war.

Nicht lange vor der Märzrevolution hielt sich Matthias Koch, der Oesterreicher, eine Zeitlang bei uns in Stuttgart auf, ein kleiner, magerer, immer mißtrauisch um sich blickender, aber sehr regsamer Mann. Als Beamter des letzten Fürsten von Dietrichstein war er in Geldansprüchen verkürzt worden und hatte in dem Kaiserstaat mit so viel Corruptionen zu kämpfen gehabt, daß sich daraus sein Mißtrauen gegen die Menschen wohl erklären ließ. Es quälte ihn auch hier, denn er bildete sich ein, man halte ihn hier für einen österreichischen Spion. Ich hatte viele Mühe, es ihm auszureden. Es gelang mir aber doch, da auf meine Bitte der damalige Vorstand des Stuttgarter Museums, der allgemein geachtete Obersteuerrath Lempp, persönlich zu ihm ging und ihm sagte, er selbst habe ihn zum Mitglied der Museumsgesellschaft vorgeschlagen, woraus er ersehen werde, daß man kein Vorurtheil und nicht den mindesten Verdacht gegen ihn hege. Das freute nun den guten Koch sehr und er verlängerte seinen Aufenthalt in Stuttgart. Koch war ein edler Mensch und ein warmer deutscher Patriot, wie es in ganz Oesterreich keinen zweiten gab. Er war einer der ersten, der es wagte, den Zorn Metternichs und seiner Creaturen gegen sich herauszufordern, sofern er die systematische Vernachlässigung des deutschen Elements in Oesterreich scharf tadelte. Unter anderm trat er dem Wahn entgegen, demzufolge die Tiroler von den alten Etruskern abstammen sollten. Ein Wahn, der verbreitet wurde, um den Anspruch der Italiener auf das deutsche Land bis zum Brenner scheinbar historisch zu begründen.

In den Sturmtagen Wiens 1848 wagte Koch mitten in der fanatisirten Hauptstadt Vernunft zu predigen, und setzte sich dabei der größten Gefahr muthig aus. Auch erkannte er sehr richtig, welches Unheil die süd- und westdeutsche Demokratie in der Paulskirche zu Frankfurt anrichte. Ich besitze noch ein Schreiben von ihm, worin er mir seine besonnenen Ansichten mittheilte. Ein sehr gutes Werk schrieb er auch über Philipp II. und die Niederländer, wofür ihm reiche Quellen im Dietrichstein'schen Archive zu Gebote standen; denn ein Dietrichstein war als kaiserlicher Gesandter am Hofe zu Madrid gewesen und hatte alles scharf beobachtet. Matthias Koch war einer der tüchtigsten Männer in Oesterreich, eben deshalb aber verkannt und zurückgesetzt.

Den Professor **Constantin Höfler**, der später nach Prag und dort als guter Deutscher in Conflict mit den Czechen kam, lernte ich 1835 in Rom kennen und zwar an der Tafel des berühmten Maler Cornelius. Er war damals noch ein junger Mann. Später kam ich wieder mit ihm in Verbindung durch unseren Stuttgarter literarischen Verein, für dessen Bibliothek er interessante Handschriften in der vaticanischen Bibliothek in Rom zum Druck bearbeitete. Er theilte mir seitdem immer die historischen Werke mit, die er herausgab und durch die er sich großes Verdienst erwarb. Er besaß eine große Umsicht in archivalischen Forschungen und legte deren Ergebniß in sehr interessanten Monographien den Deutschen vor Augen. Sein Nachweis, daß Johannes Huß mehr von czechischem Deutschenhaß, als von reiner Gottbegeisterung und Wahrheitsliebe getrieben war, hätte größere Beachtung in Deutschland verdient, als er gefunden hat.

Zu den seltensten Ausgeburten der Zeit, in denen oft die heterogensten Eigenschaften sich verschmelzen, gehörte **Friedrich Rohmer** aus München, ein geistvoller junger Mann, der in seinen politischen Schriften besonnenes Urtheil und einen scharfen Verstand kundthat, in seinem Privatleben aber als ein Freyher gelten wollte, seinen nächsten Freunden Pflichten wie Jüngern und Aposteln auf-

legte und sogar eine mysteriöse kaiserliche Abstammung seiner gewandten kleinen Person fingirte. Er starb frühe. Eine Zeitlang hatte er in Zürich gelebt, in sehr intimer Freundschaft mit Bluntschli, den er gern seinen Schüler nannte und der mit ihm in Zürich noch die Radicalen bekämpfte, später aber in Heidelberg ins Lager der Fortschrittsmänner überging.

In Stuttgart war Rehmers treuester Anhänger der Regimentsarzt Duttenhofer, in demselben Hause geboren, welches ich 1833 gekauft hatte. Sein Vater, ein Kupferstecher, hatte sich entleibt. Er selbst überwarf sich als junger Thierarzt mit seinen Vorgesetzten und wanderte nach Surinam aus, kehrte erst mit grauen Haaren in die Heimath zurück, trat bei der großen Ausrüstung 1859 in die Armee ein, starb aber bald nachher. Er war ein trotziger Mensch, aber guter Kopf. Seine Uebersetzung des Cid ist viel männlicher und echter spanisch als die von Herder. Auch was er über die menschliche Stimme und über die Negerrace geschrieben hat, ist sehr belehrend.

Ich hatte mich, so lange Friedrich Wilhelm III. lebte, nach Preußen kaum mehr umgesehen. Jede Carriere war mir dort verdorben worden. Nun gab sich aber seit dem Ende der dreißiger Jahre der preußische Gesandte, Herr v. Rochow, viele Mühe, sich mir zu nähern, und auf so feine Weise, daß es nur lächerlich oder grob gewesen wäre, wenn ich ihn hätte vermeiden wollen. Ich lernte einen klugen Mann an ihm kennen, der auf das delikateste meinen Stolz schonte, so daß er sich öfter zu mir bemühte, als ich mich zu ihm. Als wir erst näher mit einander bekannt waren, bestach er mich durch die Offenherzigkeit, mit der er mir Mittheilungen über die Politik des Berliner Hofes machte und mich endlich Jahrelang eine Menge Depeschen lesen ließ, die er bekam. Darunter gehörten auch die Protokolle der Berliner Ministerberathungen, die Protokolle der Militärbundescommission in Frankfurt, des Bundestags selbst, Mittheilungen aus Oesterreich ꝛc. Ich nahm natürlicherweise als Geschichtschreiber lebhaftes Interesse daran, machte mir meine Notizen und bewahrte übrigens das Geheimniß in discretester Weise. Herr v. Ro-

chow saumte jedoch nicht, für seine Gefälligkeit Gegenleistungen zu verlangen, frug mich hie und da um Rath und bat sich Bemerkungen, ja ganze Auseinandersetzungen von mir aus, die dann in seine amtlichen Berichterstattungen übergingen. Da sein Bruder Minister des Innern in Preußen war, suchte er mich durch diesen nach Berlin selbst zu ziehen und brachte mir einmal in einem rothen Saffiankästchen eine Auszeichnung, die ich aber nicht sehen wollte und die er wieder einstecken mußte, indem ich ihm energisch erklärte, ich verachte die ganze Spielerei mit Ordensbändern, und wenn ich auch den guten Willen meines ehemaligen Königs ehren müsse, so werde er doch begreifen, daß es meiner literarischen Stellung unangemessen und mit meinem Unabhängigkeitssinn unverträglich sei, mir eine moralische Verpflichtung auflegen zu lassen. Rochow hatte Verstand genug, das zu begreifen, und wußte die Sache so zu behandeln, daß sie als ungeschehen betrachtet wurde. Sein Bruder aber ließ noch nicht von mir ab, sondern machte mir den förmlichen Vorschlag, nach Berlin überzusiedeln und unter sehr annehmlichen pecuniären Bedingungen die Hauptredaction der preußischen Staatszeitung zu übernehmen. Auch das lehnte ich höflich ab. Die Berliner ärgerten mich aufs neue, indem die Nachricht, ich sei nach Berlin berufen, von dort aus schon in alle Zeitungen überging, ehe mir selbst die Einladung vom Ministerium zukam. Die Verbreiter der Nachricht bildeten sich also wohl ein, es sei gar nicht möglich, daß ein armer Teufel in einem Kleinstaate eine so große Ehre ausschlagen könne.

Als der alte König von Preußen im Jahr 1840 starb, machte der neue König Vieles wieder gut, was früher gesündigt worden war, stellte den alten Arndt wieder an, befreite den alten Jahn von der Polizeiaufsicht, entließ die politischen Gefangenen wie auch die gefangenen Lutheraner in Schlesien, wurde auch den Katholiken gerecht und kehrte somit in vieler Beziehung zu dem christlich deutschen Programme zurück, gegen welches sein Vorfahr so blind gewüthet hatte. Dennoch war Friedrich Wilhelm IV. eine zu weiche, zu wenig energische Natur, um jenes Programm durchzuführen. Majestätisch ge-

nug klang die Rede, mit der er den Fortbau des Kölner Domes einleitete und worin einzig die beiden großen Gedanken „Deutsche Nation und christliche Kirche" verleuchteten. Allein er besaß nicht Entschlossenheit genug, die Buben davon zu jagen, die noch immer in den höchsten Verwaltungs- und Unterrichtsämtern, ihm zum Trotz und Hohne, das alte System fortsetzten. Er schützte nicht einmal seinen neuen Cultusminister Eichhorn gegen sie. Er duldete bei der Jubelfeier der Universität Königsberg, daß Eichhorn unter seinen Augen mit einem pereat beschimpft wurde unter Jubelrufen auf Diesterweg und Dinter, deren ganze Lebensaufgabe gewesen war, das Christenthum in den preußischen Volksschulen auszurotten. Der wohlmeinende König war so schwach, nicht zu merken, wie Alexander von Humboldt, dem er die höchsten Ehren anthat, die einem Unterthanen irgend erwiesen werden können, ihn doch nur verspottete. Unglaublich, aber dennoch wahr und wirklich war die Huld, mit welcher sich der König den jämmerlichen Dichter Herwegh persönlich vorstellen ließ und ihm die Hand drückte, obgleich dieser noch nicht hinter den Ohren trockene Jüngling in seinen Liedern das Volk aufgerufen hatte: „Reißt die Kreuze aus der Erden". Das war derselbe junge Held der Zeit, der ein paar Jahre später unter das Spritzleder des Wagens kroch, auf dem ihn seine muthigere Frau nicht erst nach, sondern vor der Schlacht entführte. Solche Schwachheiten des trefflichen Königs und das Fortregieren und Doctren so vieler Unwürdigen in den preußischen Aemtern hielten mich zur Genüge ab, irgend eine Hoffnung auf den Regierungswechsel in Preußen zu bauen, weder für das große Vaterland, noch für mich.

Inzwischen neigte sich der König von Preußen allmählich denen zu, welche die vom verstorbenen König feierlich versprochene, aber niemals eingeführte Verfassung herbei wünschten. Seinem guten deutschen Naturell widerstrebte die französische Schablone. Er fing daher nur mit Einberufung von Provinzialständen an. Da ich praktisch und theoretisch hinreichend in das Verfassungswesen eingeweiht war und die preußischen Gesandten in den constitutionellen Staaten

angewiesen wurden, ihre Erfahrungen nutzbar zu machen und der Regierung in Berlin in Bezug auf eine weitere Ausdehnung des Verfassungswesens im preußischen Staate Gutachten zu übermitteln und Rathschläge zu ertheilen, so nahm mich Herr v. Rochow mehr als je in Anspruch. Ich weiß nicht mehr, wie viele Schriftstücke ich ihm nach einander geliefert habe, denn Abschriften nahm ich nie. Den Gedankengang, den ich darin verfolgte, findet man aber deutlich wieder in einem Aufsatz über Provinzialstände, den ich in der „Deutschen Vierteljahrschrift" abdrucken ließ. Ich stellte mich darin auf den deutschen Standpunkt und verlangte eine Vertretung, wie nach Provinzen und Volksstämmen, so nach Ständen und Corporationen, mit Abweisung der französischen Schablone, die nur eine Vertretung nach dem Census und nach Köpfen kennt. Ich verwarf darin die Anwendung, welche die liberale Partei von demselben Centralismus machte, den bisher nur der Despotismus für seine Zwecke dienlich erachtet hatte. Ich hatte zwar wenig Hoffnung, daß meine Ideen der Zeitströmung Halt gebieten würden, denn der Liberalismus war ja grade nur wegen seiner Verwirrtheit und französischen Färbung so populär geworden. Aber ich glaubte, wenigstens der König von Preußen und einige Männer von Einfluß, die es treu mit ihm meinten, würden einen Mittelweg einschlagen und Verkehrungen treffen, um das preußische Verfassungswesen wenigstens nicht ganz nach dem französischen modeln zu lassen. Namentlich hoffte ich eine neue Kräftigung des Adels durch Einführung der Primogenitur wie in England. Aber meine Erwartung täuschte mich. Anstatt einen neuen ständischen Organismus zu schaffen, begnügte man sich in Berlin mit einer mechanischen Zusammensetzung aller Provinziallandtage zu einer Versammlung. Im preußischen Februarpatent von 1847 waren zwar mehrere Paragraphen meines Herrn v. Rochow übergebenen Gutachtens wörtlich aufgenommen, aber das hatte jetzt keine Bedeutung mehr. Ich habe immer sehr bedauert, daß ich damals in Preußen nicht mehr erreichen konnte. Dem deutschen Großstaat kam es zu, auf volksthümlicher und geschichtlicher Grundlage ein echt deutsches Verfassungs-

weſen zu ſchaffen. Den mittelſtaatlichen, durchgängig nur von den Rheinbundkönigen octroyirten Verfaſſungen konnte man die franzöſiſche Schablone eher verzeihen.

Denſelben Gedanken, den ich damals anregte, hat zwanzig Jahre ſpäter Odilon Barrot in einer intereſſanten Schrift ausgeſprochen, in der er den Bankerot der liberalen Partei in Frankreich aus dem Centraliſationsſyſtem erklärte, dem man thörichterweiſe gehuldigt habe, was aber immer nur dem Despotismus zu gute kommt.

VII. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849.*

Das politiſche Uebergewicht Frankreichs über Deutſchland ſollte ſich, wie zur Zeit der Julirevolution, ſo auch wieder nach der Februarrevolution kundgeben. Deutſchland hatte wie ein unſelbſtändiger und paſſiver Klotz einen Stoß von Frankreich her empfangen, war davon erſchüttert worden, hatte ein wenig getaumelt und fiel dann wieder in die alte Lethargie zurück, gleich unfähig, weder einem Stoße von Außen zu widerſtehen, noch eine Kraft in ſich ſelbſt zu entwickeln. Wie vor der Julirevolution, ſo ging auch nach derſelben die deutſche Oppoſition in den Schuhen der franzöſiſchen, ohne irgend ſelbſtändig handeln zu können, oder auch nur ſelbſtändig zu denken.

Ludwig Philipp hatte die Krone argliſtig erſchlichen und ſuchte

*) Auch in dieſem Kapitel iſt Vieles, weil veraltet und aus den andern Werken des Verf. hinlänglich bekannt, geſtrichen worden. Anm. des Herausg.

sie durch dieselbe Arglist zu behaupten, ohne eine wahre Thatkraft zu besitzen, oder sich auch nur von einer hohen Idee leiten zu lassen. Seine Arglist bewirkte hauptsächlich die Corruption der Kammer, die sich von ihm bestechen und zu seinem Werkzeug brauchen ließ. Dadurch wurde das moralische Ansehen, welches die constitutionelle Partei bisher genossen hatte, tief erschüttert und der Liberalismus in der öffentlichen Meinung discreditirt. Daher kam von unten her eine neue demokratische Partei auf, welche abgesehen von ihren communistischen Ausschweifungen, ein volles Recht hatte, sich gegen das wucherische Juste milieu und die schlechte Kammerwirthschaft zu empören. Wie nun in Frankreich der Liberalismus ins Sinken, die Demokratie aber ins Steigen kam, begann dieselbe Erscheinung sich alsbald auch in Deutschland zu zeigen. Dazu kam der mit dem Alter zunehmende Stumpfsinn sowohl Ludwig Philipps, als Metternichs. Beide duldeten, daß der Radicalismus in der Schweiz im Sonderbundskriege die brutalsten Siege feierte. Die armen Urcantone waren sogar von Metternich durch geheime Zusagen ermuntert worden, sahen sich aber nachher im Stich gelassen. Das feuerte auch den Muth der destructiven Presse in Deutschland an. Man denke an die Ruge'schen Jahrbücher.

Württemberg wurde zwar von diesen Bewegungen unmittelbar nur wenig berührt, man spürte aber doch auch hier die Gewitterschwüle der Zeit. Unter dem energischen Minister Schlayer war die Staatsomnipotenz der Kammeropposition Meister geworden, in ihrer kirchenfeindlichen Richtung aber sympathisirte sie eigentlich, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, mit dem Radicalismus. Schlayer umgab sich mit einem merkwürdigen Generalstabe von jungen Oberregierungsräthen, welche 1848 beinahe alle zur Demokratie übergingen und in deren Mitte er einige Jahre später in der Kammer selbst auf der äußersten Linken saß. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß im Jahr 1847 die allgemeine Stimmung unheimlicher und drohender war und noch etwas Schlimmeres erwarten ließ, als der Ausbruch der Revolution im folgenden Jahre zu Tage förderte. Aller-

dings kam eine Theurung des Brotes hinzu, was die Unzufriedenheit und Ungeduld in den niedern Volksklassen steigerte. Man bemerkte häufig rohe Aeußerungen auf der Straße, an öffentlichen Orten. Am 3. Mai 1847 stürmte das Volk in der Hauptstätterstraße das Haus des Bäcker Meier wegen angeblichen Kornwuchers. Der König selbst ritt auf den Platz, um das Volk zu beruhigen, wurde aber mit lauten Schmähungen und sogar mit Steinwürfen begrüßt, so daß er sich zurückziehen und das Militär einschreiten mußte.

Als die Februarrevolution 1848 in Paris ausgebrochen war, wurde sie gleich durch die Märzrevolution in Deutschland nachgemacht. Baden gab das Signal, Württemberg folgte bald nach. Die Bewegung war so stark, daß sich das Ministerium Schlayer unmöglich halten konnte. Der König wählte, wie das damals auch andere deutsche Fürsten thaten, ein neues Ministerium aus der bisherigen Kammeropposition, und zwar deren im Volke am meisten geachtete Mitglieder, um im Einverständniß mit denselben Reformen vorzunehmen, das Volk zu beruhigen und wenigstens die wilde Demokratie abzuhalten. Man war damals ziemlich besorgt, denn man wußte nicht, wie weit es die neue Republik in Frankreich treiben, ob sie nicht die Revolutionirung der Nachbarländer durch Truppen unterstützen und das alte Eroberungssystem erneuern würde. Das ganze südwestliche Deutschland war von der Revolution im Innern so bedroht, die Regierungsgewalt überall so geschwächt, daß eine Demonstration von Frankreich her gewiß Erfolg gehabt haben würde, wenn die Absicht dazu in Paris vorhanden gewesen wäre. Daß sie nicht vorhanden war, konnte man damals noch nicht wissen. Daher kam alles darauf an, daß sich die süddeutschen Regierungen mit Preußen verständigten und gemeinschaftlich handelten, zu dem doppelten Zwecke, erstens durch consequente und gemeinsame Durchführung constitutioneller Maximen und Reformen die Bevölkerungen zu beruhigen und der Revolution jeden Vorwand zu nehmen, zweitens aber sich zu gemeinsamen Militärmaßregeln zu vereinigen, um das zunächst gefährdete Süddeutschland gegen jeden Angriff Frankreichs

wirksam zu schützen. Das einzige Bedenken war, ob das damalige preußische Ministerium die liberalen Namen der neuen süddeutschen Minister nicht perhorreseiren, die verlangten Reformen nicht verweigern, oder wenigstens verzögern würde, denn damals stand das preußische Ministerium noch fest. Ich sprach darüber mit dem soeben erst am 9. März ernannten Minister Römer und erbot mich, sogleich nach Berlin zu reisen, wo ich Verbindungen genug habe, um alle Thüren aufstoßen zu können. Ich wollte es übernehmen, den König von Preußen für die beiden genannten Zwecke zu gewinnen. Römer ging sogleich darauf ein, der König stimmte ihnen zu, und am elften war ich schon unterwegs.

Ich konnte damals noch nicht ganz auf Eisenbahnen fahren, sondern bis Nördlingen nur mit der Post. In Culmbach endete die Eisenbahn schon wieder. Ich kam dort in der Nacht an und fand alles in furchtbarer Aufregung, denn die Bauern hatten in der Nähe ein adeliges Schloß angezündet und die Empörung stand in der schönsten Blüte. Der Eilwagen, dessen einziger Passagier ich war, hatte Mühe fortzukommen und sich aus dem Volksgedränge herauszuwinden. Ich fuhr das Fichtelgebirge hinauf, wo noch viel Schnee lag. Es war abscheulich kalt. Erst in Reichenbach kam ich wieder auf die Eisenbahn, die ich von nun an ununterbrochen benutzen konnte. In Leipzig fand ich wieder große Aufregung, weil ein preußisches Armeecorps sich in der Gegend von Halle sammelte, dazu bestimmt, wie man glaubte, die Bewegungspartei in Sachsen einzuschüchtern.

Ich kam am 14. März früh in Berlin an, stieg in einem Gasthof ab und schrieb noch in meinen Reisekleidern einen Brief an den König von Preußen. Noch war keine Stunde vergangen und ich hatte eben erst meine Toilette gemacht, als mir der König schon seinen Generaladjutanten, General von Below, zuschickte, denselben der später den Malmöer Waffenstillstand abgeschlossen hat. Er sagte mir, der König fühle das ganze Gewicht meiner Anträge, wolle aber nichts ohne seine Minister beschließen, ich müßte also zuerst mit

diesen, vor allen mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Canitz, reden. Ich erwiderte dem General, daß mir das leid thäte, denn es verstünde sich eigentlich von selbst, daß die Durchführung meiner Anträge vom gegenwärtigen preußischen Ministerium nicht zu erwarten sei, die Annahme meiner Anträge von Seiten des Königs vielmehr einen Ministerwechsel voraussetze. Jede Unterhandlung von meiner Seite mit Herrn von Canitz sei daher unpraktisch und überflüssig. Der General von Below war ein einsichtsvoller Mann und gab mir völlig Recht, bat mich aber, dennoch mit den Ministern zu reden, da ich, um nachher mit dem König selbst reden zu können, doch zuvor seiner Weisung nachkommen müsse. Er orientirte mich rasch in Betreff der ministeriellen Persönlichkeiten und empfahl mir, wenn mich die Minister hinhalten wollten, mir durch den Prinzen von Preußen, oder durch Humboldt eine Audienz beim König zu erwirken. Ich verabredete mich mit ihm und erst, nachdem diese Einleitung getroffen war, verließ ich den Gasthof, um meine Wohnung im Hause meines Bruders Oswald, Wirkl. Geheimen Kriegsraths, zu nehmen. Noch an demselben Abend begab ich mich ins auswärtige Ministerium, wo mich Canitz, ein langer schlanker, ältlicher Herr, mit ziemlich vornehmer Steifigkeit empfing. In seinem Zimmer, nicht weit von der Thüre, hing in Goldrahmen ein großer Kupferstich, der den Fürsten Metternich in ganzer Figur darstellte. Diesem Fürsten strebte der preußische Minister nach, denn die staatsmännische Glorie Metternichs hatte damals noch ihren vollen Glanz. Hätte Canitz gewußt, daß an demselben Tage, an dem er Abends meinen Besuch empfing, die Revolution in Wien ausgebrochen war, sein Gesicht würde wahrscheinlich andere Falten angenommen haben. Allein man wußte das in Berlin noch nicht. Metternich stand in der Meinung des preußischen Ministers noch so fest, wie dieser selbst sein Portefeuille noch keineswegs gefährdet dachte. Obgleich der vom König nach Wien entsandte Radowitz schon dahin instruirt war, dem Fürsten Metternich Concessionen an die Völker vorzuschlagen, um dieselben zu beruhigen, so machte doch Canitz gegen mich Bemerkungen

über den Liberalismus der neuen süddeutschen Ministerien, die es sehr in Zweifel ließen, ob Preußen im Vertrauen auf Oesterreich und aus Rücksicht auf Oesterreich nicht zu stolz sein würde, die Märzministerien als ebenbürtig anzuerkennen. Ich sagte ihm gradezu, er scheine weder die Bedeutung Süddeutschlands, noch den Werth, den die von mir gemachten Anträge für Preußen selbst haben müßten, gründlich genug zu würdigen, oder würdigen zu wollen, stellte ihm eine mögliche Ueberflügelung Süddeutschlands von Frankreich her mit Hülfe der Revolution in Aussicht, nahm meinen Hut und empfahl mich. Canitz aber lief mir nach und hielt mich am Arme zurück, ich solle nicht böse werden, auch er meine es nicht bös. Er bediente sich dabei des Ausdrucks: „Der Teufel ist nicht so schwarz, wie er aussieht," und bat mich, noch ein paar Tage in Berlin zu bleiben, er werde dann weiter mit mir reden. Er wartete Nachrichten von Radowitz ab, allein am andern Tage erfuhr man bereits den Umsturz der Dinge in Wien, die Vertreibung und Flucht Metternichs. In diesem Augenblick wäre es angemessen gewesen, mich wieder rufen zu lassen, aber weder Canitz noch der König thaten es.

Ich füllte die Zwischenzeit mit Besuchen bei den andern Ministern, Bodelschwingh, Rohr, Thile aus, nur weil es der König verlangt hatte. Bodelschwingh saß todmatt auf dem Sopha und sagte, er könne gar keine Meinung mehr abgeben, da er in ein paar Tagen nicht mehr Minister sein werde. Der alte Thile mit seinen klugen Augen mußte schon allerlei von mir gelesen haben, denn er meinte, ich könne doch eigentlich kein gemeiner Liberaler sein. Aber ich sagte ihm sehr ernsthaft, ich sei wohl conservativ, aber auch liberal wie es nöthig sei. Was übrigens dieses Hin- und Herreden nutzen solle, da es sich jetzt darum handle, rasch einen Entschluß zu fassen. Ich erzürnte mich so, daß ich zu den übrigen Ministern gar nicht mehr ging, sondern nach Below's Rath Humboldt und den Prinzen von Preußen aufsuchte. Zu dem erstern führte mich mein alter Freund Maßmann. Humboldt empfing mich mit offenen Armen, sprang an mir hinauf und küßte mich. Sie, rief er, kommen grade recht. Sie

dürfen dem König alles sagen, was nicht einmal ich ihm sagen darf. Sie müssen uns helfen, das Ministerium stürzen. Sie sind dem König neu und nicht sein Unterthan — Eben deswegen komme ich, erwiderte ich ihm, Ew. Excellenz müssen mir Zutritt beim König verschaffen, denn er läßt mich ja immer noch nicht vor sich. Humboldt versprach mir, das Mögliche zu thun. Ich eilte nun auch zum Prinzen von Preußen, traf ihn nicht zu Hause und schrieb mich im Vorzimmer ein. Indem ich am Thiergarten entlang ging, kam mir der leere Wagen des Prinzen nachgefahren. Der intelligente Kutscher erkannte mich aus der kurzen Beschreibung, die ihm der Portier von mir gemacht hatte, und bat mich einzusteigen, denn der Prinz wünschte mich sogleich zu sprechen. Ich fuhr nun zurück und hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen, die mir unvergeßlich bleiben wird, weil sie in einer Zeit der höchsten politischen Aufregung stattfand und der Prinz mich in seinem lebhaften Gespräch tief in seine Seele blicken ließ. Er stimmte übrigens ganz mit meinen Anträgen überein und versprach mir, sie seinem königlichen Bruder dringend zu empfehlen. Und zwar that er das noch im vollen Machtbewußtsein der preußischen Dynastie, denn der Tag der Schmach war noch nicht gekommen.

Erst am Abend des 17. März wurde ich auf das Schloß zum König beschieden. Kaum konnte ich meinen Ueberrock ablegen, denn sagten mir die Diener, der König habe schon ein paarmal nach mir gerufen. Obgleich das Vorzimmer ganz voll war von Deputationen, Generalen ꝛc., mußte ich sogleich mitten durchgehen. Der König stand schon an der Thüre, faßte mich bei beiden Händen und begrüßte mich auf das wärmste, indem er mich in sein Zimmer führte. Ich mußte mich ihm gegenüber setzen und wiederholte ihm meinen Antrag, wie ich schon schriftlich gethan hatte, kurz und präcis. Er wendete mir auch nicht das geringste dagegen ein und wollte die Sache nur etwas verzögert wissen, bis er die Stände einberufen haben würde, was am 2. April geschehen sollte. Ich erlaubte mir, ihm zu erwidern, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Die Ereignisse folgen

sich so rasch, daß vierzehn Tage Aufschub alles ändern können. Wenn er die Initiative erst der preußischen Ständeversammlung in Berlin oder dem bereits von den vereinigten Koryphäen des Liberalismus in Süddeutschland in Vorschlag gebrachten Parlamente in Frankfurt a. M. überlasse, so gebe er die Stellung auf, die ihm gezieme. Alsdann böte er weder uns in Süddeutschland die Bürgschaften dar, die wir von ihm verlangten, noch bleibe er Herr der Situation, was er jetzt noch sei, nachdem ihm das gänzlich desorganisirte Oesterreich kein Hinderniß mehr in den Weg legen könne. Ich verlangte von ihm eine bestimmte, bindende Erklärung, sei es eine vertrauliche, die ich dem König von Württemberg mitbringen könne und die gleichzeitig an die andern süddeutschen Höfe abgehen müsse, sei es eine öffentliche, etwa ein Manifest an die deutschen Bevölkerungen. Er sagte, er werde mit seinen Ministern darüber sprechen. Ich bat ihn nochmals, ja nicht zu verkennen, wie ruhmvoll Preußen dastehen werde, wenn es, im Innern stark und ungebrochen, wie es sei, den zeitgemäßen Concessionen, zu denen er ja selbst schon entschlossen sei, und die auch im südlichen Deutschland theils schon gemacht, theils eingeleitet seien, den nöthigen Halt und die nöthige Uebereinstimmung gebe, und wenn es denselben Halt nach außen gewähre und dieselbe Uebereinstimmung in die etwa nöthig werdende Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich bringe. Es sei ein Augenblick für Preußen gekommen, so günstig, wie er vielleicht niemals wiederkehre. Aber Seine Majestät müßten handeln und zwar schnell und bestimmt, und sich die Initiative ja nicht entrinnen lassen. Dazu sei absolut nöthig, daß er einerseits den bedrängten Fürsten Schutz und Trost zusichere, andererseits sich von der Parlamentspartei nicht erst nachziehen, oder gar anfechten lasse, sondern daß er selbst die Parlamentswahlen anordne.

Es war mir jedoch nicht möglich, den König zu einer bestimmten Erklärung zu veranlassen. Er stimmte mir immer bei, behielt sich aber die Berathung mit seinen Ministern vor. Ich erlaubte mir, ihm noch zu sagen, daß ich die Verhältnisse in Süddeutschland ohne Zweifel genauer kenne, als irgend einer seiner Räthe. Wenn er je sich noch-

entschlösse, eine auf Süddeutschland berechnete öffentliche Erklärung ausgehen zu lassen, würde es sehr darauf ankommen, den rechten Ton zu treffen, Vertrauen einzuflößen und Mißdeutungen zu verhüten. Ich würde im Stande sein, der Redaction in dieser Beziehung einen guten Dienst zu leisten. Der König versprach mir nun sogleich, es solle nichts der Art gedruckt werden, bevor ich Einsicht davon genommen hätte. Nun glaubte ich, der König werde mich entlassen, er gab mir aber kein Zeichen der Entlassung, sondern fing an erst recht lebendig zu werden, redete immerfort, schweifte von der Sache, wegen der ich gekommen war, ganz ab und sprach vom Kölner Dom soviel, daß ich endlich aufstand, ihn unterbrach und um meine Entlassung bat, da ich ihm die kostbare Zeit nicht länger rauben dürfe. Er nahm mir das nicht übel, achtete aber nicht darauf und frug mich plötzlich: „Kennen sie Radowitz?" Ich bejahte es. Nun ergoß er sich in das lebhafteste Lob dieses seines Freundes und fing mir an dessen Lebensgeschichte zu erzählen, so daß ich ihn noch einmal unterbrach. Jetzt erst gab er meinen dringenden Bitten, Andere vorzulassen, mit einem gnädigen Lächeln nach und entließ mich so liebevoll, wie er mich empfangen hatte.

Seine Figur war majestätisch, aber seine allzu lebhaften Gesticulationen thaten dem würdevollen Eindruck derselben Abbruch. In seinen Augen lag eine bezaubernde Güte und sein feiner Mund war voll Grazie. Man glaubte in seinen Zügen seine schöne Mutter wiederzuerkennen. Seine Rede war außerordentlich fließend und gewandt und häufig blitzten Geist und Witz hervor. Aber die Kraft des Willens, der feste Entschluß und das Beharren dabei fehlten ihm.

Nachdem ich von ihm gegangen war, konnte ich kaum noch hoffen, daß meine Mission irgend einen Erfolg haben würde, auch wenn die Revolution in Berlin selbst nicht ausgebrochen wäre. Sie brach aber schon am folgenden Tage aus. Die damaligen Ereignisse traurigen Andenkens sind bekannt. Am Tag darauf gegen neun Uhr es war ein Sonntag hörte das Schießen auf und ich drückte mich sogleich durch die Volksmenge bis zum Schlosse hindurch und besah mir die

Straßen, in denen am hartnäckigſten gekämpft worden war. Erſt ſpäter las ich in einem auswärtigen Blatte einen Correſpondenzartikel aus Berlin, der mit den Worten begann: Berlin ſchwimmt in Blut. Damals aber ſah ich kein Blut. Ich lief mich den ganzen Tag müde und ſah wohl viele ſchlechte Barrikaden, die Spuren von Kartätſchen- und Flintenkugeln und ſehr vieles Ziegelmehl auf dem Pflaſter, weil man von den Dächern Ziegel herabgeworfen hatte, aber Blutlachen ſah ich nirgends. Es war überhaupt keine rechte Revolution. Es kam zu gar keinem offenen Kampf Mann gegen Mann. Die Tumultuanten ſchoſſen nur aus den Häuſern und haben nicht einmal eine Barrikade mit den Waffen in der Hand vertheidigt, ſondern nur dahinter verſteckt geſchoſſen, um davonzulaufen, wenn die Soldaten einen Bajonnetangriff machten. Es kamen ungefähr zweihundert Tumultuanten um, meiſt in den Häuſern, aus denen ſie geſchoſſen hatten und in welche die erzürnten Soldaten eindrangen. Von den letztern ſind nur achtzehn und drei Offiziere gefallen. Dies iſt für eine Stadt mit einer halben Million Einwohner ſehr wenig. Man ſagte damals, ein pommerſches Regiment habe ſich erboten, allein mit dem ganzen Berliner Pöbel fertig zu werden, und dieſes Regiment würde es auch geleiſtet haben. Der Aufſtand war am Sonntag Morgen ſchon beſiegt, auf einen ganz kleinen Raum der Stadt beſchränkt und es hätte keiner Stunde mehr bedurft, um ihn völlig niederzuſchlagen. Dann wäre der König Herr und Meiſter geblieben. Dann hätte er nach allen Seiten hin Reſpect eingeflößt und dann erſt hätten ſeine freiwilligen Conceſſionen Vertrauen erweckt. Aber er ſelbſt war es, der den treuen Truppen nicht erlaubte, ihren Sieg zu vollenden. Er befahl ohne Noth, das Schießen einzuſtellen, gab gegen alle Erwartung dem revolutionären Pöbel Recht und ſchickte alle Truppen aus Berlin fort. Es iſt kein Zweifel, daß er dazu von einigen Männern verleitet worden iſt, die er zu ſeinen Miniſtern machte, und daß dieſe in ihrer Thorheit vorausſetzten, der König werde ſich populärer machen, wenn er dem Volke nachgebe, als wenn er auf das Volk ſchießen laſſe. Das Richtige wäre geweſen, erſt den offenen Aufruhr

des von elenden Juden gehetzten Stadtpöbels zu dämpfen und dann großherzig zu thun, was dem preußischen und deutschen Volke frommte.

Ich sah am Sonntag die Truppen abziehen, ein Regiment nach dem andern, alle mit verhüllten Fahnen, stumm und unzufrieden, aber treu. Unter allen Schauspielen, die ich damals in Berlin mit ansah, war dieses allein nobel, jedes andere war gemein und ekelhaft. Sogar bei der großartigen Totenfeier der gefallenen Tumultuanten wurde der Ernst des Todes in den Hintergrund gedrängt durch die Affectation und den Parteiprunk.

Die Stadt bedeckte sich mit dreifarbigen Fahnen, deren schönste und größte von der Kuppel des königlichen Schlosses wehte. Im Grunde war es nur eine Consequenz des schon am Sonntag früh angenommenen Systems, wenn sich der König durch seine neuen Minister überreden ließ, am Dienstag Morgen seine eigene Person mit den drei Farben zu schmücken und, die Studenten mit dem deutschen Doppeladler in der Fahne voran, als neuer König der Deutschen durch die Straßen zu reiten. Minister Graf Schwerin schloß seine Anrede an die Studenten: Es lebe der deutsche König! Unter den Linden war an allen Baumstämmen ein Manifest angeklebt, wovon ich mir ein Exemplar verschaffte. Es lautete: „An die deutsche Nation! Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an. Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa. Preußen, Friedrich Wilhelm IV. hat sich im Vertrauen auf euern heldenmüthigen Beistand und eure geistige Wiedergeburt zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volks, dem neuen König der freien wiedergeborenen deutschen Nation!"

Dieser kolossale Unsinn erfüllte mich mit um so tieferer Indignation, als der König mir kaum zugesagt hatte, er würde nichts, was an die deutsche Nation gerichtet wäre, drucken lassen, ohne es mich

vorher wissen zu lassen. Die neuen Minister hatten grade das gethan, was zu vermeiden ich den König am dringendsten gebeten hatte. Das ministerielle Manifest, welches den neuen König der Deutschen proclamirte, war die Usurpation in der gröbsten Form und mußte alle Nichtpreußen vor den Kopf stoßen. Das hätte vielleicht weniger zu sagen gehabt, wenn der Usurpator im Siegesglanz und Vollbewußtsein der Macht aufgetreten wäre und Furcht eingeflößt hätte. Aber nach einer jämmerlichen Niederlage, nach demüthiger Beugung der Krone unter die Zeitungshalle und unter den Pöbel konnte die Usurpation nur noch lächerlich erscheinen. Ich war ein wenig wüthend, denn die Sache war doch zu arg. Als mich daher der neue Minister des auswärtigen Amtes, den man zum Unterschied von andern Staatsmännern seines Namens den Pariser oder den rothen Arnim nannte (weil er eben noch Gesandter in Paris gewesen war und rothe Haare hatte) zu sich einladen ließ, antwortete ich, ich hätte keinen Auftrag für ihn und wolle ihm seine kostbare Zeit nicht stehlen. Da er mich aber wiederholt und dringend bitten ließ, zu ihm auf das Ministerium zu kommen, ging ich einzig aus Rücksicht auf meinen Bruder endlich hin. Arnim war Feuer und Flamme, bildete sich, wie es schien, wirklich ein, der Mann des Tages zu sein und eine ungeheuer große welthistorische That vollbracht zu haben. Ich war indeß nicht in der Laune, ihn im geringsten zu schonen. Ich sagte ihm, man hätte im Namen des Königs von Preußen nicht ungeschickter und taktloser zu Deutschland sprechen können. Bei dieser meiner ruhigen Erklärung wurde er noch viel röther, als er schon war. Doch drückte er die Ueberzeugung aus, von der er durchdrungen sei, der Entschluß des Königs werde ganz Deutschland freudig elektrisiren. Ich erwiderte ihm, da kenne er die Schwaben und die Bayern schlecht. Mit umgehender Post werden von allen Seiten Proteste gegen die neue preußische Politik und offene Verhöhnungen des unglücklichen Königs in Berlin anlangen. Da übrigens, wie ich wüßte, von sämmtlichen süddeutschen Höfen außerordentliche Commissäre nach Berlin abgehen würden oder schon abgegangen seien, um irgend etwas Gemeinschaftliches zu verabreden,

so möge er sich mit diesen benehmen. Die Sympathien aber zwischen dem südwestlichen Deutschland und Preußen, die zu nähren und zu befestigen ich vor acht Tagen hierher gekommen sei, beständen jetzt nicht mehr und seien durch das usurpatorische Gebahren Preußens auf lange hin zerrissen. Damit empfahl ich mich.

Unter den gedachten Commissären befand sich auch Herr v. Porbeck, badischer Gesandter in Stuttgart, dem ich am 23. März zufällig unter den Linden begegnete, als er eben angekommen war. Er freute sich sehr, mich zu finden, denn wir waren von Stuttgart her befreundet, und ich konnte ihn schnell über alles orientiren, was eben in Berlin vorgegangen war und vorging. Natürlicherweise beschränkten sich jetzt die Verabredungen zwischen den süddeutschen Höfen und dem in Berlin auf eine gewisse Uebereinstimmung in den Concessionen und in der Zulassung des Frankfurter Parlaments. Mein letztes Gutachten gegen Arnim ging dahin, er möge schon das Vorparlament von soviel Preußen als möglich besuchen lassen, um die radicalen und antipreußischen Elemente, die darin nothwendig aufkommen würden, zu neutralisiren. Aber er hatte wohl kein Mittel, grade die rechten Leute zu schicken, und tröstete sich, wie der König selbst, mit dem 2. April, an welchem die preußischen Stände zusammentreten sollten.

Ich sah damals in Berlin nur wenige meiner alten Freunde, Tieck, Raumer, Maßmann, Waagen und reiste mit Herrn v. Porbeck wieder heim. Unsere Rückreise war sehr angenehm. Wir hatten gutes Wetter. Von Reichenbach an, wo die Eisenbahn aufhörte, fuhren wir mit Extrapost in warmer Nacht durch das Voigtland und über das Fichtelgebirge. Mein hochgebildeter, aber etwas melancholischer Reisegefährte erzählte mir in dieser Nacht seine Lebensschicksale und schloß mir sein Herz auf, das von trüben Ahnungen erfüllt war. Auch ist Herr v. Porbeck nach wenigen Jahren noch im schönsten Mannesalter gestorben. Wie viele edle und zartfühlende Seelen habe ich so vor mir verschwinden sehen! Wie viele Frühlinge sah ich dahinsterben!

In Schwaben war der Franzosenlärm und Bauernaufruhr vorüber, doch war die Aufregung noch sehr groß. Ich erstattete dem

König von Württemberg Bericht von allem, was ich in Berlin erlebt hatte. Er grämte sich grade nicht darüber, daß der König von Preußen aus dem 18. März nicht glänzender hervorgegangen war, denn er scheute die bloße Möglichkeit einer preußischen Hegemonie. Auch war er jetzt schon in Bezug auf Frankreich beruhigter. Nur die deutsche Revolution machte ihm Sorge.

Die Demokraten waren sehr rührig und erlaubten sich große Ausgelassenheit. Was ich Herrn v. Arnim in Berlin sagte, war bereits eingetroffen. Die Demokraten in Stuttgart hatten eine Puppe, die den König von Preußen vorstellen sollte, erst mit Kugeln beschossen und dann in den Feuersee geworfen. Aehnliche Demonstrationen hatte man in München gemacht. Das war nun freilich nicht aus irgend einem Haß gegen den König von Preußen geschehen, sondern hatte nur den Zweck, die Hoffnungen, welche die Märzminister und die Altliberalen, mit einem Wort die gemäßigt Constitutionellen auf Preußen gesetzt hatten, zu vereiteln. Der Gedanke, den man später den kleindeutschen genannt hat, war ursprünglich aus den politischen Schriften Paul Pfizers hervorgegangen, sofern derselbe früher schon vom Eintritt Preußens in die Reihe der constitutionellen deutschen Bundesstaaten und von der engeren Vereinigung dieser Staaten unter Preußen, mit Ausschluß Oesterreichs, allein Deutschlands Heil erwartet hatte. Dieser Gedanke wäre ohne Zweifel schon im März verwirklicht worden, wenn der König von Preußen mehr Charakterstärke gezeigt und am 18. März gesiegt hätte. Der Gedanke wurde zwar nicht aufgegeben, seine Durchführung mußte aber vertagt werden, bis man dem König von Preußen wieder mehr Popularität gegeben hatte. Das aber wollten nun die Demokraten um jeden Preis verhindern, denn ihre Absicht war, weit über das constitutionelle System hinauszugehen, die revolutionäre Gährung zu unterhalten und eine neue constitutionelle Ordnung nicht aufkommen zu lassen. Daher die erkünstelte Wuth gegen den König von Preußen.

Aus demselben Grunde hielten die Demokraten eine Volksversammlung nach der andern und reizten die Menge durch wilde Reden

auf, hielten die Soldaten in den Wein- und Bierhäusern frei und suchten sie zu verführen. Schon im April wagten sie, die Hauptwache in Stuttgart zu stürmen, um einen Unteroffizier, den sie bereits verführt hatten und der verhaftet worden war, zu befreien. Natürlicherweise wollte die Regierung nicht gern von den Waffen Gebrauch machen, damit es nicht heiße, sie habe Bürgerblut vergossen. Nun fand sich aber ein ganz geeignetes Mittel die Demokraten auch ohne Blutvergießen zu zähmen. Ein großer Theil der Bürger Stuttgarts besteht nämlich aus Weingärtnern, welche die rings um die Stadt liegenden Weinberge bebauen und sich nöthigenfalls noch durch 5 bis 6000 Weingärtner des nahen Neckarthals verstärken können. Diese kräftige Race war den Handwerksgesellen und Fabrikarbeitern, aus denen hauptsächlich die Demokraten sich rekrutirten, nicht hold und machte sich daher ein Vergnügen daraus, die Herren Demokraten ein wenig zu demüthigen. Als nun diese zum zweitenmal die Hauptwache stürmten, operirte man gegen sie in drei Reihen. In der ersten standen nur 60 Weingärtner mit Stöcken, in der zweiten Bürgerwehr, in der dritten Militär. Die beiden letzten Reihen aber kamen gar nicht zum Gefecht, denn obgleich die Demokraten an tausend Mann stark waren, stoben sie doch vor den sechzig starken Männern auseinander, die mit ihren Stöcken dreinschlugen. Von diesem Tage an wagten die Demokraten in Stuttgart keinen Aufruhr mehr.

Bekanntlich fügte sich der Bundestag dem Vorparlament, und sämmtliche deutsche Regierungen genehmigten die Eröffnung eines allgemeinen Parlaments in Frankfurt a. M. und schrieben die Wahlen dazu aus. Ich sehnte mich nicht gerade nach der Ehre, Mitglied dieses Parlamentes zu werden, weil ich aus den mir bekannten Prämissen keinen guten Schluß ziehen konnte. Indessen wollte ich mich doch auch nicht ganz theilnahmlos zurückziehen und ließ es darauf ankommen, ob ich nicht doch vielleicht durch Annahme einer Wahl, wenn auch nur in schwachem Maße, Gutes fördern und Böses verhindern könne. Ein großer Theil der Einwohner im Oberamtsbezirk Tuttlingen hatte aus Neugier den Ausgrabungen zugesehen, welche mein

Freund Türrich und ich fünf Wochen lang am Berge Lupfen vorgenommen hatten. Aus diesem Anlaß war ich ihnen bekannt und bei ihnen beliebt worden. Sie wollten mich ins Parlament wählen und gaben mir auch ihre Stimme, allein drei Oberämter hatten gemeinschaftlich nur einen Abgeordneten für Frankfurt zu wählen. In den beiden andern Bezirken war ich weniger bekannt, und ein namenloser Advokat von der demokratischen Partei erhielt mehr Stimmen als ich, nachdem man einer Versammlung von 800 katholischen Bauern vorgelegen hatte, ich sei der Vorsteher der Deutschkatholiken in Stuttgart. Dieser nämlich hieß Wölfel und durch Verdrehung meines Vornamens wurden die Bauern überredet, ich sei derselbe und ein Todfeind ihrer katholischen Kirche. Ich saß gerade bei einem schönen Mädchen, als die Kanonen vom Dreifaltigkeitsberge bei Spaichingen den demokratischen Wahlsieg verkündeten, und meine liebenswürdige Nachbarin kann mir noch bezeugen, wie heiter ich den Vorfall aufnahm. Ich hatte die Wahl von vorn herein fatalistisch aufgefaßt und habe nachher Gott oft genug gedankt, daß ich in den Frankfurter Strudel nicht bin hineingerissen worden. Die Wahlen in Württemberg fielen meist auf Demokraten. Aus andern deutschen Ländern wurde sogar eine ziemliche Anzahl Juden gewählt. Dazu die vielen Professoren. Es that mir aufrichtig leid, daß ich von dieser Versammlung nicht hoffen konnte, sie werde Deutschland eine größere Zukunft bereiten.

Gleichsam zur Entschädigung wählte mich der Oberamtsbezirk Tuttlingen zum Abgeordneten in den württembergischen Landtag, der am 20. September 1848 eröffnet wurde.

Ich hatte unterdeß die weitere Entwickelung der Dinge in Deutschland mit aufmerksamen Augen verfolgt und meine unmaßgeblichen Gedanken darüber im Literaturblatt Nr. 50*) im Juni und

*) Ich stellte damals den Parteien in der Paulskirche die Forderung, „mit Aufopferung aller Nebenrücksichten ausschließlich und mit äußerster Kraft auf die Einheit zu dringen.“ Ich verwarf „die Thorheit der Republikaner, die es nicht verstanden, die Idee der Einheit und die ganze Fülle des Nationalwohles sich anzueignen, die vielmehr im Wahn einer allgemeinen Völkerverbrüderung auf Kosten der deutschen Interessen und

in einem Aufsatze in der deutschen Vierteljahrschrift, der auch als Flugschrift besonders ausgegeben wurde im September, ausgesprochen. Ich sagte damals schon öffentlich den Bankerot des Parlaments und das Mißlingen der ganzen deutschen Revolution voraus, indem ich an die zum Theil in ihrer Leidenschaftlichkeit sinnlosen Bestrebungen des Parlaments einen höheren staatsmännischen Maßstab anlegte. Ich beging sogar die ungeheure Ketzerei, den dänischen Krieg zu mißbilligen und muß mich glücklich schätzen, daß man mich deshalb nicht gesteinigt hat.

Der Hauptgedanke, den ich in meiner Flugschrift durchführte, war: Die Deutschen haben den Patriotismus von 1813 noch nicht wiedergefunden, sondern träumen nur im französischen Liberalismus von 1830 fort. Alles komme auf die äußere Machtfrage an, Deutschland müsse seine alten Grenzen wieder haben, als eine einige große Kriegsmacht in der Mitte Europas wieder allen Nachbarn Respect einflößen, müsse wieder eine Marine und Colonien gewinnen, gegen jeden fremden Angriff und Einfluß wieder unzugänglich werden. Statt dessen vertiefen sich die Deutschen in die innere Reformfrage, in ein unendliches Detail von Nebensachen, über die man erst dann recht werde entscheiden können, wenn man erst ein großes und nach außen starkes Reich habe.

Die Summe meiner Kritik war: „Es steht schlecht, sehr schlecht. Anstatt die scandinavischen Sympathien für uns auszubeuten, haben wir sie in Antipathien verwandelt und unsere natürlichen Bundesgenossen zu unseren Feinden und mehr als je von Rußland abhängig gemacht. Anstatt in preußisch Polen entweder das Princip der Germanisirung mit unerbittlicher Strenge festzuhalten, oder in kühner

---

der deutschen Ehre mit Franzosen, Italienern, Polen und Czechen gebuhlt und sogar den Retter der deutschen Sache in Prag mit Schmähungen überhäuft haben."

Es war am 15. Juli als ich dieses schrieb, und der Jubel über den Erzherzog Reichsverweser noch neu. Ich schrieb von diesem Jubel: „Hinter ihm lauern tödtliche Feindschaften. Wie will die neue Centralgewalt den gordischen Knoten der Gegenwart lösen? Auf friedlichem Wege kann dieser Knoten nicht gelöst werden. Man soll sich also auf das Zerhauen desselben gefaßt machen, nicht auf Reden, sondern auf Thaten."

Offenſive das Protektorat Polens gegenüber von Rußland zu übernehmen, haben wir uns die Polen ebenſo zu Feinden gemacht, wie die Ruſſen. Anſtatt uns der romaniſchen Wallachen, die uns darum angefleht, gegen die ruſſiſche Uſurpation anzunehmen, haben wir die Ruſſen in die Moldau einrücken laſſen. Anſtatt der Pforte unſern Beiſtand gegen Rußland zuzuſichern, haben wir dieſe Ehre den Engländern allein überlaſſen. Anſtatt den deutſchen Doppeladler zwiſchen Peſth und Agram aufzuſchlagen, um mit ſeinen beiden drohenden Köpfen rechts und links den dort gegen einander tobenden Parteien Frieden zu gebieten, haben wir die Zukunft des deutſchen Oeſterreich vom Siege zweier nichtdeutſchen Stämme abhängig werden laſſen. Anſtatt daß irgend etwas geſchehen wäre, um die uns ſtammverwandte Schweiz für uns zu gewinnen, oder ihr wenigſtens zu imponiren, mußten wir erleben, daß Radetzky in Mailand den Empfang ruſſiſcher Orden feſtlich beging, während auf dem ſchweizeriſchen Liederfeſt das franzöſiſche Volkslied drohend gegen Deutſchland angeſtimmt wurde. Anſtatt Frankreich durch die Abberufung der Geſandten unſerer Einzelſtaaten von der Einheit Deutſchlands thatſächlich überzeugen zu können, gaben wir uns die Blöße, Herrn von Raumer dort vergeblich antichambriren zu laſſen. Anſtatt mit Holland die Eventualitäten eines neuen franzöſiſchen Krieges zu berathen, ärgerten wir uns bloß über die Limburger Scandale höhniſches Herabreißen der deutſchen Fahne. Das alles iſt das nothwendige Reſultat der falſchen Stellung, in welcher ſich die Centralgewalt und die Nationalverſammlung in Frankfurt befinden. Sie beruhen auf der Fiction einer allgemeinen Erhebung deutſcher Nation zur Einheit. Dieſe aber hat nicht wirklich ſtattgefunden; die Sondermächte beſtehen alle noch. Vor einer wahren Centralgewalt müſſen alle jene Sonderregierungen verſchwinden. In einer bloßen Nebenordnung neben ihnen kann eine Centralgewalt nicht beſtehen."

Da mich damals der König von Württemberg öfters zu ſich beſchied, gereichte ihm meine Anſicht, die ganze Revolution werde das Ende einer Seifenblaſe haben, ſehr zum Troſte.

In der Ueberzeugung, alles sei nur Schaum und in der Paulskirche werde kein gesunder, kraftvoller und reiner Wein gekeltert, und bei der leidigen Erfahrung, daß unser württembergischer Landtag von der Paulskirche aus regiert werde, habe ich es nicht für der Mühe werth gehalten, mich auf diesem Landtage, wie auf den frühern bemerklich zu machen, sondern hielt sehr zurück. Es wäre vergeblich gewesen, gegen den Strom zu schwimmen. Dagegen widmete ich mich einer wichtigeren Aufgabe außerhalb der Kammer in einem Terrain, dessen man noch Herr war. In unserm Stuttgart galt es vor allem, den demokratischen Schwindel fernzuhalten, der in Baden und der Pfalz immer größere Dimensionen annahm. Der demokratische Pöbel, der die Soldaten zu verführen trachtete, mußte mit gehöriger Klugheit und Energie im Zaume gehalten werden. Zu diesem Zweck wurde von den angesehensten Bürgern Stuttgarts damals der sog. vaterländische Verein gegründet, bei dem ich als Vicepräsident nicht wenig thätig war. Das Präsidium führte zuerst Obertribunalrath Beckhammer, später Procurator Seeger. Die Demokraten feindeten uns wüthend an und ein damals in Stuttgart verbreitetes Witzblatt „Eulenspiegel" überbot sich in Carrikaturen auf uns. Allein durch fliegende Blätter und Maueranschläge parirten wir Schlag auf Schlag jedes kecke Vorgehen der Demokraten und ihres sog. Landesausschusses und machten den friedlichen Bürgern Muth. So haben wir in der That das Feld behauptet, unterstützt von der Bürgerwehr und von den conservativen Bauern der Nachbardörfer. Nur die Hofpartei und der Adel wurden uns zuweilen lästig, indem sie sich unter unsere Flügel flüchteten. Namentlich dienten eine Anzahl königliche Köche, die sich als Mitglieder des Vereins hatten einschreiben lassen, den Demokraten lange zur Zielscheibe guter und schlechter Witze. Auch einige Herrn vom Adel ließen in der Angst großen Unverstand blicken. Die erste Kammer war feldflüchtig geworden, und kam gar nicht zusammen, da es doch ihre Pflicht gewesen wäre, die conservativen Stimmen der zweiten Kammer und die übrigen zu unterstützen. Einige vornehme Herrn lagen mir dringend an, ein conservatives Blatt zu

organisiren, und es kostete mir viele Mühe, ihnen darzulegen, daß sie damit nur ein sehr unliebsames Aufsehen erregen und sich nur selber schaden würden.

Wir Conservativen und Gemäßigten hatten unsern Club täglich im obern Museum, die Demokraten im Casse Kober. Beide Parteien kamen überein, in einzelnen wichtigen Fällen sich vorher in einer gemeinschaftlichen Abendversammlung über die gewissen Punkte zu vereinbaren, welche wir in der nächsten öffentlichen Kammersitzung zum Beschluß erheben wollten, um die Debatte abzukürzen und die Abstimmung zu beschleunigen. Das erstemal luden wir die Demokraten zu uns ins Museum ein und wählten einen aus ihrer Mitte, den jungen Advokaten Becher, zum Präsidenten. Das nächstemal wurden wir von ihnen zu Kober eingeladen und diesmal wählten sie mich zum Präsidenten der gemeinschaftlichen Versammlung. Es war im November 1848 bald nach der Hinrichtung Robert Blums in Wien, und die Gemüther waren furchtbar erregt. Es drängten sich eine Menge Demokraten ein, die gar nicht Kammermitglieder waren und mitreden wollten, denen ich aber mit Donnerstimme das Wort entzog. Man konnte nicht einig werden, es wurde spät, und vom Tumult der Demokraten geärgert verließen fast alle Gemäßigten den Saal und ließen mich bis nach Mitternacht unter den tollen Gesellen fast allein. Ich hielt aber das Präsidium bis zum Schluß der Sitzung mit eiserner Ruhe und großer innerer Befriedigung fest, denn es machte mir Vergnügen, den bösen Kerls einmal befehlen zu können.

Einer der eifrigsten unter den damaligen Demokraten war der junge Johannes Scherr, ein Mann von feinem Geist und Geschmack, der aber zuweilen geflissentlich in seinen Kammerreden den Groben spielte. Er gab eine sog. Weltliteratur heraus, eine Sammlung von Proben der besten Dichtungen aller Zeiten und Völker und bat mich um eine Menge Bücher aus meiner reichen Bibliothek, die ich ihm auch gern gewährte. Als er flüchten mußte, schickte er mir sie alle mit einem dankbaren Briefe zurück.

Die ganze Gesetzgeberei lief wie ein Uhrwerk ab, in einer deut-

ſchen Kammer wie in der andern. Alles unter Oberleitung des Frankfurter Parlaments, welches aber die Hauptſache verſäumte. Denn indem es den deutſchen Michel bis über die Ohren mit neuen Rechten überſchüttete, vergaß es die Machtfrage. Oder wenn es ſie nicht vergaß, ſo täuſchte es ſich doch über dieſelbe. Von Gagerns ſog. kühnem Griff an, den man beſſer einen furchtſamen Mißgriff genannt hätte, mußte in Beziehung auf die Machtfrage alles mißlingen. Der Reichsverweſer war von Anfang an nichts anderes, als eine in Frankfurt gegen Preußen aufgeſtellte öſterreichiſche Schildwacht. Den König von Preußen ſchon 1848 zum Reichsoberhaupt wählen zu können, ging nicht wohl an, weil er ſich in den Märztagen doch zu ſchwach gezeigt hatte. Einen andern aber hatte man nicht, an einen andern dachte man nicht, der König von Preußen ſelber wollte nicht. Was konnte dabei herauskommen?

Die Demokraten begriffen das und trugen den Kopf ſehr hoch. Allein ſie waren nicht ſtark genug und benahmen ſich der wirklichen Gefahr gegenüber ſogar ſehr feig. Anſtatt den ruhigen Bürger und Bauer für die große Sache des Vaterlandes zu gewinnen, ſchreckten ſie dieſelben oder ekelten ſie an durch freche Renommiſterei, Verhöhnung, Drohungen mit Raub und Anarchie, und hielten immer nur die rothe Fahne empor, anſtatt ſich um die dreifarbige Nationalfahne zu ſchaaren. Der patriotiſche Gedanke war den damaligen Demokraten gänzlich abhanden gekommen. Sie ſympathiſirten laut mit Italienern, Polen, Czechen und Ungarn, während dieſe alle die Waffen gegen Deutſchland ergriffen unter dem Wuthgeſchrei: Tod allen Deutſchen!

Wir in der württembergiſchen Kammer wurden damals von der Paulskirche täglich wie an Drähten gezogen, was denn doch manchem unerträglich wurde. Der ſog. rothe Seeger war der Leithammel. Als wir den Compromiß Gagerns mit den Demokraten, durch welchen er ihre Stimmen zur Kaiſerwahl erkauft hatte, auch unſererſeits zu ſanctioniren aufgefordert wurden, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten, ſondern nannte die Allianz der preußiſchen Rechten mit der demokratiſchen Linken in Frankfurt eine Mißgeburt, und daß die

Sache vor unsere Kammer gebracht werde, eine Intrigue. Seeger nannte es eine Beleidigung, der Nationalversammlung eine Intrigue vorzuwerfen. Ich erklärte, die Nationalversammlung intriguire nicht, wohl aber die Parteien in derselben. Es ist eine Beleidigung, wandte Seeger wieder ein, oder eine Binsenwahrheit. Ja wohl, — Binsenwahrheit, rief ich aus. Die Kammermehrheit stimmte indessen dem Frankfurter Parlamente zu.

Die natürliche Folge der in der Paulskirche begangenen Mißgriffe war erstens die Zurückweisung der ihm angebotenen Kaiserkrone von Seiten Friedrich Wilhelms IV. und sodann die neue bewaffnete Erhebung der Demokratie in Sachsen, der Pfalz und Baden. Die Demokraten waren aber eben so blind, wie die Gagernsche Partei, denn wie diese ein Kaiserreich hatten gründen wollen, ohne einen Kaiser zu finden, so wollten diese Krieg führen ohne Soldaten, und ihre Freischaaren waren schlecht bewaffnet und wenn sie auch die badensche Armee verführten, so sanken diese debandirten Truppen doch bald auf die niedrigste Stufe von Freischaaren herab.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die demokratische Partei in Württemberg die Oberhand erhalten haben würde, wenn damals mit überraschender Schnelligkeit ein wohlgerüstetes badisch-pfälzisches Armeecorps über den Schwarzwald gekommen wäre, denn auch unter den württembergischen Truppen, die nicht einmal beisammen waren, hatten sich viele schon von den Demokraten verführen lassen, und eine große Volksversammlung in Reutlingen ging darauf aus, den ganzen bewaffneten Schwarzwald gegen Stuttgart zu führen, während die Demokraten in Heilbronn auch bereits eine sog. Ostarmee zu organisiren anfingen, welche zunächst mit den Reutlingern gemeinsam die Regierung in Stuttgart bedrohen, dann aber Franken insurgiren sollte. Stuttgart lag wie eine kleine conservative Insel in einem revolutionären Meere und wäre wohl nicht stark genug gewesen, sich gegen eine badisch-pfälzische Armee zu halten, wenn diese schnell eingefallen wäre. Das geschah nun aber nicht. Die provisorische Regierung in Baden schickte statt der Armee nur eins ihrer Mitglieder, den

Demagogen Fickler, mit Geld nach Stuttgart, um hier die Garnison zu bestechen. Eine wirklich kolossale Naivetät, denn man nahm ihm gleich das Geld ab und setzte ihn auf den Asperg. Die Reutlinger standen nun auch von ihrem bewaffneten Zuzug ab, und die 60 Deputirten, die sie nach Stuttgart schickten, um der Regierung Gesetze vorzuschreiben, wurden von unserer Bürgerwehr mit Hohnlachen empfangen und von der Regierung abgewiesen.

Unterdeß rüstete Preußen, um den badischen Aufstand niederzuschlagen, und sowie sich Baden nur noch gegen die Reichsarmee unter Peuker und gegen das zweite Armeecorps unter dem Prinzen von Preußen in der Defensive befand, hatte auch alle Gefahr für Württemberg aufgehört. Eine neue Sorge schien der Hauptstadt die Ankunft des Rumpfparlaments zu machen, das von Frankfurt hierher geflüchtet kam. Allein diese armen Leute hatten nicht mehr viel zu bedeuten. Man wollte sie zwar schonen und sie wurden dadurch kühn gemacht. Es war doch aber allzu lächerlich, daß sie eine Reichsregentschaft ernannten aus ein paar Advokaten, einem Professor, einem Cigarrenhändler, denen der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen gehorchen sollten. Als sie von der württembergischen Regierung Geld und Truppen verlangten und diese es ihnen abschlug, wandten sie sich mit einem Manifest an das Volk, welches ihnen, als der obersten Reichsbehörde und nicht der ihr untergeordneten und ungehorsamen württembergischen Regierung Folge zu leisten habe. Dieses Manifest hätte wenigstens Unruhen im Lande hervorrufen können, wenn man dem nicht vorgebeugt hätte. Unser Club war am 7. Juni Abends wie gewöhnlich im Museum versammelt, als mir der damalige Museumssekretär Herlikofer das Manifest der Reichsregentschaft noch naß aus der Druckerei brachte. Ich eilte sogleich mit drei anderen Abgeordneten zu den Ministern, die meist schon im Bette lagen, denn es war spät. Sie versammelten sich und stimmten mit uns überein, es müsse sogleich ein Gegenmanifest erlassen und schon am nächsten Morgen überall hin versandt werden. Finanzminister Goppelt verfaßte das Manifest. Ich fand es nicht

kurz und schlagend genug. Er sagte: Nun so machen Sie es! und ich that es sogleich. Ich theile es hier mit.*) Der Kriegsminister fuhr noch mitten in der Nacht mit einem Extrazuge nach Ludwigsburg zum König, der sogleich seine Zustimmung gab. Als wir am 8. früh im Ständehause die Sitzung begannen, war unser Manifest schon in

*) Das Württembergische Gesammtministerium an das Württembergische Volk. Die bisherige deutsche National-Versammlung in Frankfurt hat in Folge Beschlusses vom 30. Mai d. J. ihren Wohnsitz nach Stuttgart verlegt. Zurückgeführt auf den sechsten Theil ihres vollen Bestandes und fast ausschließlich nur noch eine einzige der im Volke enthaltenen Parteien darstellend, hat die übergesiedelte Versammlung in ihrer ersten Sitzung in wenigen Stunden, ohne Debatte, die wichtigsten Beschlüsse gefaßt, unter Anderem den Beschluß, die seitherige Central-Gewalt in Frankfurt ab- und eine aus fünf Mitgliedern bestehende Regentschaft einzusetzen. Diese selbst aber beginnt ihre Wirksamkeit damit, sich den Befehl über die Heere aller deutschen Staaten zuzuerkennen, und läßt, während sie versichert, Alles aufbieten zu wollen, den Bürgerkrieg abzuwenden, bei Keinem, der die Verhältnisse kennt, einen Zweifel übrig, daß ihr Beginnen nur dazu führen kann, das Gut und Blut Württembergs in einem brudermörderischen und gegenüber den größeren deutschen Staaten ganz ungleichen Kampfe zu vergeuden, und durch die Geldopfer, welche die in Stuttgart neu gewählte Reichs-Regentschaft zunächst nur von unserem Staate fordern könnte, unseren ohnehin schon tief gesunkenen Wohlstand vollends zu zerrütten.

Wir haben, alle Zweifel an dem rechtmäßigen Fortbestande der National-Versammlung unerörtert lassend, in ihr nur den einer besseren Zukunft noch fähigen Rest jener politischen Schöpfung sehen wollen, an welche die deutsche Nation ihre schönsten Hoffnungen, ihr wohlberechtigtes Streben nach Einigung und Selbstbestimmung geknüpft hat; nicht verhehlen aber können wir uns, welche gewichtige Bedenken sich der behaupteten Befugniß der Versammlung entgegenstellen, die durch das Reichsgesetz vom 28. Juni 1848 bis zur definitiven Begründung einer Regierungs-Gewalt für Deutschland eingesetzte Central-Gewalt mit einer andern zu vertauschen, und außer allem Zweifel endlich ist es uns, daß wir dieser neuen Regentschaft nicht die Schicksale Württembergs preisgeben dürfen.

Wir erklären daher, daß wir der aufgestellten provisorischen Regentschaft das Recht nicht zugestehen, ohne Zustimmung der württembergischen Regierung für Württemberg gültige Beschlüsse zu fassen, namentlich nicht das Recht, über württembergische Streit- und Geldkräfte zu verfügen, und wir vertrauen dem im württembergischen Heere und in der Bürgerwehr lebenden Geiste der Ehre und des Pflichtgefühls. Das Heer wird sich nicht verführen lassen, es wird das schmähliche Beispiel des Treubruchs nicht nachahmen. Das Heer und die Bürgerwehr, sie werden ihrer Verpflichtung eingedenk sein, die Verfassung zu beschützen, dem Gesetze Achtung zu verschaffen und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten.

Der deutschen Reichsverfassung und Allem, was das deutsche Volk von ihr hofft, auf gesetzlichem Wege durch ausführbare Mittel Geltung zu verschaffen, wird unser vereintes Streben bleiben. Stuttgart, den 8. Juni 1849. Die Departements-Vorstände: Römer. Röser. Duvernoy. Schmidlin. Rüpplin. Goppelt.

Tausenden von Exemplaren verbreitet, zum größten Aerger der Demokraten. Das Regentschaftsmanifest machte nun gar keinen Eindruck mehr. Wären wir nicht so verfahren, hätten wir uns in jene einfältige badische Revolution fortreißen lassen, so würden unsere demoralisirten Truppen und demokratischen Freischaaren ebenso wenig, wie die pfälzisch badische Armee, im Stande gewesen sein, die Reichsexekution aufzuhalten, und wir wären in Unkosten, Schimpf und Schande hineingerissen worden, wie die Badener und Pfälzer. Um eine große Revolution durchzuführen und eines großen Reiches Einheit herzustellen, dazu gehören andere Männer und eine ganz andere Begeisterung im Volk. Bescheidene Helden wie 1813 und nicht feige Schwätzer, Fresser und Säufer.

Unser Ministerium ersuchte das Rumpfparlament, sich zu entfernen. Schoder erklärte früh am 18. Juni in unserer Kammer, das Parlament werde sich gleichwohl heute Nachmittag um drei Uhr in seinem gewöhnlichen Lokale, dem Fritzischen Reithause, versammeln. Dieses Reithaus lag meinem Haus und Garten schräg gegenüber. Wenn die Demokraten noch Macht und Mittel genug gehabt hätten, das Rumpfparlament zu schützen, so wäre es zu einem Kampf gekommen, der meine häusliche Ruhe sehr hätte stören können. Aber es war schon hinreichend Militär aufgestellt, das Reithaus besetzt, Präsidentenstuhl, Tribüne und Bänke waren entfernt. Nachdem ich nur auf einen Augenblick aus der Kammer hinweggeeilt war, um nach meiner Familie zu sehen, ging ich beruhigt in die Kammer zurück. Um drei Uhr bewegten sich die Mitglieder des Rumpfparlaments unter Vortritt des Präsidenten Löwe, dem unsere ehrwürdigen Veteranen Schott und Uhland zur Seite gingen, in feierlichem Zuge zum Reithause hin, fanden aber eine dicht geschlossene Reihe Kavallerie vor sich, wurden von einem Regierungscommissär höflich ersucht, zurückzugehen und durch die langsam vorgeschobene Reiterei nach einem kurzen Protest Löwes zur Umkehr genöthigt. Meine Frau und Tochter schauten, mit dem Strickstrumpf in der Hand, durch das Gitter meines Gartens zu. Es war nicht die mindeste Gefahr verhanden und

wurde nicht ein Tropfen Blut vergossen. Was man von vorgekommenen Excessen gegen Parlamentsglieder erzählte, war alles erlogen.

Die Mitglieder des Parlaments konnten bleiben oder gehen, niemand legte ihnen etwas in den Weg. Unter denen, die noch einige Zeit in Stuttgart blieben — denn die meisten flohen aus Angst vor den Preußen in die Schweiz, befand sich Venedey, der mich jetzt nachträglich besuchte, um mir für die Freundlichkeit zu danken, mit der ich hin und wieder eine seiner Schriften angezeigt hatte. Er schien mir ein sehr guter Mensch zu sein, doch ein wenig zu empfindsam für einen Mann der Politik.

Während Regentschaft und Rumpfparlament zu einem Thore Stuttgarts hinausflohen, um die Schweiz zu erreichen, fuhren gar viele Stuttgarter Herren, besonders aus der Beamtenwelt, zum andern Thore hinaus, zunächst nach Heidelberg, um sich am Anblick der Preußen zu laben, die sie damals gern als Befreier begrüßten und ohne deren Kanonen und Bajonnette sie wahrscheinlich auch noch länger vom Alp der Revolution gedrückt geblieben wären. Einer erzählte mir, unterwegs in Sinsheim sei der Boden des Wirthshauses ganz mit Demokratenbärten gepolstert und mehrere Barbiere noch eifrig beschäftigt gewesen, den vor den Preußen fliehenden Demokraten die Bärte abzunehmen. Als die neugierigen Herrn nach Stuttgart zurückkehrten, waren sie ganz entzückt von der kriegerischen Haltung der preußischen Truppen.

Nach der Unterdrückung des Badischen Aufstandes mußte natürlicherweise die ganze Revolution ein Ende nehmen. Sie war ein todtgebornes Kind, eine bloße Nachahmung französischer Vorgänge und gereichte daher der großen deutschen Nation zur Schande. Nicht als ob nicht vieles in Deutschland faul gewesen wäre, wogegen zu revolutioniren man berechtigt war; wenn aber einmal die Deutschen revolutioniren, so müssen sie nicht die Affen der Franzosen sein, sich nicht von den Franzosen erst dazu anstoßen lassen, auch nicht nach fremdem Recepte Reformen vornehmen, sondern alles aus sich selbst schöpfen und nur mit der Kraft der eigenen Natur dem wahren Bedürfniß

dieſer Natur aus eigenen Mitteln abhelfen. — Ich hatte die Erhebung des preußiſchen Volks im Jahr 1813 geſehen. Das war eine Revolution, dort und damals ſah ich ein Volk im Zorn, da ſchwatzte man nicht, da ſoff man nicht, lief aber auch nicht vor der erſten Gefahr davon, ſondern griff in ſtummer Wuth zu den Waffen und ließ nicht mehr vom Feinde los, bis man ihn gänzlich niedergeworfen hatte. Ich ſagte daher in den Jahren 1848 und 49 oft zu meinen Freunden: das iſt keine rechte Revolution, denn das Volk iſt nicht im Zorn.

Der württembergiſche Landtag wurde im Auguſt geſchloſſen und bald darauf das Märzminiſterium entlaſſen. Keiner dieſer würdigen Männer nahm weder einen Orden, noch auch nur eine Penſion an. Sie wollten ganz uneigennützig dem Vaterlande gedient haben. Ohne ſie würde der König während der Revolution eine viel ſchlimmere Stellung gehabt haben. Sie deckten ihn mit Muth und Klugheit, wobei ſich der praktiſche Römer das Hauptverdienſt erwarb. Sie zogen ſich dadurch die bitterſte Feindſchaft der Demokratie zu und ernteten auch von oben wenig Dank.

Wir hatten nun wieder den alten Bundestag. Deutſchland hatte eine ſtarke Arznei eingenommen und war doch nicht kurirt worden. Ich gab meine Meinung über die mißlungene Revolution, über die Dresdener Conferenzen und über die Unmöglichkeit, mit den bisherigen Mitteln und ohne eine durchgreifende Gewalt etwas Neues und Beſſeres zu Stande zu bringen, in einem Aufſatz der deutſchen Vierteljahrſchrift Nr. 53 von 1851 S. 324 f. ab.

Unmittelbar nach dem Ausbruch der Revolution in Baden im Frühjahr 1849 trat eines Morgens ganz verſtört der alte Miniſter Nebenius zu mir herein, der in Eile aus Karlsruhe geflüchtet war. Er war ganz außer ſich, denn ein ſolches Ende ſeiner langen geſetzgeberiſchen und miniſteriellen, ſtets liberalen Wirkſamkeit hätte er ſich vorher nicht träumen laſſen. Seine Angſt war noch durch den Umſtand vergrößert, daß er eine große Geldſumme ohne Quittung in der Eile der Flucht einem niedern Poſtbeamten anvertraut hatte, der ſie

ihm nachſchicken ſollte. Der Mann war zum Glück ehrlich und Nebenius erhielt das Geld noch an demſelben Tage. Ihn aber in Stuttgart zurückzuhalten, war mir nicht möglich; denn wie klar ich es ihm auch machte, daß er hier nicht das Geringſte zu beſorgen habe, wollte er es doch nicht glauben, ſah überall revolutionäre Schreckgeſpenſter und eilte nach München, um ſich erſt von da auf einem Umwege mit ſeinem Großherzog Leopold in Frankfurt a. M. wieder zu vereinigen.

Faſt ein Jahr ſpäter kam auch der badiſche Miniſter Bekk zu mir, den ein gleiches Mißgeſchick verfolgt hatte. Im Vertrauen auf meine geſchichtliche Unparteilichkeit und auf unſern früheren freundſchaftlichen Umgang im Neckarthal brachte er mir die Flugſchrift, in der er ſich als ſchimpflich davongejagter Miniſter gegen ſeine vielen Ankläger vertheidigt hatte, und bat mich dringend, ihn in Schutz zu nehmen. Ich kannte ihn kaum wieder, ſo blaß und mager war der einſt ſo kräftige und rothwangige Mann geworden und ſo ganz hatte ihn die Sicherheit und Feſtigkeit verlaſſen, mit welcher er ſonſt aufzutreten pflegte. Er erweckte mir tiefſtes Mitleid und umſomehr, als ich nicht im Stande war, ſeinem Wunſche genügend zu entſprechen, da er ohne Zweifel zu den maßgebenden badiſchen Beamten gehört hatte, die, um immer populär zu bleiben und immer von der Kammer beſchmeichelt zu werden, die Pflicht dem Recht, die Zucht der Freiheit aufgeopfert und der Oppoſition den Zügel hatte ſchießen laſſen, bis der Fürſt, das Miniſterium und die Kammer der Revolution den Platz räumen mußten. Bekk war zu ehrgeizig, um ſeine Demüthigung lange zu ertragen. Er ſtarb bald.

Ich habe meine Anſicht über das Großherzogthum Baden wiederholt dahin ausgeſprochen, daß dieſer Staat eigentlich regierungsunfähig ſei und von Rechtswegen gar nicht exiſtiren ſollte. Er war eine Schöpfung Napoleons, unſeres Erbfeindes, zuſammengeraubt aus kleinen geiſtlichen und weltlichen Nachbarſtaaten, welche zuſammen die urſprüngliche Markgrafſchaft Baden an Flächenraum und Einwohnerzahl weit überboten. Dazu lag der neugebackene Staat als ein ſchmaler und langer Grenzſtrich an der franzöſiſchen und Schwei-

zergrenze, ohne eine compacte Mitte, unfähig, sich gegen die stärkern Nachbarn irgend zu vertheidigen und vor allen Dingen unfähig, den deutschen Bund gegen Frankreich irgendwie zu decken. Seine durchaus heterogenen Bestandtheile, auch confessionell scharf getrennt, ließen sich durch keine moralische Macht in Einklang bringen, da die Aufgabe des deutschen Bundes von Anfang an gewesen war, das Aufgehen des Particularismus in die nationale Einheit zu verhindern. Hätte der Wiener Congreß die alten Reichsländer Holland und Belgien einem neuen deutschen Reiche einverleibt, so würden beide ihren Gegensatz in der größern Gesammtheit ausgeglichen haben, wie die Gegensätze der altfranzösischen Provinzen in der Einheit des französischen Reichs befriedigend ausgeglichen worden sind. Hätte man bei der Neugestaltung Deutschlands auf dem Wiener Congreß ein großes deutsches Reich wiederhergestellt und mit den reichsfeindlichen Rheinbundfürsten aufgeräumt, so würden sämmtliche heterogene Bestandtheile Badens ihren Gegensatz in der Reichseinheit ausgeglichen haben. Aber der von Napoleon zum Hohn und Schaden des deutschen Reichs geschaffene badische Staat erhielt seine Sanction auf dem Wiener Congreß, und das einzige Band der Einheit unter seinen heterogenen Bestandtheilen blieb die Dynastie, welche damals auf zwei Augen stand.

Als das gräfliche Haus Hochberg zum Erbe des Großherzogthums Baden berechtigt wurde, darf man sich nicht wundern, daß es sich populär zu machen suchte, um sich durch die Volksgunst mehr als durch den Bundestag zu legitimiren, und um den bayrischen Nachbar weniger fürchten zu müssen. Aus dieser Nützlichkeitspolitik der neuen badischen Regierung erklärt sich der badische Liberalismus und die lächerliche Prahlerei mit dem Musterstaate viel natürlicher, als aus dem Vorgehen zweier eitlen Professoren in Freiburg. Der Minister Winter spielte die Hauptrolle in Karlsruhe am Hofe, nicht das Professorenthum, weder in Heidelberg noch in Freiburg. In seiner antikirchlichen Richtung war der Liberalismus in Baden nicht einmal etwas Neues. Dieser Liberalismus war schon napoleonisch gewesen und

ſchen Karl Friedrich von Baden hatte ihn eifrig gepflegt. Die Anhänglichkeit an die alte Kirche fiel mit der an das alte Reich zuſammen. Deshalb unterſtützte Napoleon I. überall auf deutſchem Boden den Liberalismus, ſoweit er antikirchlich war, und ſchrieb ſich eine civiliſatoriſche, freimaureriſche Miſſion zu, durch die er Deutſchland beglücken wolle. Dieſer Gedanke wurde dem ganzen Rheinbund eingeimpft, und ſeine Propheten waren Johannes Müller, Zſchokke, Peſſelt, Aretin, Murhardt, Creme, ſpeciell in Heidelberg Johann Heinrich Voß und Paulus.

Ich will hier noch einige Anekdoten aus der ſchwäbiſchen Revolutionszeit erzählen:

Bei H. wurde 1818 ein Revierförſter von einem bekannten Wilderer in den Unterleib geſchoſſen und kam kaum mit dem Leben davon, mußte aber nachher die Gegend, in der er zufrieden gelebt hatte, verlaſſen, weil derſelbe Wilderer, der den Mordanfall zu leugnen gewußt hatte, von der Gemeinde als Jäger angeſtellt worden war, ſo daß er mit dieſem böſen Kerl noch handthieren ſollte. Das hielt er natürlich nicht aus und ließ ſich verſetzen.

Im Walde hinter der Solitüde wurde Lieutenant von Gaisberg von zwei Wilderern aus Gerlingen erſchoſſen. Die Mörder kamen auf acht Jahre ins Zuchthaus und hatten dieſe Strafe gerade überſtanden, als in Folge der Revolution die Jagdgeſetze gänzlich waren umgeändert worden. Sofort pachteten ſie die Jagd in demſelben Revier, in welchem ſie den Lieutenant erſchoſſen hatten. — Daſſelbe geſchah bei R. wo ein Forſtwart grauſam ermordet, der Mörder aber der nachherige Jagdpächter wurde.

Durch die neue Geſetzgebung der Revolution verloren die adligen Grundherrn ihre Gerechtſame gegen nur ſchwache Entſchädigung, mußten Gemeindeglieder werden und pro rata zu den Gemeindelaſten beitragen. Einer der erſten Standesherrn verlegte ſofort ſein Rentamt R. nach R. Die Gemeinde R. ſchickte ihm nun eine Deputation nach R., um ihn zu bewegen das Rentamt bei ihnen zu belaſſen. Die Deputation blieb drei Tage in R. lebte auf Gemeindekoſten

herrlich und in Freuden und verzehrte 300 fl., an denen nachher der Standesherr selbst, als das vermöglichste Mitglied der Gemeinde R. neun Zehntel bezahlen mußte. Vergebens klagte er bei den Gerichten. Die Gemeinde war in ihrem Recht, sowohl eine Deputation abzusenden, als die Kosten auf die Gemeindeglieder zu vertheilen.

Ein reicher Kaufmann in Stuttgart schwebte während der Revolution immer in der größten Angst. In einer schlaflosen Nacht im Sommer 1849 sah er zum Fenster hinaus, der Mond schien hell, und die tiefste Stille herrschte in der ganzen Stadt. Da erreichte seine Angst den höchsten Grad. Er kleidete sich an, verließ das Haus und schellte heftig am Hause Duvernoys, der damals Minister des Innern war. Aufgeschreckt ließ dieser öffnen, empfing den Kaufmann und frug ihn staunend, was er denn mitten in der Nacht von ihm wolle. Da sagte der Kaufmann in größter Aufregung, er komme ihn zu warnen, es herrsche eine so bedenkliche Stille in der Stadt.

Ein abenteuerliches Original aus jener Zeit war Heinrich Loose, ein Schwabe, der bereits ein Pfarramt verwaltete, als er, von Genußsucht verblendet, sich der Literatur zu widmen anfing. Ich warnte ihn vergebens. Er lungerte eine Zeitlang ohne bestimmte Beschäftigung herum, wurde Deutsch-Katholik, fand dadurch als Prediger doch wieder einen Beruf und hatte nichts geringeres im Sinn, als den Ruhm eines großen Reformators zu erlangen. Um diese Zeit starb seine Mutter, der er vielen Kummer gemacht hatte. Bei ihrer Beerdigung aber trat er, als ihr Sarg versenkt war, auf den Grabhügel, nahm eine heroische Stellung an und schien eine Rede halten zu wollen, rief aber nur das einzige Wort: Monika! aus. Diesen Namen trug bekanntlich die Mutter des h. Augustinus und er benutzte den Tod der seinigen, um sich prahlerisch als den zweiten Augustinus zu verkündigen. Da er sich bei der badischen Revolution betheiligte, wurde ihm das Pflaster zu heiß und er wanderte nach Amerika aus. Im Jahr 1856 enthielt die Mannheimer Zeitung Ende Januar folgende Notiz: „Aus Nordamerika schreibt man uns, daß in Milwaukee der bekannte Prediger Heinrich Loose in Folge von Nah-

rungsſorgen und zerrütteter Geſundheit in Wahnſinn verfallen iſt. Die Familie Looſes ſoll ſich in größter Noth befinden, und ſeine Frau genöthigt ſein, zwei Guitarreſtunden für einen Schilling zu geben, dabei mitunter Lieder heiteren Inhalts zu ſingen, während in der Nebenſtube der unglückliche geiſtesirre Gatte weilt."

VIII. Mein Verkehr mit König Wilhelm I. von Württemberg.

Ich habe ſchon erzählt, daß ich, um meine Aufnahme ins württembergiſche Staatsbürgerrecht durchzuſetzen, dem Könige perſönlich zu ſchreiben genöthigt war und daß ich es auf eine humoriſtiſche Weiſe that, wodurch ich meinen Zweck vollkommen erreichte. Ich habe auch ſchon erwähnt, daß mir der König im Jahr 1830 die Redaktion ſeiner Hofzeitung antrug, die ich jedoch ablehnte. Der König nahm mir das, wie ich wohl bemerken konnte, übel, da er mich perſönlich deshalb hatte zu ſich kommen laſſen und mir allerlei Artigkeiten geſagt hatte. Sein Publiciſt war bisher der Livländer Lindner geweſen, der ihm das „Manuſcript aus Süddeutſchland" geſchrieben hatte und der in der That eine äußerſt gewandte Feder führte, deſſen er ſich aber kaum mehr bedienen konnte, weil Lindner als Fremder gar zu unpopulär und ſchon zu alt war. Ich habe ihn kennen gelernt und gern gehabt, da er außerordentlich gutmüthig war und Mitleid einflößte, weil er unter einem grimmigen Pantoffel ſtand. Im folgenden Jahre fand der König endlich, wie ich oben ſchon kurz erzählt habe, einen Redakteur ſeiner Hofzeitung in Ernſt Münch.

Der König war ungehalten, daß ich, nachdem ich 1830 ſeinen Vorſchlag nicht angenommen hatte, in die landſtändiſche Oppoſition

eingetreten war. Ich befand mich in der Deputation, die ihm 1833 die antibundestägliche Adresse überreichte und die nicht sehr gnädig aufgenommen wurde. Seitdem kam ich in keine Berührung mehr mit ihm. In den vierziger Jahren übergab mir der preußische Gesandte, Herr von Rochow, das Schreiben seines Bruders, der damals in Berlin Minister des Innern war, worin er mich aufforderte, die Redaction der preußischen Staatszeitung zu übernehmen. Obgleich ich, wie oben erwähnt, diese ungesuchte Ehre höflich ablehnte, lief die Nachricht von meiner Berufung nach Berlin doch durch alle Zeitungen, und meine Kinder hörten sie in der Schule. Da begegnete mir der König von Württemberg zufällig auf der Straße, stellte mich und sagte: „Nun, Menzel, Sie werden uns verlassen?“ — Ich antwortete: „Nein, Ew. Majestät! ich werde bleiben, wenn Sie es mir erlauben, denn ich befinde mich nirgends wohler, als unter Ihrer Regierung.“ Ich mußte ihm nun den Irrthum aufklären. Er lachte und sagte: „Nun das freut mich, daß Sie lieber hier bleiben, als fortgehen.“ Von dieser Stunde an zeigte mir der König bei jedem Anlaß wieder viele Gewogenheit und unterhielt sich mit mir, wenn wir uns in der Stadt oder in den Anlagen begegneten, gewöhnlich längere Zeit über Politik. Seine Gedanken waren immer klar, seine Sprache fließend. Auch liebte er den Scherz und machte oft sehr witzige Bemerkungen.

Es war mir oft rührend, in den Unterredungen mit dem alten König von Zeit zu Zeit immer noch einen Rest seines Patriotismus, einen Sonnenblick aus längst verschwundener Jugendzeit hervorblitzen zu sehen. Er hatte sich im Jahr 1814 mit Feuer den deutschen Patrioten angeschlossen und eine nicht unrühmliche Rolle unter ihnen gespielt, sowohl im Felde, als nachher im Rathe. Die Rheinbundpolitik hatte ihn nicht lange vorher zu einer Ehe gezwungen, die ihm zuwider war, die er daher auch nur dem Scheine nach vollzog, um sich bald wieder scheiden zu lassen. Von Napoleon selbst war er im russischen Feldzug persönlich auf das empfindlichste beleidigt und heimgeschickt worden. Sein eigner Vater war ein Tyrann, im ganzen

Württemberger Lande gefürchtet und gehaßt. Kronprinz Wilhelm fühlte die Leiden des gedrückten Volkes mit. Mußte er doch selbst vor seinem Vater flüchten. Schon als sein Vater die alte württembergische Verfassung willkürlich aufhob, protestirte der Kronprinz in einem Schreiben an den Geheimen Rath und machte denselben für den Frevel verantwortlich, der an den Rechten des Landes begangen werde. Als der Kronprinz zur Regierung kam, stellte er alle die Willkürlichkeiten und Bedrückungen, deren sich sein Vater schuldig gemacht hatte, namentlich die Verschwendung, den Jagdunfug, die Rechtslosigkeit der Unterthanen, das schonungslose Dreinfahren der Kabinetsbefehle und den Muthwillen der Günstlinge, augenblicklich ab und führte nicht nur wieder Sparsamkeit und strenges Recht ein, sondern ließ sich auch gefallen, das alte Recht der württembergischen Stände anzuerkennen, so daß die neue Verfassung, welche die Vergrößerung des Staates und die neuen Verhältnisse unvermeidlich gemacht hatten, durch die gewählten Vertreter des Volks, gemeinschaftlich mit den Vertretern der Krone verabschiedet und nicht, wie alle andern neuen Verfassungen, blos octroyirt wurde.

Der Kronprinz hatte sich im Feldzug 1814 Kriegsruhm erworben, persönlich zur Befreiung Deutschlands mitgewirkt und genoß hohe Achtung, nicht blos in seinem engern kleinen Vaterlande. Er war damals sehr populär und zugleich von den größten Monarchen Europas respectirt, so daß es sich die Schwester des russischen Kaisers, die edle Katharina, zur Ehre schätzte und für ein hohes Glück erachtete, seine Gattin zu werden. Beim ersten Pariser Frieden, zum Theil auch noch beim zweiten, hörte man im Rath der alliirten Mächte noch patriotische Stimmen, die erst auf dem Wiener Congreß verstummten. Es wurden für das deutsche Gesammtvaterland noch große Hoffnungen gehegt. Der Kronprinz theilte damals die Ansicht, die vom preußischen Lager ausging, welche diplomatisch hauptsächlich durch Wilhelm von Humboldt vertreten wurde und der mit dem alten Blücher das preußische Heer und Volk und die begeisterte Jugend anhing. Das Versprechen von Kalisch war noch nicht offiziell zurück-

genommen. Der Kronprinz von Württemberg war einer der wenigen, welcher dem dringenden Verlangen und dem guten Recht der Deutschen auf Elsaß und Lothringen mitten aus den Rheinbundstaaten heraus Worte lieh, indem er sich hier ganz Preußen an die Seite, Oesterreich und den Rheinbundstaaten aber gegenüberstellte. Man darf nicht zweifeln, daß ein echt deutsches Gefühl in ihm überwallte und daß er es um so weniger verhehlen wollte, als ihm daran gelegen sein mußte, dem von seinem Vater unter der Franzosenherrschaft so schnöde mißhandelten Volk in Schwaben Bürgschaften der Zukunft zu geben. Er war sogar zu dem edlen Ehrgeiz berechtigt, zu einem der Hauptwächter Deutschlands am Oberrhein ausersehen zu werden und sein kleines Königreich bis an die künftige französische Grenze ausgedehnt zu sehen. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein. Elsaß war von den Deutschen erobert und speciell von den Württembergern besetzt worden. Jedermann erwartete, Elsaß werde wieder mit Deutschland vereinigt und Straßburg wie ehedem unser Bollwerk gegen Frankreich werden. Es schien unglaublich, daß es anders kommen könnte, die deutschen Fürsten waren dem deutschen Volke zu großem Dank verpflichtet. Nur die unvergleichliche Tapferkeit und Hingebung des Volks hatte sie gerettet, ihnen ihre unabhängigen Throne zurückgegeben. In dem Bewußtsein, daß sie, die Fürsten, allein an der Zerrüttung des deutschen Reichs, an der Fremdherrschaft, an der jahrelangen Plünderung und Mißhandlung des deutschen Volks Schuld gewesen, hätten sie dem Volk eine Genugthuung und Befriedigung gewähren sollen. Ja in ihrem eigenem Interesse hätten sie Elsaß und Lothringen, die wichtigen Festungen Straßburg und Metz zum deutschen Bunde ziehen sollen, um künftig vor Frankreich besser geschützt zu sein. Wem aber hätte man das Elsaß schicklicher anvertrauen können, als dem patriotischen und tapfern Kronprinzen von Württemberg? Auch das Großherzogthum Baden stand ihm in Aussicht. Die hier regierende Familie war im Aussterben und die, welche ihr seitdem nachgefolgt ist, war damals noch nicht legitimirt. Die deutsche Bundesgewalt hätte auch, ohne Rechte

eines Dritten zu verfügen, über Baden verfügen können, zu Gunsten eines Prinzen, welcher sich tüchtiger als jeder andere bewährt hatte, die Marken Deutschlands am Oberrhein zu schützen.

Alle diese Hoffnungen des Vaterlands und des Kronprinzen wurden vereitelt durch die Politik Talleyrand's und des russischen Kaisers Alexander, welche Elsaß und Lothringen wie auch die Niederlande mit Frankreich vereinigt lassen wollten, damit Deutschland nicht zu sehr erstarke. England hatte das gleiche Interesse, ein einiges und großes Deutschland nicht zu Stande kommen zu lassen, weil es Hannover mitten in Deutschland nicht nur als englische Provinz behalten, sondern auch noch auf Kosten Deutschlands vergrößern wollte. Endlich war Oesterreich eifrig darauf bedacht, Preußen zu schwächen, damit es nicht länger die deutschen Einheitsbestrebungen unterstützen könne, und die Rheinbundstaaten eng an das österreichische Interesse zu fesseln. Oesterreich dachte also an nichts weniger, als an die Begünstigung des Kronprinzen von Württemberg, welcher sich im Alleinbesitz eines großen süddeutschen Reiches sicher nicht einer undeutschen Politik hingegeben und zu einem Sklaven Metternichs hätte machen lassen. Somit behielt Frankreich das Elsaß und mußte Baden, wie Württemberg ein Kleinstaat bleiben, beide in Verbindung mit dem noch kleinern Hessen-Darmstadt gänzlich ohnmächtig und jedem neuen Angriff der Franzosen wehrlos bloßgestellt, wie vorher.

Man kann sich nun leicht denken, daß dieser abscheuliche, von den deutschen Fürsten am deutschen Volk verübte Undank und Verrath, welchen der Wiener Congreß sanctionirte, eine eben so tiefe Entrüstung im Gemüth des Kronprinzen von Württemberg hervorrufen mußte, wie bei allen Patrioten in Preußen. Auf sein kleines Württemberg beschränkt, suchte er wenigstens, hierin von seiner trefflichen Gemahlin Katharina unterstützt, die Wunden, welche die schändliche Rheinbundpolitik und der verrufene Despotismus seines Vaters dem Lande geschlagen hatten, zu heilen und dessen Zukunft durch einen neu begründeten Rechtszustand, Hand in Hand mit der Volksvertretung zu sichern. Aber auch das wurde ihm von Metter-

nich und dem Bundestage verdacht. Unter dem Druck der auswärtigen Diplomatie und Metternichs mußte er seine deutschgesinnten und freisinnigen Minister von Winzingerode und von Wangenheim entlassen und war genöthigt, sich vor noch weitern Gewaltthätigkeiten dieses Metternich verbeugend durch eine Bestechung desselben zu schützen, indem er ihm die Herrschaft Ochsenhausen um schweres Geld abkaufte. Welche Popularität der junge König Wilhelm damals bei der deutsch gesinnten Jugend genoß, beweist die Thatsache, daß die seit den Karlsbader Beschlüssen verfolgte Burschenschaft davon träumte, ihn, wenn die Dinge sich änderten, einmal als deutschen Kaiser begrüßen zu können. Aber unter dem Druck des Metternich'schen Systems glich König Wilhelm von Württemberg einem ursprünglich harmonisch gestimmten Instrumente, welches durch Wind und Wetter verstimmt, nur noch zerrissene Saiten hängen läßt. Als ein noch junger, rüstiger und verständiger Mann unterdrückte er seinen Schmerz oder machte ihm nur noch in oft sehr geistreichen und beißenden Sarkasmen Luft. Er schickte sich in die Zeit, regierte sein Land gut, blieb in der Welt geachtet, konnte aber seine erste feurige Jugendliebe zum deutschen Vaterlande durch keine neue politische Vorliebe wieder ersetzen. Die Welt ekelte ihn in vieler Beziehung an, und seine kluge Resignation war nicht ohne Bitterkeit. Unter allen Fürsten seiner Zeit liebte er, wie er mir wiederholt sagte, keinen einzigen, den Markgrafen Wilhelm von Baden, seinen Schwager, ausgenommen. Er sah alle diese Fürsten wie an Verstand so an Herz tief unter sich und drückte mir mehrmals den Ingrimm aus, den er darüber empfand, daß solche Dummköpfe mächtig genug seien, Deutschlands Geschicke zu lenken und ihm selber vorzuschreiben, was er zu thun und zu lassen habe, ihm, der sie doch alle übersehe und auch einen bessern Willen habe.

Er schloß sich dem Zollverein an und ließ die unvermeidliche Censur, welche mißliebige Aeußerungen in seinem Bundesstaate duldete, wenigstens in seinem Württemberg in schonender Weise üben. Allein der faule Frieden und die Herrschaft des Metternich'schen

Systems dauerten zu lange. König Wilhelm fand keine Gelegenheit, Deutschland noch in einer Weise nützlich zu werden, wie es früher sein Wunsch gewesen war. Er zerstreute sich in Liebhabereien für die edle Pferdezucht, für die Hebung des Landbaus, wovon die Stiftung der berühmten und viel besuchten Akademie Hohenheim Zeugniß gibt, und für das Theater. Er wurde älter, bequemer und immer mehr Pessimist. Im Jahr 1848 hätte sich vielleicht noch eine Gelegenheit für ihn dargeboten, thatkräftig in die Tagesereignisse einzugreifen, aber er hielt sich nur noch in der Defensive. Er war damals schon 70 Jahre alt.

Nachdem ich im Jahr 1846 die großen Ausgrabungen am Berge Lupfen unternommen hatte, wollte der König die Funde sehen. Der Ausschuß des Alterthumsvereins empfing ihn im Vereinslokal, der alten Legionskaserne. Ich mußte dem König zum Führer dienen und ihm alles erklären. Als er die breiten Eisenschwerter sah, die mein Freund Dürrich und ich aus den alemannischen Gräbern mitgebracht hatten, griff er darnach und sagte: Aha, das sind Römerschwerter! Ja wohl, Ew. Majestät, rief ein Herr, der dem Hofe angehörte, und zupfte mich leise, daß ich nicht widersprechen sollte. Der König aber hatte schon bemerkt, daß ich nicht seiner Meinung sei, und frug mich. Ich holte ihm nun ein echtes Römerschwert herbei und zeigte ihm, wie sehr sich dasselbe, kurz, dick und von Erz, vom deutschen Schwert unterscheide, welches lang, dünn, aber breit, zweischneidig und von Eisen war, weshalb man ein so breites Schwert Spaten nannte, da noch jetzt das Schwert in Italien und Spanien spada, in Frankreich épée heißt. Diese Belehrung nahm der König sehr gut auf, besah sich alles genau, frug nach allem, blieb 1¼ Stunden und dankte mir zum Abschied aufs freundlichste, indem er einen scharfen Blick auf den gewissen vornehmen Herrn warf und sagte: Wenn ich solche Sammlungen ansehe, lerne ich gern etwas Neues und will durchaus nicht, daß man mir schmeichle, ich müßte von vorn herein schon alles wissen. Wenige Wochen nachher ließ mich der König abermals in das Lokal des Alterthumsvereins bescheiden, um

meine Funde auch seiner Tochter Sophie, Königin der Niederlande zu zeigen. Er begleitete dieselbe. Die Königin interessirte sich besonders für die Todtenköpfe und Gerippe, die wir von Oberflacht mitgebracht und die ich alle eigenhändig vom Schlamm gereinigt und wieder zusammengesetzt hatte, wie sie denn in Schädel- und Knochenlehre viele Kenntnisse besaß und sich davor nicht ekelte. Sie war sehr liebenswürdig, obgleich damals mager. Ich hatte sie noch in ihren jungen Jahren gekannt, als eine der reizendsten Prinzessinnen, die man sehen konnte, schön, feurig, ein Bild der frischesten Gesundheit und Fülle und strahlend von Lust und Glück, als Liebling des Vaters. Jetzt war es anders.

Bald darauf kam die Revolution von 1848 heran und gleich im Beginn derselben hielt ich die Mission nach Berlin für rathsam, von der ich bereits ausführlich gesprochen habe und die, obgleich sie mißlang, doch dem König von Württemberg Veranlassung gab, mir sein Vertrauen zu bewahren und mich während der großen politischen Krise öfter zu sich zu rufen. Die Gespräche mit ihm werden mir unvergeßlich bleiben, denn er besaß einen außerordentlich klaren Verstand und schickte sich in die böse Zeit wenigstens bis zum Beginn des Jahres 1849 mit gutem Humor. Wenn er sich noch hätte aufs Roß schwingen können, so würde er an der Spitze seiner, wenn auch nur kleinen württembergischen Armee, die für ihn gern ins Feuer gegangen wäre, in wenigen Tagen den badischen Aufstand bewältigt haben, ehe noch Preußen und Bayern gekommen wären. Die württembergischen Soldaten waren nur deßhalb unbotmäßig, weil man sie unthätig bleiben ließ. Sie hätten sich gern geschlagen, gleichviel für wen, hätte man sie losgelassen wie die Hessen, sie würden gleich diesen mit Feuereifer über die Demokraten hergefallen sein. Aber der alte König hatte dazu keinen Trieb mehr. Keine der Großmächte flößte ihm Vertrauen ein. Am meisten spottete er über die Mittelstaaten; über die Erbärmlichkeit ihrer Politik und über die Unmöglichkeit, sie zu irgend einem ersprießlichen Zwecke unter einen Hut zu bringen, sprach er sich wiederholt und gern aus. Früher habe er, wie er mich versicherte, keinem

einzigen Fürsten in den Mittel- und Kleinstaaten irgend einen, ihren gemeinschaftlichen Nutzen bezweckenden Gedanken mittheilen können, ohne daß es sogleich dem Fürsten Metternich verrathen worden sei. Als die Feigheit vor diesem aufgehört habe, sei die Feigheit vor dem Liberalismus an die Stelle getreten. Wenn ich, fuhr er fort, es für noch so dringend geboten halte, diese Fürsten zu irgend einem energischen und gemeinschaftlichen Zwecke aufzufordern, ist es, als griffe ich in eine Schüssel voll Sand, wollte darin nach einem Eisen greifen, und griffe immer nur Sand, der mir zwischen den Fingern durchläuft.

Unter seinen neuen sog. Märzministern lobte mir der König immer nur einen, nämlich Römer, der allein praktisch durchgriff und kein Doktrinär war. Dagegen konnte er einen kleinen Aerger über Duvernoy und Pfizer nicht verhehlen, die ihm als Theologen und Principienmenschen viel zu wenig praktisch schienen. Denken Sie, empfing er mich einmal des Abends, heute haben sich in diesem Zimmer meine Minister eine halbe Stunde lang um Schulfragen herumgestritten, und ich alter praktischer Mann mußte achselzuckend zuhören. Deshalb war dem König von Württemberg auch das Frankfurter Parlament unausstehlich, und er sah in dem Aufkramen der doctrinären Professoreneitelkeit in der Paulskirche nur insofern etwas Nutzbares, als dadurch wenigstens die wildeste Demokratie gezügelt wurde. Als er im August von Köln zurückkam, wo er mit dem König von Preußen und dem Erzherzog Johann verkehrt hatte, frug er mich: Was halten Sie von Gagern? und war sichtlich erquickt, als ich ihm rasch antwortete, der kühne Griff sei ein, wenn nicht feiger, doch verstandloser Mißgriff. Wer den König von Preußen zum Kaiser haben wolle, dürfe keinen Erzherzog zum Reichsverweser machen, und wer mit der Mehrheit in der Paulskirche Fürsten und Feldherrn imponiren wolle, dürfe diese arme Mehrheit nicht von den Galerien in der Paulskirche selbst tyranniſiren lassen. Der König stimmte dem ganz bei, war aber doch beunruhigt, sofern er fürchtete, Gagern werde seinen preußischen Kaiserplan mit Hülfe preußischer Siege in Däne-

mark und bei der Bedrohung Oesterreichs durch Ungarn doch am Ende durchsetzen, oder die Demokratie werde allen über den Kopf wachsen.

Ich gab um dieselbe Zeit, im August 1848 noch vor dem Waffenstillstand von Malmoe eine Flugschrift heraus, „Deutschlands auswärtige Politik", worin ich im Voraus darzulegen suchte, daß die deutsche Revolution schon jetzt als mißlungen zu betrachten sei, daß sie auch nicht entfernt die Kraft entwickelt habe, die von einer großen in Revolution begriffenen Nation erwartet werden müsse, daß eben deshalb die Nachbarstaaten nur über uns lachen und unsern Reichsgesandten ihre Verachtung zu erkennen geben. Vieles von dem, was ich in dieser Schrift sagte, diente auch dem König von Württemberg zur Beruhigung.

Allein im folgenden Frühjahr verlor er wieder den Muth und sogar auf Augenblicke das besonnene Urtheil. Die badische Militärrevolution bedrohte ihn allerdings bei der unsichern Haltung seiner eigenen Truppen mit großer Gefahr ganz in der Nähe. Nun hätte er sich wenigstens den Conflict mit seinem eigenen Ministerium und mit der ihm sehr ergebenen Kammermehrheit ersparen können, wenn er sich passiv und gleichgültig wie bisher verhalten und alles seinen verantwortlichen Ministern überlassen hätte. Er wußte, der König von Preußen wolle und werde nie Kaiser werden, er hätte ihm also getrost seine Stimme geben können. Das stolze Wort: „einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht," war in der That überflüssig und hätte ihn in große Gefahr bringen können, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit dem Ansinnen des Ministeriums und der Kammer gefügt hätte. Es handelte sich ja nur um eine illusorische Concession in einer illusorischen Sache. Der König war so niedergeschlagen, daß ich ihn, als er mich noch spät in der Nacht rufen ließ, am Tische sitzend fand, den Kopf auf den Arm gestützt und schwer seufzend. Nun, Menzel, sagte er, was soll ich jetzt thun? Es gelang mir, durch meine ganz unbefangene Auffassung der Sachlage ihn aufzuheitern und ihn von einer extremen Entschließung zurückzubringen; denn ein Mann, den er später zu seinem Minister machte, suchte ihn damals zu über-

reden, ſich durch eine ſchnelle und heimliche Abreiſe wenigſtens in der nächſten Zeit allen Verlegenheiten und widerwärtigen Anforderungen zu entziehen. Ich blieb diesmal lange beim König und brachte es ſoweit, daß wir die ſo tragiſch begonnene Scene mit lautem Lachen endigten, woran er ſich ſpäter noch ein paarmal erinnerte. Ein Kammerdiener hatte gehorcht und ſchon am andern Morgen kam der mir ſehr befreundete Herr von Perbeck zu mir, um es mir zu ſagen, denn der weſentliche Inhalt meines Geſprächs mit dem König war ihm ſchon zu Ohren gekommen. Es lag mir aber gar nichts daran, denn was ich dem König geſagt hatte, entſprach dem Wohl des Landes und der Meinung der Kammermehrheit, der ich angehörte.

Die Preußen rückten in Baden ein, die Revolution ging zu Ende. Allzuraſch, wie mir ſchien, warf ſich der König von Württemberg dem durch ſeine Siege erſtarkten Oeſterreich in die Arme. Die Märzminiſter wurden ohne Dank fortgeſchickt. Wie ich gleich im Anfang der Revolution eine Verbindung Süddeutſchlands mit Preußen anzuknüpfen verſucht hatte, ſo ſuchte ich auch noch am Ende der Revolution dieſe Verbindung wenigſtens in ſoweit zu erhalten, daß wir nicht blind und dumm uns der Zuchtruthe Schwarzenbergs ausliefern, der gar nichts anderes als das erbärmlichſte Metternichſche Syſtem zurückführen ſollte. Der König von Württemberg verrechnete ſich ſehr in dieſem Fürſten Schwarzenberg, der ſich die Dienſte Württembergs nur gefallen ließ, ohne dafür zu danken. Wenn er in dem bekannten Briefe an den Fürſten noch ein deutſches Parlament forderte, um ſich die Popularität in Süddeutſchland zu wahren, ſo ſtand damit ſein Erſcheinen in öſterreichiſcher Huſarenuniform an der Tafel des jungen Kaiſers in Bregenz in Widerſpruch. Das veranlaßte eine Mißachtung des Königs von Seiten des Fürſten, die für den Stolz des erſtern höchſt empfindlich war. Als mir einige Zeit ſpäter der gütige König erlaubte, als Geſchichtsſchreiber der neuern Zeit Aufklärung über manche mir dunkle Partie der Politik zu erbitten, und ich ihn unter anderem frug, ob die durch die Zeitungen verbreitete Antwort des Fürſten Schwarzenberg auf ſeinen Brief vom 18. Februar 1851 echt

gewesen sei, stand er unwillig auf, ging ein paarmal schweigend im Zimmer auf und ab und rief dann mit finstrer Miene: „Der Kerl hat mir gar nicht geantwortet!"

Während also der König seit dem Herbst 1849 der österreichischen Fahne zulief, was sich aus seinen im Frühjahr gesprochenen Zornworten gegen das Haus Hohenzollern leicht erklären ließ, verkehrte ich nicht mehr mit ihm, sondern hielt mit den conservativ constitutionellen Mitgliedern der aufgelösten Kammer an der Hoffnung fest, mit Preußen zusammenwirken zu können gegen Schwarzenbergs einseitigen Reactionsplan. In diesem Sinne verfaßte ich im Januar 1850 gemeinschaftlich mit dem Exminister Duvernoy und mit dem Dichter Gustav Pfizer die preußenfreundliche Adresse, welche die Volksversammlung in Plochingen annahm. Das war nicht nach dem Geschmack des Königs. Gleichwohl veranlaßte ihn der Undank, den er von Seiten Oesterreichs erfuhr, zu dem Wunsche, sich Preußen zu nähern und zu diesem Zweck mich abermals in sein Vertrauen zu ziehen.

Er war zu weit gegen Preußen vorgegangen, hatte am 15. März 1850 bei Wiedereröffnung des Landtags eine Rede gehalten, worin er Preußen schwer verdächtigte, so daß der preußische Gesandte, Herr von Sydow, augenblicklich abberufen wurde und auch der württembergische Gesandte Berlin verlassen mußte. Sydow war eben erst in Stuttgart angekommen und hatte sich mir als Freund des General von Radowitz vorgestellt, ich widmete mich also seiner Gemahlin, die noch Wochenlang in Stuttgart zurückbleiben mußte und mit lächerlicher Aengstlichkeit von den Damen des Hofes gemieden wurde.

Den König suchte ich damals nicht auf, aber er begegnete mir zuweilen in den Anlagen, unterhielt sich mit mir über Politik und sagte mir einmal, als ich auf seine Hingebung an Oesterreich anspielte: „Soll ich mich denn nicht ärgern, daß mir die verfluchten Pickelhauben auf meinen Hohenzollern hinsitzen?" Daß preußische Truppen immer noch im Badischen blieben und der König von Preußen die Fürstenthümer Hohenzollern kaufte, überzeugte den König von Württemberg

Preußen wolle in Süddeutschland festen Fuß fassen, obgleich ich ihm wiederholt sagte, Hohenzollern sei wie Neuchatel für Preußen ja doch nur ein verlorner Posten. Ich bekam einen Wink von Berlin, dem König von Württemberg unter der Hand Versöhnung anzubieten; als der beleidigte Theil forderte Preußen aber eine genugthuende Erklärung, die jener verweigerte.

Ich besuchte Herrn und Frau v. Sydow im folgenden Winter in Baden-Baden, wo sie sich einstweilen niedergelassen hatten, und lernte hier den ihnen befreundeten russischen Dichter Joukowski und dessen liebenswürdige Gemahlin kennen. Wir machten eine sehr angenehme Partie zusammen über die Berge nach dem Schlosse Neu-Eberstein an einem hellen und schneelosen Februartage. Joukowski war schon hoch bejahrt, aber immer noch lebhaft und höchst gemüthlich. Er gehörte zu den wenigen eigentlichen Romantikern Rußlands und ging auf die altrussische Märchenwelt zurück. Ich verwendete mich bei ihm gelegentlich für eine Dame. Der frühere preußische Gesandte in Stuttgart, General von Thun und dessen Gemahlin hatten ihren zwei vortrefflichen Töchtern die beste Erziehung gegeben; nachdem dieselben aber herangewachsen waren, gründete ihre bisherige Gouvernante, Fräulein Groschopf, eine noch junge und schöne, hochgebildete und als Lehrerin musterhafte Dame, ein Mädcheninstitut in Vevey am Genfersee. Grade damals hatte sie mich gebeten, ihr durch meine Verbindungen Pensionärinnen aus Rußland zu verschaffen, und mir gedruckte Programme ihrer Anstalt in deutscher und französischer Sprache geschickt. Joukowski, dem ich die Dame sehr empfahl, las das Programm und corrigirte es mit einem einzigen Bleistiftstriche. In dem Programm waren nämlich für die erste oder vornehmste Klasse der Pensionärinnen jährlich hundert Louisdors angesetzt. Joukowski setzte zweihundert, indem er sagte, wenn eine vornehme Russin jährlich nicht wenigstens zweihundert Louisdors zahlen müsse, halte sie die Anstalt nicht für nobel genug. Das Fräulein folgte auf meine Veranlassung dem Rath des greisen Dichters und setzte in das für Rußland bestimmte Programm zweihundert Louisdors. Joukowski schickte

es nach St. Petersburg und empfahl das Institut. Bald darauf hörte ich, es seien Russinnen in Vevey angekommen.

Ich lernte auch den Vater der Frau von Joukowski kennen, den noch rüstigen Oberst v. Reutern, der in der Schlacht bei Leipzig einen Arm verloren hatte, aber mit dem andern noch jetzt im Alter große Landschafts- und Genrebilder in Oel malte, die er, wie ich hörte, alle seinem gnädigen Kaiser sandte.

Inzwischen war der König von Württemberg mit der Art, wie er von Oesterreich behandelt wurde, nicht mehr zufrieden und war geneigter als vorher, sich Preußen wieder zu nähern. Das hielt aber einigermaßen schwer, weil er den ersten gutgemeinten Antrag Preußens zurückgewiesen hatte. Ich hütete mich, ihn anzugehen, indem ich den richtigen Moment abwartete. Dieser kam bald, denn der unendlich gutmüthige König von Preußen kam ihm abermals einen Schritt entgegen.

Als er nämlich im August 1851 in die hohenzollern'schen Fürstenthümer kam, um sich daselbst huldigen zu lassen, ließ er mich durch den damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel zu sich einladen und benutzte die Rede, die er auf der Burg Hohenzollern nach der Huldigung hielt, um die frühere Rede des Königs von Württemberg offen zu beantworten, indem er mit gen Himmel gehobenen Armen feierlich schwur, er habe nie in Süddeutschland erobern wollen und überhaupt nie nach unrechtem Gute gestrebt. Da ich als Gast des Königs im Schlosse zu Hechingen wohnte und bei der ganzen Huldigungsfeier zugegen war, will ich sie hier beschreiben.

Sie fand statt im Burghof der damals noch nicht ganz wieder hergestellten Burg Hohenzollern. Der Thron war unter einer schönen alten Linde aufgeschlagen. Gegenüber befanden sich die Sitze sämmtlicher Ortsvorsteher in den Fürstenthümern, zur Seite die Sitze der Minister und der beiden Standesherrn, welche gleichfalls huldigten, des alten Fürsten von Fürstenberg und des jungen Fürsten von Thurn und Taxis. Rings umher waren amphitheatralische Sitze für die Zuschauer errichtet und die oberste Reihe bildeten lauter Landmädchen

in ihrer malerischen Tracht, alle mit Brautkronen von Goldflitter geschmückt, was nicht wenig dazu beitrug, der ganzen Scene einen romantischen Charakter zu geben. Der König hielt die oben erwähnte Rede. Dann folgte der Huldigungseid. Darauf umarmte er die beiden Fürsten, reichte allen Schultheißen die Hand und strahlte unter seinem malerischen Helme von Zufriedenheit und Vergnügen. Es war ein schönes, heiteres, ungestörtes Fest. Das Wetter war herrlich und der hohe alte Berg nahm sich mit seinen reichen Staffagen sehr hübsch aus.

Nachher wurde unten bei Hechingen unter einem kolossalen Zelte getafelt, wozu der König sämmtliche Schultheißen eingeladen hatte. Ein Herr aus Frankfurt, der mitgekommen war und gleichfalls mit tafeln sollte, frug mich ängstlich, wie man sich denn wohl an einer königlichen Tafel zu benehmen habe? Ich sagte lachend: „Anständig!“ Nun das, meinte er, verstünde sich von selbst. Gewiß, sagte ich, mehr ist nicht nöthig. Sie müssen z. B. wenn eine Flasche rother Wein vor Ihnen steht, sich in Acht nehmen, daß sie nicht umfällt und das weiße Tischtuch befleckt. Er blieb dennoch sehr ängstlich, bis ich ihm sagte, er solle sich nur an mich halten. Ich werde schon sorgen, daß er neben mich zu sitzen komme. Der Herr Hofmarschall placirte mich an der Tafel neben den General v. der Gröben und erlaubte mir, den Frankfurter Herrn an meine andere Seite zu nehmen. Als man sich nun setzte, passirte es einem etwas plumpen Schultheißen nicht weit von uns, daß er mit einer ungeschickten Bewegung des Armes die Flasche rothen Wein umstieß, die vor ihm stand. Sehen Sie! sagte ich zu meinem Nachbar, dem himmelangst war, bis die Bedienten den befleckten Tisch schnell mit Servietten wieder zugedeckt hatten. General v. d. Gröben war sehr artig, kam mir aber für einen General etwas zu timide vor.

Der König unterhielt sich mit mir sehr gnädig. Ein noch längeres Gespräch hatte ich mit dem Herrn v. Manteuffel, der mir schriftliche Vorschläge für den König von Württemberg mitgab.

Als ich nach Stuttgart zurückkam, ließ mich dieser gleich zu sich

rufen, um mich wegen der Vorgänge in Hohenzollern, denen ich angewohnt hatte, zu befragen; denn er hatte erfahren, daß mich der König von Preußen zur Huldigungsfeier eingeladen habe. Er äußerte sich über die Rede des Königs von Preußen nicht unzufrieden und frug mich lächelnd: Hat man Ihnen nichts aufgetragen? Ich berichtete ihm nun, was mir aufgetragen war, als er mich plötzlich unterbrach und mich frug, ob ich auch etwas Schriftliches mitbringe? Ich zog nun mein Papier hervor, er las es aufmerksam, wurde sehr freundlich, gab mir die beruhigendsten Versicherungen, die ich zurückmelden sollte, glaubte aber, die förmliche Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehrs noch eine kurze Zeitlang verschieben zu müssen, weil ihn Fürst Metternich kürzlich auf der Durchreise besucht und mit ihm Verhandlungen angeknüpft habe, die erst erledigt oder beseitigt werden müßten. Er machte bei dieser Gelegenheit starke Ausfälle gegen Oesterreich, von dem er immer nur Widerwärtigkeiten und Undank geerntet habe. Die Versöhnung mit Preußen kam bald darauf wirklich zustande.

Ich besuchte vom Hohenzollern aus noch geschwind meine kürzlich nach Basel verheirathete Tochter, meine Freunde in Freiburg und Herrn v. Sydow in Baden-Baden. An letzterm Orte traf ich wieder mit dem Prinzen von Preußen zusammen und hatte mit ihm wieder, wie im Jahr 1848 eine interessante Unterredung, die wir am Nachmittage noch weiter fortsetzten, als ich ihn zufällig in der großen Allee antraf und er mich aufforderte, ihn zu begleiten. Auch Herr v. Sydow befand sich dabei. Der Prinz war eine große heroische Gestalt und von schönen, männlichen und doch milden Gesichtszügen. Er hatte wie sein königlicher Bruder in Augen und Mund viel von seiner schönen Mutter Louise geerbt. Sein Bruder, der König, war ebenfalls von imposanter Größe, doch nicht so schlank und von weniger stramm militärischer Haltung. Ich hatte damals einen nicht geringen Aerger über die Abhängigkeit von Oesterreich, in die man sich in Stuttgart versetzt hatte. Es mißfiel mir sehr, daß der alte König von Württemberg heimlich Oesterreich grollte und Oesterreich schalt,

während er doch öffentlich noch immer ſeine Devotion vor ihm machte, wie er es im vorigen Jahr zu Bregenz in der auffallendſten Weiſe gethan hatte. Ebenſo widrig war mir das Verhalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche Preußen im öſterreichiſchen Intereſſe auf alle Art bemäkelte und in der öffentlichen Meinung Deutſchlands herunterſetzte. Herr v. Cotta, der Eigenthümer dieſer weitverbreiteten Zeitung, antwortete auf die Vorwürfe, die man ihm deshalb machte, gewöhnlich mit der Entſchuldigung, er müſſe mit dem Strome ſchwimmen, und da Dreiviertel des Abſatzes ſeiner Zeitung auf die öſterreichiſchen Staaten fielen, ſo könne er der Wiener Politik keine Oppoſition machen. Unmittelbar vor der Huldigungsfeier auf der Burg Hohenzollern war ein Beamter des Berliner Preßbüreaus zu Herrn v. Cotta geſchickt worden und hatte ihn mit förmlichen Drohungen erſchreckt, Tags darauf aber wurde derſelbe Cotta vom König von Preußen in Hechingen zum Diner eingeladen. Ich konnte nun nicht umhin, dem Prinzen von Preußen zu ſagen, daß das nicht die rechte Manier ſei. Einem ſo einflußreichen Blatte, wie die Allgemeine Zeitung, dürfe man nicht drohen, wenn man doch die Mittel nicht beſitze, es zu unterdrücken. Wer aber drohe, dürfe noch viel weniger zugleich ſchmeicheln. Ich führte dem Prinzen noch einige andere Berliner Taktloſigkeiten an, die ſo ſehr dazu beigetragen hatten, die preußiſche Regierung um allen Credit, weil um allen Reſpect zu bringen. Ich ſagte dem Prinzen: Wenn Fürſt Schwarzenberg in Wien nur ein Schnippchen ſchlägt, ſo hört es ganz Süddeutſchland und gehorcht ſeinem Winke. In Berlin können Sie hundert Kanonen losſchießen und wir hören es nicht. Man hat eben keinen Reſpect mehr vor Preußen. Machen Sie, daß man wieder Reſpect bekomme! Der Prinz ſagte, indem er mit dem Fuße ſtampfte: Sie haben Recht, Menzel!

Ich pflückte dieſe Blümchen auf dem Felde der innern Politik Deutſchlands ganz harmlos. Es waren keine irgend wichtigen Fragen, das Schaukelſyſtem der Mittelſtaaten zwiſchen Oeſterreich und Preußen ein gegebenes, herkömmliches. Ungleich mehr intereſſirten mich fort-

während die auswärtigen Angelegenheiten, aber die deutschen Cabinete waren in der wichtigsten aller Fragen ebenso uneinig, wie es die Parteien im Parlamente gewesen waren. Im Jahre 1853 trat ein unerwartet günstiger, vielleicht nie wiederkehrender Moment ein, in welchem es Preußen und Oesterreich möglich wurde, Rußland zu schwächen, Polen, die Donaufürstenthümer, weiterhin vielleicht sogar den damals noch energisch sich vertheidigenden Kaukasus der russischen Machtsphäre zu entziehen und die Grenzen der deutschen Nationalität nach Osten hin auf Jahrhunderte zu sichern. Es hätte dazu nichts weiter bedurft, als daß Preußen sich mit Oesterreich und dem gesammten deutschen Bunde fest an die Westmächte und an die Türkei angeschlossen und dazu Scandinavien und Persien in die Allianz hineingezogen hätte. Dann wäre Rußland für seine gegen Europa geübte barbarische Gewalt und Arglist endlich einmal bestraft und wäre Europa und zunächst Deutschland von dem drückenden Alp dieses Russenthums befreit worden. Ich rieth in einer Flugschrift, die im Frühjahr 1854 unter dem Titel „die Aufgabe Preußens“ erschien, aufs Dringendste zum Anschluß Preußens an Oesterreich gegen Rußland. Ich erhielt auch Zustimmungen aus Berlin, selbst aus dem Schooße des Ministeriums. Man wird sich des berühmten Wortes „Vatermord“ erinnern. Das königliche Kabinet aber blieb russenfreundlich. Somit war Oesterreich und noch mehr Schweden gelähmt, und Rußland konnte nur ein wenig gedemüthigt werden, blieb aber fest in seiner imponirenden Stellung an den deutschen Grenzen. Ich betrachtete mit Wehmuth das gnädige Schreiben, worin mir der Ministerpräsident von Manteuffel für meinen Antheil an der Wiederversöhnung der Kabinete von Berlin und Stuttgart gedankt hatte. Was kann man dem Vaterlande nutzen, wenn der beste Rath nicht gehört werden will, da wo er allein helfen könnte? Ein Berliner Gardelieutenant schrieb eine hochnasig russische Entgegnung auf meine Flugschrift. Nur der wackere Kriegsminister von Bonin ließ mir durch meinen Bruder herzlich dafür danken.

Ich komme auf König Wilhelm von Württemberg zurück. Der-

selbe bewahrte mir sein Wohlwollen und erlaubte mir, zu ihm zu kommen, so oft ich ihm irgend etwas zu sagen oder zu bitten haben würde. Ich machte davon den bescheidensten Gebrauch und zwar niemals für mich, sondern nur für Andere, hatte daher auch die Freude, daß mir der alte König niemals etwas abschlug.

Mein Freund, der katholische Dekan Tursch in Wurmlingen bei Tuttlingen, hatte eine beträchtliche Anzahl Schnitzwerke aus alten Kirchen des Oberlandes gesammelt von bedeutendem, wenn nicht immer ästhetischem, doch kunstgeschichtlichem Werth. Vor der Revolution von 1848 hatte dieser würdige Geistliche, wie viele seiner Collegen, ein jährliches Einkommen von 4000 fl. gehabt, welches während der Revolution durch die Ablösungsgesetze auf 1500 verkleinert wurde. Er konnte nun die gewohnte außerordentliche Wohlthätigkeit nicht mehr üben, mußte sich an eine andere Stelle versetzen lassen und auch seine Sammlungen verkaufen. Herr von Quast, Conservator der preußischen Alterthümer, und König Ludwig I. von Bayern boten für die Schnitzwerke beträchtliche Summen. Tursch aber wünschte, sie der schwäbischen Heimath zu erhalten, und verkaufte sie der Stadt Rottweil um 2000 Gulden, höchstens die Hälfte von dem, was ihm von außen geboten war. Eine alte Kapelle in Rottweil eignete sich trefflich zur Aufnahme der Bilder. Nun mischte sich aber die Kreisregierung ein und annullirte den Kauf, weil Gemeindegeld an so unnütze Bilder nicht verschwendet werden solle. Tursch wandte sich an unsern Alterthumsverein, dem es aber an Geldmitteln und an einem Lokal für die Bilder fehlte. Es ist eine schwäbische Ehrensache, sagte ich, wir müssen uns an den König wenden. Graf Wilhelm von Württemberg, Vorstand des Vereins, war beim König nicht so gut angeschrieben, daß er ihm die Sache vorzustellen gewagt hätte. Also übernahm ich es, und der König erklärte sich auch gleich bereit, die zweitausend Gulden zu zahlen und die Bilder der Stadt Rottweil zu schenken. Als ich ihm dankte und nicht unbemerkt ließ, er handle um so großmüthiger, als die Rottweiler ihm stark oppenirten und eben erst einen Demokraten zum Ortsvorstande gewählt hatten, entgegnete er mit

liebenswürdiger Milde: Er wisse es wohl, aber er sehe über die heutige Generation hinweg, die Rottweiler hätten früher immer für die interessanten Alterthümer ihrer Stadt gesorgt, gesammelt und mehr gethan, als irgend eine andere Stadt für dieselben Zwecke. Eine Sammlung mehr, werde der Stadt wohl anstehen. Ueberdieß wolle er den Demokraten zeigen, daß er sich nicht durch sie ärgern lasse. Auch erkundigte er sich theilnehmend nach Tursch, ließ ihn zu sich rufen und gab ihm den Titel Kirchenrath.

Bei einer andern Veranlassung fand ich den König ebenso gnädig. Ein alter Kanzlist, Gutermann, hatte hübsche Kenntnisse im Archivfach und weil man ihn benutzt hatte, um mehrere Archive zu ordnen, nannte er sich Archivcommissär. Er ließ auch kleine Sachen drucken, unter andern über die älteste Papierfabrikation der berühmten Familie Holbein in Ravensburg. Er war aber nur Kanzlist oder eigentlich nur Tagschreiber, da ihm die Staatsdienerrechte fehlten, und hatte nur 500 Gulden Gehalt. Das entsprach seinem Talent nicht, und dieses Talent gereichte ihm gleichwohl bei den Alltagschreibern zum Vorwurf. Er wurde also oft geärgert und von seinem Kanzleidirektor als Tagschreiber, den zu behalten man nicht verpflichtet sei, fortgejagt. Jammernd kam er zu mir und bat mich um Hülfe. Er hatte noch andere Gönner, den Grafen Wilhelm, den Freiherrn vom Holz, Oberstkammerherrn der Königin, aber keiner wollte sich an den König wagen. Ich hatte am allerwenigsten Lust dazu, weil es mir nicht zukam, mich in Sachen der Bureaukratie zu mischen. Als aber alles in mich drang, ich sei der einzige unabhängige Mann, dem der König glauben werde, schrieb ich an den Präsidenten von Maucler, Chef des Geheimen Cabinets, der Fall liege mir vor, und ich erlaube mir, bei ihm anzufragen, ob es mir nicht als Anmaßung ausgelegt werden würde, wenn ich den Wunsch des unglücklichen Gutermann erfülle? Gleich am andern Tage antwortete mir der stets wohlwollende Freiherr von Maucler, er habe dem König meinen Brief vorgelesen und dieser habe gesagt: „Wenn sich Menzel des Mannes annimmt, ist ihm gewiß Unrecht geschehen." Dieses königliche Wort, welches nur

wenige Menſchen gehört hatten, war mir doch mehr werth, als alles, was mir der König je hätte gewähren können. Er forderte Bericht vom Finanzminiſter und war ſo rückſichtsvoll, mir die Akten zur Einſicht zu ſchicken. Ich fand darin ein kleines Faſſum und hätte es geltend gemacht, wenn der König nicht ſofort die weiſeſte Entſchließung getroffen hätte. Herr von Maucler ſchrieb mir nämlich, der König wolle aus Rückſicht für den hochverdienten Finanzminiſter von Knapp die Sache auf ſich beruhen laſſen und habe meinen Clienten Gutermann mit den Rechten eines Staatsdieners in eine Kanzlei ins Departement des Innern verſetzt. Acht Tage ſpäter traf ich mit dem Finanzminiſter im Waggen zuſammen, als ich nach Bietigheim fuhr, um den dort im Bau begriffenen Viadukt zu ſehen, und der Miniſter war ſo äußerſt gütig und höflich gegen mich, daß er mir nicht nur den ihm Ehre machenden Bau in allen Theilen zeigte, ſondern auch im Wirthſchaftsgarten den ganzen Abend mit mir zubrachte und nach einem Waldſpaziergang erſt im letzten Zug mit mir heimfuhr.

Die letzte Gunſt erwies mir der König noch einige Jahre vor ſeinem Tode. Ich bearbeitete eine neue Auflage meiner Geſchichte der letzten vierzig Jahre. Als davon einmal auf dem Muſeum die Rede war, machte ein Herr die weiſe Bemerkung, ich könne doch nicht alles wiſſen und viele Geheimniſſe der Cabinete würden erſt viel ſpäter zu Tage kommen. Ich erwiderte, das ſei im Allgemeinen eine Binſenwahrheit, heut zu Tage aber ſorgen die diplomatiſchen Indiscretionen und die Blaubücher dafür, daß weit mehr ins Publikum dringe, als das früher der Fall geweſen ſei. Wenn ich übrigens ſo viel wüßte, als der König von Württemberg, der ſo viel Gelegenheit gehabt habe, in die Geheimniſſe der europäiſchen Cabinete hineinzuſehen und dem dabei ein ſo geſundes Urtheil zur Seite ſtehe, ſo würde ich meine Arbeit allerdings haben verbeſſern können. Ohne daß ich es ahnte, wurden meine Worte dem König hinterbracht, und er ließ mir ſagen, er ſei bereit, mir auf Fragen, die Geſchichte des laufenden Jahrhunderts betreffend, nach ſeinem beſten Wiſſen zu antworten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich von ſo vieler Güte

den dankbarsten und so viel als möglich ausgiebigen Gebrauch machte. Ich hatte mir die Fragen auf einen großen Bogen notirt, mußte dem König gegenüber sitzen und notirte mir mit geschwindem Bleistift seine Antworten. Es dauerte ungefähr zwei Stunden. Der König war sehr aufgeräumt und schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, mich darüber zu belehren, daß er trotz der Verwandtschaft den Kaiser Alexander von Rußland ebensowenig habe leiden können, wie dieser ihn, und daß die Urtheile über ihn gerade in Beziehung auf jenen für liberal gehaltenen Kaiser die irrigsten von der Welt seien. Auch mit Kaiser Nikolaus stand er nicht gut und beide mieden sich persönlich. Auch über Oesterreich ließ sich der König nichts weniger als liebreich aus und flammte sogar einen Augenblick in Zorn auf, als ich, wie ich oben schon erwähnt habe, unschuldigerweise die böse Erinnerung an Schwarzenberg in ihm weckte.

Der König wurde immer älter und ging seltener mehr aus. Doch begegnete ich ihm noch einigemal in den Straßen und er stellte mich dann immer und unterhielt sich mit mir über die Politik des Tages mit so viel Munterkeit, Verstand und Witz, wie in jüngern Tagen.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

In alten Tagen.

I. Mein Verkehr mit Katholiken.*)

Im Anfang des Jahrhunderts war alles tolerant. Der Papst war gefangen, die katholische Kirche in Frankreich abgeschafft. Hatte schon der Josephinismus mit den römischen Ansprüchen aufgeräumt, so ging der Napoleonismus, den in Deutschland die Rheinbundfürsten nachahmten, noch viel schonungsloser mit den s. g. Pfaffen oder Schwarzen um. Sie durften damals, wie man zu sagen pflegt, nicht mucksen. Aber auch im protestantischen Norden war der Glaubenseifer durch Aufklärung und Rationalismus abgeschwächt. Katholische und protestantische Familien, ja auch katholische und protestantische Geistliche waren befreundet. Im großen Kriege, der das Joch Napoleons zerbrach, kämpften Katholiken und Protestanten brüderlich vereint.

Zur Zeit des Wiener Congresses hätte man bei der damaligen brüderlichen Stimmung der deutschen Völkerstämme nicht nur die Einheit des Reichs herstellen, sondern auch die Einheit der deutschen Kirche wenigstens vorbereiten können. Der Papst war ohnmächtig,

*) Dieses Kapitel enthält Manches, was ich als protestantischer Theologe nicht unterschreiben könnte. Ich fand mich aber dadurch nicht veranlaßt, die betreffenden Stellen zu streichen, weil die darin ausgesprochenen Ansichten immerhin interessant zu lesen und ganz mit der deutschen Gesinnung des Verfassers verwachsen sind.
Anm. des Herausg.

der deutsche Klerus nichts weniger als fanatisch. Wessenberg trug auf eine katholische Nationalkirche an, die sich früher oder später mit der protestantischen Hälfte Deutschlands würde haben vereinigen können. Ein Theil des jungen katholischen Klerus drang auf Abschaffung des Cölibats. Die deutschen Fürsten würden wohlgethan haben, solchen zeitgemäßen Wünschen nachzugeben. Allein sie thaten es nicht. Fürst Metternich wollte, da er doch die Unabhängigkeit Preußens und der Mittelstaaten gelten lassen mußte, wenigstens mit der politischen Zerrissenheit Deutschlands auch die confessionelle verewigen; denn jemehr Deutschland durch seine Theilung geschwächt blieb, deste besser konnte sich das internationale Oesterreich mit seinen vielen Nationen, die es mit eiserner Gewalt zusammengepreßt hielt und zugleich mittelst des römischen Aberglaubens chloroformirte, nach allen Seiten abrunden. Preußen und die protestantischen Mittel- und Kleinstaaten, die alle ihre Kraft nur aus der deutschen Nationalität schöpfen können, hätten dagegen alle Ursache gehabt, dieser Nationalität zu ihrem Rechte zu verhelfen und zugleich dem mit Oesterreich verbündeten und Deutschland stets feindlichen römischen Papstthum entgegenzuwirken, also den wessenbergischen Plan zu begünstigen. Aber sie thaten es nicht. Preußen verließ sich mehr auf Rußland als auf Deutschland und die Rheinbundfürsten zugleich auf Rußland und Frankreich.

Somit konnte sich die römische Kirche unter dem Schutze Oesterreichs und der in Frankreich, Spanien und Neapel wiederhergestellten bourbonischen Höfe von ihrer Niederlage erholen und sogar der Jesuitenorden erneuert werden.

Dieser katholischen Reaction kam es nicht wenig zu statten, daß sich damals auch ein Theil der norddeutschen Protestanten für die alte Kirche lebhaft interessirte. Diese Richtung kam in der s. g. romantischen Schule und bei denjenigen Patrioten von 1813 auf, welche wieder einen Kaiser haben, den alten Barbarossa aus dem Kyffhäuserberge aufwecken wollten und sich daher mit Liebe in die Erinnerung der alten Kaiserzeit des Mittelalters vertieften.

Die romantische Schule war sich selber nicht klar. Sie entlehnte ihren Namen von Rom, da sie doch eigentlich nur eine Reaction des germanischen Geistes und Geschmacks gegen den romanischen war. Sie schwärmte für die Gothik, nicht für die Renaissance. Die ihr verwandten Maler, die s. g. Nazarener, gingen über Raphael bis auf Perugino und Fiesole zurück. Die ihnen verwandten deutschen Gelehrten aber vertieften sich nicht in romanische Alterthümer, sondern in die ältere deutsche Dichtkunst, in die alten deutschen Lieder, Märchen und Sagen. Das nationale, germanische Element war es also hauptsächlich, was die romantische Schule kennzeichnete, nicht etwas spezifisch Katholisches und am wenigsten etwas Neukatholisches. Insofern nun konnte auch die romantische Schule der römischen Curie und den Jesuiten nicht zusagen und fanden sich mehrere deutsche Romantiker, welche convertirten, in der katholischen Welt nicht wenig getäuscht, denn Rom haßte und verspottete alles Gothische und pflegte nur den Jesuitenzopf gleichsam als abendländischer Chinese.

Als Jüngling in die patriotische Begeisterung des Jahres 1813 fortgerissen, hing ich natürlicherweise auch mit Vorliebe der romantischen Schule an, aber nur soweit sie das gothische Element pflegte und in Verbindung mit den altdeutschen Studien. Der neurömische Cultus imponirte mir nicht: Ich fand in meiner schlesischen Heimath die Repomuks auf den Brücken nicht schön, die hohen Holzkreuze mit den in flachem Blech ausgeschnittenen und mit hochrother Fleischfarbe übertünchten Heilanden an den Landstraßen sogar abschreckend. Im Innern der Kirchen würden mich die Wachskerzen und Blumen mehr gerührt und gefreut haben, wenn nicht die geschnörkelten Altäre im Rococostyl, die pausbackigen Engel und hölzernen Sonnenstrahlen dabei gewesen wären. Im Gottesdienst vermißte ich die Ruhe. Die Messe wurde gewöhnlich sehr schnell gelesen; man pflegte zu sagen „geplärrt". Die Chorknaben waren zu bubenhaft, lachten mitunter und entbehrten durchaus der h. Kindlichkeit. Dazu kam noch im Dome zu Breslau das geputzte Sonntagspublikum, das in dem h. Raume der Kirche ein Stelldichein suchte oder einem Concert zuhörte,

was mir ſpäter in Wien und Rom noch mehr aufgefallen iſt. Auch die katholiſchen Geiſtlichen, die ich kennen lernte, waren meiſt trockene Geſellen oder Lebemenſchen, fern von jeder romantiſchen Schwärmerei. Als ich mehr und mehr die reiche Symbolik der mittelalterlichen Kirche kennen lernte, iſt mir oft aufgefallen, daß katholiſche Pfarrer, wenn ich die Bilder in ihren Kirchen beſah, weniger davon verſtanden und weniger Sinn dafür hatten als ich.

Meine geſchichtlichen Studien führten mich dahin, bald einzuſehen, daß die arme deutſche Nation heillos von Rom aus mißhandelt worden ſei. Was ich täglich ſah und erlebte, überzeugte mich, daß die Deutſchen jeden Volksſtamms im Norden und Süden in ihrer weit überwiegenden Mehrheit dieſelbe ehrliche und gutmüthige Nation ſind und ſich in den Grundzügen ihres Nationalcharakters von allen anderen Nationen unterſcheiden, daß es alſo gar nicht nöthig geweſen wäre, ſie confeſſionell ſo ſchroff zu trennen. Wenn irgend etwas unnatürlich in der Welt iſt, ſo iſt es der Gegenſatz und Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland. Thatſache iſt, daß an der Glaubensſpaltung nur die böſen Feinde Deutſchlands ſchuld geweſen ſind, daß die Nation ſelbſt ſie gar nicht gewollt hat, daß ſie, unnatürlich an ſich, auch nur ein proviſoriſcher Zuſtand und wenn auch ein großes Uebel, doch kein unheilbares iſt. Denn wenn einmal das deutſche Volk ſo weit gebildet iſt, um die eigentlich richtigen Urſachen ſeiner Glaubensſpaltung zu erkennen, ſo wird es ſie auch von ſelber aufgeben. Die große deutſche Nation hat ein nie verjährendes Recht, den Prozeß der Reformation zu revidiren und, wenn ſie erſt zur Einſicht der Urſachen gekommen iſt, auch die Wirkungen verſchwinden zu machen. Kommt es einmal dazu, ſo wird ſie auch wohl zu der Einſicht gelangen, daß es ihr auf eine allgemeine Reform der Kirche auf dem ganzen Erdenrunde nicht ankommen darf, daß ſie in confeſſioneller Beziehung weder einer andern Nation einen Zwang anthun, noch ſich ſelbſt von einer andern einen Zwang gefallen laſſen ſoll. Uniformität des Glaubens iſt noch niemals erreicht worden, weil die großen Racen der Menſchen und innerhalb derſelben auch

wieder die Hauptnationen jede eine andere angeborene und zum Theil auch durch das Klima bedingte constante Volksart behalten, welche sich zum reinen Licht der christlichen Offenbarung wie gefärbte Gläser verhalten. Den Thatsachen der Geschichte gegenüber ist der Anspruch sowohl der römischen wie der griechischen Kirche, die einzig echte und alleinseligmachende zu sein, nur lächerlich, weil sie einander gegenseitig ausschließen, und weil es noch andere Kirchen neben ihnen gibt.

Je weiter ich in meinem langen Leben über die religiösen Dinge geforscht habe, um so mehr ist mir klar geworden, daß die kirchlichen Parteien in unserem geliebten Vaterlande allesammt Unrecht gethan haben, den geschichtlichen Faden christlich germanischer Entwicklung abzureißen. Die Katholiken haben ihn abgerissen, sofern sie den germanischen Geist und sogar die germanischen Formen unseres kaiserlichen Mittelalters vergaßen und im romanischen Neukatholicismus vertilgten, daher auch die gothischen Kirchen niederrissen und durch neurömische ersetzten, oder unausgebaut ließen. Auch die Lutheraner und Calvinisten rissen den historischen Faden ab, indem sie fünfzehn Jahrhunderte übersprangen und einzig mit der Bibel in der Hand die Weltgeschichte erst wieder anfangen wollten. Es wäre natürlicher gewesen, wenn sie sich des mittelalterlichen Germanismus in dem Maaße angenommen hätten, als die Romanen denselben vergessen machten. Es war darin noch viel Schönes und echt Volksthümliches zu retten.

Die Deutschen sind von Anfang an dem wahren evangelischen Christenthum treuer geblieben als Griechen und Römer, aber sie waren unter sich gespalten und so behielten jene die Oberhand und konnten die christliche Lehre ungestraft verfälschen. Der Arianismus, d. h. der einfache und natürliche Glaube an Einen Gott war auch der Glaube des Heilandes selbst, der älteste christliche Glaube, wogegen die Trinitätslehre nur eine neue aus dem Heidenthum geschöpfte Vielgötterei einführte. Dieser bessern ältern Lehre von Einem Gott hingen nun alle deutschen Völkerschaften an, die Ost- und Westgothen,

Vandalen und Alanen, Burgunder und Longobarden mit einziger Ausnahme der Franken. Auch die Lehre des Engländers Pelagius ſtand dem wahren evangeliſchen Chriſtenthum viel näher, als die erſt ſpäter von der römiſchen Kirche erfundene Lehre von der Erbſünde und Gnadenwahl und entſprach auch ungleich mehr dem germaniſchen Charakter, denn ſie anerkannte die Freiheit des menſchlichen Willens und die eigene Verantwortlichkeit im Handeln. Chriſtus ſelbſt hatte nie commandirt, als ob er dumme Sclaven vor ſich hätte, ſondern gepredigt, gelehrt, überzeugt. Er hatte den Menſchen als ein actives Weſen genommen, welches mit Vernunft begabt ſelber überlegen und ſich frei zum Guten oder Böſen wenden könne, welches nicht gezwungen, ſondern nur mit freier Ueberzeugung ihm glauben dürfe. Er hat den Menſchen nicht als ein paſſives Weſen genommen, welches die Prieſter nach altägyptiſcher Art mit unzähligen Geboten und Verboten einſchnüren und einſchachteln ſollten, als ein Weſen, das von ſich aus gar nichts ſei und ſein könne, dem erſt die Prieſter ſeinen Inhalt eintrichtern müßten. Chriſtus wandte ſich an das göttliche Element im Menſchen, an ſeinen freien Willen, an ſeine Vernunft, an ſein Gewiſſen, an das, wodurch er ein Ebenbild Gottes iſt. Er ſprach zu den Herzen und weckte den Glauben und den Entſchluß zum Guten im Innerſten des Menſchen, weit davon entfernt, daß er gemeint hätte, es genüge zu einem Chriſten, wenn nur ſein äußerer Leib wie ein Klotz manipulirt werde, wenn des Prieſters Hand ihn äußerlich berühre, oder beſpritze und beſchmiere, oder ihm etwas in den Mund ſtecke.

Die ungeheuerliche Fälſchung des alten wahren Chriſtenthums wäre nie von den frommen Deutſchen ausgegangen und auch die Romanen hätten ſie nicht durchzuführen vermocht, wenn die Deutſchen unter ſich einiger geweſen wären und praktiſcher zuſammengehalten hätten, um römiſcher Argliſt und Lüge zu widerſtehen. Um die hierarchiſchen Zwecke des Papſtthums zu erreichen und der romaniſchen Race ein neues Uebergewicht über die den Romanen des Südens ſo tief verhaßte germaniſche Race zu geben, mußte der natürliche Faden

in der Entwicklung des Chriſtenthums gewaltſam abgeriſſen und mußten neue Fäden angeflickt werden, von denen dann Rom mit eiſerner Stirn behauptete, ſie enthielten die echte alte Lehre, der Arianismus und Pelagianismus dagegen, welche wirklich altevangeliſch und apoſtoliſch waren, ſeien ganz neue und verdammliche Ketzereien. Wer da weiß, welche politiſchen nicht nur, ſondern auch Racceneinflüſſe in der Kirchengeſchichte mitgewirkt und namentlich auf die Bildung neuer Dogmen eingewirkt haben, der wird nicht verkennen, daß bei der Unterdrückung des Arianismus und Pelagianismus der romaniſche Racenhaß gegen die Deutſchen mehr mitwirkte, als blos theologiſche Rechthaberei. Die römiſche Hierarchie verſtand es ſchon vor der deutſchen Reformation ſehr gut, einer ſolchen vorzubeugen, und eine ſolche wäre auch ſchon längſt erfolgt, wenn die Lehren des Arius und Pelagius hätten durchdringen können.

In der abendländiſchen Kirche machte ſich der romaniſche Racenzug auf Koſten des germaniſchen ſchon ſeit Gregor VII. und mehr noch nach dem Sturz der Hohenſtaufen immer breiter und führte endlich zur Renaiſſance. Das Papſtthum tauchte ganz in heidniſcher Claſſicität unter und miſchte die alten Götter des Olymp mit den göttlichen Perſonen und Heiligen der Chriſtenheit.

Die Wiederherſtellung einer nationalen Kirche Deutſchlands wird ſo lange ein Bedürfniß bleiben, als wir noch von Rom drangſalirt ſind. Weſſenberg konnte nicht durchdringen, und wir vermiſſen bei ihm auch die gothiſche Erinnerung. Dieſe ließ ſich bei weitem mehr in den patriotiſchen Worten wiedererkennen, welche König Friedrich Wilhelm IV., nachdem er den Ausbau des Kölner Domes befohlen hatte, bei der Grundſteinlegung ſprach.

Görres goß noch während der großen Befreiungskriege das glühende Metall ſeiner Rede im Rheiniſchen Merkur aus und die Gluth ſollte alles wegtilgen, was ſeit Jahrhunderten an der chriſtlichen Kirche und an dem deutſchen Volk und Kaiſerthum gefrevelt worden war. So träumten es ſich die guten Patrioten, die von den großen Siegen und Opfern in der Niederwerfung Napoleons einen

dauernden Erfolg erwarteten. So träumten es ſich auch die ſ. g. Romantiker, Dichter, Künſtler und Alterthumsforſcher, welche die altdeutſchen Sprachdenkmäler, die Gothik und alle alte Herrlichkeit unſerer Kaiſerzeit wieder ins Leben riefen. Man hätte glauben ſollen, daß es nicht bei ſchönen Träumen bleiben würde, ſondern daß wirklich etwas für die Wiedergeburt unſerer großen Nation geſchehen würde. Man hatte auf den Schlachtfeldern gemeinſam und ſiegreich gekämpft, warum hätte ſich der alte confeſſionelle Hader nicht ſollen beilegen laſſen? Der Sturm der Revolution, des Joſephinismus und Napoleonismus hatte mit den Jeſuiten auch eine ſo große Menge anderer hierarchiſcher und ſuperſtitiöſer Auswüchſe der römiſchen Kirche weggeriſſen, der Papſt ſelbſt dankte ſeine Wiederherſtellung weniger dem katholiſchen Oeſterreich und Spanien, als den proteſtantiſchen Großmächten und Rußland. Er hätte ſich alſo durch Conceſſionen an die Proteſtanten nur dankbar bezeugen und der Kirche einen langen Frieden ſichern können.

Aber der romaniſche Neid wollte Deutſchland nicht einig werden laſſen und benutzte unſere confeſſionellen Gegenſätze, um dieſelben aufs Neue künſtlich zu verſchärfen. Zugleich wurden der Irreligioſität wie der franzöſiſchen Mode wieder Thür und Thor geöffnet, und andererſeits durften auch die wiederhergeſtellten Jeſuiten das arme Deutſchland langſam wieder im römiſchen Intereſſe unterminiren. Nicht ohne Staunen mußte man erleben, wie das kaum ſo verhaßte und endlich glücklich überwundene Frankreich uns nicht nur mit ſeinen Moden, ſondern auch mit ſeiner Literatur und mit ſeinen politiſchen Doctrinen beherrſchen durfte. Franzöſiſche Memoiren wurden maſſenhaft überſetzt und Lieblingslectüre des gebildeten deutſchen Publikums. Desgleichen eine Sündfluth franzöſiſcher Romane voll ſcheußlicher Sittenverwilderung. Dazu durften Juden Börne und Heine unter rauſchendem Beifall des deutſchen Publikums deutſche Art und Sitte, deutſchen Glauben und deutſche Treue verhöhnen und uns die Franzoſen zu unſeren einzigen Lehrern und Meiſtern empfehlen. Preußen ſelbſt war nach einem Jahrzehnt der Reſtauration

ſeines kriegeriſchen, macedoniſchen Charakters beraubt, an deſſen Stelle ein athenienſiſcher oder alexandriniſcher Charakter trat. Statt des Schwertes, Helms und Waffenrocks verehrte man nur noch Goethes Schlafrock, Hegels göttlichen Frack und Humboldts franzöſiſche Feder. Daneben trieb man Rahelcultus. Die verpönte religiöſe und patriotiſche Begeiſterung ſollte gänzlich niedergeſchwatzt werden durch die Sophiſten der Selbſtvergötterung, durch die Ruhmredigkeit der Metropole der Intelligenz.

Gegen dieſes ebenſo undeutſche als unchriſtliche Berlinerthum, wie gegen die grenzenloſe Frivolität des Metternichſchen Regimes in Wien wagten ſich nach und nach zwei Oppoſitionen hervor, ſeit der Julirevolution die liberale, ſeit den Kölner Wirren die klerikale. Beide aber entſprachen dem wahren Bedürfniß unſeres mißhandelten Volkes nicht, denn die eine Oppoſition wie die andere war undeutſch und antideutſch, beide romaniſch, die liberale durch und durch franzöſiſch, die klerikale durch und durch römiſch-jeſuitiſch.

König Friedrich Wilhelm IV. machte den Katholiken ſeines Reichs die wichtigſten Conceſſionen, aber die Jeſuiten ſahen undankbar in ſeiner Güte nur eine Schwäche und beuteten ſie aus. Seitdem war an keinen confeſſionellen Frieden mehr zu denken. Görres ſelbſt wandte ſich noch in ſeinen alten Tagen ganz auf die römiſche Seite, während zugleich das junge Iſrael die norddeutſchen Romantiker verhöhnte und dieſe, welche Görres einſt ſeine wärmſten Freunde genannt hatte, jetzt auch von den Katholiken ſelbſt verleugnet wurden. Ich drückte mein Bedauern darüber aus in einer Recenſion des Buchs, welches Herr von Eichendorff über Romantik geſchrieben hatte in meinem Literaturblatt, Jahrgang 1847 Nr. 87. Eichendorff nannte die romantiſche Poeſie ein Heimweh nach der alten Kirche, aber er ſagte nicht, daß darunter nur die Gothik oder der germaniſche Charakter der Kirche gemeint war, nicht die neukatholiſche Jeſuitenkirche, und daß die ſ. g. Romantik gar nichts Romaniſches, ſondern etwas Altdeutſches wollte. Eichendorff verkannte den Charakter der romantiſchen Poeſie, indem er es erſtens verleugnete, daß ſie von

Protestanten ausgegangen war, und es zweitens für möglich hielt, aus dem modernen durchaus antideutschen Jesuitismus könne eine neue Blüthe jener Romantik hervorgehen.

Ich schrieb: „Herr v. Eichendorff hätte nicht verfehlen sollen, zur Ehre der Protestanten und Norddeutschen hervorzuheben, daß sich dieser blumenreiche Vorfrühling bei ihnen entfaltet hat, ohne daß sie durch irgendwelche namhafte Sympathie von Seiten der katholischen Welt unterstützt worden sind. Ja trotz des Aufschwungs katholischer Gesinnung in unsern Tagen gibt es immer noch keinen romantischen Dichter unter den Katholiken. Die alte Kirche hat treffliche Apologeten, Dogmatiker, Moralisten, Geschichtschreiber wiedergefunden, aber noch keinen Dichter. Deshalb darf man allerdings die Frage aufwerfen: war die romantische Poesie bloß Heimweh nach der alten Kirche, war sie in nicht noch höherem Grade Heimweh nach anderen Gütern, welche der Zopfzeit abhanden gekommen waren, z. B. nach frischer und gesunder Volksthümlichkeit, nach nationalem Heroismus, nach dem alten Märchenzauber ꝛc.? und war dabei die katholische Erinnerung nicht bloß Nebensache? Und die noch wichtigere und bedenklichere Frage: liegt im Geiste des Katholicismus, wie er sich nach der Reformation ausgebildet hat, irgend eine Gewähr, daß er jemals die romantische Poesie wieder erwecken werde? Warum sind die romantischen Dichter auf dem protestantischen Gebiet aufgestanden und keiner auf dem katholischen? Warum sind zwar einige namhafte protestantische Dichter katholisch geworden, haben aber keinen Einfluß auf die Katholiken selbst erlangen können und keinen Nachahmer bei ihnen gefunden? Warum sind die Wiener Poeten, trotz Friedrich Schlegel und Werner dem radikalsten Leipziger Lerchenstrich gefolgt? Warum giebt es trotz des großen Trierer Festes keine katholischen Sänger am Rhein, welche das radikale Rohrspatzengepfeif im Schilfe seiner schönen Ufer übertönen könnten? Warum ist in Bayern die poetische Bildung der Katholiken noch so weit zurück, daß unlängst ein Würzburger die Klopstockische Messiade noch in einer Mariade nachahmen konnte? Warum — und das ist wohl die Haupt-

frage — warum hat die katholische Reaktion in Frankreich noch keinen Dichter hervorgebracht, der zu nennen wäre? Die s. g. Romantiker Frankreichs folgen alle einer kirchenfeindlichen Richtung. Erwies sich nun die katholische Gesinnung trotz ihrer gewaltigen Wiedererstarkung seit der Revolution so unfruchtbar im Geschmacksgebiete, so wäre man fast versucht zu befürchten, den nach der Jesuitenzeit, nach Beseitigung des gothischen Styls aufgekommenen katholischen Formen sei der eigentliche poetische Zauber ganz ebenso entfremdet worden, wie den protestantischen. Der von Herrn v. Eichendorff verauß verkündete künftige Frühling der romantischen, d. h. katholischen Poesie wird also wohl noch lange auf sich warten lassen, und um so mehr, scheint es, müssen wir jene protestantischen Dichter in Ehren halten, die allein für sich, wie durch Inspiration die Wundergebilde der romantischen Poesie geschaffen haben, als gar keine katholische Poesie, noch auch das geringste Bedürfniß darnach in der katholischen Welt selbst vorhanden war. Das Alleinstehen, sonst ein Unglück für die Dichter, macht unsere Romantiker gerade am interessantesten, und zwar kommt ihre poetische Größe weniger in ihrem Gegensatz gegen ihre protestantischen Feinde, als in dem Gegensatz zu Tage, in welchem sich ihre warme Lebendigkeit der katholischen Apathie gegenüber befand."

Ich bewunderte Görres schon, ehe ich ihn noch persönlich kennen lernte, wegen seines feurigen Patriotismus im Rheinischen Merkur. Im Jahr 1819 fand ich ihn in Coblenz und lebte, wie ich schon erzählt habe, später mit ihm ein Jahr in Aarau zusammen. Man kann sich denken, wie es mich ärgerte und betrübte, als er in München ganz ins ultramontane Lager überging. Merkwürdig genug, daß er die letzte patriotische Schrift, die aus seiner Feder floß, grade mir anvertraute. Er schickte mir nämlich von München aus für mein Literaturblatt seinen schönen großen Aufsatz über Ludwig Achim von Arnim zu, den ich mit Vergnügen abdruckte. Görres war in Heidelberg zu Anfang des Jahrhunderts mit Arnim innig befreundet gewesen und hatte ihn bis an seinen Tod geliebt. Diese Liebe des

feurigſten Katholiken zu einem ſtockpreußiſchen Baron und Proteſtanten würde man heute für unmöglich halten, aber ſie wurzelte auf die natürlichſte Weiſe in den patriotiſchen Gefühlen, die nach den Schlachten von Auſterlitz und Jena alle echten deutſchen Herzen verſöhnten und eins machten. Doch ſchon in jenem Aufſatz, den Görres nach Arnims Tode ſchrieb, konnte er den Widerwillen nicht unterdrücken, den ihm das damalige Preußen in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. einflößte. Görres litt überdies perſönlich unter der preußiſchen Verfolgung. Aber das hätte ihn nicht abhalten ſollen, das preußiſche Volk und Heer zu achten, welches 1813 den Ausſchlag gab und von dem allein die große deutſche Begeiſterung ausgegangen war. Ein ſo guter Deutſcher, wie er war, hätte ſich niemals den Römlingen, den Erbfeinden der deutſchen Sache, hingeben ſollen. Ich war auch mit dem damaligen Preußen unzufrieden, kehrte ihm den Rücken und entſagte jedem Glück, das mir dort hätte blühen können. Aber ich blieb trotz dem Unfug der damaligen Berliner Miniſter und Profeſſoren dem großen nationalen Gedanken und ſeinen bewährteſten Trägern, den Norddeutſchen, treu.

Mit dem katholiſchen Klerus in Schwaben kam ich verhältnißmäßig in wenig Berührung. Die meiſten Geiſtlichen waren in den zwanziger Jahren überaus liberal und tolerant, wie ihr Biſchof Keller eine Kreatur des alten rheinbündiſchen, halb joſephiniſchen, halb napoleoniſtiſchen Staatskirchenthums. Ziemlich großes Anſehen genoß der Pfarrer Pflanz, der neben mir in der Kammer ſaß, ein braver und ehrlicher Mann der Weſſenbergſchen Richtung, der gern eine deutſche Kirche gehabt hätte ſtatt der römiſchen, der aber dem proteſtantiſchen Rationalismus viel näher ſtand als der Gothik. Doch ging Pflanz mit ſeinen Freunden nicht ſo weit, wie die Stürmer und Dränger, welche damals im Badiſchen den Cölibat abſchaffen wollten. Er ſtarb bald. Den Tübinger Profeſſor, nachherigen Biſchof Hefele ſah ich öfter, wenn er in den Ferien von Tübingen nach Stuttgart kam, im dortigen Muſeum, und fand an ihm einen ebenſo gelehrten als liebenswürdigen Mann. Mit ſeinem Freunde Profeſſor Kuhn,

mit dem ich in den Revolutionsjahren 1848 und 49 in der Kammer ſaß, war ich näher bekannt. Er war ſehr verſtändig, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ihn der Papſt auf den Index ſetzen laſſen. Ueberhaupt war die Facultät der katholiſchen Theologie in Tübingen bei den Jeſuiten übel angeſchrieben. Indeſſen hatte man in Schwaben, wie man dort zu ſagen pflegt, einen geſunden Bauernverſtand, ſowohl von Seite der Regierung, als von Seite des Domkapitels in Rottenburg. Man echauffirte ſich nicht wie im benachbarten Baden und ſpäter in Bayern. Man gab ſich gegenſeitig nach, machte alles möglichſt in der Stille ab und vermied Extreme und öffentlichen Scandal. Dadurch wurde der confeſſionelle Frieden im Königreich Württemberg viele Jahrzehnte hindurch glücklich gewahrt.

Zu nähern Freunden zählte ich den früher genannten katholiſchen Dekan Durſch in Wurmlingen, ſpäter in Rottweil, der mich während meiner Wahlreiſe im Oberamt Tuttlingen im Jahr 1848 gaſtlich bei ſich aufnahm, ein hochgebildeter, toleranter und liebenswürdiger Mann. Ferner den katholiſchen Pfarrer Werfer, auf den ich ſpäter noch einmal zurückkomme.

Schwaben iſt noch reich an uralten Geſchlechtern, die mit dem Volke ſeit Jahrhunderten verwachſen, dennoch in neuerer Zeit theils durch den Despotismus von oben, theils durch die demokratiſche Geſetzgebung von unten gleichſam in die Luft geſtellt worden ſind. Es wäre wohl beſſer und auch natürlicher, wenn ſie, wie die Ariſtokratie in England, noch ein lebendiges Mittelglied zwiſchen der Krone und dem Volke wären. Der Zuſammenhang fehlte hier. Die mediatiſirten Fürſten und Grafen hielten ſich meiſt an Oeſterreich. Der württembergiſche Hofadel ſtammte meiſt aus Mecklenburg, Sachſen und Preußen und war wenig begütert.

Ich wurde nur mit wenigen der mediatiſirten Herren als Mitgliedern der erſten württembergiſchen Kammer bekannt. So mit dem Fürſten von Waldburg-Wolfeck-Wurzach, der mir aus ſeinem Archive ſehr intereſſante Acten, den dreißigjährigen Krieg betreffend, mittheilte. Sein Vetter, der Fürſt von Waldburg-Zeil, vergaß im

Revolutionsjahr 1848, was er seinem Stande schuldig sei, und spielte den Demagogen. Einen merkwürdigen Gegensatz stellte sein jüngerer Bruder Georg dar, den ich zufällig kennen lernte, der mich dann besuchte und mir noch von Belgien aus schrieb. Er war damals noch sehr jung und überaus liebenswürdig. Er kam nämlich aus Rom, um sich im Vaterlande zu erholen, denn er hatte eine schwere Krankheit überstanden. Als Novize des Jesuitenordens hatte er sich den schwersten Prüfungen und Uebungen unterzogen, wochenlang bei Gefangenen im Kerker zubringen, auch zu Fuß wandern müssen und war dabei ganz elend geworden. Dennoch hing er mit Begeisterung an seinem Stande und wurde bald darauf bei den Missionen verwendet und predigte dem Volk im Freien. Er ließ auch Gedichte drucken, aus denen eine schöne Seele spricht. Rührend ist darin besonders die Erinnerung an seinen Ahnherrn Georg Truchseß von Waldburg, der so viele tausend Bauern in blutigen Schlachten niederhauen ließ. Der Urenkel freut sich, daß er zu dem Landvolke in derselben Gegend jetzt mit dem Kreuze komme, mit dem Worte Gottes und mit der Liebe Gottes.

Eins der ältesten Geschlechter des Landes sind die Rechberge. Graf Rechberg, der Majoratsherr, Präsident der ersten Kammer und Bruder des berühmten Ministers in Oesterreich, war mir schon lange als einer der ehrenwerthesten Männer des Landes bekannt. Als er mich daher im Jahre 1861 einlud, seinen Töchtern eine Orientirung in der neueren Geschichte zu geben, ging ich mit Vergnügen darauf ein, hatte aber nicht blos die liebenswürdigen jungen Gräfinnen, sondern auch ihre treffliche Mutter, dazu auch die Gräfin Degenfeld mit ihren zwei Töchtern zu meinem Auditorium. Ich befand mich überaus wohl in diesem vornehmen Kreise, in dem auch gar nichts von den Affectationen, an denen so oft die höhern Zirkel leiden, zu bemerken war, sondern die edelste Einfachheit und Natürlichkeit vorherrschte. Der patriarchalische Adel hatte etwas außerordentlich Herzgewinnendes. Daher auch die Treue der alten Diener zu ihren wohlwollenden Herren.

Ich mußte im nächsten Winter meine historischen Vorlesungen fortsetzen, da die reiche Fürstin von Arenberg und ihre geistvolle Tochter Eleonore mich hören wollten. Die junge Prinzessin zeichnete sich, während ich frei und rasch redete, alle wichtigen Thatsachen und Urtheile so richtig auf, daß mancher Student sie darum hätte beneiden können. Das von ihr Niedergeschriebene hatte völlig den Werth eines Compendiums der neuesten Geschichte, so klar und übersichtlich hatte sie alles zusammengestellt. Ich bat sie oft, ihren Wissensdrang zu mäßigen, um ihre zarte Gesundheit zu schonen. Meine Seele hing an ihr. Sie weinte, als wir schieden.

Auch mit dem alten Rittergeschlecht der Berlichingen kam ich in Berührung. Der sog. Fritz Berlichingen, ein direkter Nachkomme des alten Götz, war eine Zeitlang ritterschaftlicher Abgeordneter beim Landtage und wohnte nicht weit von mir am Spitalplatz. Etwas dick und podagrisch, war er doch lebhaft und witzig, genirte sich sehr wenig und machte oft ausgezeichnete Bonmots, welche gewöhnlich die Lächerlichkeiten der Bureaukratie betrafen, zuweilen aber auch höher hinaufstiegen. Er war sehr reich und hatte in seiner Jugend zu wenig gelernt, sonst hätte mehr aus ihm werden können. Seine Gemahlin, von jüdischer Abstammung aus Hamburg, gehörte dem Damenkreise an, der einst in Frankfurt a. M. durch den General v. Radowitz bezaubert worden war. Sie wurde daher auch katholisch und lebte als die frömmste Katholikin, die mir vorgekommen ist. Sie war sehr leidend und konnte jahrelang das Ruhebett nicht verlassen, aber ich fand sie immer gleich heiter. Als ich einst mit ihrer Freundin, der Marquise v. Ferrieres, Gemahlin des französischen Gesandten, von ihr sprach und mir das Wort „unglücklich" auf die Zunge kam, protestirte die Marquise auf das lebhafteste und sagte vielmehr, Frau von Berlichingen sei innerlich glücklicher als irgend wer auf Erden. Ich glaube dies selbst, denn ich habe sie in langen Jahren und unter schweren Leiden immer gleich fröhlich gefunden.

Sie hatte eine Tochter und zwei Söhne, auf welche sie ungleich mehr moralischen Einfluß übte als der Vater. Ihre zärtlichste Sorge

war, daß ihre Knaben nicht in die gewöhnlichen Laster reicher Adeligen fallen sollten. Ehe ich noch ihre Bekanntschaft gemacht hatte, geschah es, daß sie täglich zwei blonde Knaben mit schwarzen Käppchen brüderlich miteinander über den Spitalplatz gehen sah. Sie fand in den Mienen und dem Benehmen dieser Kinder etwas so Unschuldvolles und Nobles, daß der Wunsch in ihr aufstieg, diese Knaben möchten mit den ihrigen befreundet werden. Ihr Wunsch ging bald in Erfüllung. Jene blonden Knaben waren meine jüngsten Söhne, und Otto, der ältere von beiden, kam mit Adolf, dem älteren Sohne der Frau von Berlichingen, in das sog. christliche Gymnasium, welches damals in Stuttgart gegründet wurde. Sie schlossen sich in solcher Freundschaft aneinander, daß sie auch noch viele Jahre später correspondirt haben und Adolf sowohl als seine Mutter meinen Sohn noch in Köln besuchten. Die Schwester Mathilde blühte wie eine Rose auf, frisch und gesund, heiter und liebenswürdig, ein schönes, reiches Mädchen — wie begehrungswürdig für so manchen jungen Edelmann! Aber sie wollte nichts von den Freuden der Welt, sondern wie die Mutter katholisch werden und dann ins Kloster gehen. Ihr protestantischer Vater wollte das nicht gleich zugeben, sondern schickte die Tochter in ein weibliches Erziehungsinstitut in Heidelberg. Bald darauf aber schrieb die Vorsteherin jenes Instituts an Freiherrn von Berlichingen, sie müsse ihn dringend bitten, die Tochter zurückzunehmen, weil sie so eifrig unter ihren Mitschülerinnen Propaganda mache, daß sie fürchten müsse, sie würde sie alle katholisch machen. Nun kam die Tochter zurück, ging nach Frankreich, ist in Paris Nonne geworden und lebt in einem Kloster bei Bregenz am Bodensee. Als ihr Bruder Adolf das von frommen Protestanten gegründete christliche Gymnasium in Stuttgart verließ, erlaubte ihm sein Vater, seine Studien bei den Jesuiten in Feldkirch fortzusetzen, berief ihn aber von dort wieder zurück und ließ ihn ein Jahr in Tübingen studiren, wo er unter so vielen protestantischen Lehrern und Studenten Gelegenheit hatte zu überlegen, ob er dem Katholicismus, für welchen ihn seine Mutter begeistert hatte, nicht lieber wieder entsagen und als Erbe eines be-

rühmten Namens und bedeutender Güter die Luft und Ehren der Welt genießen sollte. Allein er verließ diese Universität nur, um unmittelbar nachher in den Jesuitenorden einzutreten. Auch sein jüngerer Bruder Joseph, ein schöner Knabe, wurde in Feldkirch erzogen.

Nach einigen Jahren reiste Frau v. Berlichingen nach Rom, verweilte dort vor dem Concil und während desselben und diente, wie öffentliche Blätter sie beschuldigten, dem Ultramontanismus, namentlich auch in der Rottenburger Denunciationsangelegenheit, die den alten guten Bischof Lipp so bekümmerte, daß er bald darauf starb. Die Denunciation regte die Katholiken in Württemberg sehr auf, verfehlte jedoch ihren Zweck, denn der neu gewählte Bischof Hefele schloß sich beim Concil der deutschen Opposition im Sinne Döllingers an. Daß er sich nachher doch zu einer freilich stark verklausulirten Verkündigung des neuen Dogma entschloß, war eigentlich nur eine Conzession, die er der weltlichen Regierung machte und zwar ganz im bisherigen System des sich biegenden und wieder aufrichtenden Schilfes, wodurch Streit und Eclat vermieden wurde.

Joseph Berlichingen trat, als er kaum herangewachsen war, in die Armee des Papstes ein und, nachdem diese 1870 aufgelöst worden war, kehrte er heim, folgte der württembergischen Armee ins Feld und fiel noch an demselben Tage, an welchem er im Lager angekommen war, in einem Gefecht. Schade um den trefflichen Jungen! Schon als Knabe war er einmal ganz allein auf einem kleinen Kahn von Bregenz nach Friedrichshafen über den Bodensee hin und zurück gerudert. Ich verweilte länger bei dem Hause Berlichingen theils in liebevoller Erinnerung an die Zeit, wo es darin noch nicht so bigott aussah, theils weil man an diesem Falle die erstaunliche Gewalt kennen lernt, welche Jesuiten über Frauenherzen zu gewinnen vermögen.

Auch im Großherzogthum Baden hatte ich manchen guten Bekannten und Freund. Mein ältester katholischer Freund daselbst, mit dem ich schon in Heidelberg im Anfang der zwanziger Jahre angenehm verkehrte, war der Alterthumsforscher Mone, früher Professor in Heidelberg, nachher Archivdirektor in Carlsruhe. Ferner der Sagen-

sammler Baader. Den edlen Herrn v. Weſſenberg in Conſtanz lernte ich leider nicht perſönlich kennen, doch ſchrieb er mir, und auch ſein alter Bruder, vormals öſterreichiſcher Miniſter, ſchrieb mir einmal mit Zuſendung einer von ihm verfaßten politiſchen Flugſchrift. Ich habe immer lebhaft bedauert, daß Weſſenberg, welcher ganz geeignet geweſen wäre, der katholiſchen Kirche Deutſchlands ein mehr germaniſches Kleid zu geben, von den Regierungen im Stiche gelaſſen wurde. Wie viel Sorgen und Widerwärtigkeiten hätten ſich die Regierungen erſparen können, wenn ſie damals das noch warme Eiſen geſchmiedet hätten. In jetzt kaum begreiflicher Fahrläſſigkeit wieſen ſie ihre beſten Freunde im katholiſchen Klerus zurück, maßregelten die jungen Prieſter und ſchreckten ſie unter das Joch Roms und der Jeſuiten zurück, welche jetzt erſt Terrain gewannen.

Die Schuld lag übrigens ganz allein am Fürſten Metternich, dem die ſüddeutſchen Höfe und Miniſterien als dem Protector ihrer Viel- und Kleinſtaaterei in allem, was er befahl, blind und ſogar gegen ihre beſſere Ueberzeugung folgten. Auf die Gefahr hin, dem Fürſten Metternich mißfällig zu ſein, hätte es die badiſche Regierung im Vertrauen auf die öffentliche Meinung und die damalige Stimmung, wie ſie in ganz Deutſchland, auch im katholiſchen vorherrſchte, wohl wagen dürfen, für den edlen Weſſenberg einzutreten. Es hätte ihr ewigen Ruhm erworben und die Schande von 1849 erſpart. Eine Zeitlang half ſich die badiſche Regierung mit ſchüchternen und ſchwachen Erzbiſchöfen in Freiburg und mit der Anſtellung liberaler Profeſſoren daſelbſt, reizte aber gerade dadurch die nur zu oft berechtigte Indignation der Katholiken. Ich erinnere nur an den Scandal nach dem Hintritt des guten Großherzog Leopold. Dem Erzbiſchof wurden damals in allen liberalen Blättern die ſchwerſten Vorwürfe gemacht, daß er für den hochſeligen Herrn eine Todtenfeier ohne Hochamt veranſtaltet habe. So grob war die liberale Unwiſſenheit, daß ihr entging, der noch im Großherzogthum gebräuchliche Heidelberger Katechismus erkläre die katholiſche Meſſe für ein verfluchtes Teufelswerk. Wie wollte man nun einem Erzbiſchof ein ſolches

Teufelswerk zumuthen? Und was hätte es dem verstorbenen Großherzog nützen sollen?

Ich hatte zu Freiburg im Breisgau Bekannte. Wenn ich nach Basel zu meiner dort verheiratheten Tochter reiste, hielt ich unterwegs gern im schönen Freiburg ein wenig an und versehlte nie, den herrlichen Münster zu besuchen. Mein ältester Freund in Freiburg war der Dichter Spindler mit seiner kunstliebenden, mit frommer Malerei beschäftigten, interessanten und liebenswürdigen, aber nicht glücklichen Tochter. Ich fand hier auch den Professor Heinrich Schreiber mit seiner musterhaften Sammlung keltischer Alterthümer. Er hatte, weil er zu den Deutsch-Katholiken übergegangen war, sein Amt niederlegen müssen. Die gemäßigten Theologen der Universität waren sehr freundlich gegen mich. Staudenmaier bewirthete mich einmal, und mehrmals saß ich am Krankenbette des ehrwürdigen Domherrn Hirscher, des großen Kunstfreundes und zugleich eines der biedersten und einsichtsvollsten Geistlichen, die ich kennen gelernt habe. Auch mit dem geistreichen Alban Stolz machte ich einmal einen sehr gemüthlichen Abendspaziergang. Ich liebte ihn als den Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, aber ich mußte an ihm wie an Görres erleben, daß er sein deutsches Herz schließlich ganz in die Gefangenschaft Roms ergab. Er war wohl durch die Bewunderung, mit der die Ultramontanen ihn überschütteten, allmählich etwas verwöhnt worden. Der unvernünftige süddeutsche Haß gegen die Norddeutschen nahm zuletzt bei ihm eine Heftigkeit an, daß man ihn für ein wenig übergeschnappt halten konnte, denn wie kann ein wirklich vernünftiger Mensch einen ganzen Volksstamm deutscher Brüder, und noch dazu einen der edelsten, so häßlich hassen.

Ich gehe nun zu meinen katholischen Freunden in Bayern über. Ich hatte mir dort Gunst erworben, weil ich einigemal in meinem Literaturblatt gegen die Ungerechtigkeit auftrat, mit der man in München verdiente Bayern gegen die s. g. Nordlichter zurücksetzte, d. h. gegen die dort angestellten Norddeutschen und Protestanten, die sich

dann auf ihre Bevorzugung allzuviel einbildeten und arrogant auf die Vernachläſſigten herunterſahen. Ich kam hier wieder in den Fall, in dem ich mich öfter befunden habe, den anklagen zu müſſen, den ich an einem andern Orte warm vertheidigte, weil er hier Unrecht that und ihm dort Unrecht widerfuhr. So habe ich z. B. den Philoſophen Schelling in Berlin gegen die boshafte Hegel'ſche Cliaue vertheidigt, die ihm Unrecht that, ihn vorher aber in München getadelt, als er dort vergöttert wurde und ſich auch wirklich wie ein Allwiſſender und Unfehlbarer geberdete. Ihm allein wurde alle Gunſt von oben und aller Ruhm zu Theil, während der geniale und Schelling an Tiefſinn übertreffende Philoſoph Baader als ein geborner Bayer im Schatten ſtehen mußte. Und welche Ehren und Auszeichnungen widerfuhren Thierſch, während der treffliche Schmeller als ein geborener Bayer nur 600 Gulden Gehalt bezog und die Akademie nach ſeinem Tode lange, lange wartete, bis ſie endlich (ich war der erſte, der dazu mahnte) den Beſchluß faßte, Schmellers werthvollen noch ungedruckten Nachlaß zum Drucke zu befördern.

Görres und Oken fand ich nicht mehr in München, dagegen kam ich mit dem Neffen des Erſtern, dem Profeſſer Lafaulx in freundlichen Verkehr. Ein braver Mann. In ſeinen langen Haaren ſah er ganz wie ein alter Turner aus und verrieth nichts von ſeiner großen claſſiſchen Gelehrſamkeit. Ein tiefer Zug von Schwermuth geht durch ſeine Schriften. Als mich in einer derſelben ein gewiſſer Peſſimismus frappirt hatte, kam Lafaulx zufällig auf einer Reiſe zu ſeinen Frankfurter Verwandten zu mir, und wir ſprachen lange mit einander über die künftigen Jahrhunderte. Er bewies mir, daß ich ſelbſt im Jahr 1834 in einem kleinen Buch „Geiſt der Geſchichte" der Menſchheit ihr apokalyptiſches Ende vorhergeſagt habe. Ich meinte indeſſen, der letzte Act des großen Trauerſpiels ſtehe noch nicht ſo nahe bevor und wir ſeien auf Kampf, nicht auf Verzagen angewieſen. Man müſſe den ehrenvollen Kampf auf Erden beſtehen, wenn man auch recht wohl wiſſe, daß uns der Lohn erſt in einer andern Welt erwarte. Der Muth war ihm aber gänzlich geſunken. Er hatte

damals wohl schon Todesahnungen; schnell hintereinander starben ihm vier geliebte Kinder, denen er selber bald ins Grab nachfolgte.

Seine Schwester Amalie, Oberin der barmherzigen Schwestern am Niederrhein, erwarb sich einen nicht geringen Ruhm, indem sie das neue Unfehlbarkeitsdogma nicht anerkannte und deßhalb gezwungen wurde, ihr segensreiches Wirken zu unterbrechen. Die römischen Pfaffen verdammten sie und jagten sie fort, und sie endete bald darauf im Beginn des Jahres 1872 ihr schönes Leben. Ihre Leiche wurde ohne Sang und Klang bestattet, von keinem Priester begleitet, aber von unzähligen Segenswünschen und einem großen Zuge von Leidtragenden. Sie rettete die Ehre der Familie Görres, der sie angehörte, während Jörg, der die historisch-politischen Blätter in München immer noch im Namen dieser Familie herausgab, den glühenden deutschen Patriotismus des alten Görres gänzlich verleugnete und von einer freieren Auffassung der Dinge, namentlich auch der österreichischen, zum stupidesten Ultramontanismus überging und offener Feind der deutschen Nation, ihres Interesses und ihrer Ehre wurde.

Ich kannte Jörg nicht persönlich. Als ich aber im Frühjahr 1866 einige Tage in München verweilte, suchte er mich im Gasthof auf. In seinem Wesen lag gar nichts Pfäffisches, ich wunderte mich daher, durch welche Mittel es den Jesuiten gelungen sein mochte, in ihren Sclavendienst einen Mann zu ziehen, der vermöge seiner Gaben eine viel ehrenvollere Stellung zum deutschen Vaterlande hätte einnehmen können. Nicht lange nach unserer Begegnung in München erschien in seinen historisch-politischen Blättern eine von Onno Klopp verfaßte giftige Recension eines meiner historischen Werke, die keinen anderen Zweck hatte, als sich an mir zu rächen, weil ich Friedrichs des Großen Andenken durch den kleinen Parteigänger des Welfenkönigs nicht hatte wollen beschimpfen lassen.

Ich gedenke noch des alten aber sehr munteren Professors von Ringseis in München, der mich einmal mit Frau und Tochter in Stuttgart besuchte. Seine noch in schneeweißen Haaren blühende und schöne Frau war eine Erscheinung von seltener Liebenswürdig-

keit, die mir unvergeßlich bleibt. Weniger schön war ihre Tochter Emilie, aber höchst interessant als Dichterin christlicher Schauspiele, deren geistige Schönheit hoch über allen ähnlichen Produkten der Neuzeit steht, von derselben Heiligkeit wie die Autos des Calderon und wie die geistliche Lyrik der unvergeßlichen Annette von Droste-Hülshoff. Wunderbar, daß kein Mann unter den Neuern diese Annette und diese Emilie im Zauber der Andacht und Gottesminne erreichte.

Ein sehr liebenswürdiger Katholik war auch der geheime Regierungsrath Volk in Erfurt, der sich als Schriftsteller Ludwig Clarus nannte. Er stand mit mir in langjähriger Verbindung und besuchte mich. Wir hatten im Bade Cannstatt einmal ein langes Gespräch, in welchem er mir die Gründe entwickelte, aus denen er katholisch werden wollte (was er auch geworden ist), ich ihm aber die Gründe entgegenhielt, aus denen ich nicht das Gleiche thun wollte. Er hat sehr gute Bücher geschrieben über Schweden, Spanien, Wilhelm v. Aquitanien, über das Oberammergauer Passionsspiel. Auch der treffliche Lorinser pflegte mir aus Schlesien seine neuen Bücher zu schicken.

Unter dem katholischen Adel Westphalens gewann ich mehrere Freunde, Graf Bocholz, Freiherrn v. Brencken, deren ich schon gedacht habe. Auch Freiherr August von Haxthausen besuchte mich zu mehreren Malen und correspondirte mit mir. Dieser geistvolle Westphale lebte einige Jahre in Rußland und hat ein vortreffliches Werk über die inneren Verhältnisse dieses Landes geschrieben. Auch gab derselbe das Paderborner Liederbuch, meist uralte Marien- und Wallfahrtslieder mit den alten schönen Melodien heraus, die ich in meiner Recension und in einem Aufsatz in der Allg. Zeitung aus der altwälschen Musikschule herleiten zu müssen glaubte, welche der altitalienischen noch vorherging. Herr v. Haxthausen beschäftigte sich viel mit den christlichen Kirchen des Ostens. Er war unter andern in Armenien gewesen und hatte die Zwitterstellung der armenischen Kirche zwischen der russischen und römischen genau kennen gelernt.

Obgleich ein sehr eifriger und treuer Katholik, oder vielleicht grade weil er es war, bemühte er sich, gleich dem russischen Fürsten Gagarin, der in den Jesuitenorden eintrat, um eine Aussöhnung der griechisch-russischen mit der römischen Kirche, wofür sich auch seine hohe Gönnerin, die Großfürstin Helene zu interessiren schien.

Wenn ich gleich selbst so irenisch bin, als man nur sein kann, so mußte ich doch die Möglichkeit einer solchen Aussöhnung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche bestreiten. Es würde zwar Rom sehr schmeicheln, den Namen seiner Kirche bis über den Ural hinüber ausbreiten zu können, allein der Czaar selbst würde das zähe Russenthum nicht dahin bringen können, sich Rom zu unterwerfen. Auf der andern Seite würde es dem panslavistischen Gedanken entsprechen, das Kaiserthum des Mittelalters auf den Czaaren, als den mächtigsten Herrscher der Jetztzeit, überzutragen. Allein der Czaar kann sich niemals des Vortheils begeben, Papst und Kaiser zugleich zu sein, wie es Peters des Großen Erben nun einmal sind. Er könnte also am h. Vater in Rom auch nicht einmal den Schein der Unabhängigkeit anerkennen, deren Wesenheit identisch ist mit dem Wesen der römischen Kirche.

Eine Aussöhnung dieser Kirche mit den Protestanten wäre eher denkbar, da die letzteren nur in der katholischen Kirche wurzeln oder ein Ast desselben Baumes sind. Allein die Ursachen, welche die Trennung veranlaßt haben, sind noch nicht überwunden. Im Jahr 1860 lud mich der geistvolle Professor Michelis in Westphalen zu einer irenischen Besprechung ein, die bald darauf in Erfurt stattfinden sollte und auch wirklich stattgefunden hat. Ich antwortete ihm, ich könne der freundlichen Einladung nicht Folge leisten, weil die Vorbedingungen noch nicht vorhanden seien, die eine Aussöhnung zwischen Katholiken und Protestanten möglich machen könnten. Jeder Versuch dazu müsse jetzt noch mißlingen, und die, welche ihn machten, würden sich nur Vorwürfen aussetzen und die beiden Parteien würden ihnen jede Competenz bestreiten. Mein alter Freund Leo begab sich damals

nach Erfurt, um seinen guten Willen zu zeigen. Die braven Männer, die dort zusammen kamen, konnten aber lediglich nichts ausrichten.

Ich habe der Marquise von Ferrières gedacht. Diese Dame war von hoher Liebenswürdigkeit, überaus fromm und bei den feinsten Formen ihres Standes doch so zutraulich, daß man ihr gern glaubte, wenn sie erzählte, ihre Eltern stammten aus Deutschland. Ihr Gemahl war ein großer und schöner Mann, der nicht nur eine Reise um die Welt gemacht, sondern sie auch beschrieben hatte. Er war überhaupt sehr gebildet und wißbegierig, weshalb er mich aufsuchte und viel mit mir über Welt und Literatur verkehrte. Als er einmal Abends bis 9 Uhr bei mir geblieben war, fiel ihm plötzlich ein, er hätte schon um 6 Uhr daheim sein sollen, wo er mehrere Herrn zum Diner eingeladen habe. Doch tröstete er sich, seine Frau habe die Honneurs gemacht und er habe sich gewiß besser mit mir unterhalten, als mit den eingeladenen Herrn.

Ein anderer, einer der berühmtesten Franzosen, der Graf v. Montalembert besuchte mich schon in den zwanziger Jahren, als er noch ein Jüngling war, und das letztemal im Sommer 1861. Wir wechselten hin und wieder Briefe, und er tauschte seinen Correspondant gegen mein Literaturblatt aus. Ich schätzte diesen liebenswürdigen Franzosen überaus hoch, obgleich ich fast immer mit ihm in einen kleinen Streit gerieth. Ich erinnere mich, daß ich ihm vor 30 Jahren einmal eine Aeußerung sehr übel nahm, indem er am deutschen Volke den Vorzug der Geistigkeit und Wissenschaftlichkeit rühmte, der ihm den Mangel an praktischen Tugenden und Fähigkeiten reichlich ersetze. Das habe ich niemals gelten lassen. Das große Volk Odins war das praktischste in der Welt und wurde auch durch das Christenthum keineswegs abgeschwächt oder dem praktischen Leben entfremdet, sondern entfaltete grade erst im christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bureaukratie und die Schule abgestumpft. Wenn wir wieder einmal einig wären, würden wir auch bald so praktisch, gebieterisch und unbarmherzig gegen andere Völker

sein, wie wir es früher waren, und am meisten sollen sich die Franzosen in Acht nehmen, wenn sie sich einbilden, wir seien nur noch ein Schreibervolk.

Im Uebrigen bewunderte ich stets an dem Grafen von Montalembert nicht nur den feurigen Muth, mit dem er die Kirche vertheidigte, sondern auch das tiefe Verständniß des Mittelalters und der innigen Durchdringung des christlichen und germanischen Geistes. Es ist sehr merkwürdig, daß die Franzosen für die germanische Auffassung des Kirchlichen im Mittelalter sich mehr Sinn erhalten oder wieder gewonnen haben, als die Katholiken in Deutschland selbst, die ihrer Gothik nur zu lange und zu gänzlich entfremdet wurden. Ich darf wohl bei diesem Anlaß daran erinnern, daß der Haß zwischen Deutschen und Franzosen nicht im tiefsten Gemüth beider Nationen begründet ist. Es besteht vielmehr zwischen beiden eine uralte Wahlverwandschaft. Unser großes deutsches Reich wurde in Frankreich gegründet. Das Christenthum empfingen wir aus Frankreich. Das christliche Ritterthum entfaltete seine Blüte zuerst in Frankreich. Die Kreuzzüge gingen von Frankreich aus. Die gothische Baukunst begann an den französisch-niederländischen Grenzen. Das Christenthum hat ein enges Band um die deutsche und französische Nation geschlungen, und nur in dem Maße, wie dieses Band sich lockerte und die christlichen Gefühle sich in beiden Nationen abschwächten, sind sie einander feindlich gegenüber getreten.

Im Jahr 1854 gab ich meine christliche Symbolik heraus, freilich nur eine fleißige Compilation, aber doch geeignet, auf die Gemüthstiefe aufmerksam zu machen, die sich in der poetischen Auffassung des Christenthums hauptsächlich im germanischen Mittelalter kund gab.

II. Geschichtsstudien.

Die an geschichtlichen Werken ziemlich reiche Bibliothek meines seligen Vaters nährte von früher Jugend auf meine Neigung zu geschichtlichen Studien. Ich las, ich verschlang alles, was in dieses Gebiet gehörte, und erfreute mich eines guten Gedächtnisses. Es war reiner Wissensdrang, die Lust, wie im Raume durch Naturkunde und Geographie, so in der Zeit durch Geschichtskunde soviel als möglich orientirt zu sein. Einen bestimmten Zweck, irgend etwas Einzelnes vorzugsweise festzuhalten und mich um das andere nicht zu bekümmern, hatte ich nie vor Augen. Es war mir immer nur um das Ganze zu thun, und wenn ich auch später vorzugsweise die deutsche und die neuere Geschichte bearbeitete, so beschäftigte ich mich doch immer zugleich, wie es meine Zeit erlaubte und neue Lectüre sich mir darbot, mit der Geschichte und Literatur aller andern Völker und Zeiten, woraus am Ende meine zwölfbändige Weltgeschichte erwachsen ist. Ich dachte nur immer, wenn man nun doch einmal auf diesem Planeten sitzt und siebenzigmal mit ihm die Sonne umläuft, sollte man sich auch so viel als möglich auf ihm umsehen, so viel als möglich von ihm wissen.

Die populären Werke über deutsche Geschichte, die man früher hatte, erschienen mir ungenügend. Ich fing daher schon 1823 in der Schweiz an eine dergleichen zu schreiben. Ein gut gemeintes, in einigen Grundgedanken auch correktes, doch in der Ausführung noch sehr schwaches Werk, weil ich trotz vielen Lesens doch damals zumal in der Schweiz zu beschränkte Mittel hatte. Erst seit jenen zwanziger Jahren sind nach und nach theils die bisher verschlossenen Archive geöffnet worden, wodurch der Geschichtforschung ein vorher unbekanntes, überaus reiches und solides Material dargeboten wurde, theils ist auf dem Gebiet der Literatur- und Culturgeschichte unendlich viel ans Licht gefördert worden, was uns über die Vergangenheit Auf-

ſchluß giebt. Man braucht, um dies klar zu ſehen, nur Schillers 30jährigen Krieg, der ſchön geſchrieben, aber nur oberflächlich aus den trüglichſten Quellen geſchöpft iſt, mit den gediegenen Werken zu vergleichen, welche die aus echten Urkunden geſchöpfte Wahrheit enthalten, von der Schiller keine Ahnung hatte, noch haben konnte.

Auch meine Vorträge über Weltgeſchichte in Aarau veranlaßten mich, von meiner Luſt, mich in allen Gebieten der Geſchichte zu orientiren, nicht abzulaſſen. Meine Geſchichte der Deutſchen erſchien 1824 bei Geßner in Zürich und wurde ſpäter von Cotta in Stuttgart übernommen, indem Geßner durch Abtretung des Verlagsrechtes mit meiner Zuſtimmung eine Cotta'ſche Schuldforderung tilgte. Im Cotta'ſchen Verlag erſchienen noch vier neue und verbeſſerte Auflagen des Werks, die letzte (fünfte) in fünf kleinen Bänden 1855. Da keine weitere Auflage mehr erſchien, vereinigte ich mich mit der Cotta'ſchen Buchhandlung, das Verlagsrecht auf den Buchhändler Adolf Krener überzutragen, und ſo erſchien 1872 die ſechste verbeſſerte Auflage, deren Widmung der deutſche Kaiſer von mir anzunehmen die Gnade hatte.

Im Jahre 1829 unternahm ich, wie ſchon erwähnt, eine zeitgemäße Fortſetzung des ältern von Poſſelt herausgegebenen hiſtoriſchen Taſchenbuchs, hörte aber mit dem Jahrgang 1833 auf, weil mir derſelbe in Preußen verboten wurde. Ich hatte nämlich die ruſſiſche Reaction in Polen ohne Gehäſſigkeit, nur der Wahrheit gemäß geſchildert. Die preußiſche Regierung befand ſich aber damals dermaßen unter ruſſiſcher Bevormundung, daß man die Wahrheit über Rußland nicht ſagen durfte.

Im Jahre 1831 gab ich ein kleines Buch „Geiſt der Geſchichte" heraus und ſprach darin einige neue Gedanken aus; den einen derſelben auf Seite 17 will ich hier kurz wiedergeben. „Obgleich die Erde gezwungen iſt, ſich um die Sonne zu bewegen, bleibt ſie doch mit ihrem Nordpole ſtets unverrückt dem Nordpol am Himmel zugekehrt. Um den Nordpol der Erde her lagert ſich das meiſte Feſtland, wie um den Nordpol am Himmel die größte Menge der

Sterne. Alſo erkennen wir ein Geſetz der Erde, das mit dem Geſetz der ganzen uns ſichtbaren Sternenwelt übereinſtimmt und älter ſein muß als das Geſetz, das uns an die Sonne bindet, weil die Sonne mit ihrer oſtweſtlichen Aequatorialthätigkeit nur eine Contraſtirung des Oſtens und Weſtens, nicht aber ein Uebergewicht des Nordpols über den Südpol hervorbringen konnte, welche beide Pole in Bezug auf die Sonne gleich ſind und ihren Unterſchied nur aus einer höheren Urſache herleiten. Daß dieſe Urſache aber dieſelbe iſt, welche auf der Nordſeite des Himmels die Sterne in größerer Zahl gehäuft hat, iſt klar, und wir dürfen mithin den Schwerpunkt der uns ſichtbaren Welt in der Richtung des Nordpols ſuchen.

Indeß iſt außer dieſer Richtung unſerer Erdachſe und der ihr entſprechenden Anhäufung des Continents auf der Nordſeite wenig Eigenthümliches auf der Erde übrig, was nicht in den Bereich der Sonnenwirkſamkeit gezogen, als eine Folge oder wenigſtens als eine Wechſelwirkung mit derſelben erſchiene. Ueberall tritt ein ſiegreicher Sonnengott hervor, der die alten Erdengötter entweder als ergrimmte Titanen bändigt, oder die weibliche Erde als ſtarker Mann beherrſcht und als Eros die mütterliche Urnacht eine ſchönere Lichtwelt gebären läßt.

Alles Leben auf der Erde iſt daher an die Sonne gebunden und ihr Werk; ſchon die Metalle, die Embryonenwelt im tiefen Mutterſchooß der Erde trägt den Stempel des goldenen Vaters; denn nicht der Erdachſe, ſondern dem Aequator parallel laufen die Metallgänge, und die edelſten werden in Menge nur unter dem Aequator ſelbſt gefunden. Ebenſo iſt es mit der Pflanzen- und Thierwelt, deren vollendetſte Formen nur unter dem Aequator ſich häufen. Und wie das Räumliche, ſo gehorcht auch das Zeitliche dem Sonnenzuge, das Wachsthum alles Organiſchen, die Lebenszeit.

Auf überraſchende Weiſe jedoch macht der Menſch, der Geſchöpfe höchſtes, von dieſem Sonnendienſt eine Ausnahme, und kehrt zurück zu jenem älteſten Erden- oder vielmehr Sternendienſt, der älter iſt als die Sonne. Ungleich den Metallen, Pflanzen und Thieren, folgt das menſchliche Geſchlecht nicht dem bunten Thierkreis, den die

Sonne um die Erde gezogen; es folgt vielmehr dem Zuge des Pols, und die edelsten Menschenracen leben auf der Nordseite der Erde — das Haupt nicht der Sonne, sondern jenem geheimnißvoll im Dunkel der Urnacht verborgenen Polarstern zugewendet; und wer von ihnen in jenen Thierkreis des Aequators tritt, wird selbst thierähnlich, wie die Neger, Malaien und West-Indianer. Eben so wenig ist der Mensch in der Zeit an die Sonne gebunden. In seinen vornehmsten geistigen wie körperlichen Functionen hängt er nicht, wie das Thier, von dem Stande der Sonne ab.

Dies alles beweist, daß der Mensch als die Quintessenz der Erde auch jene urälteste den Sternen verwandte Erdkraft, die von der Sonne unabhängig ist, angenommen hat. Und damit ist von der Naturseite aus der wunderbare Zwiespalt im Menschen und seiner Geschichte schon vorher bestimmt."

Ein anderer Grundgedanke jenes kleinen Buchs betrifft die letzte Entartung des Menschengeschlechts. „Das Alterthum hatte mit einer mächtigen Naturgewalt zu kämpfen, die sich in offner Wildheit als Barbarei aussprach; die neue Zeit hat einen noch gefährlicheren Feind im Schooße der gebildeten Gesellschaft großgezogen. Das ist die Gemeinheit, die letztgeborene Tochter der Hölle, deren Macht unwiderstehlich ist. Den Wilden kann man civilisiren, den Zornigen besänftigen, aber die Gemeinheit der Gebildeten, die umgeben von allem Edlen und Schönen, es dennoch hassen, diese versteckte kalte Böswilligkeit, ist unüberwindlich. Sie mehrt sich aber mit der Bildung selbst. Ihr falscher Blick lauert aus allen Erscheinungen des öffentlichen und Privatlebens hervor und am frechsten, wo die Emancipation am weitesten gediehen ist, in der politischen Bildung Nordamerikas, wie in der gelehrten Bildung Deutschlands. Vor dieser Gemeinheit schützt keine Erhebung schöner Geister, keiner Thaten Erhabenheit, keines Gesetzes fruchtbare Aussaat. Nie wird sie hingerissen durch eine Begeisterung, nie durch Erziehung ausgetilgt. Sie findet sich bei den Kindern der edelsten Eltern, bei den Schülern der weisesten Meister. Ist sie nicht ein schon ursprünglich im Erdprincip und

hiſtoriſchen Schickſal bedingtes Uebel, eine furchtbare Ergänzung der alten böſen Naturgewalt im Gebiete der Cultur, um dieſe zu überwinden, wie einſt die Cultur jene alte Barbarei überwand?"

In der That iſt das Endergebniß der welthiſtoriſchen Betrachtung nicht erquicklich. Das Göttliche kam auf Erden nie zur Erſcheinung, ohne bald wieder entweiht zu werden. Nichts Gutes, Schönes, Großes gelangte je zur Anerkennung und Herrſchaft, es wurde wieder herabgewürdigt und abgeſchätzt. Einem großen und weiſen Könige folgten erbärmliche Enkel, einem großen Denker geiſtloſe Scholaſtiker, einem großen Dichter und Künſtler ſtümperhafte Schüler und langweilige Epigonen nach. Die heilige Kirche ſelbſt wurde entweiht durch unwürdige Pfaffen. Heldenvölker ſanken zu Krämervölkern herab. Die edelſten Republikaner wurden zuletzt immer von einem Gerber Cleon, die wohlwollendſten Schwärmer für das Menſchenwohl durch gemeine Sansculotten überholt. Bricht eine veraltete Form und meint man, eine beſſere gefunden zu haben, ſo hängt ſich bald auch an ſie die Laſt der Gemeinheit und bricht auch ſie wieder in Stücke.

Im Jahre 1842 kam ich einmal zufällig mit Gfrörer zuſammen, und indem wir davon ſprachen, wie ſchwierig es für den Forſcher ſei, ſich ſeltene alte Drucke oder noch ungedruckte Quellen der Geſchichte und Sprachdenkmale zu verſchaffen, kamen wir auf den Gedanken, auf der Stelle einen Verein zu gründen, der ſich die Herausgabe ſolcher alten Schriftwerke zur Aufgabe machen ſollte. Derſelbe kam auch alsbald unter dem einfachen Namen des Literariſchen Vereins in Stuttgart zu Stande. Zum Präſidenten wählten wir, weil der König das Protectorat übernahm, deſſen Privatbibliothekar, den guten alten Hofrath von Lehr. Von Stuttgarter Gelehrten traten bei: Archivrath Kausler, Archivrath Oechslin, die Bibliothekare Staelin und Pfeiffer, Legationsrath von Kölle. An der Herausgabe der alten Werke betheiligten ſich außerdem die namhafteſten Gelehrten in Deutſchland, wie die lange Reihe von Bänden beweiſt, die unter dem Namen des Literariſchen Vereins erſchienen ſind. Ich gab nur die Briefe der Herzogin Eliſabeth Charlotte an ihre Stiefſchweſter,

die Raugräfin Louise aus dem Gräflich Degenfeld'schen Archive heraus, ein höchst interessantes Werk, das auch mit großem Beifall aufgenommen wurde. Es war mir damals nicht möglich, wenn ich auch große Lust dazu gehabt hätte, zu dem in Hannover aufbewahrten Briefwechsel der Herzogin mit der Kurfürstin Sophie zu gelangen. Er ist noch immer ungedruckt. Nur Auszüge daraus hat Ranke mitgetheilt.

Durch Nachlässigkeit des Cassiers kam der Literarische Verein dem Bankerott nahe und das Deficit hätte durch die Ausschußmitglieder gedeckt werden müssen. Das jagte einigen Mitgliedern, und zwar nicht den ärmsten, großen Schrecken ein. Da die Rechnungen seit Jahren in Verwirrung waren, wußte man sich nicht zu helfen. Es kamen noch Verwandtschaftsrücksichten mit ins Spiel, aus denen man die Sache nicht gern vor die Gerichte bringen wollte. Ich ließ mich nun vom Ausschuß bevollmächtigen, die ganze Sache ins Reine zu bringen, und war auch bald damit fertig. Ich schrieb nämlich an sämmtliche Geschäftsfreunde, beziehungsweise Gläubiger des Vereins, bat jeden um eine kurze Uebersicht dessen, was er seit dem Beginn des Vereins für denselben geleistet und von ihm empfangen habe, erhielt alle diese Uebersichten und erkannte daraus, wie falsch die bisherigen Jahresrechnungen unsers Cassiers abgefaßt und wie viele Forderungen der Drucker und Papierfabrikanten als schon getilgt eingetragen waren. Ich ließ mir hierauf den Cassier kommen und erklärte ihm, wenn er mir nicht binnen 24 Stunden die ganze fehlende Summe baar einhändige, so säße er übermorgen im Kriminalgefängniß. Jede Gegenrede abschneidend wies ich ihm die Thür und am andern Morgen brachte er mir das Geld und ich konnte nun die ökonomischen Angelegenheiten des Vereins auf die befriedigendste Weise ordnen. Der Cassier hatte das Geld in der Eile aufnehmen müssen und konnte es, da er früher schon mehr verzehrt als verdient hatte, nicht wieder bezahlen, brachte sich daher ums Leben.

Dieser Vorfall und der Austritt mehrerer Mitglieder des Vereinsausschusses durch den Tod (Oechslin, Kölle) oder durch Entfernung von Stuttgart (Gfrörer, Pfeiffer), wie auch die Sorge, man

könne in ähnliche ökonomische Verdrießlichkeiten gerathen, wie die zum erstenmal glücklich überwundenen, veranlaßten die meisten der noch übrigen Mitglieder den Sitz des Vereins nach Tübingen zu verlegen, wo jüngere Kräfte sich desselben annahmen und Professor Keller das Präsidium führte.

Ich hätte gern in den Schriften des Vereins noch einiges von historischem Werth abdrucken lassen, es wurde jedoch von der Mehrheit des Ausschusses abgelehnt in einer Periode, in der man mehr für altdeutsche und altromanische Poesie, als für geschichtliche Dokumente schwärmte. Ich hatte nämlich aus Tyrol eine Kiste mit sehr werthvollen Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1809 erhalten, deren Eigenthümer ich heute noch nicht zu nennen befugt bin. Ich mußte sie dem Besitzer zurücksenden. Sie bestanden in einer nicht geringen Anzahl von Originalbriefen des Andreas Hofer, die meisten von der Hand seines Sekretärs und nur von ihm unterschrieben, viele aber noch ganz von seiner eigenen Hand und einige noch von Staub verunreinigt, weil er sie mitten im Kriegsgetümmel geschrieben hatte. Drei derselben, die mir für die Kriegsgeschichte und zur Charakteristik seiner Person vorzüglich interessant schienen, ließ ich in einer Recension des Rapp'schen Werkes „Tyrol i. J. 1809" in meinem Literaturblatt abdrucken, und da sie dort vergessen liegen, will ich sie noch einmal in diesem Werke mittheilen. Die Kiste enthielt ferner die Abschrift einer etwas weitläufigen Selbstbiographie des Pater Donay, den man lange fälschlich für den Verräther Hofers gehalten hat. Ferner eine Relation des Gastwirth Straub, leider voll unbehaglicher Polemik. Dazu viele protocollarische Aussagen von Theilnehmern am Kriege und eine Menge von gedruckten Plakaten und fliegenden Blättern aus jener bewegten Zeit.

Ich lasse nun die betreffende Stelle aus meinem Literaturblatt folgen: „Weder der wildernde, genial ausschlagende Speckbacher, noch der fanatische und gern das Maaß überschreitende Kapuziner Haspinger, noch weniger der schon längst tanzfremde und vornehm gewordene Teimer konnten dem Tyroler Volk zum Mittelpunkte dienen, das ver-

mochte nur ein so frommer, in seiner Kraft so milder, in seiner Tapferkeit so besonnener Hausvater, wie Hofer, dem in dieser Beziehung der Unterinnthaler Wirth Straub am nächsten stand und auch beim Volk das meiste Ansehen genoß. Herr Rapp hebt Straub sehr hervor und läßt dagegen den von andern Geschichtschreibern vielbesprochenen Speckbacher etwas mehr zurücktreten. Diese beiden Volkshelden, von denen jeder Unglaubliches leistete, waren beide aus dem untern Innthal und wegen der Verschiedenheit ihres Charakters oft nicht einig. Eine Mißstimmung gegen Speckbacher tritt in der noch ungedruckten Lebensbeschreibung Straubs zu Tage. Andreas Hofer war bemüht, überall zu versöhnen und auszugleichen. Sowohl das patriarchalische Uebergewicht seiner Stellung, als die Klarheit seines Geistes und die Fülle seines patriotischen Gemüthes leuchtet uns in einem noch nie (auch nicht bei Rapp) gedruckten Briefe auf eine herzerfreuende Art entgegen. Er schrieb: ‚Lieber Straub gehe auch du diesmahl nach unter Innthall und Binzgau mit dem Rablander wirth und untersuch alles genau, und bleib du bey diesem dermahlen vorhabenden feindlichen angrif und leite alles nach deinen ansichten alles das ganze comando ist dir von mir übergeben. Pulfer und Bley und Brod & Wein & Brandtwein wird nachgeschickt werden: richte auch die Winterstellerische Streit affaire wegen mit Speckbacher und Firler in die brüderliche Ordnung und Ruhe. Gott mit uns. Innsbruck, den 18ten September 1809. Andere Hoffer, Obercomandant in Tyroll. Extra dem Pater wegen seinen hitzigen unternehmungen zu predigen bitte.‘ Unter dem Pater ist der allzufeurige Haspinger gemeint. Aus diesem einzigen kurzen Briefe kann man ersehen, mit welcher Umsicht Hofer die Dinge in Tyrol leitete, wie richtig er die Unterbefehlshaber beurtheilte und wie scharf er sie im Auge behielt.

Nach den bisherigen Darstellungen erscheint Hofer am Ausgang des Krieges nicht mehr in der Glorie des Obercommandanten, dem das Land von Seiten des Kaisers anvertraut worden war. Wir vermissen die Auseinandersetzung des Betrauten mit seinem Herrn, dem Kaiser. Eine solche hat stattgefunden, wenn ihrer auch in den ge-

druckten Werken noch nicht gedacht ist. Hofer hat zwei Briefe unmittelbar an den Kaiser und einen an den Erzherzog Johann geschrieben, die ihm zur höchsten Ehre gereichen und deren Originale sich noch in Wien vorfinden werden. Wir theilen sie hier nach einer von sicherer Hand beglaubigten und besiegelten Abschrift mit. Daß sie, wenn auch von ihm direkt, doch nicht unmittelbar von ihm in seinem bäuerlichen Styl geschrieben sind, erklärt sich aus der Ehrfurcht vor dem Kaiser, dem er natürlicherweise etwas besser Stylisirtes und reiner Geschriebenes darbieten mußte.

„An Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich. Nun kommt es leider so weit, daß ich mir bald nicht mehr zu helfen weiß. Gestern mußte ich Innsbruck verlassen — und der Feind wird ohne Zweifel heute dort eintreffen — Schrecklich ist unsere Lage! — Ich sehe mich und mein liebes Vaterland bereits von allen Seiten verlassen, ohne Hülfstruppen, ohne Geld. Man hört nichts als von Feinden. Alle ausländischen Blätter zeigen bestimmt den Frieden an und überdies fällt uns der Feind mit einer Macht, die beiläufig etwa 20,000 Mann stark seyn soll, ins Land. — Der Gedanke, daß uns Ihre Majestät bei Abschließung des Friedens vergessen haben sollte, kann und läßt sich nicht denken auf der einen Seite. Aber auf der andern Seite läßt sich die bange Stille, die immer nur halb offiziellen und unbestimmten Nachrichten der von Ihre Majestät ankommenden Couriere, die äußerst saumselige Unterstützung an Geld und besonders die so eben durch einen Courier eingelangte Abberufung des erst jüngst angekommenen Oberlandes-Commissairs und Armee-Intendanten v. Roschmann — nicht erklären. Nehmen Ihre Majestät die Lage Tyrols, das namenlose Elend, in welches sich dasselbe durch diesen Krieg versetzt hat, in Erwägung. Hat eine Nation das gethan, was Tyrol gethan hat? Man kann mit Recht sagen, Tyrol hat sein Aeußerstes gethan, und für wen? Für Gott, für Religion und für seinen allgeliebten, rechtmäßigen und allgerechten Kaiser von Oesterreich. — Daher nehme ich das Wort im Namen des ganzen Landes, Ihre Majestät nochmals um schleunige Hülfe durch alles zu bitten. — Retten

Sie uns — Tyrol ist bereit, für Ihre Majestät seinen letzten Tropfen Blut auf dem Schlachtfelde zu verspritzen — Ich bin Bürge dafür. Aber ohne Hülfe, ohne Unterstützung können wirs ja nicht länger aushalten und müssen daher einem unbeschreiblichen, grenzenlosen Elende und allgemeiner Verwüstung entgegensehen. Ich bitte nochmals fußfällig um Unterstützung und Hülfe. Ich und das ganze Land werfen uns in Ihre Majestät Arme und hoffen auch sicher auf Allerhöchst Dero Hülfe. In deren zuversichtlichen Erwartung und tiefster Ehrfurcht ersterbt Ihre Majestät allerunterthänigster treugehorsamster Andere Hofer, Obercommandant in Tyrol. Steinach den 22. October 1809.

An Se. K. K. Hoheit, den allgeliebten Erzherzog Johann. Ihre Kaiserliche Hoheit werden durch alles, was Höchstdieselben zum Mitleid bewegen kann, um schleunigste Hülfe und Unterstützung jeder Art gebeten, sonst ist Tyrol für immer verloren. — Auch werden Ihre K. H. dringend gebeten, gegenwärtiges Schreiben Sr. Majestät dem Kaiser und Sr. Excellenz dem Fürsten von Lichtenstein eiligst zu überbringen und für das arme und getreue Tyrol alles Mögliche zu thun, damit wir doch nicht verlassen werden. Genehmigen Ihre ꝛc. Steinach 22. October 1809."

In den nächsten Tagen langte der ersehnte Courier mit sicheren und offiziellen Nachrichten vom Kaiser an, die aber nur den Friedensabschluß und die Thatsache, daß Tyrol aufgegeben sei, bestätigten. Tyrol war aufgegeben, weil Oesterreich in der That völlig außer Stande war, es zu halten. Jedoch sicherte der zehnte Artikel des Wiener Friedens allen Tyrolern eine unbedingte Amnestie zu, wenn sie die Waffen niederlegen und sich unterwerfen würden, wozu auch Erzherzog Johann in einem eigenen Schreiben dringend rieth. Das war bei der einmal eingetretenen Lage der Dinge auch der weiseste Rath. Die Tyroler hatten sich nur darüber zu beschweren, daß man sie so lange in Ungewißheit gelassen hatte und daß beim Friedensschluß nicht noch bestimmte Fragen in Bezug auf Tyrol erledigt worden seien. Der zehnte Friedensartikel war in der That eben so sum-

marisch, wie die Verzögerung seiner Bekanntmachung eine große Vernachlässigung der treuen Tyroler. Indem nun Andreas Hofer, als der die ganze schwere Verantwortung des Oberbefehls im Namen des Kaisers übernommen hatte, sich in das Nothwendige fügte, ließ es doch seine Gewissenhaftigkeit nicht zu, sich der Verantwortung für alles zu entschlagen und kurzweg zu verabschieden, sondern er schrieb in treuer Sorge für das ihm anvertraute Land und für die Personen, über deren Schicksal im Wiener Frieden nicht entschieden war (die nicht geborenen Tyroler, die gleichwohl in ihren Reihen gefochten, und die Patrioten, welche Geld geliehen hatten), noch einmal einen ernsten, edeln Brief, der allein beweisen würde, wie werth Hofer eines Regiments gewesen war, das er mit so klarem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit niederlegte.

‚An Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich. Nachdem der Unterzeichnete durch den Courier B. von Lichtenthurm den für mein Vaterland so äußerst traurigen Frieden vernommen, so nimmt sich der Unterzeichnete die Freiheit, über nachstehende Punkte anzufragen, als: 1) was mit den hier befindlichen k. k. österreichischen Ranzionirten zu thun sei, welche der Unterzeichnete sowohl der Cavallerie, Artillerie als Infanterie mobil gemacht und der Cavallerie mit sehr großen starken Pferden angeschaffen hat? und 2) was es mit den unendlich großen Schulden, in welche das arme Land durch diesen traurigen Krieg versetzt worden, und die theils durch die Vertheidigung, theils durch andere daher rührende unglückliche Fälle entstanden sind, für eine Beschaffenheit habe und wie solche bezahlt werden? Denn diese ungeheuren Schulden ist das Land ein für allemal unmöglich im Stande zu bestreiten, und wenn Ihre Majestät diese traurige Lage nicht in Erwägung und zu Herzen nehmen, in welche Allerhöchstdieselben durch diesen traurigen Krieg dasselbe versetzt, so ist unser armes verwüstetes Vaterland auf immer und für allezeit unglücklich. — Der Unterzeichnete bittet daher allerunterthänigst im Namen des ganzen Landes, und wirft sich Ihre Majestät in aller Unterthänigkeit zu Füßen — Ihre Majestät möchten doch dasselbe beherzigen und dem

Lande jene Gerechtigkeit angedeihen lassen, auf die es vermöge seiner Anhänglichkeit an das allerhöchste Kaiserhaus, welche es werkthätig an den Tag gelegt hat, vor Gott und der Welt Anspruch zu haben glaubt. — Vertrauensvollst auf die bekannte Güte und Gerechtigkeit, welche Ihre Majestät jeder Zeit eigen war, hoffet der Unterzeichnete, Ihre Majestät werden das arme Land Tyrol in diesem schrecklichen Ruin nicht liegen, sondern alle nur mögliche Unterstützung jeder Art angedeihen lassen. In welch getroster Hoffnung der Unterzeichnete in tiefster Ehrfurcht erstirbt Ihre Majestät allerunterthänigst treu gehorsamster Andere Hofer, Obercommandant in Tyrol. Steinach, den 2. November 1809.“

Auch Freiherr von Aufseß in Nürnberg setzte sich mit mir in Verbindung und besuchte mich mehrmals. Ich mußte sein Germanisches Museum unterstützen und in den Gelehrtenausschuß desselben eintreten. Die Befürchtung aber, die ich gleich anfangs gehegt hatte, ging in Erfüllung. Das Museum konnte nämlich den weiten Rahmen nicht ausfüllen, den Freiherr von Aufseß ihm vorgeschrieben hatte. Es war von vornherein ganz unmöglich, in der kleinen Stadt Nürnberg zu vereinigen, was in den großen Residenz- und Universitätsstädten an Alterthümern zerstreut und bereits in fester Hand war. Nur schwache Reste oder Copien konnten in Nürnberg zusammengebracht werden. Nun hätten dafür allein die anfangs zahlreich einlaufenden Geldbeiträge verwendet werden sollen. Sie wurden aber großentheils 1. für Besoldungen von zahlreichen Beamten und Dienern des Museums, deren es so viele gar nicht bedurfte, und 2. für Annoncen, für eine Mehrheit von Zeitschriften, für den Druck von Catalogen ꝛc. ausgegeben. Das war zu viel Schein und zu wenig Wesen. Ich sagte daher schon in den ersten Jahren des Museums voraus, ein großes Nationalmuseum für ganz Deutschland werde es niemals werden, sondern ein kleines Particularmuseum in Nürnberg bleiben.

Auch mit dem Maler und Alterthumsforscher Lindenschmidt in Mainz kam ich in Verbindung. Er lag in ziemlich erbittertem

Streite mit den Keltomanen, weil diese alle alten Gräber und Grabfunde für keltisch erklärten und das Keltische selber mißverstanden. Ich bat Lindenschmidt, dessen Ansicht ich völlig theilte, sich doch ja nicht zu ereifern, denn das öffentliche Hadern unter Gelehrten reizte das Publikum nur zum Lachen und schade der ernsten Sache, die man vertrete. In einem so dunklen Gebiete überdieß, wie es noch unsere Gräberkunde sei, müsse man erst mehr erfahren und verglichen haben, ehe man die alten Völkerschaften, deren Genossen in deutscher Erde ruhen, genau unterscheiden und nachweisen könne. Lindenschmidt nahm diese Mahnung sehr gut auf.

Ich äußerte Holtzmanns Meinung über die Kelten schon ehe er sie aussprach, in meinen früher erschienenen geschichtlichen Werken. Es ist die alte Ansicht von Pelloutier. Die Kelten waren ein den Deutschen nahe verwandtes Volk und gänzlich verschieden von den Britten und Iren, die vor ihnen den Nordwesten Europas bewohnten und stets in enge Grenzen eingeschlossen blieben.

Professor Klein in Mainz erfreute mich durch seinen Besuch und durch seine Briefe. Dieser wackere Patriot trat dem schändlichen Unfug der rheinischen Liberalen entgegen, die nach dem Vorgang des unbesonnenen Gervinus es wagten, Georg Forster zu loben und zu preisen. Moleschott ging gar so weit und schlug vor, diesem Vaterlandsverräther in Mainz ein Denkmal zu setzen. Georg Forster, vom damaligen Kurfürsten von Mainz als Professor angestellt, half nicht nur die Festung Mainz an die Franzosen verrathen, sondern gründete auch einen Jakobinerclub in Mainz und ließ sich von seiner Partei beauftragen, nach Paris zu gehen und im Namen des Volks die Einverleibung des Kurfürstenthums Mainz in Frankreich zu verlangen. Und diesem Elenden wollten die deutschen Fortschrittsmänner ein Denkmal setzen. Dagegen nun erhob sich Klein in gerechtem Zorn, und es versteht sich von selbst, daß ich ihn unterstützte und in meinem Literaturblatt die alte Unart der Deutschen, sich selber die Ehre abzuschneiden, gehörig rügte. Wie nobel sind doch die Franzosen, die einem Manne, der ihre Festungen und Provinzen dem Feind ausge-

liefert hätte, gewiß nie mehr ein gutes Wort schenken, viel weniger Denkmäler würden setzen wollen.

Sehr unangenehm war mir der lange fortgesetzte Hader zwischen den klein- und großdeutschen Geschichtsbaumeistern. Hier schnitten sich die protestantischen, preußischen und liberalen, dort die katholischen, österreichischen und conservativen Professoren die Geschichte nach ihren Parteizwecken zu. Die einen lobten alles, was die andern tadelten. Jeder Theil verschwieg möglichst oder entstellte, was seinem Parteiinteresse nicht entsprach. Es war mir unmöglich, hier eine andere Partei zu ergreifen, als die der beiderseits verkannten, in der Mitte liegenden Wahrheit. Das trug mir nun keinen Dank ein, vielmehr wurden beide Parteien mit mir unzufrieden. Ich kümmerte mich indessen nicht darum, in der Ueberzeugung, die Wahrheit müsse immer zuletzt Recht behalten. Aber es schmerzte mich, daß grade die Geschichtschreiber, welche die Parteileidenschaften zügeln sollten, Oel in deren Flammen gossen, und grade in einem Zeitpunkt, in welchem ohnehin so viele Unvernunft wetteiferte, Nord- und Süddeutschland gegen einander zu erhitzen.

Ich fing seit 1853 wieder an, mich vorzugsweise der neuern Geschichte zu widmen und gab eine Geschichte Europas von 1789—1815, dann als Fortsetzung die Geschichte der letzten vierzig Jahre von 1816—1856 heraus. Beide erlebten mehrere Auflagen, obgleich ich darin von der Schablone der Parteien stark abwich, also auch auf keine Parteiunterstützung rechnen konnte. Da diese Bücher dennoch so viele Leser gefunden hatten, griff ich weiter in die Geschichte zurück, um die Tendenzen und Ereignisse des 19. Jahrhunderts aus der vorangegangenen Zeit zu motiviren, und gab eine Geschichte der letzten 120 Jahre von 1740—1860 heraus.

Nun war ich endlich alt genug geworden und hatte mich in der politischen, Cultur- und Literaturgeschichte aller Zeiten und Völker ausreichend orientirt, um auch eine Allgemeine Weltgeschichte schreiben zu können. Eine solche zu schreiben, war ich schon wieder-

holt von Verlagshändlern geboten worden, namentlich seitdem die von Rotteck trotz ihres Liberalismus wegen ihrer Oberflächlichkeit nicht mehr anzog. Ich hatte es jedoch stets abgelehnt, solange ich noch nicht alt genug war, solange ich noch nicht genug Erfahrung, meine weltbistorische Orientirung noch zu viele Lücken hatte. Erst nach Vollendung meines 60. Lebensjahres wagte ich, die Feder anzusetzen und habe das schwierige Werk glücklich vollendet.*)

Ich hatte übrigens Gelegenheit, in 45 Jahrgängen meines Literaturblatts nach und nach eine Menge sehr interessanter Geschichtswerke zu recensiren und daran hin und wieder kritische Bemerkungen zu knüpfen, die vielleicht aus dem Meere der Vergessenheit herausgeschöpft werden könnten.

Da ich im Zuge war, die neuere und neueste Geschichte zur Uebersicht zu bringen, gab ich noch ein Supplement zur Geschichte der letzten vierzig Jahre heraus und füllte die in meinen Darstellungen der neuern Geschichte noch offen gebliebene Lücke zwischen 1860 und 1866 durch „die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Ende des lombardischen Krieges" aus. Voll des lebhaftesten Interesses für die weitere Entwicklung der deutschen Angelegenheiten setzte ich die schon so weit geführte Arbeit auch noch weiter fort.

Als ich im Spätherbst 1868 zum erstenmal in meinem Leben ernstlich erkrankte und ein Herzleiden mir keine lange Lebensdauer mehr zu versprechen schien, schrieb ich in den dunklen Wintertagen eine „Kritik des modernen Zeitbewußtseins," worin einige Grundgedanken meiner frühern kleinen Schrift „Geist der Geschichte" klarer und weiter ausgeführt waren. Ein etwas melancholisches Buch, in das aber nicht blos mein Krankheitszustand und Alter, sondern auch lange Lebenserfahrung und Menschenkenntniß und ein langes Studium der Weltgeschichte Schatten warfen.**

*) Die Allgemeine Weltgeschichte erschien 1862 und 1863 im Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart. Anm. des Herausg.

**) Daß es dem genannten Buche neben dem Schatten nicht an Lichtstrahlen fehlt, die gewaltig gezündet haben, beweist die nach wenigen Jahren nothwendig gewordene zweite Auflage. Anm. des Herausg.

In Nebenstunden schrieb ich „Einige Bemerkungen über die schöne Literatur der Franzosen," eine Abhandlung, die etwa zehn Druckbogen füllen wird und worin ich zum erstenmal einen Grundzug in der französischen schönen Literatur vom Beginn derselben bis auf die neueste Zeit nachwies, nämlich den galloromanischen, heidnischen und unsittlichen Grundzug, der sich von den Artusromanen an bis auf Victor Hugo und Eugen Sue immer treu geblieben ist. Diese Schrift, die ich nicht in Druck gegeben habe, gehört mit zu den Schriften, die ich im patriotischen Sinn zu Ehren Deutschlands und zur Abwehr fremden und verderblichen Einflusses verfaßt habe.

Eins meiner ausführlichsten Geschichtswerke, das mir sehr viele Zeit kostete, war die 1838 erschienene „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" in drei Bänden. Obgleich sie viel fleißiger ausgearbeitet war, als die gangbarsten damaligen Handbücher der deutschen Nationalliteratur, sofern sie nicht nur die Dichter charakterisirte, sondern auch von jedem irgend erheblichen Werke den Hauptinhalt in kurzer Uebersicht angab, erwarb sie sich doch weniger Freunde als Feinde, weil sie den damaligen politischen und literarischen Cliquen nicht huldigte. Hier stieß ich bei den alten Vergötterern Goethes, dort bei dem jungen Israel an. Ich beging ohne Zweifel einen Fehler, indem ich zu viele, namentlich neuere Dichter einregistrirte, von denen es kaum der Mühe werth gewesen wäre zu sprechen. Auch passirte mir eine fatale Verwechslung. Im dritten Bande S. 217 nämlich legte ich eine Aeußerung Werners irrthümlich dem alten Goethe in den Mund, was einen jungen Literaten veranlaßte, in einer Flugschrift über mich herzufallen, als hätte ich es absichtlich gethan.

Ich bestrebte mich, in meinem Buch überall den Zusammenhang der Dichtkunst mit dem Leben und mit den Schicksalen der Nation nachzuweisen und legte mehr Werth auf den Geist und Inhalt, als auf die Form der Werke. Auch nahm ich zum erstenmal, was vor mir noch nie ein Literarhistoriker gethan hatte, die lateinischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts, sofern sie Deutsche waren, obgleich

ſie nur lateiniſch ſchrieben, in die Zahl der deutſchen Dichter auf und entdeckte in ihnen neben viel Nachäfferei doch auch manches Geiſtreiche und viel guten deutſchen Humor. So nahm ich auch unbedenklich Friedrich den Großen unter die deutſchen Dichter auf, obgleich er nur in franzöſiſcher Sprache gedichtet hat, und machte auch in dieſer Beziehung auf die großen Vorzüge ſeines Geiſtes aufmerkſam.

III. Deutſche Alterthumskunde.

Schon in Breslau hatte ich mit großer Vorliebe altdeutſche Studien getrieben, die Nibelungen, die Minneſänger, den Parcival ꝛc. geleſen, was mir ſpäter, als ich nach der Schweiz kam, das Verſtändniß der alemanniſchen Mundart ſehr erleichterte. Ich erprobte an mir ſelbſt die patriotiſche Wirkung jener altdeutſchen Studien. Unter den romantiſchen Dichtern in der Zeit vor und während der Freiheitskriege machte Tieck, obgleich er viel geiſtreicher war, doch weniger Eindruck auf die Jugend als Fouqué, welcher trotz ſeiner Koketterie und Affectation doch im Ganzen anmuthige Bilder aus der altdeutſchen und nordiſchen Vorzeit und beſonders viel ritterliche Heldengeſtalten in die erbärmlichſte Zeit Deutſchlands und in die feige Philiſterei unter der Franzoſenherrſchaft hineingezaubert hatte.

Wenn man auch heute jene wunderlichen, ein wenig phantaſtiſchen und in der Form gezierten Romane nicht mehr lieſt, ſo verdienen ſie doch eine ungleich größere Anerkennung, als die gelehrten Arbeiten, mittelſt welcher Lachmann in Berlin nach den Befreiungs-

kriegen die schöne Begeisterung der Jugend für die altdeutschen Studien durch seine Mißhandlung des Nibelungenliedes und durch seine philologische Silbenstecherei auszutilgen bemüht war. Die leidige Vornehmthuerei exakter Professorenweisheit, hinter der doch nur erbärmliche Kleinigkeitskrämerei und sogar gänzliches dummes Mißverständniß der großen Vorzeit versteckt war, hatte sich damals in Berlin mit dem Hegelthum und der Vergötterung Goethes und Humboldts verbunden, die patriotische Begeisterung von 1813 vergessen zu machen, wozu dann die Literaturjuden schadenfroh ihre Piccolosflötchen bliesen.

Als ich nach der Schweiz und Schwaben kam, fand ich dort nur wenige, die an den Einheitsbestrebungen in Norddeutschland und an der romantischen Poesie Freude und Theil gehabt hätten. Hier herrschte noch in den Schulen der classische Zopf, ein vorzugsweise particularistischer Sinn und französische Sympathien, welche durch den neuen Liberalismus wieder aufgefrischt wurden. Sogar Uhland war mehr Württemberger und Liberaler als deutscher Patriot. In der Heimath der alten Minnesänger begegnete mir nur eine einzige Persönlichkeit, in welcher ihr Geist noch fortlebte. Das war der alte Freiherr von Laßberg, der sich mit seinen altdeutschen Bücherschätzen in das schön gelegene Mersburg am Bodensee zurückgezogen hatte, und mit dem ich in freundliche Beziehung kam. Im Jahr 1843 vertheidigte ich (in meinem Literaturblatt Nr. 126) seine Nibelungenhandschrift als die offenbar ältere, ursprünglichere und poetischere gegen das anmaßende und geschmacklose Urtheil Lachmanns (elf Jahre vor Holzmann). Mir fehlten die vier Bände des Laßberg'schen Liedersaals, und sie waren im Buchhandel nicht zu bekommen. Ich wandte mich daher an Laßberg selbst nach Mersburg. Er schickte mir sogleich das gewünschte Buch und schrieb mir dazu: „Mersburg den 11. Juli 1844. Ich danke Euer Wohlgeboren recht herzlich, daß Sie mir anlaß gegeben haben, etwas zu tun, was Ihnen angenem sein kann. Wenn ich auch nur noch diesen einzigen abdruck des Liedersaales hätte, so müßten Sie in haben. In den händen

des teutſchen mannes, der ſeit jaren eben ſo mutig als beharrlich für teutſche ſitte, recht und warheit kämpfet, kann der Liederſaal nur zum guten wirken. Können Sie mich ſonſt wo irgend zu einem erenhaften dienſte brauchen, ſo bitte ich meiner bereitwilligkeit verſichert zu ſein, ſo wie der eben ſo herzlichen als aufrichtigen hochachtung Ires warhaft ergebenen Joſeph von Laßberg."

Ich kam nicht mehr in den Fall, von ſeinem freundſchaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Inzwiſchen ſetzte ich meine Forſchungen über die Vorzeit unſeres Volkes fort und überzeugte mich immer mehr von der ungeheuern Verblendung, in welcher ſich die deutſche Leſewelt ſammt ihren Geſchichtsſchreibern bisher befunden hatte, ſeitdem der ganzen deutſchen Nation die Brille der claſſiſchen Schule auf der Naſe ſaß. Schon die Mönche, die in lateiniſchen Chroniken Abriſſe der Weltgeſchichte und gelegentlich auch der deutſchen Vorzeit ſchrieben, thaten es nur in der lateiniſchen Kirchenſprache und legten nur die jüdiſche und römiſche Geſchichte zu Grunde. Als vollends ſeit dem 15. Jahrhundert die Renaiſſance zur Herrſchaft gelangte und man ſogar die Familiennamen in Deutſchland latiniſirte und auch auf proteſtantiſchen Univerſitäten, wie auf den katholiſchen, nur lateiniſch geſprochen und geſchrieben wurde, bildete ſich eine Vorſtellung von den alten Germanen aus, wie wir ſie auch noch in Kupferſtichen vielfach verewigt finden, die unſere Urväter als nackte Wilde, ähnlich den Irokeſen und Huronen darſtellen und höchſtens ihre rohe Tapferkeit als barbariſche Tugend gelten laſſen. Auch vom katholiſchen Mittelalter haben die deutſchen Gelehrten zur Zeit der Renaiſſance und zwar nicht blos die proteſtantiſchen, ſondern auch die jeſuitiſch zugeſchulten Katholiken ſehr ungenügende und zum Theil ganz falſche Vorſtellungen gehabt, und dieſe Täuſchung hat im vorigen Jahrhundert der Aufklärung noch zugenommen. Man verſtand den germaniſchen Charakter des mittelalterlichen Reichs nicht mehr, noch auch den germaniſchen Charakter der abendländiſchen Kirche, ehe die Anmaßungen des Papſtthums und die Renaiſſance ihn zurückgedrängt hatten. Die Aufklärung zeigte ſich ſo unwiſſend, daß ſie unter dem

allgemeinen Namen des finstern und barbarischen Mittelalters den kolossalen Aberglauben der Hexenprocesse und die Grausamkeit der Carolina, die erst mit dem römischen Recht und den classischen Studien am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Romanismus aufgekommen sind, dem ältern germanischen Mittelalter aufbürdete, welches daran gar nicht schuld war.

In unserm Jahrhundert sind die meisten dieser Vorurtheile beibehalten worden und haben sich neue daran angeschlossen, z. B. die Keltomanie, von der auch meine trefflichen Freunde Mone und Leo angesteckt wurden. Da sollte ganz Deutschland ursprünglich keltisch gewesen sein und wurden auch noch Völkerstämme nach Christi Geburt und als schon die Römer mit den Germanen im Kampfe lagen, trotz ihres echt germanischen Charakters für keltisch ausgegeben, und sogar in den offenbar deutschen Sprachüberresten und Namen wollte man nur Keltisches sehen. Und man wußte nicht einmal, was keltisch sei. Denn man verstand darunter nur das britische Idiom, was in der Bretagne und Wales sich erhalten hat, aber über diese engen Grenzen diesseits und jenseits des Canals niemals hinausgekommen ist. Was außerhalb dieser engen Grenzen in Frankreich und Deutschland Keltisches existirte, stand dem Deutschen viel näher als jenem Britenthum, wie das im vorigen Jahrhundert schon Pelloutier, in unserem Barth und zuletzt Holzmann überzeugend nachgewiesen haben.

Mit dem Streit über Keltenthum und Germanenthum hing eine neue Vorliebe für Ausgrabungen uralter Gräber in Deutschland zusammen. Er wurde aber dadurch nicht geschlichtet, denn man stritt nun erst wieder über die Nationalität der Begrabenen, von denen man Reste auffand. Zum Behuf der Ausgrabungen, wie auch der Sammlung mittelalterlicher Denkmäler, Bilder, Waffen, Schmuck ꝛc. kamen an verschiedenen Orten Deutschlands Alterthumsvereine zustande, und wir Gelehrten in Stuttgart gründeten im Beginn der vierziger Jahre auch den schon genannten württembergischen Alterthumsverein.

Der König übernahm das Protectorat des Vereins und räumte demselben ein Lokal in der alten Legionskaserne ein. Auch mußten die Minister des Innern und der Finanzen an alle ihre Beamten ins Land ausschreiben, daß künftig nichts Alterthümliches zerstört oder veräußert werden sollte, bevor der Verein sein Gutachten darüber abgegeben habe. Das half aber nichts. Nach wenigen Wochen lasen wir z. B., die Ruine auf dem Bussen sei mit Pulver zersprengt worden, was den Umwohnenden zu einer Art von Volksfest gedient habe. Wir aber hatten nichts davon erfahren. Auch sollten alle Alterthümer, welche bei Anlage der neuen Eisenbahnen ausgegraben würden, uns zugestellt werden. Wir bekamen aber nichts. In der Nähe von Besigheim war Vieles gefunden worden, aber niemand hatte es uns angezeigt. Als mich der König einmal frug, ob uns die Eisenbahnbauten keine Ausbeute geliefert hätten, sagte ich ihm scherzend, seine Beamten schienen gegen uns nicht so gnädig zu sein wie er selbst. Wie ungehalten er über diesen Fall war, erfuhr ich schon am andern Tage durch den Finanzminister von Gärtner, den er heftig zur Rede gestellt hatte. Ich versichere Sie, sagte mir Gärtner, ich habe die bestimmtesten Befehle an die Eisenbahndirection erlassen. Ich ging zum Eisenbahndirecter, dem nachmaligen Minister von Knapp. Ich versichere Sie, sagte dieser, ich habe den Bauinspectoren die bestimmtesten Befehle gegeben. Wir erkundigten uns nun beim Bauinspector in Besigheim und erhielten von demselben zur Antwort, er habe den Bau zu leiten, könne aber nicht überall sein. Ob hinter seinem Rücken die Arbeiter etwas gefunden hätten oder nicht, wisse er nicht. Ich bat einen Finanzbeamten, der Sache doch noch ein wenig nachzuforschen, und erfuhr, es seien eine Menge römische Alterthümer gefunden worden, von denen ein Mitglied unseres Vereins (ohne dem Verein das Geringste davon zu sagen) das beste für eine andere (auch dem Staat gehörige) Sammlung behalten habe; doch seien noch unbedeutendere Gegenstände, namentlich zerbrochene Gefäße vorhanden, wovon man dem Verein Anzeige machen würde. Sechs Wochen vergingen, da sagte ein Knecht zum Aufwärter unseres Vereins: Du,

jetzt kannst du die Scherben holen. In unserm Verein war darüber große Aufregung, und ich wollte dem König in Bezug auf dieses Verfahren eine weitere Meldung machen. Ich wurde aber um Gotteswillen gebeten, es nicht zu thun, denn der König werde sich nur darüber ärgern und der Verein werde ihm verleidet, die Schreiber aber würden nachher wie vorher nur thun, was ihnen beliebte. Das schien auch mir so vollkommen richtig, daß ich dem König nichts sagte. Unser Aufwärter ging demüthig hin und brachte alte unbrauchbare Scherben zurück.

Das Beste, was die Vereinssammlung geziert hat, gruben wir selber aus. Das Land wimmelt von Heidengräbern der verschiedensten Art. Hauptmann v. Dürrich, der mehr als zwanzig Jahre lang als Ingenieuroffizier bei der Landesvermessung mitwirkte und dem kein Berg und Thal unbekannt geblieben ist, hatte überall die Gegenden bezeichnet, die noch viel Hügelgräber haben und solche, wo unter der Erde verborgene Gräber entdeckt worden sind. Unter allen Ausgrabungen, die damals von Vereinsgliedern und anderen gemacht wurden, waren zwei die merkwürdigsten, die Hauptman v. Dürrich und ich gemeinsam unternahmen. Wir haben darüber in zwei illustrirten Heften des württembergischen Alterthumsvereins ausführlich Bericht erstattet und die Funde abbilden lassen.

Meine Alterthumsstudien brachten mich auch mit Jakob Grimm in Berührung. Ich hatte ihn schon früher einmal in Stuttgart kennen gelernt und gab ihm einen ganzen Stoß Notizen zu seiner deutschen Mythologie, die ich im Verlauf der Jahre gesammelt hatte. Da ich es für eine meiner wichtigsten Lebensaufgaben hielt, die deutsche Geschichte zu erforschen, so mußten mich natürlicherweise die ältesten Zeiten umsomehr interessiren, als sie noch so wenig aufgehellt waren. Ich hatte schon in den zwanziger Jahren eine große Masse Excerpte zur ältesten deutschen Sitten- und Rechtsgeschichte gemacht, an die sich nach und nach immermehr andere auch über unsere älteste Heidenreligion, Volksaberglauben und Volkssagen anschlossen. Ich sammelte

dafür immerfort, konnte aber erst in den fünfziger Jahren Zeit gewinnen, um wenigstens einiges davon auszuarbeiten.

Im Jahr 1847 unternahm ich mit meinem Freunde Türrich größere Ausgrabungen in einem Bergwald oberhalb der Stadt Heidenheim an der Brenz. Es waren Hügelgräber von 50—100 Fuß im Durchmesser, größtentheils mit Bäumen überwachsen. Die Arbeit an diesen Hügeln war mühsam. Ganz unten auf dem gewachsenen Boden war alles schwarz von der Asche des Scheiterhaufens, auf dem man die Todten verbrannt hatte. Genau in der Mitte befanden sich größere und kleinere Urnen von Thon, größtentheils sehr zerbröckelt. Diese sind zuerst mit Erde ganz zugedeckt worden, und erst in der zweiten Schicht darüber lagen hauptsächlich Halsringe, Armringe, Gürtel und Beinringe von Bronze, auch der Rest eines Gürtel- und Schürzenbeschlags von Bronze. Desgleichen der Beschlag eines längst vermoderten Trinkhorns. Von Waffen fand sich nur eine Lanzenspitze, von edlem Schmuck ein einziger goldner Ohrring, der sich in der Erde wie neu erhalten hatte, weil er vom reinsten Golde war. Man konnte nichts Geschmackvolleres in dieser Art sehen. Zwanzig Jahre später saß ich einmal bei der Tafel neben der schönen Frau v. Rosenberg, Gemahlin des preußischen Gesandten in Stuttgart, als ich bemerkte, sie trage Ohrringe, welche dem von mir in jenem Hügelgrab gefundenen vollkommen glichen. Ich machte sie darauf aufmerksam und sie sagte mir, sie habe diese Ohrringe aus Stockholm mitgebracht, wo ihr Gemahl früher Gesandter war. Man habe dort in alten schwedischen Heidengräbern solche Ohrringe, wie auch Armringe von gleicher Schönheit, die sie mir zeigte, aufgefunden und wegen ihrer geschmackvollen Form hätten sich die Damen ganz ähnlichen Schmuck machen lassen. Es ist für die Culturgeschichte nicht ohne Interesse, daß dieselbe Schmuckart in Schweden und an einem Nebenflüßchen der Donau in alten Gräbern gefunden wurde.

Unter dem Waldberge, auf welchem wir die Hügelgräber öffneten, liegt das Dorf Mergelstetten mit einer ansehnlichen Fabrik der Gebrüder Zöppritz, in deren Familienkreise wir die gastlichste Aufnahme

fanden. Auch besuchte uns im Walde der dicke Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, der in der Umgegend ein Jagdrevier besaß. Trotz seines Körperumfangs war er außerordentlich munter und rasch, wie er denn auch weite Reisen in zwei fernen Welttheilen am obern Nil und am obern Missouri gemacht hat. Er hat mir auch in Stuttgart, wo er sich jedoch nie lange aufhielt, immer viel Vertrauen und Liebe bewiesen. Da wir uns fast den ganzen Tag im Walde aufhielten, genossen wir ein seltenes Schauspiel. Der Wald wimmelte nämlich in diesem Sommer von großen Hirschkäfern, die zu tausenden auf dem Boden herumliefen, da sie doch in andern Jahren nur viel seltener vorkommen. Zwei Jahre vorher beobachtete ich eine ähnliche Naturseltenheit in der Nähe von Stuttgart in den Wäldern auf der Feuerbacher Haide und der Solitüde. In diesem Jahr nämlich wimmelte der Wald von unzähligen Molchen, den großen schwarzen und prachtvoll goldgelb gefleckten Thieren, die in andern Jahren nur selten gesehen werden. Mehrere dieser Thiere kamen damals auch in meinen Keller in Stuttgart, verschwanden aber bald wieder.

Während ich noch in Heidenheim war, ereignete sich dort ein Vorfall, der beim Volk einen tiefen Eindruck machte. Im Jahre vorher war Mißwachs eingetreten, dem große Theurung folgte. Daher der sog. Maikrawall in Stuttgart, ein kleiner Volksaufstand gegen die vermeinten Kornwucherer. Indem man im laufenden Jahre einer ergiebigen Ernte immer näher kam, sanken die hohen Kornpreise allmählich herab. Auf dem Markt in Heidenheim wurde viel Getreide verkauft. Ein einziger reicher Bauer wollte den Preis nicht ermäßigen, behielt also seine vollen Dinkelsäcke drei Wochen nach einander, immer in der Hoffnung, Unwetter werde die Aussicht auf eine gute Ernte noch vereiteln. Als aber das Wetter lange heiter blieb und das Getreide jeden Markttag wohlfeiler wurde, gerieth er in Grimm und Verzweiflung und stürzte sich von der Brücke in die Brenz hinunter.

Ich komme auf mein Studium deutscher Alterthümer zurück, dessen Ergebnisse ich acht Jahre später in meinem „Odin," der 1855 gedruckt wurde, und in mehreren Abhandlungen über die altdeutsche

Feier der Sonnenwende, über die Sonnenleben, die Heimchen, Thors Mütter ꝛc. in der Germania meines Freundes Pfeiffer und in einem Abriß der Riesen-, Nixen- und Elbenmärchen im ersten Bande meiner „deutschen Dichtung“ niederlegte. Schon einige Jahre früher hatte ich in einem Bändchen unter dem Titel „Mythologische Forschungen und Sammlungen“ vier dem mythologischen Gebiet angehörige Monographien Arams, Amors, des Regenbogens und der Bienen zusammengetragen. Ich hatte solcher Monographien noch viel mehr angelegt, unterließ es aber, mit ihrer Herausgabe fortzufahren, weil es doch nur Material war, nur von sehr relativem Werthe, wenn es nicht in einem größern Ganzen verarbeitet wurde.

Neu war in meinem Werke über die deutsche Dichtung das umfassende Herbeiziehen der noch im Volksmunde lebenden Märchen und Sagen, denen ich eine größere Aufmerksamkeit widmen zu müssen glaubte, als alle bisherigen Sammler, da ich ihren bisher zu wenig erkannten Werth theils als zum nationalen Schatz deutscher Dichtung gehörig, theils als Schlüssel zum Verständniß sehr alter Mythen der europäischen Heidenzeit, bei fortgesetztem Studium immer deutlicher begriff.

Diese Studien brachten mich mit vielen Männern in Berührung, die auf demselben Felde arbeiteten. Ich stand in lebhaftem Verkehr mit dem bayrischen Oberbaurath Panzer, dessen frühen Tod ich tief beklagte. Dem gleichfalls um die bayrische Sagenforschung hochverdienten Ministerialrath Schönwerth schrieb ich die Vorrede zu seinen Sitten und Sagen aus der Oberpfalz. Dem geistreichen Sammler der Schweizer Sagen, Professer Rochholz, hatte ich Gelegenheit, zur Veröffentlichung seiner Arbeiten behülflich zu sein. Von dem liebenswürdigen Tiroler Sagensammler, Professer Zingerle in Innsbruck, wurde ich besucht und besuchte ihn wieder, bei welchem Anlaß ich mich auch der Gastfreundschaft des Ritter von Alpenburg erfreute, des unermüdlich thätigen und wohlthätigen Mannes, dessen von Bechstein eingeleitete Sagensammlungen zu den besten gehören. Auch J. W. Wolf machte mir die Freude seines Besuchs, war aber damals schon leidend und endete sein für die Wissenschaft

ſo nützliches Leben nur allzu frühe. Auch Mannhardt, der nach ihm die Zeitſchrift für deutſche Mythologie redigirte, kam von Tübingen aus einigemal zu mir, ein ſehr lebhafter Geiſt in kleinem Körper. Zweimal beſuchte mich Nußwurm, der im hohen Norden zu Hapſal für Sagenforſchung wirkt, Verfaſſer des reichhaltigen Werkes Eibofolke. Firmenich, den Sammler der Völkerſtimmen Germaniens, lernte ich in Rom kennen. Faſt alle Sagen- und Liederſammler ſchickten mir ihre Bücher zu, ſogar noch vom alten Breslauer Büſching erhielt ich ein Schreiben. Desgleichen von Kretſchmer, von Erlach, Preuſker, Eiſelein, Montanus, Sommer, Gräve, Pröhle, Kaufmann, Wenzig, Rank, Hocker, v. Leoprechting, E. Meier, Simrock, Caſſel ꝛc. Auch von Ettmüller, Diez in Bonn, Genthe, Bergmann in Wien, Holland in München ꝛc.

Ueber meinen Odin ſchrieb mir Jakob Grimm aus Berlin am 21. Auguſt 1855: Verehrter Herr und Freund! Ich bin Ihnen ſchon lange Dank zu ſagen ſchuldig für die gütige Zuſendung Ihres Odin. Sie wiſſen mich aber in einem Strudel von Arbeiten, die nicht nachlaſſen und ſtatt deren, wenn ich ihnen Einhalt thue, andere auf mich eindringen. Dann iſt es aber auch ſchwer, ein Urtheil zu faſſen und zu fällen über ein Buch wie das Ihrige. Sie haben darin eine Fülle von ſinnigen Combinationen verflochten, deren viele anſprechen, viele auch Zweifel hinterlaſſen. Wie ſollte es auf einem ſolchen Felde, wenn man es beherrſchen will, anders ergehen? Was Sie über den Trotz und die Unbußfertigkeit des deutſchen Heidenthums ſagen, iſt ſehr treffend; ich bekenne mich noch heute zu dem menſchlichen Muth und gegen die weinerliche kirchliche Empfindung die ſich jetzt unnatürlich in die Höhe drängt. Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich im engen Raume eines Briefes auf Einzelnes eingehe und es lobe oder beſtreite. Ich hoffe, daß Ihre Schrift dazu beitragen wird, unſere Mythologie zu erweitern und zu verfeinern. Meiner etwas ſtrengeren Methode wäre dies nicht gelungen, weil ſie den Leſer weniger anzuziehen vermag. Es freut mich, daß durch Wolfs Tod die von ihm begründete Zeitſchrift nicht untergehen wird.

denn sie liefert einen reichen Zuwachs an Stoff, wonach wir alle, wie wir auch sonst verschieden verfahren, begierig sind. Ich wünsche Ihnen zur Fortsetzung Ihres Werks alle Freude und Lust und verbleibe mit wahrer Hochachtung Ihr ergebenster Jacob Grimm. — Dieser Tage erfreuten mich Haltrichs Sammlungen zur deutschen Thiersage Kronstadt 1855. Sie bezeugen, daß man auch im fernen Siebenbürgen mit Erfolg auf unsere Mythologie und Sage achtet."

Ich habe jedoch nicht gefunden, daß der eigentliche Kern meiner Forschungen über das altdeutsche Heidenthum recht begriffen worden wäre. Grimm deutet nur an, daß er meine Auffassung des Odinismus theilt, obgleich dies in seiner deutschen Mythologie nicht ausgesprochen ist. Von andern, die sich mit deutscher Mythologie abgeben, muß ich immer noch lesen, daß sie Odin für einen guten Gott, noch dazu für einen Naturgott und am Ende gar für den Sonnengott halten. Sie haben also nicht begriffen oder nicht gelesen, was ich darüber geschrieben und klar genug bewiesen habe. Es würde nicht viel daran liegen, wenn es sich hier um eine gelehrte Meinungsverschiedenheit in Bezug auf unbedeutende Dinge handelte. Es handelt sich aber um das Wesentlichste, was den altdeutschen Heidenglauben charakterisirt, und wodurch sich derselbe von den Heidenreligionen aller andern Völker unterscheidet. Ohne den Odinismus richtig zu verstehen, kennt man unsre heidnischen Verfahren so gut wie gar nicht oder macht sich von ihnen allzu geringe Begriffe.

Die unbändige Heldenkraft der alten Deutschen war etwas ganz anderes, als die Tapferkeit der amerikanischen Wilden. Es war ein Geist und ein Bewußtsein darin, wie es bei keinem andern Volke vorkommt, und grade davon gibt die Odinslehre Zeugniß. In Odin ist der innerste Geist des deutschen Volks, jene treibende Kraft personificirt, welche das Volk zum herrschenden in der Weltgeschichte machte, jener furor teutonicus, den schon die Römer anstaunten. Bei diesem Volke war die Kraft und der durch sie erzielte Erfolg alles, und die Moral stand ganz im Hintergrunde. Deswegen ist Odin ein schrecklicher und böser Gott, wie alle deutschen Stämme der Völker-

wanderung schreckliche und böse Völker waren, ehe sie zum Christenthum bekehrt wurden. Bei den Normannen hat sich die alte odinische Härte am längsten erhalten, weil sie am spätesten bekehrt wurden. Wer den echt odinischen Geist kennen lernen will, wie er noch tief in die christliche Zeit hineinragte, der lese Shakespeares historische Trauerspiele. Auch heute noch ist der alte heidnische Trotz von der christlichen Milde nicht überall in der germanischen Race überwunden. Man stelle sich nur die Yankees vor.

Indem die alten Deutschen zu ihrem höchsten Gotte die Praxis erhoben, die Thatkraft und ihren Erfolg, löste sich von vorn herein ihre ganze heidnische Theologie von derjenigen der südlichen Heidenvölker ab. In den Naturreligionen dieser südlichen Völker wurden immer nur Götter des Raumes verehrt, Sonne, Mond und Sterne, Himmel, Erde und Meer, Wald und Quellen, Gewitter, Morgenröthe, Regenbogen ꝛc. Um die Zeit kümmerten sie sich fast gar nicht. In ewig gleichem Kreislauf wiederholten sich ihnen jährlich dieselben Erscheinungen der räumlichen Natur. Im Heidenglauben der alten Deutschen war dagegen alles Räumliche Nebensache und herrschten die Begriffe der Zeit und Ewigkeit vor. Die Zeit wurde als eine große, rastlos fortstürmende Bewegung echt dramatisch aufgefaßt, voll von Kraftäußerung und Handlung, aber von einem bösen Geist regiert, daher trotz allem Großen und Herrlichen doch dem verdienten Untergange zueilend. Der treibende Geist der Zeit war Odin, die Kraft ohne sittliche Schranke mißbrauchend, daher auch der Glaube, daß er mit allen Göttern, die er beherrscht, und mit allem, was er geschaffen, im großen Weltbrande untergehen müsse. Dieser vergänglichen Zeit gegenüber dachten sich die alten Deutschen einen höheren Gott, thronend in der ruhigen Ewigkeit, genannt Allvater, der nach dem Ende Odins und seiner Zeitlichkeit eine neue Welt des Friedens, des Rechts und der Liebe schaffen sollte.

Innerhalb der Zeitlichkeit und der Herrschaft Odins erkannten die alten Deutschen wohl eine sittliche Macht, ein heiliges Recht, eine

edle Opferfähigkeit, eine mütterliche Liebe und eine reine Unschuld an, aber nicht als herrschende, sondern als unterdrückte Mächte. Das Recht des gemeinen Volkes vertrat Thor der Donnergott, das Recht der Weiber die gute Mutter Frigg, den Adel der Gesinnung Sigurd. Die ganze Lehre aber culminirt in dem Satze: Ueber allen Göttern und Menschen hoch erhaben steht die Göttin des reinen jungfräulichen Lichts, aus der Ewigkeit stammend, die zwar als Sonne in die Zeitlichkeit gebannt ist, dieselbe aber überdauern wird und innerhalb der Zeit solche Menschen, die sich durch ihren sittlichen Werth über die Götter der vergänglichen Zeit erheben, beschützt und zu sich in ihre Ewigkeit nimmt. Diesen germanischen Grundgedanken theilte auch die altgriechische Mysterienlehre, wie ich in meiner „Verchristlichen Unsterblichkeitslehre" ausführlich nachgewiesen habe. Man muß daraus endlich erkennen, daß unsern heidnischen Vorfahren viel mehr Geist innegewohnt hat, als die in der classischen Schule verzogenen Gelehrten bisher begriffen oder nur geahnt haben.

Innerhalb des classischen Gebiets bekämpften sich zunächst vernehmlich die Euhemeristen und Pantheisten. Dann kamen noch andere Lieblingsmeinungen auf. In dem Maaße, wie der classische Horizont sich durch das Bekanntwerden unleugbarer orientalischer Einflüsse auf die griechische Mythologie auszudehnen anfing, beiferte sich der berühmte Otfried Müller, im Widerspruch mit jener Tendenz alle griechischen Mythen so viel als immer möglich zu lokalisiren und jeder eine bestimmte örtliche Entstehung zuzuerkennen, gewissermaßen alle Mythen zu Autochthonen zu machen. Andere Gelehrte, wie z. B. Creuzer, hingen mit der zu Anfang des Jahrhunderts Mode gewordenen Naturphilosophie zusammen und legten daher etwas zu viel Werth auf die Vergötterung der Natur und etwas zu wenig auf die Abspiegelung der Volksthümlichkeit, der Sitten, Rechtsanschauungen ꝛc. in der nationalen Götterwelt. Leider ist diese Einseitigkeit in jüngster Zeit bis zur Absurdität vorgeschritten. Wir haben jetzt eine förmliche Schule, welche die ganze Mythenwelt einzig aus meteorologischen Erscheinungen, aus Nebel, Wolken und Gewittern er-

klären will. Eine Methode, die in der That noch armseliger ist, als die sabäische, die überall nur Sonne- und Mondbilder sieht.

Seitdem so viele Gelehrte in den orientalischen Sprachen und Literaturen forschen, ist ein Rückschlag gegen das griechisch-römische Studium erfolgt. Der so eigensinnig zurückgewiesene Einfluß orientalischer Ideen auf die alten Hellenen wird jetzt schon in ganz übertriebener Weise geltend und bei jeder mythologischen Forschung zur Hauptsache gemacht. Sogar in germanischen Mythen und Volkssagen will man brahmanische Spuren auffinden, und einer unserer Gelehrten leitet sogar alle Mythenbildung vom Buddhismus her. So viele Einseitigkeiten widersprechen sich gegenseitig und kommt daher auch keine zu allgemeiner Geltung. Sie verwirren indeß das ohnehin verwirrte Terrain noch viel mehr und schrecken gewiß manchen aufstrebenden Jüngling, wie auch den wissensdurstigen Theil des Publikums von der Mythologie zurück.

Gleichwohl ist die Mythenforschung durch ausgezeichnete Monographien und insbesondere durch Publikation immer neu entdeckter schriftlicher und Kunstdenkmäler der heidnischen Vorzeit ausnehmend gefördert worden. In den zahlreichen Vasenbildern, Terrakotten, etruskischen Spiegeln, in den immer noch neu entdeckten Wandbildern von Pompeji ꝛc. sind den Mythologen ganz neue Seiten der altgriechischen Mythenwelt enthüllt worden. In Eduard Braun hat die Neuzeit einen Forscher erlebt, der mit dem Schönheitssinn Winckelmanns zugleich die klarste Orientirung in den bisher verwickeltsten Gruppirungen z. B. des neptunischen und bachischen Gebietes verbindet. In Bezug auf die antiken Grabbilder haben Stephani in Petersburg und Bachofen in Basel den feinsten Sinn für das Verständniß griechischer Symbole und Mythen bewährt. Auf der andern Seite ist uns in wenigen Jahrzehnten ein überreiches Mythenmaterial aus dem Orient und aus dem Norden zugeflossen. Englische, französische und deutsche Gelehrte haben gewetteifert, das wichtigste der brahmanischen und buddhistischen Literatur, den Avesta der Perser ꝛc., sogar altägyptische Hieroglyphen und assyrische Keilschriften

durch Ueberſetzungen in Europa bekannt zu machen. In Kopenhagen hat man fortgefahren, die Schätze altisländiſcher Literatur drucken zu laſſen. Nicht weniger iſt in England für die altgäliſche Literatur geſchehen. Auch aus der ſlaviſchen Vorzeit iſt von Petersburg und Prag aus vieles bekannt geworden. Endlich hat man durch Reiſende ſchon ſo viel vom Heidenthum und von den Mythen ſogar Amerikas und Afrikas erfahren, daß die betreffenden Forſchungen ſchon in ganzen Lehrbüchern zur Ueberſicht gebracht werden ſind.

Es iſt auffallend, liegt aber ganz in der deutſchen Art, daß in Deutſchland ſelbſt grade das Verſtändniß des altdeutſchen Heidenthums noch am wenigſten weit gediehen iſt. Man täuſcht ſich in Deutſchland über den Brahma und Buddha weniger, als über unſern einheimiſchen Odin oder Wodan.

Am wenigſten iſt bisher für die vergleichende Mythologie geleiſtet worden, und doch kann ohne ſie keine richtige und umfaſſende Einſicht in die heidniſche Vorzeit erlangt werden. Nur an der Hand der vergleichenden Mythologie kann die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes in der vorchriſtlichen Zeit erforſcht werden. Denn in den Mythen ſpiegeln ſich die feſtſtehenden Charaktere der Nationen in beinahe regelmäßigen Gegenſätzen ab und zugleich auch die durch die gegenſeitige Berührung bedingte Fortbildung, theils zur Verſöhnung des Gegenſatzes in etwas Neuem und Höherem, theils zur noch größern Verſchärfung des Gegenſatzes. Es iſt gewiß vom höchſten Intereſſe, dieſe urſprünglich ſchon im Racenunterſchied bedingten Gegenſätze kennen zu lernen und überhaupt zu wiſſen, wie ſich die in den Götterlehren, Mythen und Myſterien concentrirten Geiſter der Hauptnationen in der alten Welt mit ihrer eignen Weisheit beholfen haben, ehe ihnen durch das Chriſtenthum die göttliche Offenbarung zu theil wurde. Es iſt wohl etwas Wahres daran und in der chriſtlichen Tradition durch die Bedeutung der Propheten und Sibyllen anerkannt, daß dem chriſtlichen Morgenlicht eine Dämmerung vorausging, eine im Heidenthum ſelbſt unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Licht und Ahnung deſſelben erwacht war. Dazu aber bedurfte es eben

der ganzen schwarzen Nacht des Heidenthums, und der tiefe Unterschied des Christenthums vom Heidenthum wird dadurch grade bestätigt und keineswegs, wie Einige geglaubt haben, ausgeglichen.

Die Mysterienlehre aller alten Völker ist ausschließlich Unsterblichkeitslehre, Vertröstung der Eingeweihten auf das ewige Leben. Auch die eleusinischen Geheimnisse, die dem cerealischen Cultus angehören, enthielten keinen andern Gedanken, als daß der Mensch sich verhalte wie das Saatkorn, welches in die Nacht der Erde vergraben, doch nicht todt bleibe, sondern im Frühling in der sprossenden Saat seine Auferstehung zum Lichte feiere. Weil aber die Unsterblichkeitslehre fast aller Völker voraussetzte, der Mensch sei ein gefallener Geist, ein wegen irgend einer Schuld aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit verbanntes Wesen und kehre nach dem Tode in die Ewigkeit zurück, mußten sich die Mysterien zunächst mit der Grenze zwischen der Ewigkeit und Zeitlichkeit und mit den Eingangs- und Ausgangspforten aus der einen in die andere beschäftigen.

Die Alten kamen zu der Erkenntniß, jene Pforten, die aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit und umgekehrt hinüber führten, seien ausschließlich die Knotenpunkte des Sonnenlaufs, die Solstitien und Aequinoctien. Mithin wurde das Sonnenjahr, seine Symbolik und sein Cultus die Unterlage der Mysterienlehre. Da nun die astronomischen Berechnungen des Sonnenjahrs, des Laufes der Sonne durch die zwölf Sternbilder oder s. g. Thierzeichen und der Zusammenhang der Planeten mit der Sonne wahrscheinlich den Magiern im alten Babylon zu verdanken ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß auch schon die älteste Mysterienlehre von dieser berühmten Genossenschaft der Magier ausgegangen ist. Mit dem Kalender und dem Festcyklus des Sonnenjahres haben sich auch Symbolik und Mythologie der Sonnen- und Planetengötter und der in den verschiedenen Jahreszeiten vorwaltenden Naturkräfte in alle Länder verbreitet, nach Indien und China, nach Aegypten, Griechenland und weithin nach dem Norden und Westen Europas. Der Einfluß, den

der Kalender übte, ist überall wiederzuerkennen, wenn auch Klima, geographische Lage, die große Verschiedenheit der Racen und der Zeiten mannigfaltige Modificationen in der Symbolik, im Mythus und Cultus bedingten. Auch die christliche Religion konnte am Kalender nichts ändern und dem Sonnenjahr, wie dem unabänderlichen Festcyklus desselben nur eine höhere Weihe geben. Aus diesem Grunde fiel die Geburt Christi genau in dasselbe Solstitium, in welchem schon die Mysterienlehre der Heiden die Pforte erkannt hatte, durch welche die Herrlichkeit des Ewigen in die Niedrigkeit des Zeitlichen hinabsteigt.

Ich beschäftigte mich sehr viel mit dieser Frage, die das älteste Bewußtsein der Menschheit betraf, in dessen Dunkelheiten einzudringen und einige Klarheit zu verbreiten, einen hohen Reiz hat. Ohne mich damit zu übereilen, ja ohne die Absicht, etwas darüber zu schreiben, verfolgte ich dieses Studium nur in Nebenstunden nahe an vierzig Jahre lang. Dabei merkte ich immer deutlicher, wie viele Lücken das Wissen meiner Vorgänger übrig gelassen hatte und wie wenig noch zwischen den Forschungen des einen und andern verglichen und combinirt worden sei. Der Heidenglaube unserer deutschen und nordischen Vorfahren war noch immer gröblich mißverstanden, was freilich nicht Wunder nehmen darf, da das Studium desselben eigentlich erst mit Jakob Grimm in einigen Aufschwung gekommen ist. Ungleich mehr überraschte mich die allmähliche Entdeckung, daß auch die Symbolik, die Mythen und Mysterien des classischen Alterthums, obgleich sich seit mehreren Jahrhunderten schon Tausende von Gelehrten damit beschäftigt haben, noch nie klar verstanden worden sind, die Begriffe davon noch immer in chaotischer Verwirrung liegen. Ich forschte immer ruhig fort und erst, nachdem ich 71 Jahre alt geworden war, erachtete ich es für räthlich, die Hauptergebnisse meiner diesfälligen langen Forschung in den Druck zu geben, ehe mich der Tod ereilen würde. Bücher dieser Art haben immer nur ein kleines auserlesenes Publikum, ich war also Herrn Reisland, Inhaber der Fues'schen Verlagshandlung in Leipzig dankbar, daß er den Verlag

meines Werks unter dem Titel „die vorchristliche Unsterblichkeitslehre“ 1869 übernahm.

Dasselbe enthält die Hauptsache, doch dient ihr eine zweite Arbeit „Symbolik und Mythologie des Sonnenjahrs,“ die ich noch druckfertig im Manuscript zurückbehalten habe, zur nothwendigen Ergänzung oder eigentlich zur Einleitung.

IV. Naturstudien.

Ich war von Jugend auf ein warmer Freund der Natur. Schon meine Kindheit brachte ich in einer schönen und waldreichen Gebirgsgegend unter reichen Erzeugnissen des Bergwerks und Petrefakten zu, wunderbaren Resten einer untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt, prachtvollen tropischen Farrnkräutern und vorweltlichen Fischen, in Schiefer abgedruckt. Ich liebte, auf die Berge zu schweifen und im Wald an jenen reizenden lichten Stellen zu verweilen, wo um bunte und seltene Waldblumen Schmetterlinge schwebten, oder ich suchte die geheimnißvolle Orchis im tiefen Schatten. Die Großmama unterhielt, wie früher erwähnt, in ihrem geräumigen Hofe grüne und weiße Pfauen, einen Storch, einen Kranich, Perlhühner ꝛc. Die ganze Thierwelt wurde mir aufgeschlossen durch die Bilder in den zahlreichen Bänden Buffons. Ich hatte die Vaterstadt noch nicht verlassen, als ich schon mancherlei naturgeschichtliche Beobachtungen gemacht hatte, die man ihrer Seltenheit wegen nie wieder vergißt, z. B. einen stundenlangen Kampf kleiner gelber Ameisen gegen große dunkelbraune, wobei gegen alle Erwartung die letzteren unterlagen und zu tausenden umgebracht wurden.

Später auf dem Lande brachte ich Winter und Sommer die meiste Zeit im Freien zu, beaufsichtigte die Arbeiter im Felde und auf den Wiesen, oder war im Walde, jagte, legte Dohnen, suchte seltne Blumen, sammelte Beeren und eßbare Pilze, wovon es in jenen Gegenden wimmelte und die ich in Süddeutschland nur selten wiedergefunden habe. Der Wald wurde meine eigentliche Heimat. Ganz neue Naturwunder gingen mir aber im polnischen Urwald auf, wovon ich schon im zweiten Kapitel des ersten Buches ausführlicher gehandelt habe.

In Breslau war ich entfernt von der Natur, begann aber mehr über sie zu lesen und wurde durch den geistreichen Naturphilosophen Steffens lebhaft dazu angeregt. Deshalb wurde ich auch in Jena einer der eifrigsten Schüler des Naturphilosophen Oken. Ich habe schon erwähnt, daß ich auf meiner Fußreise von Berlin nach Jena Betrachtungen über die Eichenanpflanzung anstellte und einen Aufsatz darüber herausgab, das erste, was von mir gedruckt wurde; ebenso, daß ich Oken, dessen Vorträgen ich mit Begeisterung folgte, doch schon als Student an den Donnerstagabenden, die seine Vertrauten bei ihm zubrachten, opponirte, sofern mir sein Schematismus der Wirklichkeit Gewalt anzuthun schien. Er blieb mir sein ganzes Leben hindurch gewogen, besuchte mich, als er aus Jena vertrieben war, in der Schweiz und empfing später, nachdem er eine Anstellung in München gefunden hatte, dort meinen Gegenbesuch. Später kam er nach Zürich und noch kurz vor seinem Tode stand ich ihm in einer literarischen Fehde bei.

In der Schweiz war ich auf meinen vielen Alpenreisen durch die schönen Schmetterlinge angereizt, mir eine Sammlung derselben einzufangen, welche, gut conservirt, heute noch eine Zierde meiner Zimmer ist und mich an manchen schönen Tag einer nie wiederkehrenden Jugend in der erhabenen Nähe der Jungfrau, des Schreckhorns und Finsteraarhorns erinnert. Auch in Stuttgart setzte ich noch einige Jahre auf Spaziergängen zu Thal und Berg meine entomologischen Studien fort, bis meine Kinder heranwuchsen, die ich auf

meinen Ausflügen mitnahm, denen ich aber mit dem Einfangen und Tödten unschuldiger Thierchen kein böses Beispiel geben wollte. Ich muß noch bemerken, daß ich in Zürich im Hause des Naturforscher Schinz wohlgelitten war, der sich besonders mit Vögeln und Insecten beschäftigte und dem ich noch, als er mich einmal in Stuttgart besuchte, einige seltene Schmetterlinge mitgab. Der treffliche kleine Mann hatte manches Sonderbare. So setzte er z. B. seinem naturgeschichtlichen Bilderbuche die Bildnisse des Fürsten Poniatowsky und der berühmten Schauspielerin Mdlle. Georges in der Reihe der Säugethiere voran.

Als ich mich in Stuttgart ansiedelte, war der berühmteste Gelehrte daselbst der alte Professer Kielmayer, in welchem die ersten naturwissenschaftlichen Größen der Zeit, z. B. Cuvier, ihren ehemaligen Lehrer verehrten und der eigentlich auch der deutschen Naturphilosophie ihren ersten Anstoß gegeben hatte. Er trug noch immer, wie im vorigen Jahrhundert, einen kleinen Zopf, war aber von bezaubernder Freundlichkeit. Ein Fremder kam einmal mit einem riesenhaften Hufeisenmagneten in Stuttgart an und machte auf dem Museum großartige electro-magnetische Experimente. Die ausströmenden Flammen hatten etwas Imposantes und mancher Zuschauer erschrak davor. Als der Fremde zwei Drähte brachte und einen der Anwesenden ersuchte, sich einen auf die Zunge, den andern ins Auge legen zu lassen und die Wirkung des electro-magnetischen Stromes darin zu spüren, hatte keiner Lust. Ich werde nie vergessen, mit welchen hellen Augen der greise Kielmayer mich ansah und zu mir sagte: Nun Sie werden doch Muth genug haben? Ich ließ mir sogleich die Drähte anlegen und hatte keinen Schaden davon, wie sich von selbst verstand.

Ich hatte auch das besondere Glück, das Wohlgefallen des alten, als mathematischer Rechner berühmten Professor Wurm auf mich zu ziehen, der mich mehrmals zu sich einlud. Auch mit seinem Sohn wurde ich gut bekannt, er verließ aber Stuttgart, wurde Professer in Hamburg und hat sich später an die Gothaer angeschlossen.

Der alte Naturphiloſoph, Profeſſor Eſchenmeyer, begrüßte mich bald nach meiner Verheirathung als Verwandter meiner Frau; da er aber ſeine Ruhetage in Kirchheim verlebte, ſahen wir uns ſelten, und er nahm mir auch wohl ein wenig übel, daß ich den Weinsberger Geiſterſpuk, für den er Partei ergriff, ſo wenig ſchonte. Er war ein geiſtreicher und feiner Mann, aber er hatte ſich wie Schelling, Oken, Steffens, Troxler, Wagner und eine Zeitlang ſogar Görres viel zu ſehr von der unglücklichen Syſtematik einfangen laſſen, die von vorn herein eine Schablone aufſtellt und darnach die ganze Natur conſtruiren, ihr tiefſinniges Räthſel löſen will. Allerdings iſt es geiſtlos, immer nur die Natur in ihren einzelnen Details zu ſtudiren, allerdings muß man vergleichend verfahren, ſich großartige Ueberblicke zu verſchaffen ſuchen und von den Theilen auf das Ganze und von den Wirkungen auf die Urſache Schlüſſe ziehen dürfen. Die Naturphiloſophie hat durch dieſes Zuſammenfaſſen der Natur im Ganzen nicht nur der geiſtloſen Empirie, ſondern auch der Willkür entgegengewirkt, mit der gerade die trockenſten Empiriker phantaſtiſche Hypotheſen erſinnen, um etwas zu erklären, was ſich nur aus einer Ueberſicht des Ganzen erklären läßt, die ihnen eben fehlt. Damit iſt aber nicht gemeint, daß die Naturphiloſophen ein Recht haben ſollten, mit dem Kreiſe ihrer unvollkommenen Erfahrung den Kreis der wirklichen Natur decken und eine der Wirklichkeit adäquate Conſtruction der Natur aufſtellen zu wollen. Das können ſie nicht. Ihre Schablone bleibt immer ungenügend, und deshalb ſtellt jeder wieder eine andere auf. Jede neue Entdeckung in der Wirklichkeit ſtößt ein altes Syſtem um, weil es deſſen Vorausſetzungen widerlegt.

Der intelligente Mechanikus Kinzelbach in Stuttgart, der ſich eine eigene Sternwarte erbaute, verſchaffte mir ein ausgezeichnetes Fraunhoferſches Fernglas, mit dem ich den ganzen Nachthimmel durchmuſterte. Auch ein Plößl'ſches Mikroſkop und ein Sonnenmikroſkop, Magnet, Prisma ꝛc. ſchaffte ich mir an und machte damit zahlreiche Verſuche. Unter dem Mikroſkop unterſuchte ich eine Zeitlang mit beſonderer Vorliebe die Pollen von hundert verſchiedenen

Blütenarten und controllirte damit einigermaßen, was Hugo von Mohl darüber geschrieben. Mit dem jungen Apotheker Berg, einem geschickten Chemiker, untersuchte ich unter demselben Mikroskop die Crystallisation der mannigfachsten chemischen Stoffe. Berg lebte nicht lange. Er war Mitglied des Aristokratenstisches, von dem ich schon gesprochen habe, im Museum in Stuttgart. Hier saßen wir eines Abends wie gewöhnlich beisammen, und Berg hielt, während er sprach, wie er das oft zu thun pflegte, sein halb mit Wein gefülltes Glas in die Höhe, ohne es, weil er noch nicht ausgeredet hatte, an die Lippen zu setzen. Da plötzlich zersprang ihm das Glas in der Hand mit einem hellen Klange und war mitten durch gerissen. Berg selbst erklärte das Phänomen aus der Wärme seiner Hand, die auf das Glas gewirkt habe, doch trat in der heitern Gesellschaft eine bedenkliche Stille ein, weil nach einem alten Aberglauben ein Glas, welches von selbst zerspringt, dem, der es hält, den Tod bedeutet, und wirklich fiel Berg schon in den nächsten Tagen, vom Schlage getroffen, auf der Straße um und war augenblicklich todt.

Ich machte auch manchen interessanten Versuch mit dem Sonnenmikroskop, aber diese Studien strengten mir das Auge zu sehr an, welches ich zu anderen, nöthigeren Studien brauchte, weshalb ich mein Mikroskop zuschloß. Länger brauchte ich das Teleskop, weil mir die astronomischen Studien wichtiger waren. Mit dem älteren Littrow wurde ich 1831 in Wien bekannt und besuchte ihn öfters auf der Sternwarte. Als wir Sonnenflecken beobachteten, bemerkte ich, daß er sich noch eines dunkelgelben Glases bediente. Ich hatte aber kurz vorher durch Kinzelbach aus London bereits die Zusammenstellung violetten und grünen Glases erhalten, wodurch man die Sonne schneeweiß und klarer als durch jede Färbung sieht. Littrow kannte die Erfindung noch nicht und bestellte die Gläser sogleich. Der ausgezeichnetste aller deutschen Astronomen jener Zeit, Mädler in Dorpat, machte mir die Freude, mir mehrmals Recensionen für mein Literaturblatt zu schicken.

Im Jahr 1834 wurde die jährliche große Naturforscherversamm-

lung in Stuttgart abgehalten, und zwar unter den günstigsten Umständen, denn es geschah im September und in einem der besten Weinjahre. Die auf's gastfreundlichste empfangenen Gäste schwelgten beim herrlichsten Wetter im Genuß der süßen Trauben. Man sah da viele Größen der Wissenschaft, aber auch viele Mittelmäßigkeiten und Leute, denen es eigentlich nur um das Zweckessen und um die Befriedigung der Eitelkeit in Reden und Trinksprüchen zu thun war. Humboldt fehlte, ich lernte ihn erst später in Berlin persönlich kennen.

Mit dem geistreichen Anthropologen Autenrieth, Kanzler in Tübingen, wurde ich in der Ständeversammlung näher bekannt und unterhielt mich oft mit ihm, wenn grade eine langweilige Rede gehalten wurde, sehr angenehm hinter den Coulissen. Helfen Sie mir! rief er mir einmal entgegen, als ich in die Kammer eintrat. Die Universität Tübingen brauchte Leichen zur Unterweisung in der Anatomie und sprach außer den Leichen der Verbrecher auch die von Armen an, die auf Staatskosten unterhalten würden. Dagegen erhob sich nun die Prälatenbank und die conservative Partei aus Gründen der Frömmigkeit und Pietät für die Verstorbenen und in gleicher Weise die liberale Partei, welche den Reichen kein Privilegium vor den Armen gönnen wollte. Beiden Parteien zu widerstehen war dem Kanzler nicht möglich gewesen, er rief mich also zu Hülfe, und es gelang mir, solche Gründe für das Recht der Anatomie geltend zu machen, daß die Sache noch einmal an eine Commission gewiesen und der Kanzler Berichterstatter, ich sein Correferent wurde. Wir trugen nun einen vollständigen Sieg davon, indem wir sowohl die Frommen, als die Liberalen überzeugten, das steuerpflichtige Volk habe ein Recht auf gute Wundärzte im Frieden wie im Kriege, Regierung und Kammern hätten also auch die Pflicht, für gute Wundärzte zu sorgen, und die könne man nur haben, wenn sie gründlich Anatomie studirt und an Leichen operiren gelernt hätten.

Auch G. H. Schubert lernte ich kennen, da er mich von München aus mehreremale besuchte. Er war etwas corpulent und unend-

lich sanft und fromm, aber voll Geist und einem gewissen Schönheitssinn, den nicht alle Naturforscher mit ihm theilen. Seine naturwissenschaftlichen Lehrbücher gefielen mir viel besser, als seine frommen Schriften, denn die letzteren schienen mir doch nur mehr für Frauenzimmer bestimmt zu sein.

In Basel lernte ich den Professor Schönbein kennen, den seiner Zeit berühmten Erfinder der Schießbaumwolle. In meinen ältern Correspondenzen finde ich noch Briefe, welche mir der Berliner Astronom Ideler, der ältere Freyer in Weimar, der alte Brandes, v. Martius in München, Heer in Glarus ꝛc. geschrieben haben.

Mit dem berühmten Chemiker Liebig, damals noch in Gießen, kam ich im Jahr 1840 in eine interessante Berührung. Er schrieb mir unter dem 25. August: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre in dem Beifolgenden ein kleines Werk zu übersenden worin ich versucht habe dem Ackerbau und der Physiologie eine auf wissenschaftliche Principien gebaute Grundlage zu geben und eine von der Empirie unabhängige Theorie zu entwickeln. Die Ansichten über die Bedingungen des Lebens der Vegetabilien, der Wirkung des Düngers und der Ursache der Vortheilhaftigkeit des Fruchtwechsels, zu denen ich gelangt bin, sind aus einer Reihe von Untersuchungen hervorgegangen, deren erstes Resultat in der Beweisführung besteht, daß gleiche Flächen culturfähiges Land (mittlerer Boden) gleiche Quantitäten Kohlenstoff in der Form von Holz, Heu, Stroh, Früchten oder Wurzeln produciren. Es ergab sich hieraus mit Zuverlässigkeit die eigentliche und wahre Quelle des Kohlenstoffs aller Vegetabilien, sie konnte nicht im Dünger oder sog. Humus gesucht werden, denn Wälder und Wiesen erhalten keinen kohlenstoffhaltigen Dünger und produciren demungeachtet eine Kohlenstoffmenge welche vollkommen gleich ist derjenigen welche Getreideland hervorbringt. Ich habe zu zeigen versucht, daß die Atmosphäre den Kohlenstoff in der Form von Kohlensäure enthält, nur daß ihre Fähigkeit den Kohlenstoff derselben sich anzueignen die wesentliche Bedingung des Lebens der Thiere in sich schließe.

Durch den Respirationsproceß der Thiere und zahllose Ver-

brennungsprocesse wird der Luft in jedem Zeitmomente eine gewisse Menge Sauerstoffgas entzogen, es läßt sich mit annähernder Genauigkeit berechnen, bis zu welcher Zeitperiode die Luft durch Entziehung alles Sauerstoffs absolut untauglich werden würde, das Leben der Thiere zu unterhalten, wenn nicht eine Quelle existirte, durch welche der Sauerstoff wieder ersetzt würde. — Eine unergründliche Weisheit hat das Leben der Thiere abhängig gemacht von der Pflanzenwelt, ein jeder Morgen Ackerland sendet jährlich in die Luft 58,000 Cubikfuß des reinsten Sauerstoffgases, alles was durch Verbrennungs- und Athmungsprocesse verzehrt wurde, es wird im Lebensprozeß der Vegetabilien wieder ersetzt und erneuert. — Zur Ausbildung gewisser Organe und zur Verrichtung besonderer Functionen bedürfen die Pflanzen einer Anzahl organischer Stoffe, die ihnen der Boden liefert. Für gewisse Gattungen von Pflanzen ist ein Boden fruchtbar, wenn er diese zu ihrem Leben unentbehrlichen Bestandtheile enthält, er ist unfähig zu ihrer Entwicklung wenn sie ihm fehlen. — In jeder Art von Kraut, Frucht, Wurzeln nehmen wir dem Boden nicht nur die Elemente, welche die Pflanze von der Atmosphäre empfing, sondern auch die anorganischen Stoffe, die sie dem Boden entzog; geben wir ihm die letztern wieder, so bleibt sich seine Fruchtbarkeit gleich, durch unvollständigen Ersatz nimmt sie ab, sie steigert sich, wenn wir mehr davon zuführen als wir hinwegnehmen. Ich habe die Substanzen nachgewiesen die wir dem Acker nehmen und gezeigt, daß aller Dünger nur insofern einen günstigen Einfluß auf die Vegetation ausübt als er reich ist an diesen Körpern. Ich habe ferner die bisher unbekannte Quelle des Stickstoffes in den Pflanzen, von welcher die Entstehung des Klebers und der wichtigsten Nahrungsmittel der Thiere abhängig ist, in dem Regenwasser nachgewiesen und gezeigt, daß sie identisch ist mit der stickstoffhaltigen Substanz im faulenden Urine und thierischen Excrementen. Die Wirkung des Gypses auf die Vegetation, des gebrannten Thons erklärt sich dann auf eine höchst einfache Weise. Die Reihe, in welcher die Gewächse auf einem und demselben Boden, ohne sich gegenseitig in ihrer Entwicklung zu

schaden, folgen dürfen, der Einfluß des Bodens auf die Cultur der Holzpflanzen, die besten und zweckmäßigsten Düngemittel, sie sind durch sorgfältige Analysen festgestellt worden. Die Processe der Gährung, Fäulniß und Verwesung sind auf Ursachen von denen sie abhängig sind, zurückgeführt worden, eine rationelle Theorie der Wein-, Bier-, Branntweinbereitung, der Essig- und Salpeterbildung, der Entstehung der Braunkohle, der Steinkohle ergeben sich damit von selbst. Der Begriff von Gift, von Contagien und Miasmen und ihrer Wirkungsweise konnte mit Bestimmtheit festgestellt werden. Ohne Kenntniß der Materien, welche die Vegetabilien zu ihrer Entwicklung nicht entbehren können, der Nahrungsmittel die sie aus der Luft und aus dem Boden ziehen, der Substanzen die wir in der Ernte dem Boden nehmen und in dem Dünger wiedergeben müssen, d. h. ohne Kenntniß der chemischen Bedingungen ihres Lebens, kann an irgend eine rationelle Cultur nicht gedacht werden. Bei neuen Formen, welche die Nahrungsmittel der Pflanzen und Thiere in dem Organismus annehmen, der Assimilationsproceß und Respirationsproceß, die zahllosen anomalen Bildungen und Veränderungen, durch welche ein Heer von Krankheitserscheinungen charakterisirt wird, sie müssen so lange völlig unerforschlich bleiben, als wir die Zusammensetzung der Körper nicht kennen, die zur Nahrung gedient und die Metamorphosen, die sie erlitten haben. Diese chemischen Beziehungen sind es vorzüglich, auf welche ich die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Aerzte in diesem Werke habe lenken wollen.

Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie die Güte haben wollten, in dem Morgenblatte eine Analyse dieses Werkes geben zu wollen, es ist nicht blos für Oekonomen und Physiologen, sondern für Gebildete überhaupt geschrieben, so daß ich einen Werth darauf lege, wenn das größere Publikum Kenntniß von seiner Existenz erhält. Sie finden vielleicht in diesem Buche den Schlüssel zu meinem Aufsatze über den Zustand der Chemie in Preußen insofern darin der Beweis niedergelegt ist, daß ohne gründliche Kenntniß in Chemie und Physik keine

reellen Fortschritte in der Agricultur und Physiologie erwartet werden können. Mit der aufrichtigsten Verehrung ꝛc. Dr. Justus Liebig."

In demselben Jahre schickte mir Liebig jenen Aufsatz aus seinen Annalen der Chemie „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen" und bat mich, zur größern Verbreitung desselben durch mein Literaturblatt beizutragen, wenn ich auch nur einen Auszug des Inhalts mittheilen und die Bedeutung der Sache hervorheben könne. Er fügte hinzu, „Grade jetzt, wo durch Altensteins Tod die Hegel'sche Schule ihre Hauptstütze verloren hat, dürfte eine Aenderung in den Ansichten der Regierung in Preußen zu erwarten sein. Es bedarf für sie nur eigentlich des Bewußtwerdens der Mängel, um sie zu beseitigen. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich mit einer Antwort beehren wollten. Wenn auch mein Aufsatz seiner Form wegen keine Aufnahme in Ihrer Zeitschrift finden kann, so schätze ich mich dennoch glücklich, hiedurch Gelegenheit zu haben, Ihnen die hohe Achtung und Bewunderung auszudrücken, die Sie mir durch Ihre Aufsätze im Literaturblatte und Ihre historischen Schriften eingeflößt haben, so wie die aufrichtige Anerkennung der großen Verdienste, die Sie sich um die wahrhaft bessere Geistesrichtung in Deutschland erworben haben."

In dem gedachten Aufsatze war nachgewiesen, daß in Berlin Rose zwar ein Laboratorium habe, aber nur ein gemiethetes, und daß die Regierung nur einen Theil der Miethe trage, sonst nichts; daß Rammelsberg auch ein Laboratorium eröffnet habe, aber ohne alle Unterstützung der Regierung, und daß nur Mitscherlich jährlich aus dem Fond der Akademie 4 bis 500 Thaler erhalte; daß es ferner weder in Königsberg, noch in Halle, weder in Greifswald noch in Bonn ein Laboratorium gebe. Ich machte nun in meinem Literaturblatt die entsprechende Anzeige und theilte sie dem k. preußischen Gesandten in Stuttgart mit, zu Handen des Ministeriums in Berlin. Minister Eichhorn bestellte sogleich fünfzig Exemplare der Nummer meines Blattes, vertheilte sie an die preußischen Universitäten und forderte Gutachten ein. Sämmtliche Chemiker und Physiker bestätig-

ten Liebigs Aussage und benutzten die Gelegenheit, um Abhülfe zu verlangen. Bald darauf besuchte mich Liebig in Stuttgart und sagte mir, das ganze Ergebniß sei gewesen, daß der Minister 3000 Thaler an die verschiedenen Universitäten vertheilt habe, was viel zu wenig sei, um auch nur ein genügendes Laboratorium herzustellen. Warum hat Humboldt in dieser Angelegenheit nichts gethan?

Alexander von Humboldt konnte nicht leiden, wenn irgend ein Naturforscher eine seiner Meinungen bestritt. So konnte es der treffliche Meyen trotz seiner reichen Kenntnisse und Erfahrungen in Preußen zu nichts Rechtem bringen, weil er einmal als ausgezeichneter Botaniker dem allmächtigen Humboldt zu widersprechen gewagt hatte. Aus gleichem Grunde blieb Przistanowski zurückgesetzt, denn er hatte als Geologe einmal den Frevel begangen, nicht an alles zu glauben, was Humboldt erakelte. Przistanowski besuchte mich in den ersten Jahren meiner Ehe zum öftern. Ein schöner, noch junger Mann, aber schon mit weißen Haaren, verband er die liebenswürdige Ritterlichkeit des Polen mit deutschem Geist und Wissen.

Im Anfang der vierziger Jahre gründeten wir in Stuttgart auch einen Verein für vaterländische Naturkunde, wobei ich mich in der Art betheiligte, daß ich in die Redactionscommission der vom Verein herausgegebenen Jahreshefte gewählt wurde, ein paarmal einen Vortrag hielt, in einem ärgerlichen Streite die heilige Correspondenz für den Verein führte und am Montag Abend mit den vornehmsten Mitgliedern des Vereins im Museum zusammenkam. In Stuttgart lebten damals Männer, die einzelne Fächer der Naturwissenschaft so gründlich trieben und sich desfalls einen so geachteten Namen gemacht hatten, daß die Professoren in Tübingen sich ihnen ohne Eifersucht anschlossen. Unsere Montagsgesellschaft vereinigte merkwürdige Gegensätze. Das älteste Mitglied war Obermedicinalrath Jäger, besonders bekannt als Petrefactologe, eine ehrwürdige Erscheinung mit langen weißen Haaren. Der älteste nach ihm war Staatsrath Roser im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, einer der ersten Entomologen in Deutschland, dem Insecten

aller Art zur Bestimmung übersendet wurden. Ein korpulenter und freundlicher Herr war er zugleich sehr witzig. — Ein Graf v. Seckendorf, k. Ceremonienmeister, war als ausgezeichneter Conchyologe Mitglied unsers Vereins. Berühmt als Botaniker war der Kanzleirath v. Martens. Sein Vater war dänischer Geschäftsträger in Venedig gewesen, hatte aber eine Württembergerin geheirathet. So kamen die in Venedig geborenen Kinder nach Schwaben. Herr v. Martens hat ein Werk über Venedig geschrieben, welches namentlich über die Natur der Lagune und ihre Flora und Fauna den reichsten Aufschluß giebt und auch in jeder andern Beziehung den hochgebildeten und gemüthlichen Verfasser zu erkennen giebt. Gleiche Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit zeichnet die Tagebücher seines Bruders, des Oberstlieutenant von Martens aus.

Zu den älteren Mitgliedern des Vereins gehörte noch der treffliche Professor Kurr, der eine Zeitlang der polytechnischen Schule vorstand; ausgezeichneter Botaniker und Mineraloge und von herzgewinnender Freundlichkeit. Ich erinnere mich, daß wir uns einst von wunderbaren Vorkommnissen in der Natur unterhielten und er mir folgenden merkwürdigen Fall erzählte. Er hatte von früher Jugend an Neigung zur Botanik und pflanzte als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen an. In demselben wuchs einmal eine häßliche klebrige Pflanze, ganz fremdartig, die er selbst erst später als Bilsenkraut erkannt hat. An demselben Tage, an dem er das Kraut zum erstenmal sah, wurde seine Großmutter krank und starb bald. Viele Jahre blieb dann das Bilsenkraut weg. Da auf einmal kam es wieder zum Vorschein, und wenige Tage darauf starb Kurrs Bruder.

Medicinalrath Hering, Vorstand der Veterinärschule, war eins der wichtigsten Mitglieder unseres Vereins, von einem trockenen und immer umsomehr überraschenden Humor. In den kritischen Tagen der Revolution von 1849, als der König schon Stuttgart verlassen hatte und nur noch in Ludwigsburg verweilte, im Begriff, sich auch von dort und überhaupt aus dem Lande zu entfernen, wenn die Dinge schlimmer gegangen wären, — in dieser gefährlichen Zeit verließ ich

nur auf einige Augenblicke am Montag Abend den Club der Abgeordneten, um in die Montagsgesellschaft der Naturforscher zu gehen. Da zeigte Hering eine von ihm neu entdeckte Species der Laus, und im lauten Gelächter vergaßen wir den Ernst der Zeit.

Jüngere Mitglieder des Vereins waren der Zoologe, Professor Krauß, der sehr interessante Reisen in Afrika und Norwegen gemacht hatte, der treffliche Petrefactologe, Professor Fraas, der Botaniker Lechler, der später nach Chile ging, beim Botanisiren auf der Landenge von Panama das gelbe Fieber bekam und auf dem Meere starb.

Vorstand des Vereins war Graf Wilhelm von Württemberg, für den gewöhnlich der verdiente Petrefactologe und Meteorologe Professor, später Oberstudienrath Plieninger präsidirte. Leider kam der Verein in Dissidien mit diesen Herren, so daß sie zurücktraten.

Einmal besuchte uns der berühmte Leopold von Buch und wohnte einer unserer Sitzungen bei. Schon über siebzig Jahre alt, war er immer noch frisch und rüstig und sprach sehr schnell. Seine Zunge schnitt wie ein scharfes Messer die Argumente eines Herrn entzwei, der die Anmaßung gehabt hatte, dem geehrten Gast, dessen Meinung wir hören wollten, vorzugreifen, zuerst in breiter Rede seine eigene Meinung vorzutragen und ihm dann erst das Wort zu geben.

Der ehrwürdige Geheimrath und Professor Tiedemann in Heidelberg, Vater des unglücklichen Commandanten der Festung Rastadt, der 1849 der Revolution zum Opfer fiel, schickte mir seine Monographie des Tabaks zu und sagte im Begleitschreiben aus Frankfurt 8. October 1853: „Ich nehme mir die Freiheit, beifolgend eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte des Tabaks zu übersenden, welche schon der berühmte Historiograph Schlözer ungern vermißte. Das Kraut, von den Indianern Amerikas für heilig gehalten und dem in der Sonne wohnenden großen Geiste als etwas wohlgefälliges zum Opfer gebracht, hat sich in dem Zeitraum von drei Jahrhunderten über die ganze Erde verbreitet und alle Völker, die rohesten wie die

cultivirtesten, haben es lieb gewonnen. Millionen Menschen aller Alter und Stände, hin und wieder selbst Frauen, lassen es täglich gedankenlos in Rauch aufgehen, ohne den Ursprung des seltsamen Gebrauchs zu kennen und dabei des großen Geistes und des Herrn des Lebens zu gedenken. Auch übt der Tabak einen mächtigen Einfluß auf Landbau, Handel, Industrie und sociale Verhältnisse aus und trägt nicht wenig zur Verbesserung der bretzgebenden Cerealien bei. Es würde mich freuen, wenn Sie die Schrift für werth hielten, von derselben in Ihrem hochgeschätzten und vielgelesenen Literaturblatte Notiz zu nehmen."

Es versteht sich, daß ich seinem Verlangen entsprach. Ich muß aber hier eine Bemerkung hinzufügen. Der Gebrauch des Tabaks ist weder der Gesundheit schädlich, noch irgendwie unmoralisch, ja er hat sogar viel Angenehmes und empfiehlt sich in gewissen Situationen des Lebens, wenn man friert, wenn es übel riecht, wenn man Langeweile hat ꝛc. Aber er ist und bleibt doch unästhetisch. Man kann sich den deutschen Helden Siegfried so wenig wie den Homerischen Achilleus, und einen Propheten oder Apostel so wenig als einen Engel mit der Pfeife oder Cigarre im Munde denken. Es ist überhaupt charakteristisch, daß die Colonialwaaren sich so wenig mit Poesie vertragen. Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle sind dem poetischen Bewußtsein des Europäers fremd geblieben, während sich an die einheimischen Produkte, das Brot, den Wein, den Honig, die Linnen so viel romantischer Zauber knüpft.

Beachtenswerth erschien mir in Tiedemanns Briefe, daß er über die Andacht der Indianer bei ihrem der Sonne dargebrachten Tabaksopfer nicht spottet, sondern das schöne Dankgefühl, welches darin liegt, anerkennt. Unser Geschlecht, welches sich christlich nennt und über Heiden hoch erhaben fühlt, steht doch in Gottesfurcht und Gottesliebe hinter denselben zurück. Thierisch verschlingt es die Gaben Gottes und schwelgt in Genüssen, ohne daran zu denken, woher sie stammen und wie väterlich Gott für seine Kinder gesorgt hat.

Von merkwürdigen Reisenden machte mir den ernstesten und

würdigsten Eindruck der abessinische Reisende Rüppell, dem man die Strapazen der Reisen in heißem Klima, aber auch den wissenschaftlichen Eifer, der ihn beseelte, ansah. Er klagte, daß von seinem schönen Reisewerke, welches er auf eigene Kosten herausgab, nur 54 Exemplare abgesetzt worden seien, und auch meist nur in England, weil die reichen deutschen Fürsten, Grafen, Bankiers und Fabrikanten sich um die Wissenschaft nicht kümmern. Von Rengger, dem Paraguay-Reisenden, habe ich schon gesprochen.

Ich lernte in Stuttgart auch Moritz Wagner und Schneidawind kennen. Einen freundlichen Besuch empfing ich von dem liebenswürdigen und gewandten Kohl, der meine Bücherkenntniß ausbeutete und sich von mir die Titel vieler Werke bezeichnen ließ, die er lesen wollte, bevor er die deutsche Alpenwelt bereiste und beschrieb. Auch Gerstäcker kam einmal zu mir. Ich muß gestehen, ich hatte von diesem Vielschreiber nicht die beste Meinung und empfing ihn ein wenig kalt, allein es währte keine Viertelstunde, so hatte ich den muntern und lebhaften jungen Mann liebgewonnen und widmete ihm den halben Tag.

In meiner alten Correspondenz finde ich noch das Schreiben eines gewissen Jahn aus Mainz, der nach Jerusalem pilgerte und eine sehr interessante Fußreise durch Kleinasien machte. Es war während des Krieges zwischen Mehemed Ali und dem Sultan. Als Jahn zu Fuß durch Syrien wanderte, traf er mit der türkischen Armee zusammen, die eben nach geschlossenem Frieden durch Kleinasien nach Constantinopel zurückkehren sollte. Da er ganz wie ein deutscher Handwerksbursche oder Student mit dem Tornister auf dem Rücken einherschritt, hätte man glauben sollen, die rohe Soldateska, die verwilderten Baschibozzugs würden ihn insultiren, doch geschah das Gegentheil. Sobald die türkischen Soldaten hörten, er sei kein Russe, kein Engländer, kein Franzose, sondern ein Deutscher, bewillkommten sie ihn herzlich und luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben und unter ihrem Schutze die weite Reise zu machen, wie auch geschah.

Ich weiß kaum, wie ich es entschuldigen soll, daß ich auch ein-

mal über Natur geschrieben habe, da ich immer nur Dilettant war und gern eingestehe, daß mein Buch über „Naturkunde" an vielen kleinen Flüchtigkeiten leidet. Ich hätte darin keine umfassende Orientirung versuchen, sondern nur gewisse Hauptpunkte hervorheben sollen, die den Zeitgenossen wohl eingeschärft werden durften. Die Männer von Fach gingen, wenn auch in noch so stolzer Haltung, doch oft auf einem Irrwege. Ihnen das zu sagen, war mein gutes Recht. — Meine „Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt," die ich im Jahr 1856 herausgab, entstand auf eine ähnliche Art wie meine christliche Symbolik, nämlich aus einer unendlichen Menge von Notizen und Excerpten, die ich mir nach und nach gesammelt hatte.

Humboldts Kosmos war damals das gefeierte Buch in dem bezeichneten Gebiete und diente in der That, das damalige Stadium der naturwissenschaftlichen Studien zu bezeichnen. Hier sind vor allem zwei Punkte hervorzuheben. Einmal die Selbstüberhebung und sodann die Decentralisirung der Wissenschaft.

Die Naturstudien wurden durchgängig außer in England in einem antichristlichen Sinne getrieben, so zwar, daß es lächerlich erschienen wäre, wenn man bei der Betrachtung der Natur noch an die Weisheit ihres Schöpfers hätte denken wollen. Die Wissenschaft ließ keine andere Weisheit gelten als die der Naturforscher, der berühmten Entdecker oder Erklärer neuer Naturwesen und Naturkräfte. Wie Humboldt in seinem Kosmos unausgesetzt nach rechts und links seine gelehrten Collegen becomplimentirt und nicht aufhört den menschlichen Scharfsinn zu preisen, nie aber ein Wort für Gott übrig hat, der die Natur erschuf, so ist auch unsere ganze naturwissenschaftliche Literatur mit wenigen Ausnahmen auf die menschliche Hoffahrt gestellt. Jeder trachtet nur, in die Annalen der Wissenschaft sein mihi einzutragen, wenn er nur ein neues Pflänzchen oder eine neue versteinerte Muschel entdeckt hat, und vergißt den allmächtigen Gott, der alles gemacht hat. Nun hat zwar schon der witzige Lichtenberg gesagt, mancher der älteren Naturforscher preise die Größe Gottes, um damit die Kleinheit seiner Erkenntnisse zu maskiren, und es gibt

langweilige Bücher, worin wie die Milchstraßen, so das Infusionsthierchen declamatorisch zu Zeugen der Größe Gottes aufgerufen werden. Es versteht sich von selbst, daß ich solcher Geistlosigkeit nicht das Wort reden will. Aber durch solche Salbadereien wird das andere Extrem, das bessährige Ignoriren Gottes, keineswegs entschuldigt. In der Natur bezieht sich jedes Einzelne auf das Ganze, und man vermag ihre Bedeutung nicht zu erkennen, wenn man nicht dieses große Ganze, seinen Zweck und seinen Urheber ins Auge faßt. Wer einen Bau studirt, darf sich nicht mit Einzelheiten seiner Gliederung begnügen, sondern muß das Ganze zusammenfassen, seinen Zweck und seinen Meister kennen. Die moderne Naturwissenschaft sieht nun vom Meister der Natur mit einem geflissentlichen Trotze ab, und dieser Trotz hat in der materialistischen Philosophie sogar eine systematische Form angenommen und das ungeheuerliche Sophisma ausgeheckt, das Werk zeuge gegen seinen Meister, oder in der Natur liege der Beweis, daß es keinen Gott gebe.

Die Decentralisirung der Wissenschaften hängt genau damit zusammen. Man vergißt den Meister des Ganzen, weil man an das Ganze selbst nicht denkt, sondern sich nur mit den Theilen beschäftigt. Ich bin weit entfernt, die Empirie zu tadeln, die sich in hunderte und tausende von Augen vertheilen muß, wenn sie alles in der Natur erspähen will. Es ist im Entwickelungsgange der Wissenschaft sogar natürlich, daß einmal vorübergehend die Wahrnehmung sich mit Vorliebe nur dem Einzelnen zuwendet. Indeß muß immer vorausgesetzt werden, daß die zahllosen einzelnen Funde endlich wieder combinirt und für die bessere Erkenntniß des Ganzen verwerthet werden.

Wenn die Naturphilosophen im Anfang des Jahrhunderts nur phantasirt haben und die Basis ihrer Systeme durch spätere Entdeckungen umgeworfen ist, so sind doch auch die Empiriker, selbst der große Humboldt, von Voraussetzungen ausgegangen, die purer Aberglaube und eigentlich kindisch sind. Das ist z. B. die Voraussetzung eines unendlichen Raums, einer unendlichen Zeit, einer Urmaterie, die Existenz von Atomen, eines feuerflüssigen Erdinnern ꝛc. Ich

bin überzeugt, die Wissenschaft wird dahin gelangen, dereinst alle meine Behauptungen in dieser Beziehung zu rechtfertigen.

Hier noch ein kurzer Ueberblick über die Grundgedanken meines Buchs. 1. Die Natur ist nichts Selbständiges, sondern nur Mittel zum Zweck ihres Schöpfers. Der Zweck der uns zunächst bekannten irdischen Natur ist, den auf der Erde lebenden Vernunftwesen oder Menschen als den Kindern Gottes eine Stätte zu bereiten, damit innerhalb des dazu erforderlichen Raumes und der dazu erforderlichen Zeit wie der Einzelne so die ganze Menschheit ihr Leben vollenden könne. Nach der Analogie unserer Erde sind wahrscheinlich auch alle übrigen Himmelskörper oder Sterne nur für die auf ihnen wohnenden Vernunftwesen geschaffen, unter denen sich vielleicht Wesen höheren Ranges befinden, sofern sie Sterne bewohnen, welche viel größer und wahrscheinlich auch reicher organisirt sind als unsere Erde.

2. Wie die Vernunftwesen selbst, so sind auch die Himmelskörper und ist alles, was auf denselben die Existenz jener Vernunftwesen ermöglicht, ihnen dient und nur um ihretwillen da ist, von Gott frei geschaffen oder aus der Tiefe seiner Allmacht hervorgezaubert und die Natur reicht nirgends weiter, als es zu diesem Zwecke nöthig ist.

3. Es gibt mithin keine allgemeine oder ewige Materie, die einen unendlichen Raum ausfüllte und ewig dauern müßte oder eine von Gott unabhängige Existenz ansprechen oder gar eine Bedingung seines eigenen Wesens sein könnte. Es giebt keine Urmaterie, keine s. g. Atome, aus denen alles entstünde und in die alles wieder zerfließen müßte. Eine Materie kommt nirgends vor, als sofern sie den Zwecken Gottes dient, ist also immer nur etwas Relatives, durch den besonderen Zweck zu einer elementaren oder organischen Bildung bestimmt.

4. Es gibt auch keine allgemeinen, absoluten und ewigen Naturkräfte, sondern die sog. Naturkräfte wirken in der sog. Materie zu dem bezeichneten Zwecke nur soweit und so lange es Gottes Absicht ist.

5. Ebensowenig gibt es einen unendlichen Raum und eine unendliche Zeit, sondern nur einen durch den Zweck des Schöpfers umschriebenen Raum und eine durch denselben Zweck beschränkte Zeit.

6. Die Natur steht und fällt mit den Vernunftwesen, für die allein sie geschaffen ist, denn sie hat für sich selbst keinen Zweck.

7. Eben deshalb ist die Natur auch nichts Todtes, noch vollbringt sie ein vollständiges Leben für sich, sondern sie hängt von dem höheren Leben der Menschheit oder der Gesammtheit aller geschaffenen Vernunftwesen ab. Darum bietet die Natur uns nicht blos Raum, Wohnung und Nahrung, sondern sie ist auch von Geist durchdrungen; sie dient uns nicht blos leiblich, sondern sie steht auch in wunderbarer Correspondenz mit unserm Seelenleben und dient denselben zu einem symbolischen und weisagenden Spiegel.

Seit die moderne Naturwissenschaft blüht, ist mit ihren schätzbaren Fortschritten und Entdeckungen eine einseitige Vorliebe für das Seciren ihres Leichnams Hand in Hand gegangen. Es ist gewiß, daß man die wichtigsten Entdeckungen nicht hätte machen können ohne dieses Seciren und Analysiren. Allein daraus folgt noch nicht, daß man die ganze Natur nur für ein anatomisches Präparat oder als ein chemisches Laboratorium ansehen soll, wie viele Naturforscher vorzugsweise verlangen. Die Natur wollte nicht den Leichnam, wollte auch nicht die Gesetzmäßigkeit der innern Construction als ihren Zweck. Diese galt ihr nur als Mittel, ihr Zweck war der lebendige Leib, aber auch dieser war wieder nur das Mittel für die Zwecke der Seele.

Die Naturwissenschaft hat sehr Unrecht, sich nur auf die Analyse der einzelnen Körper, Kräfte und Wirkungen zu beschränken, und das Verständniß des wirklich Fertigen in der Natur und des Ganzen, zu welchem alles in ihr zusammenwirkt, der Landschaft und ihrer großartigen Wechsel, nur dem Aesthetiker und Künstler zu überlassen. Der Naturwissenschaft muß es nicht allein um die Theile, sondern auch um das Ganze, nicht nur um die Mittel, sondern auch um den Zweck zu thun sein. Wie die Palme im botanischen Systeme da steht, so hat sie Gott nicht in die Natur gesetzt, nicht vereinzelt, sondern in

Verbindung mit andern Pflanzen in einer bestimmten Zone, der sie ihren landschaftlichen Charakter verleihen muß. Ist das geheime Gesetz der Landschaftsbildung etwa von geringerem wissenschaftlichen Werthe, als das Gesetz der Zellenbildung, der Saftbereitung ꝛc. in der einzelnen Pflanze? Oder soll die Wissenschaft keine Notiz davon nehmen, daß die Landschaft und die sie vorzugsweise charakterisirenden Pflanzen in geheimer Wahlverwandtschaft mit der menschlichen Seele stehen und in ihrer körperlichen Erscheinung zum Symbol von etwas Geistigem werden? Die Palme steht in Wahlverwandtschaft mit der Empfindung des Heiligen, man darf sagen mit der Paradiesesahnung oder -Erinnerung in der menschlichen Seele. Wäre es anders, so hätte es der schönen und heiligen Palmenform gar nicht bedurft, so hätten sich der gemeinen Eßluft auch andere als Palmfrüchte und der botanischen Betrachtung ein anderes Zellengewebe und eine andere Saftbildung darbieten können. Einzig ihre Schönheit und Heiligkeit war der Zweck, zu dem Gott die Palme schuf.

Es ist mit allem, was in der Landschaft vorkommt, derselbe Fall. Der mineralische Bestandtheil allein macht nicht das Gebirge. Er ist nur das Mittel für einen höheren Zweck. Es kommt nicht darauf an, daß dies Gebirge aus Granit, ein anderes aus Kalkstein besteht, die Größe und Physiognomie der Berge bestimmt den Charakter der Landschaft und steht dadurch in Wahlverwandtschaft mit des Menschen Seele. Oder sollte man die Majestät der Gebirge für nichts Bedeutenderes halten als für eine bloße Anwendung mineralogischer Gesetze? Man kennt den elektrischen Prozeß im Gewitter; hört aber mit dieser prosaischen Auffassung dessen poetische Erhabenheit und dessen Macht der Seelenerschütterung auf? Hat die Finsterniß nur die Bedeutung der Lichtabwesenheit und nicht vielmehr eine viel tiefere, die in die Seele greift? Man kennt die Bestandtheile des Meerwassers; genügt es aber wohl, aus ihrer Mischung allein die Größe, das Schöne, Erhabene und Schreckliche des Meeres, den tiefen Eindruck, den es auf die Seele macht, und seine Bedeutung für die Schicksale der Menschen zu erklären? Man weiß, wie aus schmutzi-

gem und ſinkendem Extreich der Saft in den Blumenſtengel emporſteigt; aber genügt das wohl, um die Schönheit und den Duft der Lilie zu erklären? Man hat in der Materie des blonden Haares eine Miſchung von Schwefel und Waſſerſtoff gefunden; gewinnt man aus dieſer Entdeckung aber irgend ein Verſtändniß von der Bedeutung der blonden Race in der Weltgeſchichte, von der maleriſchen Schönheit und dem Liebreiz der Blondinen?

Der allgemeine Grundſatz, daß es weder einen abſoluten Raum, angefüllt mit einer Urmaterie, noch eine abſolute Zeit, welche ausgefüllt werden müßte, geben kann, ſondern daß es nur einen relativen Raum für die Körper, die ihn ausfüllen, und nur eine relative Zeit für die geſchaffenen Weſen von ihrem Entſtehen bis zu ihrem Ende giebt, findet auch ſeine Anwendung auf die ganze uns bekannte Natur. Neuere Gelehrte haben eine abſolute Organiſationsreihe vorausgeſetzt, die allerdings im Menſchen culminirt, in der aber die Menſchheit doch nur ein einzelnes Glied ſein ſoll. Inſofern hat man den Menſchen vom Affen abſtammen laſſen, dieſen wieder von niedern Thieren und die Thiere von den Pflanzen, ſo daß der höhere Organismus dem niedern an Werth ganz gleich ſteht, weil er ohne denſelben gar nicht exiſtiren würde und nur allen Organismen zuſammen ein Werth zukommt. Eine ſolche Behauptung folgt freilich aus der Vorausſetzung, nur die abſolute Materie ſei ewig, ſei das Abſolute ſchlechthin. Nun iſt aber die Materie nur ein Mittel für die Zwecke des Geiſtes, die Leiblichkeit nur ein Kleid des Geiſtes, und weil die zur Unſterblichkeit beſtimmten Geiſter in keiner andern Leiblichkeit vorkommen, als in der menſchlichen, iſt die ganze materielle Natur auch nur Mittel für den Zweck der Menſchheit und ſtehen alle organiſchen Weſen im Dienſt der Menſchheit und ſind einzig zu dieſem Zweck auf ſo mannigfaltige Art organiſirt. Jede Pflanze, jedes Thier exiſtirt nur zu dieſem Behuf, und nur ſeine geheime Wahlverwandtſchaft mit der Seele des Menſchen ſpiegelt ſich in ſeiner Leiblichkeit. Pflanzen und Thiere exiſtiren nicht für ſich. Es hätte niemals Pflanzen und Thiere gegeben, wenn der Menſch nicht da wäre.

Ich bilde mir ein, daß diese Lehre, obgleich die heutigen Schulen nichts von ihr wissen wollen, dereinst die herrschende werden wird, weil sie die allein wahre Naturansicht enthält. Zunächst machte aber meine Naturkunde kein Glück. Das auf meine Kosten gedruckte Buch fand keinen entsprechenden Absatz. Es fehlte mir an Raum, die vielen Exemplare unterzubringen, ich entschloß mich daher, den ganzen Rest der Auflage der Calwer Vereinsbuchhandlung (G. Weitbrecht) zu dem Zwecke zu überlassen, die Exemplare nach Gelegenheit in den Missionen und zum Zweck derselben gratis vertheilen zu lassen. Im Frühjahr 1873 empfing ich nun aus Calw ein Dankschreiben, von Privatschreiben von Missionären begleitet, worin sie die Freude meldeten, mit welcher sie in der hohen Polarzone mein Geschenk erhalten hätten. „Wir fühlen uns für alle diese sehr willkommenen Bücher gegen Dich und den verehrten Verein zum herzlichen Dank verpflichtet. Ihr spendet freilich durch die vielen herrlichen und köstlichen Schriften viel an uns in Grönland, und in Labrador wird es wohl dasselbe sein. Der Herr segne Euch reichlich dafür, was ich dann auch gewiß bin."

Ich zweiten Privatbriefe heißt es noch: „Ich habe in Menzels Naturkunde mit wahrer Erbauung gelesen und mich herzlich gefreut, diesen Mann so kennen zu lernen, daß er unserer heutigen ungläubigen Gelehrtenwelt, oder auch gelehrtem Unglauben kühn die Stirne bietet. Wie freut man sich doch da und dankt dem Herrn, daß er uns solche Männer zum Gegengewicht schenkt der Finsterniß gegenüber!"

Außer dem, was ich in meiner Naturkunde zusammentrug, häuften sich mir auch zahlreiche Collectaneen von Naturmerkwürdigkeiten an, geschöpft aus Erfahrung und Lektüre, besonders aus einer Menge von Reisewerken. Der Reisende hat Gelegenheit, viel zu beobachten, wovon in den Lehrbüchern der Naturkunde wenig oder nichts zu finden ist, denn die Natur selbst ist unendlich reicher als die Wissenschaft, die sie mit irgend einer Theorie schon ganz eingefangen und übermeistert zu haben glaubt. Ich zweigte von den Naturmerkwürdigkeiten eine besondere Sammlung ab, in der ich nur die eigentlichen

Naturschönheiten verzeichnete, wie sie mir eine mannigfache Belesenheit darbot. Eine dritte Sammlung, welche die poetische Auffassung der Natur im heidnischen Volksglauben in Mythen und Sagen umfaßt, ging in mein größeres Mythenwerk über.

V. Nachlese aus dem Privatleben.

Mit zunehmendem Alter sagte ich mich mehr und mehr von den vielen Vereinen los, an denen ich theilgenommen hatte, mitunter auch in Folge der Erfahrungen, die ich wenigstens in einigen Vereinen gemacht hatte. Es lag im Charakter der ganzen Zeit, daß sich in fast alle gemeinnützigen Vereine ganz ebenso wie in die ständischen Vertretungen, unberufene Leute eindrängten, Juristen, die aus allem eine Rechtsfrage machen wollten und in den Verhandlungen eine unleidliche Statutenreiterei trieben, Techniker voll Eitelkeit, die mit einander concurrirten und gegen einander intriguirten, Magistratspersonen, große Geldmänner, die ehrenhalber in die Ausschüsse gewählt wurden, aber von der Sache nichts verstanden und doch für Orakel gehalten sein wollten; junge Gelbschnäbel, die mit schrecklicher Anmaßung das vomirten, was sie kurz vorher auf der Universität verschluckt, aber nicht verdaut hatten; endlich der Troß von Halbgebildeten und Dilettanten, die überall dabei sein mußten, und denen es hauptsächlich um Zweckessen und Redenhalten zu thun war. Bei der großen Schillerfeier in Stuttgart im Jahr 1859 wollte Wilhelm Wackernagel, der neben mir saß, einen gemüthlichen Gruß aus der

Schweiz anbringen, aber er konnte nicht zu Worte kommen, weil Legionen von inländischen Schulmeistern sich ihm vordrängten, um banale Phrasen bis zur Unausstehlichkeit zu wiederholen.

Sehr ergötzlich war in dieser Beziehung auch die Enthüllung des Listdenkmals in Reutlingen am 6. August 1863. Ich mußte als List's alter Freund dabei sein, man hatte mich auch ins Comité gewählt. Die Enthüllungsfeier war recht hübsch, aber beim Gastmahl drängten sich schon nach dem Rindfleisch fünfzig Redner herbei. Ich konnte es nicht aushalten, und als ein Professor gar anfing, im Katheder über das Verhältniß Friedrich Lists der die ganze deutsche Philosophie verachtete, zur Philosophie zu peroriren und den armen List zu einem Philosophen zu machen, ging ich fort, stillte meinen Hunger in Metzingen und traf noch an demselben Abend mit meinen kriegerischen Söhnen in Urach zusammen, wo die württembergischen Truppen abwechselnd ein Sommerlager bezogen. Hier in den frischen grünen Wäldern vergaß ich einige vergnügte Tage hindurch die Thorheit der Menschen.

Ich füge hier ein paar Bemerkungen über meine Söhne an. Ich hatte deren sieben. Einer starb früh. Als die ältesten die mittleren Klassen des Gymnasiums besuchten, herrschte auf demselben das System der Fusion. Drei Jahrhunderte lang hatte der Humanismus in Württemberg die Herrschaft behauptet. Nun drängte der Gewerbestand und wollte Realschulen haben. Als Mitglied der Schulcommission war ich einmal in der Kammer Zeuge eines heftigen Streits zwischen den ersten Vertretern des Humanismus und des Realismus in Württemberg. Der greise Prälat Flatt wollte die Realschulen durchaus zurückweisen. Autenrieth, Kanzler der Universität Tübingen, einer der geistvollsten Physiologen, vertheidigte sie. Flatt wurde so ärgerlich, daß er des Kanzlers Worte „dummes Geschwätz" nannte. Ich mußte versöhnend dazwischentreten und konnte es, da ich beide hochschätzte und mich beide gern hatten. Flatt war schon sehr alt, aber seine Augen glänzten noch merkwürdig. Er sagte mir einmal, daß ihm zuweilen alles in der Welt gleichgültig, ja zuwider werde, sogar seine Familie und

seine Freunde, und daß er von solchen trüben Stimmungen nur dadurch geheilt werde, wenn es an seine Thür klopfe und ein ganz fremder Mensch hereintrete. Autenrieth war einer der berühmtesten Aerzte und sagte mir, als ich ihn einmal nur zum Scherz consultirte, im Jahr 1833 voraus, ich werde in Stuttgart alt werden. Der einzige Rath, den er mir lachend gab, war: Nehmen sie niemals Medicin ein! Ich bevorwortete in der Schulcommission den Realismus, verfaßte darüber einen Bericht und las ihn dem alten Flatt vor, der am Ende sagte: Ich sehe wohl, ich bin alt und es geht eben in der Welt wie es geht! Der Realismus brach sich wirklich, jedoch nur langsam, Bahn. Man legte ihm immer noch Hemmnisse in den Weg und es fehlte anfangs an Lehrern. Man piquirte sich, vor der ersten Realschule zu warnen und das Gymnasium allein zu preisen. Man versuchte, den Wünschen der höher gebildeten Industriellen im Gymnasium dadurch zu genügen, daß man darin neben dem humanistischen auch realistischen Unterricht aufnahm. Durch dieses Mittel der sog. Fusion oder Cumulation des Unterrichts hoffte der Humanismus sich die Alleingewalt zu sichern.

Nun wurden aber die armen Knaben im Gymnasium mit Stunden überhäuft. Sie mußten an mehreren Tagen in der Woche sieben Stunden lang in der Schule hocken und dazu noch Ausarbeitungen für die Schule daheim machen. Ich befolgte den Grundsatz, keinen meiner Söhne aus dem Hause zu entlassen, er habe denn alle ritterlichen Uebungen gelernt: Turnen, Fechten, Reiten, Tanzen, Schwimmen, Singen und ein Instrument spielen, das letztere natürlich nur, wenn er dazu Talent zeigte. Zudem verlangte ich, die Jungen sollten so oft als möglich frische Luft genießen und sich im Wald und auf den Bergen tummeln. Das ging nun bei sieben Schulstunden nicht an. Ich vereinigte mich daher mit einer Anzahl von Vätern, die ebenso dachten wie ich, namentlich mit dem damaligen Stadtschultheiß Gutbrod, einem Biedermanne, mit dem Obersten, später General und Kriegsminister von Baur, Herrn von Luck und andern zu einem sog. Elternverein, der in wenigen Tagen über hundert Mitglieder zählte.

Wir erklärten in einer Eingabe an den k. Studienrath, wir verlangten Abkürzung der Lernzeit, widrigenfalls wir alle unsere Söhne vom Gymnasium zurückziehen würden. Natürlicherweise gab man uns nach. Der König selbst scheint bis dahin gar nicht gewußt zu haben, wie weit die Unvernunft seiner Schulmeister gegangen war. Unserer Beschwerde wurde augenblicklich abgeholfen. Zwei Lehrstunden fielen weg und wurden durch Uebungen im Turnen und Exerciren ersetzt. Man nahm tüchtige Unteroffiziere, die jungen Leute stellten sich sehr gut an (wie später die Jugendwehr). Man exercirte schon im Feuer, und mein zweiter Sohn Ludwig lernte den Dienst so gut, daß er, als er später im Frühjahre 1848 als Freiwilliger beim 6. württembergischen Infanterieregiment eintrat, sofort das Exercitium auf dem großen Wasen bei Cannstadt mit Ober- und Untergewehr als Flügelmann seiner Compagnie (denn er war der größte) mitmachte, zum nicht geringen Erstaunen des Hauptmanns, der ihn noch nicht kannte. Aber sein Feldwebel war derselbe, der ihn als Knaben einexercirt hatte.

Im Jahr 1850 wurde ich vom k. württembergischen Oberstudienrath eingeladen, Mitglied der neu eingesetzten Maturitäts-Prüfungs-Commission zu werden. Man hatte nämlich wahrgenommen, daß nach und nach die jungen Leute etwas zu früh vom Gymnasium entlassen wurden und zu jung auf die Universität kamen. Die ein Brodstudium trieben, wollten eben recht früh fertig werden. Man hatte ferner bemerkt, daß zuweilen auch Jünglinge ohne hinreichende Kenntnisse auf die Universität entlassen wurden, bald aus Rücksicht auf vornehme und reiche Eltern, bald in Folge der Rivalität unter den verschiedenen Lehranstalten, von denen jede gute Schüler liefern wollte. Die katholischen Gymnasien glaubten sich zuweilen hintangesetzt, auch die protestantischen bildeten sich ein, das Stuttgarter Gymnasium werde bevorzugt. Genug, der Oberstudienrath griff einmal durch und setzte eine Commission nieder, von der alle Abiturienten von allen Gymnasien und Lyceen des Landes geprüft werden sollten, ehe sie auf die Universität entlassen wurden. Auch sollte,

außerordentliche Ausnahmen abgerechnet, keiner vor dem achtzehnten Jahre zugelassen werden. Die Commission sollte aus den Rectoren der Gymnasien in Stuttgart, Ulm und Ellwangen und aus drei unabhängigen, nicht im Staatsdienste stehenden Gelehrten zusammengesetzt sein. Von der letztern Kategorie fand man aber keinen außer mir, so daß man doch noch zwei Gymnasialprofessoren zuziehen mußte. Einer dieser Professoren und ein Rector waren Katholiken. Ich konnte die ganze Einrichtung nur billigen, trat also bei. Wir wirkten in der That wohlthätig. Die Prüfungen fanden zweimal im Jahre statt, im Frühling und Herbst, und in den ersten Jahren ließen wir eine bedeutende Anzahl Candidaten durchfallen, ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft oder die Anstalt, aus der sie kamen. Wer das nöthige Maß von Kenntnissen nicht besaß, wurde ohne Gnade abgewiesen. Darnach richteten sich nun die Eltern, die Anstalten und die jungen Leute selbst, und binnen wenigen Jahren hatten wir durchgängig fähigere Abiturienten.

Das Haupt der Commission war der gelehrte Rector Roth, ein musterhafter Schulmann, aber fanatischer Philologe, während der damalige Director des Oberstudienrathes, Knapp, ein ebenso strenger Bureaukrat, mehr den Forderungen des praktischen Lebens Rechnung tragen sollte. Der letztere hatte die Oberleitung, der erstere betrachtete ihn aber nur als einen Eindringling und sich selbst als Sachverständigen und eigentlichen Herrn der Schule. Jeder von beiden hatte ein gewisses Recht auf seiner Seite und war achtungswürdig in der Vertheidigung des Princips, aber jeder war herrschsüchtig, es gab daher heftige Scenen, wobei mir zuweilen die Vermittlung gelang. Roth beleidigte den ganzen Oberstudienrath dermaßen, daß er aus demselben austreten mußte, wollte auch das Rectorat niederlegen, behielt es nach dem Wunsche des Königs bei, legte es aber doch nach einigen Jahren nieder und zog nach Tübingen, wo seine gründlich gelehrten Vorlesungen, wie er es verdiente, auf das fleißigste besucht wurden. Knapp starb. Ich blieb zwölf Jahre

lang in der Commission und dankte erst ab, als ein neuer modus examinandi beliebt wurde, der mir nicht mehr zusagte.

Ich will beiläufig bemerken, daß der Oberstudienrath nach dem Beispiel derselben Behörde in einigen andern deutschen Staaten allen Lehranstalten des Landes eine bestimmte Orthographie vorschrieb. Ich wurde auch zu einem Gutachten darüber aufgefordert und fand die Forderungen des württembergischen Schemas vorsichtig und gemäßigt, erklärte mich aber doch in einem ausführlichen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung gegen jedes einseitige Vorgehen in dieser Richtung. Weder die Behörde eines Staates, noch auch die aller deutschen Bundesstaaten, wenn sie sich je (was undenkbar) dazu vereinigen könnten, besäßen das Recht und die Macht, die freie Entwicklung im Sprachgebrauch zu hemmen. Die Presse werde sich in dieser Beziehung niemals einem Schulzwang unterwerfen. Ich führte zugleich aus, der Reichthum der deutschen Sprachbildung dulde und erfordere sogar eine Mannigfaltigkeit in der Rechtschreibung.

Ich behielt auf meiner literarischen Hochwarte die Augen immer offen, um zu erspähen, was sich in der Nation etwa für ursprüngliche und gesunde Kräfte regten, um der alten Volksnatur unter der dreihundertjährigen Sündfluth und Ueberschüttung mit dem ganzen fremdartigen Wuste der Renaissance, s. g. Bildung und Aufklärung wieder Luft zu machen. Der erste Versuch dazu im Aufkommen der s. g. romantischen Poesie im Anfang des Jahrhunderts war nicht gelungen. Da führte die Zersetzung der abgestorbenen Poesie in die beiden Extreme einerseits gottlosester Verruchtheit, andrerseits der langweiligsten Convenienzen unwillkürlich zum Natürlichen zurück. Man wollte nicht immer angespannt und überspannt und mit vornehmer Anmaßung zum Gähnen verdammt werden. Das Streben zum Natürlichen machte sich nun in zwei Formen geltend, in der Form der s. g. Volksstücke auf den rasch zunehmenden Volks- und Sommertheatern und in der Form der s. g. Dorfgeschichten. Man wollte das verstiegene und verzwickte gelehrte Zeug nicht mehr haben.

Was die Volksstücke betrifft, so gab es in der That unter ihnen

solche, die man als Anfänge eines neuen, wieder volksthümlichen Schauspiels betrachten konnte. Sie brachten Menschen aus dem gemeinen Volke und treue Scenen nach dem Leben auf die Bühne. Sie stellten das Volk in seiner harmlosen Lust, in seinem tiefen Elend und namentlich im Kampfe mit alle den unnatürlichen Verkehrtheiten dar, die das moderne Staatsleben und die Corruption der höheren Stände mit sich bringen und unter denen es leiden mußte. Der Inhalt solcher Stücke ist oft rührend und tief ergreifend, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob auch der schönen dichterischen Form genügt wird. Ein Theil dieser Volksstücke stammt freilich aus Paris, wo der vierte Stand sich seit der Restauration seine besondere Poesie geschaffen hatte. So kamen einige verrufene Pariser Verbrecherdramen und zur Zeit unserer Revolution auch einige Stücke mit communistischen Tendenzen auf unsere Volksbühne. Allein im Ganzen vertrug man in Deutschland das Gift nicht, in dem so gern der Pariser Pöbel sich berauscht, und eine bessere Moral und eine harmlosere Rührung, ein harmloserer Witz behielten die Oberhand. Das Verderben der Volksbühnen kam von einer ganz anderen Seite. Weder die Directionen der Volksbühne, noch das Publikum wurde sich des Gegensatzes bewußt, in welchen das junge, natürliche, gesunde Volksschauspiel zu dem verderbenen Geschmack, oder eigentlich der vornehmen Abgeschmacktheit der Hoftheater stehen soll. Die Volksbühnen nehmen demnach nur noch allzuviel von den Hofbühnen an, ziehen deren abgetragene Kleider an und wollen vornehm thun, was ganz ihrem Principe, wie ihren Mitteln widerspricht. Außerdem üben die kleinen Theater der Hauptstädte allzuvielen Einfluß auf die kleinen Theater in den Provinzen. Nun paßt aber der Wiener oder Berliner Stadtton gewiß nicht in die Provinzen und kann dort nur schädlich wirken zur Unterdrückung des wahren Volksthümlichen.

Mit ebenso vielem Vergnügen wie die Volksstücke begrüßte ich die Dorfgeschichten. Allein auch sie haben nicht so viel gewirkt und erreicht, als man hätte wünschen sollen. Sie fielen zu sehr in den Fehler der niederländischen Malerschule, indem sie mit der Natur-

treue kokettirten, auch wo diese häßlich war. Dann fiel unzähliges schreibseliges Volk darüber her und fabricirte Dorfgeschichten nach der Schablone, so daß man Mühe hatte, unter dem Wust einige Goldkörner von Poesie herauszufinden. Viele maßten sich an, das Leben, ja die Seele des Volkes abzuspiegeln, und kannten das Volk gar nicht.

Der Urheber der ganzen neuen Manier war Pfarrer Bitzius im Canton Bern, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf schrieb. Indem ich seine Bücher empfahl, mißbilligte ich doch die allzu grelle Ausmalung der Habgier, des Geizes, des Eigensinns und der Roheit im Bauernstande. Es ist wahr, daß alle diese Eigenschaften im Volke vorhanden sind, aber das Volksleben bietet auch noch viele schöne und edle Seiten dar, und es heißt das Volk karikiren, wenn man vorzugsweise jene und nicht diese ausmalt. Als ich mich in diesem Sinne theils öffentlich, theils in Gesprächen mit Schweizer Freunden geäußert hatte, schrieb mir Bitzius am 19. August 1841 mit Uebersendung seiner Anne Bäbi: „Ihre mündlichen Mahnungen durch Thurgau und Ihre gedruckten Fingerzeige habe ich soviel möglich mir zu Gemüthe geführt. Aber wenn eine Person spricht, so muß ich sie reden lassen nach ihrer Art, ich mag wollen oder nicht. Ich muß den bezeichnendsten Ausdruck wählen, wie grob er sein mag. Das Ding ist stärker als ich. Freilich geschieht es, daß nach einigen Jahren mir dies und das auch häßlich scheint, weil ich es nun besser zu bezeichnen wüßte. Ich dachte nicht daran, Schriftsteller zu werden, wurde 38 Jahre alt, ehe ich etwas drucken ließ. Die Noth des Volkes und der radicale Unsinn, der eine schön aufgehende Zeit verdarb, zwangen mich dazu, glätteten mir aber meine Ungeschliffenheit nicht. Wenn mir recht ist, so turnten wir im Jahr 1820 auf dem heitern Platz zu Zofingen mit einander. — Gegenwärtig habe ich unsere politische Kopf- und Rathlosigkeit auf dem Korn. Ich sollte mich eigentlich hier hinein nicht mengen, aber wer zieht dem, der aufrichtig das Volk liebt, die Grenzen, was im Volksleben ihn angehe und nicht angehe? Ist ein Volksleben eben kein Cadaver, wo kein Glied mehr was weiß

vom andern, sondern ein Ganzes, in allen Gliedern das gleiche, so daß man in keinem das Leben verletzen kann, ohne daß es das gesammte Leben fühlt."

Ich selbst schrieb einige Dorfgeschichten, indem ich überhaupt in Mußestunden kleine poetische Motive zu Novellen verarbeitete, die sich jedoch nur zum Theil in der ländlichen Sphäre bewegten.

Seit 1857 nahm mich das von Franzmüller gut geleitete Sommertheater in Cannstadt, wo vom Mai bis September täglich gespielt wurde, je nachdem gute Schauspieler da waren, mehr oder weniger in Anspruch. Ich vertheidigte einmal die Volkstheater gegen einen abschätzenden Artikel der Augsb. Allg. Zeitung. Ich vermochte jedoch nicht, das kleine Theater auf eine höhere Stufe zu bringen. Der Direktor glaubte, dem gemeinen Geschmack des Publikums nachgeben zu müssen, um eine gute Einnahme zu haben, verstand aber unter dem Publikum die Pflastertreter der Hauptstadt und einige aus Cannstadt. Das eigentliche Publikum würde wohl auch an würdigern, ernstern und rührendern Stücken Geschmack finden; solche nahmen aber im Verlauf der Jahre immer mehr ab, und es wurden immer mehr nur Possen aufgeführt.

Ich wäre gern viel gereist, aber meine Mittel reichten nicht, da ich schon ziemlich früh eine zahlreiche Familie zu versorgen bekam und das Reisen, ehe die Eisenbahnen aufkamen, zeitraubender und theurer war als jetzt. Ich reiste einmal nach Wien, ein paarmal nach Berlin und brachte ein Vierteljahr in Italien zu. Sonst machte ich keine größern Reisen, bestemehr in der guten Jahreszeit aber von Stuttgart aus theils in dessen schöne Umgebung, theils in die rauhe Alb, den Schwarzwald, an den Bodensee und in dessen alpine Umgebung. Diese kleinen Ausflüge störten mich weniger in meiner rastlosen literarischen Thätigkeit, kosteten mich weniger und waren doch durch die Bewegung in freier Luft meiner Gesundheit zuträglich und stets für mich ein poetischer Genuß. Stuttgart selbst ist ein angenehmer Aufenthaltsort. In meinem kleinen mit Reben umkränzten Hause, das ein hübscher Garten von der Straße trennte, wohnte ich mitten in der

Stadt doch halb wie auf dem Lande. Auf der Ostseite genießt die Stadt den dunkelgrünen Schatten hoher und dichter Kastanienalleen und von allen Seiten blicken die Weinberge in die Straßen hinein. Nach allen Richtungen im Thal zum Neckar hin und gegen die Berge im Norden, Westen und Süden bewegt man sich in einer schönen Landschaft, in schönem Buchen- und Tannenwald, und die Berge bieten wechselnde Fernsichten in Menge dar. Mein Lieblingsweg war viele Jahrzehnte lang über den Bopserwald hinab nach Wangen oder Rohracker. Wenn ich da einige Stunden Berg- oder Waldluft genossen hatte, ruhte ich in Eßlingen, Ober- oder Untertürkheim am Neckar bei einem guten Glase Wein aus, der auf den nächsten Bergen wächst und als der beste unter den Neckarweinen berühmt ist. Als in Eßlingen der Lärm der großen Maschinenfabrik zu laut wurde, blieb ich seitdem lieber in Obertürkheim, wo ich seit den siebenziger Jahren meines Lebens an dem Musiklehrer Bender und seiner wackern Frau, einer ehemaligen Gouvernante, sehr liebenswürdige Gesellschafter fand. Sie hatten sich in jüngern Jahren in Rußland geheirathet. In Obertürkheim, im Garten der „Mühle", trank ich gewöhnlich den seg. grünen Wein, der rein von Sylvanertrauben herrührt.

Das Neckarthal war früher noch schöner. Als ich das erstemal 1820 nach Stuttgart kam, ragte noch der Kahlenstein, ein schöner Felsen bei Cannstadt gegen den Neckar hin. Bald darauf hat ihn König Wilhelm I. mit großen Kosten wegrasiren lassen, um auf den planirten Berg seine Villa Rosenstein zu bauen. Auch das alte Stammschloß Württemberg über Untertürkheim war eine romantische und historisch denkwürdige Ruine, eine Zierde der Gegend. Auch sie ließ König Wilhelm wegrasiren und statt ihrer auf den kahlen Berg eine griechische Rotunde setzen mit dem Grabe der Königin Katharina.

Eine lange Reihe von Jahren machte ich im Sommer wöchentlich oft mehrere Ausflüge nach den schönen Eßlinger Filialen, die ich kannte, wie meine Tasche. Die Luft ist dort sehr gut, die zerstreuten Häuser liegen in einem Obstwalde. Auch in den kleinen Wirthshäusern trinkt man dort überall guten Wein. Wenn man, wie ich pflegte,

von der auf dem Berge liegenden Kelter von Sulzgries aus nach Eßlingen heruntergeht, hat man in der Abendsonne die herrlichste Aussicht, im Vordergrunde über das Neckarthal und die Stadt Eßlingen, im Hintergrunde das schöne Panorama der schwäbischen Alb. In das Remsthal kam ich seltener, häufig aber nach Fellbach unter dem Rothenberge, auf dem das Stammschloß Württemberg stand. Hier lebte der Vater meines Schwiegersohns Auberlen als Schulmeister, dessen Vater und Großvater ebendaselbst Schulmeister gewesen waren, in einem wahrhaft patriarchalischen rebenumkränzten Hause, neben der alterthümlichen, festungsartig ummauerten und mit einem Wallgraben umringten Kirche. Hinter solche befestigte Kirchhöfe pflegten sich im Mittelalter vom Feind gefährdete Gemeinden zu retten und sich zu vertheidigen. Nicht weit davon liegt das uralte Waiblingen, von dem der größte Kriegeruf im Mittelalter ausgegangen ist: Hie Welf, hie Waiblingen! Im Remsthal ziehen uns viele berühmte Weinorte, besonders aber Groß-Heppach an, wo ich öfters in dem Zimmer saß, in welchem einst Prinz Eugenius mit Marlborough und dem Markgrafen von Baden den Plan zur siegreichen Schlacht bei Höchstedt entwarf.

Natürlicherweise bestieg ich auch während meines langen Aufenthalts in Schwaben öfter den Hohenstaufen. Man kann von gewissen Punkten der Berge in der Nähe von Stuttgart aus den Hohenstaufen und den Hohenzollern, die zwei Hauptburgen, zwischen denen die rauhe Alb sich in ihrer ganzen Schönheit ausbreitet, zugleich sehen. Es bleibt immer ein schöner Gedanke, daß von diesen Burgen aus die edelsten Kaisergeschlechter Deutschlands ausgegangen sind. Das tragische Schicksal der Hohenstaufen, an das ich nie ohne tiefe Rührung denken konnte, mußte in jedem guten Deutschen die Sehnsucht nach irgend einer Genugthuung erwecken. Ich schrieb schon vor vierzig Jahren, die Hohenstaufen warten noch auf ihren Rächer. Ist es nun nicht wunderbar, daß ihnen dieser Rächer endlich erstanden ist und zwar aus der Burg Hohenzollern, die dem Hohenstaufen an demselben Gebirge gegenübersteht, die größte Kaiserwiege gegenüber dem größten

Kaisergrabe! In Schwaben existirte ein sog. Hohenstaufenverein, an dessen Spitze der verstorbene Graf Wilhelm von Württemberg, Herzog von Urach, stand. Es wurde oft darüber gestritten, was man auf die kahle Staffel des Hohenstaufen bauen solle, und ich war sehr zufrieden, daß man nicht damit zustandekam, da zu etwas Großartigem die Mittel fehlten und etwas Aermliches des großen Namens, der großen Erinnerung unwürdig gewesen wäre. Ich sträubte mich namentlich gegen den fatalen Gedanken, den Hohenstaufen mit einer Pyramide oder einem kleinen Thürmchen zu schmücken.

Zu den angenehmsten Spaziergängen in der rauhen Alb gehört das Reckenthal, so benannt von den vielen Reckensteinen, den reckenartig aus dem Wald aufsteigenden weißen Kalkfelsen. Das mehrere Stunden lange, ganz unbewohnte Thal bleibt mit seinem Bächlein eng durch die einander nahestehenden Waldgebirge, und ist besonders für den Botaniker interessant durch die Menge seltener Waldpflanzen. Die beiden Endpunkte des Thals sind die berühmtesten Bierorte Württembergs, Weißenstein und Ehbach. Die Besitzer beider waren mir befreundet, Graf Rechberg und Graf Degenfeld. Ehe ich noch den Grafen Rechberg kennen lernte, ging ich einmal nach Weißenstein, um dort die spanischen Bilder zu sehen, die der Vater des Grafen, ein College des Minister Montgelas in Bayern, von dort mitgebracht und in Weißenstein aufbewahrt haben sollte. Ich hoffte darunter zwei Murillos zu entdecken, welche die Königin von Spanien einst ihrem Beichtvater, einem Kapuziner aus Tirol geschenkt hatte, als derselbe in sein heimisches Kloster zu Clausen zurückkehrte. Die Dame war ihm sehr gnädig gewesen und hatte ihm eine größere Anzahl Bilder der berühmtesten spanischen Maler verehrt, womit er sein Kloster schmückte. Als aber in der napoleonischen Zeit Tirol an Bayern abgetreten werden mußte und das kirchenfeindliche System des Minister Montgelas auch unbarmherzig in Tirol eindrang, wurden jene Bilder aus dem Kloster Clausen geraubt. Vier Murillos waren vorhanden gewesen, davon kamen jedoch nur zwei nach München in die königliche Galerie, wo sie sich noch jetzt befinden. Die andern zwei sind

spurlos verschwunden, und es ist oft vergebens nach ihnen geforscht worden. Da ich nun erfuhr, in Weißenstein befänden sich ausgezeichnete spanische Bilder aus dem Nachlaß des Minister Grafen Rechberg, Vater des gegenwärtigen Besitzers von Weißenstein, und dieser bayrische Minister ein College Montgelas' gewesen war, hielt ich für möglich, die beiden verschwundenen Murillos in Weißenstein zu finden. Ich fand nun hier ein paar wundervolle Bilder von Velasquez, aber keinen Murillo und erfuhr später vom Grafen Rechberg selbst, die gesuchten Bilder seien nie in seinem Besitze gewesen.

Ich hatte eine Vorliebe für die grünen Buchenwälder der rauhen Alb, aus denen überall in charakteristischer Weise der weißschimmernde Jurakalk durchbricht. Ich habe nach und nach mit nur wenigen Ausnahmen alle Thäler dieses Gebirges vom Brenzthal an bis zum obern Donauthal besucht. Die rauhe Alb ist eine Erhebung der Erdrinde dem rechten Neckarufer entlang. Nur von dieser Seite stellt sie sich als ein Gebirge dar. Ostwärts senkt sie sich nur langsam in einer schiefen Ebene zum linken Ufer der Donau hinab, weßhalb auch das atmosphärische Wasser, was auf diese schiefe Fläche fällt, sich gegen die Donau hin konzentrirt und in zwei überaus reichen Quellen zu Tage tritt, in dem berühmten Blautopf bei Blaubeuren und zu Königsbronn im Brenzthal. Merkwürdig ist das ganz farblose Wasser im Bassin zu Königsbronn, während der Blautopf in seiner Färbung dem schönsten Alpensee gleicht.

Wenn ich, was fast alljährlich geschah, in der guten Jahreszeit die Alb aufsuchte, kam ich am häufigsten ins Lenningerthal, ins Neidlingerthal, ins obere Filsthal, ins Uracher Thal, ins Pfullingerthal mit dem Lichtenstein. Urach und seine Umgebung gehört unstreitig zu den schönsten Partien, die man von Stuttgart aus machen kann.

Im April des Jahres 1857 wollte ich einmal wie gewöhnlich früh morgens an mein Pult treten und schreiben, als die Sonne so schön zum Fenster hereinschien, daß mich auf einmal ein unwiderstehlicher Trieb hinauszulaufen ergriff. Ohne alle Vorbereitung setzte ich mich auf die Eisenbahn und fuhr nach Plochingen, von wo aus

ich zu Fuß durch Kirchheim und bis Owen lief, hier ein Mittagessen bestellte und noch geschwind auf der steilsten Seite zur Teck hinaufkletterte. Von dieser berühmten Burgruine aus hat man insofern eine der schönsten Aussichten, die es im ganzen Schwabenlande giebt, weil sich die rauhe Alb selbst, namentlich der Neuffen, hier in den großartigsten Profilen darstellt. Wenn man diese Burgen sieht, zu denen auch der etwas ferner liegende Hohenstaufen gehört, begreift man, woher die Ritter kamen, die einst der Spanier los fieros Allamanos nannte. Als ich vom Berge wieder herabkam und im Wirthshaus ein paar köstliche Forellen verzehrte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Herrn, der nach Tübingen gehen wollte und sich mir später als einen Privatdocenten daselbst zu erkennen gab. Der Wirth in Owen hatte eine interessante Sammlung ausgestopfter und lebender Thiere, unter denen sich einige seltene und schöne Vögel der rauhen Alb auszeichneten. Wir betrachteten diese Thiere während eines heftigen Gewitters. Dann schien die Sonne wieder, und wir waren so ins Gespräch vertieft, daß mein junger Gesellschafter sich entschloß, ehe er nach Tübingen ging, mir ins Lenningerthal bis Guttenberg zu folgen. Der kothigen Straße wegen fuhren wir dahin. Von Guttenberg an ging ich wieder zu Fuß, und mein junger Freund begleitete mich noch bis zur Hälfte der Schopflocher Steige. Hier nahmen wir Abschied, und ich eilte, noch ehe es dunkel wurde, die schöne Ruine Reißenstein zu erreichen, die ins Neidlingerthal hinabsieht und von keiner Seite einen so malerischen Anblick darbietet, als von der, von wo ich damals kam. Ich hatte fünf Jahre früher dieselbe Ruine von Neidlingen aus bestiegen. Von hier aus kam ich noch bei guter Tageszeit auf der noch neuen Chaussee nach Wiesensteig hinunter. Man behält hier zur Rechten das obere Filsthal unter langgestreckten Waldgebirgen, bei deren Anblick man kaum zweifelt, daß der Name des Ortes vom Wiesent herkommt, der Kuh des Auerstiers. Denn in diese Waldgebirge ist die Cultur noch nicht tief eingedrungen, die engen Wiesenthäler werden von dichtem Wald eingeschlossen, aus dessen Dickicht einst die wilden Rinderheerden ab- und aufstiegen. —

Im Gasthof zu Wiesensteig war eine Hochzeit, deren Jubel mich eine zeitlang nicht schlafen ließ, bis meine Nerven sich endlich doch noch stärker bewiesen, als aller Lärm, der sie zu irritiren suchte. Am andern Morgen lachte die Sonne wieder sehr schön, doch waren in dem obern Filsthal, wie überhaupt auf der Höhe des Gebirgszuges schon am Reißenstein alle Bäume noch kahl, während sie gestern im Lenningerthale, so wie am Neckar, schon in voller Blüthe standen. Ich kehrte durch das schöne Albthal zurück, welches sich von Wiesensteig bis Geislingen fünf Stunden lang hinzieht und wo ich immer gern verweilte. Nur wenige Stunden von einander liegen hier zwei Badeorte, Ditzenbach mit einem lieblichen Säuerling und Ueberkingen mit einem merkwürdigen sehr alten Gasthofe.

Im Sommer desselben Jahres 1857 wollte ich einmal meinen zu Winterbach im Remsthal als Vikar angestellten Sohn Konrad besuchen. Ich ging von Reichenbach aus über den Schurwald und genoß die schöne Aussicht über das Neckar- und Remsthal und auf den Hohenstaufen. Man wird dort oben im Walde auch noch durch eine höchst elegante Forstkultur, besonders durch eine malerische Anlage eines hohen Lärchenwaldes überrascht. Als ich nach Winterbach hinabgestiegen war, empfing mich der Pfarrer, ein jüngerer Bruder des berühmten Prälaten Kapff, mit der Nachricht, er habe soeben eine Anfrage vom Consistorium erhalten, ob mein Sohn nicht geneigt wäre, nach Bremen zu gehen, um dort ein paar Sommermonate hindurch als Hülfsprediger einen auf der Badereise abwesenden Bremer Pastor auf der Kanzel zu ersetzen. Die Bremer Herrn pflegten sich gewöhnlich und schon von längerer Zeit her dergleichen Hülfleistungen aus Württemberg zu erbitten, wie andrerseits die jungen Bremer Theologen auch vorzugsweise gern in Tübingen studirten. Mein Sohn, damals noch sehr jung, kam zu der Ehre, vom Consistorium nach Bremen geschickt zu werden, nur zufällig, weil ein paar ältere es abgelehnt hatten. Er ging mit mir zu Fuß durch das Remsthal zurück, um sogleich nach Bremen abzureisen, und war auffallend freudig erregt.

Ich ahnte nichts davon, daß hier mehr als Zufall im Spiel war. Mein Sohn war schon einmal in Bremen gewesen aus einem sehr eigenthümlichen Anlasse. Ein gewisser Heinrich Kohlmann aus Bremen studirte Theologie in Tübingen und wurde der intimste Freund meines Sohnes. An einem sehr kalten Wintertage im Januar 1855 erfror er sich auf einer nächtlichen Schlittenfahrt beide Hände, wurde zwar durch die Kunst der Aerzte so weit hergestellt, daß er nur die beiden Zeigefinger einbüßte, blieb aber einer langen Kur unterworfen und kehrte, da er die Hände noch nicht brauchen konnte, in Gesellschaft und unter der Pflege meines Sohnes zu seinen Eltern zurück. Sein Vater war Pastor in Horn unfern von Bremen. Während seines vierzehntägigen Aufenthalts im Horner Pfarrhause faßte mein Sohn eine zärtliche Neigung zu Heinrichs Schwester Amalie, die von ihr erwidert wurde. Beide wagten indeß nicht zu hoffen, daß diese Neigung jemals zu einem dauernden Band führen könnte. Im folgenden Sommer kehrte der wieder genesene Heinrich in Begleitung seines Vaters und seiner Schwester nach Tübingen zurück, und hier sahen sich die Liebenden wieder, nur auf kurze Zeit und ohne irgend eine Aussicht, jemals wieder zusammenzukommen. Nun auf einmal kam die Anfrage vom Consistorium, und man kann sich denken, daß mein Sohn nicht anders glaubte, als Gott selbst befehle ihm nach Bremen zu gehen, wohin er sich so lange schon und bisher ohne Hoffnung gesehnt hatte. Ich wußte und ahnte von alledem nichts. Er kam nach Horn und ging am Garten des Pfarrhauses vorüber. Amalie saß mit ihrer Mutter und dem jüngsten Bruder im Garten. Letzterer sagte, der vorbei gehende junge Mann sei Konrad so ähnlich. Da trat er herein, er war es selbst. Nicht nur das Mädchen, sondern auch ihre vortreffliche Mutter gingen nun bald in Konrads Glauben ein, daß hier eine höhere Hand im Spiele sei. Genug, die Herzen hatten sich schon längst gefunden, die Mutter gab zuerst den Segen dazu. Vor uns beiden strengen Vätern wurde die Sache noch geheim gehalten, weil mein Sohn damals sein zweites Examen noch

nicht gemacht hatte. Nachdem er dasselbe aber mit Ehren bestanden und einen annehmbaren Platz in der Schweiz gefunden hatte, gaben wir in Gottes Namen das junge Paar im Frühjahr 1862 zusammen.

Im Spätsommer 1857 machte ich noch eine sehr behagliche Reise zum damaligen Oberpräsidenten in Sigmaringen, meinem vieljährigen Freunde und Gönner, Herrn von Sydow, der mich schon öfter nach seinem schönen Thale eingeladen hatte. In der That gibt es in ganz Schwaben nichts so Malerisches, wie das Donauthal von Tuttlingen nach Sigmaringen. Im Ganzen hat das Gebirge noch ganz den Charakter der rauhen Alb und des Jura. Es ist ein verwittertes Kalkgebirge unter lichtgrünem Buchenwald, nicht wie der Schwarzwald Granit unter dunklen Tannen. Aber die Mannigfaltigkeit der Felsenprofile, Höhlen und Burgruinen im Donauthal ist überraschender, als in jedem andern Thale des schwäbischen Jura. Wir fuhren in zwei Wagen auf der damals noch neuen Chaussee und dinirten in dem reizend gelegenen Beuren, wo seitdem wieder Mönche angesiedelt sind. In unserer Gesellschaft befand sich eine Schwester des Herrn von Sydow aus Berlin, ein geistlicher Herr und zwei reizende Mädchen, die muntere Elise von Bernard aus München, welche später die Gemahlin des Herrn von Mallincrodt wurde, und die zarte schöne Hedwig, Tochter des Lippeschen Geheimraths und bekannten christlichen Dichters Victor von Strauß. Herr von Sydow hatte in seiner bedächtigen Art die Fahrt so eingerichtet, daß wir unterwegs dreimal darum loosen mußten, welche Mitglieder der Gesellschaft beisammen in dem einen oder andern Wagen sitzen sollten. Nun warf mich aber das Loos jedesmal und immer wieder allein mit den beiden Mädchen zusammen, woran wir uns außerordentlich ergötzten.

Ich lernte bei Frau von Sydow auch mehrere jesuitische Väter aus dem nahen Gorheim kennen. Nachher fuhr ich nach dem Heiligenberge, den ich später noch einmal mit meiner Nichte Emma besucht habe, weil mir kein Punkt in Schwaben bekannt ist, von wo aus man eine so wundervolle Aussicht über das Rheinthal, den

Bodenſee und die ganze nördliche Alpenkette genöſſe. Das Schloß ſelbſt iſt, vorzüglich wegen des ſchönen Rittersaales im früheſten, noch halb romantiſchen Renaiſſanceſtyl merkwürdig. Von da fuhr ich hinab nach Salmannsweiler, um die ſchöne gothiſche Kirche daſelbſt zu ſehen, und dann nach Friedrichshafen. Hier traf ich mit meinem Sohn Otto zuſammen und machte mit ihm noch ein paar hübſche Ausflüge über Immenſtadt nach Oberſtdorf im Oberillerthale und nach Bregenz und Feldkirch im Vorarlberg. In Feldkirch beſuchte ich das Jeſuitenhaus, wo ich ſehr freundlich empfangen wurde. Noch an demſelben Abend aber ergötzte mich beim Nachteſſen in Bregenz ein Heuerlein aus Oberſchwaben, welcher zufällig neben mir ſitzend mit einigen andern Schwarzröcken eine ſcurrile Unterhaltung pflog und dabei, weil ich ihm ein Norddeutſcher zu ſein ſchien, beſtändig auf die Norddeutſchen, ihre Ausſprache ꝛc. ſtichelte und ſein Müthchen dabei kühlte. Ich ſagte nichts dazu und gab nur Acht, wie weit der junge geiſtliche Tölpel ſeine dumme Unverſchämtheit treiben würde. Aber wie erſchraken die Herrn, als ſie meinen Namen im Fremdenbuch fanden. Einer der Geiſtlichen war aus Bayern und hatte mir wenige Wochen vorher mit einem demüthigen Briefe ein Buch zur Recenſion geſchickt. Er kam noch am andern Morgen in früher Stunde an meinen Wagen, um ſich höflich von mir zu verabſchieden.

Dergleichen Scenen habe ich oft und zwar im Schooße der verſchiedenſten Parteien erlebt. Da erfreut ſich die unerfahrene Jugend und das blödſinnige Alter, über die Gegenpartei zu ſpotten und das Herz vor Lachen auszuſchütten, hier der Katholik über den Proteſtanten, der Süddeutſche über den Norddeutſchen, dort umgekehrt das Münchner Nordlicht über den Stockbayern, der Lichtfreund über die welche den h. Rock in Trier küſſen. In dieſem pöbelhaften Benehmen der Parteien gegen einander liegt ein Hauptgrund ihrer Unverſöhnlichkeit.

Ich hatte immer eine große Liebe zu kleinen Kindern, und dieſe Neigung wuchs mit den Jahren. Als ich 1833 mein Haus in Stuttgart auſte, war mein nächſtes Nachbarhaus die k. g. Paulinenpflege,

worin 50—60 Kinder beiderlei Geschlechts als Waisen oder verwahrloste Kinder verpflegt und erzogen werden. Diese Kinder lud ich alle Weihnachten zu mir ein und schenkte jedem einen neuen Sechser, meine Frau fügte eine s. g. Seele, ein überzuckertes Gebäck dazu. Im Jahr 1867, in welchem ich dieses schreibe, hatte ich sie das 31ste mal beschenkt.

Wenn mir in der Stadt auf der Straße oder auf dem Lande ein hübsches Kind begegnete, liebkoste ich es, und in der Regel wurde meine Zuneigung von den Kindern erwidert. Es geschah zuweilen, daß ich Kinder schnell beruhigte, wenn sie selbst auf dem Arm der Mutter weinten oder zornig waren. Ich glaube fast, die Kinder spüren, ob man sie lieb hat. Mehrmals wurde ich in der Straße von kleinen Kindern, die eben Ringelreihen machten, in die Mitte genommen und nicht losgelassen, bis ich eins nach dem andern aufhob und küßte. Manche Frau sah ich als Mutter, eine sogar als Großmutter, die ich als kleines Kind kennen gelernt und immer auf der Straße gestellt und begrüßt hatte. Die guten Kinder vergaßen mich nie und lächelten mich noch nach dreißig, vierzig Jahren an.

Als ich einmal am Ende der vierziger Jahre in der Allee am Turnplatz vorüberging, strahlten mir die Augen eines kleinen Kindes entgegen, das auf der Mutter Schooß saß. Ich blieb bei ihm stehen und liebkoste es. Das Kind sah mich lachend an, aber eine fast überirdische Gluth brach aus seinen schwarzen tiefen Augen. Dieses Kind war Anna Mehlig, die Tochter eines Chorsängers beim Stuttgarter Hoftheater. Sie kam später häufig zu uns, ich lud sie oft zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten ein. Meine Tochter Anna gab ihr Unterricht in der englischen Sprache. Sie wurde eine berühmte Klaviervirtuosin und machte Kunstreisen. Seit 1860 die Töchter meines verstorbenen Bruders Rudolf in mein Haus gekommen waren, wurden Anna's Beziehungen zu uns immer intimer, denn meine jüngste Nichte Hannchen wurde ihre Freundin. Wir machten viele Spaziergänge zusammen, auch über die Berge. Anna

war nicht nur ein ausgezeichnetes Kunsttalent und eine schöne Erscheinung, sondern auch eine unendlich gutmüthige Seele.

Ich machte einmal eine kleine Herbstpartie ins Remsthal und sah im Dorfe Korb im Vorbeigehen ein kleines kaum dreijähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit und blond wie ein Engel. Ich rief es zu mir, aber es verbarg sich voll Schüchternheit. Endlich kam es auf mich zugelaufen, küßte meine Hand lange, daß die schönen blonden Locken sie ganz bedeckten und ich auf einmal Thränen auf der Hand fühlte. Das Kind weinte wirklich, riß sich aber schnell empor und verschwand in ihrem kleinen Hause.

Ich pflegte im Frühjahr oder Herbst lange Jahre hinter einander eine Reise an den Bodensee zu machen, zumal seitdem man auf der Eisenbahn von Stuttgart aus binnen fünf Stunden zu seinen Ufern gelangen konnte. Hier öffnet sich dem Schwabenlande die ehemals im Herzogthum Alemannien innig mit ihm verbundene Schweiz, welche jetzt unnatürlich von ihm getrennt ist. Das s. g. schwäbische Meer, der schöne große See, hinter dem das ganze herrliche Amphitheater der Schneeberge sich aufthürmt, war einst der Mittelpunkt des großen alemannischen Volksstammes, welcher von Augsburg bis zu den Vogesen und von Schwäbisch Hall bis Worms (Vormio) und Cleve (Chiavenna) jenseits der Alpen reichte. An diesem See wurden den höchsten Göttern der Alemannen dieselben großen Pferdeopfer dargebracht, die man in Schweden denselben Göttern schlachtete. Auf den Bodensee, als den Mittelpunkt des nationalen Cultus, weisen eine Menge Volkssagen und Traditionen hin. In Lucä Grafensaal werden aus den berühmten zwölf Welfen, die nach der alten Welfensage als neugeborene Kinder im See hätten ertränkt werden sollen, die zwölf edelsten Geschlechter Alemanniens, die Stammväter der Welfen von Altdorf und Ravensburg, der Grafen vom Heiligenberg, von Tübingen, von Calw, von Rechberg, von Helfenstein ꝛc. Auch spielt in frommen Stiftungen der genannten Grafengeschlechter der Name Bertha eine Rolle und läßt sich hier, wie anderswo auf die mütterliche Göttin Bertha zurückführen. Ich habe viel Sagenstoff

gesammelt und verglichen, wodurch diese Andeutungen bestätigt werden. Doch gehört ihre nähere Erörterung nicht an diesen Ort.

Hier am Bodensee war ehemals der Mittelpunkt der alemannischen Welt. Die mehr nordwärts wohnenden Alemannen am Neckar waren schon unter Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich dem großen Frankenreich unterworfen worden, die im Oberland bewahrten aber noch ihre Unabhängigkeit unter dem Schutz des großen Gothenkönigs Theoderich in Italien. Man hat über die Umgestaltungen Süddeutschlands in jenen merkwürdigen Jahrhunderten noch viel zu wenig nachgedacht. Als die Ostgothen in Italien von den Longobarden verdrängt wurden und die letzteren sich dem fränkischen Reiche feindselig gegenüberstellten, hatte bereits der große deutsche Mönch Winfried (h. Bonifacius) den welthistorischen Plan gefaßt, alle deutschen Völker in einer Kirche zu vereinigen und dadurch den genialen Karlingern die Vereinigung derselben Stämme auch in einem weltlichen Reiche zu ermöglichen. Wie heute noch jeder vernünftige Deutsche die Einheit unserer großen Nation wünschen und fördern muß, so war es auch damals schon die Pflicht und das dringende Interesse aller Deutschen, zusammenzuhalten gegen die furchtbare Macht der Muhammedaner im Süden und der Slaven im Osten. Das nationale Interesse der Deutschen fiel hier ganz mit dem christlichen zusammen. Die griechischen und romanischen Völker waren zu verderbt und ohnmächtig, um ferner das Christenthum retten und erhalten zu können. Nur das starke deutsche Volk vermochte das, wenn es einig war. Karl der Große führte bekanntlich den Gedanken des h. Winfried aus und gründete das große deutsche Kaiserthum, welches alle germanischen Stämme umfassen sollte, zugleich in einer Kirche vereint. Bei der alten Eifersucht unter den deutschen Stämmen, war diese Vereinigung zu Stande zu bringen ein nicht minder schwieriges Werk, als es heute die Vereinigung aller Deutschen unter der einzig dazu befähigten Fahne des schwarzen Adlers ist. Gegenüber den hartköpfigen Particularisten, die lieber die ganze deutsche Nation zu Grunde gehen ließen, ehe sie ihr Sonderthum opferten, brauchte

Karl der Große einsichtsvolle Patrioten und Staatsmänner, treue Freunde und Helfer, die das große Ziel der deutschen Einheit fest im Auge behielten und an dem heiligen Werke der Vereinigung aller Deutschen bauen halfen mit nie ermüdender Thatkraft.

Einen solchen Freund nun fand Karl der Große in Oberschwaben. Hier auf dem Berge Bussen, der von weiter Ferne her das Auge des Reisenden auf sich zieht, hauste Graf Gerold, der einflußreichste Mann im Lande der Alemannen. Eben hatten die Alemannen im Unterlande sich gegen das Frankenreich empört und Karls des Großen Bruder Karlmann hatte bei Cannstadt am Neckar ihre Häuptlinge, mehr als 20 an der Zahl, köpfen lassen. Einen so unvernünftigen Widerstand gegen die Unterländer leisteten damals die Oberländer dem, der die Einheit aller Deutschen wollte, nicht. Gerold trat vielmehr Karl dem Großen an die Seite, führte ihm den ganzen Heerbann der riesenhaften Allgäuer, Schwarzwälder und Schweizer Alemannen zu, erfocht an ihrer Spitze in Karls des Großen Kriegen reiche Siege, erwarb den Schwaben das Recht, in allen Schlachten des Reiches Banner voranzutragen und vermählte seine Schwester Hildegart mit seinem kaiserlichen Herrn und Freund, dem er die Treue bis in den Tod bewährte, denn er fiel ruhmvoll in einer Schlacht.

Man ersieht hieraus, welchen großen Antheil die Oberschwaben am Zustandekommen der Einheit des Reichs unter Karl dem Großen gehabt haben. Während Karl noch mit den Longobarden in Italien und den Niederländern an der Nordsee zu kämpfen hatte und ihn Slaven und Avaren von Osten her bedrohten, trat Gerold mit den Alemannen in die Mitte und wurde das wichtige Bindeglied, welches das cisrhenanische Frankenreich mit dem transrhenanischen verband. Nur auf solche Weise konnte die große Reichseinheit und Stiftung des Kaiserreichs möglich werden. Zum Lohn für diese Hingebung an die große nationale Sache erhielten die Alemannen in Karls des Großen Heere bald den ersten Rang und erlangten im neuen Reiche der Deutschen ein solches Ansehen, daß aus ihnen die Geschlechter

hervorgingen, welche die größten Throne bestiegen und zum Theil heute noch innehaben, das kaiserliche Geschlecht der Hohenstaufen, das kaiserliche Geschlecht der Habsburger, die königlichen Geschlechter der Zollern und der Welfen, deren ersteres nunmehr auch ein kaiserliches geworden ist.

Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen ich seit der Mitte der sechziger Jahre, wenn mich die Eisenbahn zum Bodensee trug, unterwegs den schönen Berg Bussen betrachtete, in jenen Tagen, wo die oberländischen Katholiken mit den Demokraten und der Stuttgarter Regierung im Bunde zum ersten deutschen Zollparlament nur Leute wählten, die sich gegen die deutschen Einheitsbestrebungen verschworen hatten, nichts sehnlicher wünschten, als die französische Intervention, und den Franzosen gern das linke Rheinufer preisgegeben hätten, nur um den Nordbund unterdrückt und die Einigung der großen deutschen Nation vereitelt zu sehen. Und wenn ich weiter hinab zum See gelangte, an welchem einst aller Geist und alle Macht des großen alemannischen Volksstammes concentrirt gewesen war, sah ich jetzt den schönen See und seine Ufer zertheilt an sechs verschiedene Souveräne und seine Dampfschiffe unter sechs verschiedenen Flaggen, und welches Band der Einheit hält noch Badener, Württemberger, Baiern, Oesterreicher, St. Galler und Thurgauer zusammen?

Ich pflegte, wenn ich zum Bodensee reiste, unterwegs in Ulm bei meinem Sohn Ludwig zu verweilen, der seit 1853 hier in der Bundesfestung als Offizier lebte. Er wohnte hoch oben auf der Wilhelmsburg mit der schönen Aussicht bis in die Schweizerberge. Ich hatte noch viele Bekannte in Ulm, unter denen mir Professor Osterdinger, mein College vom Landtage her, der Buchhändler Adam, gleichfalls mein Landtagscollege, Professor Mauch und der gleich seinem Stuttgarter Vater liebenswürdige Postmeister Kübler, die angenehmsten und auch anhänglichsten waren. Ueber die Restauration des Ulmer Münsters wurde, so oft ich dort war, viel raisonnirt, im ganzen sah ich sie aber doch alle Jahre rüstig fortschreiten. Zu meiner

großen Freude, denn ich erkannte in der seit 300 Jahren wieder aufgenommenen Arbeit am Bau unserer großen echt deutschen Kirche, einen Sieg des nationalen Princips, dem ich alle Kraft meines Lebens gewidmet hatte

Oberhalb Ulm führt die Eisenbahn an dem schönen Schlosse Erbach vorbei. Mit dem Besitzer desselben, Freiherrn von Ulm wurde ich 1855 durch Osterdinger bekannt und auf seine alte Burg eingeladen, die imposant vom Berge auf die weite Ebene hinabschaut und damals noch ganz so erhalten war, wie sie im Mittelalter gebaut wurde. Man trat durch das große Thor in eine weite Halle, welche ringsum mit den prachtvollsten Hirschgeweihen verziert war. Nachdem ich die breite Treppe emporgestiegen war, fand ich im Innern die alterthümlichsten Säle und Zimmer alle reich und geschmackvoll modern meublirt. Einer der wohnlichsten Landsitze die ich kennen gelernt habe. Aber der alte Freiherr starb und das Schloß kam in andere Hände.

Ist man auf der Eisenbahn über Biberach hinausgefahren, so sieht man links das Dorf Essendorf. Hier wohnte Pfarrer Werfer, Neffe des allbeliebten Verfassers von Jugendschriften, Christoph von Schmid. Von ebenso liebenswürdiger Humanität wie sein Oheim gab Werfer dessen Schriften und Lebensgeschichte heraus, wie auch mehrere eigene erbauliche und poetische Schriften. Er beschäftigte sich auch mit Malerei und beschenkte meine Tochter mit einem hübschen Oelbild vom Bodensee. Als ich einmal in Essendorf bei ihm übernachtete und ohne mich viel umzusehen müde zu Bette ging, erwachte ich am andern Morgen unter einer großen Menge von Crucifixen, Heiligenstatuen und Gemälden, die ich jetzt erst beim Licht der Morgensonne erkannte.

Die Umgebungen des Bodensees sind auf der Nordseite deshalb anziehender, weil man über dem See den schönen Anblick der Alpen hat, während die Nordseite selbst niedriger und weniger interessant ist. Den ganzen See überblickt man am besten von den Höhen über Friedrichshafen aus, insbesondere auf dem Kirchhof von Berg. Von

hier aus sah ich einmal nach einem Gewitter auf eine Entfernung von wenigstens drei Stunden einen fabelhaft breiten Regenbogen mitten auf dem See stehen und durch seine prächtigen Farben ein Segelschiff hindurchfahren.

Oefter brachte ich im Frühjahr und Herbst einige Tage in Ueberlingen am untern See zu. Diese kleine Reichsstadt hat noch sehr viel Alterthümliches, und die Aussicht von den verschiedenen Höhen über der Stadt ist sehr empfehlenswerth. Ich sah einmal von hier aus, ebenfalls nach einem Gewitter, die Tyroler Gebirge trotz ihrer großen Entfernung in ihren übereinanderliegenden Reihen in den schärfsten und klarsten Conturen. Ueber der Stadt liegt ein Kirchhof mit hübschen Bäumen. Ehe ich ihn bemerkte, sah ich einmal reizende Kinder ein paar noch kleinere in einem Wägelchen fahren, liebkoste sie und frug sie, wohin sie außerhalb der Stadt führen. „In Gottesacker imi" antwortete das älteste Mädchen mit holdseligem Lächeln. Hier ist der Kirchhof Spielplatz der Kinder.

Nach Constanz kam ich weniger oft, das letztemal im Jahr 1868 mit meinem schlesischen Neffen Sikora, um mit ihm, der aus Böhmen stammt, den Hussenstein zu sehen, wenige Tage früher, als die Czechen dort anlangten, um ihren Hus zu feiern. Dieser Hus hatte immer etwas Fatales für mich und obgleich ich ihn, als einen Vorläufer Luthers nach der einmal auf protestantischen Schulen und Universitäten herkömmlichen Ansicht respectiren sollte, konnte ich doch in dem wahnsinnigen Gebahren der Hussiten nicht die Frucht eines gesunden Baumes erkennen. Durch die genauern Forschungen späterer österreichischer Gelehrten, namentlich Höflers in Prag, wurde ich belehrt, daß mein Instinkt mich nicht getäuscht hatte.

Eine hübsche Partie vom Bodensee aus bietet die Fahrt auf der Eisenbahn nach St. Gallen dar. Von dort ist mir noch erinnerlich, daß ich vom Freudenberg aus, der nahe bei der Stadt liegt, eine reizende Aussicht theils auf den Säntis, theils auf den See genoß. Unterhalb des Wirthshauses und etwas seitwärts lag ein Nonnenkloster, dessen fromme Bewohnerinnen am heißen Sommernachmittage

eben beschäftigt waren, hoch aufgeschürzt und mit großem Fleiße in ihrem großen Garten Heu zu machen.

Auch nach Bregenz kam ich öfter. Einmal zur Pfingstzeit, als ich mit meinem militärischen Sohne Ludwig zum See reiste, entfloh ich dem großen schwäbischen Sängerfest in Ravensburg, wo es mir zu voll war, nach Bregenz und lud dahin auch meinen ältesten Sohn Rudolf ein, der damals zu Frauenfeld im Thurgau Professor war. Am Pfingstmorgen erstiegen wir die Höhen über Bregenz und lagen ausruhend im Grase, um uns an der Aussicht über die Stadt und den See zu freuen, als ringsum die Pfingstglocken erklangen. Ein schöner, heiliger Morgen. Wie erstaunt war ich, als die Glocken des zunächst am Berge liegenden Nonnenklosters am längsten aushielten und intermittirend in so wunderbaren Tönen erklangen, wie sie der geniale Componist der „Klosterglocken" wirklichen Glocken abgelauscht zu haben schien. In dieses Nonnenkloster bei Bregenz kam später das schöne Fräulein von Berlichingen, die ich als Kind gekannt hatte.

Meine letzte Bergreise in der Schweiz machte ich im Jahr 1861 zu Fuß mit meiner Nichte Emma auf den Uetliberg bei Zürich an einem heißen Tage und zu Mittag, so daß ich diesmal mein Alter spürte und, zwar immer muthig, doch erschöpft oben ankam. Oben auf dem Berge war eine heimelige und billige Wirthschaft, in der wir über Nacht blieben. Mein Herz war sehr bewegt von Erinnerungen. Ich sah grade hinunter auf das große Kloster Muri, wo ich so oft von Aarau aus eingekehrt war, wenn ich über Luzern in die Alpen reiste. Ich sah das Aargau, die Kette des Jura, an dessen Fuß ich meine schönsten Jugendjahre verlebt hatte.

Auch in den Schwarzwald kam ich oft. Ich wurde, wie früher erwähnt, dreimal zum Abgeordneten für den württembergischen Landtag gewählt, zweimal in Balingen, einmal in Tuttlingen. Von Balingen aus hatte ich stets die alte Ruine von Hohenzollern vor mir, was mich im Jahr 1831, als ich hier zum erstenmale gewählt war, schmerzlich an Preußen erinnerte. Wer hätte damals geglaubt, daß dreißig Jahre später das alte Nest der schwarzen Adler sich wie

das des Phönix verjüngen und als neuerbaute prächtige Burg seine schönen Mauern und Thürme gegen den Himmel erheben würde, und daß Schwaben, damals noch stark mit Rheinbundgeist erfüllt, wieder einen deutschen Kaiser und zwar aus schwäbischem Geschlecht erleben würde? Eine der nächsten und schönsten Partien nach dem Schwarzwald, die man von Stuttgart aus macht, ist die ins Thal der Nagold über Calw nach Kloster Hirsau und nach den Bädern Liebenzell und Teinach. In erstgedachtem Bade, welches 1814 meine Frau benutzen mußte, brachte ich im Sommer vergnügte Tage zu. Damals hielt sich dort auch das schwäbische Fräulein v. Gemmingen auf, welches kurz vorher meinen frommen Landsmann, Professor Tholuck in Halle, geheirathet hatte, ein munteres und liebenswürdiges Wesen. Zwei Jahre später weilte ich über einen Monat lang bei den Ausgrabungen alemannischer Gräber in Oberflacht im Thale zwischen den beiden merkwürdigen Bergen Lupfen und Karpfen. Im folgenden Jahre machte ich einen Ausflug nach Rottweil, um das hier aufgefundene große und außerordentlich schöne altrömische Mosaikbild (Orpheus unter den Thieren) durchzeichnen zu lassen, wie wir es nachher in den Jahresheften des württembergischen Alterthumsvereins haben abbilden lassen. Auf der Rückreise führte mich der Weg durch den Schönbuch, den großen Wald, der damals in noch nie gesehener Pracht blühte, denn nicht nur die Buchen, sondern auch die Fichten und Tannen, standen gleichzeitig in voller Blüthe und streckten wunderschön, besonders alle Nadelholzbäume ihre gelben und rothen Blüthenzapfen wie Kerzen an Weihnachtsbäumen gen Himmel. Ich habe nie wieder einen gewöhnlichen Wald in so ungewöhnlicher Pracht gesehen.

Im eigentlichen Schwarzwald, wo er am höchsten wird und ins Rheinthal hinabsieht, erscheinen als die größte Schönheit der Wälder die hohen Weißtannen, die jährlich in Flöße verbunden den Neckar und Rhein hinabgehen, um in Holland als Schiffsmasten verwendet zu werden. Von Baden-Baden aus machte ich früher mit Ludwig Tieck, später mit Herrn v. Sydow sehr vergnügte Ausflüge ins schöne Murgthal. Auch von Basel aus mit meinem Schwiegersohn Auberlen

nach dem reizend gelegenen Badenweiler und den Rhein entlang nach dem alten Johanniterschloß Beuggen, wo der fromme Zeller ein Schullehrerseminar und eine Rettungsanstalt für Kinder leitete.

Die beiden Kriegsjahre 1870 und 71 waren für mich noch die schöne Abendröthe, welche der schönen Morgenröthe von 1813 entsprach und worin mein langer Lebenstag auf herzerfreuende Weise sich abschloß. Die Hoffnungen meiner Jugend für unser großes Vaterland waren in Erfüllung gegangen, und ich folgte den Ereignissen des Krieges mit dem doppelten Interesse des alten Patrioten und des Geschichtschreibers.

Zwei meiner Söhne haben an dem Kriege theilgenommen. Ludwig, der Hauptmann, machte gleich im Beginn des Krieges die Expedition in den Schwarzwald unter Oberst v. Seubert mit. Schon am Mittag des 1. August rückte er mit seiner Kompagnie durch das Höllenthal bis Freiburg vor und streifte am 2. und 3. August rheinaufwärts zwischen Breisach und Neuenburg. Zu gleicher Zeit rückte Oberst v. Seubert mit zwei Kompagnien durch das Wiesenthal gegen Basel und Hüningen, und zwei weitere Kompagnien unter Major Sonntag zogen über den Kniebis durch das Renchthal nach Kehl. Durch eingehende Rekognoszirungen der vorhandenen Rheinübergangsstellen, durch häufige Abgabe von Signalen, Anzünden von nächtlichen Lagerfeuern, sowie durch unaufhörlichen raschen Ortswechsel suchte dieses kleine Detachement jenseits des Rheins glauben zu machen, es handle sich hier um einen projektirten Uebergang größerer Truppenmassen.

Wie sehr diese Demonstrationen ihren Zweck erfüllten, geht aus den Berichten der französischen Zeitungen jener Zeit hervor. Auch auf den Gang der Schlacht bei Wörth waren dieselben nicht ohne Einfluß, indem dem Marschall Mac Mahon von Seiten des VII. französischen Armeekorps (General Felix Douai) nicht diejenige Unterstützung zu Theil wurde, die ohne die genannten Vorgänge im Schwarzwald hätte geleistet werden müssen.

Anfangs wurden diese württembergischen Truppen im Badischen

mit Jubel empfangen und gereichten der geängsteten Bevölkerung zu großem Troste. Als aber Schlag auf Schlag die großen Siege der Deutschen im Elsaß aufeinander folgten, und die Franzosen über die Vogesen zurückgeworfen waren, änderte sich die Haltung wenigstens der badischen Beamten auffallend, und als Oberst v. Seubert den Rhein überschreiten wollte, um die Verbindung zwischen Straßburg und Südfrankreich zu unterbrechen, wurde das Detachement nach Stuttgart zurückbeordert. Wie man sich damals zuflüsterte, war der alte badische Neid wieder einmal ins Spiel gekommen, und sollen die Badener besorgt haben, württembergische Truppen möchten sich an der Eroberung des Elsaß betheiligen, die sie sich gerne allein vorbehalten hätten.

Das 6. württembergische Infanterieregiment, bei welchem mein Sohn stand, wurde zwar am 8. September nach Frankreich nachgeschickt, es wurde aber nur im Rücken der siegreichen Armeen im Etappendienst verwendet.

So hatte dieser Sohn zwar manche Mühe und Plage, besonders auf den Streifzügen gegen die Francstireurs, konnte aber in diesem ganzen herrlichen Kriege keinem einzigen Gefechte anwohnen. Indessen war ihm der Aufenthalt in Frankreich doch vielfach interessant, und fand derselbe besonders unter dem Landvolke noch ganz gesunde Ansichten.

Mein jüngster Sohn Adolf, Oberlieutenant und Regimentsadjutant im 1. Infanterieregiment, hatte mehr Glück, indem er einer Feldbrigade zugetheilt war und während der Belagerung von Paris den blutigen Doppelkampf bei Champigny und Villiers mitmachte, in welchem 4000 Württemberger, nur von den Sachsen und zuletzt noch von den Pommern unterstützt, die ihnen mehr als zehnfach an Zahl überlegenen Franzosen, die unter General Ducrot einen großen Ausfall machten, aufs heldenmüthigste, aber auch mit schweren Verlusten zurückschlugen. Meinem Sohne wurde das Pferd unter dem Leibe von mehreren Chassepotkugeln tödlich getroffen, er selbst kam mit einem unbedeutenden Prellschuß davon. Sein Oberst, der liebens-

würdige Berger, wurde schwer verwundet und starb bald darauf. An den Rest des tapfern Regimentes wurden viele eiserne Kreuze vertheilt, und auch mein Sohn trug das seinige auf der Brust, als er heimkehrte.

Er war auch mit bei der Schlacht von Sedan und schrieb mir damals, sein Regiment habe neun Tage lang bei den Gewaltmärschen und mangelhafter Nahrung in Feindesland und in schlechtem Wetter große Strapazen ausgestanden, aber die Hoffnung auf einen großen Sieg und schließlich die wirkliche Gefangennehmung eines Kaisers mit 80,000 Mann habe alle Mühe vergessen gemacht.

Mit den Einwohnern kamen unsere Krieger in Frankreich ziemlich gut aus. Die Franctireurs wagten sich nicht recht heran. Widerspenstige Magistrate gaben gehörigen Drohungen immer bald nach. Hin und wieder äußerten gebildete Franzosen und selbst Bauern im Vertrauen, sie verwünschten den Krieg und hätten die Deutschen achten lernen. Häufig betonten sie den Contrast zwischen der gesunden, kräftigen und strammen deutschen Race, und dem saloppen Wesen, der kleineren Figur, schwächlichen Gestalt und leidigen Corruption ihrer Landsleute. Wir sind nicht so liederlich als eure Leute, sagte einmal mein Sohn zu einem guten alten Mütterchen, das seine Leute bewundert hatte. Da nickte das Mütterchen mit dem Kopf und sagte: Ja freilich, freilich, daran liegts!

VI. Letzte politische Thätigkeit.

Nach Beendigung der Stürme von 1849 und dem kläglichen Tage von Olmütz kehrte mit dem Bundestage auch der alte faule Frieden wieder, und man mußte wieder für lange Zeit alle Hoffnungen für Deutschland aufgeben. Man hätte von den jüngsten Erfahrungen, die man gemacht hatte, etwas lernen können, aber man lernte nichts. Preußen hatte sich zu Olmütz selbst entwaffnet und das deutsche Nationalinteresse auch gegenüber von Dänemark der österreichischen und russischen Politik zum Opfer gebracht. Oesterreich glaubte das Rad der Zeit nun ganz gemächlich wieder rückwärts drehen und die Völker wieder mit Absolutismus und Concordat knechten zu können. In den Mittelstaaten war der Particularismus zum zweitenmal, wie 1813, so jetzt wieder 1850 von Oesterreich beschützt worden und mußte sich demselben dankbar und anhänglich bezeigen, damit jeder etwa wiederholte Versuch, ihnen ihre kleinen Souveränetäten zu beschneiden und Deutschland unter der Hegemonie Preußens zu vereinigen, vereitelt werde.

Oesterreich erhielt dadurch in Deutschland ein bedeutendes Uebergewicht und machte sich trotz Absolutismus und Concordat doch populär durch sein Auftreten gegen Rußland, während Preußen sich immer noch von Rußland ins Schlepptau nehmen ließ. Ich konnte mich umsoweniger mit der österreichischen Politik versöhnen, als sie schon während der Kriege gegen den großen Napoleon und auf dem Wiener Congreß im österreichischen Sonderinteresse das große deutsche Nationalinteresse mißachtet und verrathen, jetzt durch Herstellung des elenden Bundestags diesen Verrath wiederholt und es sogar ganz ernstlich darauf angelegt hatte, einfach zum alten habsburgischen System der Völkerverdummung und Völkerknechtung mittelst despotischer Regierung im Bunde mit dem Papstthum zurückzukehren, zu

jener für Deutschland so unglückseligen Politik, die das deutsche Reich schon seit einem halben Jahrtausend dem romanischen Einfluß preisgegeben hat. Allein ich konnte doch nicht billigen, daß man im Sinne der einst in der Paulskirche herrschenden Partei Oesterreich von Deutschland ganz ausschließen wollte. Hier durfte der Bibelspruch: „Wenn dich ein Glied ärgert, so schneide es ab" keine Anwendung finden, denn eine große Nation darf keines ihrer Glieder aufgeben. Wenn sich auch ein Glied feindlich gegen die andern stellt, so bleiben sie doch alle Glieder desselben Leibes, und man muß eben abwarten, bis sie sich wieder in den natürlichen und gesunden Organismus des Ganzen schicken werden. Ich liebte das deutsche Oberland und die kerndeutschen Stämme in den Alpen von Tirol, Salzburg, Steiermark. Ich hielt es im Interesse Gesammtdeutschlands für unerläßlich, den Hafen von Triest am Mittelmeer zu haben, und hielt die deutsche Race für vollkommen berechtigt, unter den barbarischen Völkern an der untern Donau zu germanisiren. Ich hielt die Donau unbedenklich für einen deutschen Strom, der bis an seine Mündung deutsch werden müsse, und zwar nicht blos im deutschen, sondern überhaupt im Interesse der Humanität und Civilisation, welches die barbarischen Völkerschaften im Osten niemals allein haben fördern können, wozu sie vielmehr stets einen starken germanischen Zusatz gebrauchten. Auch kann den barbarischen Russen nicht wohl die Civilisirung Asiens anheimgestellt werden, denn sie haben das Zeug, den Geist, die Gewissenhaftigkeit nicht dazu, sie können andere Völker nur unterdrücken, aber nicht civilisiren und veredeln. Dieses unser Recht ist mir nie zweifelhaft gewesen. Ich finde in meinen Papieren noch ein Lied, das ich schon vor vierzig Jahren dichtete und hier mittheilen will:

Auf der Donau.

O wogiger Donaustrom
Wallend ins schwarze Meer,
Was du einst werden sollst,
Ich fühl' es lang vorher.

Frei sollst du werden, frei
Und brechen jedes Band,
Was deinen Lauf hielt ein
Und sperrte Land von Land.

Europas Lebenspuls,
Der unterbunden lag,
Du brichst dich endlich durch
Mit starkem Herzensschlag.

Du brichst das Eisenthor
Der hohen Pforte ein,
Dein Wasser will nicht mehr
Des Halbmonds Spiegel sein.

Du brichst am schwarzen Meer
Der Russen Schanzen ein,
Deine Welle will nicht mehr
Vom Czaar geknutet sein.

Kein andres Ziel gibt's hier,
Als vorwärts stolz und keck.
Du öffnest uns und wir —
Wir öffnen dir den Weg.

Von deiner Quelle steigt
Das deutsche Volk herab
Und mißt sein heilig Reich
An deiner Strömung ab.

Indem ich nur immer das deutsche Gesammtwohl ins Auge faßte, mußte ich die Politik Oesterreichs im Krimkriege billigen und schrieb in diesem Sinne 1854 eine Flugschrift „die Aufgabe Preußens" worin ich Preußen dringend ermahnte, die Gelegenheit nicht zu versäumen, sondern sich an Oesterreich und die Westmächte anzuschließen, um Rußland so weit zu schwächen und zurückzudrängen, daß es Deutschland nicht so leicht mehr gefährden könne. Rußlands Macht war ungeheuer angewachsen und uns furchtbar nahe gerückt. Schon hatte es uns die deutschen Ostseeprovinzen entrissen und sich Polens bemeistert,

von wo aus sein Festungsviereck an der Weichsel Berlin und Wien zugleich nahe bedrohte. Grade damals wollte die russische Intrigue uns auch der deutschen Elbherzogthümer berauben und im dänischen Gesammtstaat aufgehen lassen, wodurch es sich, da Dänemark sein Vasall war, vollends der Ostsee bemeistern wollte. Es war die höchste Zeit, dem Vorrücken Rußlands eine Schranke zu ziehen, und die große Allianz gegen Rußland im Krimkriege bot dazu die günstigste Gelegenheit. Aber Preußen blieb neutral, denn es mißtraute, allerdings mit Recht, der österreichischen und französischen Freundschaft. Aber wenn Preußen mit voller Energie in den Kampf eingetreten wäre, hätte es damals schon eine unwiderstehliche Macht entfalten können, wie nachher 1866 und 1870.

Meine Flugschrift fand kein Gehör. Man darf wohl annehmen, wenn Preußen mit Oesterreich am Krimkriege theilgenommen hätte, so würde nicht nur Rußland gründlicher besiegt, sondern auch Frankreich abgehalten worden sein, fünf Jahre später über Oesterreich herzufallen. In beiden Fällen litt das Gesammtinteresse Deutschlands Schaden.

Nachdem 1852 die guten Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Stuttgart wiederhergestellt waren, kam als neuer preußischer Gesandter Graf v. Seckendorf nach Stuttgart, ein so ehrenwerther Mann, daß man von ihm sagte, es sei noch nie ein unreines Wort über seine Lippen gekommen. Obgleich ich nun in meiner Flugschrift „die Aufgabe Preußens" der Berliner Politik Vorwürfe gemacht hatte, und die Kreuzzeitungspartei, die es mit Rußland hielt, mich deshalb angriff, auch die preußische Regierung selbst den mit mir gleich denkenden Kriegsminister v. Bonin entließ und Rußland Vorschub leistete, ohne sich eine Gegenleistung auszubitten, und ich mich demnach als eine persona ingrata in Berlin betrachten mußte, bewies mir doch Graf v. Seckendorf die ungeminteste Freundschaft und Aufmerksamkeit.

Auch sein Gesandtschaftssekretär, Herr v. Magnus, kam mit mir in freundschaftliche Berührung und hinterließ mir, als er nach Brüssel versetzt wurde, die fernere Sorge für einen armen Geld-

arbeiter, den er auf seine Kosten ins Wildbad geschickt hatte, ob er dort vom Beinfraß geheilt werden könne. Mit dem Gelde, welches mir Herr v. Magnus hinterließ, und welches ich in Gemeinschaft mit der Gräfin v. Zeplin, geb. Maucler bei andern Menschenfreunden sammelte, konnte ich den armen Leidenden noch den folgenden Sommer im Wildbad und zwei Winter in Stuttgart unterhalten. Magnus heirathete in Stuttgart die liebenswürdige Tochter des russischen Gesandten in London, ein Fräulein von Brunnow, hat sie jedoch bald durch den Tod verloren. Ich correspondirte noch einige Zeit mit ihm, um ihm über unsern gemeinschaftlichen Pflegling zu berichten. Dann hörte ich lange nichts mehr von ihm, bis die Zeitungen meldeten, mit welcher Treue und Aufopferung er als preußischer Gesandter in Mexiko den Kaiser Maximilian zu retten gesucht hatte. Ich kannte von früher her seinen Edelmuth und freute mich daher sehr über die würdevolle, großmüthige und herzliche Art, wie er Preußen in der neuen Welt vertrat. Er fiel in Folge seiner Anstrengungen in Queretaro in eine schwere Krankheit, kehrte im folgenden Jahr 1868 nach Europa zurück und besuchte mich mit seinem holden Töchterchen in Stuttgart. Aus seinem Munde erfuhr ich nun gar Vieles über die Vorgänge in Mexiko, was mir von historischem Interesse war. Am meisten überraschte mich eine Notiz in Betreff der unglücklichen Kaiserin Charlotte. Die schwärmerische Liebe nämlich, welche diese junge Dame für ihren Gemahl hegte, soll von demselben nicht erwidert worden sein.

Wenige Monate nach dem Besuch des Herrn von Magnus erhielt ich im Sommer 1868 mehrmals Besuche von dem sogenannten Pater oder Abbé Fischer, der eine so bedeutende Rolle in Mexiko gespielt hatte. Als Protestant in Württemberg geboren, war er nach allerlei Schicksalswechseln und Abenteuern nach Mexiko gekommen, dort katholisch und Pfarrer geworden. Die Zeitungen wußten viel von der Wirksamkeit Fischers in der klerikalen Partei auf einer Sendung nach Rom und am Hofe Maximilians zu reden, meist in einem für ihn sehr ungünstigen Sinne. Ich war jedoch geneigt, ihn zu

entschuldigen, weil doch Alles, was man ihm vorwarf, sich darauf beschränkte, daß er von Anfang bis zu Ende im Interesse der Kirche gehandelt hatte. Das war nun freilich in den Augen der liberalen Presse schon an und für sich ein Verbrechen. Allein die klerikale Partei in Mexiko war die gewesen, die allein dem französischen Kaiser Muth gemacht hatte, in Mexiko zu interveniren, die allein den Erzherzog Maximilian zum Kaiser ausgerufen hatte, auf die allein sowohl die französische Expedition als Maximilian sich stützen und verlassen konnte. Also ist nicht Fischer anzuklagen, der das Band, welches die aus Europa herbeigerufenen Franzosen, Oesterreicher und Belgier mit der klerikalen Partei in Mexiko verknüpfte, als ein natürliches ansah und nicht gelöst wissen wollte, sondern nur die verdienen Vorwürfe, welche Maximilian riethen, sich von seinen einzigen Freunden zu trennen und mit der liberalen Partei zu experimentiren. Fischers Persönlichkeit war ansprechend. Ein großer, stattlicher Mann, verband er Ruhe und Würde mit einem scharfen Verstande, so daß ich gleich begriff, warum er so viel Einfluß auf Maximilian hatte gewinnen können.

Beiläufig sei bemerkt, daß mir auch in Bezug auf Portugal, durch Herrn Saraiva, einen in England sich aufhaltenden Portugiesen, eine große Menge in verschiedenen englischen Blättern niedergelegte Berichterstattungen über die innern Zustände Portugals seit dreißig Jahren zugeschickt wurden, in denen die groben Verunstaltungen der Wahrheit, welche sich die englisch-französische Presse hatte zu Schulden kommen lassen, nachgewiesen waren. Was man auch über das Zurückgebliebensein der Portugiesen in der Cultur sagen mag, so ist doch gewiß, daß Dom Miguel dort die nationale Sache vertrat, während sein Bruder Dom Pedro nur das Werkzeug englischer und französischer Intriguen war und die liberale Presse von fast ganz Europa ohne alle Kritik diesen Intriguen zur Verfügung stand.

Graf Seckendorf wurde auf den Gesandtschaftsposten nach München versetzt, wo er bald darauf gestorben ist. In die Zeit seines Aufenthalts in Stuttgart fiel auch der des französischen Gesandten

Marquis von Ferrières, mit dem ich sehr bekannt wurde, und seiner frommen Gemahlin, von der ich an einem andern Orte gesprochen habe. Auch der russische Gesandte v. Titoff suchte mich damals eine Zeitlang auf, aus keinem andern Grunde, als weil er überhaupt sehr wißbegierig war und mich um vieles zu fragen hatte. Er war ein sehr angenehmer und gebildeter Mann, und seine damals noch unverheirathete Tochter, die ich mehrmals zur Tafel führte, sehr liebenswürdig. Allein mit gegenseitigem Einverständniß lösten wir unsere Verbindung leise wieder auf, denn ich konnte als ein so offner Gegner der russischen Politik, wie ich es war, gegen einen russischen Gesandten die Artigkeit nicht übertreiben.

An die Stelle des Herrn von Magnus als Gesandtschaftssekretär war Herr von Zschock getreten, den der verstorbene General von Radowitz in die Diplomatie eingeführt hatte, eine redliche, treue Seele, eine tüchtige Arbeitskraft, aber von heftigem Temperament und leicht mißtrauisch, so daß ich oft seinen Unwillen mäßigen mußte. Er sah dann immer ein, daß ich Recht hatte und es wohl mit ihm meinte, wie denn auch sein Unwille immer nur edle, männliche und patriotische Motive hatte.

Der folgende preußische Gesandte am Stuttgarter Hofe war ein Herr v. d. Schulenburg, der mir viele Liebe bewies. Er erzog seine Kinder sehr gut, indem er sie nicht verweichlichen ließ, wie es in so vielen andern adeligen Häusern geschieht. Sein zweiter Sohn Richard, ein fünfjähriger Knabe, das schönste Kind, das man sehen konnte und von eben so gutem Herzen, war mein Liebling, und ich bewahre noch die Photographie auf, in der Buchner seine kindliche Schönheit verewigt hat. Die Familie verließ Stuttgart nach wenigen Jahren wieder, um nach Dresden überzusiedeln. Hier fand ich Herrn v. d. Schulenburg 1866 auf dem preußischen Gesandtschaftsposten wieder. Vier Jahre früher war Herr von Savigny, der Sohn des berühmten Juristen und Ministers, preußischer Gesandter in Dresden gewesen und hatte mich, als ich zur Hochzeit meines ältesten Sohnes dorthin reiste, zu sich eingeladen. Hier fand ich auch

den sächsischen Präsidenten von Langenn, einen gelehrten und sehr liebenswürdigen Greis, mit dem ich schon öfters Briefe gewechselt hatte. Im Familienkreise des Herrn v. Savigny lebte noch seine geistreiche und trotz ihres Alters ungemein lebendige Mutter. Seine Gemahlin aber war die sanfte und gütevolle Schwester der damals noch unvermählten Gräfin Freda, die ich im Hause Schulenburg in Stuttgart kennen gelernt und die viele Aufmerksamkeit für mich gehabt hatte. Beide Schwestern waren Töchter des reichen Grafen von Arnim-Boitzenburg, Minister im Jahr 1848, mit dem ich im Schlosse zu Berlin eine interessante Unterredung hatte. Die hochgewachsene feurige Freda glich einer Amazone, welcher kein Mann würdig genug zu sein schien. Eine kühne Reiterin und Jägerin war sie zugleich geistvoll und in der Literatur bewandert.

Der nächstfolgende preußische Gesandte in Stuttgart war ein Herr von Canitz, von sehr ruhigem Temperamente. Seine Gemahlin, eine Holländerin von imponirender Größe und doch lieblichen Zügen, stritt zuweilen mit mir, wenn ich den Holländern nicht genug Anerkennung zollte. Auch die Gemahlin seines Nachfolgers, des Herrn von Rosenberg, war eine große Gestalt, mit offenem Blick großer blauer Augen, lebhaft und angenehm. Ich machte überhaupt die Wahrnehmung, daß sämmtliche Damen der preußischen Gesandten, die ich nach und nach kennen lernte, sehr liebenswürdig waren. Unter allen aber widmete mir die Gräfin Seckendorf, welche nach dem Tode ihres Gemahls in Potsdam lebte, die zuvorkommendste Güte, eine etwas corpulente Dame, von deren Zügen aber der Ausdruck jugendlicher Schönheit nicht weichen zu wollen schien.

Im Sommer 1858 lernte ich den Doctor Fischer, resignirten Statthalter von Oberösterreich, kennen. Er suchte mich auf, und wir wurden bald näher befreundet. Er brachte den Sommer über mit seiner Familie im Bade Cannstatt zu. Ein geborener Tiroler, ausgezeichneter und wohlhabender Advocat, war er durch das Vertrauen des Volks 1848 in die Reichsversammlung gewählt worden, wurde bald auch eine Vertrauensperson des Ministeriums und der

kaiserlichen Familie und erhielt in jenen schwierigen Zeiten das Amt des Statthalters in Oberösterreich, welches er erst unter dem Ministerium Schwarzenberg wieder aufgab. Ein echter und schöner Tiroler vereinigte er mit der Biederkeit und Frömmigkeit dieses Volksstammes reiche Kenntnisse, einen scharfen Verstand, große Lebenserfahrung und feine Formen. Er war über die Dinge und Personen in Oesterreich genau unterrichtet und beurtheilte sie ohne Vorurtheil und ohne Gehässigkeit, indem er maßvoll und besonnen immer das Ganze und die Zukunft im Auge behielt, fern von Leidenschaft und auch fern von Illusionen. Er hatte gehandelt, wo er etwas nützen konnte, sich aber zurückgezogen, als er es nicht mehr konnte, sich indeß ein freies Urtheil vorbehalten, immer bereit, sich dem Dienst des Vaterlandes wieder zu widmen, wenn es seiner bedurfte. Ich gewann ihn sehr lieb, wir sahen uns fast täglich und machten zusammen viele kleine Partien. Er zog im Winter nach Freiburg im Breisgau.

Im Laufe jenes Winters wurde mir ein Prozeß angehängt. Ich hatte nämlich in meinem Literaturblatt aus Anlaß eines übertriebenen Lobes, welches dem damals längst verstorbenen Heinrich Zschokke gespendet war, an die schlechte Rolle erinnert, die derselbe zur Zeit Napoleons und des Rheinbunds gespielt hat. Es ist allbekannt, daß er damals von Montgelas in Bayern bezahlt war und daß er in Flugschriften und Zeitungsartikeln das Interesse Napoleons und des Rheinbundes gegenüber allen patriotischen Regungen verfocht, wie er denn auch ein eigenes Buch für Napoleon gegen die Spanier schrieb, um den Eindruck abzuschwächen, den die spanische Volkserhebung gegen die Franzosenherrschaft bei den gegen dieselbe Herrschaft tief erbitterten Deutschen zu machen anfing. Zschokke pries Napoleon als den großen Reformator und Befreier Deutschlands mit kriechender Schmeichelei. Die Erinnerung an diese seine Wirksamkeit hielt ich nun der oben erwähnten Lobpreisung entgegen und wies namentlich darauf hin, daß sein notorischer Vaterlandsverrath kein uneigennütziger gewesen sei. Nun hat aber der Scharfsinn des berühmten Rechtslehrers Wächter, als derselbe noch Kanzler in Tü-

bingen und Mitglied der württembergischen Ständeversammlung war, in das neue württembergische Strafgesetzbuch einen Paragraphen hineingeklügelt, wonach Ehrenkränkungen Verstorbener so gut wie Lebender straffällig sein sollen. Ich scherzte mit meinem Freunde, dem witzigen Freiherrn Fritz von Berlichingen, er solle mich verklagen, weil ich seinen directen Ahnherrn, den berühmten Götz von Berlichingen, einen gemeinen Raubritter genannt habe. Wenn auch Götz schon 300 Jahre im Grabe liege, so werden die württembergischen Gerichte dennoch die Klage annehmen.

Die Familie Zschokke in Aarau hatte Wind von diesem Gesetzesparagraphen bekommen und Advocat Hölder in Stuttgart gab sich dazu her, in ihrem Namen eine Klage gegen mich anzubringen. Da ich gesagt hatte, Zschokke habe sich bestechen lassen, diese Behauptung aber natürlich durch die Vorlage seiner Quittungen nicht beweisen konnte, mußte mich das Gericht verurtheilen. Eine Ehrenkränkung hatte wirklich stattgefunden, und das Gesetz erlaubte, wenn sie sich auch auf eine längst vergangene Zeit und auf einen längst verstorbenen Mann bezog, dieselbe zur Untersuchung und Strafe zu ziehen. Ich hätte mich daher nur über das Gesetz beschweren können, nicht über die Richter, die darnach verfahren mußten. Ich wurde zu acht Tagen Festungsstrafe auf dem Hohenasperg verurtheilt, verschmähte, wie sich von selbst versteht, eine Begnadigung nachzusuchen und brachte im Anfang März 1859 acht Tage auf dem Asperg zu. Indem ich die Festungsfreiheit genoß, dictirte ich des Morgens einem Schulmeister die Novelle, mit der ich mich damals grade beschäftigte, und bekam Mittags und Nachmittags täglich Besuche, oft ganze Karawanen von Freunden und Bekannten. Viele setzten eine Ehre darein, mir die Anwendung eines unvernünftigen Gesetzes zu versüßen und zu beweisen, daß es keine Rheinbundgelüste in Schwaben gäbe, wenn ich auch noch nach fünfzig Jahren dafür bestraft wurde, daß ich einen Vorkämpfer der Rheinbundpolitik mit der Verachtung behandelt hatte, die er verdiente. Mehrere Demokraten, unter anderm der talentvolle Dichter Ludwig Seeger, sagten mir, sie hätten Hölder

Vorwürfe gemacht, daß er sich zum Vertheidiger des elenden Zschokke aufgeworfen habe, und ich erlebte neun Jahre später die Genugthuung, daß Hölder der nationalgesinnten Partei beitrat.

Im Allgemeinen war dieser Prozeß eine Schande für Württemberg. Einem nichtswürdigen Vaterlandsverräther wurde nach sechzig Jahren die Ehre erwiesen, einen ehrlichen Patrioten gleichsam vor seinen Laren opfern zu lassen. Das hieß mit Hamlet zu reden: Die Tugend sollte Verzeihung flehen vom Laster.

Der deutsche Patriotismus war damals im südlichen Deutschland noch sehr schwach entwickelt und durch den Particularismus, durch die noch immer liebsamen Erinnerungen an die Rheinbundzeit, hauptsächlich aber durch den Liberalismus unterdrückt, dessen ganze Tendenz eine französische war. So durfte bei der Jubelfeier Schillers in Mainz der förmliche Antrag gestellt werden, in dieser Stadt, die er aufs schändlichste an die Franzosen verrathen und verkauft hatte, dem von Schiller selber verachteten Georg Forster ein Denkmal zu setzen, was nur mein verewigter Freund, Professor Klein in Mainz, unter vielfacher Anfechtung verhinderte. Damals hatte sich auch der in Heidelberg hoch gefeierte Gervinus für jenen angeblich vortrefflichen Forster erklärt und vornehmthuend bemerkt, große Männer brauchten auf ihr Vaterland keine Rücksicht zu nehmen, welches sich nur glücklich schätzen müsse, große Männer hervorgebracht zu haben.

Nur ein Tag auf dem Asperg war trübe und nur eine Nacht furchtbar stürmisch. An diesem Tage waren weniger Stuttgarter gekommen, am Abend aber traf Statthalter Fischer von Freiburg ein, der es sich nicht hatte wollen nehmen lassen, mich auf dem Asperg zu besuchen.

Er hatte das Unglück in Freiburg seine Frau durch den Tod zu verlieren und siedelte nach Innsbruck über, wo ich ihm zur Pfingstzeit 1860 mit meinem Sohn Ludwig den Besuch erwiderte. Ich fand hier auch andere Tiroler Bekannte wieder, den sanften und liebenswürdigen Professor Zingerle, der sich soviel Verdienst um die Sammlung alter Sagen und Gebräuche erworben hat, den Professor

und Schützenhauptmann Adolf Pichler, der in Italien mitgefochten hatte: und ich machte eine neue anmuthige Bekanntschaft an Herrn Malzschedel, Ritter von Alpenburg, der gleichfalls schöne Tiroler Sagen gesammelt hat, zugleich aber für das öffentliche Wohl unermüdet thätig ist. Insbesondere wurde seine aufopfernde Thätigkeit bei der Pflege und Versorgung der 18,000 verwundeten Oesterreicher gerühmt, die nach der Schlacht von Solferino nach Tirol gebracht wurden und, Dank der elenden Armeeverwaltung, in der hülflosesten Lage waren. Ich fand in Tirol noch denselben biedern Menschenschlag wie früher, nur hatten sich die schönen Volkstrachten stark vermindert, und Innsbruck hatte viele Neubauten und elegante Hotels erhalten. Die Stimmung war damals sehr gedrückt. Der unglückliche Krieg hatte in dem tapfern Bergvolk die bittersten Empfindungen zurückgelassen. Von der Armeeverwaltung hörte ich die größten Abscheulichkeiten im Detail von Augenzeugen. Doch knüpften sich einige Hoffnungen an den vermehrten Reichsrath, der demnächst in Wien eröffnet werden sollte. Mein Freund Fischer nahm noch eine zuwartende Stellung ein und ist erst später in den Reichsrath gewählt worden.

Im Ferdinandeum zu Innsbruck fand ich Vieles, was mir neu war. Eine schöne Gemäldesammlung, von einem Tiroler gestiftet, der lange in den Niederlanden gelebt hatte. In dem von Professor Pichler conservirten und vermehrten Naturaliencabinet ein höchst merkwürdiges Stück Porphyr, in welchem Muscheln eingeschlossen sind, viele Erinnerungen an Andreas Hofer, das große Radetzkyalbum ꝛc. Am auffallendsten war mir ein Bild, welches einen Kampf der von Pichler angeführten Tiroler Schützen in Italien darstellte. Sämmtliche Tiroler trugen auf diesem Bilde feuerrothe Kittel und eine rothe Fahne. Als ich mich darüber verwunderte, sagte man mir, die Fahne sei schwarzrothgold, die Kittel seien grün gewesen, ein Erzherzog aber habe die drei deutschen Farben mißfällig bemerkt und dieselben wegzuschaffen befohlen. Da habe der Maler des Bildes die Farben roth übermalt, um anzudeuten, daß, wenn man das Natio-

nalbewußtsein aller Deutschen nicht aufkommen lassen will, das Ende vom Liede die rothe Republik sein wird.

Die Niederlagen Oesterreichs im lombardischen Kriege schlugen die Hoffnungen und den Uebermuth der Absolutisten und Klerikalen nieder. Nothgedrungen mußte die k. k. Regierung wieder wie 1848 die Unzufriedenheit der Völker durch den Scheinliberalismus zu beschwichtigen suchen, wieder einen Reichstag einberufen und eine Verfassung geben. Um dieselbe Zeit starb der gute König von Preußen, und sein Nachfolger, von ungleich mehr Energie und trefflich berathen von Bismarck, beschloß das tiefgesunkene Ansehen deutscher Nation wieder herzustellen unter Preußens Führung, nachdem es unter österreichischer Führung seit dem Wiener Congreß systematisch verscherzt worden war. Der einfache und natürliche Grundgedanke König Wilhelm I. war, zur deutschen Politik Preußens von 1813 zurückzugreifen, und er brauchte sogleich das einzig richtige Mittel dazu, die Heeresreorganisation unter dem Kriegsminister von Roon.

Diese für Deutschland so nothwendige, von mir, wie von den leider nur zu Wenigen, in denen die Begeisterung von 1813 niemals abgekühlt worden war, lange und heiß ersehnte Wiedergeburt einer gesunden deutschen Nationalpolitik, wurde aber von den theils verblendeten, theils bestochenen Parteien in den Kammern und in der Presse nur mit Mißtrauen und Groll begrüßt. Die Mehrheit der Zeitungsleser, die liberalen Philister, ließen sich von den Fortschrittsmännern in Preußen selbst überreden, der König sei das Werkzeug Rußlands, Bismarck wolle an der Spitze der Junkerpartei die Verfassung vernichten, und die Verstärkung der Armee habe keinen andern Zweck, als die Rechte des Volks zu unterdrücken. Das Berliner Abgeordnetenhaus ließ sich durch seine fortschrittlichen Führer in eine Art Wahnsinn hineinhetzen, daß sie keinem Wort und keiner That des Königs und Bismarcks glaubten, wie klar und folgerichtig dieselben auch die deutsche Politik einhielten. In dieses Gehetze gegen Bismarck stimmten nun auch die Liberalen in den Mittelstaaten ein, die überhaupt immer nur im Fahrwasser der französischen Doctrinäre

geplätschert und keinen Begriff von deutscher Geschichte, keinen Sinn für deutsche Nationalität hatten, wie sie denn auch schon in der Paulskirche immer nur einem Freiheitsideal in den Grundrechten nachjagten und über der Freiheitsfrage die Einheits- und Machtfrage vergaßen. Am komischesten nahmen sich die Minister in Dresden, München, Stuttgart, Darmstadt aus, die mit scheinheiligem Augendrehen den bösen Bismarck in die liberale Schule zu nehmen sich anstellten, während sie sich doch nur darüber freuten, daß die bornirten Liberalen, indem sie gegen Preußen kämpften, grade dem Particularismus und den Rheinbundsouverainetäten dienten. Das Uebrige that der dumme, aber künstlich genährte Haß der Süddeutschen gegen die Norddeutschen. Oesterreich nahm äußerlich keinen Theil, lachte aber schadenfroh dazu, wie alles in Deutschland auf Berlin losstürmte.

Damals entstand der s. g. Nationalverein und übernahm die Oberleitung der Agitation gegen Preußen. Mich dauerten die vielen Ehrenmänner, die sich von den fortschrittlichen Leithämmeln so schmählich dupiren ließen. Ich hatte öfter Gelegenheit, den Einen oder Andern zur Rede zu stellen. Aber es half nichts. Sie waren noch immer wie die Liberalen von 1830 Schwärmer für den Parlamentarismus und die grundrechtliche Schablone und glaubten dieses französische Flittergold vor den Raubgriffen Bismarcks schützen zu sollen. Die nationale Frage begriffen sie schlechterdings nicht. Ich sprach mich auch in meinem Literaturblatt, wie in meinen Schriften zur neuern Geschichte unumwunden über die Anmaßung aus, daß sich ein Verein den ausschließlich nationalen nenne, der doch nur Oesterreich und Rußland gegen das einzig von Preußen vertretene deutsche Interesse diene. Als die Wirren mit Dänemark ausbrachen, war es der Nationalverein, der für den Prinzen von Augustenburg gegen Preußen agitirte, als ob er dazu von Oesterreich und Rußland instruirt wäre. Denn nur diese beiden Staaten konnten dabei gewinnen, wenn der Augustenburger zum Besitz der Elbherzogthümer gelangte; alsdann wäre die Mittelstaatengruppe durch einen neuen

Mittel- oder Kleinstaat gegen Preußen verstärkt und die Entwicklung der deutschen Marine, wie sie Preußen im Sinn hatte, gehemmt worden. Die Elbherzogthümer wären ein Vorposten zugleich für Oesterreich, England und Rußland gegen Preußen und die deutsche Einheit geworden.

Die Dänen selbst waren damals durch die blinde Zuversicht auf russische und englische Hülfe zu einem solchen Trotz gegen Deutschland verleitet worden, daß sogar der deutsche Bundestag endlich Schande halber Ernst gegen sie gebrauchen mußte. Ich war vielleicht der Einzige, der damals (in meiner Flugschrift „Preußen und Oesterreich") den ganzen dänischen Conflict als unvernünftig und für beide Theile schädlich bezeichnete. Da ich immer nur das große Gesammtinteresse Deutschlands im Auge hatte, mußte ich den Dänen zurufen: Ihr seid Thoren, daß ihr euch gegen eure deutschen Stammesgenossen verhetzen laßt, mit denen ihr euch vielmehr aufs freundschaftlichste verbinden solltet, weil sie euer einziger Schutz gegen Rußland sind, was früher oder später Schweden und Dänemark eben so wird verschlingen und russificiren wollen, wie es Finnland schon verschlungen hat. Auch seid ihr Protestanten und gebildet wie wir und solltet dem Slaven- und Popenthum nicht gegen uns dienen wollen. Aus demselben Gesichtspunkt sollten nun aber auch die Deutschen die ganze Verwicklung mit Dänemark ansehen und die Dänen zu belehren suchen, nicht blos immer über sie schimpfen und den gegenseitigen Haß nähren. Meine Meinung fand, soviel ich weiß, nirgends in Deutschland Anklang. Nur ein dänischer Offizier, der mich deshalb einmal besuchte, theilte meine Ansicht und dankte mir.

Oesterreich war so klug, als Dänemark den Krieg provocirte, die Führung desselben nicht Preußen zu überlassen, sondern gemeinsam mit ihm vorzugehen, um es zu überwachen und die Lorbeern mit ihm zu theilen. Die deutschen Liberalen waren nicht so klug, Oesterreichs Absichten einzusehen. Sie wunderten und ärgerten sich, daß Rechberg auf einmal mit Bismarck Hand in Hand ging. Nach dem kurzen Kriege und unvermeidlichen Siege über Dänemark wurden sie

erſt inne, wie trügeriſch die öſterreichiſche Freundſchaft mit Preußen geweſen war, aber noch ganz von ihrem dummen Haß gegen Bismarck verblendet, dienten ſie Oeſterreich in der Agitation gegen Preußen.

Oeſterreich wollte nicht leiden, daß Preußen den Beſitz oder auch nur das ausſchließliche Schutzrecht der Elbherzogthümer und der deutſchen Marine in der Nord- und Oſtſee erlange. Nach der öſterreichiſchen Auffaſſung ſollten die Elbherzogthümer unter dem Prinzen von Auguſtenburg einen Kleinſtaat bilden, der von vorn herein feindlich gegen Preußen geſinnt, nur friſchweg in die Reihe der übrigen zahlreichen Feinde Preußens eintreten ſollte. Alle Feinde Preußens waren aber zugleich die der deutſchen Nationaleinheit. Die Agitation gegen Preußen beſchränkte ſich nicht auf Oeſterreich und die Mittelſtaaten, ſondern war auch ſogar im preußiſchen Abgeordnetenhauſe bis zum Wahnſinn gegen das Miniſterium Bismarck fanatiſirt, welches allein und zwar von ſeinem Anfang an, unentwegt, feſt und ehrlich deutſche Politik getrieben, den großen nationalen Gedanken von 1813 wieder ins Leben eingeführt hatte.

Ich ſah wieder böſe Dinge kommen und wie in früheren kritiſchen Zeiten, warnte ich auch diesmal wieder meine verirrten deutſchen Landsleute in einer Flugſchrift, die im Beginn des Jahres 1866 unter dem Titel „Preußen und Oeſterreich im Jahre 1866" erſchien, doch nicht wieder eine neue Dummheit und ein neues Verbrechen an der eigenen Nation zu begehen. Ich konnte freilich ſo wenig wie bei früheren Anläſſen auf Zuſtimmung rechnen und war daher ziemlich überraſcht, als ich am 3. Februar ein Schreiben vom auswärtigen Miniſterium in Berlin erhielt, worin mir für meine Flugſchrift ein angelegentlicher und lebhafter Dank ausgeſprochen wurde, und mir noch am Abend desſelben Tages ein Telegramm aus Innsbruck zukam, worin die grade bei einem Feſteſſen verſammelte Mehrheit des Tiroler Landtags mir meldete, ſie bringe mir in dieſem Augenblick ein herzliches Hoch aus, weil ich mich in meiner Flugſchrift der Tiroler ſo warm angenommen habe. Auch von Prag bezeugten

mir die Deutschböhmen ihre Sympathien. In Wien dagegen schäumte ein officiöses Judenblatt seine ganze Wuth gegen mich aus, weil ich Norddeutschland so viel Recht zuerkannt hatte als Süddeutschland, und weil ich bedauert hatte, daß Heinrich der Löwe seine für die deutsche Sache so heilsamen Plane durch die Schuld des Kaisers nicht habe durchsetzen können. Heinrich, bemerkte jenes Blatt, sei als Rebell mit Recht bestraft worden. Deutlich wurde damit gesagt, auch der König von Preußen sei nur ein Rebell gegen den Kaiser und verdiene bestraft zu werden. Der württembergische Staatsanzeiger rechtfertigte mich zwar gegenüber dem Vorwurf, ich sei von der großdeutschen zur kleindeutschen Partei übergegangen, indem er aussprach, ich sei noch ganz der Alte. Doch glaubte er zwischen den Zeilen lesen zu können, ich ziele auf die Mainlinie, oder auf eine Theilung Deutschlands zwischen Preußen und Oesterreich hin, eine ganz verfehlte Deutung, zu der in der That meine Schrift keine Veranlassung gab. Vom particularistischen Gewäsch anderer Blätter will ich nicht reden.

In jeder wichtigen Krise Deutschlands, in der ich meine Warnungsstimme hatte vernehmen lassen, war regelmäßig das Gegentheil von dem erfolgt was ich angedeutet hatte. Diesmal ließ die Entscheidung auf sich warten. Alles war in Spannung. Die Zeitungen logen in den Tag hinein. Die Luft war voll nicht blos von unschuldigen Zeitungsenten, sondern von einem wahrhaft höllischen Geflügel boshafter Verleumdung, falscher Anklagen, absichtlicher Umkehr jeder Wahrheit. Es war mir nicht möglich, den eigentlichen Bestand der Verhandlungen zu ergründen. Ich setzte voraus, Oesterreich müsse in seiner Noth, bei seinen jämmerlichen Finanzzuständen, beim Trotz der Ungarn und Czechen, immer aufs neue von Italien und im Hintergrunde von Frankreich bedroht, und seit der Krisis in Bukarest auch in Gefahr, daß Rußland seinen orientalischen Plan wieder aufnehme, aus allen diesen Gründen müsse Oesterreich am Bündniß mit Preußen festhalten. Wenn es mit Preußen nicht überein käme, liege vielleicht an diesem die Schuld, sofern es Oesterreich zu kurz halte

und ihm nicht genug für seine Freundschaft biete. Die Zeitungen ließen darüber ganz und gar im Unklaren.

Ostern nahte heran, und da ich um diese Zeit meiner Nichte Emma, welche den Winter über nach Königshütte zurückgekehrt war, um dort eine kranke Schwester zu pflegen, entgegen reiste, um sie von Dresden abzuholen, setzte ich meine Reise nach Berlin fort, um mich dort ein wenig zu orientiren. Ich wohnte wie früher bei meinem Bruder. Der König gewährte mir am Ostersonnabend, am 31. März, eine gnädige Audienz. Ich fand ihn trotz seiner Jahre noch überaus mannhaft und frisch, eine vollkommen aufrechte und imposante Kriegergestalt, obgleich er mir sagte, er habe ziemlich oft schlaflose Nächte, weil ihn das unglückliche Zerwürfniß mit Oesterreich außerordentlich aufrege. Er wolle den Krieg nicht, aber die Rüstungen Oesterreichs zwängen ihn zu Gegenmaßregeln. Er erinnerte sich noch an unsere frühern Begegnungen und dankte mir freundlich, daß ich mich in Süddeutschland der norddeutschen Interessen mit so vieler Wärme annehme. Allein wie dringend nöthig es auch sei, daß Preußen und Oesterreich einig zusammengingen, und wie sehr er selbst es wünsche, habe doch Oesterreich eine so schroffe Stellung eingenommen, daß er auf alles gefaßt sein müsse. Als ich in meiner Unschuld von Aequivalenten und Compensationsobjecten sprach, die sich gewiß leicht finden ließen, um beide Theile zu befriedigen, sagte der König mit Achselzucken, er habe schon vor zwei Jahren Oesterreich den Besitz Venetiens zu garantiren angeboten. Oesterreich aber habe geantwortet, dazu brauche es Preußen nicht, es werde Venetien schon selber vertheidigen. Ein neues Aequivalent böten jetzt die Donaufürstenthümer dar, und er stimmte dem ganz bei, was ich vorher bemerkt hatte, daß Preußen und Oesterreich, wenn sie einig handelten, mit einer vereinigten Kriegsmacht von mehr als einer Million Bajonetten, denen noch die der übrigen Bundesstaaten sich anschließen würden, sich gegenseitige Vortheile zuschanzen und durchsetzen könnten, was sie wollten, wie sie ja auch Schleswig genommen hätten, ohne daß es Rußland, Frankreich und England zu hindern gewagt hätten. Das sei

alles richtig und vernünftig, ſagte der König, aber Oeſterreich wolle nicht darauf eingehen, denn es wolle Schleſien haben, und Schleſien werde er nimmermehr hergeben und es lieber auf das äußerſte ankommen laſſen.

Ich war nicht wenig überraſcht von dem, was mir der König ſagte, und daß grade er es zuerſt war, der mir eine Intrigue enthüllte, von der ich bisher keine Ahnung gehabt hatte. Dieſe Intrigue war jedenfalls in Paris ausgeheckt worden und ohne Zweifel war der zweite Dezember mehr der Verführer als der Verführte, denn er gewann mehr dabei und riskirte viel weniger, als Oeſterreich. Oeſterreich ſollte nämlich Venetien freiwillig gegen eine hohe Geldſumme an Italien abtreten und ſollte ihm dafür durch Frankreich der Beſitz von ganz Schleſien garantirt werden. Erſt vierzehn Tage ſpäter meldete die Weſerzeitung aus München vom 14. April, ein Mitglied der öſterreichiſchen Geſandtſchaft daſelbſt habe ſich in dieſen Tagen geäußert: „Wir geben Italien Venedig und das Feſtungsviereck, ein höchſt unſicherer Beſitz, der uns weit mehr koſtet, als er einträgt. Das preußiſch-italieniſche Bündniß wird dadurch eine Todtgeburt, und das dann endlich bis zur Adria freie Italien, das uns ſchon einmal 600 Millionen geboten, übernimmt mit Vergnügen tauſend Millionen von Oeſterreichs Schulden, und wenn Oeſterreich einen kühnen Griff in das Kirchenvermögen macht, hat es noch weitere tauſend Millionen und iſt dann in jeder Hinſicht befähigt, Preußen auf den Sand zu ſetzen.“ Unter dem 15. April las man in der Wiener „Neuen Preſſe“ ungefähr daſſelbe: „Preußen will uns der Macht und des Anhangs berauben, ohne welche unſere Exiſtenz als Großſtaat undenkbar iſt; Italien will uns nur eine Provinz entwenden, die uns erſetzt werden kann. Die europäiſche Staatskunſt hat ſchon viel darüber nachgeſonnen, uns eine Entſchädigung für Venetien auszumitteln. Eine Kriegserklärung von Seiten Preußens würde dieſes ſchwierigſte aller europäiſchen Probleme am leichteſten löſen. Daſſelbe Schleſien, welches uns durch einen Eroberungskrieg vor einem Jahrhundert entriſſen wurde, könnte als eine vollſtändige Compen-

sation für Venetien gelten. Es handelte sich hauptsächlich darum, den Imperator an der Seine, der unmöglich mit günstigen Augen die kriegerische Aggression Preußens betrachten kann, für diesen Plan zu gewinnen." Die neue Presse war dasselbe Blatt, das so heftige Wuthausbrüche über meine Flugschrift ergossen hatte.

Ich hatte in meiner Flugschrift so viele und große Vortheile bezeichnet, welche Oesterreich aus dem innigen Anschluß an Preußen erwachsen müßten, daß ich über die Dummheit und Nichtswürdigkeit derjenigen österreichischen Rathgeber, welche sich auf jenen Tauschplan zwischen Venetien und Schlesien einließen, nicht genug staunen konnte, obgleich ich an eine unvernünftige Behandlung unserer großen nationalen Fragen schon lange gewöhnt war. Gelang es jene Intrigue durchzuführen, und wurde Preußen geschwächt, so gingen für Deutschland nicht nur die Rheinprovinzen verloren und fiel der Rest von Preußen gänzlich in russische Vasallenschaft, sondern es mußten auch die Elbherzogthümer unter russisch-englischer Vormundschaft für das deutsche Nationalinteresse verloren gehen. Um aber nicht von Oesterreich verschlungen zu werden, ließ sich voraussehen, daß die Mittelstaaten unter französischem Schutz eine Art Rheinbund erneuern würden.

In einer Unterredung, die ich mit dem Ministerpräsidenten, Grafen Bismarck hatte, gab mir dieser einige Notizen über die damals in Wien obherrschende Partei. Am übelsten war er auf den Grafen Mensdorf zu sprechen, den er den ärgsten Flaneur von ganz Wien nannte, der einzig dem Genuß lebend täglich nur zwei Stunden den Geschäften widme und sich blind von den preußischen Deserteuren leiten lasse, welche, nachdem ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit in Berlin nicht befriedigt worden war, nach Wien gegangen seien, um sich an Preußen zu rächen, jene Häupter der ehemals preußischen, kleindeutschen oder Gothaer Partei, jetzt aber Convertiten, die Gagern, Biegeleben, Meisenbug, Wydenbrugk. Graf Bismarck drückte sein lebhaftes Bedauern aus, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, länger mit dem Grafen Rechberg Hand in Hand die Geschicke Deutschlands zu lenken.

Dann würden die preußischen, wie die österreichischen, wie auch die gesammten deutschen Interessen auf das beste wahrgenommen werden sein. Ich muß gestehen, daß ich einen geheimen Zweifel hegte, ob das Verhältniß Bismarcks zu Rechberg ein gegenseitig so vertrauensvolles gewesen sei. Als ich aber wenige Tage nach meiner Rückkehr in Stuttgart mit dem Bruder des Grafen Rechberg sprach und ihm jene Aeußerung Bismarcks mittheilte, versicherte mich der Graf, er habe keine andere Aeußerung Bismarcks über seinen Bruder erwartet, denn sein Bruder hege nicht minder große Achtung vor Bismarck, als dieser vor ihm. Dies nebenbei. Im weitern Verlauf meines Gesprächs mit dem Grafen versicherte mich dieser, völlig übereinstimmend mit dem König, daß Preußen weit entfernt sei, wie man es verleumde, wegen der Elbherzogthümer einen Krieg in Deutschland anfangen zu wollen. Die Kriegslust gehe lediglich von Wien aus. Sein vor wenigen Tagen erlassenes Rundschreiben an die Mittelstaaten vom 21. März stimmte damit überein, denn der preußische Minister stellte sich darin ganz auf die Defensive und warnte alle Deutschen, sich zu Werkzeugen der österreichischen Intriguen herzugeben, weil, wenn Preußen unterdrückt würde, eine selbständige deutsche Macht in Norddeutschland nicht mehr existiren und Deutschland unrettbar dem Schicksal Polens verfallen würde. Der tragische Ernst in dieser Mahnung wurde von den Kabinetten der Mittelstaaten ignorirt, vom Grafen Beust sogar mit höhnischer Ironie erwidert, von der Presse nirgends verstanden.

Der Minister Graf Eulenburg war derselbe, der uns einmal als preußischer Generalconsul aus Antwerpen in Stuttgart besucht hatte und dem ich ein kleines, aber treffliches Diner in Untertürkheim veranstaltet hatte. Seitdem war er an der Spitze einer preußischen Flotille nach Japan gereist, um dort einen Handelsvertrag abzuschließen, und als er nach Berlin zurückkam, war er dort Minister des Innern geworden. Noch ganz der alte heitere Lebemann ließ er mich nicht von Berlin fort, ohne mir, zur Erwiderung meiner Gastfreundschaft am Neckar, ein lucullisches Diner gegeben zu haben.

Auch mit dem Kriegsminister von Roon, dem Chef meines Bruders, hatte ich eine längere und sehr einläßliche Unterredung, da es sich herausstellte, daß wir fast in allen politischen und religiösen Fragen der Zeit in merkwürdiger Weise übereinstimmten. In Bezug auf die schwebende Kriegsfrage bestätigte er, was mir der König und Graf Bismarck gesagt hatten, und versicherte mich, auch in der ganzen preußischen Armee rege sich keine Kriegslust, sondern vielmehr Abneigung vor einem Kriege mit Oesterreich. Man habe die Oesterreicher als tapfere Soldaten und gute Kameraden kennen gelernt. Preußen und Oesterreicher seien in Schleswig einander treue Waffenbrüder gewesen. Gegen jeden Feind würden sich die Preußen lieber schlagen, als gegen die Oesterreicher. Ganz das Nämliche sagte mir meines Bruders Sohn, Ingenieurhauptmann Julius Menzel, und sein Schwiegersohn Artilleriehauptmann Herring, und ihre Kameraden dachten alle so.

Als ich nach Stuttgart zurückkam und auch nur bewährten alten Freunden im Vertrauen andeutete, was Oesterreich im Werke habe, wollte mir niemand glauben. Der Preußenhaß war so allgemein und so blind, daß als unumstößliche Wahrheit angenommen wurde, Bismarck allein wolle Krieg anfangen, um die lästige Kammeropposition und womöglich die ganze Verfassung zu beseitigen, die Elbherzogthümer zu annektiren, sich die Mittelstaaten zu unterwerfen und die Hegemonie in Deutschland zu erringen. Der alte König in Berlin sei geistesschwach und lasse sich von Bismarck beherrschen. Dieser selbst aber könne unmöglich so kühn vorschreiten, wenn er nicht der französischen Unterstützung sicher sei. Er wolle also, mit Frankreich im Bunde, an Deutschland Verrath üben. So die allgemeine Stimme, die keine Widerrede aufkommen ließ und wodurch begreiflicherweise ein junger Schwärmer, wie Blind, aufgereizt werden konnte, den bekannten Mordversuch am Grafen Bismarck zu machen.

Der Krieg brach nun wirklich aus, und die Gemüther erhitzten sich immer mehr. Der Preußenhaß wurde immer blinder. Als die Preußen in Böhmen einrückten, verkündeten die süddeutschen Zei-

tungen gleich Sieg auf Sieg der Oesterreicher, und alles jubelte. Ein junger Hauptmann rief: „In drei Wochen sind wir in Berlin!“ Knaben auf der Straße schimpften sich mit dem ärgsten Schimpfwort: Du lumpiger Preuß! Man las, eine Schlacht sei vorgefallen, die Preußen seien geschlagen worden und hätten noch an demselben Abend um einen Waffenstillstand gebettelt, den aber Benedek nicht gewährt habe. Da hörte ich, ein gewisser Hofrath habe im Stuttgarter Museum geschrien: „Da sieht man, was diese Preußen, diese Prahler, für feige Hunde sind. Da lassen sie sich schlagen und schämen sich nicht, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, um sicherer davon laufen zu können.“ Es handelte sich um den ersten Kampf am 26. Juni. Die erste falsche Nachricht von jenem Waffenstillstand wurde im Schwäbischen Merkur vom 4. Juli dahin berichtigt, der Kronprinz von Preußen habe am Abend jenes ersten Kampftages den Oberstlieutenant von Zimiezky ins österreichische Hauptquartier geschickt, um gemäß der Genfer Convention zu unterhandeln. Schon lange bevor die Mächte diese humane Convention geschlossen haben, war es unmittelbar nach blutigen Schlachten Sitte, wenigstens auf ein paar Stunden Waffenruhe zu schließen, damit beide Theile für die Verwundeten Sorge tragen könnten. Diesen einfachen Vorgang nun deutete man den Preußen als schamlose Feigheit aus. Tag für Tag folgten Nachrichten, die endlich die entscheidenden Siege der preußischen Armee unzweifelhaft machten. Da wurde der Preußenhaß kleinlauter. Kaum aber hatte der Moniteur am 5. Juli der überraschten Welt bekannt gemacht, Oesterreich habe Venetien an Frankreich abgetreten und Frankreich schreibe Preußen vor, es solle die Waffen ruhen lassen, so hörte man auch wieder in allen Wirthshäusern und auf allen Straßen Stuttgarts das exaltirte Philisterium jubeln: „Nun kriegen wir die Preußen doch noch runter, nun bekommen sie Schleswig-Holstein nicht, nun müssen sie Haare lassen, denn die Franzosen und die Russen helfen uns.“ Noch deutete nichts an, was die Russen zu thun im Sinne hatten, aber die Stuttgarter setzten es voraus. So und nicht anders sprach man sich öffentlich aus; viele, die es anders meinten,

kamen nicht zu Worte, oder wollten sich keinen Insulten aussetzen und schwiegen.

In Bayern sah es nicht besser aus als in Schwaben. Freiherr von H., mein alter ständischer Freund, reiste zufällig durch dieses Land, als der Krieg eben ausbrechen sollte, und hörte zu Neuburg an der Donau im Gasthofe einen Offizier renommiren: Gegen die Preußen könne man gar nicht fechten, damit thäte man ihnen zu viele Ehre an; es genüge, einen Stecken zu nehmen, da liefen sie wie Hasen davon.

Die Dummheit im öffentlichen Urtheil verschonte übrigens auch die eigenen Leute nicht. Als das verblüffte Publikum sich endlich überzeugt hatte, die Oesterreicher seien geschlagen worden und auch die Truppen der Mittelstaaten vermöchten nichts auszurichten, bildete es sich ein, oder ließ sich von schadenfrohen Demokraten einreden, die Führer, die Generale und Offiziere des 7. und 8. Bundesarmeecorps, seien Schuld. Die Verdächtigung durchlief alle Dienstgrade. Es war nicht genug, den Oberfeldherrn der Bundesarmee, Prinzen Karl von Bayern, gänzlicher Unfähigkeit und greisenhaften Stumpfsinns anzuklagen. Auch seinen Untergebenen, den Chef des 8. Bundesarmeecorps, Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt klagte man gleicher Unfähigkeit an. Auch die ihnen untergebenen Generale und Generalstabschefs wurden vom Publikum ingrimmig durch die Hechel gezogen. Sogar einige arme Obersten und Majore traf dieses Loos und zuletzt konnte man die Mägde auf allen Straßen Stuttgarts auf sämmtliche Offiziere schimpfen hören, denn die gemeinen Soldaten hätten gesagt, die Offiziere seien an allem Schuld. Daß sogar die Subalternoffiziere in die Schuld verwickelt wurden, bewies deutlich, aus welcher unreinen Quelle die Gerüchte stammten. Die Demokraten benutzten nämlich die Gelegenheit, um das gemeine Volk gegen die Offiziere aufzuhetzen und den soldatischen Gehorsam zu lockern. Aber auch die gebildeten Klassen theilten den Wahn, wenigstens die Obergenerale hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan. Somit hatten die Regierungen den Vortheil, daß die böse Laune des Publikums sich gegen die mili-

tärischen Führer entlud und die Herren Minister und Diplomaten verschonte, deren geheimen Instructionen jene militärischen Führer hatten Folge leisten müssen. Die Kriegführung des 7. und 8. Bundesarmeecorps wurde lediglich durch die Politik der betreffenden Höfe gelähmt und nicht durch die Ungeschicklichkeit der Generale, selbst wenn es einige ungeschickte unter ihnen gab.

Da zwei meiner Söhne in der württembergischen Armee dienten, mußte ich den Schmerz erleben, sie für den nichtswürdigsten Particularismus, für die schlechte Sache Oesterreichs, für den verhaßten alten Bundestag ins Feld ziehen zu sehen gegen die einzige Macht, von der für Deutschland etwas Gutes zu hoffen war. Der ältere von beiden, Ludwig, welcher schon 1848 und 1849 die Ausmärsche nach Holstein und Baden mitgemacht hatte und jetzt als Hauptmann des 6. Infanterieregiments in der Bundesfestung Ulm stand, rückte mit dem Bataillon aus, welches die zollernschen Fürstenthümer okkupiren mußte. Seiner Compagnie wurde die Besatzung der kleinen Hauptstadt Sigmaringen anvertraut, wo auch der Bundescommissär, der württembergische Obertribunalrath Graf Leutrum, seinen Sitz aufschlug. Widerstand wurde nicht geleistet, da sich die kleine Besatzung der Burg Hohenzollern und die wenigen Gensd'armen freiwillig zurückgezogen hatten. Nach wenigen Wochen mußten die Bundestruppen in Folge der preußischen Siege in Böhmen und Franken die Fürstenthümer in aller Stille wieder räumen. Ein wunderbarer Zufall ereignete sich in Sigmaringen in der Nacht des 3. Juli, an welchem die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz geschlagen wurde. Ein furchtbarer Sturmwind nämlich riß die am Regierungsgebäude ausgesteckten großen Fahnen mit den drei deutschen Farben in Fetzen. Wir hatten diese Farben dereinst zuerst in Jena aufgebracht, und ich bewahre noch das Band, welches ich am 18. October 1818 trug, als wir damals die allgemeine deutsche Burschenschaft gründeten. Diese Farben waren mir theuer, denn sie waren das Symbol der deutschen Einheit, des alten Reichs. Allerdings konnten sie nicht ärger entweiht werden, als wenn der Particularismus, der

ewige Feind der deutschen Einheit, sich dieser Fahne bediente. — Mein Sohn lernte in Sigmaringen eine junge Kaufmannstochter kennen und führte sie im nächsten Frühjahr als seine Gattin heim, die einzige Eroberung, welche Württemberger in den Fürstenthümern machten, worüber damals viel gescherzt wurde.

Mein jüngster Sohn Adolf war Lieutenant im 1. Infanterieregiment Königin Olga und hatte den Mainfeldzug mitzumachen. In dem Gefecht bei Tauberbischofsheim kam er in den Bereich der preußischen Granaten, blieb aber unverletzt.

Herr v. Varnbüler, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Württemberg, der früher mein College beim Landtag gewesen war und den ich sehr genau kannte, hatte unter dem König Wilhelm wenig gegolten und erst die Gunst des König Karl zu gewinnen gewußt. Als ein äußerst gewandter Mann, der sich nicht ohne chevalereske Grazie in Wider oder Für zu finden wußte, hatte er mit v. Beust in Dresden, v. d. Pfordten in München, v. Edelsheim in Karlsruhe und v. Dalwigk in Darmstadt das Bündniß gegen Preußen geschlossen, ja sogar schon triumphirend das vae victis! über Preußen ausgesprochen. Ich selbst war ihm acht Tage vor Ostern in Nürnberg begegnet, als er mit dem ihm von Dresden aus entgegenreisenden Herrn v. Beust geheime Verabredungen treffen wollte. Im Anfang des September begrüßte mich derselbe Varnbüler unversehens auf dem Stuttgarter Bahnhofe und erzählte mir ungefragt, was alles er mit dem Grafen Bismarck in Berlin gesprochen habe. „Württemberg war bisher der Feind Preußens, von nun an wird es sein Freund sein," will Varnbüler gesagt haben. „Und ihr waret mir lieber, als die Bayern, weil ihr ganz unzweideutig unsere Feinde waret und nicht lavirt habt; deswegen sollt ihr auch mehr geschont werden, und ich will mich auf eure Freundschaft verlassen, wie auf eure Feindschaft," soll Bismarck geantwortet haben. Das schloß schon das Schutz- und Trutzbündniß in sich, welches Württemberg am 13. August 1866 mit Preußen abschloß, welchem Beispiel Baden, Bayern und Hessen-Darmstadt bald nachfolgten. Minister Varnbüler bewahrte übrigens

das Geheimniß dieses Schutz- und Trutzbündnisses mit einem schadenfrohen Hintergedanken, denn er gab der ganz von der Regierung abhängigen Partei in der zweiten Kammer auch nicht den leisesten Wink, Preußen zu schonen, und die guten Ministeriellen arbeiteten sich in Preußenhaß und schwäbischem Particularismus ab, in der sichern Ueberzeugung, der Regierung einen guten Dienst zu leisten. Es war ein ergötzliches Schauspiel, zuzusehen, wie diese guten Schreiber an einem Arme mit den Ultramontanen, am andern mit den Demokraten Chorus machten.

Im Jahr 1868 schrieb ich eine Flugschrift „Unsere Grenzen," um den Deutschen aufs neue einzuschärfen, daß sie sich durch die Rivalität der einheimischen Dynastien und der politischen und kirchlichen Parteien nicht gänzlich sollten blind machen lassen gegen die noch von außen drohenden Gefahren und gegen die nationale Pflicht, dem wiedererstandenen Deutschland auch seine alten Grenzen zurückzugeben.

Im Februar und März 1868 wiederholte sich in der württembergischen Presse und in den öffentlichen Lokalen derselbe Scandal wie unmittelbar vor dem Kriege von 1866. Der Particularismus, Ultramontanismus und die Demokratie hatten wieder frischen Muth geschöpft, schlossen sich ohne Schamröthe eng an einander an und trachteten, die Wahlen zum ersten deutschen Zollparlament zu beherrschen. Die ungeheuersten Lügen wurden gedruckt z. B.: In Preußen werde das Militär noch geprügelt; für die verhungernden Ostpreußen habe der König in Berlin blos 2000 Thaler hergegeben und sie mit Bettelbriefen nach Schwaben geschickt; die Steuern in Preußen seien unerschwinglich, und wenn man sich an den Norddeutschen Bund anschlösse, würde man sich dieselbe Steuerlast aufladen; der Bauer würde müssen Chausseegeld zahlen, wenn er nur auf seinen Acker würde hinausfahren wollen. Die ärmsten Kinder würden Steuer zahlen müssen, wenn sie Heidelbeeren im Walde pflücken wollten; für jede Hopfenstange würde man 15 Kreuzer steuern müssen ꝛc. Da grade naßkaltes Wetter war und viele Leute husten mußten, sagte ein Spötter, die Preußen würden auch eine

Katarrhsteuer erheben. Da die Regierung selbst durch ihre Beamten und Schultheißen die Candidaten der Nationalpartei anschwärzen ließ, that der Pöbel seiner Roheit keinen Zügel an. In Degerloch, einem Dorfe unfern von Stuttgart, stellte sich der Kaufmann Gustav Müller den Wählern als nationalen Candidaten vor, aber schon war Pöbel bereit gehalten, ihn mit Beschimpfungen und wüstem Geschrei zu empfangen. Als er dennoch redete und den schlagenden Satz aussprach: Drüben über dem Rheine seien 40 Millionen Franzosen in einem Reiche vereinigt und auf der andern Seite, hinter der Oder, 60 Millionen Russen; wenn wir 40 Millionen Deutsche nun nicht auch fest und einig zusammenhielten, wie bisher getheilt blieben und uns anfeindeten, müßten wir zu Grunde gehen! — Als er diese patriotischen Worte sprach, brüllte ihm das Viehvolk entgegen: Leck mich! — Was soll man von Menschen erwarten, in denen die Nationalität sich selbst so tief erniedrigt?

Der bayrische Regierungsdirektor a. D. Lust lebte seit einigen Jahren in Cannstadt, rüstete sich aber damals zur Abreise. Er hatte sich in Cannstadt beliebt gemacht, und eine Menge Bekannte frugen ihn, wohin er denn reisen wolle? Er antwortete: „Nach Deutschland!" Hier ist ja Deutschland, warf man ihm lachend ein, er aber sagte sehr ernsthaft: „Nein, Ihr seid keine Deutsche!" und zog nach Heidelberg. — Man konnte in der That damals Lust bekommen, das reizende Neckarthal zu verlassen. „Ich zahlte gleich fünfhundert Gulden, sagte mir ein Stuttgarter Werkmeister, wenn die Franzosen schon da wären." Ich rief ihm nur zu, es könnte ihm etwas mehr kosten, wenn sie wirklich kämen.

Inzwischen schrieb ich „den deutschen Krieg von 1866." Es war allerdings etwas verwegen, jetzt schon eine pragmatische Geschichte des Krieges zu schreiben. Allein es kam mir darauf an, die Hauptsachen in ein klares Licht zu setzen und damit den Entstellungen und Bemäntelungen entgegenzutreten, die in der Presse das Urtheil verwirrten. Den Thatsachen zum Trotz pflegte man in Süddeutschland

immer noch zu behaupten, Preußen habe den Krieg angefangen, Preußen allein sei der Störenfried gewesen.

Schon im Anfang des Jahres 1870 gab ich die Schrift heraus „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?“ worin ich dessen Leistungen mit dem verglich, was Oesterreich nicht geleistet hat. Ich wies darin nach, wie lange schon die Hauspolitik der Zollern mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein, aber vom ersten Kurfürsten von Brandenburg an fast ununterbrochen dem nationalen Gedanken gedient und sich mit der deutschen Politik identificirt hat. Man hatte das bisher zu wenig beachtet, sowie auch die damit zusammenhängende confessionelle Neutralitätspolitik der Brandenburger, welche so sehr vom einseitigen Fanatismus der andern deutschen Dynastien abwich. Unmittelbar nachdem diese Schrift erschienen war, kamen mir lebhafte Zustimmungen aus Oesterreich und Bayern zu. Ein feuriges Lebehoch wurde mir in Wien ausgebracht. Aus Norddeutschland wurden mir dagegen Hietzinger Artikel zugeschickt. Dort, wo ich am meisten Zustimmung hätte erhalten sollen, schwieg die Presse. Ich wunderte mich freilich darüber nicht, denn ich hatte die Liberalen und sonderlich den ganzen Anhang des Nationalvereins, wie auch die Conservativen von der Partei des Herrn von Gerlach durch meine scharfe Kritik ihrer unvernünftigen Opposition gegen die nationale Politik des Königs von Preußen und Bismarcks mir zu Feinden gemacht. Doch wurde mir die Genugthung, daß mich der Kronprinz von Preußen, als er vor dem Ausbruch des großen Krieges mit Frankreich, in den letzten Tagen des Juli 1870 die süddeutschen Höfe bereiste und nach Stuttgart kam, zu sich rufen ließ und sehr freundlich begrüßte.

Um diese Zeit erfolgte der merkwürdige Umschwung in der süddeutschen Volksstimmung. Zwei Jahre vorher bei den Zollparlamentswahlen war in Schwaben kein Name verhaßter gewesen als der preußische und hatte das württembergische Volk nicht einen einzigen Nationalgesinnten in den Zollverein gewählt. Die particularistische, ultramontane und demokratische Presse hatte die Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen beanstandet und verdammt, mit mehr oder

weniger Offenheit an Frankreich appellirt. Jetzt auf einmal war alles deutsch gesinnt, hatten sich sogar die ultramontanen und demokratischen Blätter zur deutschen Sache bekehrt, wurden patriotische Lieder durch die Straßen gesungen, die Redacteure der früher so antinationalen Blätter verhöhnt. Als die ersten Siegesnachrichten vom Rhein herkamen, steigerte sich die schwäbische Begeisterung zu allgemeinem Volksjubel, der Nächte hindurch dauerte, zu Feuern auf den Bergen ꝛc.

Das war nun sehr erfreulich, forderte aber zum Nachdenken und zu der Frage auf, was für ein Ding denn eigentlich die öffentliche Meinung sei? Ist denn das Volk ein Pappelblatt, das auf einer Seite weiß glänzt, auf der andern dunkel, wie der Wind mit ihm spielt? Das Volk hatte sich früher, man darf wohl sagen, in seiner Dummheit von den nichtswürdigsten Zeitungsschreibern, die zum Theil mit fremdem Gelde bezahlt waren, betrügen und in einen ganz unnatürlichen Haß gegen Preußen hineinlügen lassen. Es hatte sich die Rettung durch die Franzosen und einen neuen Rheinbund annehmlich machen lassen. Seitdem aber hatte sich an den Verhältnissen nichts geändert, sowohl in Berlin als in Paris war das System dasselbe geblieben. Wie kam es nun, daß auf einmal die öffentliche Meinung in Süddeutschland umschlug? Die Sache läßt sich auf zweierlei Art erklären. Einmal aus der Politik der südstaatlichen Regierungen, denn trotz aller liberalen Renommistereien waren die oft geschmähten Regierungen doch immer noch die erste Autorität für die Massen des Volks geblieben. Hätte die württembergische Regierung bei den Wahlen zum Zollparlament der ultramontanen und demokratischen Presse nicht förmlich geschmeichelt, so würden die Wahlen auch damals nicht so antinational ausgefallen sein. Hätte sie sich 1870 mit den übrigen süddeutschen Regierungen nicht offen an Preußen angeschlossen, so würde auch das Zujauchzen der Württemberger zu den preußischen Siegen nicht so laut gewesen sein, als es war. Ein zweiter Erklärungsgrund des raschen Umschwungs liegt darin, daß man im Volke immer eine stumme Tiefe von einer lauten Oberfläche unterscheiden muß. Aus jenem schweigsamen Innern der Natur

bricht zuweilen eine Kraft des Inſtinkts hervor, die man in gewöhnlichen Zeiten nicht ahnt, weil der Lärm des Tages die innere Empfindung nicht merken läßt. In Preußen ſelbſt bildete ſich die lärmende Oberfläche ein, bei ihr allein ſei die Macht. Aber nur ein Viertel des Volks hatte die Schreier ins Abgeordnetenhaus gewählt. Drei Viertel hatten ſich ruhig verhalten, und aus ihnen ging die große Erhebung des Volks in Waffen hervor, und unter dem Donner der Schlachten mußte das Froſchgequak im parlamentariſchen Sumpfe verſtummen.

Zwei meiner Söhne zogen, wie ſchon erwähnt, als württembergiſche Offiziere auch diesmal wieder ins Feld, und ich war, wie ſie ſelbſt, hoch erfreut, daß es nicht wieder einen Bruderkampf Deutſcher gegen Deutſche galt, ſondern daß wir Deutſchen vereinigt gegen den Erbfeind zogen, der uns frech herausgefordet hatte. Ich folgte den deutſchen Heeren mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und ſchrieb ſchon im Auguſt eine Flugſchrift „Elſaß und Lothringen ſind und bleiben unſer". Nichts war natürlicher, als daß wir Deutſchen zurücknahmen, was uns die Franzoſen geraubt hatten, deutſches Land mit den alten deutſchen Reichsſtädten Metz und Straßburg. Und doch that es noth, einem großen Theil des deutſchen Publikums erſt noch begreiflich zu machen, daß es kein Unrecht von deutſcher Seite ſei, wiederzuholen, was uns die Franzoſen geſtohlen hatten. Nicht nur öſterreichiſche Blätter, belgiſche, holländiſche, däniſche ſchrieen es für ein Unrecht aus, ſondern auch norddeutſche und ſüddeutſche ſtimmten dem zu. Sogar preußiſche Blätter, hauptſächlich der Demokraten, die gern mit den franzöſiſchen Republikanern fraterniſirt hätten. Desgleichen die demokratiſchen und ultramontanen Blätter im ſüdlichen Deutſchland. Da hieß es, wenn man Frankreich verkleinere und Deutſchland vergrößere, werde das europäiſche Gleichgewicht geſtört, was die übrigen Großmächte nicht zugeben könnten. Oder es hieß, die Deutſchen hätten höchſtens Anſpruch auf ihre Sprachgrenze. Da nun aber in Metz nur franzöſiſch geſprochen werde, müſſe es auch franzöſiſch bleiben. In Metz wurde aber tau-

send Jahre lang deutsch gesprochen, ehe die Franzosen ihre Sprache hier einführten, und wie die Bürger von Metz damals französisch lernen mußten, können sie auch jetzt wieder deutsch lernen.

Es war höchlich zu beklagen, daß die herrlichen Siege, welche Nord- und Süddeutsche in treuer Vereinigung auf französischem Boden erkämpften, so viele Deutsche doch nur ärgerten, die lieber den Franzosen den Sieg gewünscht hätten. Man hatte wohl zuviel Rücksicht auf die Abgeordnetenhäuser und auf die noch fortwirkende liberale Mode genommen, um die Preßfreiheit im geringsten anzutasten. Doch war es nicht praktisch und that man dem unmündigen Theil der Nation Unrecht, sofern man immer noch duldete, daß die vaterlandsverrätherische, zum Theil vom Ausland bezahlte Presse in Deutschland selbst mit der französischen Presse wetteifern durfte, die deutsche Sache zu verunglimpfen, frech in den Tag hineinzulügen, Bismarck habe den Krieg angefangen und Frankreich sei unschuldig daran ꝛc. In der Verleumdung des deutschen Kaisers und Bismarcks leistete die ultramontane Presse das äußerste, gehoben durch die ultramontane Centrumspartei in Berlin, und wurden zugleich unter geheimer Oberleitung der Jesuiten und mit Zustimmung vieler Bischöfe vom Klerus alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auch von der Kanzel und vom Beichtstuhl aus das katholische Volk gegen Preußen aufzuhetzen.

Es war mir nicht entgangen, wie von Anfang an die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland und das in Rom ausgeheckte neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes genau zusammenhängen. So begann ich schon 1869 das 1871 erschienene Buch „Roms Unrecht", in welchem ich so scharf als möglich die germanische Auffassung des Christenthums schon zur arianischen Zeit und im ganz frühen Mittelalter von dem unterschied, was sie unter den Händen der Päpste und der Jesuiten, der Habsburger und Bombons allmählich erst geworden ist. Dieses Buch ist, trotz aller Vorwürfe, die ich Rom darin mache, doch ebenso wenig absolut antikatholisch, als meine frühere Symbolik kryptokatholisch war. Durch das eine wie das andere läuft der goldene Faden der ehrlichen germanischen

Gothik, welche das frühere Mittelalter so sehr vor dem spätern durchaus verwerflichen Renaissance-Katholicismus auszeichnet. Es kam mir natürlicherweise hauptsächlich darauf an, geschichtlich nachzuweisen, wie furchtbar ungerecht und undankbar die Welschen Rom und Frankreich schon seit einem Jahrtausend an uns nur zu gutmüthigen Deutschen gehandelt, wie sie uns bald mit schnöder Arglist verführt und betrogen, bald mit Gewalt bedrängt und beraubt haben. Ich knüpfte indeß an diese politischen Erörterungen auch kulturgeschichtliche an, um nachzuweisen, wie sehr der deutsche Nationalcharakter durch das Lügensystem, die Superstition und die Unsittlichkeit der römischen Kirche und durch die französischen Phrasen und Moden verdorben worden ist.

In meinen letzten Lebensjahren war ich noch eifrig beschäftigt mit der Herausgabe der sehr vermehrten und verbesserten 6. Auflage meiner „Geschichte der Deutschen" und mit der Fortsetzung meiner Darstellungen aus der neuesten Zeitgeschichte. So entstanden neben der Geschichte des Krieges von 1866, die Geschichte des französischen Krieges von 1870 und 1871, und die Weltbegebenheiten 1) von 1860—1866, 2) von 1866—1870. Auch von da an sammelte ich weiter zur Fortsetzung der Darstellung, solange ich leben würde.

Da ich mich aber meinem Ende näher fühlte, faßte ich das kostbarste Ergebniß meiner innern und äußern Lebenserfahrungen in einem kleinen Werke zusammen „Mein Glaubensbekenntniß," welches ich dem Volk, unter dem ich mein Leben zugebracht, als mein letztes Angebinde hinterlassen wollte und welches zugleich, wie die geneigten Leser wohl nicht mißkennen werden, mit dem germanischen Grundzuge aller meiner Bücher genau übereinstimmt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Furore.

Erster Theil.

Furore.

Geſchichte eines Mönchs und einer Nonne

aus dem

Dreißigjährigen Kriege.

Ein Roman

von

Wolfgang Menzel.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTECA
CENTRALA
UNIVERSITARA

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Im finstersten Thale der Brenta saßen zwei Kinder auf einer trocknen und moosbewachsenen Brunnenröhre in der Nähe eines armseligen Dorfes, in welchem sie von einer mitleidigen Frau ein Stück Brot erhalten hatten, von ihrem rohen Manne aber hinausgejagt und mit einem Hunde gehetzt worden waren.

Die bösen, bösen Menschen! rief die fünfjährige Rosalie, indem ihre großen italienischen Augen glühten und ihre unschuldige Hand sich ballte.

Ihr Zwillingsbruder, der kleine Floreſtin, schien mehr von kindlichem Grame als von Zorn erfüllt zu sein, senkte mit gefalteten Händen seine langen Augenwimpern zu Boden und verlor sich in tiefem Sinnen.

Die armen Kinder hatten keine, aber abgerissene Kleider. Sie kamen aus einer großen Ferne her. Ihre vornehme Mutter war auf der Reise von Räubern ausgeplündert und ermordet worden. Verfolgt von dem grausen Bilde jener Mordnacht waren sie nun schon Wochen lang umhergeirrt und hatten betteln müssen. Niemand nahm sich ihrer an in jenen Gebirgen, die ein armes ungastliches, damals von der Pest schwer heimgesuchtes Volk bewohnte.

Da blickte Florestin auf einmal freudig ernst mit strahlenden Augen zu den Schneebergen auf, die aus dem Hintergrunde der schwarzen Felsenschluchten himmelhoch emporstiegen und im breiten sommerlichen Gewölk ihre Spitzen verbargen, blieb lange in ihre Betrachtung vertieft und wandte sich dann hastig zum Schwesterchen.

Rosa, siehst du dort oben? frug er die Kleine. Dort oben ist der Himmel, dort wohnt Mutter und Vater. Wir wollen zu ihnen, wir dürfen ja nur hinaufsteigen.

Die Schwester sah ihn verwundert an, aber plötzlich ging auch ihr liebliches Gesicht in heller Lust auf. Ja, sagte sie, so wollen wir. Zur Mutter, zur Mutter! Welche Freude wird das sein!

Mit vor froher Ungeduld klopfenden Herzen machte sich das glückliche Paar sogleich auf den Weg, nicht achtend die Mühsal des langen Steigens, denn die

kindlichen Seelen träumten von der Wonne des Wiedersehens und vergaßen darüber Alles. Wenn die Müdigkeit sie auszuruhen nöthigte, eilten ihre Augen den Füßen voraus und hingen mit Sehnsucht an dem sanften Wolkenvorhang, hinter dem sie unaussprechliche Freude zu finden hofften.

Aber der Abend kam heran, als sie noch weit entfernt von ihrem Ziele waren. Indem die Sonne sich dem Horizonte näherte, begann sie die Schneeberge und die untere Seite des breiten Wolkenhimmels mit Rosenlicht zu färben, das immer lebhafter und glühender wurde. Staunend betrachteten die Kinder dieses herrliche Schauspiel, was ihnen jetzt erst alle Pracht des himmlischen Reiches, dem sie sich schon so nahe glaubten, aufzuschließen schien. Es dünkte sie, als werde das Gebirge von oben herab durch unsichtbare Engel mit Rosen bestreut. Sie horchten, ob sie dieselben aus der purpurnen Tiefe nicht könnten singen hören.

Als die Sonne unterging, die Alpen abglühten und verbleichten und die braune Dämmerung wie ein feiner Rauch aus den Tiefen emporwuchs, bot sich den von Gott behüteten Kindern eine kleine Kapelle zum Obdach dar. Hier beteten sie vor dem Muttergottesbilde, das mütterlich auf sie niederblickte, bis es in der zunehmenden Finsterniß verschwand. Mit einem wunderbaren Trost erfüllt legten sich die Kinder

am kleinen Altar nieder. Aber sie konnten kaum einschlafen, so heftig war ihre innere Aufregung. Sie unterhielten sich lange von ihrer schmerzlich beweinten Mutter. Bei Florestin mischte sich in das Entzücken des Kindes, das die Mutter wiederzufinden träumt, zugleich ein heiliger Schauer vor dem Ewigen, vor der von dem zarten Gemüthe nur dunkel geahnten Majestät der Gottheit, die er schauen sollte. Rosalie athmete nur Freude.

Am Morgen weckte sie der Wiederschein des Schneelichtes von den nahen Alpen, das die Wände der engen Kapelle und das freundliche Muttergottesbild wie Mondschimmer übergoß. Mit innigem Vertrauen blickten die Kinder zu der steinernen Himmelskönigin auf, verrichteten ihre Morgenandacht und eilten freudig hinaus, um vollends den Himmel zu ersteigen.

Als sie aber die Schneegrenze erreicht hatten und der Wolkendecke immer näher kamen, schien diese vor ihnen zu fliehen. Sobald die ohne Morgenroth aufgegangene Sonne höher über die östlichen Berge stieg, trieben ihre Strahlen den Nebel gewaltsam vor sich her und voll Verwunderung und Schrecken sahen die Kinder, wie der ganze Wolkenvorhang sich nach und nach von den Bergen abhob und über die tiefen Thäler dahinschwebte. Weinend blickten sie ihm wie einem schönen Traume nach und starrten die kahlen Gipfel an. Da war kein Himmel mehr, außer dem

blauen leeren Himmel über ihnen, zu dem kein Weg mehr führte. Ringsum nur blendender Schnee.

Die unglücklichen Kinder irrten in den gefährlichen Gletschern ohne Rath umher und wurden von Anstrengung und Hunger so ermattet, daß sie an einem aus dem Eise hervorragenden Felsen niedersanken und nichts mehr redend einander nur mit unsäglicher Angst und Liebe anblickten, nur dunkel ahnend, daß sie vielleicht nie wieder erwachen und also doch in den Himmel, der ihnen verschwunden war, kommen könnten.

Zweites Capitel.

Ein riesenhafter Lämmergeier schwebte über den schlafenden Kindern und lechzte nach der Beute ihres jungen Fleisches, als ein Schuß ihn tödtlich traf und die Kinder aufjagte. Sie sahen, wie das blutende Thier mit seinen ungeheuern Flügeln im Todeskampfe den Schnee zu ihren Füßen schlug und begriffen die fürchterliche Erscheinung nicht, als hinter dem Felsen ein alter Gemsjäger in Tyrolertracht hervortrat und ihnen mit gutmüthigem Lächeln die Hand entgegenstreckte, die sie zutraulich ergriffen.

Auf seine Frage, wie sie denn hierher gekommen seien? gestanden sie ihm unbefangen, daß sie hätten in den Himmel steigen wollen.

Seid's nicht dumme — arme Kinder! rief der Alte, streichelte sie freundlich, setzte sich zu ihnen hin und reichte ihnen aus seiner geöffneten Jagdtasche schwarzes Brot, was ihnen sehr nöthig war und wovon sie mit Heißhunger aßen. Er ließ sich dann mehr von ihnen erzählen, wer und woher sie denn seien? Sie sprachen besser italienisch als deutsch, aber beides in einer für den Grenztyroler fremden Mundart. Auch die Namen, die sie in ihrer verworrenen Erinnerung behalten, waren ihm fremd. Sobald er aber wußte, daß sie verwaist und von allen Menschen verlassen seien, beschloß er, sie mit sich zu nehmen.

Zuvor aber ermahnte er sie, Gott für ihre Erhaltung zu danken, nahm den grünen Hut ab, kniete mit den Kindern nieder und betete ihnen vor. Dann erhob er sich wieder, hing den todten Lämmergeier über seinem breiten Rücken am Stutzen auf, nahm die Kinder auf seine beiden Arme und trug sie mit dem festen und sichern Tritte, der dieser Menschengattung eigen ist, bergab auf die deutsche Seite des Gebirges in ein grünes gastliches Alpenthal.

Der alte Jäger bewohnte einsam als Witwer eine von seinem Dorfe abgelegene Hütte und trieb

sich fast den ganzen Tag auf den Alpen herum, konnte daher, so gut er es mit den Kindern meinte, ihre Erziehung nicht selber übernehmen. Er war überdies des festen Glaubens, die wunderbare Eingebung, die sie gehabt, in den Himmel zu steigen, sei ihnen von Gott gekommen, und bedeute nichts Anderes, als daß sie sich dem Himmel widmen sollten durch ein geistliches Leben. Er brachte sie daher des andern Tages zum Pfarrer seines Dorfes, damit dieser sich verwende, die Kinder in Klosterschulen unterzubringen.

Der Pfarrer freute sich der kleinen Fremdlinge und forschte sie mit freundlichen Blicken und Fragen aus.

Sie nannten Salerno, eine Stadt am Meere, wo sie bisher gelebt hätten. Ihr Vater sei ein großer schöner Mann gewesen, den alle Leute den Ritter genannt hätten, er sei aber gestorben. Darauf hätten sie sich mit ihrer Mutter und einer deutschen Dienerin in einen Wagen setzen müssen und seien weit, sehr weit gereist. Sie seien an einem feuerspeienden Berge vorbeigekommen und durch viele große Städte. In den Gebirgen aber, da wo die Schneeberge angefangen hätten, sei einmal bei Nacht, während sie im Wagen geschlafen, etwas Entsetzliches geschehen. Erwachend hätten sie beim Fackelscheine ihre Mutter aus dem Wagen gerissen und in ihrem Blute schwimmen sehen. Die deutsche Dienerin hätte die fürchterlichen Männer

um Gotteswillen gebeten, die Kinder zu verschonen, die sie denn auch wirklich auf die Seite gebracht, gesegnet und allein gelassen hätte.

Der gute Pfarrer wußte aus alledem nicht viel zu machen, billigte jedoch die Meinung des alten Gemsjägers, und da Tyrol voller Klöster war, so kostete es ihm keine Mühe, Rosalien in einem Kloster der Ursulinerinnen, Florestin aber bei den Franziskanern unterzubringen. Die Kinder trennten sich mit dem bittersten Schmerze und vielen Thränen, erhielten aber das Versprechen, sich besuchen zu dürfen.

Der Prior des Franziskanerklosters empfing den kleinen Florestin mit ebenso viel Wohlwollen und Güte, wie früher schon der Pfarrer, und gesellte ihn zu anderen armen Knaben, die den Unterricht im Kloster empfingen. Auch er suchte aus den kindischen Erzählungen Florestin's etwas Genaueres über seine Abstammung zu ermitteln und erfuhr wenigstens, daß der Ort in Deutschland, wohin die unglückliche Mutter mit ihren Kindern hatte reisen wollen, den Namen Wildeck führe. Aber Ortschaften dieses Namens kommen häufig in Deutschland vor und an einer nähern Bestimmung der Provinz fehlte es gänzlich. Dennoch wandte sich der Prior an den Pater Provinzial seines Ordens, von welchem in Jahr und Tag die Antwort einging, die Herrschaft eines ausgestorbenen Geschlechtes, dem vielleicht jene Findlinge angehörten,

sei in den rechtmäßigen Besitz der Kirche gekommen und es sei daher ganz angemessen, daß die Kinder im Dienste der Kirche erzogen wurden.

Die Erlaubniß, einander wiederzusehen, wurde den beiden kleinen Waisen uneingeschränkt zu Theil. Aber sie genossen dieselbe nicht lange. Ohne daß sie es ahnten, sollten sie bald durch einen noch viel weitern Raum getrennt werden, denn Florestin wurde von einem reisenden Franziskaner mitgenommen nach Bregenz, über den schönen See und weiter den Rhein hinunter.

Drittes Capitel.

An einem heißen Sommernachmittage ruhte in einem anmuthigen Walde am pfälzischen Rheinufer eine vornehme Gesellschaft von der Jagd aus. Die Damen lagerten im Kreise und bedeckten mit ihren weiten in allen Farben schimmernden Kleidern von Sammt und Seide den grünen Rasen wie ein kunstreicher Teppich. Im Mittelpunkte dieser auserlesenen Compagnie thronte die schönlockige Königstochter Elisabeth Stuart, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich von

der Pfalz. Die großen Perlen in ihren Ohrringen küßten die breite und feine Spitzenkrause, die ihr stolzerhobenes, aber in der Grazie der gnädigsten Stimmung lächelndes Haupt nach der Mode der Zeit wie ein Nimbus umgab. Ihre weiße Hand streichelte die rabenschwarzen Locken eines kaum vierjährigen Mädchens von seltener Schönheit, dessen nicht minder reizende Mutter ihr gegenüber saß.

Diese Dame war mit ihrem Gemahl, Herrn Wenzel von Berka, und einem andern vornehmen Böhmen, Joachim Andreas Grafen von Schlick, von Prag gekommen. Die böhmischen Stände wollten sich durch diese Botschaft vorläufig der Zustimmung des Kurfürsten versichern, indem sie nach ihrer gänzlichen Losreißung vom Kaiser und von der katholischen Partei und bei dem zweideutigen Benehmen der lutherischen Fürsten keinem andern, als diesem calvinischen Herrn die böhmische Krone aufs Haupt zu setzen entschlossen waren. Der lebensfrohe, von Glück strahlende Kurfürst selbst befand sich etwas seitwärts von den Damen ruhend, in einem lebhaften politischen Gespräche mit den gedachten prager Sendboten, in welches sich auch einige vornehme pfälzer Herren mischen durften.

Im Hintergrunde des Waldes erblickte man die Jagdpferde und Hunde, sowie mehre von Gold und Purpursammt strotzende Staatswagen für die Damen. Geschäftige Diener trugen Erfrischungen auf. Ueberall

herrſchte laute und ungenirte Fröhlichkeit, nach dem etwas franzöſiſchen Zuſchnitte des galanten Hofes.

Da brachte ein ſchlanker, kaum dem Knabenalter entwachſener Page in der knappen himmelblau und weißen Haustracht der Wittelsbacher einen ſchüchternen Knaben in ſchwarzer Pilgertracht herbeigeführt.

Was haben Sie da für ein ſeltenes Wild aufgetrieben, Liancourt? rief ihm die Kurfürſtin entgegen, die ein beſonderes Wohlgefallen an ihrem franzöſiſchen Pagen zu haben ſchien.

O ſehen doch Eure königl. Hoheit, wie ſchön er iſt, ſagte Liancourt mit der ſeiner Nation eigenen Begeiſterung, und ſtellte den fremden Knaben mitten unter die Damen. Es war Floreſtin.

Alle bewunderten den kleinen Pilger, der den breiten Hut höflich abgenommen hatte und das von ſchwarzen Locken lieblich umwallte Geſicht in ſeiner demüthigen Gewohnheit ſenkte. Das kleine Mädchen aber, mit der die Kurfürſtin geſpielt hatte, ſtand plötzlich auf, lief zu dem Knaben hin, faßte ihn an den Händen und ſagte, indem ſie ſich wieder zu den Damen umwandte, in kindiſcher Altklugheit: Ein Engel, ich habe einen Engel! Floreſtin wurde bei dem Anblick des freundlichen Kindes durch die Erinnerung an ſeine Schweſter ſo verwirrt, daß er es in die Arme nahm und küßte.

Amor und Pſyche, rief der Kurfürſt, der das Geſpräch unterbrochen hatte und die Scene mit Theilnahme betrachtete, und alle Anweſenden klatſchten in die Hände.

Es wäre artig, ſagte die Kurfürſtin, wenn wir dieſes liebenswürdige Pärchen in unſeren Singſpielen auftreten ließen. Es hat uns in der That bisher an einem Amor gefehlt, denn Liancourt iſt dazu ſchon viel zu bengelhaft. Aber wer iſt das Kind?

Floreſtin wurde ausgefragt und erzählte, wie er aus den Alpen komme und auf dem Rheine nach Köln reiſe mit dem Pater Cyrillus, von dem er ſich am Ufer entfernt habe und den er wieder aufſuchen müſſe. Da er noch gewohnt war, italieniſche Wörter unter die deutſchen zu miſchen, ließ ſich die Kurfürſtin herab, einige Fragen italieniſch an ihn zu richten, die er ſchnell und unbefangen beantwortete. Man bot ihm Leckerbiſſen an, die er aber nicht anrühren wollte. Gleich darauf meldete man, ein ſchwarzer Mönch ſuche den Knaben, und obgleich ihn die Damen nicht von ſich laſſen wollten, befahl doch der Kurfürſt, alles Aufſehen zu vermeiden und den kleinen Amor ſeines Weges ziehen zu laſſen. Floreſtin ſprang fort und man ſah, wie haſtig der Mönch ſeinen Arm ergriff und ihn mit ſich fortzog, einen Blick voll Mistrauen auf die hohe Geſellſchaft zurückwerfend.

Die kleine Böhmin ſah dem Knaben lächelnd nach,

ohne ſich uber das ſchnelle Verſchwinden ihres Engels zu grämen.

Es iſt doch abſcheulich, ſagte eine Dame, daß ein ſo vollkommener Liebesgott in eine ſo trübſelige Mönchskutte geſteckt werden ſoll.

Amor, meinte ein Herr, hat ſich ſchon oft in die Kutte verſteckt.

Der Kurfurſt erkundigte ſich nach dem Zuſtande des Theaters und der Muſik in Prag. In Bezug auf das Erſte wußten ihm die böhmiſchen Abgeſandten keine befriedigende Antwort zu geben und ließen durchblicken, für ſolche Vergnügungen ſei das halbwilde und ganz fanatiſirte Volk noch nicht genug gebildet. Die Muſik dagegen blühe in Böhmen, wie in keinem andern Lande.

Und die Jagd, meinte der Kurfürſt, die Jagd in euren Wäldern muß entzuckend ſein.

Ja, ſagte Berka, unſere niedere Jagd ſind die Jeſuiten und unſere hohe iſt der Kaiſer. Edleres Wild und gefährlicheres gibt es nicht in der Welt.

Ich will dabei ſein, rief der Kurfürſt mit freudigem Stolze und reichte beiden Böhmen die Hände.

Herrliche Waldhorntöne, von den Jägern im Hintergrunde angeſtimmt und im hochſtämmigen Walde wiederhallend, erhöhten die kriegeriſche Luſt der Männer und erfüllten die Seele der Damen mit der eigenthümlichen Wonne, welche vorzugsweiſe die Töne

dieſes Inſtrumentes in ihnen hervorzurufen pflegen, weil es das männlichſte von allen iſt. Aber auch Floreſtin vernahm die ſüßen Klänge noch lange, bis die Wellen des Rheines ſein Schiff in immer weitere Ferne trugen.

Viertes Capitel.

Da es um die Zeit war, in welcher zu Frankfurt am Main die neue Kaiſerwahl vorgenommen werden ſollte, ſo begab ſich Pater Cyrillus mit ſeinem jungen Schützling dorthin, um das ſeltene Schauſpiel mit anzuſehen. Aber welche Herrlichkeiten auch der Knabe hier zu ſehen bekam, ſo konnte ſich doch ſelbſt ſein unerfahrner Sinn nicht darüber tauſchen, daß dem Feſte etwas fehle. Obgleich im goldnen Glanze der Krone und des Mantels, des Scepters und Reichsapfels, ritt doch Kaiſer Ferdinand II. gebückt und ſorgenvoll einher. Nur die drei geiſtlichen Kurfürſten gaben ihm das Geleit, von den weltlichen war keiner erſchienen und in der Stadt hörte man weniger Freudenrufe, als dumpfes Murren.

Auf dem Marktplatze ſprang unter einem rieſenhaften ſchwarzen Doppeladler ein Springbrunnen mit

Wein und wurde ein ganzer Ochse in seiner natürlichen Größe gebraten. Ein Cavalier in denselben Wittelsbachischen Farben, welche Floreſtin an der Gesellschaft im Walde bewundert hatte, ritt feierlich an den Ochsen heran und schnitt das erste Stück von ihm ab, um es auf die kaiserliche Tafel zu bringen, worauf sich der Pöbel mit wildem Geschrei auf das große Thier stürzte und es in tausend abgerissenen Fetzen verschlang. Aber die wohlgekleideten Bürger nahmen keinen Theil daran und wandten sich mit finsteren Mienen ab.

Dem Franziskanermönch schien unter so vielen Ketzern nicht ganz wohl zu sein; als daher die Feier in Frankfurt beendigt war und die fürstlichen Personen und Gesandtschaften die Stadt verließen, suchte er sich mit seinem kleinen Reisegefährten ein Schiff aus Köln aus, um den Weg dahin zu Wasser zu vollenden.

Im Schiffe entspannen sich alsbald lebhafte Gespräche über die vollendete Kaiserwahl und über die damit in grellem Widerspruch stehende böhmische Königswahl, von der soeben die erste Nachricht eingetroffen war. Denn an demselben Tage, an welchem in Frankfurt Erzherzog Ferdinand zum Kaiser erklärt worden war, hatten seine rebellischen Unterthanen in Prag den pfälzer Kurfürsten zum Könige ausgerufen.

Es ist nichts so sehr dabei zu verwundern, meinte ein kurkolnischer Mundkoch, als daß der Pfälzer selbst

durch seine Gesandtschaft seine Kurstimme auf des glorreichen Kaiser Ferdinand's Majestät hat abgeben lassen. Er wird doch haben wissen können, was man in Böhmen mit ihm vorhatte.

Verstehe einer die Politik der Ketzer, fügte ein aufgeweckter Schneider aus Koblenz hinzu. Vorn näht einer und hinten trennt ein anderer immer wieder auf, wie die heilige Penelope.

An dem Pfälzer, sagte ein alter Maler aus Köln, muß euch nichts wundern. Das ist ein französischer Haselant nach der neuen Mode und hat, wie eine Jungfer, lange Haare und kurzen Sinn.

Wenn der Kurfürst mich hätte zu Rathe ziehen wollen, fing ein alter grauer Kriegsknecht an, —

Man lachte.

Lacht nicht, ihr junges Volk, rief der Kriegsknecht, was ich sagen will, ist nicht so dumm. Wenn ich gefragt worden wäre, so hätte ich den Rath gegeben, den durchlauchtigen Herzog Maximilian von Baiern zum Kaiser zu erwählen. Und hätte der Pfälzer für seinen Vetter Alles thun müssen, was guten Vettern geziemt. Alsdann wäre Haus Wittelsbach wieder groß und mächtig geworden und der heilige Vater, das versichere ich euch, hätte seinen Segen dazu gesprochen. Denn wer anders vermag noch den heiligen Glauben zu beschützen in diesem verwahrlosten Reiche, als der weise und starke Maximilian.

Nicht Kaiser Ferdinand, der in seinen eigenen Erblanden verlassen und verrathen ist.

Setzt mir, wandte der alte Maler ein, den Kaiser nicht herunter. Er ist nicht minder weise, nicht minder starkmuthig, als euer Maximilian. Bedenkt doch, welch einen überaus verständigen und kecken Schachzug Ferdinand gethan hat, indem er, von den eigenen Erblanden verstoßen, hinaus ins Reich ging, um seinen stutzigen und dumm gewordenen Gegnern die Kaiserkrone aus den Händen zu reißen und sich aufs Haupt zu setzen.

Der Kriegsknecht wollte antworten, jetzt aber mischte sich Pater Cyrillus mit der Bemerkung ein, es sei besser, sich nach erfolgter Kaiserwahl nicht mehr darüber zu streiten, wer sonst noch hätte gewählt werden können. Alle guten Katholiken, fügte er hinzu, müssen von nun an zum Kaiser halten, um ihn aus seiner Fährlichkeit zu retten. Maximilian selbst wird der Erste sein, ihm beizuspringen. Bleiben nur wir untereinander einig und lassen dann die Ketzer sich untereinander beneiden und verrathen. Bald werdet ihr sehen, wie die Lutheraner den Calvinisten die böhmische Krone nicht gönnen werden, und wie die große und furchtbare Macht, welche sie vereinigt besitzen würden, durch ihre eigene Theilung sich schwächen und in nichts zerfallen wird. Gott verblendet sie. Wer

den rechten Glauben nicht hat, dem kommt auch der rechte Verſtand abhanden.

Alle waren von dieſer Rede erbaut, als ein ſpitznaſiger Kaufmann aus Hamburg, der einzige Proteſtant auf dem Schiffe, dem Mönch erwiderte: Es iſt merkwürdig, daß bei mir zu Lande gerade umgekehrt das Vorurtheil des Unverſtandes auf eure Glaubensgenoſſen angewandt wird und daß man ſich des Lichtes und der Helle rühmt gegenüber der abergläubigen Finſterniß, die euch zugeſchoben wird.

Die Geſellſchaft brach in ein unfreundliches Toben gegen den Hamburger aus und würde ihn das Uebergewicht des katholiſchen Verſtandes mit ſchweren Fäuſten haben fühlen laſſen, wenn nicht der kölner Schiffsherr ſich ins Mittel gelegt hätte. Laßt ihn in Ruhe, rief er, ich kenne Herrn Claaſen, er iſt ſeit Jahren ein erprobter Freund und ſogar Diener unſerer heiligen Kirche, denn er handelt mit Wachslichtern.

Nun beruhigten ſich Alle und lachten. Der Franziskaner aber warf dem Hamburger einen Blick voll unſäglicher Verachtung zu.

Fünftes Capitel.

Das Schiff hielt nur kurze Zeit in Mainz an und fuhr von hier aus die Nacht hindurch nach Koblenz. In Mainz war ein robuſter junger Mann mit eingeſtiegen, in einer phantaſtiſchen und etwas lüderlichen Kleidung mit einem ſchweren Degen an der Seite. Er hatte ſich in Wein übernommen, den Kopf auf die Arme gelegt und war eingeſchlafen. Inzwiſchen entſpann ſich abermals ein kleiner Streit zwiſchen dem Franziskaner und dem hamburger Kaufmann über ihre Kirchen. Der junge Mann wachte darüber auf und miſchte ſich ins Geſpräch.

Ich bin ein Katholik, begann er, das will ich voraus ſagen, damit ihr kein Mistrauen in mich ſetzt. Aber habt ihr denn noch nicht gemerkt, daß, während ihr euch um die alte und neue Kirche ſtreitet, eine ganz neue Religion in der Welt aufkommt, die aber noch älter iſt, als die katholiſche, nämlich das Heidenthum. Alles betet noch mit dem Munde zum Heiland und zur Mutter Gottes, aber wenn wir aufrichtig ſein wollen, ſo meinen wir im Herzen die heidniſche Fortuna mit ihrem Füllhorn voll Glücksgütern, die heidniſche Frau Venus mit ihrem Minne-

solde, den heidnischen Mars mit seinem Stolz und Ruhme —

Und den heidnischen Bacchus mit seinem Weinpokale. Nicht wahr? rief der Maler dazwischen.

Alle lachten. Der Student ließ sich aber nicht irre machen, that einen kräftigen Zug aus dem auf dem Kajütentisch vor ihm stehenden Becher und sagte: Ja wol, den Bacchus. Ich will es gar kein Hehl haben, daß mir diesen Gott zu verehren Freude macht. Seit wir Laien in der Kirche keinen Kelch mehr finden, müssen wir draußen in die Bacchustemp.l gehen. Das ist wenigstens besser katholisch, als wenn wir, wie Hussiten und Lutheraner, in der Kirche trinken wollten.

Ihr redet sehr leichtsinnig, sagte der Franziskaner, und erweist dem Priesterkelche nicht die gebührende Ehre.

O sogar den Priesterkellern, erwiderte der Student. Ich kenne die Herrgottsfässer, Dreieinigkeitsfässer, Muttergottesfässer, wovon eure Klosterkeller wimmeln, recht gut und ich schwöre darauf, es ist Bacchus, der sie euch füllt. Aber der Dienst des Bacchus ist bei weitem nicht so weit ausgebreitet als der Dienst der Fortuna und ihres Schatzmeisters Plutus, der ihr unaufhörlich das ausgeleerte Horn wieder anfüllt. Fortuna hat Alle verführt, Klerus und Laien, Gläubige und Ketzer. Nur wegen des Geldes, das nach Rom floß, hat man den Papst

beneidet. Nur wegen des Geldes, das man im Lande behalten wollte, haben die nordischen Fürsten die Reformation gemacht. Man hätte sich also dahin vereinigen können, das Geld zum gemeinschaftlichen Heiland zu machen und als Muttergottes lediglich die Fortuna anzubeten, die es verschafft.

Als der Mönch und der Schiffsherr ihm zürnend seine Blasphemie vorwarfen, lachte der Student, griff in seine Tasche und schüttete einen Haufen Goldstücke auf den Tisch. Da seht, sagte er, das habe ich zum Theil von einer schönen Frau in Mainz, zum Theil im Spiel gewonnen. Beseht es euch und klagt mich an, wenn ihr könnt, daß ich der Fortuna huldige.

Das Gold glänzte beim Scheine der Schiffslaterne mit einem so wunderbaren Glanze, daß alle Augen davon geblendet wurden und einige Hände der ärmeren Schiffsgäste sich convulsivisch darnach ausstreckten.

Nehmt, sagte der lustige Student. Wem Fortuna günstig ist, darf nicht geizig sein.

Viele Hände griffen zu und der Student hatte eine so starke Partei auf dem Schiffe für sich gewonnen, daß der Franziskaner es für besser hielt, sich stillschweigend zu seinem Knaben zurückzuziehen. Der Schiffsherr aber lachte und sagte: So ist die Jugend, das Alter wird euch strafen.

Der Mundkoch hatte sich geschämt, etwas zu neh-

men, ſagte aber jetzt: Es iſt doch etwas ganz Eigenes um das Gold, es liegt darin eine Bezauberung. Hat es nicht da ſo lockend geglänzt und geflammt, daß ich ſelber, obgleich ich es Gott ſei Dank nicht nöthig habe, bald einen Griff darnach gethan hätte. Ich bin aus Weſtphalen gebürtig, fuhr er fort, und mein ſeliger Vater hat mir oft erzählt, wie ihn einmal ein teufliſcher Goldglanz auf ganz ähnliche Weiſe verblendet habe. Unfern von Freckenhorſt, wo wir zu Hauſe ſind, liegt der Stromberg. Auf dem verirrte ſich einmal mein Vater, als er noch ein Knabe war, am Johannistage und erblickte eine fremde wundervolle weiße Blume, wie er noch nie eine geſehen hatte. Er brach ſie ab und plötzlich ſah er vor ſich in den Felſen eine offene Thür, durch die er in das Innere des Berges und zu unermeßlichen Schätzen gelangte, denn hier funkelte Alles von Gold. Eine geſpenſtiſche weiße Jungfrau lud ihn freundlich ein, mitzunehmen was er wolle. Nun ſtopfte er alle Taſchen voll Gold und wollte ſich mit ſeiner reichen Beute davon machen, als ihm die weiße Jungfrau nachrief: Vergiß das Beſte nicht. Er gaffte ſie an, ohne zu begreifen was ſie meinte, und lief fort. Die Thür ſchlug hinter ihm ſo gewaltig zu, daß ſie ihn an die Ferſe traf und er davon zeitlebens hinken mußte. Aber das Aergſte war, als er ſeinen goldnen Schatz beim Tageslichte beſah, waren es Kohlen, nichts als Kohlen.

Mein Vater wurde ein Schmied und mußte ſich mit ſeiner Hände Arbeit ernähren.

Alſo, bemerkte der Hamburger, ſind ihm ja doch die Kohlen gewiſſermaßen wieder in Gold verwandelt worden.

O ſolche Geſchichten, fiel der Schneider ein, habe ich auf meinen Wanderungen zu Hunderten gehört und ſie laufen alle auf eine Armſeligkeit hinaus. Die Geiſter zeigen den Menſchen Schätze vor oder beſchenken ſie mit Perlen und wunderlichen Koſtbarkeiten, die nachher zu dürrem Laub, zu Spänen oder gar zu Auskehricht werden. Alle ſolche Geſchichten ſind von den Reichen erfunden, um der Armen zu ſpotten.

Nicht doch, ſagte der Hamburger, ſondern um die Menſchen daran zu erinnern, daß ſie fleißig ſein müſſen, um reich zu werden. Die Kohlen und Späne ſind Zeichen des Handwerkerfleißes, der Auskehricht bedeutet den häuslichen Fleiß. Die Geiſter beſtrafen der Menſchen Geldgier durch ſpöttiſche Hinweiſung auf die Arbeit.

Aber das wäre ja abgeſchmackt, meinte der Mundkoch, Märchen um ſolcher Belehrungen willen zu erfinden, die ſich von ſelber verſtehen.

Es verſteht ſich freilich Alles von ſelber, entgegnete der Kaufmann, aber weil es die Menſchen nicht einſehen wollen, iſt all der ungeheure Umſchweif von

Kirche und Staat, Schule, Wissenschaft, Kunst und Poeterei erforderlich um es ihnen auf verschiedene Weise beizubringen.

Das Gold, sagte der Franziskaner nach einer Pause, ist nur im Dienste der heiligen Kirche etwas werth. Als Salomo damit seinen Tempel schmückte, war es zu seiner Bestimmung geweiht, aber die Philister machten daraus den Mammon, den verführerischen Abgott, dessen Wesen durch und durch teuflisch ist. Seitdem beherrscht nun, wie Christus als geistige Sonne die Lichtwelt der Geister, so das Gold als unterirdische Sonne die Nachtwelt, in die der Mensch in jedem Augenblicke unter sich seinen Schatten wirft. Nur dann, wenn das nachtgeborne Gold der Kirche überantwortet wird, kann die daran klebende Sünde getilgt werden.

Das Wunderlichste beim Golde, sagte ein alter Matrose, ist, daß man dessen immer mehr will, je mehr man schon hat. Ich habe unter den Spaniern gedient in Südamerika. Da hörte ich oft erzählen, wie vor etwa hundert Jahren der alte Herr Welser von Augsburg, welcher das Gold in Scheffeln maß, seinen treuen Diener Dalfinger mit einer kleinen Heeresmacht ausgesandt hatte, um Elderado, das ist das Goldland, zu erobern, von dem man sagte, Alles daselbst sei von Gold, die Steine, die Bäume, das Gras und sogar die Pelze der Thiere. Lange zogen

sie durch ungeheure Wälder und über zackige Gebirge, aber sie kamen nicht nach Eldorado, sondern nur unter nackte wilde Heiden von schreckhaftem Ansehen. Da gab es Leute ohne Kopf, die das Gesicht auf der Brust hatten. Andere hüpften nur auf einem Fuße, der aber so groß war, daß er ihnen Schatten gab, wenn sie ihn im Schlafe über sich hielten. Noch Andere hatten Vogelköpfe mit Schnäbeln oder waren Fischmenschen mit Schuppen am ganzen Leibe und grünen Haaren und was es sonst noch Alles für Mißgeburten gewesen sind. Mit diesen mußte sich Dalfinger herumschlagen, bis er endlich die goldnen Berge von Eldorado vor sich sah. Allein die Freude wurde ihm grausam vergällt, als er wahrnahm, daß, was er für Gold gehalten, nur der Glanz der Abendsonne auf gelben Sandsteinen gewesen sei, und aus Verzweiflung stürzte er sich mit allen seinen Leuten in einen See. Nur ein frommer Franziskaner blieb übrig, der pflanzte ein hohes Kreuz auf, sammelte die häßlichen wilden Völker um sich her, bekehrte und taufte sie, durch den heiligen Glauben sühnend, was der unheilige gesündigt. Darum wurde die Stätte Santa Fé genannt.

Sechstes Capitel.

Der kleine Floreſtin hörte den Wundergeſchichten mit großer Aufmerkſamkeit zu, als ſich aber das Geſpräch auf andere Gegenſtände wandte, ſchloß er aus Ermüdung die Augen und verſank in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, lag das Schiff ſchon vor Koblenz, von wo es bei günſtigem Winde am nächſten Tage nach Köln gelangte. Schon von ferne vernahm Floreſtin den gewaltigen klangvollen Ton der großen Glocke vom kölner Dome, der alle anderen Abendglocken den ganzen Rhein entlang übertönte und einen heiligen Schauer in ſeiner jungen Seele weckte.

Als das Schiff näher kam, vergönnte die Dämmerung dem ſtaunenden Knaben noch, „die hillige ſtadt van Cölln“ ihrer weiten Ausdehnung am Fluſſe nach flüchtig zu überſehen, mit ihren alterthümlichen Häuſern und ihren zahlreichen, damals noch vorhandenen Thürmen, über die alle hoch weg der Dom mit ſeiner breiten Maſſe und ſeinem ſchiefgeſtellten Krane emporragte. Je raſcher der Stromfall das Schiff mit ſich fortriß, um ſo majeſtätiſcher breitete ſich die altdeutſche Stadt dem Ufer entlang vor ſeinen trunknen Blicken

aus, sanft emporsteigend bis zu der hohen Domgegend und von da wieder sanft abfallend.

Das enge Kloster der Franziskaner mit einem schönen und wohlgepflegten Garten nahm den kleinen geistlichen Pilger in seine Mauern auf und Pater Gideon, einer der älteren Mönche, der vom ersten Augenblicke an eine väterliche Neigung zu dem schönen schüchtern eintretenden Knaben faßte, ließ es sich besonders angelegen sein, denselben in diesem Sitze der strengsten Frömmigkeit einheimisch zu machen und seine zarte Jugend zu den Tugenden und Entsagungen seines künftigen Standes heranzubilden. Florestin schloß sich an ihn mit kindlicher Liebe an. Die ihm angeborne, in ihm verschlossene Innigkeit hatte bisher, selbst seine Schwester nicht ausgenommen, keinen Gegenstand gefunden, von dem sie warm und lebendig geweckt und zur Aeußerung getrieben worden wäre. Es sind wunderbare Einrichtungen in der Natur. Je weniger sich in der Regel Männer in mittleren Jahren, obgleich sie denselben näher zu stehen scheinen, mit Jünglingen verständigen können, desto besser verstehen sich, die einander viel ferner stehen, Knaben und Greise.

Man konnte keinen reizendern Chorknaben sehen, als Florestin. Wenn er im weißen Chorhemde hinter dem messelesenden Priester kniete und mit gesenktem Auge auf den Weihrauch achtete, ehe er das Gefäß

in schwingende Bewegung setzte, dichteten ihm die kölner Frauen unter ihrer Andacht gern noch ein paar Flügel hinzu.

Florestin mußte sich in allen Diensten des Klosters üben, in der Stadt mit der Büchse Almosen betteln, die seiner freundlichen Miene kaum Jemand abschlagen konnte, und dann wieder an der Klosterpforte den Armen Lebensmittel und milde Gaben vertheilen. Als er mehr und mehr heranwuchs, nahm ihn Pater Gideon mit sich zu Kranken und Sterbenden und gewohnte ihn, keine Pestluft, kein Jammergeschrei, keinen verzweiflungsvollen Widerstand der Sünde zu scheuen, sondern das Trosteswort Jesu Christi und das h. Sacrament Jedem zu bringen, der es bedurfte, und wie Lazarus den nassen Finger unerschrocken in den Flammen der Hölle zu halten, um eine verdorrte Lippe zu laben.

Nicht wenig trug zu der bestimmten Geistesrichtung des Knaben der tägliche Anblick des Domes bei. Der mächtige und zugleich zarte Geist, der hier die ungeheure Masse rohen Gesteines überwältigt, geregelt und in eine wundervolle Harmonie gebracht hatte, schien ihm von edlerem und höherem Ursprunge zu sein, als der vordem aus den wilden, wie nach einem ungeheuren Kampfe der Natur erstarrten und roh durcheinander geworfenen Alpen ihn angeschreckt hatte. Er ahnte lange vorher, ehe er es begreifen

konnte, daß in dem äußern Kirchenbau der innere Sinn der Hierarchie verborgen liege, daß nur durch solche Einheit der kirchlichen Institutionen die rohen Völkerstoffe hätten bemeistert und aus dem starren Blödsinn der Trägheit oder aus der thierischen Wildheit ihrer Leidenschaften zu edler gottgeweihter Menschlichkeit hätten erzogen werden können. So lange er noch ein Kind war, glaubte er nicht anders, als daß der Dom von Gott selber gemacht worden sei und hielt es für unmöglich, daß ein solches Werk hätte aus Menschenhänden hervorgehen sollen; weshalb er einmal in kindlichem Gebete Gott anflehte, er möchte doch das schöne Werk vollends fertig machen. Später aber, als er klüger geworden war, erinnerte ihn die klägliche Verlassenheit des Baues stets an die furchtbaren Revolutionen, durch welche die deutsche Kirche zerrüttet worden war, und er lernte immer mehr mit Schrecken erkennen, daß auch die katholische Partei, wenn auch noch Mittel, doch nicht mehr Kraft und Geist genug besaß, an den Weiterbau des Domes zu denken.

Bei dieser Gesinnung interessirte ihn Alles, was er von den Kämpfen der Gegenwart und insbesondere von den Hoffnungen der katholischen Ligue vernahm, die im Fortgange des dreißigjährigen Krieges von Jahr zu Jahr gewachsen war.

Eines Nachmittags saß er zu den Füßen seines

geliebten Lehrers, als ſich derſelbe mit einem ältern Bekannten aus dem Jeſuitenorden unterhielt. Eben war die Nachricht von dem neuen Siege angelangt, den Wallenſtein bei Aalborg über die Dänen erfochten hatte. Ganz Norddeutſchland war von den katholiſchen Heeren überſchwemmt. Das Reſtitutionsedict wurde vorbereitet. Der Calvinismus war ſo gut als rechtlos, nur die Lutheraner ſchonte man noch für den Augenblick. Die Wiederherſtellung der alten Kirche im ganzen weiten Gebiete des h. römiſchen Reiches deutſcher Nation ſchien aus dem Gebiete der Träume in das der Wirklichkeit überzugehen. Die freudige Stimmung, welche dies bei allen Katholiken hervorrief, hatte ſich auch dem kleinen Kloſter in Köln mitgetheilt. Im feinen Geſichte des Jeſuiten verrieth ein triumphirendes Lächeln, was in ſeiner Seele vorging, und es drängte ihn, ſeinem alten Freunde etwas von der Kühnheit mitzutheilen, die ſeinen Orden vor dem der Anhänger des ſanften Franziskus von Aſſiſi von jeher auszeichnete.

Siebentes Capitel.

Die ketzeriſchen Bauernrotten, begann der Jeſuit, die ſich in Ober-Oeſterreich erhoben haben, ſind, Dank

ſei es dem Heldenſchwerte des Grafen Pappenheim, gänzlich niedergeworfen und abgethan; die kaiſerlichen Erbſtaaten und alle altkatholiſchen Lande rein gewaſchen im Blute, wie das Lamm Gottes. Weithin aber in die partes infidelium iſt die heilige Kirche mit ihrem ſiegreichen Kreuze wieder vorgedrungen und hat es aufgerichtet, wo der h. Ansgar es zuerſt hinein in die ewige Nacht des Nordpols ſtrahlen ließ. Während der Herzog von Friedland die Oſtſee beherrſcht, hält Tilly die Nordſee feſt und Schwarzenberg gewinnt die alten Hanſeſtädte, indem er ihrer Eiferſucht die Vernichtung des holländiſchen Handels verſpricht. England wird durch das erlauchte Haus Stuart dem reinen Glauben wiedergewonnen. In Kurzem wird der ganze Norden unſer ſein und Luther's verdammlicher Irrthum wird ausgetilgt werden, wie einſt der des Arius.

In Gottes Namen, ſagte Pater Gideon. Aber ich traue noch nicht. Es haben ſich zu viele Ketzer in des Kaiſers Schutz begeben.

Ich fürchte ſie nicht, entgegnete der Jeſuit. Fürſten und Völker, die wider ihre eigenen Glaubensbrüder zu Felde ziehen und ſich mit ihren eigenen Glaubensfeinden verbünden können, verrathen dadurch nur, wie ſchlecht es um ihren Glauben ſteht. Die man vorher haßte, vor deren dämoniſchem Fanatismus man ſich ſogar eine Zeitlang fürchten konnte,

verdienen nur noch Verachtung. Nichts Erbärmlicheres als die Lutheraner, die mit uns Katholiken gegen ihre reformirten Brüder zu Felde liegen. Die Selbstbelügung dieser Menschen ist ihr Fluch und die gerechte Strafe für ihren Abfall.

Der Franziskaner sagte mit milder Stimme: O Freund, laß darum auch uns auf der Hut sein, daß auch uns nicht unvermerkt die Lüge beschleiche. Ich muß dir bekennen, daß ich das Liebäugeln mit dem sogenannten klassischen Heidenthum der alten Römer und Griechen, in dem wir nunmehr mit den Ketzern wetteifern, für eine solche Lügenmacht halte.

Der Jesuit lächelte vornehm und warf seinem Freunde einen mitleidigen Blick zu.

Ich weiß wol, fuhr der Franziskaner ruhig fort, daß gerade wir Kölner vor hundert Jahren am ärgsten verschrieen worden sind, weil man es von hier aus wagte, dem Eindringen des Heidenthums in Schule und Schrift entgegenzuwirken, und ich weiß auch, daß ihr vom Orden Jesu eure Sache besser zu machen gemeint habt, indem ihr an Gelehrsamkeit mit jenen Ketzern wetteifernd, die Heiden leset und verbreitet. Aber ich bleibe bei meiner einfältigen Meinung, die Kirche sollte alle solche Studien verdammen und die Götzen nicht selber wieder aufrichten, welche zu stürzen so viel Blut der Heiligen gekostet hat.

Wir benutzen, entgegnete der Jesuit, die Heiden

nur zu unſeren Zwecken. Man darf nichts an ſich verwerfen, wenn man es nur recht anwendet. Hier gilt es hauptſächlich, den Proteſtanten nicht die Vortheile der klaſſiſchen Studien allein anheim zu geben.

O thätet ihr es doch, es wäre beſſer, ſagte der bekümmerte Gideon. Ihr ruft Dämonen aus der Tiefe herauf, die ihr ſelber bald nicht mehr werdet bemeiſtern können. Oder zweifelſt du, daß jener Juxiter, jene Venus, jener Mars und Saturn nicht wirklich und wahrhaftig hölliſche Geiſter ſind? Iſt nicht Alles, was uns die heidniſchen Dichter von ihnen erzählen, echtes Teufelswerk, unmenſchliche Grauſamkeit, Unzucht und greuelhafter Betrug? Kann es denn der Teufel irgend anders aushecken und treiben, als der gottloſe Ovidius von jenen Heidengötzen ſchreibt, und was man heutzutage an allen weltlichen Höfen und Gott ſei's geklagt, ſogar an geiſtlichen, gerne lieſt und in Bildern abſchildert, über denen man die heiligen Geſchichten bald ganz vergeſſen wird. Ebenſo beklage ich, daß ihr die heiligen Kirchen ſelber jetzt ſo ganz anders baut, als ehemals, und ſie durchaus wieder den Tempeln jener Heidengötter ähnlich machen wollt. Ihr Jeſuiten ſeid darin am weiteſten gegangen, ihr reißt die gothiſchen Pfeiler nieder, welche ſo lange unſere ehrwürdige Kirche getragen haben und ſetzt ſie auf Säulen, die ihr doriſche oder korinthiſche nennt und zwiſchen denen einſt die Buhlteufel der Heiden

in ſchamloſer Nacktheit angebetet und umtanzt wurden.

Sei nicht ſo wunderlich, ſagte der Jeſuit lächelnd, wir ſetzen das Kreuz drauf, ſo iſt Alles geheiligt. Die neue Form iſt jedenfalls einfacher und den heutigen Faſſungskräften der Menſchen angemeſſener, denn man will ſich mit dem Denken über heilige Dinge nicht mehr anſtrengen. Seit wir zwei Religionen haben, iſt die Myſtik in Abſtreich gekommen. Jeder Theil beſtrebt ſich, es dem dummen Volke ſo bequem als möglich zu machen, damit es Licht habe und ſehe. Deswegen ſchlagen die Ketzer die alten bunten Glasfenſter ein, damit der Tag in ihre Kirchen dringe. Wir aber bauen neue Tempel, in denen von vornherein Alles licht iſt.

Dieſe neue Umbildung des Kirchenſtyles, ſagte Gideon, ſcheint mir für die Zukunft der Kirche bedenklicher, als wenn man die Kirchen überhaupt niederriſſe; denn ſie kündigt eine Entſeelung an. In den rohen Felſen kann man noch ein heiliges Leben hauchen, in der Ruine kann man noch die ehemalige Herrlichkeit erkennen; aber eure Neubauten ſchließen die Hoffnung, wie die Erinnerung aus. Ich möchte ſie faſt zu den Sünden gegen den heiligen Geiſt zählen.

Der Jeſuit machte ſeinen alten Freund darauf aufmerkſam, daß deſſen Geſchmack doch wol zu ſpe-

ciſiſch deutſch ſein dürfte und daß die Kirche, welche ſich über alle Welttheile und Völker ausdehne, ſich nicht in irgend welche, von einer Nation einſeitig beliebte Form gefangen geben könne.

Der Franziskaner aber ſah ihn hell an und ſagte: Unter irgend einem Volke mußte Chriſtus auf Erden erſcheinen, unter irgend einem andern mußte der Glauben an ihn und der Geiſt ſeiner Lehre am tiefſten wurzeln, unter einem dritten wird der Antichriſt aufkommen. Alle anderen Völker nehmen ihren Theil daran, bleiben aber doch jenen untergeordnet.

O hüte dich doch, erwiderte der Jeſuit, vor dem germaniſchen Kirchenthum, da du doch gewiß, wie ich weiß, das galliſche, wie das griechiſche verdammſt.

Achtes Capitel.

Der junge Novize nahm an ſolchen und ähnlichen Geſprächen immer lebhaften Antheil und ſeine Wißbegier trachtete ſich im weiten Gebiete der kirchlichen Dinge zu orientiren, allein er war nicht für die ſtreitende, nur für die liebende und helfende Kirche geboren. Sein Weſen neigte mehr zu dem ſanften Johannes, als zu dem zürnenden Petrus.

Da er eine vorzügliche Gabe beſaß, mit Kindern umzugehen, wurde ihm die geiſtliche Pflege der Kleinen anvertraut, die ſich aus den nächſten Stadttheilen zu gewiſſen Tagen in der Kloſterkirche verſammelten. Auch die Mütter fanden ſich dabei ein und bewunderten den Geiſt, der aus dem Jüngling redete.

Unter allen dieſen Kindern hing eines am meiſten an ihm, die Tochter deſſelben kölner Kaufmannes, mit deſſen Schiff er den Rhein herabgekommen war, die kleine Katharina. Er hatte das Kind an demſelben Fluſſe kennen gelernt. Unter dem lauten Lärmen des kölner Carnevals war das Kind, in tödtlicher Angſt vor einer luſtigen Teufelsmaske fliehend, in den nahen Rhein gefallen. Floreſtin, der eben vorbeiging, rettete das Kind mit eigener Lebensgefahr. Es war ein liebliches, aber etwas ſeltſames Geſchöpf, indem es krauſes, hochblondes, faſt orangenfarbenes Haar, wie man es wol noch auf alten Bildern des Wilhelm von Köln, aber nur ſelten noch in der Wirklichkeit findet, mit ſchwarzen Augen in einem wunderbaren Contraſte vereinigte.

Als die Zeit gekommen war, in welcher Floreſtin die geiſtlichen Weihen empfangen ſollte, bereitete er ſich mit einer inbrünſtigen Andacht vor. Keinerlei Zweifel ſtieg in ihm auf, ob er wol eine andere Beſtimmung der zum Kloſter hätte vorziehen ſollen.

Sein sanftes Naturell, sein angeborner Hang zur Frömmigkeit, Erziehung und Gewohnheit wirkten zusammen, um ihn seinen Entschluß ohne Wanken fassen und ausführen zu lassen. Nur zu viele Freude wollte in ihm aufwallen, wenn er an den Segen dachte, der unter seinen Händen aus den Saaten des Heils für Zeit und Ewigkeit erſprießen ſollte, und er glaubte nicht demüthig genug sein zu können, damit ſich in ſeine innere Luſt kein geiſtlicher Hochmuth einſchleiche, den er wol ſchon an manchem andern Standesgenoſſen wahrgenommen hatte. Unter der Leitung ſeines ehrwürdigen Lehrers war er über die Schwierigkeiten ſeines Berufes nicht im Unklaren geblieben und hatte die dunkeln Tiefen kennen lernen, in denen ewige Unfruchtbarkeit oder Verdammniß wohnt, wenn nicht das Licht der Kirche hineinſtrömt, die Hütten der verzweifelnden oder verſtockten und frechen Armuth, die Winkel der ſcheuen Sünde, die Tempel des offenen Laſters, die Sterbebetten der reichen und üppigen Gottverächter, die Kerker, ſelbſt die Rabenſteine. Noch ehe ihm das Recht, Beichte zu hören, zu Theil geworden war, hatte er ſchon das Reich des Böſen wie eine ungeheure Landkarte überſehen lernen. Aber er zitterte nicht davor. Ausgerüſtet mit den Waffen der Prieſterweihe glaubte er durch ſie hinreichend erſetzt, was ihm etwa an eigenen Gaben fehle. Die Gelübde des Mönchsſtandes er-

ſchienen ihm nicht als ſchwere Pflichten, ſondern als ſtarke Schutzwaffen gegen jede Verlockung des eigenen Willens, deſſen Hervorbrechen bei anderen Prieſtern ihn immer nur mit Unwillen erfüllte. Die Macht, welche dem Prieſter durch ſeine Weihen verliehen wird, ſchien ihm etwas ſo unmeßbar Hohes und Großes im Vergleich mit der Befriedigung des Eigenwillens und der Privatleidenſchaften, daß er in ſeiner Unſchuld und ſeinem feurigen Jugendmuthe nicht begreifen konnte, wie man jene über dieſen vergeſſen möge. Die Sitte ſeines Ordens, den Armen wohlzuthun und doch ſelber nie Geld zu berühren, hatte ihn daran gewöhnt, ſich auch die Austheilung der Sacramente frei zu denken von jeder Hoffart des geiſtigen Beſitzes.

Der Pater Provinzial der Franziskaner, Wolfgang Högner, ein wohlgeſtalteter und freundlicher Mann, vollzog die Weihen mehrer jungen Mönche, unter denen auch Floreſtin ſich befand. Nach der Landesſitte wurde jedem der Geweihten ein Kranz, die ſogenannte Bräutigamskrone, durch die er ſich ſinnbildlich der Kirche vermählte, von einem kleinen geputzten Mädchen, welche die Braut vorſtellte, überreicht. Eine ſolche Braut zu ſein, galt unter den Verwandten und Bekannten eines jungen Prieſters allezeit für eine große Ehre. Da Floreſtin keine Verwandten hatte, ſtellte Katharina ſeine kleine Braut

vor und hielt während der langen Feierlichkeit in der Kirche mit stillem Entzücken die grüne Krone, bis die Reihe an sie kam, sie ihm auf dem weißseidnen Kissen zu überreichen. Er hing sie lächelnd in seiner Zelle unter einem Muttergottesbilde auf.

Nach einiger Zeit erhielt er einen Brief von seiner Schwester, worin sie ihm meldete, sie werde aus ihrem tyroler Kloster in ein fränkisches versetzt werden und unterwegs mit ihrer Domina bei deren Bruder, dem Propst des Stiftes Neresheim, einige Tage verweilen. Sie hatte zwar nicht die geringste Hoffnung, ihn wiederſehen zu können, und drückte nur ihre Sehnsucht darnach aus; allein es traf sich, daß der Pater Provinzial eine Reise nach Baiern und Oesterreich unternahm und Florestin, der bei ihm in besonderer Gunst stand und dessen Gaben er zum Besten des Ordens benutzen wollte, mit sich nahm. Neresheim lag auch auf seinem Wege und so konnte Florestin seiner Schwester die frohe Verheißung geben, daß er sie daselbst treffen werde.

Der Provinzial fuhr die Rheinstraße hinauf und wählte von Mannheim an die Neckarstraße. Nahe bei Heilbronn verweilte er einige Tage auf eine geheimnißvolle Weise in einem Landhause und nahm hier den gelehrten Professor Besold von der Universität Tübingen, der zu diesem Behufe ihm bis hierher entgegengereist war, bei verschlossenen Thüren

und unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche auf, wobei Floreſtin adminiſtrirte. Der Neubekehrte war ihm völlig unbekannt, ſein Geſicht gefiel ihm nicht, obgleich er ſich dieſes neuen Sieges ſeiner Kirche freute.

Neuntes Capitel.

Es waren nur wenige Tage nach dieſer verborgenen That in Heilbronn vergangen, als im Pfarrhauſe zu Calw im tiefen tannenreichen Thale der Nagold ein ärmlich gekleidetes Weib laut ſchluchzend vor der mitleidigen Tochter des Hauſes, Jungfrau Dorothea, ſtand. Ihr Mann hatte ſich eben umgebracht und ſie ſuchte Hülfe bei dem durch ſeine Chriſtenliebe allgemein bekannten Stadtpfarrer Johann Valentin Andreä, welcher aber in Amtsgeſchäften abweſend war. Das heulende Weib ſtürzte fort, nachdem ihr die Tochter verſprochen hatte, ihr den Vater ins Haus zu ſchicken.

Bald darauf hielt ein Reiter an der Pforte und Gerold Schenk von Tanne, ein junger Herr von der ſchwäbiſchen Ritterſchaft und eifriger Verehrer An-

drea's, ſtieg ab. Dorothea begrüßte ihn mit einer freundlichen Ehrerbietung als einen alten Bekannten und reichte ihm treuherzig die Hand.

Was iſt Euch begegnet, Jungfer Dorothea? frug der Ritter. Ihr ſeht ja traurig aus.

Ach, antwortete das Mädchen, der wilde Launer hat ſich erſchoſſen, Ihr werdet ihn vielleicht kennen. Er war ehemals Jäger, verging ſich, trieb ſich dann aus Gewohnheit als Wilderer herum, ſaß deshalb gefangen, wurde dann endlich von meinem Vater bekehrt und ließ ſich bewegen, ein chriſtliches Leben anzufangen als Weber für einen der hieſigen Herren. Nun hat ihm aber die Weberei nicht zugeſchlagen, ſein unbändiges Herz hat ſich zurückgeſehnt in den Wald. Die Ermahnungen des Vaters haben nichts geholfen, er hat uns gemieden und heute hat er ſich vor den Kopf geſchoſſen.

Hm, ſagte der Ritter, ich glaube, ich hätte es auch gethan.

Redet nicht ſo gottlos, geſtrenger Ritter, erwiderte das Mädchen.

Vergebt mir, gute Dorothea, rief der Ritter aus, ich ehre gewiß, was Euer Vater für die vielen Armen dieſer Gegend thut, und die Herren Fabrikanten, die ihn dabei unterſtützen; aber der Menſch iſt doch nicht zum ewigen Sitzen am Spinnrade und Webſtuhle geboren. Der Zug zur Freiheit des Vogels im Walde

wird ihm immer bleiben. Ehemals ein Volk von Kriegern und Jägern können wir uns nun einmal nicht ohne große Beſchwerde an den Pferch des zahmen Viehes und an die Stallfütterung gewöhnen.

Ihr ſeid ſelbſt ein frommer Ritter, ſagte Dorothea mit Ruhe, es kann Euch nicht Ernſt ſein, es zu tadeln, wenn Ihr die rohen und tollen Waldgeſellen verwandelt ſeht in eine Geſellſchaft demüthiger Chriſten, welche beten und arbeiten.

Ein Wägelchen rollte durch die Straßen und hielt vor dem Hauſe. Abermals ſtieg ein Bekannter desſelben aus, der gelehrte Profeſſor Beſold, welcher auf der Rückreiſe von Heilbronn ſeinen alten Freund, den Pfarrer, beſuchen wollte. Ohne von dem geheimen Schritte, den er in Glaubensſachen gethan hatte, das Mindeſte zu verrathen, benahm er ſich mit der gewöhnlichen Unbefangenheit und gab, als er vom Gegenſtande des Geſprächs, das er unterbrochen hatte, unterrichtet worden war, dem Ritter Unrecht.

Erwägt, edler Ritter, ſagte er, mit was für einem Volke wir es zu thun haben. Dr. Luther hat nie etwas Wahreres geſagt, als daß man die rohen Maſſen vor Allem bändigen und im Zaum halten müſſe, und zwar zu ihrem eigenen Heile, denn frei gelaſſen gleiche das Volk einem wilden Thiere, und wenn es keinem Rath mehr folgend aus vermeintlich

eigenem Geiſt etwas anfangen wolle, ſo gebehrde es ſich wie der betrunkne Bauer, der von einer Seite aufs Roß ſteigt, um von der andern wieder herunterzufallen. Die ungeheuerliche Grobheit und das barbariſche Naturell unſerer lieben deutſchen Landsleute hat ſeiner Zeit die Zucht der römiſchen Kirche unumgänglich nöthig gemacht und ebenſo in unſerer Zeit wieder die Zucht, die ihr Luther zudachte. Für die Ueppigkeit des Fleiſches von unten kommt immer noch nicht Geiſt genug von oben, um es zu dämpfen.

Ich habe eine beſſere Vorſtellung von unſerem Volk, ſagte der Ritter mit einem Anflug von zorniger Röthe. Auch unter den gemeinſten Leuten finde ich noch, wenn auch nicht viel edle Geſinnung oder feine Empfindung, doch edle Geſtalten, eine gute Naturanlage, Ehrlichkeit und jenen unzerſtörlichen Kriegsmuth, durch den unſer Volk einſt die halbe Welt unterjocht hat.

Beſold erklärte ſich entſchieden gegen den Begriff des Nationalſtolzes, dem der Ritter mit beſonderer Vorliebe anzuhängen ſchien, der aber offenbar ein heidniſcher Begriff ſei und dem Begriff allgemeiner Gleichheit der Menſchen vor Gott widerſpreche.

Die Streitenden konnten nicht einig werden. Endlich kam der Pfarrer ſelbſt nach Hauſe, nachdem er ſchon unterwegs von dem Selbſtmorde gehört und die Witwe ſo viel als möglich getröſtet hatte. Nament-

lich war er nach seiner Weise zugleich für ihre und ihrer Kinder Zukunft besorgt gewesen, da er mit der Seelsorge der Armen überall auch Wohlthätigkeit und Armenpflege zu verbinden gewohnt war. Diese Tugenden hatten ihn sogar bei der herrschenden Kirchenpartei des Landes, die um des Glaubens willen die Werke verwarf, in üblen Ruf gebracht.

Andreä, dem sein ehrwürdiger Bart und sein durchdringendes Auge beinahe das Ansehen eines Propheten oder Apostels gaben, entschied den Streit seiner Freunde mit milden aber bestimmten Worten, indem er den Ritter an die großen Kämpfe in den Niederlanden erinnerte, in welchen es gerade die von dem Ritter zu sehr verachtete betende und arbeitende Klasse gewesen sei, welche wie früher schon dem ganzen Adel Frankreichs, so in letzter Zeit den furchtbaren Armaden Spaniens siegreich widerstanden hätte, woraus aber auch folge, daß andrerseits Besold nicht ganz Recht habe, wenn er in der Ueberhandnahme der fabrikmäßigen Arbeit eine Entmannung der Völker und ein Mittel sehe, dem menschlichen Freiheitsbedürfniß Zügel anzulegen.

Die kleine Gesellschaft begab sich gegen Abend in den anmuthigen Garten hinter dem Pfarrhause, wohin ihnen Dorothea einen großen Steinkrug voll köstlichen Neckarweines und alterthümlich geschliffene Gläser nachtrug.

Kaum hatten sie in einer Laube am Ufer des munter seine grünen Wellen vorüberrollenden Flüßchens Platz genommen, als noch ein Gast sich einfand, eine alte demüthige Gestalt, der berühmte Astronom Johannes Kepler, der von Weil der Stadt zuweilen herüber kam, um seinen alten treubewährten Freund Andreä zu besuchen. Der Pfarrer eilte ihm entgegen und reichte ihm beide Hände mit Blicken, worin Ehrerbietung, Freude und inniges Mitleid zugleich zu lesen waren.

Zehntes Capitel.

Kepler war schon längst aus des Kaisers Dienst in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt und lebte in großer Dürftigkeit. Dereinst an Rudolf's II. Hofe ein angesehener Mann, war er seit dessen Tode herabgekommen und vergessen. Vor wenigen Jahren waren in dem großen Aufstande der evangelischen Bauern wider Kaiser Ferdinand in der Vorstadt von Linz seine kostbarsten Handschriften, die Arbeit vieler Jahre, verbrannt worden. Sein Gewissen hatte, was er auch dabei an äußerem Glück verscherzte, nicht zugelassen, daß er bei der alten Kirche blieb, nachdem

ihn einmal seine Ueberzeugungen von ihr entfer
hatten. Er war öffentlich zur lutherischen Kird
übergetreten und dadurch dem Kaiser zuwider gewo
den. Seine arme alte Mutter in Weil der Sta
hatte seinen Glauben angenommen, aber dadurch d
Haß ihrer eifrig katholischen Mitbürger auf sich g
laden und war boshafterweise als Hexe prozessi
worden. Mit genauer Noth gelang es dem Sohn
sie vom Scheiterhaufen zu retten. Aber der Mak
der dadurch auf die ehrwürdige Mutter und ihn selb
gefallen war, sowie die Ungnade, Vergessenheit un
bittere Armuth, in der er leben mußte, hatten ih
schwermüthig gemacht. Sein einziger Trost war V
lentin Andreä, sein alter treuer Freund, den er, w
gen der geringen Entfernung der Stadt Calw vo
Weil, öfter heimsuchte. Aber die Weiler ärgerte
sich an diesen Besuchen, wie an ihrem berühmte
Mitbürger überhaupt, dem sie seinen Religionswechs
nicht verzeihen konnten. Auf die Calwer waren s
insbesondere erbittert, weil diese durch ihre Industri
emporgekommen und reicher geworden waren.

Die Freunde des Hauses drückten dem edlen Greis
der den weiten Weg zu Fuße gemacht hatte und ziem
lich müde war, ihre Theilnahme aus. Er setzte sich un
labte sich mit einem Trunke. Man sprach von der Un
dankbarkeit des Kaisers, der ihn in seinen hohen Jahre
darben ließ, und von der Unbill der Zeit überhaupt

Nicht mein äußerliches Unglück, erwiderte Kepler auf Andreä's Trostesworte, schmerzt mich so sehr, als das Bewußtsein, daß ich mein vormaliges Ansehen nur einer Täuschung, einem Betruge zu danken hatte. Denn meine heilige Astronomia wollte Niemand, verstand Niemand, nur ihre buhlerische Tochter Astrologia sammelte Freunde und Bewunderer um sich her. Die ewigen Gesetze, die ich in der geheimnißvollen Schrift der Sterne las, bekümmerten Niemand, nur sein eigenes Horoskop wollte Jeder haben, Jeder bezog den Sternenhimmel nur auf sich, meinte, die Sterne seien nur um seinetwillen an den Himmel gestellt, und verlangte, die eingebildeten Astralgeister sollten ihm von Geburt an dienen, seiner Eitelkeit und Habgier fröhnen. Diesem Wahne habe ich mich nicht widersetzt, weil man mir sonst die Mittel entzogen hätte, welche die theure Wissenschaft erforderte. Aber jetzt gereicht es mir zum Grame, mein Wissen um diesen Preis erkauft zu haben.

Ist es mir denn besser ergangen als dir? frug Andreä. Mein ganzer Ruhm in der Welt gründet sich auf meine Lucianische Satyre von den Rosenkreuzern, welche die dumme Welt ernsthaft genommen hat. Seitdem läuft man mir das Haus ab, um sich in die Geheimnisse eines nirgend existirenden Ordens einweihen zu lassen; aber meine ernsthaften Bemühungen um das praktische Christenthum und die

Miſſion thätiger Liebe finden kalte Aufnahme und werden nicht beachtet.

Beſold ſah Kepler mit einem zweideutigen Lächeln des Wohlwollens an und ſagte: Dadurch, daß Ihr die allerungünſtigſte Zeit der Niederlagen und des Verfalls der evangeliſchen Kirche abgewartet habt, um zu derſelben überzutreten, wodurch Ihr alle zeitlichen Vortheile verloren habt, beurkundet Ihr ein ſo uneigennütziges Gemüth, daß dadurch der Makel der kleinen Liſt, deren Ihr Euch früher als Sterndeuter glaubtet bedienen zu müſſen, gewiß für immer von Euch abgewaſchen iſt.

Du triffſt den Nagel auf den Kopf, ſagte Andreä und klopfte ſeinem Freunde Beſold mit einem Vertrauen auf die Achſel, welches derſelbe hinnahm, als ob er es verdient hätte. Wer ſich in ſolcher Zeit zum Evangelium bekennt, in dem wohnt Wahrheit und die rechte Treue. O Freunde, wenn auch verdunkelt und tief überſchattet, wird das Evangelium in der deutſchen Nation doch nicht untergehen. Laßt uns alle ſeine Getreuen hoch leben! Die Gläſer erklangen. Andreä blickte zu der heitern Mainacht empor und machte ſeine Gäſte auf das friedliche Flimmern der Sterne aufmerkſam. Wenn auch unſer armes Vaterland voller Verwirrung und Zerrüttung iſt, die ewigen Sterne wandeln ihre Bahn und was du, edler Johannes, in deinem unſterblichen Werke über

die Harmonie der Welt ausgesprochen hast, wird bestehen, wenn auch Deutschland nichts mehr als ein rauchender Schutthaufen wäre.

Inzwischen ist es doch fatal, meinte Besold, daß wir Deutsche uns immer entweder, wie unser erleuchteter Kepler, an die unendlich fernen Sterne über uns, oder wie du, lieber Andreä, an irgend eine imaginirte Insel der Südsee wenden müssen, um da hinein das Ideal einer Ordnung der Dinge zu verlegen, die wir in unserer Gegenwart und nächsten Umgebung nicht finden können. Deine respublica christiana auf der Insel Raphar Salama ist leider ein Beweis dafür, daß du die Hoffnung aufgibst, sie auf vaterländischem Boden zu verwirklichen. Als er wahrnahm, daß Andreä unwillig werden wollte, fügte er hinzu: Misverstehe meinen Scherz nicht. Ich weiß wohl, daß man dich nach deinem praktischen Wirken beurtheilen muß, welches, wenn auch in engerem Kreise, doch überaus segensreich ist.

Kepler ging auf Besold's Gedanken ein und sagte: Ihr habt ganz Recht, aber es ist mir schon oft eingefallen, ob sich die Sache nicht umkehren ließe. Das Bedürfniß, sich alles Herrliche, was man von der Menschheit träumt, in einer kleinen Insel, in einem Utopien, wie in einem Weihnachtskrippel zu concentriren, stellt vielleicht nur das Gegenbild zu dem Bilde dar, unter welchem höheren Geistern auf den

übrigen Himmelskörpern unſer kleiner finſterer Planet als eine Concentration alles Dummen und Schlechten erſcheint.

Laßt uns, fiel Andreä ein, mit mehr Liebe von den menſchlichen Dingen reden. Folgen wir Chriſto nach. Auch er befand ſich in ſchlechter Geſellſchaft und begann ſein meſſianiſches Werk in einer elenden Zeit voll Despotismus und Völkerverdummung.

Elftes Capitel.

Der junge Ritter Schenk von Tanne hatte den alten Herren mit beſcheidener Zurückhaltung zugehört, ergriff aber jetzt das Wort, um auch ſeine Meinung kund zu geben.

Verzeiht mir, hub er an, wenn ich, als in einem jüngern Lebensalter ſtehend und der ich noch viel vor mir habe, trotz des erbärmlichen Zuſtandes in unſerem Vaterlande, doch noch hoffe, die Beſſerung zu erleben, und zwar im Großen und Ganzen. Denn ich kann mich durchaus nicht dazu verſtehen, weder Alles für verderbt und verloren zu halten, noch auch mich mit der Pflege einer kleinen glücklichen Inſel im allgemeinen Meere des Unglücks zu begnügen. Der Vor-

wurf des Herrn Professors ist mir daher aus der Seele gesprochen. Wir Deutschen schweifen so gern in die Ferne und Fremde und lassen das Nächste vor uns liegen.

Aber wie mögt Ihr Euern Idealismus verleugnen, fiel ihm Andreä ein, da ich nur zu wohl weiß, wie schwärmerisch Ihr an der Idee der deutschen Einheit hängt, welche von der Wirklichkeit wol nie weiter entfernt gewesen ist, als eben heute.

Der gestrenge Junker, bemerkte Besold, hat doch nicht Unrecht, denn gleichviel, ob wir mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden sind oder nicht, so scheint es doch, als ob das kaiserliche Ansehen jedes andere demnächst verschlingen und eine wenigstens äußerliche Einheit im Reiche herstellen werde.

Weg mit diesem Kaiser, rief Schenk ärgerlich, von diesem hoffe und erwarte ich nichts mehr. Wie hat er uns schwäbische und die fränkische und rheinische Ritterschaft erst noch in diesen Tagen abgefertigt. Wie ist er, ein Sclave der Jesuiten, mit dem corpus evangelicorum umgegangen! Nein, das ist Alles engherzige Hauspolitik, das hat kein Herz für das deutsche Volk. Aber ein Anderer steht hinter dem Kaiser.

Wallenstein? frug Besold.

Andreä hub die Hand warnend empor: Nehmt Euch in Acht, offnes junges Herz, daß dieser ver-

ſchloſſenſte aller alten Ränkemacher Euch nicht grauſam betrüge.

Nach einer Pauſe fuhr der Ritter fort: Unlängſt gruben meine Knechte im Walde eine alte Eiche aus und fanden darunter ein uraltes Schwert, durch deſſen Klinge die Wurzeln gewachſen waren. Da dachte ich, das bedeute unſer künftiges deutſches Reich, wie es hervorgehen würde aus dem gegenwärtigen großen Kriege, gegründet auf das Schwert. Nur ein großer Kriegsfürſt kann uns wieder einig machen, wie vormals Karl der Große. Wir ſeufzen über den fürchterlichen Krieg, aber der Preis des Kampfes wird unſere Einheit ſein. Indem die kleinen Fürſten, die des Regimentes nicht mehr werth ſind, ſich einander verſchlingen, wird ein neuer großer kommen, der ſie alle überdauert. Wer könnte das nun anders ſein, als der Herzog von Friedland? Iſt er nicht ein unbeſiegbarer Feldherr? Der Schrecken aller Feinde und Neider? Der Abgott ſeines Heeres? Und daß ihm die rechte Weisheit eines künftigen Reichsregenten inne wohne, gibt er durch ſeine Unparteilichkeit in kirchlichen Dingen zu erkennen, denn er hat die Proteſtanten ebenſo gern unter ſeinen Fahnen, wie die Katholiken.

Andreä äußerte ſich mit ſichtlicher Entrüſtung über dieſes falſche Spiel, Proteſtanten in den Dienſt der katholiſchen Partei zu locken, und über die Täuſchung, als ob es hier überhaupt eine unparteiiſche oder bei-

den Religionsparteien übergeordnete dritte Stellung geben könne.

Zuerſt bin ich doch immer ein Deutſcher, entgegnete Schenk. Nehmt mir's nicht übel, ich bin kein Geiſtlicher, ich bin ein Ritter, und auf unſerer Ritterbank ſitzen Genoſſen beider Confeſſionen und ſind doch einig in Dem, was ſie für Deutſchland wünſchen und wollen.

Das Geſpräch drohte lebhaft zu werden, als ein Bote noch in ſpäter Stunde einen Brief von Weil brachte, der an den großen Aſtronomen überſchrieben war. Kepler las ihn mit zitternden Händen und trug ſeinen Inhalt den Freunden vor. Das Schreiben kam unmittelbar vom Herzog von Friedland, der ihn erſuchte, ſofort zu ihm zu reiſen und als Aſtrolog in ſeine Dienſte zu treten, damit ihm das Unrecht vergütet werde, was der Kaiſer ihm durch ſeine bisherige Vernachläſſigung angethan habe.

Kepler hatte keine Freude an dieſer ſpäten Ehrenbezeugung. Es graute ihm, wieder an den alten Wahn gefeſſelt zu werden, den er ſo tief haßte. Auch Andreä ſchüttelte den Kopf, meinte aber am Ende, Kepler ſolle dem Rufe doch folgen, ohne auf des Herzogs Aberglauben einzugehen, da es dieſem ſtolzen Herrn genügen werde, ihn in ſeinem Dienſte zu haben und ihm die Verſorgung zu gewähren, die ihm der Kaiſer entzogen. Kepler werde

ſorgenfrei ſeiner Wiſſenſchaft leben können; wo nicht, ſo ſtehe ihm ja der Rückweg offen.

Der junge Ritter redete dem Aſtronom aufs wärmſte zu, Ja zu ſagen, und bot ſich ſogar zu ſeinem Begleiter an.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Während ſich Floreſtin auf die beſchriebene Weiſe zum Prieſter ausgebildet hatte, war er immer in einer, wenn auch nur loſen Verbindung mit ſeiner Schweſter Roſalie geblieben. Sobald beide Kinder ſchreiben konnten, hatten ſie ſich alle Jahre wenigſtens einmal unter den Augen ihrer Vorgeſetzten einen Brief geſchrieben, worin ſie ſich ihr Wohlbefinden und ihre Fortſchritte in der Frömmigkeit meldeten. In Floreſtin's Briefen herrſchte immer dieſelbe gleichmäßige Wärme; in Roſaliens Briefen blitzte durch die kühlere Förmlichkeit oft ein überraſchend tiefes Gefühl, ein Ausdruck mühſam verhaltener Sehnſucht.

Die Zwillingsſchweſter war friſch aufgeblüht, wie der Bruder, und ihre Schönheit entzückte Alle, die in

ihre Nähe kamen nicht weniger, wie die Floreſtin's. Beiden nahm die klöſterliche Bläſſe nichts von der angebornen Anmuth, ſondern ſchien dieſelbe noch zu erhöhen. Die Domina des Kloſters und alle Nonnen liebten Roſalien, die ein frommes Kind war und unter der freundlichen Pflege ohne Sorgen aufwuchs. Obgleich von einem lebhaftern Charakter, als ihr Bruder, fand ſie doch bei der Liebe, welche ſie umgab, und in der klöſterlichen Eingezogenheit keine Veranlaſſung, welche die noch tief in ihr ſchlummernde Leidenſchaftlichkeit hätte wecken können. Wie ſie allmälig heranwuchs, ſorgte man dafür, daß ſie den Novizenſtand ſo früh als möglich verließ und die üblichen Gelübde ablegte, ehe ſie deren Sinn noch vollkommen begriffen hatte. Indem ſie mit dem Schleier bekleidet wurde, befand ſie ſich in einem Seelenzuſtande, welcher von dem ihres Bruders, als er die Weihen empfing, ſehr verſchieden war. Sie duldete unbewußt in frommer Gewöhnung etwas, was ſie für unvermeidlich nahm, was er dagegen mit freiem Willen und hoher Freudigkeit vollzog.

Der große Sieg der katholiſchen Partei in Deutſchland äußerte ſeinen Einfluß auch auf das ſtille Frauenkloſter in Tyrol. Indem das Reſtitutionsedict in Vollzug geſetzt wurde, mußten eine Menge in früherer Zeit ſäculariſirte Klöſter von den Proteſtanten wieder ausgeliefert, ihrer frühern Beſtimmung zurückgegeben

und aus dem Innern der katholisch gebliebenen Provinzen aufs neue mit Mönchen und Nonnen bevölkert werden. Auch an Rosaliens Kloster erging der Ruf, fromme Schwestern nach den neuerworbenen Klöstern in Schwaben und Franken abzusenden. In Rosalien, wie sehr sie sich auch schon an die Ruhe ihres kleinen, nur von friedlichem Glockengeläut durchtönten Thales gewöhnt hatte, erwachte plötzlich eine unwiderstehliche Lust, mehr von der Welt zu sehen, und als ihr die Wahl freigestellt wurde, an welche der kleinen Missionen sie sich anschließen wollte, wählte sie aus Zufall oder von ihrem Verhängniß getrieben, den Weg nach Franken, an die Grenzen des würzburger Gebietes, wo ein längst verlassenes Kloster ihres Ordens wiederhergestellt werden sollte.

Mit Wehmuth nahm Rosalie Abschied vom Asyl ihrer Jugend und von den Alpen. Lange noch hing ihr dunkles Auge an den Schneegipfeln, auf denen sie als zartes Kind einst mit ihrem Bruder den Himmel gesucht hatte. Bald aber vergaß sie über so vielen anderen neuen Gegenständen, die ihr auf dem Wege begegneten, die alten Erinnerungen und gab sich der Reiselust mit der vollen Frische einer gesunden Mädchenseele hin. Es gibt wol nichts Reizenderes, als das Vergnügen, welches aus dem Gesichte junger Nonnen lacht, wenn sie zum erstenmale reisen, Alles sehen wollen, Alles neu und wunderbar finden und die

Kloſtergewohnheiten, ſchüchternen Manieren und niedergeſchlagenen Augen beizubehalten nicht mehr ſtandhaft genug ſind.

Die alte Domina, welche den drei mitreiſenden jüngeren Nonnen vorſaß, wollte unterwegs, wie ſchon bemerkt, ihren Bruder, den reichen Prälaten von Neresheim, beſuchen, weshalb die alterthümliche Kutſche ihren langſamen Weg durch den öſtlichſten Theil des ſchwäbiſchen Kreiſes nehmen mußte.

Eines Tages fuhren ſie durch ein menſchenleeres, ſogar baumloſes, überaus ödes und langausgedehntes Thal, deſſen Anblick einen um ſo unfreundlichern Eindruck auf die kleine Reiſegeſellſchaft machte, als der Himmel düſter war und an ihm trübe, regenverkündende Wolken tief herunterhingen. Endlich erblickten ſie lange Schieferdächer, aus deren hohen Kaminen dicker Rauch emporquoll und ſich mit den nahen Wolken vermiſchte, ein abgelegenes Eiſenbergwerk mit Schmelzhütten und Schmiedewerkſtätten, deren Farbe kaum von dem Grau der Gegend und des Himmels abſtach und das bange und unheimliche Gefühl unſerer Reiſenden vermehrte.

Ehe ſie noch die Hütten erreicht hatten, begann es ſchon zu regnen und entluden ſich die Wolken ihres ſchweren Inhalts bald in ſolchen Maſſen, daß der durch das Thal fließende Bach überſtrömte und es nicht mehr möglich war, ihn zu paſſiren. Man

mußte alſo ausſteigen und die Gaſtlichkeit der Cyklopen in Anſpruch nehmen, deren rußige Geſichter neugierig aus der Thüre blickten.

Zweites Capitel.

Die zarten Nonnen traten in eine weite Halle ein, deren hohes Gibeldach von mächtigem und tiefgeſchwärztem Gebälke getragen wurde. Ihre furchtſamen Mienen erheiterten ſich, als ſie von einigen Hüttenmännern gutmüthig empfangen wurden. Aber von den meiſten wurden ſie nur mit dummer Zudringlichkeit angegafft, indem man ihnen Platz an einem langen Tiſche machte, an dem bereits eine ritterliche Geſtalt ſaß. Das war eine von den ungeheuerlichen Ausgeburten des damaligen Krieges, ein deutſcher Condottiere, Hauptmann Geyer, der zuerſt unter Mansfeld mehr das Räuber- als Soldatenhandwerk gelernt hatte, nach deſſen Niederlage aber katholiſch geworden war und ein eigenes Fähnlein errichtet hatte, für das er hier eben Helme und Küraſſe beſtellte. Sein rothes Geſicht und die Flaſche, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand, verriethen ihn als einen eifrigen Diener des Bacchus.

Weil er ſich daneben für einen vornehmen Geiſt hielt, gab ihm die Ankunft der blöden Nonnen eine erwünſchte Gelegenheit, ſeinen Witz vor der bergmänniſchen Zuhörerſchaft glänzen zu laſſen. Anfangs nahm er nur eine Inquiſitormiene an und ſetzte durch ſeine immer frecher werdenden Fragen die Domina in verbiſſene Wuth und die jüngeren Nonnen in Angſt und Verlegenheit. Der Hauptſpaß aber, auf den es ihm ankam, war, ſie mit einem glühenden Eiſen zu ängſtigen, das er aus einem Ofen nahm und womit er ihnen nach den Händen fuhr, um, wie er ſagte, durch die Feuerprobe ihre Keuſchheit zu erhärten. Zwar hielt ihn ein Bergmann am Arme zurück und ſuchte ihn zu beſchwichtigen, aber der Menge gefiel ſein roher Witz und ihr koboldartiges Gelächter vermehrte die Seelenangſt der armen Mädchen.

Beſonders hatte es der trunkene Hauptmann auf Roſalien abgeſehen, weil ſie die größte und ſchönſte unter den Nonnen war, und ſchon ſengte er ihr mit dem Eiſen den Schleier an und ſie ſchrie laut um Hülfe, als aus der ſchwarzen Oeffnung eines tief unter den Boden eingeſenkten Schachtes plötzlich ein Jüngling emporſtieg, in dem Roſalie auf den erſten Blick einen Engel der Rettung erkannte. Denn er war, obgleich in ſchwarzer Bergmannstracht, doch vornehmer gekleidet als alle Andere und ſein von blondem Haar löwenartig umwalltes Haupt ſchien ihr das des

zürnenden Erzengels Michael. Er hatte den Schrei gehört, sah die bleiche himmlischschöne Nonne und stürzte sich augenblicklich auf ihren brutalen Verfolger, indem er ihm das Eisen aus der Hand riß und mit Donnerstimme frug, was er wolle. Nun entstand ein rascher, wilder Wortwechsel, wobei Viele darein redeten und der Hauptmann den Jüngling einen Ketzer schalt, der kein Recht habe, sich drein zu mischen, wenn er, ein guter Katholik, die Nonnen examinire. Die Worte, die ihm der Jüngling entgegenwarf, reizten ihn noch mehr zur Wuth. Er zog den langen Degen, der Jungling parirte mit der Eisenstange und nach einem kurzen Kampfe taumelte der Hauptmann mit einer schwarzen brennenden Wunde im Gesichte hinter sich und brüllte wie ein Thier. Der Jüngling befahl, den Trunkenbold zu Bette zu bringen und einen Wundarzt zu rufen, und schalt unter den Haufen, daß er die Mißhandlung mit angesehen und geduldet habe. Gehorsam ging Jeder wieder an sein Geschäft.

Der blonde Sieger wandte sich nunmehr zu den Nonnen, um sie vollends zu beruhigen. Er war ein thüringischer Edelmann, Bernhard von Heldrungen, welcher als ausgezeichneter Bergmann zu Freiberg im Erzgebirge gebildet, vom Herzoge von Würtemberg berberufen worden war, dem alten Bergwerke, das durch den Bedarf des Krieges immer mehr in Anspruch genommen wurde, eine verbesserte Einrichtung

zu geben. Seine männliche Wohlgestalt, sein ritterliches und doch zartes Benehmen, vor Allem aber sein plötzliches und wunderähnliches Auftauchen aus der Erde hatte Rosaliens jungfräuliche Seele mit einem Staunen erfüllt, welches jedoch mehr religiöse Andacht, als Liebe in sich schloß. Die Erscheinung war ihr zu neu, ihr Herz noch zu sehr voll Unschuld, als daß sie ihrer Empfindungen tiefsten Sinn hätte verstehen können. Sie sah in ihm mehr einen himmlischen Retter, als einen gemeinen Edelmann. Daß er ein Ketzer sein sollte, begriff sie am wenigsten. Sie hatte dieses häßliche Wort wiederholt aus dem Munde des rechtgläubigen Böſewichtes gehört, ihre Begriffe von einem Ketzer waren aber ganz andere.

Die ehrerbietigen Worte, welche Bernhard mit feurigen Blicken und mit einer gewaltsam zurückgehaltenen Zärtlichkeit an sie richtete, waren in einer Mundart gesprochen, die sie seit lange lange nicht mehr gehört hatte, sie aber an ihre frühsten Jugendtage erinnerte, denn es war nahezu die nämliche, welche sie selbst als Kind geredet hatte, ehe sie dieselbe im einsamen Alpenkloster mit der naiven Mundart der Tyroler vermischt und zuletzt fast verwechselt hatte. Schüchtern flüsterte sie ihm wenige Worte des Dankes zu, den die alte Domina mit besonderer Feierlichkeit im Namen der ganzen kleinen Gesellschaft in eine breite Rede übersetzte.

Der langanhaltende Regen vergönnte dem blonden Thüringer, seine interessanten Gäste einige Stunden lang unter seinem hohen schwarzen Dache zu bewirthen. Er konnte nicht aufhören, sich in Rosaliens Anblick in Wonne zu berauschen. Aber in dieser Wonne keimte ein tiefer Schmerz. Ein Zufall hatte sie mit ihm zusammengeführt auf wenige rasch vorübereilende Stunden. Dann sollte die flüchtige Erscheinung ihm auf ewig wieder verschwinden. Es war ihm unmöglich, zu denken, daß seine Sehnsucht sie nie wieder erreichen sollte. Aber ihr Glauben, ihr Stand thürmten seiner Liebe unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Rosalie war sich nicht bewußt, daß sie seine Empfindung erwidere. Ihr reines Herz kannte die irdische Liebe noch nicht. Ihre klösterliche Gewöhnung, ihre ungeheuchelte Demuth schützte sie vor dem Verständniß seiner glühenden Blicke. Und doch ging etwas Außerordentliches in ihrer Seele vor, was sie leise zittern machte.

Je länger Heldrungen die Nonne betrachtete, um so lebhafter wurde sein Schmerz und seine innerliche Empörung, daß ein so herrliches Geschöpf Gottes in Klostermauern verdumpfen sollte. Er hatte Mühe seinen protestantischen Zorn zurückzuhalten und nicht offen herauszusagen, was er dachte. Noch nie hatte er sich so fest im Lutherthum gefühlt, als jetzt, indem

ihm der gewaltige Reformator vorschwebte, der seine Landsmännin Katharina von Bora aus der Nonnenzelle ins Brautbett führte. Aber die unendlich weiche und zarte Natur der Nonne, der Hauch von Unschuld und Heiligkeit, der über sie ausgegossen war, zwang seinem unverdorbenen Gemüthe und seinem feinen ritterlichen Sinne die Unterdrückung seiner heißen Gefühle ab.

Der Himmel heiterte sich auf, der Bach trat in seine Ufer zurück, der Weg wurde frei und Heldrungen mußte, mit schwerem Herzen, die Nonnen zu ihrem Wagen begleiten. Die letzten Worte des Dankes umflüsterten ihn wie Engelstimmen aus einem für immer verlornen Himmel. Der letzte Blick aus Rosaliens frommen Augen entlockte den seinen unaufhaltsame Thränen.

Indem er noch lange nach der Stelle blickte, wo sie verschwunden war, rief er ihr leise nach:

Der Unschuld Engel tragen
Dich, Heil'ge, himmelwärts,
Und deine Blicke sagen
Ich kenne keinen Schmerz.
Ach, diese Blicke bringen
Nur mir den herbsten Schmerz
Und seine Pfeile dringen
Mir bis zum Tod ins Herz.

Drittes Capitel.

Die Nonnen unterhielten ſich, indem ſie weiter fuhren, von dem überſtandenen Abenteuer und die Domina drückte mit vieler Unbefangenheit ihr Wohlgefallen an der Handlungsweiſe des jungen Bergbeamten aus; jedoch verfehlte ſie auch nicht, zu bedauern, daß er ein Ketzer und mithin ſeine Seele verloren ſei, wenn er ſich nicht mit Gottes Hülfe noch bekehre. Sie forderte die jungen Schweſtern auf, ſeiner in ihren Gebeten zu gedenken. Roſalie faltete unwillkürlich die weißen Hände.

Sie kamen wohlbehalten nach Neresheim, wo der Bruder der Domina ſie durch ſeine beinahe fürſtliche Hofhaltung, wie durch die Großartigkeit ſeiner Gaſtfreundſchaft nicht wenig in Erſtaunen ſetzte. Dieſer Prälat hatte über unermeßliche Einkünfte des reichen Stiftes zu verfügen, bewirthete jeden Wanderer, wer er auch ſein mochte, drei Tage lang aufs feſtlichſte, ſpendete den Armen weit und breit Wohlthaten und hatte immer noch Mittel übrig zur Befriedigung ſeines Geſchmackes. Er liebte die Pracht und war der neuen Kunſtrichtung zugethan, die es nicht verſchmähte, Zwecke der Kirche mit den Mitteln der weltlichen, ja ſogar heidniſchen Kunſt zu erreichen. Seine Säle

waren mit ziemlich unkirchlichen Bildern angefullt. In der Unterhaltung bei ihm herrſchte ein freier Ton, wie ihn Roſalie noch nie gehört hatte. Die jungeren Geiſtlichen beeiferten ſich, gegen die Nonnen galant zu ſein und der Prälat war es ſelbſt. Roſalie wollte zu Boden ſinken, als er den Anweſenden eine förmliche Vorleſung über die Schönheit ihrer Geſichtszüge hielt und das Charakteriſtiſche derſelben nach Analogie der in der italieniſchen Schule herkömmlichen Typen der verſchiedenen heil. Jungfrauen conſtruirte. Dieſe Rückſichtsloſigkeit gegen ihre Demuth und überhaupt der familiaire Ton, wie er in dieſer geiſtlichen Cammarilla herrſchte, war ihr tief in der Seele zuwider.

Sie hatte daher eine unendliche Freude, als am andern Tage ihr Bruder in Friſche und Fülle der Geſundheit mit dem Pater Provinzial der Franziskaner anlangte und ſie nun allein mit ihm verkehren konnte.

Sie kannte ihn auf der Stelle wieder und warf ſich mit Thränen der Liebe und des Entzückens an ſeine Bruſt. Auch ſein Herz wallte in der freudigſten Bewegung auf, als er die geliebte Schweſter ſo groß und blühend und in der frommen Tracht ihres Standes wiederſah. Die ihm von Geburt ſo nahe war, ſollte es nun auch bleiben. An die Stelle ihrer verlornen Mutter, dachte er, ſei nun die heilige Kirche getreten und umfaſſe beide mit den Armen ewiger

Liebe. Kein irdisches Wesen durfte sich mehr zwischen sie drängen. So faßte Floreſtin die liebliche geschwisterliche Begegnung auf.

Aber bei Roſalien miſchte sich eine andere Empfindung ein. Die vertrauliche Nähe ihres Bruders mahnte sie unwillkürlich an Heldrungen. Sie konnte den einen Jüngling nicht sehen, ohne auch an den andern denken zu müſſen. Darum hing ihr Auge beſtändig an seinen beredten Lippen, ohne daß sie immer auf den Sinn seiner frommen Worte geachtet hätte.

Vermöge der ganzen Richtung seines Wesens dachte Floreſtin an nichts, als die Schweſter in der Liebe zum Kloſterleben zu beſtärken und ihr unabläſſiges Gebet zu Gott und den Heiligen, die Pflege der Armen und Kranken und einen Wandel zu empfehlen, wie er den zarten Jeſubräuten zieme, die als reine Lilien unter den Dornen blühen, als weiße Friedenstauben durch die Gewitter der Erde ſchweben ſollen.

Der Prälat erlaubte Floreſtin zu predigen und er that es zur allgemeinen Erbauung. Roſalie war aufs lebhafteſte gerührt und voll Stolz auf den ſo hoch begabten Bruder, bemerkte aber zu ihrer Beſchämung, daß ſie in ihrem einfachen Nonnenleben bisher noch nicht gehörig vorbereitet geweſen war auf den Schwung, den die Zeit genommen hatte. In Tyrol bewegte ſich

nämlich die Geiſtlichkeit mehr mechaniſch im gewohnten Gleiſe fort, ohne ihre Aufgabe energiſcher aufzufaſſen. Das Myſtiſche, die tiefe Glut in der Predigt ihres Bruders mußte Roſalien daher ebenſo befremden, wie vorher der leichtfertige Ton am Hofe des Prälaten.

In ihrer Unſchuld nahm ſie ſich vor, dem hohen Fluge ihres Bruders zu folgen, aber es wollte ihr nicht gelingen. In der bisher ruhig gebliebenen Tiefe ihrer Seele waren durch die Eindrücke der Reiſe leiſe Wellen erregt worden. Zwar ahnte ſie noch nichts von der Richtung, die einſt der volle Wellenſchlag ihres Blutes, ihrer Leidenſchaft nehmen würde. Aber auch ſchon eine leiſe Beunruhigung der Waſſerfläche bricht und zerſtört das Bild des Himmels, das ſich in ihr ſpiegeln ſoll.

Sie begnügte ſich daher, echt kindlich und ſchweſterlich eine Freude an dem Bruder zu haben, und fühlte ſich beglückt durch die Liebe, die er ihr bewies, und durch die Hoffnung, ihn wol auch künftig zuweilen wiederzuſehen. Sie hatte ſich immer gefreut, einen Bruder zu haben; als er nun aber nach langer Trennung ſo leibhaftig und ſo kräftig entwickelt vor ihr ſtand, wurde ſie ſich erſt recht bewußt, welch ein Troſt ein Bruder für ein ſo vereinſamtes weibliches Geſchöpf iſt.

Zu ihrem beiderſeitigen großen Leide mußten ſie

ſich wieder trennen, ehe ſich ihre Seelen noch recht hatten ineinander hineinleben können. Aber Jedes nahm vom Andern ein wohlthuendes Bild mit ſich.

Viertes Capitel.

Das Kloſter in Franken, in deſſen ſpitzbogiges Thor der Reiſewagen aus Tyrol endlich einlenkte, war ſchon von einigen anderen Nonnen eingenommen, aber noch wenig bevölkert. Roſalie fand hier nicht das heimiſche Weſen wieder, das ſie in den Alpen verlaſſen hatte. Die Räume des Kloſters waren weiter, aber öder, und wenn auch ſeine Stille durch nichts geſtört wurde, ſo blieb es doch den Nonnen nicht verborgen, welche trübe Stimmung in der Umgegend herrſchte und in welcher feindſeligen Reibung die confeſſionellen Parteien zu einander ſtanden, indem der Katholicismus nur mit eiſerner Strenge die heimlich noch proteſtantiſch geſinnte Bevölkerung niederhielt. Es gab ſogar Katholiken, denen die Wiederherſtellung der Klöſter misfällig war und die es laut äußerten. Inzwiſchen meinte der ehrwürdige alte Beichtvater der Nonnen, es werde ſich ſchon geben, die Aufregung werde ſich allmälig legen und der Sieg der heiligen

Kirche im ganzen weiten Gebiet des heiligen römiſchen Reichs ſei über jeden Zweifel erhaben.

Das hochgelegene Kloſter hatte eine weite Fernſicht. Roſalie konnte aus dem Fenſter ihrer Zelle eine ſchöne Landſchaft überblicken, die ſich von den nahegelegenen grünen Bergen in ein fruchtbares Thal vertiefte. Im fernſten Hintergrunde dieſes Thales fiel ihr ein italieniſch gebautes Schloß auf, deſſen flaches Dach, von der Abendſonne beleuchtet, über den dunkelgrünen Wald oft ſo deutlich hervorleuchtete, daß ſie mit ihrem Adlerauge ſogar die Statuen auf demſelben ſehen konnte. Es war ein fremdartiger feenhaftiger Anblick, der in Roſaliens Seele dunkle Erinnerungen an Italien weckte. Allein in einem noch weit romantiſchern Reize erſchien ihr dieſer räthſelhafte Palaſt, als ſie erfuhr, es ſei das Schloß Wildeck. Dieſer Name erregte ihre ganze Aufmerkſamkeit. Sie ſann und ſann. Es war ihr, als hätte ſie dieſen Namen in ihrer früheſten Kindheit nennen hören. Als ſie vollends vernahm, das Schloß habe vormals einem Edelmann gehört, der in Italien kinderlos geſtorben ſei, worauf die Beſitzung als ein Lehen an das Stift Würzburg zurückgefallen ſei, ſtieg immer beunruhigender in ihr die Ahnung auf, dieſes Schloß Wildeck könne mit ihren unbekannten Eltern und mit ihrer eigenen erſten Reiſe nach Deutſchland in einer ihr freilich noch unerklärlichen Verbindung ſtehen.

Wie pochte das Herz der jungen Nonne! Die bloße Möglichkeit, sie könne die Erbin jenes Schlosses, die verleugnete Tochter jener nur angeblich kinderlosen Eltern sein, weckte Vorstellungen in ihr, von denen sie sich nie vorher hatte träumen lassen. Wie standhaft sie auch zu bleiben suchte, wie innig sie betete, so stieg dennoch immer wieder der Gedanke in ihr auf, sie sei vielleicht von Geburt an zu etwas Anderem bestimmt gewesen, als was sie jetzt sei, sie sei vielleicht das Opfer geheimnißvoller Verbrechen. Die schauderhafte Ermordung ihrer Mutter gab, in Verbindung mit dem Namen Wildeck, ihrer Vermuthung nur zu viele Nahrung. Aber sie erfuhr nichts weiter, was ihr einigen Aufschluß hätte geben können und gewöhnte sich wieder an alle Entsagungen ihres Standes, ja sie warf sich das eitle Streben ihres Herzens vor, das, jenen Geheimnissen nachspürend, doch mehr oder weniger nach weltlichen Dingen trachte. Und in der That spielte die Vorstellung, die Herrin in jenem feenhaften Schlosse und die Erbin reicher Güter zu sein, eine nicht geringe Rolle in ihren nonnenhaften Träumen.

Schon war ein Jahr vergangen, als sie eines Tages die Reihe traf, nach der frommen Sitte des Klosters, vor der Pforte den Armen Speisen und Almosen auszutheilen. Da beugte unter andern sich auch ein fremder Pilger vor ihr, und zeigte ihr, nachdem er seine Gabe empfangen hatte und sich wieder

erhob, unter dem breiten Hute ein jugendfriſches ihr noch wohlbekanntes Geſicht. Denn es war Niemand anders als Bernhard von Heldrungen. Seine plötzliche Erſcheinung erſchreckte ſie ſo heftig, daß ſie ſich kaum zu halten vermochte. Er blickte ſie mit unendlicher Liebe an, bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen und war im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden. Sie mußte alle Kraft zuſammennehmen, um ihr frommes Geſchäft vollenden zu können und den Armen, denen ſie Gaben ſpendete, dieſelbe unbefangene Miene zu zeigen, wie vorher.

Der kecke Jüngling hatte ein Tüchlein in Roſaliens Korb geworfen, das ſie am liebſten gar nicht berührt hätte, aber doch auch nicht in fremde Hände wollte kommen laſſen, es alſo unbemerkt mit ſich in ihre Zelle nahm. Hier legte ſie es weit von ſich und wollte es lange nicht öffnen. Ihr Gemüth war noch nie ſo heftig bewegt geweſen, wie jetzt. Das ſchien ihr ein beſtimmtes Kennzeichen zu ſein, daß ſie etwas Sündhaftes unternehme, wenn ſie die fremde Gabe unterſuche. Aber, überredete ſie ſich, er könnte ja etwas bitten, was ihm zum Heile und ihr nicht zum Unheil gereichen würde. So gelangte ſie dahin, ſich dem verhängnißvollen Tuche zu nähern, es von allen Seiten zu betrachten, anzurühren und endlich mit zitternden Fingern zu eröffnen.

Fünftes Capitel.

Das kleine ſeidne Tüchlein enthielt einen ſchönen hellglänzenden Goldreif und ein zierliches Schreiben, an Roſalien gerichtet, welches alſo lautete:

„Seitdem ich, holdſelige Jungfrau, von Gott begnadet wurde, Euch in dieſer Welt unter dem Monde zu erblicken, habe ich über Euch Alles vergeſſen und eine ſolche Sehnſucht nach Euch habt Ihr in mir zurückgelaſſen, daß ſie, nach langem Kampf und Widerſtreben ſogar die Schranken durchbrechen muß, welche mir die zarte Schonung Eures geiſtlichen Standes ſetzte. Euch zu beleidigen, wenn ich Euch miſsfiele, und noch vielmehr Eure Ruhe zu ſtören, wenn Ihr mir geneigt wäret, bedünkte mich gleich frevelhaft. Darum begrub ich meine Liebe und meinen Gram ein Jahr lang in verſchloſſenem Gemüthe, und weinte nur heimlich um Euch wie ein unbärtiger, waffenloſer Knabe.“

„Aber ich konnte nicht länger bei dieſer Zagheit verharren. Gewappnet trete ich vor Euch hin mit dem Schwerte, mit dem Blitze der Wahrheit.“

„Gott hat Euch nicht geſchaffen, daß die herrliche Blüte Eures Lebens im Kloſter verwelke. Fragt ihn im Gebet Eurer tiefſten Seele, ohne dabei an Eure

Pfaffen zu denken, ob er Euch nicht vielmehr so lieb-reizend gemacht hat, um einen Mann, der Eurer werth ist, zu beglücken und durch ihn beglückt zu werden. Fragt ihn, unbekümmert um Eure Pfaffen, ob nicht er selbst, der allgegenwärtige und alliebende Gott es ist, der mein Herz zu Euch gewendet und mit einer Liebe zu Euch erfüllt hat, welche niemals enden wird, weder diesseits des Grabes, noch jenseits. Die Stärke und allesüberwindende Ausdauer meiner Liebe läßt mich glauben, Gott wolle, daß sie von Euch erwidert werde, und gibt mir den Muth, sie Euch zu bekennen."

„Habe ich mich geirrt und war ich zu verwegen, mein liebendes Auge zu Euch aufzuschlagen, wolan so vergeßt mich und seid so barmherzig, mir in Euren Gebeten einen Theil der Ruhe zu erbitten, die Euch beglückt."

„Habe ich mich nicht geirrt, ewig geliebte Rosalie, so empfangt meinen Ring als Pfand, womit ich Euch vor Gott und allen seinen Engeln Treue schwöre und Euch dinge zu meiner dereinst vor dem Volke verlobten Braut."

„Wisset aber, daß ich an die Ostsee ziehe zu den Schweden, um mit ihnen für das Evangelium zu siegen oder zu sterben. Siegen wir, und seht Ihr dereinst unsere Fahnen durch die Thäler des Frankenlandes wallen, so seid dessen gewiß, daß ich dabei

ſein werde, um die Pforte Eures Kloſters zu ſprengen und Euch als mein eheliches Gemahl heim zu führen. Gehen wir unter und muß ich fallen, ſo wird es nur geſchehen mit dem Schwert in der Hand und mit dem Ausruf Eures holden Namens. Alsdann ſterbe ich in der ſeligen Gewißheit, daß ich Euch dennoch wiederſehen werde, denn meine Seele läßt Euch nicht."

Roſalie war, als ſie dieſen Brief geleſen hatte, tief erſchüttert und weinte heftig. Bald jammerte ſie der Wahnſinn des unglücklichen Ketzers, bald fühlte ſie ſich unwiderſtehlich hingezogen, ihm zu glauben und Das, was er geſchrieben, mit nichten wahnſinnig zu finden. Bald wollte ſie den goldnen Ring nicht anrühren und hielt lange die Hände von ihm fern, bald riß ſie ihn haſtig an ihre Lippen War er nicht ein Pfand der treueſten Hingebung? Konnte ſie undankbar ſein gegen eine ſo heiße, aufopfernde Liebe? In ihrer Einſamkeit, von alltäglichen, zum Theil einfältigen Geſchöpfen umgeben, wie mußte nicht ihr ganzes Weſen elektriſirt werden durch das Bewußtſein, einen ſo warmen Freund in der Welt zu haben?

Sie beging die erſte Sünde gegen ihre Kirche, indem ſie ihrem Beichtvater den Empfang des Briefes und Ringes verſchwieg, und ſie hatte die Schwachheit, den Ring, welchen ſie den Tag über verbarg, doch bei Nacht an ihren Goldfinger zu ſtecken. Aber dieſe Sunde und Schwäche behielt dennoch das Kleid

einer zarten Frömmigkeit, indem ſie nicht für die Erfüllung der frevelhaften Wünſche ihres heimlich Verlobten, ſondern nur für das Heil ſeiner Seele, für ſeine Rettung aus der ewigen Verdammniß betete und der gute Engel deſſen ſein zu müſſen wähnte, der einſt ihr guter Engel geweſen war.

Die Stelle ſeines Briefes, worin er von ſeinen Kriegsdienſten unter den Schweden redete, ängſtigte ſie am meiſten. Daß er auf ſeine Feldzüge gegen ihre Glaubensgenoſſen die Hoffnungen ſeiner Liebe gründete, kam ihr entſetzlich vor. Und dennoch lag in der Vorſtellung, die enge Pforte ihrer Clauſe könne ſich einmal öffnen und ſie, den grünen Brautkranz anſtatt des ſchwarzen Schleiers im Haare, von Heldrungen geführt hinausſchreiten in die freie ſchöne Gotteswelt, einen ſo heimlich ſchmeichelnden Reiz für ſie, daß ſie das innerliche Behagen daran nur mit der frömmſten Strenge gegen ſich ſelbſt unterdrücken konnte.

Sechstes Capitel.

Bei einer ländlichen Prozeſſion, welche die Nonnen nach einem benachbarten Calvarienberge unternahmen, ereignete es ſich, daß eine ältere ländlich gekleidete

Frau, die unter den Zuschauern stand, bei Rosaliens Anblick einen lauten Schrei ausstieß und in Ohnmacht fiel. Indem nun die Nonne sich theilnehmend mit ihr beschäftigte, erkannte sie in ihren durch die Jahre veränderten Zügen dennoch ihre Amme Marie wieder, dieselbe, deren Fürsprache einst sie und ihren Bruder Florestin aus den Händen der Mörder gerettet hatte.

Die religiöse Feier erlaubte ihr nicht, bei der ohnmächtigen Frau länger zu verweilen, und ihre späteren Erkundigungen hatten keinen Erfolg.

Nach einigen Tagen jedoch fand sich die alte Marie, denn sie war es wirklich, geheimnißvoll im Klostergarten ein und überraschte die hier einsam sitzende Rosalie durch ihre leidenschaftliche und thränenreiche Begrüßung. Doch kürzte sie die erschütternde Scene ab, indem sie Eile hatte, Rosalien das Nöthige zu berichten, ehe sie gestört würden.

Verrathet gegen Niemand, sagte sie, was ich Euch eröffnen werde, weil Ihr sonst zum zweitenmale das Opfer eines grausamen Misgeschicks werden würdet. Der Freiherr von Wildeck, der in Salerno starb, hatte keine eigenen Kinder, wollte aber seiner geliebten Gemahlin das Erbe in Deutschland sichern durch Euch und Euren Bruder, die Ihr beide als Findlinge in einem Korbe am Ufer des Meeres gefunden worden waret und die er an Kindesstatt angenommen hatte.

Ich ſelber war zugegen, als man Euch in dem ans Meer anſtoßenden Garten auffand, und war Eure Amme. Ich kann alſo Eure unechte Geburt beſchwören. Wenn Ihr aber auch die Täuſchung Eurer unglücklichen Pflegemutter vor der Welt fortſetzen wolltet, ſo würde Euch das reiche Erbe dennoch nie zu Theil werden, Ihr würdet Euch ſelbſt nur ins Verderben ſtürzen. Hört auf meine Warnung und verſchließt im tiefſten Buſen, was Ihr wißt.

Das ſagte ſie flehentlich, küßte Roſaliens Hände in zitternder Haſt und verſchwand.

Die junge Nonne wurde durch dieſe Nachrichten in eine ſchwerzubeſchreibende Misſtimmung verſetzt. Die rechtmäßige Erbin von Wildeck zu ſein, hatte ihrem Stolze geſchmeichelt, auch wenn ſie als Nonne nie daran denken durfte, von dieſer Berechtigung Gebrauch zu machen. Sollte ſie ſich nun als Findling und Werkzeug einer gemeinen, grauſam beſtraften Habgier denken?

Ein Schauer aber überlief ſie bei dem Argwohn, Marie habe ihr nicht die Wahrheit geſagt. Die Haſt der Alten, ihre Aengſtlichkeit, obgleich ſie nur aus der Sorge für Roſaliens Sicherheit zu entſpringen ſchien, konnte einen ſchlimmern Grund haben. Wie, dachte Roſalie, wenn mein im Kloſter verkümmerter Bruder und ich, wenn wir dennoch die wahren Erben wären und Marie mich hinterginge? Wenn ſie, indem ſie

mich vor meinen Verfolgern warnt, mit ihnen einverſtanden wäre?

Ihr Argwohn wurde zur Gewißheit, als ſich nach einiger Zeit ein alter Herr meldete, der Roſalien zu ſprechen wünſchte, was jedoch nur in Gegenwart der aufmerkſamen Domina geſchehen konnte. Dieſer traurig und gutmüthig ausſehende Fremde gab ſich als Ritter Kurt von Lichtenberg und als Bruder von Roſaliens Mutter zu erkennen, begrüßte die Nonne mit tiefbewegter Stimme als ſeine Nichte und umfaßte die heftig Erſchrockene, die augenblicklich in ſeinen Geſichtszügen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrer ermordeten Mutter entdeckte. Jeden noch übrigen Zweifel löſte der alte Ritter, indem er verſicherte, die echte Geburt Roſaliens, welche die alte Marie beſtritten habe, ſei aufs zuverläſſigſte documentirt in ihrem Geſicht und in ihrer ganzen Geſtalt, die zwar nicht ihrer Mutter, aber vollkommen ihrer in Italien gebornen Großmutter gleiche, die er genau gekannt habe.

Nachdem er das Wenige vernommen, was Roſalie vom Tode ihrer Mutter in den tridentiner Alpen erzählen konnte, erkundigte er ſich aufs theilnehmendſte nach ihrem Bruder und ſeufzte tief, als er vernahm, daß auch dieſer den Kloſterberuf gewählt habe. Aber er wagte vor der Domina nicht, ſeine ſchmerzliche Empfindung in Worten auszudrücken. Die Domina ſelbſt weinte einige Thränen des Mitleids um ihre

junge Freundin, bat aber den alten Ritter, unter den dermaligen Umständen die ganze Sache lieber im Dunkel des Geheimnisses zu lassen und Rosaliens Ruhe nicht zu stören. Er erkannte das auch vollkommen an und ermahnte seine Nichte zur geduldigen Ergebung in ihr Schicksal.

Sie berichtete Alles an ihren Bruder, aber Floreſtin bat ſie in ſeiner Antwort, jeden weltlichen Sinn und Gedanken abzuthun und für ihrer Eltern Seelen zu beten.

Siebentes Capitel.

Von dieſer Zeit an war es um Roſaliens innere Ruhe geſchehen. Sie begann ihr Verhängniß wie den Druck einer ungeheuren Felſenlaſt zu fühlen. Die tägliche Erfüllung der Kloſterpflichten, die ihr bisher ſo ſpielend leicht und angenehm geweſen, wurde ihr läſtig. Sie war oft unter der Andacht zerſtreut. Die behagliche Kühle des Chorganges hauchte ſie wie der ſchneidende Froſt eines Eiskellers an und ſie ſuchte im Garten Licht und Sonne. Aber das Eisgefühl kam ihr nicht von Außen, ſondern aus dem Innern, aus der Tiefe des Entſetzens, von dem ſie ergriffen war, ſo oft ſie an das Geheimniß ihrer Geburt dachte.

Nur wenn ſie, wieder ans Fenſter tretend, das ſchöne, ihr ſo fremde und doch ſo vertraute Wildeck mit einer unendlichen Sehnſucht von ferne betrachtete und ſich alle ihr noch unbekannten Reize dieſes Schloſſes, das ihr in einem verlornen Paradieſe zu liegen ſchien, vorſpiegelte, — oder wenn ſie Bernhard's Brief verſtohlen wieder und wieder las und ſeinen Ring mit einem unausſprechlich ſcheuen Vergnügen dicht vor ihre Augen brachte; nur dann fielen warme Sonnenblicke in ihre kummerumnachtete Seele. Denn dort ſah ſie in ein vergangenes, für ſie von Geburt an verlorenes, hier in ein künftiges, aber ihr ſtrenge verbotenes Glück. Von beiden ſich nur eine Vorſtellung zu machen, mußte ihr ſchon als Sünde gelten. Doch gerade weil ihr keins von beiden je erreichbar ſchien, geſtattete ſie ſich in der Leere ihres Daſeins den ſüßen Troſt, davon zu träumen.

Eine andere junge Nonne, Apollonia, mit der ſie nach und nach ein engeres Band der Freundſchaft knüpfte, erleichterte ihr die Laſt ihres Kummers, wurde aber in gewiſſem Sinne, ohne es zu wollen, ihre Verführerin, indem ſie ihr ein zärtliches Verhältniß, dem ſie als Nonne hatte entſagen müſſen, vertraute und die Unſchuldsvolle nun oft und lange in das romantiſche Land irdiſcher Liebe blicken ließ, deſſen Dunkel ihr Bernhard's Begegnung nur wie mit einem

Blitz plötzlich und auf wenige Augenblicke aufgehellt hatte.

Apollonia ſtammte aus einer kleinen katholiſchen Reichsſtadt, unter deren herrſchenden Familien es Sitte war, das Vermögen zuſammenzuhalten und daher, um keinen bedeutenden Theil deſſelben in Form einer Ausſteuer und Mitgift in den Beſitz fremder Familien hinüber zu leiten, die Töchter entweder nur an Vettern zu verheirathen, oder ins Kloſter einzuſperren. Nun hatte ſowol Apollonia, als ihre ältere Schweſter das Unglück gehabt, von Jünglingen geliebt zu werden, welche den verwandten Geſchlechtern nicht angehörten und, wenn auch makellos, doch nicht reich begütert waren. Umſonſt hatte Gott Amor, oder die altdeutſche Frau Minne das ganze Reich der Romantik zu Hülfe gerufen, um den Starrſinn und Geiz der ſpießbürgerlichen Eltern zu überwältigen. Das roſige Band der Liebe wurde gewaltſam zerriſſen, die Schweſter ſtürzte ſich aus Verzweiflung ins Waſſer, Apollonia vertrauerte ihre Jugend im Kloſter. Nicht nur ihr grauſamer Vater, ſondern auch ihr einziger Bruder, dem zu Liebe man die Ausſteuern geſpart hatte, waren unterdeß geſtorben und die einſt blühende Familie ausgegangen und verſchollen.

Roſalie verſuchte, ihre Freundin an den Himmel zu verweiſen, wo ſie Erſatz finden würde, aber ihre

eigenen Begriffe von den himmliſchen Tröſtungen waren nicht mehr ſo rein und kindlich, daß ihre Worte die Macht der Ueberzeugung hätten haben können. Auch war Apollonia, wie genau ſie immer alle Aeußerlichkeiten des kirchlichen Dienſtes befolgte, doch innerlich deſto verhärteter gegen dieſe Kirche, deren Troſt ihr nur ſchadenfroh, grauſam und unnütz vorkam, wie der Troſt, den etwa ein Mörder der Leiche des Gemordeten ins taube Ohr rufen wollte.

Indem die beiden unzufriedenen Freundinnen einmal, wie ſie oft pflegten, miteinander im Kloſtergarten luſtwandelten und auf den damit zuſammenhängenden ehemaligen Kirchhof geriethen, in welchem ſeit der Aufhebung des Kloſters vor mehr als hundert Jahren keine Nonne mehr begraben worden war, bemerkten ſie unter den bemoosten und verwitterten Gräbern auch eins, auf welchem ein wilder Roſenſtock blühte und in deſſen dunklem Gezweige ein Vogelneſt mit Jungen.

Die Nonnen ſtanden davor ſtill und betrachteten es mit einer wehmüthigen Neugier.

Nach einer Pauſe wandte ſich Apollonia zu Roſalien und ſagte: Wer mag wol die arme Nonne geweſen ſein, deren Grab ſich die Roſe und der mütterliche Vogel zugleich zur Wohnung auserſehen haben? Gewiß eine Unglücklichliebende, deren Herz noch aus dem Grabe heraus liebt und in Roſen und Neſtern

blüht. Es ist ein Wunder, daß man die liebliche Grabzierde nicht schon weggeräumt hat, denn der fürchterliche Wahn in Klostermauern läßt Niemand mehr empfinden, wie heilig die Natur ist.

Indem Rosalie mit ihrer Freundin immer vertrauter wurde, beichtete sie ihr endlich auch Heldrungen's Liebe. Apollonia staunte, fiel ihr um den Hals und äußerte unverholen ihre Freude. Stillschweigend trug sie dann die Harfe herbei, auf der sie Rosalien Unterricht zu geben pflegte, und sang, indem sie ihr aufs zärtlichste in die Augen sah:

Es knüpft im Herzen sich ein Band
Der wunderbaren Sehnsucht an,
Führt über Meer und über Land
Doch jeden Pilger himmelan.

Wer erst zur Liebe sich bekennt,
Er findet süß auch ihre Pein.
Ob ihn die Flamme schmerzlich brennt,
Doch will er in dem Lichte sein.

Achtes Capitel.

Florestin war mit Pater Högner von Neresheim nach Regensburg gereist, wo in einem langen und intriguenreichen Fürstenrathe das Schicksal Deutschlands entschieden wurde. Der Provinzial hatte eine

ſchwierige und ärgerliche Miſſion, indem er bei der Reſtituirung der Klöſter im Intereſſe ſeines Ordens wirken und die Habgier der Jeſuiten bekämpfen mußte, die ſich überall Klöſter, welche älteren Orden zugehört und an welche ſie nicht die geringſten Anſprüche hatten, mit Gewalt zueigneten und an dem Pater Lämmermann, dem Beichtvater des Kaiſers, ſowie an Herzog Maximilian von Baiern, dem Haupte der Liga, mächtige Stützen fanden.

Er konnte es deshalb nicht umgehen, ſich heimlich an Wallenſtein zu wenden, der damals noch im Beſitze aller ſeiner Würden war, noch hoch in der Gunſt des Kaiſers ſtand, aber als Feind der Jeſuiten und Maximilian's bekannt war.

Der ſtolze Herzog von Friedland pflegte damals im Dunkel der Nacht den Sendboten der verſchiedenartigſten Parteien geheimes Gehör zu gönnen. Lüften wir die ſchweren Sammtvorhänge ſeines verſchwiegenen Cabinets. Hier finden wir ihn, wie er eines Abends mit nichts weniger als kriegeriſchen Dingen beſchäftigt, ſein Auge am Glanze von Juwelen weidete, von denen er eine reiche, zu Geſchenken beſtimmte Auswahl vor ſich liegen hatte.

Nach geſchehener Meldung trat ein junger Mann von feiner Miene, Geſtalt und Kleidung ein, derſelbe junge Liancourt, der einſt den kleinen Floreſtin in die Geſellſchaft der ſchönen Eliſabeth Stuart einge-

führt hatte. Er gab sich als geheimer Agent des Cardinals Richelieu zu erkennen.

Wallenstein's dunkles Auge blickte ihn scharf an, erheiterte sich aber an der einnehmenden Gestalt des Jünglings sowie an dem Inhalte seiner Botschaft. Seine gedankenvolle Stirn entrunzelte sich und zeigte in der vollen Beleuchtung der glänzenden Ampel eine seltene Klarheit. Er nöthigte den jungen Mann sich ihm gegenüber zu setzen, und las das überbrachte Schreiben noch einmal aufmerksam durch.

Nach einer Pause begann er mit einem artigen Lächeln: Ich gebe in dieser Sache nichts Schriftliches von mir, aber ich zweifle nicht, Sie werden Sr. Eminenz meine mündliche Aeußerung kurz und bündig überbringen. Sagen Sie ihm vor Allem, es dringe nicht, die Birne sei noch nicht reif.

Verzeihen Eure Durchlaucht, erwiderte Liancourt, wenn ich Ihnen bemerke, daß wir in Frankreich gewöhnt sind, in den deutschen Angelegenheiten immer und immer wieder hingehalten zu werden und daß, während wir selbst davon ohne Zweifel Vortheil ziehen, wir doch nicht begreifen können, warum man in Deutschland so langsam um jeden Erfolg herumgeht. Euer Durchlaucht selbst können nur durch rasches Handeln, und zwar in diesem Augenblicke, zum Ziele gelangen. Werden Sie der Entscheidung in Regensburg nicht zuvorkommen, so bleiben Sie nicht mehr

ſtark genug, die doppelte Verbindung des Kaiſers mit der Liga und mit den Lutheranern zu ſprengen.

Mein junger Freund, erwiderte Wallenſtein, man muß dem Kaiſer Zeit laſſen, ſich abzunutzen, und den Eid, den ihm das Heer geſchworen hat, auflockern durch den Unwillen, den ſeine Misgriffe erregen. Es iſt mein eigenſtes Intereſſe. Glauben Sie, daß ich es nicht verſtände?

Das raſche Blut, erwiderte Liancourt, das in meinen Adern rollt, möge mich bei Eurer Durchlaucht entſchuldigen. Ich werde meinem Herrn Bericht erſtatten und kann nur wiederholen: Frankreich iſt ſo lange für die Liga, ſo lange Eure Durchlaucht für den Kaiſer ſind. Frankreich iſt für Eure Durchlaucht, ſobald Sie den Kaiſer verlaſſen, und wünſcht nichts dringender, als wenigſtens, ich ſage wenigſtens, die Krone von Böheim auf Ihrem ruhmgekrönten Haupte zu erblicken.

Daß man Sie, ſagte Wallenſtein, nicht zu den Damen des Hofes, ſondern zu mir alten Mann abſchickt, iſt mir ein Beweis, daß Ihrer Jugend große Fähigkeiten inwohnen. Inzwiſchen werden Sie bei den Damen Beifall finden, wie bei den Greiſen. Deshalb bitte ich Sie (hier griff er unter die vor ihm liegenden glänzenden Gegenſtände), dieſe Perlenſchnur derjenigen Dame um den Hals zu binden, die Ihnen die Liebſte iſt oder ſein wird.

Liancourt nahm das in der That kostbare Geschenk mit einer ehrerbietigen Verbeugung in Empfang und sagte: Vom größten Feldherrn der schönsten Dame! Ich müßte kein Franzose sein, wenn ich mich diesem Auftrage nicht mit Freuden unterzöge.

Nachdem er sich empfohlen hatte, trat die Generalin Aldringer ein. Wallenstein ging ihr entgegen, empfing sie aufs huldvollste, führte sie zum Lehnstuhl und blieb vor ihr stehen. Sie kannten sich schon. Bei aller Etikette, an der es besonders der Herzog nicht fehlen ließ, herrschte unter ihnen die eigenthümliche Vertraulichkeit politischer Parteigenossen.

Ich habe es nicht länger aushalten können, sagte sie, ich muß etwas von Ihnen erfahren.

Gnädige Gräfin, antwortete Wallenstein, es kommt Alles und allein darauf an, daß Ihr Gemahl sich auf dem mantuanischen Feldzuge von den Jesuiten nicht berücken läßt. Sie beherrschen ihn ganz, reisen Sie doch also lieber selbst zu ihm.

Aber unsere Aussichten —

Sind die besten von der Welt. Als Ihro gräfliche Gnaden die Tochter eines der ältesten, von Wittelsbach mit Unrecht verdunkelten Heldengeschlechter, den muthigen Emporkömmling, den glücklichen Soldaten Ihrer lilienweißen Hand würdigten (er küßte diese Hand und behielt sie in der seinigen), drückten Sie damit einen großen Gedanken und eine für die

elenden Fürsten unserer Tage fürchterliche Wahrheit aus. Es gibt noch mehr Fürsten, als die mecklenburgischen, deren Hermelinhüte auf andere Häupter gehören.

Wallenstein griff in die Schmucksachen. Erlauben Sie, sagte er, daß ich Ihre schöne Stirne mit diesem diamantnen Diadem schmücke und sehen Sie, was heute nur eine Galanterie ist, für ein glückliches Vorzeichen an.

Die Gräfin ließ sich lächelnd das strahlende Band in ihrem dunkeln Haar befestigen, stand auf und betrachtete sich einen Augenblick im Spiegel.

Wolan, ich reise, sagte sie, und bitte Gott, daß er Eure Durchlaucht mit seinem Segen überschütte.

Neuntes Capitel.

Wallenstein hatte noch seine ungewöhnlich heitere Stirne der Thüre zugekehrt, als der alte Astronom Kepler hereintrat, den er überaus gnädig empfing. Als er die zusammengesunkene Gestalt und kummerbleiche Miene desselben näher betrachtete, suchte er ihm die Elasticität seines eigenen Geistes mitzutheilen und glaubte Sonne genug zu sein, um die welke

Blume wieder aufzurichten. Aber Kepler erſchreckte ihn faſt durch die ruhige, höfliche und demüthige Reſignation, mit der er ihm vonvornherein ſeinen Unglauben an die Aſtrologie bekannte und ſeine Zweifel äußerte, ob er ihm durch aſtronomiſche Studien, die ſich nicht unmittelbar auf den Lauf der irdiſchen Helden und Schickſale bezögen, nützlich werden und die Ehre, in ſeinen Dienſten zu ſtehen, verdienen könne.

So ſeid auch Ihr, ſagte Wallenſtein, von der Afterweisheit angeſteckt worden, die da eine todte Mechanik ſehen will, wo des Weltlebens geheimnißvolle Zeichen ſich der erſten gemeinen Frage nicht verſtändlich machen? Ich glaubte, Euer Geiſt dringe tiefer ein und die Correſpondenz des Makro- und Mikrokosmos ſei Euch hell und klar geworden, wie keinem Andern.

Die regierenden Geiſter des Mikrokosmos, erwiderte Kepler, ſind Kräfte der menſchlichen Seele. Die hohen Tugenden und Verſtandesgaben Ew. Durchlaucht ſind Ihre Glücksgeſtirne. Ihr Genie iſt der hellſtrahlende Jupiter, leuchtend durch die Nacht unſerer traurigen Zeit, aber der Jupiter oben weiß nichts davon.

Woher wißt Ihr das? frug Wallenſtein mit einem faſt verächtlichen Lächeln. Der Erdkörper empfängt ſeinen Zug und Umlauf, das Meer ſeine Fluth und Ebbe, die Winde ihre Strömungen, die Pflan-

zen ihr Wachsthum, ſelbſt die Metalle in der Tiefe ihre Signatur von den Geſtirnen oben, und der Menſch ſollte nicht unter ihrem Einfluſſe ſtehen? Und wenn droben die Conſtellationen wechſeln und unten die Schickſale der Völker und ihrer Regenten und überwiegenden Helden, ſo ſollte zwiſchen beiden kein Zuſammenhang ſein?

Alle Verſuche, ſagte Kepler, haben nur zu groben Täuſchungen geführt, durch welche eine ehrliche Neugier beſchämt und welche nur von einer unehrlichen Schmeichelei feſtgehalten wurde.

Daß doch, fiel Wallenſtein unwillig ein, der Unglaube überall nur Aberglauben vorausſetzt, und den Glauben in der Mitte vergißt, dem allein die Wahrheit entſpricht. So wie Ihr, redete man mir ſchon in meiner Jugend in Trotzendorf's nüchterner Schule vor, was vernünftig und natürlich ſei, und die Knaben horchten darauf mit altklugen Geſichtern. Nur mich langweilte das und ich verſank in prophetiſche Träume, die zur Wahrheit wurden. In welcher Gemeinheit des Daſeins wäre ich darnieder gehalten worden und hätte mich unbekannt in der Menge verloren, wenn ich meine Träume nicht gehabt hätte und den Glauben an die Sterne? Ich lebe im Wunderbaren, ich ſelbſt bin ein Wunder.

Kepler hatte ſich den Herzog nicht ſo tief in ſeinen Wahn verſunken gedacht und war von dem

faſt irren Blick deſſelben betroffen. Aber Wallenſtein nahm ſeine gnädige Miene wieder an, klopfte dem gebeugten Greiſe ſanft auf die Schulter und ſagte: Wenn Ihr mir auch nicht dienen könnt, ſo will doch ich Euch dienen und Euch erſetzen, was der Kaiſer in unwürdiger Knauſerei Euch entzogen hat. Geht als mein Hofaſtronom nach Sagan, errichtet Euch dort eine Sternwarte, pflegt Eure Studien, wie es Euch gefällt, wenn es mir auch nicht gefällt.

Kepler verbeugte ſich vor dem eigenſinnigen Feldherrn tief und dankbar, ging aber mit trauernder Seele von ihm, um bald darauf ſein müdes Haupt ins Grab zu legen, nachdem er noch die Demüthigung erlebt hatte, daß die proteſtantiſchen Fürſten in Regensburg gegen den verbeſſerten gregorianiſchen Kalender proteſtirt hatten.

Wallenſtein empfing damals auch den jungen Schenk von Tanne in Geſellſchaft des alten Kurt von Lichtenberg, den wir ſchon kennen und der im Sinn der fränkiſchen Ritterſchaft das nämliche Anliegen hatte, wie jener von der ſchwäbiſchen.

Der Herzog hörte ſie mit einem gnädigen, aber faſt ironiſchen Lächeln an und geſtand ihnen, ſeit dem Sickingenſchen und Grumbachiſchen Handel habe die unabhängige Reichsritterſchaft keine irgend nennenswerthe Macht und Stärke offenbart, die zu einer Bundesgenoſſenſchaft auffordern könne, während der

nsadel überall die Fürsten verstärkt habe. Doch
er in der Idee mit ihnen einverstanden.

Ich selbst, fügte Wallenstein hinzu, bin ein klei-
deutscher Edelmann gewesen und wünsche nichts
r, als daß der gesammte niedere Adel in Deutsch-
d, mit Hintansetzung der Fürsten, die sich da-
schen gedrängt, wieder allein um den Kaiser sich
aren möchte. Ich bedaure, daß ich so viele Aus-
der, Welsche, Böhmen, Schotten, Irländer habe
meine Dienste nehmen und so viele Emporkömm-
ge aus dem gemeinen Volke habe zu Offizieren
chen müssen. Ich traue weder jenen noch diesen.
wäre mein lebhaftester Wunsch, alle jene Frem-
aus dem heiligen römischen Reiche hinausjagen
d mich lediglich auf den Adel deutscher Nation
tzen zu können. Aber der größte Theil dieses Adels
nt ja den Fürsten und hilft den Kaiser und mich
terdrücken. Ihr könnt mir nicht viel nützen, so
ge ihr nicht den Lehnsadel euch nachzieht. Macht
ch das zur Aufgabe.

Er entließ die Ritter, um noch dem Pater Hög-
r Audienz zu ertheilen, dem er mehr Vertrauen
enkte, als jenen, denn die beim gemeinen Volke so
liebten Bettelorden dem Einfluß der Jesuiten zu
tziehen, schien ihm, wenn es gelänge, kein kleiner
rfolg zu sein.

Zehntes Capitel.

Der Provinzial begab ſich mit Floreſtin nach Prag, um in den kaiſerlichen Erbſtaaten in dem Sinne, in welchem er mit Wallenſtein einverſtanden war, fortzuwirken. Erſt nach ihrer Abreiſe erfolgte die große Kataſtrophe in Regensburg. Die Politik Maximilian's und der Jeſuiten ſiegte und Wallenſtein gab freiwillig nach, weil der rechte Augenblick noch nicht für ihn gekommen war. Ueberzeugt, daß der Kaiſer in große Noth gerathen und ihn daher bald wieder brauchen würde, zog er ſich einſtweilen in ein königliches Aſyl nach Prag zurück.

An dem nämlichen Tage aber, an welchem Wallenſtein ſeine Entlaſſung erhielt, war Guſtav Adolf König von Schweden, mit einem Heere auf der Inſel Rügen gelandet, um ſeine proteſtantiſchen Glaubensbrüder in Deutſchland zu beſchützen. Das proteſtantiſche Volk in Norddeutſchland begrüßte den bereits durch ſeine ſiegreiche Kriegführung in Polen berühmten König als „den Löwen aus Mitternacht" und zweifelte nicht, er werde ſiegen. Nur die proteſtantiſchen Fürſten ſahen ihn ungern kommen, weil ſie ſeine Ueberlegenheit fürchteten. Die Katholiken aber nannten ihn ſpöttiſch den Schneekönig, welcher ſchmelzen würde, wenn er in den warmen Süden käme.

Einer der erſten deutſchen Jünglinge, die unter ſeine Fahne traten, war Bernhard von Heldrungen. Alles was das deutſche Volk von dem groſsen Schwedenkönig hoffte, war in das Gefühl zuſammengedrängt, mit welchem Bernhard ſeine Knie vor ihm beugte. Als Retter in der höchſten Noth erſchien er Allen, die aus eigener Kraft nichts mehr vermochten. Die hülfloſen, zertretenen Proteſtanten Norddeutſchlands warfen ſich mit einer Hingebung vor die Hufe ſeines Roſſes, wie wenn der heilige Michael zum Gerichte nahe, zu erlöſen die Getreuen, zu züchtigen die Feinde Gottes. Im innern Deutſchland war Alles umnachtet von Angſt, Todesgrauen, Verzweiflung, feigem Verrathe, Lüge, Tücke, frechem Hohn, unbarmherziger Gewalt. Bei den Proteſtanten kein Troſt, bei den Katholiken keine Rückſicht mehr. Wie zahlreich auch die Erſteren waren, tödtliches Mistrauen hielt ſie untereinander entzweit und eine proteſtantiſche Provinz nach der andern hatte ihre Hände den Feſſeln dargeboten, womit hier die Liga, dort der Kaiſer ſie band. Nur wenige Reichsſtädte bewahrten in ihren ſicheren Mauern den alten lutheriſchen Glaubensmuth. Die Fürſten waren geknebelt, entſetzt, vertrieben, oder ſie küſsten argliſtig die Hand, die ſie ſchlug, und hofften von freiwilliger Unterwerfung unter den Kaiſer, ja ſogar von einer Allianz mit der Liga wenigſtens eine Friſtung ihrer Exiſtenz.

Die meiſten ſah man in faſt wahnſinniger Sorge ſchwanken, wie Hirten, die ihre Heerde unter Sturm und Ungewitter durch ein brennendes Dorf treiben ſollen, hinter dem Scharen von Wölfen auf ſie lauern.

In all dieſe grauenhafte Confuſion trat nun auf einmal das ſchlagfertige Heer eines ſieggewohnten und für das Evangelium begeiſterten Königs, wie das helle Schlaglicht der plötzlich aufflammenden Sonne in dickwogendes ſchwarzes Gewölk, das unter ihm zerreißen muß. Die Zahl der Schweden war gering, aber ſie brachten einen Geiſt mit ſich, dem der Sieg nicht fehlen konnte. Menſchen und Waffen hatte das proteſtantiſche Deutſchland ſchon vorher genug gehabt, es fehlte nur die Einheit des Willens, das Machtgebot des Genies. Jetzt war es gefunden. Zudem war das einzige Genie der Gegenpartei, Wallenſtein, ſoeben entfernt worden, und Tilly, „der alte Teufel", konnte ihn nicht erſetzen. Das Alles mußte die Hoffnung der Proteſtanten ſteigern.

Auch Schenk von Tanne fand ſich im ſchwediſchen Lager ein und wurde bald mit Heldrungen bekannt und befreundet, da ihre Abkunft, ihre Jugend und ihre Geſinnung ſo ſehr übereinſtimmten. Schenk hatte den Glauben an Wallenſtein ſchon vor deſſen Sturze verloren und ſah nicht nur wie Heldrungen in dem Nordlichte, das über dem Belt erſt weiß und glänzend,

dann immer blutiger sich entfaltete, die Morgenröthe der evangelischen Freiheit, sondern krönte in Gedanken den großen Gustav auch schon zum künftigen deutschen Kaiser. Denn höher noch als die Glaubensfreiheit stand ihm die Einheit der Nation unter einem gewaltigen, Alles sich unterwerfenden Geiste.

Darum verging er fast vor Ungeduld, als die Schweden sich nur mit größter Vorsicht und Langsamkeit an der Küste ausbreiteten, und in den heftigsten Zorn gerieth er über die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, welche sich den Schweden anzuschließen zauderten. Diese und andere protestantische Fürsten tagten zu Leipzig und zitterten vor der schwedischen Hülfe noch mehr, als vor dem Restitutionsedict und Tilly's unbarmherzigen Executionen. Der dicke Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, wurde von seinem augenverdrehenden Hofpfaffen und Seelsorger Hoe von Hoenegg gelenkt, der, von den Jesuiten bestochen, Alles, was ihm diese vorschrieben, in salbungsvollen Reden und Gutachten für die allein wahre lutherische Consequenz ausgab. So hatte er den Kurfürsten dahin gebracht, die lutherischen Streitkräfte mit den katholischen gegen den Böhmenkönig Friedrich zu vereinigen, und jetzt hoffte er, durch den Convent in Leipzig den Schweden einen Damm zu setzen.

Ich wurde mir Alles gefallen laſſen, ſagte Schenk zu Heldrungen, wenn dieſer Kurfürſt ſeine dumme Treuloſigkeit nur nicht immer mit dem guten Herzen entſchuldigen wollte, wenn er nur nicht das bisher nirgends gebrauchte Wort Gemüthlichkeit erfunden und in unſere Sprache eingeführt hätte. Die Fürſten haben von jeher hier die Rechte des Volkes, dort die des Kaiſers mit Füßen getreten; aber das iſt neu, daß ſie es jetzt auf einmal in ihren Bedenken, Promemorias und Relationen nur noch aus heller purer Treuherzigkeit, gutmeinender Natur und deutſcher Gemüthlichkeit zu thun verſichern. Freund, was ſoll noch aus Deutſchland werden, wenn ſeine ſchlimmſten Verderber die Maske der naivſten Volksthümlichkeit vornehmen?

Elftes Capitel.

Durch die leipziger Fürſtenverſammlung wurden die ſchwediſchen Fahnen wirklich aufgehalten und der Untergang der herrlichen Stadt Magdeburg verſchuldet. Die Erſtürmung dieſes großen Bollwerkes des Proteſtantismus im nördlichen Deutſchland, die Ver-

brennung der ganzen Stadt und die Schlächterei in derselben, wobei 30,000 Einwohner jedes Alters und Geschlechtes umkamen, empörte alle protestantischen Herzen. Der Kurfürst von Sachsen hätte sein Volk nicht mehr vom Anschluß an die Schweden zurückhalten können, auch wenn er nicht durch Tilly's Uebermuth schwer gegen diesen aufgereizt worden wäre.

In der dübner Haide vereinigten sich die sächsischen Krieger mit den schwedischen unter unermeßlichem Freudenjubel und zogen mit froher Siegeshoffnung in die weite Ebene von Leipzig hinunter, wo ihnen in langen schwarzen Colonnen Pappenheim's riesenhafte Reiter entgegenstürmten, und als diese der Uebermacht weichen mußten, auch Tilly's Fußvolk ihnen den Weg verlegte und aus altmodischen übermäßig großen Kanonen ihnen wilde Grüße entgegenschickte. Der alte Tilly ließ sich ungern durch Pappenheim's Ungestüm in den Kampf hinreißen und entwarf in einem kleinen Hause vor Leipzig den Schlachtplan in solcher Eile, daß er erst beim Heraustreten bemerkte, es sei das Haus des Todtengräbers gewesen; während eine verschüchterte weiße Taube nach der schwedischen Seite flüchtete und sich auf der Achsel eines jungen Sachsen niederließ. Dem guten Omen vertrauend stürzte das protestantische Heer auf das katholische und obgleich die Sachsen zurückweichen mußten, drangen doch die

Schweden so unwiderstehlich in Tilly's bisher unbesiegte und verzweiflungsvoll kämpfende Schlachtreihen, daß diese letzteren gegen Abend durchbrochen und in wilder Flucht aufgelöst wurden. Tilly selbst trug kaum sein Leben davon und floh in westlicher Richtung nach dem Harz, während Gustav Adolf ihn nur durch einen Theil seiner Truppen verfolgen ließ, er selbst aber mit der Hauptmacht in gerader Richtung nach Süden vorrückte.

Ein helles Freudenlicht ging auf in den thüringer Bergen, die unterdrückten Protestanten athmeten wieder frei, die fast erloschene Hoffnung des Sieges ihrer Sache lebte von neuem auf. Es war die erste und letzte Freudenzeit mitten in diesem gräßlichen Kriege, der nichts erfreuen und beleben, Alles nur niederdrücken und tödten zu können schien. Die katholische Partei hatte sich schon zu sehr mit Ungerechtigkeit und Blut befleckt, um an ihren eigenen Siegen ein anderes als unheimliches Vergnügen finden zu können: die protestantische erhob sich damals erst aus tiefer Erniedrigung und ihren ersten unverhofften Sieg schmückte noch eine gewisse Jungfräulichkeit. Gustav Adolf hielt in seinen Regimentern die strengste Mannszucht und übte sie ebenso eifrig im Gottesdienst als in den Waffen.

Aber der Sieg bei Leipzig weckte den Uebermuth und die Beutelust bei den Truppen, die nicht un-

mittelbar unter Guſtav's ſtrengen Augen fochten. Da überdies zu ſeinen Fahnen ſo viele deutſche Soldaten und Ueberläufer aus Wallenſtein's und Tilly's Heeren traten, denen Plündern, Mordbrennen, Schänden und Morden zur andern Natur geworden war, ſo ließ ſich der fromme und reine Soldatengeiſt, den die Schweden mitgebracht hatten, nicht dem geſammten Bundesheere mittheilen. Als man vollends in die fetten Länder der geiſtlichen Fürſten eindrang, in Franken und am Rhein, lieh der Haß gegen die katholiſche Kirche und das Recht der Wiedervergeltung ſelbſt den Schweden einen Vorwand zu allen und jeden ſoldatiſchen Greueln.

Mit dem tiefſten Schmerze wurde dadurch Bernhard von Heldrungen erfüllt, welcher bisher auf ſeine nordiſchen Glaubensbrüder ſo ſtolz geweſen war und den ſein eigener adeliger Sinn über die Gemeinheit der Maſſen täuſchte. In ſeinen ſittlichen Zorn über die wachſende Ausgelaſſenheit der Truppen miſchte ſich zugleich Sorge um Roſalien, die er wehrlos in einem jener Nonnenklöſter wußte, auf welche ſich die frevelnde Gier proteſtantiſcher Plünderer vorzugsweiſe richtete. Der Zug des Heeres führte ihn ihr immer näher. Wie klopfte ſein Herz, als er die hohe Rhön von fern erblickte.

Königshofen wurde nach einer tapfern Vertheidigung der Ligiſten erſtürmt und geplündert. Voll Ent-

rüſtung ſah Heldrungen der ſchändlichen Scene zu. Dem Jammergeſchrei weiblicher Stimmen folgend drang er in eine Kloſterkirche ein und ſah, wie hier eine kleine Schaar von Nonnen, die angſtvoll um den Altar knieten, von den hohnlachenden Soldaten weggeriſſen wurden. Es gelang ihm mit Hülfe einiger anderer Offiziere, die faſt zu Tode geängſtigten Mädchen zu retten. Aber den Bilderſturm konnte er nicht verhindern. Alle Bilder der Kirche, die von Chriſtus nicht ausgenommen, wurden zerſchmettert und mit Füßen getreten. Heldrungen theilte dieſen Fanatismus nicht; er dachte wie Luther, der die erbaulichen Bilder geſchont wiſſen wollte. Eine große Madonna von weißem Marmor erregte Bernhard's Intereſſe durch ihre ſeltne Schönheit. Er wünſchte ſie zu retten und hielt die wüthenden Soldaten auf. Aber der ſogenannte tolle Roſen, ein Liefländer von erſtaunlicher Körpergröße und Wildheit, zertrümmerte ſie mit dem mächtigen Hammer, den er in beiden Händen ſchwang, und indem ſie herabſtürzte, fiel ſie auf Heldrungen's rechte Hand, der ſie beſchützen wollte, und brach ſie ab.

Während man ihm die Wunde verband, fühlte er weniger den brennenden Schmerz, als die Demüthigung, daß er nicht in offner Schlacht und durch Feindesſchwert, ſondern durch einen Zufall, ja auf ſchimpfliche Art ſogar gewiſſermaßen durch ein Weib ſeine

Hand verlieren ſollte, und im Wundfieber, das ihn bald aufs Lager warf, kam ihm die Vorſtellung, der er ſich mit aller Kraft ſeines proteſtantiſchen Gefühles nicht erwehren konnte, er habe durch den Zorn der Muttergottes ſeine Hand verlieren müſſen, weil er ſie frevelnd nach einer Nonne ausgeſtreckt.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

In Rosaliens Kloster herrschte unsägliche Bestürzung und Angst, seitdem das Land von katholischen Kriegsvölkern gänzlich entblößt und der Feind in so große Nähe gekommen war. Man erzählte sich die gräßlichsten Dinge vom rasenden Beginnen der siegestrunkenen Ketzer in den Kirchen und Klöstern. Die Domina hätte ihre fromme kleine Heerde gern nach Bamberg oder Böhmen geflüchtet, wenn ihr nicht durch den raschen Zug der Schweden bereits der Weg abgesperrt gewesen wäre. Auch den Bewohnern der Gegend war nicht zu trauen. Es befanden sich unter ihnen viele heimliche Protestanten und die vormaligen Eigenthümer des Klostergebietes lauerten nur auf den

Augenblick, in welchem sie sich der ihnen geraubten Güter wieder bemächtigen sollten.

Rosalie war unter den Nonnen nicht die am wenigsten Geängstigte, aber ihre Angst war von einer andern Art. Auf das wunderbarste hatte sich schon im Laufe eines Jahres die Hoffnung erfüllt, mit welcher Bernhard in den Krieg gegangen war. Sie ahnte seine Nähe. Wenn er nicht todt war, mußte er sich unter dem Heere befinden, das vor Königshofen lag. Wie hätte er, da alle Umstände seinem Vorhaben so günstig waren, sein Wort nicht lösen sollen? Was sie vorher nur schüchtern zu träumen gewagt hatte, konnte jetzt in jedem Augenblicke Wirklichkeit werden, Bernhard konnte die Pforten ihres Klosters sprengen. Aber welche Zwischenfälle waren möglich? Er konnte todt sein. Schlimmere Gäste konnten das Kloster stürmen. Die Ungewißheit versetzte sie in namenlose Unruhe und in eine Seelenverwirrung, in der sie einzig bei ihrer liebsten Unglücksgefährtin Trost finden konnte, der sie Alles vertraute, was sie so tief bewegte und bekümmerte. Apollonia war nichts weniger als traurig, eine frohe Ahnung ergriff sie. Die selbst Hülflose hing mit Lust an dem Gedanken, daß die Freundin einen tapfern Ritter und Beschützer unter den Feinden finden sollte.

Alle Verbindung mit Würzburg und Bamberg war durch den Krieg unterbrochen. Man hörte nur

dunkle Gerüchte von Aufhebung der Klöster und Rückerstattung aller Güter, die den Protestanten durch das *Restitutionsedict* entrissen worden seien. Der alte Beichtvater brachte eine schlimme Nachricht nach der andern, ohne daß man etwas Gewisses erfahren hätte.

Da vernahm man an einem sonnenhellen Herbstmorgen lustige Trompetentöne, den Hufschlag vieler Rosse und vor der Pforte forderte ein Herold mit volltönender Stimme die Burg der keuschen Jesubräute zu ungesäumter Uebergabe auf. Die Nonnen liefen im Todesschrecken durcheinander und sammelten sich um die Domina, welche Besonnenheit behielt und die Pforte in Gottes Namen aufzumachen befahl.

Die Eintretenden hatten keine feindlichen Mienen, vielmehr begrüßten sie die verlegenen Nonnen mit außerordentlicher Höflichkeit und Heiterkeit. Ein schwedischer Commissair mit blau und gelber Feldbinde nahm das Wort und las der Domina die Artikel des Decretes vor, durch welches die Bischöfe von Würzburg und Bamberg gezwungen wurden, alle Errungenschaften des Restitutionsedictes wieder preiszugeben und die neuen Klöster aufzulösen. Demnach erkläre er im Namen Sr. Majestät des allerdurchlauchtigsten Königs von Schweden, Gustavus Adolfus, gegenwärtiges Kloster für aufgehoben und ertheile sämmtlichen Klosterfrauen die Erlaubniß, beziehungsweise den Befehl, dasselbe sofort zu verlassen und frei und

ungekränkt dahin zu gehen, wohin es ihnen belieben würde.

Vergebens weinte die Domina und rangen die älteren Nonnen ihre Hände. Der Commissair suchte sie zu trösten und versicherte sie seines kräftigen Schutzes. Einige lustige Offiziere seines Gefolges wandten sich an die jüngeren Nonnen, boten ihnen ihre ritterlichen Dienste an und vermochten kaum, ihren Muthwillen zu unterdrücken.

Rosalie hielt sich zitternd an Apollonien und vermochte kein Auge mehr aufzuschlagen, seitdem sie schon während der Vorlesung unter den Anwesenden ihren Oheim und auch die Züge ihres jungen Freundes bemerkt hatte. Sobald der feierliche Act vorüber war, kamen beide auf sie zu. Der alte Ritter Kurt schloß sie mit väterlicher Freude in seine Arme; Bernhard aber, dessen Gesicht noch bleich wie der Tod war und der den verstümmelten, noch nicht völlig geheilten Arm in einer Binde trug, sank auf beide Knie vor der geliebten Nonne nieder und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen.

Ihr seid schwer verletzt, rief Rosalie voll lebhaften Gefühles, ach, Ihr habt wol recht viel — sie wagte nicht hinzuzufügen: um mich — gelitten?

Vergebt mir, war das Einzige, was er in der heftigen Aufregung seines Gemüthes vorbringen konnte.

O Gott, fuhr sie fort, die Hand, die mich schützte, sehe ich nicht mehr, — mein armer Freund!

Nicht arm, sondern, wenn Ihr wollt, über alle Himmel reich, sagte Bernhard und blickte mit Augen voll so reicher Liebe zu ihr auf, daß die ihrigen wie bezaubert darin wurzelten.

Sie faßte sich wieder und rief: Steht auf! indem sie ihn sanft in die Höhe zog. Kennt Ihr denn den Ritter schon? frug sie den Oheim mit einer frohen Neugier.

Ich weiß Alles, sagte der Oheim, und komme des Ritters eheliche Werbung zu unterstützen.

Auch der schwedische Commissair wandte sich zu Rosalien und begrüßte sie mit einem feierlichen Anstande und den freundlichsten Mienen. Ich habe Euren edlen Vater gekannt, sagte er, und freue mich, mit der Vollmacht ausgerüstet zu sein, Euch und Euren Bruder in Euer rechtmäßiges Erbe wieder einzusetzen. Wir haben schon alle Anstalten getroffen. Erlaubt mir, daß ich heute noch in Wildeck Euer Gast sein darf.

Zweites Capitel.

Die Ueberraschung war für Rosalien zu mächtig. Die entgegengesetztesten Gefühle kämpften in ihr mit

gleichvertheilter Kraft. Jetzt erſt, da ihr der Bruch ihrer Gelübde, ja der Abfall von ihrer Kirche ſo plötzlich in vollem Ernſte zugemuthet wurde, erwachte ihr Gewiſſen wieder. Schwarz ſtand es vor ihrer Seele, was ſie zu thun im Begriff ſei, führe zur ewigen Verdammniß. Sie dachte an ihren frommen Bruder, an ſeine Warnungen. Sie wußte, er werde nie ihrem Beiſpiel folgen und es niemals billigen. Aber ihre Beängſtigung war zu erſtickend, als daß ſie ſich nicht um jeden Preis aus ihr hätte herausreißen müſſen. Dazu half ihr nicht die lockende Vorſtellung des glänzenden Glückes, das ihrer wartete, ſondern ihr tiefgekränktes Rechtsgefühl. War dieſelbe Kirche, die zu verlaſſen ſie ſo ſehr zitterte, nicht die Tyrannin ihrer Jugend, die Räuberin ihres Erbes, die Mörderin ihrer Mutter geweſen? Nicht freier Wille, nur das Unglück und hölliſche Liſt hatten ſie als Opfer zum Altar geſchleppt und ihre unſchuldsvolle Seele mit ſchweren Eiden belaſtet. Der Augenblick war gekommen, die unerträglich gewordene Feſſel zu ſprengen.

In einem raſchen Trotze gegen die feindlichen Mächte ihres jungen Lebens ſich ermannend zerriß ſie plötzlich ihren Schleier und rief mit triumphirendem Lächeln: Ich danke Euch, edle Herren. Ja, ich werde Euch folgen, Oheim.

Du nimmſt mich doch mit, ſagte Apollonia ſchmeichelnd und ſchloß ſich ſchüchtern an die auf einmal

so vornehm gewordene Freundin an. Diese versprach es ihr und umarmte sie voll Feuer. Da zerriß auch Apollonia ihren Schleier und seufzte so recht aus tiefem Busen, wie wenn sie eine ungeheure Last abgewälzt hätte: Gott sei Dank.

Rosalie eilte in ihre Zelle, um ihr kleines Eigenthum zusammenzuraffen. Aber die arme Nonne besaß ja nichts — als Bernhard's Ring. Sie nahm ihn hervor, sie betrachtete ihn, als ob sie ihn noch nie gesehen hätte, sie küßte ihn und steckte ihn in den Busen, indem sie leise zu sich sagte: Ist es nicht ein treuer Mensch? Dann betrachtete sie noch einmal, gleichsam mit sich selber mitleidig, die enge Zelle und das kleine Fenster, an dem sie so bange, traurige und wieder in Hoffnung selige Stunden zugebracht hatte.

Die Domina nahm von Rosalien und Apollonien, die sie immer besonders geliebt hatte, unter vielen Thränen Abschied. Alle Nonnen sammelten sich noch einmal um den Altar und beteten, ein Anblick, der selbst die harten Schwedenherzen rührte. Dann umarmten sich die voneinander Scheidenden zum letztenmale.

Als Rosalie von ihrem Oheim und Bernhard geführt und von der glücklichen Apollonia begleitet aus der Pforte des Klosters heraustrat, hob sich ihre Brust langsam, aber desto voller. Mit frohem, festem Auge blickte sie in die weite Gegend, zum klaren

Himmel und zur Sonne auf, breitete ihre Arme aus und ſagte: So ſei gegrüßt, o Freiheit, und laß mich deiner nicht unwürdig leben!

Wie im Triumph wurde ſie nach Wildeck geführt, wo Alles ſchon zu ihrem Empfange bereitet worden war, denn der würzburgiſche Vogt war vertrieben, das Erbrecht der Kinder von Wildeck anerkannt. Floreſtin ſollte die reiche Herrſchaft der Väter beſitzen, wenn er dem Mönchſtande entſagen würde. Einſtweilen galt Roſalie als die Herrin und ſollte es bleiben, falls Floreſtin ſich entſchieden verſagen würde.

Das Alles theilte der Oheim Roſalien mit, indem er bei ihr im Wagen ſaß. Daneben ritt Bernhard, trotz ſeines verwundeten Armes, mit hochgetragener Stirn, ſtrahlend von Heldenglück. Roſalie ſah den ſchönen Reiter jetzt mit ungetheilter Freude, die nur von der natürlichen Scham der Jungfräulichkeit zurückgehalten wurde. Er, der ſie von der erſten Begegnung an liebte, hatte das Wort, das er ihr gegeben, ſo recht männlich gehalten. Im Kampfe um ſie hatte er ſeine ſchwere Wunde empfangen. Konnte ſie ihm verſagen, ihn als ihren Ritter anzuerkennen?

Wildeck, wornach Roſalie ſich ſo lange geſehnt, fand ſie noch ſchöner und herrlicher, als ſie erwartet hatte. Das große, im beſten italieniſchen Style gebaute Schloß ragte am Abhange des Berges über terraſſenförmige Gärten empor. Vor dem Eingange

warf ein hoher Springbrunnen ſeine ſilbernen Perlen in der Sonne auf. Roſalie war nie hier geweſen, aber die Bauart erinnerte ſie an Italien und der Gedanke, hier haben deine guten längſt geſchiedenen Eltern gewohnt, erfüllte ſie mit einem Heimatsgefühle, das ihrer Seele noch wohler that, als alle Pracht und aller Reichthum, die ihr hier entgegenglänzten.

Viele alte Anhänger ihrer Eltern, viele heimliche Proteſtanten hatten ſich eingefunden und begrüßten die holde Erſcheinung der befreiten Nonne mit lautem Jubel. Gertrude, eine alte weitläufige Verwandte, welcher der Oheim fürs erſte die Wirthſchaft anvertraut hatte, empfing Roſalien mit ebenſo viel Ehrerbietung, als mütterliche Freude.

Drittes Capitel.

Das bisher wie in harter Knospe verſchloſſene Nonnenherz öffnete ſich an der warmen Sonne der Freiheit wie eine hundertblättrige Roſe. Das Gefühl, von keiner Gefahr mehr umgeben, von keinem Verbrechen mehr umlauert, ſondern vollkommen ſicher unter verwandten und befreundeten Menſchen zu ſein, und der Beſitz eines ſo reichen Eigenthums war Ro-

ſalien ſo neu und that ihr ſo wohl, daß ſie Mühe hatte, ihr faſt kindiſches Entzücken zu verbergen.

Die frühere Einrichtung des lange leergeſtandenen Schloſſes, deſſen untere Zimmer allein von einem Beamten bewohnt worden waren, hatte ſich nicht ſo ſchnell herſtellen laſſen und noch waren die meiſten Wände leer. In einem Zimmer aber, welches für Roſalien beſtimmt war, hatte Muhme Gertrud ſinnigerweiſe die Bildniſſe ihrer Eltern und Vorfahren angebracht, die glücklicherweiſe noch in einer Bodenkammer waren aufgefunden worden. Kaum trat die junge Nonne über die Schwelle, als ſie mit einem lauten Rufe des Staunens und der Freude zu einem weiblichen Bildniß eilte, in welchem ſie ihre Mutter wiedererkannte. Sie betrachtete es lange, wobei ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Man machte ſie auf die anderen Bilder aufmerkſam, und jetzt erſt erkannte ſie mit Verwunderung in dem Bilde ihrer in den mittleren Jahren, aber in alterthümlicher Tracht gemalten Großmutter und noch mehr in dem Bilde eines jungen Mädchens mit wunderbar ſchwarzen feurigen Augen ihre eigenen Züge wieder. Von dieſem Kinde glaubte man, es ſei dieſelbe Großmutter, nur in früherer Jugend gemalt; und doch ſchienen dieſe Mienen einem andern Weſen anzugehören. Ritter Kurt erklärte ſie für eine in Italien geſtorbene Tante Roſaliens, die Schweſter ihres ſeligen Vaters. Auch

das Bild des Vaters, dessen lebendiges Gedächtniß längst aus Rosaliens Seele verschwunden war, weil sie ihn zu frühe verloren hatte, zeigte in seinem Gesichte Aehnlichkeit mit dem ihrigen. Sie faltete unwillkürlich die Hände vor seinem Bilde und ein sehnsüchtiger Seufzer wünschte ihn aus seinem fernen Grabe zurück.

Der Anblick dieser ihr so ähnlichen Bildnisse bewies Rosalien, mit welchem guten Fuge sie sich als Tochter und rechtmäßige Erbin des Hauses Wildeck betrachten dürfe, und machte ihr über jeden Zweifel klar, daß die alte Marie sie mit ihren Nachrichten betrogen habe. Das böse Gewissen der Amme verrieth sich auch dadurch, daß sie sich in dieser Festzeit von Wildeck fern hielt. Rosalie glaubte nun aufs klarste die pfäffische Intrigue zu durchschauen, die ihrer Mutter das Leben geraubt und ihr selbst das ihrige bisher verkümmert hatte. Wie gern überredete sie sich, daß sie unter diesen Umständen entschieden berechtigt gewesen sei, dem Nonnenstande zu entsagen, und die Genugthuung, die sie an ihrem bösen Schicksale genommen hatte, befriedigte den natürlichen Stolz, der je rascher in ihr zur Reife kam, je mehr er durch das Klosterleben vorher in ihr niedergehalten worden war.

Mit Gertrud's Hülfe vollendete Rosalie ihre äußere Umwandlung, nahm für immer von der Nonnenkutte

Abſchied und legte ſtatt derſelben zum erſtenmal ein Kleid von blendend weißer Seide an, wie es adelige Damen zu jener Zeit zu tragen pflegten. Sie konnte nicht umhin, ſich mit heller Freude im Spiegel anzulächeln. Ihre Schönheit, die man ſchon unter Schleier und Kutte bewundert hatte, trat jetzt erſt ins glänzendſte Licht. Als ſie in dieſem neuen Schmucke zur Geſellſchaft zurückkehrte, begrüßte ſie allgemeines Lob und lautes Vergnügen.

Aber nichts kam dem ſtillen Entzücken Heldrungen's gleich, der in der weltlichen Kleidung Roſaliens eine glückliche Verheißung erblickte und dem ihre liebliche Erſcheinung ſchon völlig die einer Braut dünkte. Ihre Augen fanden ſich, ohne daß ſie einander etwas in Worten ſagten. Ein ſtiller Triumph, ein unnachahmliches Lächeln in Roſaliens Mienen verkündete dem liebenden Jüngling, daß ſein Glück nahe ſei.

Auch der ſchwediſche Commiſſair war indeſſen nachgekommen, man ſetzte ſich zur Tafel, welche Muhme Gertrud mit möglichſter Pracht zugerichtet hatte, und feierte mit der heiterſten Stimmung von der Welt und mit den froheſten Ausſichten für die Zukunft die Wiederkehr der angeſtammten Herrſchaft und die Wiedererneuerung der alten Gaſtlichkeit des Hauſes.

Nach der Mahlzeit beſah die Geſellſchaft den großen, mit der Zeit freilich verwilderten Garten. Die Gäſte zerſtreuten ſich hier und es fügte ſich wie von

ſelbſt, daß Roſalie und Bernhard, als ſie die Terraſſe entlang gingen, allein blieben. Sie konnten hier zwiſchen den in regelmäßiger Reihe hochblühenden Herbſtroſen hindurch die weite Gegend überblicken. Die Sonne war dem Untergange nahe und färbte die ganze Gegend, die Terraſſe und Roſaliens weißes Seidenkleid mit einem warmen Roſenlichte. Unwillkürlich erinnerte ſie ſich des Purpurhimmels auf den Alpen, in den ſie einſt als Kind hatte hineinſteigen wollen. Hatte ſie nun nicht dennoch erreicht, was ſie damals vergeblich ſuchte? Ihre Seele ſchwamm in Glück, ſie glaubte zu vergehen in dieſer niegeahnten Wonne des Beſitzes von Allem, was ſie je erſehnt hatte.

In dieſer ſeligen Minute überwand ſie die zarte Scheu, von der ſie ſich bisher beengt gefühlt hatte und war ſich ebenſo der Nothwendigkeit, wie der vollen Süßigkeit des Bekenntniſſes bewußt, das ihr treuer Ritter von ihr forderte, indem er, ſelig wie ſie und doch immer noch in zitternder Erwartung, ihre Hand faßte.

Viertes Capitel.

Roſalie war nie ſchöner geweſen. Bernhard von Heldrungen ſah nur ſie, ohne ſich um die Pracht der Landſchaft und der Abendſonne zu bekümmern. In dem erſten langerſehnten Augenblicke, indem er mit ihr allein war, drängte es ihn, ſein ganzes Herz voll Liebe vor ihr auszuſchütten und Leben oder Tod, Seligkeit oder Verdammniß von ihren heiligen Lippen zu erbitten.

Edles Fräulein, ſagte der Ritter, als ich zum erſtenmal um Eure Liebe warb, war mir noch nicht bekannt, welche irdiſche Beſitzthümer Euch erwarteten. Ich hielt Euch für eine arme Nonne und ich ſelbſt war damals noch im Vollbeſitz meiner ritterlichen Kraft. Jetzt iſt Alles viel anders, Ihr ſeid plötzlich zur reichen Erbin geworden und ich armer Ritter habe zu meinem Unglück ſogar die Hand verloren, die Euch hätte beſchützen können. Ich habe Euch nichts mehr zu bieten, als mein Herz, welches Euch treu ſein wird bis in den Tod. Kann Euch das genügen?

Bernhard, antwortete Roſalie und ſah ihn mit dem zärtlichſten Wohlwollen an, Ihr habt für mich gekämpft und gelitten, wenn Euch meine Liebe loh-

nen kann, so nehmt sie hin. Ja ich liebe Euch und will Euch ewig lieben.

Das Entzücken riß ihn zu ihr hin, er konnte nur den linken Arm um sie schließen, aber sie umschloß ihn desto liebevoller mit beiden Armen und bot ihm mit holdem Erröthen ihre Lippen zum ersten Kusse.

Wie erschrocken sahen sie sich um, ob es auch Niemand gesehen hätte. Dann lächelten sie einander wieder an, wie Engel im Himmel, und küßten sich wieder.

O Rosalie, sagte Bernhard, Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter diesem weiten Himmel. Der Glaube der Liebe hat mich nicht betrogen. Aber so heiß, wie ich Dich liebe, wie ich Deiner dachte in der Ferne, in jeder Schlacht, unter dem Graun des Todes, wird dich Niemand wieder lieben, und wenn Du auch alle Herzen zu Deiner Anbetung zwingst.

Ich will Dir nur gestehen, sagte Rosalie, daß ich Dich durchaus nicht habe lieben wollen und auch oft recht eifrig gebetet habe, die weltliche Liebe möge mein armes Nonnenherz verschonen; aber es hat mir doch nicht gelingen wollen, Dein theures Bild kam nie aus meiner Seele.

Aber warum trägst Du nicht meinen Ring? frug Bernhard.

Rosalie zog ihn aus dem Busen, reichte ihn dem Geliebten mit einem auffordernden Lächeln und hielt

ihm den Finger hin, an dem er den Ring mit innigem Vergnügen befestigte.

Morgen, sagte sie, bekommst Du auch einen von mir, denn Du vergibst mir wol, daß ich nicht früher für einen habe sorgen können.

Gütiges, liebreiches Wesen, rief Bernhard aus und seufzte dann, daß ihm überall die rechte Hand fehle, indem er nun auch ihren Ring werde an die linke stecken müssen.

Klage nicht, sagte Rosalie ernst und sanft und streichelte schonend und liebkosend seinen verstümmelten Arm. Du bist mir durch Deinen Verlust nur theurer geworden, glaube mir. Und Dein Unglück ist noch dazu ein Glück für uns beide, denn wenn Du Deine Hand noch hättest, so würdest Du im Heere haben bleiben müssen und Gott weiß, ob ich Dich dann jemals wiedergesehen hätte. Nun bist Du Invalide und mir ist das schöne Recht geworden, Dich zu pflegen.

Heldrungen erröthete über die Wahrheit ihrer Worte, die ihn beschämten. Denn er glaubte noch nicht genug für seine Geliebte, sein Vaterland und seinen Ruhm gethan zu haben. Aber Gott, dachte er, wollte es so.

Apollonia lauschte mit ihrem freundlichen blonden Kopfe hinter einer Hecke hervor. Rosalie winkte ihr und ging ihr Hand in Hand mit Bernhard entgegen.

Nun? frug Apollonia mit einer faſt ſchelmiſchen Miene, aber voll gutherziger Theilnahme.

Nun? erwiderte Roſalie, wandte ſich raſch zu Bernhard, küßte ihn und ſagte dann zu ihrer Freundin: Nun weißt Du Alles.

Apollonia lachte vor Vergnügen, umarmte Roſalien und reichte ihre kleine Hand dem Ritter, der ſie mit Anmuth an ſeine Lippen zog.

Sie war meine liebſte Freundin, ſagte Roſalie zu Bernhard, hab' auch Du ſie lieb.

Und Ihr wollt auch Euer Nonnenkleid ablegen, frug ſie Bernhard, nicht wahr? Ihr thut mir den Gefallen, denn hier ſoll alle Qual des Kloſters vergeſſen werden.

Ich habe ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, erwiderte Apollonia, das weiß Roſalie am beſten.

Sie kehrten zur Geſellſchaft zurück, der ſich das junge Brautpaar feierlich vorſtellte. Der alte Oheim ertheilte ihnen ſeinen Segen und war ſehr gerührt, indem er nicht ohne Trauer an den abweſenden Floreſtin dachte. Er hob beſonders hervor, wie erſprießlich es für das Haus ſei, daß Roſalie an dem edlen Bernhard Heldrungen einen Vertreter ihrer Rechte gefunden habe, da ſie ſonſt leicht wieder hülflos in der Welt daſtehen würde, wenn er, der ſchon ein alter Mann ſei, das Zeitliche geſegnet, Floreſtin aber wie bisher fern bliebe.

Fünftes Capitel.

Bernhard ließ ſich noch auf einige Zeit im Dienſte der ſchwediſchen Verwaltung verwenden, und richtete es ſo ein, daß er zu Weihnachten, als dem zu ſeiner Hochzeit beſtimmten Termine, völlig frei wurde, um von da an ruhig in Wildeck zu leben.

Mittlerweile wurde die den Proteſtanten früher entriſſene Kirche zu Wildeck denſelben zurückgegeben und ein rechtſchaffener Prediger, Namens Berger, eingeſetzt, der zugleich die angenehme Mühe übernahm, die beiden Nonnen im lutheriſchen Glauben zu unterrichten. Dabei entſtanden mehr als freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen dem ehrbaren Lehrer und der lernbegierigen Schülerin Apollonia, welche Letztere die erſte Liebe, um die ſie ſo viel im Kloſter geſeufzt hatte, lieber verſchmerzte, ehe ſie der zweiten, die ihr unter ſo glückverheißenden Umſtänden geboten wurde, entſagt hätte. Roſalie freute ſich außerordentlich, daß Apollonia ihrem Beiſpiele ſo ſchnell nachfolgte, ſtattete ihre Freundin reichlich aus und ſorgte dafür, daß ſie beide an einem und demſelben Tage getraut werden konnten.

Die Zeit rückte ſchnell heran und ohne daß noch irgend ein Hinderniß ſich der Verbindung der beiden

Paare entgegengestellt hätte, wurde am dritten Weihnachtsfeiertage die Doppelhochzeit in Wildeck im Kreise der nächsten Verwandten und Freunde mit einer stillen Lust gefeiert, welche durch die noch rings umher drohende Kriegsgefahr nicht gestört wurde. Die langen tief verschneiten Winternächte schienen das Glück der Liebenden mitleidig vor dem Dämon des Krieges zu verstecken.

Heldrungen war ein deutscher Edelmann von altem Schrot und Korn, von einer männlichen Einfachheit und Würde, verständig und praktisch, voll zarten Gefühles für den Reiz und Werth des Weibes ohne tändelnde Galanterie. Obgleich nicht für die Landwirthschaft, sondern für das Bergfach gebildet, nahm er sich doch mit hellem Blick, festem Willen und glücklichem Erfolge der vernachlässigten Oekonomie in Wildeck an. Ebenso thätig in seinem Kreise wirkte Pastor Berger, der wie in der praktischen Auffassung der Dinge, so in der Rechtlichkeit und Biederkeit des Charakters mit Heldrungen auffallend zusammenstimmte.

Wie sehr auch die Wonne der Flitterwochen eheliche Täuschungen zu begünstigen pflegt, so konnte doch den beiden jungen Frauen nicht entgehen, daß der Werth ihrer Männer in mehr bestand, als in Zärtlichkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit. Rosalie und Apollonia unterhielten sich oft in vertrau-

lichen Stunden von ihrem Glück und verglichen es mit ihrer frühern klösterlichen Noth. Rosalie hatte die froheste Erfahrung gemacht, sie hatte jetzt den Lobreden auf die Ehe, die Apollonia schon als Nonne gehalten hatte, auch nicht den leisesten Zweifel mehr entgegenzusetzen. Sie war ebenso fest, wie ihre Freundin überzeugt, daß, einen edlen Mann zu beglücken, die wahre Bestimmung ihres Geschlechtes sei, und daß die Tugend im Kloster, wenn sie freiwillig sei, nur aus Täuschung und Ueberspannung, sonst immer nur aus Zwang hervorgehe, mithin unter allen Umständen etwas Krankhaftes und Unnatürliches sei. Wie tief beklagte sie ihren Bruder, bei dem der Wahn noch so tief eingewurzelt schien.

Aus demselben Grunde schloß sie sich mit Wärme an die Lehre der neuen Kirche an, in deren Durchdringung sie es jedoch keineswegs soweit brachte, als Apollonia, die ihrem Manne zu Liebe eine kleine heiße Theologin wurde.

Der alte Ritter Kurt weilte oft in Wildeck und freute sich hier seiner alten Tage im Kreise Derer, die er wie seine Kinder ansah. Die wunderschöne Nichte war sein höchster Stolz und Heldrungen gewann immer mehr sein Herz, da er Wildeck so gut verwaltete und zugleich mit ihm die reichsadeligen Sympathien theilte. Kurt begann wieder einige Hoffnung auf Wallenstein zu setzen, als dieser zum zwei-

tenmal Generaliſſimus der kaiſerlichen Armeen geworden war. Heldrungen fuhr fort, alles Heil nur von Guſtav Adolf und vom jungen Herzog Bernhard von Weimar zu erwarten, den man ſchon als neuen Herzog in Franken bezeichnete. Aber beide waren darin einig, daß es auf die Mittel und Perſonen weniger ankomme, wenn nur der Zweck, die Einheit unter einem Kaiſer, erreicht würde.

Endlich kam ein Brief von Floreſtin an, der ganz ſo lautete wie der frühere und Roſaliens Abfall von ſeiner Kirche tief beklagte.

Je mehr dadurch Heldrungen in Verlegenheit geſetzt wurde, indem es den Anſchein haben konnte, als ſähe er es gerne, der alleinige Herr von Wildeck zu bleiben, um ſo unleidlicher war ihm die Bigotterie ſeines Schwagers, die er vor Allem aus religiöſen Gründen verdammte; er freute ſich daher ſehr, daß der Oheim ſich entſchloß, im Frühjahre ſelbſt nach Oeſterreich zu reiſen, um Floreſtin zu ſprechen und ihm die Wünſche der Familie recht lebendig ans Herz zu legen. Heldrungen ſelbſt wäre gern mitgereiſt, wenn er ſich hätte zutrauen können, als junger Mann eine Autorität über den fanatiſchen Mönch zu gewinnen, was nur dem alten Oheim möglich war.

Sechstes Capitel.

Bernhard von Heldrungen war einſt in Geſchäften nach Hildburghauſen geritten, wo er zugleich nähere Erkundigungen über den Stand der Heere eingezogen hatte, als er auf dem Rückwege einen alten Mann in halbgeiſtlicher Tracht erblickte, der in der heftigſten Aufregung zu ſein ſchien.

Es war eine kleine, komiſche und doch mitleidswürdige Figur, ſein ſchwarzer Talar überaus abgetragen, ſeine ehemals weiße Halskrauſe beſchmuzt und zerriſſen. In ſeinem ſchmalen Geſichte voll gelehrter Falten funkelten die kleinen ſchwarzen Augen gar ſeltſamlich, indem ſie Wuth und Furcht zugleich ausdrückten. Bald rang er die langen dürren Hände, die aus zu kurzen Aermeln weit hervorragten; bald quälte er ſich ab, einen alten Gaul, an dem man jede Rippe zählen konnte, wieder aufzurichten, nachdem derſelbe vor einem kleinen, aber ſchwer bepackten Karren niedergefallen war. Es half Alles nichts, das arme Thier war todt.

Heldrungen redete das verzweifelnde Männchen freundlich und begütigend an und brachte es einigermaßen wieder zu ſich. Es war der Profeſſor Tinius von der Univerſität Altorf, welcher, als Guſtav Adolf und Wallenſtein einander bei Nürnberg gegenüber

ſtanden, der von dieſem Doppellager ausgehenden Verheerung mit genauer Noth entflohen war und aus den gierigen Klauen der Kroaten nichts gerettet hatte, als ſein elendes Leben und ſeine werthvollſten Bücher, die auf dem Karren zuſammengepackt waren. Er hatte die Abſicht, nach Helmſtedt zu flüchten; nun aber war ihm ſein Pferd gefallen und er hatte keinen Heller mehr bei ſich.

Heldrungen bot ihm nicht nur an, durch ſeinen Diener ſogleich ein neues Pferd herbeiſchaffen zu laſſen, ſondern auch ihn, ſammt ſeinem Karren mit nach Wildeck zu nehmen, wo er ſich ausruhen und erholen könne. Der Profeſſor ſah ihn etwas verwundert an, nachdem er aber ſeine ſtattliche Kleidung und ſein ganzes adeliges Weſen mit ſtechenden Augen gemuſtert hatte, heiterte ſich ſein welkes Geſicht immer mehr auf und nahm das feine und liebenswürdige Lächeln an, das echte Gelehrte zu zieren pflegt, wenn ſie ſonſt auch noch ſo häßlich ſind. Tinius war nicht nur häßlich, ſondern auch cyniſch, aber ſein Geiſt machte das Alles wieder gut.

Obgleich der treue Diener Heldrungen's den Bücherkarren ſicher befördert haben würde, wollte ſich doch Tinius um keinen Preis von ſeinem Schatze trennen. Bernhard war geduldig genug, bei ihm zu verweilen, bis ein neues Pferd geholt worden war, und ihm dann ſammt ſeinen Büchern das Geleit zu geben.

Als sie in Wildeck anlangten, kam Rosalien der fremde Besuch zwar etwas wunderlich vor, doch hätte sie den armen Stubengelehrten nicht von sich lassen mögen, ohne sich seiner Garderobe angenommen zu haben, und als sie ihn näher kennen lernte und sein lebhaftes Gespräch sie in eine Fülle und Tiefe des Wissens blicken ließ, das ihr ebenso fremd als interessant war, so verstand sie sich gern mit ihrem Gemahl, den Aufenthalt des Professors in ihrem Schlosse zu verlängern und bei seinen vorgerückten Jahren und der Ungewißheit seiner Zukunft ihn am Ende einzuladen, es gar nicht mehr zu verlassen.

Pastor Berger hatte weniger Freude an ihm und der reinlichen Apollonia war er zuwider. Auch Bernhard sah wol ein, daß der Strom von neuen Begriffen und Vorstellungen, der mit ihm ins Haus zog, die alte Einfachheit ihrer Abendunterhaltungen störe. Allein er achtete Rosaliens Wißbegierde und wollte sie nicht hindern, dieselbe durch die Erweiterung ihrer im Kloster nur allzueng umgrenzt gebliebenen Kenntnisse zu befriedigen, und er selbst fand lebhaftes Interesse an seinen Belehrungen.

In dem Wesen des Professors lagen die auffallendsten Widersprüche zu Tage. Einerseits war er ein in aller geselligen Kunst unbehülflicher und verlegener Pedant; andererseits aber bewegte er sich in der gewandtesten Rede. Aeußerlich konnte er die

lange cynische Angewöhnung des alten Junggesellen kaum mit der reinlichen und eleganten Kleidung, die ihm Rosalie aufgedrungen, in Einklang bringen; in seinem Innern aber lebten Ideale des vollendeten Schönen, denn er hatte sein ganzes Leben damit zugebracht, die Griechen zu studiren, und sich in ihre Welt tiefer hineingelebt, als in die gegenwärtige. Seine Bücher, die eine geschmackvolle Aufstellung im Schlosse erhielten und bald als eine der vornehmsten Zierden desselben anerkannt waren, dienten sämmtlich zur Nahrung dieser seiner gelehrten Grille und enthielten in der That die besten Ausgaben und Commentare der alten Hellenen. Auf die Römer hielt er weniger, sie bezeichneten ihm schon einen Abfall vom echt Antiken.

Aus eigenem Bedürfniß wie aus Dankbarkeit gegen seine freundlichen Wirthe entfaltete er vor denselben im traulichen Kreise das schöne Traumbild jener versunkenen weißen Märmorwelt, ihrer Götter und Heroen, Philosophen und Sänger. Für Rosalien war das Alles neu und die Naivetät ihrer Fragen zwang dem höflichen Gaste zuweilen ein Lächeln ab, aber nur ein Lächeln des Vergnügens. Heldrungen hatte Studien gemacht, doch hatten sie sich nicht weit über die alte Welt verbreitet, sie waren mehr von praktischer Natur gewesen.

Die Theilnahme seiner Wirthe war es nicht allein,

was den Professor hier innerlich erquickte. Die italienische Bauart des Schlosses und die mythischen Erinnerungen in den Statuen desselben versetzten ihn wenigstens auf einen halbklassischen Boden und hatte etwas Heimliches für ihn, obgleich er den Renaissancestyl als ein zu unvollkommenes Surrogat des echten Alterthums im Allgemeinen verwarf.

Das ist, sagte er, als sie einst beieinander im Garten saßen, mein Kummer, daß ich die Herrlichkeit der griechischen Zeit nicht nur gegen die unserm Norden eigenthümliche Barbarei, sondern auch gegen die falsche Nachahmung vertheidigen muß. Statt des tiefsinnigen Mythos platte Allegorie, statt des streng plastischen Ideals schwülstige Ueppigkeit. In Nürnberg, meiner alten Nachbarstadt, haben die Versuche, das Gothische ins Klassische hinüberzuziehen, in ihrer Einfalt noch etwas wahrhaft Rührendes, wie denn überhaupt im vorigen Jahrhundert die mislungenen Bestrebungen der Kunst wenigstens wegen ihrer Ehrlichkeit und Tüchtigkeit achtbar gewesen sind. Von dieser bessern Art ist noch Euer schönes Schloß. Aber wenn man die Neubauten des Jesuiten- und Residenzenstyls in unserm siebzehnten Jahrhundert ansieht, so möchte man verzweifeln. Nur allzurasch ist die bewußtlos naive Nacheiferung in eine bewußt kokette Verzerrung umgeschlagen, eine traurige Andeutung,

daß vielleicht die ganze Uebertragung hellenischer Schönheit in unser nordisches Nebelland unnatürlich und unmöglich ist.

Siebentes Capitel.

Berger vertheidigte das deutsche Nebelland. Es sei übertrieben, meinte er, wenn man das Heimatliche so sehr unterschätze, um einzig nur Fremdes zu preisen. Man solle von den Griechen lernen, was davon einem gesunden menschlichen Leben anpasse, aber nicht Alles preisen, weil es griechisch sei. Denn abgesehen davon, daß diese Griechen doch im Grunde nur blinde Heiden gewesen wären, so hätten sie auch Schwächen und Laster an sich gehabt, welche, Gott sei Dank, der deutschen Nation fremd geblieben seien.

Tinius hatte nichts dagegen einzuwenden, als, das seien eben die Flecken an der Sonne gewesen, die Fehler jeder genialen Natur; während wir blos deshalb sittlicher seien, weil uns der Genius fehle, weil wir überhaupt etwas Gemeineres, weil wir Barbaren seien.

Berger war entrüstet über diese Selbstverachtung, deren sich die Deutschen so oft schuldig machen, er-

innerte an die Tugenden und den Ruhm deutſcher Nation in ihrer langen Geſchichte und machte am Ende, abgeſehen von allen Nationalitäten, die Rechte des Chriſtenthums geltend gegenüber jenem üppigen Heidenthum, deſſen höchſter Gott ſo beſchaffen geweſen, daß man ihm, wie dem gemeinſten irdiſchen Tyrannen, grobe Sinnlichkeit, Ungerechtigkeit und Tücke vorwerfen müſſe.

Wollet doch, erwiderte Tinius, den Kern und das innerſte Weſen einer göttlichen Idee nicht nach der ſchalkhaften Darſtellung der Dichter beurtheilen. Wenn Jupiter aus unwiderſtehlichem Liebesdrang in den eiſernen Thurm der Danae hineindrang, was will es viel anders bedeuten, als was Euch ſelbſt begegnet iſt, indem Ihr eine holde Nonne aus ihrer finſtern Kloſterzelle genommen und zu Eurem ehelichen Gemahl gemacht habt?

Alle mußten lachen und Apollonia nickte dem Redner zum erſtenmal Beifall zu.

Ueberhaupt aber, meine hochverehrten Gönner und Freunde, fuhr Tinius fort, iſt es ein Irrthum, wenn man von jenen alten Göttern als von etwas Eingebildetem aus längſtverſchwundenen Völkerträumen redet. Nur ihr Name, nur ihr Cultus iſt verſchwunden, aber ihr Weſen iſt geblieben. Oder hätte ſich nirgend etwas in der geheimnißvollen Macht, die in der Natur waltet, geändert? Fragt die Seeleute, ob ihnen Neptun nicht

in allen Frühjahrs- und Herbststürmen sein schreckliches quos ego zuruft? Fragt die katholischen Frauen, fragt selbst der Nonnen frommes Herz, ob sie in der Madonna nicht auch heute noch immer die Göttin der Liebe anbeten? Und Jupiter, seht dort seine Statue, wie majestätisch überschaut und beherrscht er die weite Gegend, als sei er es, der den Himmel so schön über Eurem Schlosse gewölbt hat, und wie scheint er zu zürnen, daß Ihr ihn nicht gelten lassen wollt, was er doch den Griechen gegolten hat.

Kaum hatte der fanatische Heide diese Worte gesprochen, so wurde ein entferntes Donnern aus den Wolken vernommen, deren Saum über den Waldbergen emporstieg.

Ein unwillkürlicher Schauer bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft und es bedurfte der ganzen Festigkeit der Männer, um nicht wenigstens auf einen Augenblick irre zu werden. Der Professor aber blickte mit einer Art begeisterter Andacht zu seinem Jupiter empor.

Nach einer Pause fing er wieder an: Kennt Ihr nicht den sogenannten Aberglauben des großen Herzogs von Friedland? Das Glücksgestirn, an das er glaubt, ist Jupiter. Als Schützling dieses Gottes hat er, allen Jesuiten zum Trotz, zum zweitenmal den Marschallstab ergriffen, der in seinen Händen wol zum königlichen Scepter werden dürfte.

Die Sonne wurde von den raschheranziehenden

Wolken verfinstert, ein warmer Gewitterregen begann mit grossen Tropfen niederzurauschen. Die Damen rafften ihre kleinen Arbeitsgeräthe zusammen und flüchteten ins Schloß, außer Tinius und dem jungen Vollmar, dem Sohn und Vicar eines benachbarten Predigers, der, entzückt von den neuen und interessanten Lehren des Professers, ihn in der Laube zu verweilen bat, um ihm unter dem Rieseln des Regens und unter dem Rollen des göttlichen Donners noch mehr von der schönen alten Welt zu erzählen.

Tinius liebte diesen Jüngling ausnehmend, da er selten ein für seine Schwärmereien so empfängliches Gemüth angetroffen hatte. Er lieh ihm Bücher und weihte ihn mit väterlichem Eifer in die Wunderwelt des Schönen ein, die der junge Protestant ungefahr mit der Empfindung des Ritter Tannhäuser betrat, als ihn der Spielmann in den Venusberg verlockte. Hinter der Verehrung, welche Vollmar dem alten Tinius wie ein Sohn zollte, verbarg sich ein für seine Jahre überraschender, doch im Leben nicht selten vorkommender Egoismus und eine Verschmitztheit, die am wenigsten seinem Stande ziemte. Unter allen Gottheiten aber, deren vergangene Herrlichkeit der alte Tinius dem jungen Geisteswüstling arglos enthüllte, war es Aphrodite, der er die glühendsten Huldigungen darbrachte, an die er am zweifellosesten glaubte.

In diese Richtung, die seine Einbildungskraft und

ſein jugendliches Vollblut mit ſo lebhafter Energie verfolgte, war er durch einen Vorfall, der ſich wenige Tage früher zugetragen hatte, unwiderſtehlich hineingetrieben worden.

Achtes Capitel.

Der junge Vollmar hatte nämlich, als er eines Nachmittags von Wildeck durch den Wald zurückging, den Fußweg verfehlt und gerieth in ein tiefes Dickicht. Nachdem er ſich durch daſſelbe hindurch zu einer lichten und ſumpfigen Stelle des Waldes herausgefunden hatte, erblickte er ein ihm nicht unbekanntes altes Weib aus ſeinem Dorfe von außerordentlicher Häßlichkeit, das eben Bilſenkraut ſammelte und ein Bouquet davon an ihren welken Buſen geſteckt hatte, über welches hinaus ſie den unerwarteten Ankömmling mit ſpitzigen Augen ſo recht hexenhaft anlächelte.

Der Jüngling, der eben von der griechiſchen Göttin geträumt haben mochte, war entſetzt von dem Anblick einer ſo widrigen Schöpfung des hyperboreiſchen Waldes, faßte ſich aber wieder und ließ ſich mit der Alten in ein wiſſenſchaftliches Geſpräch ein über den Zweck und Nutzen des Bilſenkrautes.

Je weniger er durch Das, was er erfuhr, befriedigt wurde, desto lebhafter wurde seine Neugier angeregt. Als er daher nach einigen Tagen spät in der Nacht von einem Amtsgeschäfte heimkehrend unfern von dem abgelegenen Hause am Walde vorbeikam, wo, wie er sich erinnerte, das alte Weib wohnte, konnte er sich nicht enthalten, dem Lichtschimmer im Fenster nachzugehen und einen Blick ins Innere der Stube zu thun, in welcher er ein Schauspiel sah, das ihn wol eine Stunde lang in fast athemloser Theilnahme fesselte.

Die röthliche Flamme eines hellbrennenden Kohlenbeckens, welches auf dem Fußboden des Zimmers stand, beleuchtete die hüllenlose Gestalt eines bildschönen Mädchens. Dasselbe stand mitten in einem Kreise, den ein mit Zauberzeichen grell bemaltes Band umschrieb, und murmelte nur halbverständliche Beschwörungen, aus denen der lauschende Jüngling wenigstens so viel ermittelte, daß es sich vom Citiren eines Geistes handelte. Aber seine Augen waren mehr beschäftigt als seine Ohren.

Die Beschwörungen wurden lebhafter. Das Mädchen rief mit dem süßesten Klagetone den Namen des todten Geliebten und streckte ihm die schönen Arme mit einer Zärtlichkeit entgegen, die den verborgenen Zuhörer vollends noch um alle Fassung brachte. Mehr als einmal wollte er zu ihr hineindringen und selber

die Rolle des Todten übernehmen; aber die Furcht, verrathen zu werden, hielt ihn zurück. In tantalischer Qual zitternd folgte er jeder Bewegung, jeder Miene der so rührend flehenden Zauberin. Hundert Pläne durchkreuzten sich in seinem heißen Kopfe. Aber nicht ein einziger war dahin gerichtet, die Leidende zu trösten und aufzurichten, kraft seines Amtes sich der Verirrten anzunehmen und sie mit den Mitteln der Kirche von ihrem Liebeswahnsinn zu heilen. Nur Trug und Frevel ersann seine befleckte Seele.

Endlich sah er, wie des Mädchens Großmutter, dieselbe alte Hexe, die er mit dem Bilsenkraut im Walde angetroffen hatte, durch eine Nebenthür hereinschlich, und hörte, wie sie mit dem unglücklichen Mädchen zankte, und wie sie ihr dann wieder mit einem mütterlichen Mitleide und unter tröstenden Liebkosungen den Rath ertheilte, am nächsten Neumond um Mitternacht auf dem Kreuzwege im Grenzwalde die Beschwörung zu wiederholen, die dann erst vom rechten Erfolge sein würde.

Das Mädchen seufzte tief auf und ging in ihre Kammer. Die Alte löschte die Flammen aus, die, ehe sie erstarben, noch einmal die ganze Häßlichkeit ihrer Züge in den schärfsten Umrissen und wie in der Glut der Hölle geröthet zeigten.

Als Vollmar sich leise entfernte, war es ihm, als trüge er den heidnischen Himmel und die christliche

Hölle zugleich in seinem pochenden Busen mit sich fort. Der Uebergang von der antiken Göttin zu dem Teufelsgespenst der deutschen Volkssage von der Frau Venus hat einen sehr natürlichen Grund und ist fast unvermeidlich in der christlichen Anschauungsweise. Vergebens suchte sich Vollmar die plastische Schönheit und den reinen Sinnengenuß frei zu denken von der Missethäterangst, die ihn immerwährend dabei befiel und seine klassischen Träume störte. Deswegen klammerte er sich so krampfhaft leidenschaftlich an den Professor in Wildeck an, dessen gelehrte Autorität und geistige Ueberlegenheit seine heidnischen Gelüste des Sündigen zu entkleiden schien.

Aber entschuldigt oder nicht, die Sünde hatte ihn schon so ganz in ihrer Gewalt, daß er kein Hinderniß gescheut haben würde, seinen frevelhaften Vorsatz auszuführen, auch wenn ihn die Umstände nicht dabei begünstigt hätten. Es kostete ihm wenig Mühe, sich noch vor der verhängnißvollen Nacht des Neumonds Hut und Jagdkleid des ihm wohlbekannten Verstorbenen anzueignen und durch eine ruchlose Täuschung die Sehnsucht der schönen Zauberin bis zu dem Augenblicke zu befriedigen, in dem sie plötzlich den Betrug erkannte, aber nicht den Betrüger und sich der Macht des ewig Bösen verfallen glaubte.

Neuntes Capitel.

Die Stürme des Krieges, welcher Deutschland durchtobte, gingen Wildeck glücklich vorüber. Der häusliche Frieden in diesem kleinen irdischen Paradiese wurde durch nichts getrübt, als durch das Ausbleiben eines künftigen Erben desselben. Je leidenschaftlicher sich Rosalie, nach ihrem Scheiden aus den stillen Klostermauern, der ihr nicht nur so freudenreich, sondern auch so ehrwürdig erscheinenden Bestimmung der Gattin und Hausfrau hingegeben hatte, um so sehnlicher wünschte sie auch, Mutterpflichten erfüllen zu können. Ihre Freundin Apollonia war dieses Glückes gewürdigt worden und bereits Mutter eines wohlgestalteten Knaben. Rosalie freute sich daran mit schwesterlicher Theilnahme und beneidete sie zugleich. Ihre Entbehrung warf einen leisen Schatten, den sie dem geliebten Gatten verbarg, auf ihr inneres Glück. Aber dieser Schatten sollte zur schwarzen Wolke werden.

Unter den dem Hause Wildeck besonders befreundeten Nachbarn war ein jung verheirathetes Paar, das erst seit den Siegen Gustav Adolf's zur lutherischen Kirche übergetreten war. Obgleich in den glänzendsten äußeren Glücksumständen und einander in zärtlicher Liebe zugethan, befanden sich doch der junge

Herr und die junge Frau von Nordheim beſtändig in einem krankhaften und ſchwermüthigen Zuſtande, weshalb man ſie in der Umgegend nur das bleiche Ehepaar nannte. Als hauptſächlichſten Grund ihres Kummers ſah man den Umſtand an, daß auch ſie keine Kinder hatten; doch drückte ſie auch noch ein anderes geheimes Leid.

Der junge Nordheim ſtarb und wenige Wochen ſpäter folgte ihm ſeine Gattin im Tode nach. Man wunderte ſich darüber nicht, weil man bei dem leidenden Ausſehen dieſer Eheleute ihnen ohnehin kein langes Leben verſprochen hätte. Allein plötzlich verbreitete ſich die Kunde, es ſeien drei Heren entdeckt worden, deren gottloſe Künſte dem Geſchlechte der Nordheim ein ſo frühes Ende bereitet haben, und zu der Wildecker großem Schrecken wurde hinzugefügt, dieſe Heren ſtünden auch zu ihnen in Beziehung und ſeien Schuld an Roſaliens Kinderloſigkeit.

Berger brachte von Nordheim, wo Vollmar's Vater Pfarrer war, aus deſſen Munde folgende nähere Nachrichten.

Roſaliens Amme, die uns wohlbekannte alte Marie, hatte eine noch lebende ſteinalte, ſchon längſt als eine Here geltende Mutter und eine ſchöne Tochter, Margarethe. Die Letztere hatte einſt den jungen Herrn von Nordheim, als er krank lag, mit eigener höchſter Lebensgefahr aus den Flammen des brennenden Hauſes

getragen. Daraus entſpann ſich ein Liebesverhältniß zwiſchen beiden; da ihm aber ſein Stand keine Misheirath erlaubte, verließ er das arme Mädchen und heirathete ein reiches adeliges Fräulein. Aus Rache nun, ſo lautete der weitere Bericht, wendeten die drei Hexen, Tochter, Mutter und Großmutter, hölliſche Künſte an, um das junge Ehepaar in der erſten Blüte zu verderben. Nach dem Tode des Herrn von Nordheim aber habe Margarethe in der Mitternacht unter einer Zaubereiche mit dem Teufel gebuhlt, der die Geſtalt ihres verſtorbenen Geliebten angenommen habe. Der Küſter, der zufällig des Nachts vorbeigekommen, habe Alles ſchon vor Gericht angezeigt. Daran knüpfte ſich aber der weitere Verdacht, ja wol die Gewißheit, daß die Mutter, die es nie gut mit Wildeck gemeint, auch Heldrungen's Ehe teufliſch bezaubert habe.

Roſalie erſchrak bei dieſen Nachrichten entſetzlich und war lange wie in innerſter Seele gebrochen. Das dunkle Verhängniß, dem ſie endlich, wie die unſchuldige Taube dem Geier, für immer entronnen zu ſein gewähnt hatte, war ihr plötzlich wieder in ſeiner ganzen Furchtbarkeit nahe und hing drohend über ihrem Haupte.

Um dieſelbe Zeit kam Ritter Kurt von Lichtenberg äußerſt ermüdet und gebeugt aus Oeſterreich zurück und brachte die Kunde mit, daß Floreſtin für immer

der Familie verloren sei, indem nichts ihn habe bewegen können, den Mönchstand zu verlassen. Als der alte Herr nun vollends erfuhr, was unterdeß in seiner Heimat vorgegangen sei und wie auch die auf Rosaliens Ehe gebaute Hoffnung zertrümmert werden sollte, verhärtete sich sein sonst weiches Herz zu einem furchtbaren Grolle gegen die ihm immer verdächtig gewesene Amme und ihren Anhang. Der Argwohn wurzelte tief in seiner Seele, daß Priestertrug im Spiele sei und daß man es darauf abgesehen habe, den protestantischen Adel der Gegend so viel als möglich auszurotten, um seine Güter wieder an die Kirche zu bringen. Diese Meinung wurde durchgängig von den gebildeten Protestanten getheilt und erzeugte eine allgemeine Erbitterung. Das gemeine Volk hielt sich dagegen an die dämonischen Mächte, die ihm ein um so größeres Interesse einflößten und seine Neugier um so ausschließlicher beschäftigten, je mehr es sie fürchtete; und in der That glaubte damals das Volk um so fester und einiger an den Teufel, als es im Glauben an Gott durch den Streit der beiden Kirchen irre geworden war.

Der Hexenprozeß von Nordheim wurde nun unter allen herkömmlichen Formalitäten und mit allen Schrecken der damaligen Justizübung instruirt. Die drei Angeklagten bekannten sich als gut katholisch, begehrten einen katholischen Geistlichen und verschmäh-

ten den Troſt des evangeliſchen. Das machte ſie noch mehr verdächtig und die fanatiſchen Richter glaubten ihnen den Verkehr mit katholiſchen Prieſtern unumgänglich abſchlagen zu müſſen, weil ſie jeden ſolchen für einen Mitſchuldigen und diaboliſchen Rathgeber der Angeſchuldigten halten mußten.

Zehntes Capitel.

Marie betheuerte unter einem Strom von Thränen ihre Unſchuld. Auf Ritter Lichtenberg's dringendes Verlangen wurde ſie insbeſondere wegen der jungen Frau von Wildeck ins Verhör genommen, und man ging ſo weit, in die Vergangenheit zurückzugreifen und ſie auch der Mitſchuld an der bisher ins tiefſte Dunkel gehüllten Ermordung der ältern Frau von Wildeck anzuklagen.

Sie gab eine ausführliche Erzählung zu Protokoll, zu der aber die Richter und am meiſten der ungeduldige alte Ritter Kurt den Kopf ſchüttelten.

Ihrem Berichte zufolge war Roſaliens Mutter auf dem Heimwege von Räubern überfallen worden, die ihr gänzlich unbekannt geweſen ſeien. Als auch die Kinder umgebracht werden ſollten, hatte ſie flehent-

lich um deren Leben gebeten. Ob es sich um deren Erbe gehandelt habe, wisse sie nicht; doch habe sie in der Angst, um die unschuldigen Kinder zu retten, den Räubern vorgehalten, daß die Kinder nur angenommene und keine rechtmäßigen seien. Sie glaube auch, daß dadurch die Räuber sich hätten bestimmen lassen, das Leben der armen Kleinen zu schonen. Wie könne man nun, frug sie schmerzlich, so unbarmherzig sein, sie um derselben Kinder willen zu peinigen und auf den Tod anzuklagen, da sie ihnen ja das Leben gerettet habe?

Man glaubte ihr aber nicht. Man war überzeugt, ihre Erzählung sei wenigstens zum Theil erdichtet und sie verhehle die Hauptsache. Als man sie frug, warum sie damals die Kinder verlassen, oder wenn sie von ihnen gewaltsam getrennt worden sei, nicht sofort wieder aufgesucht und warum sie nach ihrer Rückkehr aus Italien von dem ganzen Vorfall geschwiegen und die Kinder verleugnet habe? wußte sie in der That keine genügende Auskunft zu geben und nichts lag näher, als die Vermuthung, sie habe zwar aus Mitleid den Kindern durchgeholfen, sei aber doch im Complot gewesen und dürfe im Interesse der Kirche, von welcher der ganze Anschlag ausgegangen, nichts weiter aussagen.

Dem Ritter Kurt lag viel daran, die Amme zum Geständniß zu bringen, daß Florestin und Rosalie die

echten Kinder der Frau von Wildeck seien. Allein Marie beharrte fest darauf, ihre Frau habe keine Kinder gehabt. Floreſtin und Roſalie ſeien am Meeresufer in einem rundgeflochtenen Korbe gefunden worden ohne ein Kennzeichen ihrer Herkunft. Nur ein blühender Oleanderzweig ſei in dem Korbe wie ein kleines Segel aufgepflanzt geweſen und ſo habe ihn der Wind wahrſcheinlich ans Ufer getrieben. Sie ſelber ſei zugegen geweſen, als die gnädige Frau den Korb gefunden habe. Sie ſehe es noch, als ob es heute wäre. An der Oleanderblüte habe ſich gerade ein großer dunkelgrüner Schmetterling gewiegt.

Die Richter gingen von der Vergangenheit zur Gegenwart über und inquirirten die Unglückliche wegen Roſaliens unfruchtbar gebliebener Ehe, die mit der gleichen Unfruchtbarkeit der Nordheimiſchen Ehe in einem nur zu verdächtigen Zuſammenhange ſtand. Aber Marie behauptete ſtandhaft, ſelbſt unter der Folter, daß ſie nichts davon wiſſe, und daß, wenn Roſalie keine Kinder bekomme, ſie ſich deshalb nur glücklich zu preiſen habe, denn Nonnenkinder ſeien des Teufels.

Du ſelbſt biſt des Teufels, rief der alte Kurt. Das haben dir deine Pfaffen zugeraunt, aber es ſoll dir nicht durchhelfen.

Die Richter drangen nun aufs ſchärfſte in die arme Marie, ihre Verbindung mit der katholiſchen Geiſtlichkeit einzugeſtehen und das Gewebe hierarchiſcher

Habgier zu enthüllen, welches sie als unzweifelhaft voraussetzten. Da unter den unmenschlichsten Folterqualen bekannte sie Alles, was man wollte, und sagte aus, was man ihr in den Mund legte. Hinterdrein widerrief sie es wieder in der fürchterlichsten Seelenangst und flehte die unbarmherzigen Richter um Gottes und Jesu willen an, sie möchten doch Rosalien bitten, sich ihrer zu erbarmen, da sie gewiß und wahrhaftig unschuldig sei. Allein umsonst. Rosalie erfuhr nichts davon, weil man sich fürchtete, sie werde durch die Hexe, wenn sie in ihre Nähe komme, Schaden leiden, und Rosalie selbst kam nicht auf den Gedanken, der Amme irgend einen Trost zufließen zu lassen, da sie dieselbe für schuldig hielt und ihr Herz in echt weiblichem Hasse gegen die vermeintliche Mörderin ihrer Mutterfreuden verhärtet hatte.

Mariens alte Mutter bekannte unter den ausgesuchtesten Martern des Henkers in Bezug auf das bleiche Ehepaar von Nordheim gleichfalls, was man verlangte. Der Henker, ein noch junger, aber behaglich fetter, übermäßig geputzter und eitler Mann, übte nicht nur seine Kunst mit höchster Meisterschaft, sondern unterließ auch nicht, sich während der Ausübung ihrer mit selbstgefälliger Beredtsamkeit zu rühmen. Er hielt keineswegs die armen Hexen für die Hauptpersonen des Schauspieles, sondern nur sich. Nur ihn, seine Kenntnisse und seine Talente im Handwerk, sollte

man bewundern, meinte er. Ja er ſtand nicht an, vorauszuſetzen, ſowol die Hexen, als alle übrigen Verbrecher in der Welt ſeien nur um der Kunſt willen da, mit welcher er ſie zu foltern und jedes beliebige Geſtändniß aus ihnen herauszupreſſen wiſſe.

Elftes Capitel.

Auch die junge Margarethe ſchützte ihr unſchuldiger Wahnſinn, ihre edle wehmüthige Miene nicht vor den tyranniſchen Befehlen der Richter und vor den gräßlichen Operationen des Meiſterhenkers, der bereits durch ſeine Virtuoſität ſo blaſirt war, daß er die Behauptung aufſtellte, die Studien der Häßlichkeit, die er an der alten Großmutter und an Hexen ähnlichen Gelichters mache, überträfen an innerlichem Werthe bei weitem das gemeine Vergnügen, das ihm durch die kunſtmäßige Bearbeitung eines jugendlichen und vollendet ſchönen Leibes, wie gegenwärtiger der Inculpatin Margarethe, gewährt werde; denn es ſpreche ſich im Häßlichen eine Mannichfaltigkeit und Genialität der Natur aus, im Vergleich mit welcher ihm die ſogenannte Schönheit nur noch armſelig und fade vorkommen könne. Deshalb intereſſirten ihn auch

am schönsten Leibe nur dessen Makel und sonderlich die sogenannten Hexenmaale, die er in zahlreichen Exemplaren so genau studirt habe, daß er ein eigenes Buch darüber zu schreiben Willens sei, wodurch das Räthsel der Hexerei überhaupt auf eine überraschend einfache Weise gelöst werde. Er stichelte unaufhörlich auf die Richter, als ob es ihrer eigentlich nicht bedürfe und am Henker allein genug sei. Der ermittele, erprobe und wisse viel mehr, als die beschränkten Rechtsgelehrten und vor Eifer blinden Pastoren. Nur wer das Messer führe, könne auch die Feder führen.

Er machte daher, wie ein Professor der Anatomie seine Schüler, die anwesenden Richter und Geistlichen belehrend auf ein Muttermaal aufmerksam, das Margarethens sonst fleckenlose Schönheit als ein deutliches Stigma des Teufels an sich trug und in das er zu wiederholtenmalen mit der Nadel stieß. Alle bogen die Köpfe darnach, um es mit großen Augen anzuglotzen.

Der junge Vollmar war als Beistand seines Vaters zugegen, verzog aber keine Miene. Wie es auch in seinem Innern stürmte, sein Gesicht war kalt und hart wie von Marmor.

Die schöne Margarethe bekannte, sie habe den Herrn von Nordheim geliebt und seine Untreue tief betrauert; aber nie sei es ihr eingefallen, ihm oder seiner jungen Gemahlin übel zu wollen. Sie habe

ſich während ſeiner Ehe demüthig zurückgezogen, und erſt nachdem er geſtorben war, habe ſie geglaubt, nun gehöre er wieder ihr und ſie dürfe ihn wieder lieben. Da habe ſie von ihrer Großmutter die Kunſt erlernt, Geiſter der Verſtorbenen zu citiren, und ihren Geliebten oft und viel beſchworen, bis er ihr endlich erſchienen ſei. Aber als ſie mit ihm, der aus dem Reiche der Seligen gekommen zu ſein ſchien, die Wonne des Paradieſes zu genießen gewähnt habe, ſei ſie plötzlich inne geworden, es ſei kein ſeliger Geiſt, es ſei nicht ihr Geliebter, ſondern es täuſche ſie ein hölliſcher Trug und ſei der Feind Gottes ſelbſt, den ſie in ihren Armen halte. Mit Entſetzen habe ſie ihn von ſich geſtoßen, bringe ſeitdem in Verzweiflung zu und begehre nichts ſehnlicher, als den Troſt ihrer heiligen Kirche. Darum flehte ſie aufs inſtändigſte, um der ſieben Schmerzen der Jungfrau Maria willen, man ſolle ihr einen katholiſchen Prieſter ſchicken.

Die Antwort war ein Hohngelächter. Der Einzige, der ihre Unſchuld beſſer als ſie ſelber kannte, wagte zu ſchweigen und überließ ſie ihrem Jammer. Sie blieb bei ihren Ausſagen, auch die grauſamſten Martern preßten ihr keine Lüge ab.

Das Urtheil wurde gefällt. Alle drei, Großmutter, Mutter und Tochter, ſollten lebendig verbrannt werden.

An einem rauhen Herbſttage wurde der Spruch vollzogen. Die lebenskräftige Marie wollte ſich am

wenigſten ihrem erbarmungsloſen Schickſal fügen. Als ſie ſchon gebunden am Pfahle ſtand, brach ſie noch in furchtbare Verwünſchungen gegen den alten Ritter Kurt aus und forderte ihn binnen drei Tagen vor den Richterſtuhl Gottes.

Margarethe ergab ſich ruhig in ihr Schickſal und ſchien ſich nach dem Tode zu ſehnen. Als die Flammen nach dem Liebreiz ihres am Pfahle ſtehenden Körpers zu züngeln begannen, lächelte ſie und rief: Aus den Flammen habe ich ihn getragen, nun kommen die Flammen wieder und tragen mich zu ihm.

Die Alte verbrannte wie eine welke Mumie.

Der Herbſtſturm blies in das Feuer der hochlodernden drei Holzſtöße und machte dem traurigen Schauſpiele ein ungewöhnlich ſchnelles Ende. Bald fiel Alles in Aſche zuſammen, der Rauch verflog und nur die drei ſchwarzgebrannten Pfähle blieben zurück.

Der alte Herr Kurt aber kam kranken Leibes und Gemüthes heim, legte ſich nieder und ſtarb am dritten Tage zum unſäglichen Schmerz Roſaliens und ihres Gatten, die er übrigens zu Erben ſeines Gutes eingeſetzt hatte.

Dieſer plötzliche Todesfall, durch den Mariens Verwünſchung erfüllt wurde, ſchien der Letztern Unſchuld an den Tag zu legen und Roſalie hatte einen ſchweren Kampf in ihrem Gemüthe zu beſtehen, indem ihr von nun an zweifelhaft blieb, ob ihre Amme

nicht doch vielleicht unſchuldig geweſen ſei, und ob demnach auch ihre Ausſage von der Findung der beiden Zwillinge am Meere bei Salerno nicht doch Wahrheit enthalte? Da war ihr zuweilen zu Muthe, wie wenn Alles, was ſie mit Recht zu beſitzen glaubte, ſich in unrechtes Gut verwandelte, Alles, was ihr ſo lange zur gewiſſeſten Wirklichkeit geworden, in einen Traum ſich auflöſe, und ſie mußte mehr als je an ihren Bruder denken, deſſen einfacher Sinn ſich nie hatte in Verſuchung führen laſſen. Aber ihr Troſt war Heldrungen, der mit unendlicher Treue an ihr hing und mit der zarteſten Liebe ihr den Verluſt des theuren Oheims bald wieder erſetzte.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Floreſtin war dem Pater Högner, nachdem ſie Regensburg verlaſſen hatten, nach Prag gefolgt und verweilte in dieſer herrlichen Hauptſtadt Böhmens bis tief in den Winter. Obgleich er im Franziskanerkloſter beſcheiden und einfach lebte wie jeder andere Mönch, ſo erregte doch ſeine Schönheit in Verbindung mit der eigenthümlichen Heiligkeit ſeines Weſens ein ungewöhnliches Aufſehen. Wenn er predigte, füllte ſich die Kirche; am beliebteſten aber war er im Beichtſtuhl und insbeſondere fand er unter den gläubigen Damen warme Anhängerinnen.

Der ſehr mit ihm zufriedene Pater Provinzial war indeß der Meinung, er ſolle in majorem Dei gloriam

den Samen des göttlichen Wortes auf einen noch ergiebigern Acker in der großen Capitale des Kaiserreiches ausstreuen, und nahm ihn im Februar des Jahres 1631 mit sich nach Wien, wohin gleichzeitig von allen Richtungen her Vornehme und Neugierige zuströmten, weil in wenigen Tagen der Erzherzog und Ungarkönig Ferdinand, ältester Sohn und künftiger Thronfolger des alten Kaisers, sein Vermählungsfest mit Maria Anna, der Infantin von Spanien, Tochter König Philipp's III., aufs glänzendste begehen wollte.

Auf der Höhe des Gebirges, welches Böhmen von Oesterreich scheidet, mußte der Schlitten unserer Reisenden in einem kleinen Dorfe verweilen, weil die Wege zu tief verschneit waren. Das enge Wirthshaus fand sich schon mit Gästen überfüllt, welche gleichfalls warten mußten. Einige fluchten, Andere lachten. Das größte Hinderniß des Weiterkommens war, daß sich nur ein geringer Theil der Ortsbewohner bequemte, die Schneemassen auf der Landstraße wegzuschaffen, indem ein anderer unter der Leitung des alten Dorfpfarrers durchaus die festgesetzte Stunde nicht versäumen wollte, um einen vor einigen Tagen in der Gegend verirrten und erfrornen Kapuziner zu begraben. Man versäumt nie mehr Zeit mit hitzigem Streite, als wenn es sich gerade um rasche Benutzung der Zeit handelt. So hätte man hier den Erfrornen begraben und auch die Straße fegen können, wenn

man raſch angefangen und Eins nach dem Andern gethan hätte. Allein man zankte ſich, was man zuerſt thun ſollte, und von Worten kam es zu Schlägen. Der alte Pfarrer hatte ſich die Zeit, da es ſehr kalt war, mit Trinken vertrieben und befand ſich jetzt in einem Zuſtande, in welchem er die Exequien des verunglückten Mönches unmöglich beſorgen konnte.

Da erbot ſich Floreſtin, das fromme Amt zu verſehen. Der beſonnene Theil der Bauern und einige Gäſte ſchloſſen ſich an und der kleine Leichenzug bewegte ſich zu dem nicht weit entfernten Kirchhofe, deſſen Gräber nur durch geringe Erhebungen der Schneedecke bezeichnet waren, mit Ausnahme des offenen Grabes, welches der Todtengräber für den Kapuziner ausgegraben hatte.

Floreſtin war natürlicherweiſe auf eine Grabrede nicht vorbereitet, allein ein Blick auf den armen Todten, in deſſen milden Zügen Jeder die fromme Berufstreue leſen konnte, deren Opfer er geworden war, ſtimmte ihn zu einer ſo ernſten und tiefen Rührung, daß er die kleine Gemeinde durch ſeine Worte wunderbar erbaute.

Wie lebensfroh er auch noch in die Zukunft blickte, ſo konnte er ſich doch nicht verbergen, daß auch er nur ein armer Mönch ſei, wie dieſer Todte, ein Fremdling auf Erden, ein noch nicht müder, aber ebendeshalb erſt noch zu den rauheſten Wegen berufener Pilger.

Und die Schneewüſte, die ihn umgab, war ſie nicht ein Bild der kalten liebloſen Welt, in der er ſich verirren und verlieren und in der die ſüßen Flammen ſeines frommen Herzens einſt erlöſchen ſollten, wie die des unbekannten todten Bruders zu ſeinen Füßen? Der Text ſeiner Leichenrede war: „Wir ſind Fremdlinge auf Erden und unſer Leben iſt wie ein Schatten, der dahinfährt.“

Indem er den Dienſt am Grabe verrichtete, hatte ſich noch ein vornehmer Herr mit ein paar Damen eingefunden und ſeiner Rede zugehört. Die jüngere ſehr reizende Dame hatte ihren Schleier zurückgeworfen und ihn unverwandt angeblickt. Als die Feierlichkeit zu Ende war, wandte ſich der vornehme Herr an Pater Högner, der ihn von früher her kannte, und begrüßte ihn mit großer Ehrerbietung. Seine Gemahlin und die jüngere Dame küßten ihm die Hand und auch Floreſtin empfing dieſe damals allgemein dem geiſtlichen Stande zukommende Auszeichnung mit einem Anſtand, der ihm ſchon zur Gewohnheit geworden war. Die junge Dame blickte ihn dabei wieder mit ihren blauen Augen ſo demüthig, aber auch ſo ausdrucksvoll an und ihre Hand zitterte in der ſeinigen ſo auffallend, daß er eine ſüße Wallung ſeines Herzens dabei nicht zu unterdrücken vermochte.

Der Herr und die ältere Dame rühmten die ſchöne Predigt. Pater Högner, ſtolz auf ſeinen Zögling,

ſtellte ihn den hohen Herrſchaften vor. Es war der Hofkriegsraths-Präſident, Graf Heinrich Schlick, der in Prag mit dem damals abgeſetzten, aber in der Stille noch ſehr thätigen Herzog von Friedland eine wichtige Verhandlung gehabt hatte und jetzt nach Wien zurückkehrte, mit ſeiner Gemahlin und ihrer Pflegetochter, dem böhmiſchen Fräulein Medowina von Berka.

Floreſtin fühlte ſich von dem ſchönen und frommen Mädchen tiefer angezogen, als je vorher ein weibliches Weſen ihn anzuziehen vermocht hatte. Es war ihm auch immer, als hätte er dieſe wunderbaren blauen Augen bei rabenſchwarzen Haaren ſchon einmal geſehen. Allein ſeine Erinnerung war erloſchen und er wußte nicht mehr, daß dieſe blühende Jungfrau das Kind geweſen war, welches ihn einſt bei der Jagdpartie des unglücklichen Friedrich von der Pfalz ihren Engel genannt hatte. Ihr Vater war nach der Schlacht am weißen Berge als Anhänger des Böhmenkönigs aller ſeiner Güter beraubt worden und ſpurlos verſchwunden; Graf Schlick aber hatte die arme Waiſe ins Haus genommen und ſtreng katholiſch erzogen. Der Hofkriegsraths-Präſident war ein dem Kaiſer treu ergebener und hochgeſtellter Vetter des Grafen Johann Andreas Schlick, der ſeine Schuld an der Wahl des Böhmenkönigs Friedrich mit dem Leben gebüßt hatte und deſſen abgeſchlagenes Haupt noch immer

auf dem prager Brückenthurm zur Schau aufgesteckt war.

Die Straßen wurden endlich offen und Graf Schlick fuhr mit seinem Gefolge rasch von dannen. Der Pater Provinzial kam ihm mit seinem sinnigen jungen Gefährten nur langsam nach.

Zweites Capitel.

Es war ein heller Wintertag, an welchem Florestin zum erstenmal über dem schneebedeckten Wien die hohe schwarze Pyramide des Stephansthurmes hervorragen sah, welche damals noch ein großer goldener in der Sonne flimmernder Halbmond unter dem Kreuze schmückte, der, nach der glücklich abgeschlagenen Belagerung Wiens durch die Türken, als Siegeszeichen aufgepflanzt worden war.

Die ersten Tage in Wien vergingen Florestin ziemlich unruhig, da die Mönche seines Klosters lebhaften Antheil an dem großen Hochzeitfeste in der kaiserlichen Familie nahmen. Man feierte es als ein Triumphfest des habsburgischen Glückes und zugleich der römischen Kirche. Der Bräutigam gehörte dem deutschen, die Braut dem spanischen Zweige des habsburgischen

Stammes an. Durch dieſe Ehe wurden die getrennten Zweige gleichſam wieder vereinigt. Spaniens Macht und Indiens Schätze wurden dadurch aufs neue dem deutſchen Vorkämpfer für den katholiſchen Glauben zur Verfügung geſtellt. Der regensburger Fürſtentag hatte dem Kaiſer die ſämmtlichen Fürſten Deutſchlands unterthänig gemacht und zugleich den läſtigen und gefährlichen Generaliſſimus Wallenſtein beſeitigt. Guſtav Adolf war damals noch in Pommern feſtgehalten und man zweifelte nicht, daß Tilly, der Niebeſiegte, ihn über das Meer zurückjagen werde.

So war denn der 21. Februar ein Freudentag für die Wiener und die ganze katholiſche Welt.

Floreſtin fand als Amanuenſis ſeines Provinzials einen geeigneten Platz an der Burg, um die ganze Herrlichkeit des Hochzeitszuges überſehen zu können.

Auf einem mit dem Doppeladler geſchmückten und mit reichvergoldeten Tapeten belegten Balkone ſaß der alte Kaiſer, deſſen freudeſtrahlendes Geſicht alle Sorgen ſeiner Jahre verlaſſen zu haben ſchienen, zwiſchen dem jugendlich ſtolzen und ritterlichen Bräutigam und der mehr geputzten als ſchönen Braut, deren kleiner Kopf in einer ungeheuren Spitzenkrauſe ſteckte und auf deren hochgethürmten Locken ſich Straußenfedern wiegten. Ihr zur Seite ſaß eine Reihe von Damen, die von Juwelen ſtrahlten; auf der Seite des Bräutigams eine Reihe von Herren des erſten Ranges, meiſt in

kriegerischen Gewändern, an denen unter dem langen weißen Halskragen das Ordenszeichen des goldenen Vließes schimmerte.

Der Zug begann mit einer rauschenden Musik und einer nicht geringen Anzahl altrömischer Triumphwagen, auf welchen die verschiedenen Tugenden der Braut in lebenden allegorischen Figuren einherprangten. Sie wurden von schneeweißen Rossen, die Frömmigkeit von weißen Hirschkühen, die Keuschheit sogar von Einhörnern gezogen.

Hierauf erschienen phantastische Schlitten in Muschelformen, auf denen Sirenen und Tritonen musicirten und denen in einem großen Muschelwagen, von schwarzen Rossen gezogen, Neptun mit dem Dreizack folgte, andeutend das Meer, über welches die Infantin mit ihren Schätzen gekommen war.

Diese Schätze wurden sodann vorgestellt in zwanzig dem Neptun als seine Beute nachgezogenen ungeheuren Walfischen, aus deren Bauch verschiedenartige Musik ertönte, während auf ihrem Rücken in den mannichfaltigsten Costümen Exemplare von allen Völkerschaften zur Schau ausgestellt waren, welche das spanische Scepter damals in den vier Welttheilen beherrschte, jegliches umgeben mit den natürlichen Producten und Reichthümern seines Landes.

Hierauf zeigte sich ein glänzender Zug von Rittern in voller Rüstung zu Pferde, welche, sobald der vor-

angegangene Zug vorüber war, vor der Burg Halt machten und ein Turnier eröffneten.

Der Sieger im Turnier, ſchon im Voraus dazu auserleſen, im goldenen Helme, das geſammte Ritterthum perſonificirend, blieb auf der Scene, während ein neuer Zug heranruckte. Ein wandelnder Berg, den Veſuv darſtellend, blieb vor dem kaiſerlichen Balkone ſtehen und warf nach oben Feuer und wohlriechenden Dampf aus, während er ſich zugleich unten öffnete und einen grün geſchuppten fürchterlichen Drachen herausließ, welchen ſofort der goldene Ritter mit ſeiner Lanze durchbohrte.

Durch eine raſche Verwandlung verſchwand der Veſuv und an ſeiner Stelle ſtand ein grüner Berg da mit einem Baume auf ſeinem Gipfel, von welchem das goldene Vließ herabſtrahlte. Der Ritter holte daſſelbe herunter.

Abermals verwandelte ſich der Berg und trug auf ſeinem Gipfel den Tempel des Ruhmes. Frau Gloria neigte ſich zu dem vor ihr knieenden Ritter und wand um ſeinen Helm einen Lorbeerkranz.

Der Tempel verſchwand und auf dem Gipfel des Berges erhob ſich das Caſtell der Minne mit gar zierlichen Zinnen, hinter denen Frau Venus von mit goldenen Lanzen bewaffneten Grazien vertheidigt wurde, nach einem kurzen Kampfe aber nicht umhin konnte, ſich und das Caſtell dem edlen Ritter zu übergeben.

Nachdem sie zu ihm herabgestiegen war, verwandelte sich das Castell wieder in einen Tempel, in welchem die Tugend thronte und die Hände des schönen Paares ineinander legte.

Durch eine abermalige Verwandlung erhob sich auf dem Berge eine christliche Kirche, in welcher die allegorische Figur der Religion erschien, die, auf ein langes Kreuz sich stützend und in der Hand den Kelch mit der darüber schwebenden Hostie, dem vor ihr knieenden Paare den letzten Segen ertheilte.

Endlich verschwand der Berg und öffnete die goldenen Thore einer aufs prächtigste mit Purpursammt ausgeschmückten Halle, über welcher zwei schwarze Doppeladler sich mit allen vier Köpfen schnäbelten und in goldener Schrift zu lesen war: Tu felix Austria nube. In der Halle stand ein Altar mit brennendem Feuer, in welches Ritterthum und Minne Weihrauch warfen, um dem Glücke des Hauses Habsburg zu opfern, worauf sie wieder heraustraten, sich gegen das hohe Brautpaar auf dem Balkon wandten und mit der gesammten Ritterschaft huldigend niederknieten. Unter rauschender Musik und tausendstimmigem: „Vivat Ferdinandus!“ erhoben sich die Herrschaften und wurde die Feier geschlossen.

Drittes Capitel.

Die Freude der Wiener und der Triumph des katholiſchen Deutſchlands dauerte indeß nicht lange, denn die Schweden machten im Laufe des Jahres anfangs zwar nur langſame, dann aber immer raſchere Fortſchritte und vernichteten Tilly's ganze Macht. Niemand konnte in dieſer Noth helfen als Wallenſtein, der mit unumſchränkter Vollmacht abermals an die Spitze der kaiſerlichen Heere trat.

Unterdeß lebte Floreſtin in ſtillem Frieden ſeinem Berufe und gewann auch in Wien, wie früher in Prag, durch ſeine innige und ungefälſchte Frömmigkeit bei Vornehm und Gering großen Anhang. Er lernte hier viel. Im Beichtſtuhl enthüllte ſich ihm nach und nach der ganze Sumpf der Sünde, in welchem größere Städte verſunken zu ſein pflegen. Unwillkürlich ſchauderte zuweilen ſeine Seele, zumal wenn es ſich um die Sünden Derer handelte, von deren Thun und Laſſen das Wohl und Wehe ſo vieler anderen Menſchen abhing. Allein ſie ſtärkte ſich auch in dieſen Erfahrungen und behauptete die eigene Reinheit mit mehr Sicherheit. Wehe dem Prieſter, der im Beichtſtuhle nicht heiliger wird!

Auch die Pflege der Armen, Kranken und Ster-

benden verſäumte Floreſtin nicht, wie er es von Köln her ſchon gewohnt war. Man erblickte ihn Morgens in den niedrigſten und dunkelſten Hütten, während er Abends nicht ſelten zu den vornehmſten Geſellſchaften gezogen wurde.

Beſondere Aufmerkſamkeit widmete ihm die Gräfin Schlick, die ihn gern in ihrem Hauſe ſah, auch nachdem Pater Högner Wien bereits verlaſſen hatte. Die ſchöne Medowina fand alſo Gelegenheit, den liebenswürdigen Mönch wiederholt in Geſellſchaft zu ſehen und zu ſprechen, indeß ſie zugleich ſeine aufmerkſamſte Zuhörerin in der Predigt und ſein fleißigſtes Beichtkind war. Ihre beichtkindliche Zärtlichkeit fing an ihn zu ängſtigen. Sie war von Natur ein wunderbar ſchmiegſames Weſen. Im Ausdrucke ihrer Züge, in ihrer ganzen Geſtalt lag etwas unendlich Hingebendes. Sogar die ſteife Tracht ihrer Zeit vermochte dieſen Grundcharakter ihrer Erſcheinung nicht zu ändern, ihr Kleid war fließend und weich wie ihre Seele. Wahrſcheinlich hatte das Unglück ihres Vaters, ihre frühe Verwaiſung und ihre Abhängigkeit von fremden Menſchen ihre natürliche Demuth noch vermehrt.

Mit rührender Naivetät vertraute ſie dem jungen Heiligen die kleinen Sünden und Sorgen ihrer Seele, indem ſie wieder, ohne zu wiſſen, daß es ſchon einmal geſchehen war, ihren Engel in ihm erkannte.

Das geſchah anfangs in voller Unbefangenheit und Unſchuld. Allein, wie es ſcheint, wurde ihr durch die freie Sprache, in welcher andere Damen ſich von der Schönheit des Jünglings unterhielten, die geheime Natur ihrer eigenen Gefühle erſt enthüllt und kaum hatte ſie mit zitternder Angſt ſich ſelber ſagen müſſen, daß Das, was ſie für Floreſtin empfinde, irdiſche Liebe ſei, als ſie auch zu ihm in den Beichtſtuhl eilte und es ihm mit der offenherzigſten Treue bekannte.

Es begegnete Floreſtin nicht zum erſtenmal, daß eine Schöne ihm als ihre Sünde beichtete: Ich liebe Dich. Nie war es ihm ſchwer gefallen, der eitlen Sünderin den Kopf zurecht zu ſetzen und ihr Gewiſſen zu erſchüttern. Als er aber hier die fromme Demuth ſelbſt vor ſich erblickte und ein ſympathetiſcher Zug zu derſelben Sünde, die ihm gebeichtet wurde, auch ſein Herz faſt unwiderſtehlich hinzog, mußte er alle Kraft, die mit den Weihen über ihn gekommen war, in männlicher Seele feſthalten, um ſeinem prieſterlichen Amte zu genügen. Medowina zerfloß in Reuethränen und erhob ſich erſt ſpät innig erſchüttert, aber auch getröſtet.

Einer ihrer Handſchuhe blieb im Beichtſtuhle liegen. Indem ihn Floreſtin mit ſich nahm, wehte ihm daraus ein zarter aber zauberiſcher Duft entgegen. Er ſeufzte und erſchrak einen Augenblick vor ſich ſelbſt.

Allein er faßte ſich wieder. Als er an demſelben Abend noch das Haus des Hofkriegsraths-Präſidenten beſuchte, gab er den gefundenen Handſchuh der Eigenthümerin zurück.

Floreſtin behauptete ſeinen Charakter. Nichts, ſo ſchwur er, ſoll mich von der Treue zu Dir, heilige Mutterkirche, abbringen! Medowinen fiel es unendlich ſchwerer, in ſeine Reſignation einzugehen, obgleich ſie ſich viel Mühe gab.

Die Situation wurde noch verwickelter durch die Dazwiſchenkunft eines italieniſchen Marcheſe della Rocca, der von der nicht ſtürmiſch erobernden, aber unwiderſtehlich anziehenden Schönheit Medowinens nicht weniger hingeriſſen, wie Floreſtin, von keinen Rückſichten und Gewiſſensſkrupel wie dieſer gefeſſelt war und ſich daher mit italieniſchem Feuer und offener Herzlichkeit um ihre Hand bewarb.

Die Gräfin Schlick machte das geliebte Pflegekind unter mütterlichen Liebkoſungen darauf aufmerkſam, welches Glück es in ſo ſchweren Zeiten für ſie ſei, einen würdigen Bewerber gefunden zu haben. Medowina hing den Kopf, hörte Alles an, dachte aber nur an Floreſtin. Aber auch aus Floreſtin's Munde erfuhr ſie nichts, was den Bitten ihrer Pflegemutter widerſprochen hätte; vielmehr ermahnte er ſie, denſelben nachzugeben. Von kindlicher Dankbarkeit und geiſtlichem Gehorſam zugleich bedrängt, wie hätte

ihre ſchwache Seele widerſtehen können? Und doch widerſtand ſie. Medowina war taub, blind, ſtumm. Es wäre ebenſo unmöglich geweſen, ſie zu einer Erklärung zu beſtimmen, als ſich über ihren Eigenſinn zu beklagen. Sie widerſprach nie, aber ihr Auge bat ſo rührend ſtumm um Schonung, daß ihr Liebhaber ſelbſt es für unedel gehalten haben würde, ſtürmiſcher in ſie zu dringen.

Viertes Capitel.

Eines Tages kam zu Floreſtin's Beichtſtuhl eine barmherzige Schweſter, aus deren funkelnden Augen aber der Weltgeiſt nur zu deutlich hervorleuchtete, ohne daß ſie nöthig gehabt hätte, ihm zu bekennen, ſie ſei die luſtige ungariſche Gräfin Milka von Buda, welche nicht umhin könne, um Abſolution bei ihm ſelbſt zu bitten wegen der ſchrecklichen Sünde, ſich in ihn verliebt zu haben. Indem er ſie mit Würde abfertigte, ahnte er nicht, wie viel es ihn koſten würde, dieſe halbwilde Amazone gereizt zu haben.

Nicht lange nachher ritt dieſe Gräfin in der Nähe von Wien an dem auf einem Amtswege arglos daher-

wandelnden Floreſtin vorbei und beſchmuzte, da der Weg kothig war, ſeinen Prieſterrock über und über. Aber ehrerbietig hielt ſie ſogleich wieder an, ließ ihren Lakaien abſteigen und nöthigte den armen Mönch in ihr naheliegendes Landhaus, um ſich reinigen zu laſſen. Er hätte es nicht für möglich gehalten, was gleichwol erfolgte. Während nämlich ſein ſchwarzes Gewand getrocknet und geſäubert wurde, empfing er den Beſuch der üppigen Dame, die ſich mit lautem Lachen in ſeine Arme warf und ihn, als er ſie zurückſtieß, wieder mit der koketten Frömmigkeit, mit der ſie ihm das erſtemal im Gewande der barmherzigen Schweſter genaht war, und mit wolluſtſchweren Blicken um Gegenliebe flehte. Aber ſie wich vor ſeiner Entrüſtung zurück, da ſie die Sache nicht aufs äußerſte zu treiben wagte, und es glückte ihm, dem ſchönen Vampyr zu entkommen. Sie hatte nur ſein Kleid, nicht ſeine Seele beflecken können.

Zu ſeinem großen Misvergnügen ſah er dieſe Dame öfter wieder, in den Vorzimmern der jungen Königin unter den Hofdamen, die für ihn ein ſo großes Attachement hatten, daß er ſich nicht ſelten unter ſie begeben mußte, wozu ihn keineswegs die eigene Neigung, wol aber der Wunſch ſeines Priors bewog.

Einmal kam er zufällig dazu, als die Hofdamen die Papageien der Königin theils in ihren vergol-

deten Käfigen, theils in großen vergoldeten frei im Zimmer ſchwebenden Reifen, worin ſich die Vögel zu wiegen pflegten, fütterten. Man lachte, ſcherzte und die Königin ſah den ſchönen Vögeln und den noch ſchöneren Damen mit faſt noch kindiſchem Vergnügen zu, ließ ſich dann aber äußerſt herablaſſend in ein ernſthaftes Geſpräch mit dem jungen Franziskaner ein, in das ſich auch einige ältere Herren vom Hofe und ein bejahrter Prälat einmiſchten. Die Königin warf die Aeußerung hin, daß in den jüngeren Geiſtlichen mehr wahre Begeiſterung gefunden werde, als in den älteren, und daß die Hoffnung der heiligen Kirche immer neu mit der Jugend wachſe. Die älteren Herren erlaubten ſich nur eine gelinde Einſprache, die ſich aber in ein Compliment für Floreſtin verwandelte, indem ſie zwar zugaben, daß die Geiſtlichkeit mit den Jahren häufig durch Gewohnheit eingeſchläfert werde, daß aber auch die Jugend in der Mehrheit nur mittelmäßige Talente zeige und daß Floreſtin unter den jungen Prieſtern nur eine um ſo ehrenvollere Ausnahme ſei, als es nicht möglich wäre, daß alle Altersgenoſſen ihm gleichen könnten. Floreſtin erröthete. Die Königin aber bezeigte ihm ihr gnädiges Wohlwollen gerade wegen ſeines ſo anſpruchsloſen und doch ſo ſegensreichen Wirkens in Wien und ſagte ihm, auch ihr erlauchter Gemahl hege gleiche Geſinnungen. Nachdem ſie ſich zurückgezogen,

wurde Floreſtin von den Damen mit doppelt freundlichen Augen angeſehen.

Die jüngeren Hofdamen hatten ſich an einem Fenſter erluſtigt, bunte Seifenblaſen aufſteigen zu laſſen, deren Farbenpracht mit der der Papageien wetteiferte. Die muntere Gräfin Milka hatte ſich zu ihnen geſellt und ihr ſchönes Geſicht durch Aufblaſen der Backen ſchon mehre Male entſtellt, als ſie einer der großten und ſchönſten Seifenblaſen nachlaufend auf Floreſtin ſtieß und ihn unverſehens mit offenen Armen umfaßte. Raſch wieder loslaſſend lachte ſie zu der wie von buntem ätheriſchem Duft hingehauchten Blaſe hinauf, in deren Spiegelung ſie und der ſchöne Mönch mit Fenſter und Zimmer und allen Anweſenden in raſchem Kreiſel ſich zu drehen ſchien. Sieh', flüſterte ſie dem erzürnten Jüngling leiſe zu, ſo tanzen unſere Seelen mit einander luſtig im Himmel, während Du hier auf Erden ſo trübſelig allein ſtehen willſt. Er mußte ſich in Acht nehmen, den Abſcheu, den er vor ihr hegte, nicht merken zu laſſen. Ihre unweibliche Wildheit war ihm in der tiefſten Seele zuwider.

Der bejahrte Prälat, welcher kluge Augen und etwas launiſche Züge hatte und den ſein Podagra nicht hinderte, ſich gerne in Damengeſellſchaft einzufinden, ja der das feine Aroma derſelben für ein Specificum gegen die Schwäche des Alters hielt, nahm unſern jungen Franziskaner in ſeine beſondere

Protection und lud ihn auch zuweilen in seine kleinen vertrauten Zirkel ein, in welchen die wichtigsten Interessen der Kirche und des Staats besprochen, vortrefflich gespeist und noch besser getrunken wurde.

Dieser Herr hatte die Gunst, in welcher Florestin bei den Damen stand, nicht nur bemerkt, sondern auch unter der Hand befördert und sagte ihm einmal, er wäre in der That der schönste Hirt für die schönste Heerde. Florestin hatte den frivolen Ton so vieler Geistlichen schon kennen gelernt, daß ihm der satyreske wiener Prälat nichts Neues war. Dennoch war ihm Leichtfertigkeit in so hohen Jahren unerträglich und er schwieg aus äußerer Ehrerbietung und innerer Verachtung.

Der Alte lächelte mitleidig und fuhr fort: Mein Sohn, Du wirst den Lauf der Welt nicht ändern. Von jeher wurde die Welt von Pfaffen und Weibern beherrscht, Pfaffen und Weiber müssen daher zusammenhalten. Du bist schön gewachsen wie Adonis und hast das Gesicht eines Engels. Die Kutte entstellt Dich nicht, sie macht Dich nur reizender und vermehrt die Macht Deiner Erscheinung bei Denen, von denen es heißt: Molle à la fesse, folle à la messe. Mit einem Wort, Du bist zu großen Dingen ausersehen, wenn Du Deinen Vortheil verstehst.

Florestin fühlte, auch dem an Range Höherstehenden gegenüber, zu sehr seine geistliche Würde, als

daß er ihn nicht auch an die ſeinige hätte erinnern ſollen. In edler Aufwallung frug er ihn: Sind wir Prieſter denn da, die Sünde zu vermehren, ſtatt ſie zu tilgen?

O mein lieber unſchuldiger junger Freund, ſagte der Prälat, ob der Prieſter oder die Sünde eher dageweſen iſt, wird ſich ebenſowenig jemals ausmitteln laſſen, als ob die Henne oder das Ei älter iſt? So viel aber wiſſen wir gewiß, daß die Sünde das Element iſt, in welchem wir ſchwimmen. Je mehr Sünde, deſto mehr Kirche.

Fünftes Capitel.

Der Aufenthalt Floreſtin's in Wien hatte ſich ſchon verjährt, als ihm eines Morgens ein fremder Herr gemeldet wurde und unerwartet ſein ihm perſönlich noch ganz unbekannter alter Oheim Kurt von Lichtenberg in ſeine Zelle trat. Die Erkennungsſcene hatte etwas Rührendes, aber zugleich Trauriges.

Der alte Herr konnte den ſchönen Jüngling in der Kutte mit der demüthigen Miene und Haltung eines Mönchs nicht anſehen, ohne den tiefſten Schmerz zu empfinden. Den einzigen rechtmäßigen Erben eines alten ſtolzen Rittergeſchlechtes in ſolcher Erniedrigung,

in einer ſo ſchimpflichen Verkleidung zu ſehen, that ihm in der Seele wehe. Aber er hoffte ihm dieſe Verkleidung abzuziehen. Er konnte ſich kaum denken, daß ſo alles adelige Blut in dem Jüngling erſtorben ſein ſollte, um ihn nicht bewegen zu können, die Kutte mit dem Harniſch, den Roſenkranz mit dem Schwerte zu vertauſchen. Er überbrachte ihm die Grüße und Briefe ſeiner Schweſter und Heldrungen's und drang mit den väterlichſten und zärtlichſten Bitten in ihn, die Wünſche der Familie zu erfüllen, den Mönchsſtand zu verlaſſen und von Wildeck, ſeinem ſchönen Erbe, Beſitz zu nehmen.

Floreſtin hörte ihn mit der Geduld an, die er dem bejahrten und wohlmeinenden Verwandten ſchuldig war, entgegnete ihm aber dann mit der größten Beſtimmtheit, er werde niemals ſeinen Prieſtereid brechen, und zwar nicht etwa blos aus Furcht vor dem zeitlichen und ewigen Gericht, ſondern auch aus inniger Liebe zu dem Stande, in dem er lebe. Er bedauerte tief den Fehltritt ſeiner Schweſter und wollte von Heldrungen, den er für ihren Verführer anſah, nichts wiſſen, noch hören. Im Uebrigen war er nicht ſo feſt überzeugt, wie der Oheim, daß er wirklich der rechte Erbe von Wildeck ſei. Die Ausſage der Amme, über die ihm von ſeiner Schweſter Bericht erſtattet worden war, ſchien ihm aller Beachtung werth zu ſein.

Der gute Oheim kam nicht mit ihm aus und gerieth in eine fast komische Verzweiflung. Doch schöpfte er wieder einige Hoffnung, als er in Folge einer persönlichen Empfehlung des Herzogs von Friedland im Hause des Hofkriegsraths-Präsidenten gastlich aufgenommen wurde und ihm hier die Aufmerksamkeit auffiel, mit welcher die liebliche Medowina auf jeden Blick, jede Miene seines Neffen lauschte. Die Ruhe, mit welcher Florestin sich dabei benahm, schien seinen lauernden alten Augen doch eine geheime Unruhe zu verbergen, genug, er ahnte, was hier vorgegangen sein mochte, und baute darauf die Hoffnung und den Plan, das im klösterlichen Eiskeller erfrorene Herz des Neffen im warmen Sonnenschein der Liebe aufzuthauen. Es hatte nicht ganz verborgen bleiben können, daß der alte Ritter des beliebten jungen Franziskaners Oheim sei, wenn auch die Absicht, in der er gekommen war, ein Geheimniß blieb. Die Abstammung von einem edlen Geschlechte machte nun Florestin in den Augen seiner Freunde und Freundinnen noch um Vieles interessanter und man erfand auf seine Rechnung manches wunderliche Märchen, um seinen Eintritt ins Kloster auf eine romantische Weise zu erklären.

Die fortwährende Halsstarrigkeit des bigotten Jünglings machte den alten Kurt so zornig, daß er schon abreisen wollte, als ihn eine geheime Unter-

redung, die mit ihm gepflogen wurde, wieder auf andere Gedanken brachte und ihm ganz unerwartet den glänzendsten Erfolg seiner Bemühungen zu sichern schien. Er sollte, wie es zuweilen im Leben geschieht, bei den Feinden die Hülfe finden, die ihm die Freunde versagten. Es wurde ihm nämlich von Seiten einer mächtigen Partei insinuirt, daß man ganz und gar nichts dagegen haben würde, wenn der empfindsame Franziskaner in eine angemessene Ferne entrückt werden könne. Gelänge es vollends, ihn der Kirche untreu und zu einem Flüchtling und Ketzer zu machen, desto besser.

Es wurden bereits Anstalten zu einer förmlichen Entführung getroffen, als man erfuhr, Florestin sei verschwunden, und das Wild, auf welches man es abgesehen hatte, entweder gewarnt worden, oder andere Jäger seien ihnen zuvorgekommen.

Die Sache verhielt sich folgendergestalt. Gräfin Mitka feierte zuweilen im engsten und vertrautesten Kreise kleine feine Orgien. Während einer solchen wurde sie mit ihrer unglücklichen Liebe zu Florestin geneckt. Sie wußte indeß siegreichen Geistes das Naturgesetz zu vertheidigen, nach welchem gerade die wildesten Mannweiber am unwiderstehlichsten von sanften und fast weiblichen Jünglingen angezogen werden. Was aber ihr vermeintes Unglück betreffe, so solle man ja nicht glauben, daß sie den Vorsatz

aufgebe, den ſie einmal gefaßt habe, und ſie machte mit einer galanten Freundin die Wette, ſie werde binnen Jahr und Tag die Mutter eines Engels ſein, welcher Floreſtin's Züge tragen ſolle.

Der größte Theil ihrer reichen Güter war in Ungarn von der reformirten Partei confiſcirt worden, weil ſie ſich zur kaiſerlichen Partei geſchlagen hatte. Geſetzt, ſie gewann Floreſtin's Liebe, ſo war es ihr leicht, ſich mit der reformirten Partei zu verſöhnen und ihre Güter wieder zu erhalten, ohne ſich weiter um Wien zu bekümmern. Sie war zum Aeußerſten entſchloſſen. Ihre Leidenſchaft für den Unſchuldigſten ſeines Geſchlechtes hatte den höchſten Grad erreicht.

Als Floreſtin eines Abends in der Dämmerung auf dem Rückwege zu ſeinem Kloſter begriffen war, umgaben ihn vermummte Geſtalten, welchen ſeine

Sechstes Capitel.

Der ſchöne junge Gefangene wurde mit aller möglichen Rückſicht behandelt, nur daß er das Zimmer nicht verlaſſen durfte. Nach der erſten hier zugebrachten Nacht aufwachend fand er zu ſeiner großen Bekümmerniß ſein Mönchsgewand nicht mehr, an deſſen Stelle ihm weiße und grüne Kleider nach der ritterlichen Mode der Zeit zurecht gelegt waren. Es blieb ihm nichts übrig, als ſie anzuziehen, und ſo war er auf einmal aus einem demüthigen Mönch in einen gar ſtattlichen Junker umgeſchaffen. Die neue Tracht hob ſeinen ſchlanken Wuchs, der vorher mehr

aufgebe, den sie einmal gefaßt habe, und sie machte mit einer galanten Freundin die Wette, sie werde binnen Jahr und Tag die Mutter eines Engels sein, welcher Florestin's Züge tragen solle.

Der größte Theil ihrer reichen Güter war in Ungarn von der reformirten Partei confiscirt worden, weil sie sich zur kaiserlichen Partei geschlagen hatte. Gesetzt, sie gewann Florestin's Liebe, so war es ihr leicht, sich mit der reformirten Partei zu versöhnen und ihre Güter wieder zu erhalten, ohne sich weiter um Wien zu bekümmern. Sie war zum Aeußersten entschlossen. Ihre Leidenschaft für den Unschuldigsten seines Geschlechtes hatte den höchsten Grad erreicht.

Als Florestin eines Abends in der Dämmerung auf dem Rückwege zu seinem Kloster begriffen war, umgaben ihn vermummte Gestalten, verbanden seine Augen und warfen ihn in ein Schiff der nahe vorüberwogenden Donau. Auf diesem stolzen Strome schwamm das Schiff die Nacht durch hinunter, dann wurde es in die March eingelenkt und diesen Fluß aufwärts geführt bis tief nach Mähren hinein, ohne daß Florestin wußte, wo er sei. Auf einem einsamen Schlosse der Gräfin wurde ihm die Binde von den Augen gelöst. Der Rückweg war ihm versperrt, die Gegend, die er aus dem Fenster erblickte, ihm völlig unbekannt.

Sechstes Capitel.

Der schöne junge Gefangene wurde mit aller möglichen Rücksicht behandelt, nur daß er das Zimmer nicht verlassen durfte. Nach der ersten hier zugebrachten Nacht aufwachend fand er zu seiner großen Bekümmerniß sein Mönchsgewand nicht mehr, an dessen Stelle ihm weiße und grüne Kleider nach der ritterlichen Mode der Zeit zurecht gelegt waren. Es blieb ihm nichts übrig, als sie anzuziehen, und so war er auf einmal aus einem demüthigen Mönch in einen gar stattlichen Junker umgeschaffen. Die neue Tracht hob seinen schlanken Wuchs, der vorher mehr von der Kutte bedeckt gewesen war, überaus malerisch hervor. Man konnte keinen schönern Jüngling sehen.

An der Wand des Zimmers, welches er bewohnte, hing das Bild eines jungen Mädchens, dessen Züge ihn auf den ersten Blick die schöne Gräfin Milka erkennen ließen, nur daß sie hier etwa in ihrem vierzehnten Jahre mit einer Miene voll Unschuld als Schäferin in ländlicher Tracht und mit breitem Hute gemalt war. Ein Schäferstab lehnte in ihrem Arm, mit der Hand hielt sie an einem rosenfarbenen Bande ein schneeweißes Schäfchen.

Mit dem Schäfchen bin ich wol gemeint, dachte

er erröthend. Aber wie sehr er auch über die Dame entrüstet war, so rührte ihn doch ihr Bild und er nahm sich vor, Alles zu versuchen, um die Tiefgefallene zu bekehren, zur Buße zu bewegen und zu jener Unschuld zurückzuführen, deren Ausdruck im Bilde so ungekünstelt war.

Die verliebte Gräfin ließ nicht lange auf sich warten, entschuldigte ihr gewaltthätiges Verfahren mit ihrer grenzenlosen Liebe, bewunderte mit schmachtendem Entzücken den Liebreiz des Jünglings in seiner neuen ritterlichen Kleidung und wurde von der Gewalt ihrer Leidenschaft zu seinen Füßen niedergerissen, indem sie seine Knie umfaßte und flehentlich, mit heißen Thränen zu ihm aufblickend, ihn beschwor, nun endlich, da keine Rücksicht ihn mehr binde, keine Gefahr ihm mehr drohe, ihre Liebe zu erwidern. Niemand wisse, wo er sei; würden sie je entdeckt, so flöhen sie über die nahe Grenze hinüber nach Ungarn, wo man sie mit offenen Armen empfangen würde. Aber sie lasse sich auch gefallen, daß er wieder nach Wien zurückkehre, wenn er nur nicht länger ihr den heißesten Wunsch ihrer Seele versage.

Es gibt ein Bild des alten italienischen Malers der süßesten Anmuth, Giotto's, welches die Keuschheit auf einem Felsen darstellt. So fest stand Florestin, trotzend den Wogen der wildesten und lockendsten Liebe, die sich zu seinen Füßen brachen.

Allein auch er erschöpfte seine fromme Beredtsamkeit umsonst, die Sünderin zur Reue zu bewegen.

Sie war älter und weltkluger als er, wollte sich also nicht von ihm belehren lassen. Bei den vielen Erfahrungen, welche sie schon gemacht hatte, war sie auch mit galanten Jesuiten bekannt und in die Dialektik des Escobar eingeweiht worden. Indem sie Florestin lächelnd aufmerksam machte, daß es ja in seiner Macht stehe, ihr alle ihre kleinen Sünden zu vergeben, auch die, welche er selbst mit ihr begehen würde, erinnerte sie ihn zugleich, wie leicht er Absolution für sich von einem Collegen erhalten würde. Seine Scrupel seien daher leicht zu beseitigen, wenn er sich überhaupt nicht auf einen freiern Standpunkt emporschwingen könne oder wolle.

Als ihr alle sanften Mittel der liebkosenden Ueberredung und Verführung fehlschlugen, brach der ganze Zorn ihres Naturells gegen ihn aus und sie zog einen funkelnden Dolch hervor, schwörend, ihn damit zu durchbohren und durch seinen Tod die Verachtung zu rächen, die er ihr erweise, wenn er nicht noch andern Sinnes werde.

Aber ihr Dolch schreckte ihn weniger, als ihre Bitten ihn gereinigt hatten. Ihrer Todesdrohung hielt er ruhig die noch fürchterliche der ewigen Verdammniß entgegen und suchte noch einmal ihr innerstes Gemüth durch echte vollwichtige Priesterworte zu

erschüttern, wobei er sie unverwandt mit seinen schönen Augen ansah, bis sie die ihrigen zu Boden schlug.

Es ist etwas in Deinen Blicken, sagte sie erschöpft und ließ die Arme sinken, was ich ebensowenig ertragen kann, als ich es hasse, aus tiefster Seele hasse.

Der Himmel will vielleicht, rief Florestin, daß meine Blicke Dir sagen, was meine Worte nicht vermögen. O folge dem Zuge Deines bessern Wesens, kehre zur Tugend zurück!

Nein, nein, nein, rief sie mit äußerster Heftigkeit. Die Unschuld kann Niemand, selbst Gott mir nicht wiedergeben. Zu wem rede ich denn? Wer bist Du denn? Ein Mann wie Alle, ein Pfaff noch dazu. Meinst Du, ich soll Respect vor euch haben, die ich euch nur allzugut kenne? Jetzt bist Du noch ein Knabe, wie ich einst ein Mädchen war — sie blickte mit einem Seufzer zu ihrem Bilde empor — aber in wenigen Jahren wirst Du sein, wie alle Anderen, und ich sollte einer glücklichen Nebenbuhlerin die Wonne abtreten, die gewesen zu sein, in deren Armen Du zuerst die Liebe kennen lerntest? Nimmermehr, mein Entschluß steht fest, Du bist mein, lebend oder todt.

Florestin empfahl ihr zu beten und kniete selbst nieder, um sich in frommes Gebet für die Rettung

ihrer Seele zu verſenken. Als ſie ihn ſo knien ſah, that ſie ein paar Schritte auf ihn zu, beſann ſich aber wieder, blickte ihn lange mit Wehmuth und Entzücken an und ging dann raſch aus dem Zimmer.

Floreſtin ſah ſie nicht wieder; als er aber in der darauffolgenden Nacht bereits mit ruhigem Gewiſſen ſanft entſchlummert war, weckte ihn in tiefer Dunkelheit das warme Gefühl ihrer Nähe. Erſchrocken fuhr er auf, aber ihre Arme umſchloſſen ihn, ihre Küſſe brannten auf ſeinen Lippen, ihr Buſen ſchmiegte ſich weich und voll an den ſeinigen.

Siebentes Capitel.

Am andern Morgen wurde die Gräfin vermißt. Ihr Bette war noch unberührt. Ihr vertrauter Kammerdiener vermuthete ſie in Floreſtin's Zimmer und wagte lange nicht anzuklopfen. Die Sonne ſtieg höher, man lauſchte an der Thüre, ohne einen Laut zu vernehmen. Man klopfte, man rief der Gräfin, — keine Antwort. Da wurde die Dienerſchaft ernſtlich beſorgt und brach die verſchloſſene Thüre zu Floreſtin's Zimmer ein, um ein ſchreckliches Schauſpiel vor ſich zu ſehen.

Auf Floreſtin's Bette lag die ſchöne Gräfin todt.

Ein Dolch war ihr mitten durchs Herz gedrungen und ſteckte noch bis ans Heft in ihrem marmorweißen und marmorkalten Buſen. Neben ihr lag Floreſtin mit einer klaffenden Wunde in der rechten Seite ſeiner Bruſt und ſchien gleichfalls todt, doch ſpürte man nachher noch Leben an ihm. Das ganze Bett war voll Blut.

Die Kunde hatte ſich mit Blitzesſchnelle unter allen Bewohnern des einſamen Schloſſes verbreitet. Der Kammerdiener wußte um das Geheimniß von Floreſtin's Entführung und verpflichtete alle Anweſenden, tiefes Stillſchweigen zu beobachten und die Mordthat gegen Jedermann geheim zu halten. Nur ein Arzt und ein Prieſter aus der Nachbarſchaft wurden zu Rathe gezogen und ein Eilbote nach Wien geſandt. Die ſchöne Gräfin wurde in der Stille beigeſetzt.

Der Kunſt des Arztes gelang es, Floreſtin ins Leben zurückzurufen. Seine Wunde war nicht tödtlich, nur der Blutverluſt hatte ihn beinahe gänzlich erſchöpft. Ueber den Vorgang in jener ſchrecklichen Nacht gefragt, antwortete er, daß er darüber nur ſeinem Beichtvater Rede ſtehen werde.

Endlich langten einige Herren aus Wien an, darunter eine Gerichtsperſon, die jedoch nicht den Auftrag hatte, Floreſtin und die Schloßbewohner zu verhören, ſondern nur die Güter der kinderloſen Gräfin

für den Fiskus in Besitz zu nehmen, und ein Jesuit in weltlicher Kleidung, den Florestin schon öfter in Wien in Gesellschaft der Gräfin gesehen hatte. Diesem legte er eine vollständige Beichte ab.

Die Genesung des jungen Mönches erfolgte langsam und er brachte den ganzen Winter auf dem Krankenlager zu. Als aber der Schnee geschmolzen war und sein Zustand es gestattete, wurde er unter der Vermittlung des Jesuiten auf gleich geheimnißvolle Weise, wie er gekommen war, aus Mähren wieder hinweggeführt.

Als sein nur langsam und nur des Nachts fahrender Wagen die böhmische Grenze erreicht hatte, empfingen ihn Wallensteinische Reiter, deren Helme er im Licht der Fackeln funkeln sah und die ihn weiter bei Nacht durch Waldgebirge bis in ein tiefes Thal geleiteten, von wo aus er zu Fuß einen steilen Felsenweg hinaufgeführt und in einer ihm unbekannten, wie es ihm schien sehr alten Burg untergebracht wurde.

Als er den wundmatten Körper von den Anstrengungen der Reise etwas ausgeruht hatte und am andern Morgen mit bleichem tief schwermüthigem Gesicht am Fenster saß, fiel sein kranker Blick in ein dichtbewachsenes Waldthal, über dem sich wie ein schmales Band eine kahle langausgestreckte Felswand hinzog. Hinter dieser ragten rechts noch andere ent-

ferntere Höhenzüge und links in der weiteſten Ferne ein in ſchiefer Fläche anwachſender, dann plötzlich abgeſchnittener hoher Berg hervor, deſſen Umriſſe noch oben durch den grauen Schleier des Regens erkennbar waren. Das Thal ſchien ganz unbewohnt zu ſein. Nur am Fuß des Burgfelſens erkannte Floreſtin ſpäter einige Hütten von Gärten und wenigem Feld umgeben. Aus dem dunkeln Thale ſtarrten die Gipfel an Gipfel dicht gedrängten Tannen wie ein grünes Meer, durch deren Wildniß nur hier und da die Spur einer Lichtung, eines Fußwegs und der ſchmale Silberſtreif des Thalbaches ſichtbar wurde.

Floreſtin öffnete das Fenſter und ließ die warme Frühlingsluft in das dumpfe kerkerartige Zimmer dringen. Es regnete nur in der Ferne über den Bergen, nicht in dem nahen Thale, das jedoch von der Finſterniß der Wolken tief beſchattet war und deſſen Tannen der feuchte Regenwind bewegte.

Es iſt etwas Wunderbares um das Böhmerland, ein düſterer Geiſt umwebt ſeine Wälder mit dem Schauer des Geheimnißvollen, die Wolken ſcheinen tiefer zu ſchatten, die Bäume rauſchen dort ſo eigen, in den Quellen murmelt es wie eine liebliche, aber ſtreng verbotene Sage, angſtvoll zugleich und lockend.

Der Anblick der fremdartigen traurig ſchönen Gegend ſtimmte Floreſtin noch ſchwermüthiger. Er ſchloß die Augen wieder und ſenkte das liebliche todten-

blaſſe Geſicht, in deſſen Mienen ein Schmerz zuckte, der nicht aus der leiblichen Wunde kam. Noch nie war ſeine Seele ſo tief betrübt, ſein Muth ſo ganz herabgeſtimmt geweſen. Er betete, aber nur mit zitternden Händen.

Was er erlebt hatte, ſtand wie ein furchtbarer Traum in ſeiner Erinnerung. Das Bild der ſchönen Furie, des gräßlichen Mordes wollte vor ſeinen Gebeten nicht weichen.

Die Reinheit ſeines Gewiſſens reichte nicht hin, ihn zu tröſten. Er hatte ſich mit angeborner Uneigennützigkeit immer nur als ein dienendes Glied der Kirche betrachtet, berufen, ſich für Andere zu opfern. Nicht ängſtlich um das eigene Seelenheil, weil ihn Verſuchungen nicht anfochten, war er immer nur um fremdes eifrig bemüht geweſen. Aber was er Gutes gewollt, war zum Böſen ausgeſchlagen, ja ſeine bloße unſchuldige Erſcheinung hatte hingereicht, gräßliche Verbrechen zu veranlaſſen. Die Lilie kann über den Sumpf wachſen, aber ihn nicht klären; ein Sturm, und die ekelhafte Welle wälzt ſich auch über ſie. Er hatte erfahren, in welche hohe Regionen ſelbſt der Kirche die Sünde dringe und wie heiligen Endzwecken hölliſche Ränke dienen. Nur mit Entſetzen blickte er zurück nach dem, was er erlebt hatte, und mit nicht minderem Grauen in die Zukunft. Das Gefühl ſeiner Ohnmacht druckte ihn ſchwer. Immer noch war

er das Werkzeug fremder unheimlicher Gewalten. Immer noch trug er die weltliche Kleidung und ſchien beſtimmt, aus dem Prieſterſtande ausgeſtoßen zu werden. Immer noch war er ein Gefangener und an einem ihm ganz unbekannten Orte.

Achtes Capitel.

Als ſich am andern Tage der Himmel aufgeklärt hatte und warmes Sonnenlicht in das dunkelgrüne Thal fiel, lud der alte, etwas einſylbige, aber höfliche Schloßverwalter den leidenden Jüngling ein, ſich drunten im Garten zu erholen, was Floreſtin dankbar annahm. Das kleine Töchterchen des Verwalters faßte ihn zutraulich bei der Hand und führte ihn hinab.

Der Garten war, wie man es an einem ſolchen Orte nicht hätte erwarten ſollen, ſchön gepflegt und ſchon voll von Frühlingsblumen. Die Burgmauer, die ihn umgab, war an einigen Stellen mit Balluſtraden verſehen, von wo herab man eine entzückende Ausſicht in die Umgegend genoß. Das Schloß, an dem er anlehnte, war von ſehr alter Bauart und halb Ruine; nur auf der Gartenſeite waren einige wohnliche Räume erhalten worden. Im Hintergrunde

erhob sich ein dicker grauer Thurm mit einer eigenthümlichen kurzen Zuspitzung. Florestin erfuhr, dies sei die Burg Kokorczin und gehöre dem großen Herzog von Friedland.

Die Sonne und der Duft der Blumen erquickten ihn. Er liebkoste das freundliche Kind und ließ sich von ihm einen Strauß pflücken.

Auf einer Bank lange ruhend überließ er sich wieder seinen Träumen, als das Kind ihn verlassen hatte. Da erblickte er einen ehrwürdigen alten Herrn mit einem langen weißen Barte, der unbemerkt in den Garten getreten war, und ohne sich um den neuen Gast des Schlosses zu bekümmern, wie ein Gärtner der Blumen wartete.

Als der Greis ihm näher kam, erhob sich Florestin, ihn zu begrüßen. Der Gruß wurde ziemlich mürrisch erwidert, allein als der alte Herr in die milden Züge des Jünglings blickte, verließ ihn jeder Argwohn und er behandelte Florestin mit einem Wohlgefallen, das mit jedem Tage wuchs. Wie schwach er auch noch war, half Florestin dem Alten bei den leichteren Gartengeschäften und gewann dadurch sein ganzes Zutrauen.

Gelegentlich erfuhr Florestin von ihm im Gespräch, die Burg Kokorczin sei vormals ein berüchtigtes und weit und breit im Lande gefürchtetes Raubnest gewesen. Endlich sei es erobert und halb zer-

ſtört worden, wie man es jetzt noch ſehe. Die Räuber, hieß es, hätten zuvor alle ihre Schätze in die Erde vergraben und man habe ſie nachher oft geſucht, aber niemals gefunden. Der letzte Beſitzer der Burg habe ſie mit allen anderen Gütern in der Schlacht am weißen Berge verloren und mit ihm ſei das alte Geſchlecht der Berka untergegangen.

Als Floreſtin den Namen Berka hörte, wurde er tief bewegt und ſeufzte leiſe: Medowina.

Indem er den Greis ſchärfer ins Auge faßte, glaubte er eine entfernte Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Fräulein zu erkennen, und plötzlich kam ihm der Gedanke, es könne ihr verſchwundener Vater ſein, der vielleicht hier im Verborgenen lebe und etwa durch Wallenſtein's Großmuth der Verfolgung entzogen worden ſei. Aber wie gern er auch gefragt hätte, glaubte er doch, ihm das Geheimniß ſeines Namens nicht ablocken zu dürfen.

Seine Neugierde wurde raſcher und vollſtändiger befriedigt, als er erwartet hatte. Denn es waren kaum einige Tage vergangen, ſo erfuhr er, auf der Burg ſeien ein paar Damen angekommen, die mit dem alten Herrn nahe verwandt ſchienen, und als er, wie gewöhnlich, in den Garten ging, erblickte er daſelbſt zu ſeiner ungeheuern Ueberraſchung Medowinen ſelbſt, die in heller Freude neben ihrem Vater ſaß, ihm erzählte und ſeine Hände drückte und küßte,

denn der Greis war wirklich der alte Herr von Berka.

Als Medowina in dem ritterlichen Jüngling nach einem fragenden und staunenden Anstarren ihren längst verloren geglaubten Geliebten wiedererkannte, schrie sie laut auf: Florestin! und sank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters.

Aber bald erholte sie sich wieder, löste sich aus den Armen des besorgten Greises, sah Florestin unverwandt mit der innigsten Zärtlichkeit an, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit Küssen. So seid Ihr's wirklich, rief sie, Ihr lebt? Gott sei Dank, nun ist Alles, Alles gut.

Der Greis zog sie sanft wieder zu sich und man sah ihm seine Verlegenheit und sein Erstaunen darüber an, wie seine Tochter dazu komme, einem so jungen Manne die Hand zu küssen. Als ihm Medowina sagte, Florestin sei ihr Beichtvater, erstaunte er noch mehr und das ganze Verhältniß war ihm unklar.

Florestin bat, Medowinens stürmische Fragen in Betreff seiner bisherigen Schicksale nicht beantworten zu dürfen und sie gab sich zufrieden, da sie ihn ja doch lebend, wenn auch noch etwas bleich und leidend wiedersah. Der Anblick seiner weltlichen Kleidung wirkte nicht minder wohlthätig auf ihr Herz und weckte darin eine leise Hoffnung, die sie sich selber kaum zum Bewußtsein zu bringen wagte.

Eine ältere Dame kam, die Floreſtin öfter im Hauſe der Gräfin Schlick geſehen hatte und die ihn gleichfalls, ſobald ſie ihn wiedererkannte, voll Freude, Staunen und Ehrfurcht begrüßte.

Er erfuhr nun, Medowina habe auf eine geheimnißvolle Weiſe die erſte Kunde davon erhalten, daß ihr Vater noch am Leben ſei und wo er ſich aufhalte. Graf Schlick, der längſt um das Geheimniß gewußt, es aber aus Staatsgründen hatte verſchweigen müſſen, war ſehr ungehalten über die Entdeckung geweſen und hatte dem Fräulein das tiefſte Stillſchweigen auferlegt, aber doch ihren kindlichen Bitten nicht widerſtehen können und ihr die heimliche Reiſe zum Vater erlaubt, womit er zugleich den Zweck verbunden hatte, durch den väterlichen Rath und Machtſpruch die von ihm längſt gewünſchte Verbindung der Tochter mit dem italieniſchen Marcheſe zu beſchleunigen.

Aber Medowina dachte nicht daran, die peinigende Heirathsfrage zur Sprache zu bringen; ſo ganz lebte ſie in der Wonne des erſten Wiederſehens. Die Verwaiſte war im Glanze und in den Freuden des ſtolzen Kaiſerhofes nie ſo glücklich geweſen, als ſie es hier in der verfallenen kerkerartigen Burg war, wo ſie den Vater und den Geliebten zugleich wiedergefunden hatte. Sie ſtrahlte vor Entzücken. Warum ſollte ſie nicht wenigſtens einen Augenblick wähnen dürfen, es werde immer ſo bleiben und Gott werde

sie bei Denen lassen, die sie in der weiten Welt am meisten liebte?

Florestin verstand ihre süße Vergessenheit und konnte mühsam seine Thränen unterdrücken.

Am andern Morgen folgte eine neue Ueberraschung, indem Florestin's Oheim, der alte Ritter Kurt von Lichtenberg, in Kokorczin ankam und sich alsbald als den geheimen Machinisten zu erkennen gab, durch den die wunderbare Zusammenkunft seines Neffen mit Medowinen im Asyl ihres Vaters ohne ihr Wissen bewerkstelligt worden war. Denn dieser gutmeinende Oheim hatte seine neuen Verbindungen in Wien und seine alten mit Wallenstein geschickt zu combiniren verstanden.

Neuntes Capitel.

Nachdem der Oheim mit jugendlichem Feuer den Neffen umarmt und sich an seiner Wiedergenesung und schönen ritterlichen Kleidung weidlich gefreut hatte, glaubte er keine Zeit verlieren zu müssen, seinen ganzen Plan zu enthüllen. Florestin sollte sich mit Medowina verloben und der alte Berka seinen Segen dazu geben; dann sollten sie Alle auf einem

schon von ihm bezeichneten Wege heimlich über die sächsische Grenze entfliehen und sich nach Wildeck begeben, wo man sie mit offenen Armen aufnehmen würde. So glaubte er, Alle glücklich gemacht und ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Nachdem der alte Herr von Berka seiner Tochter Herz erforscht und sich überzeugt hatte, sie liebe Florestin, der auch, seit er ihn kannte, auf ihn selbst einen wohlthätigen Eindruck gemacht hatte, nahm er keinen Anstand, seine Einwilligung zu geben.

Florestin aber war empört über die eigenwillige Thorheit und Gewaltthätigkeit seines Oheims und sagte ihm unter vier Augen harte Dinge. Wie konntet Ihr, rief er, über einen Priester der heiligen römischen Kirche verfügen? Wie konntet Ihr nach Allem, was ich Euch schon in Wien gesagt habe, noch wähnen, ich werde je der Kirche untreu werden? Ihr glaubtet gut zu handeln und thatet Böses. Möge Gott Euch vergeben, was Ihr nun für Unheil angerichtet habt.

O Sohn, mein Sohn, erwiderte der Oheim, verdient meine väterliche Liebe diese Vorwürfe? Ich habe recht gehandelt, ich bin es mir vor Gott bewußt. Die Kirche, die eine solche Handlungsweise verwirft, ist keine Mutter der Menschen, sondern ein Ungeheuer, das sich an den Qualen der Menschen weidet. Und hast Du selbst etwa nicht diese Kirche

kennen lernen und graut Dir nicht vor dieſen Pfaffen, daß Du ſelber noch einer bleiben möchteſt? Denk an Deine Schweſter, wie glücklich ſie jetzt iſt. Ahme ihr vernünftiges Beiſpiel nach, lebe natürlich und menſchlich wie ſie! Erhalte Dein Geſchlecht und den rühmlichen Namen Deiner Väter. Erfülle unſer Aller heißeſten Wunſch, der ja nur Dein eigenes Glück will. Verlaſſe die unglückliche Medowina nicht, die Deiner Liebe ſo werth iſt und die Du in Verzweiflung ſtürzen würdeſt, wenn Du ſie jetzt noch verſchmähteſt. Ach, fügte er wehmüthig und faſt weinend hinzu, ich bin ein alter Mann, ich habe es mich ſo viele Mühe koſten laſſen, habe Alles ſo ſchön eingefädelt, Alles iſt ſo gut gelungen und nun ſollteſt Du im Augenblicke der Ausführung meines Planes ihn hintertreiben wollen, Du ſelbſt mein mühevolles Werk wieder zu Schanden machen und uns Alle in Elend und Kummer dahinfahren laſſen?

Wer ſeine Pflicht thut, iſt nie elend, ſagte Floreſtin, ich werde die meinige thun, erkennt die Eure.

Der Oheim ſchlug die Hände zuſammen. Faſt ſollte ich glauben, rief er, Du ſeiſt nicht aus ritterlichem Blut entſproſſen, da Du einem Mädchen, das Dich liebt, das Herz brechen kannſt.

Der Prieſter, antwortete Floreſtin, muß ſein Gelübde halten und wenn es ihm ſelber das Herz brechen ſollte. Das iſt ſein Ritterthum, das iſt ſeine Ehre.

Was aber das Mädchen betrifft, ſo will ich ſelber mit ihr reden und ich hoffe zu Gott, ich werde ihre verirrte Seele zur Erkenntniß des Rechten, zur Achtung des Heiligen zurückführen und werde gut machen, was Ihr durch Eure grauſame Uebereilung verdorben habt.

Allein, wie feſt er auch entſchloſſen war, in einer ſo außerordentlichen Lage die Würde des Prieſterſtandes zu behaupten, ſo drohte doch ſein Mitleid mit Medowinen und die Liebe zu ihr, die, ſeit er ſie wiedergeſehen, in hellen Flammen aufgelodert war und die er vergebens zu unterdrücken ſuchte, den eiſernen Prieſterwillen zu beugen. Sein Herz war noch jung und für eine Härte, wie die, welche er an Medowinen begehen mußte, zu weich. Je zorniger er über den Oheim war, um ſo inniger dauerte ihn das unſchuldige Mädchen.

Er hatte eine lange und ungeſtörte Unterredung mit ihr im Garten und belehrte ſie mit der zarteſten Schonung, daß der Weg, welchen die beiden Greiſe ihr gewieſen, nicht der Weg des Heils ſei. Er ſelber müſſe als Prieſter von jeder Beziehung zu der Glückſeligkeit, die ſie einem Gatten gewähren würde, unberührt bleiben. Sie dagegen ſei frei und irdiſche Liebe für ſie ein ſchönes Recht, wenn der Gegenſtand derſelben ihrer würdig ſei. Er ermahne ſie daher nochmals, ihr Herz dem Marcheſe zuzuwenden, der

ſo lange und mit ſo großer Treue an ihr hinge und wie vom Himmel ſelber auserſehen ſchiene, ihre irdiſche Zukunft zu ſichern und ſie ſo glücklich zu machen, als es ein Weib werden kann.

Medowina blickte ihn tief verdüſtert und unter Thränen an. Ach, Ihr habt mich nie geliebt, ſagte ſie, ſonſt könntet Ihr für keinen Andern reden.

Ihr ſeid ungroßmüthig, erwiderte Floreſtin, indem der innere Schmerz auf ſeiner ſchönen Stirne zuckte.

Nein, rief ſie. Ich ſoll Euch entſagen, iſt das nicht genug? Aber ich ſoll auch nicht einmal erfahren, ob Ihr mich je geliebt habt? Das iſt zu hart. — Ich liebte Euch, ich war ſo ſchwach, es Euch zu bekennen. Ich konnte nicht anders. Kann ſich denn Liebe verbergen? Wenn Ihr mich nun von Euch ſtoßt, gehe ich einer langen finſtern Nacht entgegen und Ihr wollt mir nicht einmal einen Schimmer laſſen, nicht einmal den Gram meiner Liebe durch den ſüßen Gedanken lindern, daß ich wenigſtens nicht ungeliebt liebte? — O Floreſtin, du konnteſt mir Alles, Alles ſein, ich ſchwelgte einen Augenblick in der Himmelswonne des Gedankens. Weh mir, daß ich nun weiß, wie ſchrecklich ich mich betrog und welches erbarmungsloſe Schickſal uns auseinander reißt. So ſei denn Alles aus und todt — nur laß mir den Glauben an deine Liebe. Sage mir nur einmal, ehe wir auf ewig ſcheiden, ob du mich geliebt haſt?

Floreſtin, in deſſen pochendem Herzen das tiefſte L
leid mit dem lieblichen Mädchen ſchon lange käm
wurde vom Anblicke ihres Jammers ſo überwäl
daß er alle ſeine Vorſätze vergaß und unaufhalt
zu ihr hingezogen, ohne zu wiſſen, was er that
ihre Arme ſank und in Thränen zerfloß.

Du liebſt mich, flüſterte Medowina mit dem ſ
ſten Entzücken. Ihre Lippen ſuchten die ſeinigen
ſie verſanken in einen langen Kuß.

Da plötzlich wie aus tiefem Traume erwac
fuhr Floreſtin auf, ſchlug ſich mit beiden Händen
die Stirn und ſtieß das Fräulein, die angſtvoll
Arme nach ihm ausſtreckte, zurück. Ehe ſie ihn
folgen vermochte, ſtand er auf der Balluſtrade
ſtürzte ſich blind in den Abgrund. Medowina
mit einem lauten Schrei des Entſetzens zu B
und blieb beſinnungslos liegen.

Zehntes Capitel.

Eilenden Trabes mit geſpannten Mienen und
ſtolen war der Marcheſe della Rocca, von bewaffn
Reitern begleitet, bis unter den Burgfelſen von
korczin gekommen, als er einige ängſtlich beſo

Landleute wahrnahm, die eben einen scheinbartodten, wohlgekleideten und bildschönen Jüngling, der eben in der weichen Blütenfülle eines Birnbaumes so sanft wie in einem Bette lag, auf Leitern herabzunehmen bemüht waren. Er erfuhr, der Jüngling sei von der Burgmauer herabgestürzt, und welche große Eile auch der Marchese zu haben schien, so konnte er sich doch nicht enthalten, den Verunglückten zu betrachten, in dessen Zügen er alsbald den Mönch wiedererkannte, den ein dunkles Gerücht für seinen geheimen Nebenbuhler ausgegeben hatte. Um so natürlicher war es, daß er vor Begierde brannte, zu erfahren, was sich hier zugetragen und wie er Medowinen finden werde. Denn um ihretwillen kam er; ihre Spur war es, die er mit der glühenden Eifersucht des italienischen Blutes verfolgte. Er ließ einige Diener bei Florestin zurück und eilte mit den anderen die Burg hinauf.

Nach langer Betäubung kam Florestin wieder zum Bewußtsein und öffnete staunend und erschrocken die Augen. Er war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben, denn die dichten und elastischen Blütenzweige, in die er gefallen war, hatten ihn wie weiche Arme aufgefangen. Er seufzte, daß er noch lebe. Der Tod wäre ihm das Erwünschteste gewesen. Aber sein frommes Gemüth raffte sich zusammen. Er erkannte in seiner Rettung den Willen des Höchsten, dem er sich demüthig und reuevoll beugte.

Als er den Landleuten für ihre Pflege gedankt und erfahren hatte, wer die fremden Reiter wären, belebte ſich ſein trauerndes Geſicht und erröthete in einem freudigen Schrecken. Der Name della Rocca klang ihm wie eine Mahnung von Gott und nach kurzem Beſinnen bat er, ihn nicht wieder auf die Burg, ſondern zur nächſten Kirche zu führen.

Man brachte ihn durch das Thal zum nächſten Dorfe. Hier eröffnete er dem Pfarrer ſeinen Stand, legte eine lange Beichte vor ihm ab, empfing das heilige Sacrament, betete inbrünſtig nach ſo langer Zeit zum erſtenmale wieder an einem Altare und erbat ſich ſodann von dem Pfarrer einen geiſtlichen Ornat, um mit dieſem oder nie nach Kokorezin zurückzukehren. Der ehrwürdige Prieſter begleitete ihn nach der Burg des Unglücks.

Hier hatte ſich Alles im erſten Schrecken um die ohnmächtige Medowina verſammelt, ohne daß man noch wußte, was aus Floreſtin geworden ſei. Da kam die Nachricht ſeiner wunderbaren Rettung, aber gleich nachher ſtürmte der Marcheſe in die Burg und forderte das eben erſt erwachte und kaum einigermaßen getröſtete Fräulein. Medowina erſchrak aufs heftigſte vor ſeinem Anblick und wich zitternd vor ihm zurück. Nur ihre Geſellſchafterin begrüßte ihn freundlich als einen Bekannten. Dem alten Berka war er gänzlich fremd. Ritter Kurt aber, dem er am aller-

ungelegenſten kam, trat ihm trotzig und voll Zorn entgegen, ihn fragend, was er hier zu ſuchen habe, da Medowina von ihrem Vater ſelbſt einem ganz andern Freier zugeſichert ſei?

Nun wurde dem Marcheſe plötzlich die ganze Intrigue des alten Ritters und der Zweck, zu welchem Medowina entführt worden war, enthüllt, und außer ſich vor Wuth zog er den Degen und ſchrie dem Ritter zu: Zieh, Kuppler!

Der Ritter zog ſeinen Degen und wehrte ſich mit ſeiner alten Fauſt heldenmäßig. Die Damen ſchrieen laut auf vor Angſt. Der alte Berka und der Burgverwalter aber wollten Frieden ſtiften und die Kämpfenden auseinander reißen. Da geſchah es, daß Berka, indem er, um dem alten Kurt zu helfen, dem Marcheſe in die Arme fiel, den Stich Kurt's empfing, der dem Marcheſe galt, und ſchwer verwundet niederſank.

Die beiden Prieſter kamen noch zur rechten Zeit an, um den Sterbenden zum Tode zu bereiten und den verzweifelnden alten Ritter Kurt zu ſchleuniger Flucht anzutreiben.

Sein Gegner, der Marcheſe, war nicht minder tief gebeugt, als er jetzt erſt erfuhr, wie ſchuldlos der Neffe an den Ränken ſeines Oheims und wie ſein vermeintlicher Nebenbuhler immer nur ſein Fürſprecher bei Medowinen geweſen ſei. Der Sturz des jungen Prieſters vom Burgfelſen herab bewies dem Marcheſe

zu seiner tiefsten Beschämung, welches Opfer Florestin hatte bringen wollen, um nicht gezwungen zu werden, seine Gelübde zu brechen. Demuthsvoll kniete er vor ihm nieder und küßte unter Reuethränen seine reinen Hände.

Der Abschied des sterbenden Vaters von der jammerbleichen Tochter zerriß jedes Herz. Aber er nahm einen Trost mit in den Tod, denn was ihm Florestin von dem Marchese gesagt hatte und was Medowinens Gouvernante bestätigte, überzeugte ihn, daß der Italiener ein wackerer Edelmann sei, die Hand seiner Tochter verdiene und der Verwaisten eine treue Stütze bleiben werde. Der letzten Bitte des Vaters konnte die Tochter nicht widerstehen, wie viel es sie auch kostete und ob ihr gleich das Herz dabei brechen wollte. Florestin fügte ihre Hand mit der des Marchese vor dem Sterbebette zusammen und sie empfingen den väterlichen Segen.

Nach wenigen Tagen bewegte sich ein kleiner Leichenzug von der Burg herab nach dem Kirchhofe des nächsten Dorfes, wo der letzte Berka mit Schild und Helm begraben wurde. Florestin hielt ihm unter allgemeiner Rührung die Leichenrede und segnete sein Grab ein. Nachdem aber diese fromme Handlung geendet war, begann er eine zweite und vollzog an dem frischen Grabe des Vaters die feierliche Trauung der Tochter mit dem Marchese. Medowina war blaß

wie der Tod, hielt sich aber aufrecht. Florestin stand in seinen weißen Priesterkleidern wie ein zum Engel gewordener abgeschiedener Geist vor ihr, an dem nichts Weltliches mehr haftete. Sein hoher Muth gab auch ihr die Kraft, das schwerste Opfer ihres Lebens zu bringen.

Als er von ihnen schied, segnete er die Geliebte noch einmal und legte sie dem Marchese in die Arme, indem er zu ihm sagte: Nehmet diese reine Seele hin und kränket sie nie, auf daß Ihr Euch einst vor Gott verantworten könnt.

Elftes Capitel.

Das junge Paar kehrte nach Wien zurück, wo Medowinens Pflegeeltern über die Wendung, welche ihre Angelegenheit genommen hatte, große Freude bezeugten und dem edeln Mönche ein dankbares Andenken widmeten. Nachdem sie die geliebte Pflegetochter reichlich ausgestattet hatten, folgte diese ihrem Gatten in das schöne Welschland.

Florestin verließ die finstere böhmische Burg ebenfalls und begab sich nach Prag in das Franziskaner-

kloſter. Hier brachte er den Winter über in frommen Uebungen und großer Eingezogenheit zu.

Aber entſchloſſen, fortan die Kreiſe der vornehmen Welt zu vermeiden, wollte er ebenſowenig im müßigen Kloſterleben verdumpfen, oder, nur mit ſeinem eigenen Seelenheil beſchäftigt, das anderer Menſchen vernachläſſigen. Es war ihm mehr als je Bedürfniß, den Leidenden Troſt zu ſpenden. Deshalb nahm er ſich vor, bei erſter Gelegenheit das wieder ins Feld rückende Heer des Kaiſers als Feldpater zu begleiten. Nur verzögerte ſich dieſe Gelegenheit, denn das kaiſerliche Heer war in unnatürlicher Ruhe wie gebannt und verzaubert durch die räthſelhafte Politik des Herzogs von Friedland.

Da brach im Februar die große Meuterei des Heeres aus. Alle Truppen in Prag fielen von Wallenſtein ab und bald darauf erfuhr man die Vorgänge zu Pilſen und die ſchauervolle Ermordung des alten Feldherrn in Eger.

Sofort trat der junge König Ferdinand an die Spitze des vormals Wallenſtein'ſchen Heeres und bewegte ſich langſam die Donau aufwärts, um die Schweden zunächſt aus dem ſüdlichen Deutſchland zu vertreiben. Gleichzeitig rückte ſein ſpaniſcher Schwager und Namensbruder, Don Fernando, mit einem Heere aus Italien zu ſeiner Hülfe heran über die Alpen.

Schon anderthalb Jahre vorher war der große Schwedenkönig Guſtav Adolf in der Schlacht bei Lützen

getödtet worden und nach dem Verſchwinden ſeiner glanzvollen Erſcheinung begann die Sache der Proteſtanten ſich wieder ſchlecht und immer ſchlechter zu geſtalten. Wie der Große mit ſeinem eiſernen Willen, ſeinen unwiderſtehlichen Siegen, ſeinem alleseinigenden Befehle verſchwunden war, blieben wieder nur die Kleinen übrig mit ihrer kleinlichen Eiferſucht und wechſelſeitigen Verrätherei. Die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg trachteten wieder, ſich von der läſtigen Bevormundung der Schweden zu befreien und mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Der ſchwediſche Kanzler und Regent, Oxenſtierna, bemühte ſich durch ſeinen Eidam, den Feldmarſchall Horn, und den General Banner die Vormundſchaft aufrecht zu erhalten. Aber die überwiegende Mehrzahl der Deutſchen in Guſtav Adolf's hinterlaſſenen Heeren wollte den Uebermuth der Schweden nicht mehr dulden, ſeit ſie der große Guſtav ſelbſt nicht mehr befehligte, und ſetzte all ihr Vertrauen in den jungen Herzog Bernhard von Weimar, der ihnen allein der würdige Nachfolger Guſtav's wie im Heere, ſo in der oberſten Gewalt über Deutſchland zu ſein ſchien. Der gemeine Mann dachte, es gelte die Sache der Glaubensfreiheit und die Proteſtanten ſeien nur zu retten, wenn ſie jedem Tüchtigſten unter ſich gehorchten. Sei das geſtern der Schwede geweſen und hätten ihm die Deutſchen willig gefolgt; und ſei es heute der Schwede nicht mehr, ſondern der Deutſche.

ſo ſollten auch dieſem die Schweden willig folgen. Nun zeigte ſich aber, daß die ſchwediſche Politik, nur auf Provinzenraub in Deutſchland ausgehend, die Glaubensfreiheit nur zum Vorwand brauche. Unter dieſen Umſtänden ſpaltete ſich die bisher ſiegreiche proteſtantiſche Partei in drei Theile, Schweden, Sachſen und Weimaraner, die, anſtatt einander beizuſtehen, einander nur wechſelſeitig hemmten und im Stiche ließen.

Darum konnten es die Kaiſerlichen wagen, plötzlich wieder die bisher von Wallenſtein verſäumte Offenſive zu ergreifen und den Feldzug des Jahres 1634 dem zerſtreuten Feinde gegenüber mit einem ſtarken, ausgeruhten und concentrirten Heere in froher Siegeshoffnung zu eröffnen.

Im Gefolge dieſes Heeres, als es aus Böhmen vor Regensburg rückte, zog auch Floreſtin als Feldvater mit.

Die Kriegszucht war damals ſchon tief erſchlafft. Kaum Guſtav Adolf hatte ſie durch den moraliſchen Einfluß ſeiner Perſönlichkeit und Wallenſtein durch unbarmherzige Strenge aufrecht erhalten können. Minder große Feldherren vermochten es noch weniger. Bei der Erſchöpfung der Länder durch den ſchon ins ſechszehnte Jahr währenden Krieg waren regelmäßige Verproviantirungen nicht mehr möglich und gewaltſame Requiſitionen und Plünderungen, wo immer noch

etwas zu finden war, in Freundes wie in Feindes Land an der Tagesordnung. Die Heere glichen Nomadenhorden. Jedes Regiment, jedes Fähnlein begleitete ein Troß von Wagen, auf denen nicht nur Munition und Proviant, sondern auch Beute aller Art und eine Menge Weiber und Kinder mitgeschleppt wurden. Denn die Söldner trieben das Kriegshandwerk lebenslänglich, wie ein anderes Handwerk, heiratheten darauf und nahmen Weib und Kinder mit ins Feld, oder sie hielten sich Beischläferinnen und die im Lager erzeugten Kinder wuchsen auch im Lager auf, bis sie selber die Waffen führen lernten.

Man nannte diesen ganzen Troß mit dem herkömmlichen Namen „Huren und Buben". Sie waren es, die nach jedem siegreichen Treffen und bei jeder Besitznahme einer Stadt oder eines Dorfes die Hauptrolle bei den Plünderungen übernahmen, wobei sie sich unmenschliche Grausamkeiten gestatteten, um den geängstigten Bürgern und Bauern das Geheimniß abzupressen, wo sie ihr Geld verborgen hatten. Aber auch wirkliche Soldaten gesellten sich zu diesem Troß und blieben unter allerlei Vorwänden hinter den Kämpfenden zurück, um ausschließlich dem Geschäft des Beutemachens obzuliegen. So war das Soldatenleben überall in ein Räuberleben übergegangen.

Der Feldvater konnte nicht vermeiden, mit diesem Auswurf der Heere und der Menschheit in nahe Be-

rührung zu kommen. Aber da er die Sünde in der höhern Geſellſchaft unter feiner und ſcheinheiliger Maske hatte kennen lernen, ſcheute er ſie hier nicht, wo ſie wenigſtens ehrlich und nackt auftrat. Konnte er die Verſtockten in guten Tagen nicht bekehren, ſo blieb ihm immer noch der Troſt, wenigſtens die zahlloſe Menge der Kranken, Verwundeten und Sterbenden für die Botſchaft des ewigen Heils empfänglich zu finden.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Schon war Regensburg von den Kaiſerlichen eingeſchloſſen und Herzog Bernhard von Weimar hatte ſich, weil er zu ſchwach war, zurückziehen müſſen, bis endlich der ſäumige Feldmarſchall Horn ihn unterſtützte. Vereinigt wollten nun beide noch einmal vor Regensburg rücken, um dieſes wichtige Bollwerk des Proteſtantismus im Süden zu retten. Aber Landshut lag im Wege. Man durfte dieſe Stadt, an die ſich ein kleinerer kaiſerlicher Heerhaufe unter General Aldringer anlehnte, nicht hinter ſich laſſen. Bernhard wollte ſie daher um jeden Preis und ſo ſchnell als möglich erobern.

Während einer der Pauſen, in welchen parlamentirt und beſonders Aldringer durch geheime Unter-

handlungen in Verſuchung geführt wurde, waren mehre Offiziere in den ſchwediſchen Schanzen um ein Faß Wein gelagert und überließen ſich mit der Sorgloſigkeit, welche langgedienten Soldaten und vielverſuchten Haudegen eigen zu ſein pflegt, der Luſt des Augenblicks. Der tolle Roſen war die Seele der Unterhaltung und ſeine Stimme, ebenſo ſchrecklich im Gelächter wie im Commando, übertönte alle anderen. Schenk von Tanne jedoch hielt ihm Widerpart. Es handelte ſich um die bildhübſche Böhmin Libuſchka, die ſich erſt ſeit kurzer Zeit als des tollen Roſen's Maitreſſe im Lager aufhielt und in Männerkleidern, den Federhut auf dem Kopfe und lange Piſtolen im Gürtel, der Geſellſchaft anwohnte und ſo tapfer wie ein Anderer trank. Schenk wollte ihre Anweſenheit nicht dulden und berief ſich auf die ſtrenge Ordnung, die König Guſtav Adolf in ſolchen Dingen gehandhabt hatte, und auch Bernhard von Weimar, der keinen geringern Werth auf die ſittliche Reinheit und evangeliſche Nüchternheit ſeines Offiziercorps legte und Allen mit ſeinem eigenen guten Beiſpiele voranging. Man ſolle ja nicht die Lüderlichkeit der kaiſerlichen Heere nachahmen wollen. Darüber verliere der Soldat die höheren Zwecke des Krieges, den heiligen Glauben, die Befreiung des Vaterlandes vom ſpaniſch-jeſuitiſchen Joche und die Neugeſtaltung Deutſchlands auf evangeliſcher Grundlage, ganz aus den Augen. Was

die hubsche Böhmin betreffe, so könne er nichts dagegen einwenden, daß sie in der Kleidung ihres Geschlechtes sich zu den übrigen Weibern beim gemeinen Trosse halte, sie dürfe aber die allgemeine Beliebtheit Rosen's bei den Soldaten nicht benutzen, und sich in seiner Nähe die Rechte der Männer und sogar der Offiziere anmaßen.

Da der Streit heftig zu werden drohte, entfernte sich die Schuldige freiwillig, kam aber nach kurzer Zeit, nachdem sie sich in der nahen Wagenburg umgekleidet hatte, in weiblicher Tracht und zwar in einem rosaseidenen Kleide überaus vornehm und verführerisch angethan zurück, kniete mit schelmischer Demuth vor dem ungehaltenen Schenk von Tanne nieder und flehte ihn liebkosend um seine Gnade und Verzeihung an. Alle lachten und verlangten, er solle ihr einen Kuß geben.

In diesem Augenblicke begann der Donner der Kanonen aus der Stadt aufs neue und eine brennende Granate schlug mitten in die Schanze ein. Alle wichen entsetzt vor ihr zurück und bückten sich, nur Libuschka lief rasch und keck auf die Granate zu und löschte sie auf eine so natürliche Art, daß dem Schrecken von allen Seiten ein schallendes Gelächter folgte, in welches auch der ernste Schenk sich nicht enthalten konnte mit einzustimmen. Libuschka wurde mit Liebkosungen überhäuft und erhielt fortan den Namen

Dame Courage, unter dem sie bei allen Heeren des dreißigjährigen Krieges bekannt worden ist und ihre lustige Rolle noch lange fortgespielt hat.

Dieses kleine Intermezzo stimmte die schwedischen Offiziere noch heiterer, als der reichlich genossene Wein. Man erwiderte das Feuer der Belagerten mit verdoppelter Stärke, bis der Feldherr den Sturm befahl, der die Stadt nach tapferer Vertheidigung überwältigte.

Die Erstürmung von Landshut war eine der blutigsten in dem großen Kriege. Während auf der einen Seite die Schweden eindrangen, brach Aldringer, der zu lange gezaudert hatte, mit seinen Scharen jetzt erst von der andern Seite herein. Man würgte sich in allen Gassen, von denen einige schon in Brand gerathen waren. Der furchtbare Knall, mit dem der Pulvervorrath im Schlosse in die Luft flog, betäubte die Parteien einen Augenblick. Als der Rauch ein wenig verflog, sah man den hohen Martinsthurm noch stehen; da faßte man sich und sogleich begann das Morden wieder und in reißender Schnelligkeit ergriff das Feuer die ganze Stadt, aus der sich die unterliegenden Kaiserlichen mit den Einwohnern vermischt zu retten suchten. Aber die Isarbrücke brach unter der Last der Fliehenden und viele Hunderte ertranken. Die schon über den Fluß hinüber waren, geriethen im Abenddunkel in wilde Verwirrung. Die Kroaten, denen die schwedische Beute entgangen war,

vielten ſich an den entkommenen Landsknutern ſchadlos und raubten den armen Bürgern und Weibern die beſte Habe, die ſie mit ſich trugen. General Aldringer wollte dieſem Unweſen ſteuern, aber die Kroaten, die den alten Feldherrn längſt wegen ſeiner Strenge haßten und wegen ſeines langen Zögerns vor dem Kampfe ihm heimlichen Verrath Schuld gaben, tödteten ihn durch einen Schuß von hinten.

Als nach dem Kampfe die Offiziere, die wir in der Schanze kennen gelernt haben, ſich wieder zuſammenfanden und von der blutigen Arbeit ausruhten, um morgen ſchon wieder aufbrechen zu können, herrſchte allgemeiner Siegesjubel. Doch beklagte man den greiſen Aldringer, von dem die Eingeweihten immer noch gehofft hatten, er werde, vom Mistrauen der Jeſuiten und der welſchen Generale verfolgt, zu den Schweden übergehen.

Schenk bedauerte ihn nicht, dieſes Afterbild Wallenſtein's, wie er ſagte, der den Verräther verrathen und nun ſelbſt den Lohn ſeines Meiſters mit Recht eingeerntet habe.

Zweites Capitel.

Am folgenden Tage trat die vereinigte ſchwediſche Armee den Marſch gegen Regensburg an.

Während einer Mittagsraſt im Freien fand ſich ein blinder Bettler mit ſeiner Tochter, einem kaum zwölfjährigen Harfenmädchen, die ſich dem Herzog Bernhard von Weimar mit Demuth und naiver Treuherzigkeit näherten und ihn baten, ihr Klagelied anzuhören. Dann ſang die Kleine:

Um ſeinen Glauben ſtritt einſt Oberöſterreich,
Da wurden arme Bauern viel kühnen Helden gleich.

Es war um Gottes Wort, das man dem Volk verbot,
Da färbten ſich die Alpen im Blute roſenroth.

Der ſpan'ſche Jeſuit, der grauſame Kroat
Mit Sengen und mit Brennen im Land gewüthet hat.

Der freche Herberſtorf hing um die Kirchen her
Die Bauern auf in Reihen; deß rächten ſie ſich ſchwer.

Hoch auf die Senſe ſchwang das Landvolk kühn und frei,
Fiel in die Regimenter und mähte ſie wie Heu.

Herzog von Holſtein du, einſt ſelber Proteſtant,
Was ſpotteteſt du, Verräther, der Treuen im Oberland?

Was höhnteſt, reicher Fürſt, du armer Bauern Noth?
Weh dir! im Hemde mußt du entrinnen nun dem Tod.

Ueber die Donau zieht der Bauern ſtolze Macht, —
Auf, alle Proteſtanten, und rächt die Prager Schlacht!

Der falſche Sachſe ſchweigt und Brandenburg bleibt ſtumm:
Da dreht der alte Luther in ſeinem Grab ſich um.

Weit unten nur am Meer der Däne ſteht im Feld,
Aus Friesland führt die Fahnen Mansfeld der kühne Held.

Doch iſt ſein Häuflein ſchwach, der Muth des Dänen klein,
Es ſiegt der blut'ge Tilly, der finſtre Wallenſtein.

Und Niemand mehr bewehrt für Gottes Wort da war,
Als nur im Oberland die arme Bauernſchar.

Ein auserleſen Heer von Tilly fortgeſchickt,
Mit ſeinen ſchweren Geſchützen ſchon über die Donau rückt,

Geführt von Pappenheim, dem alten General,
Dem harten, deſſen Harniſch und Leib und Seele Stahl.

Die Bauern aber führte ein Jüngling zart und roth,
Der lehrte ſie beten und fechten getreu bis in den Tod.

Des Tages unverzagt ſie ſchlugen Schlacht auf Schlacht,
Drauf ſangen ſie zuſammen die Pſalmen in der Nacht.

Hörten des Jünglings Wort ſtill an im Mondenſchein,
Und ſtaunend hört ihn predigen von fern der Pappenheim.

Bei Everding man focht, bei Gmunden Mann an Mann,
Bei Vöcklabruck, bei Wolfegg ging erſt das Morden an.

Herr Gott! Erbarme dich der armen Bauern Noth,
Dein Wort nicht wollten ſie laſſen, drum litten ſie den Tod.

Zehntauſend lagen ſchon in ihrem rothen Blut,
Zu ſterben bis auf den letzten, ſie trugen hohen Muth.

Da fiel ihr Führer auch im dunklen Tannenthal,
Sein blutend Haupt man brachte dem alten General.

Der Jeſuite zog durch das verwaiſte Land,
Da wurden alle Bibeln verbrannt durch Henkershand.

Mit Peitſchen trieben ſie zur Meſſe Weib und Kind,
Dieweil die tapfern Väter im Feld geblieben ſind.

Vergessen ist ihr Ruhm im stillen Todtenfeld,
Vergessen, der sie führte, der jugendliche Held.

Niemand ist, der ihn kennt, Niemand ist, der ihn nennt,
Nur in verstohlnem Liede fortlebt noch der Student.

Wo er verscharret liegt im finstern Tannenthal,
Den moos'gen Stein nur suchet heimlich des Mondes Strahl.

Als das Mädchen geendigt hatte und alle Anwesenden gerührt sah, kniete sie vor dem Herzog nieder und flehte ihn an, sich ihres armen Landes zu erbarmen. Der blinde Alte erzählte, der Student sei sein Sohn gewesen, er selbst habe mitgefochten und durch einen Schuß sein Augenlicht verloren. Seitdem müsse er außerhalb seiner Heimat betteln, es hinge aber das unterdrückte Volk noch treu am Evangelium und harre nur auf seine Hülfe.

Der Herzog beschenkte die armen Leute reichlich und war von der an sich unbedeutenden Begegnung heftig ergriffen. Denn gerade Das war es, was er wollte, den siegreichen Einmarsch in die kaiserlichen Erbstaaten und Befreiung der gefesselten Partei, die sich im Beginn des großen Krieges zuerst erhoben und in Oesterreich erst vor sieben Jahren unterlegen war. Aber seiner brennenden Begierde, den deutschen Glaubensgenossen zu helfen, wurde durch die kalte Berechnung und den giftigen Neid der Bundesgenossen das Ziel entrückt.

Zwar beschleunigte er seinen Marsch nach Regens-

burg, aber vergebens, denn schon kam ihm die Kunde vom Falle dieser Stadt, die sich lange tapfer vertheidigt hatte. Die Vorwürfe, die er dem Feldmarschall Horn wegen seines Zögerns machte, wurden von diesem mit Klagen über seine unnützen Hin- und Herzüge erwidert und besserten an der Sachlage nichts, sondern verschlimmerten sie nur. Die Heere, von der Zwietracht ihrer Führer unterrichtet, theilten ihren Mismuth und überließen sich auf dem Rükzuge jeder Ausschweifung.

Das kaiserliche Heer folgte ihnen langsam, aber mit der Sicherheit der Treibjäger, die ein Rudel Hirsche in die Enge treiben. Zur vorherbestimmten Zeit vereinigte sich dasselbe mit dem großen spanischen Zuzug unter Don Fernando und zeigte nun eine den Schweden weit überlegene Streitmacht, die übrigens aus alter Gewohnheit und im Uebermuth der Stärke die Barbareien der Schweden noch weit übertraf. Niemand aber trieb es ärger, als die Kroaten, die in den ersten protestantischen Städten und Dörfern, die ihnen aufstießen, aufs unmenschlichste wütheten.

Drittes Capitel.

Wo die rauhe Alp als der lange Naturwall, der das innere Schwaben gegen Osten vertheidigt, nordwärts in schönen Waldbergen auslaufend das Ufer eines alten Meeres bildet, welches man das Ries nennt und dessen fruchtbare und fast spiegelglatte Ebene noch heute jedem Auge sich unverkennbar als alter Meeresboden darstellt, überragt ein hoher dunkelbrauner Thurm, der aus weiter Ferne gesehen wird, die kleine Stadt Nördlingen. Dahin waren jetzt aus dem großen kaiserlichen Heere alle Blicke gerichtet, indem es die Stadt bereits umzingelt hatte.

Die katholischen Kanonen donnerten gegen die schwachen protestantischen Mauern, als die schwedischen Heerführer hinter den Bergen noch rathschlagten, was zu thun sei. Der Schwede Horn und der kaiserliche Ueberläufer Graf Kratz sahen eine gewisse Niederlage vorher und wollten abwarten, bis wenigstens der Rheingraf, der in Eilmärschen heranrückte, angekommen sein würde. Aber Bernhard verließ sich auf die gewohnte Furie seiner Soldateska und auf den Muth der würtembergischen Bauern, die zu Tausenden herbeigekommen waren, um ihre Grenze zu vertheidigen. Rasch griff er an und erfocht am

Abend des ersten Tages einen glänzenden Sieg, indem er die Kaiserlichen von einer Höhe, welche die Stadt beherrschte, hinunterwarf. Dieses Glück entschied im Kriegsrathe und am folgenden Tage begann der allgemeine Angriff, der aber mit der entsetzlichsten Niederlage der Schweden endete.

Auf der Flucht war der tolle Rosen, nachdem ihm sein Pferd erschossen und er selbst durch eine, wenn auch nur leichte Wunde am Gehen gehindert worden war, auf einer Anhöhe hinter Nördlingen liegen geblieben. Indem er auf das Schlachtfeld zurückblickte, konnte er einen schweren Seufzer nicht unterdrücken, brach aber nach seiner heroischen Art wieder in wüthende Flüche und Verwünschungen aus. Zwei Kroaten geriethen in seine Nähe und griffen ihn an, aber während er sich mit seinem langen Degen gegen sie vertheidigte, kam ein schwedischer Krieger in sausendem Galopp daher geritten, rief seinen Namen und leistete ihm Hülfe. Es war die Dame Courage. Mit sicherer Hand schoß sie nacheinander ihre Sackpistolen ab und streckte beide Kroaten zu Boden.

Rosen rutschte vor Freude auf dem Rasen herum und schloß die Amazone, die vom Pferde gestiegen war und sich lächelnd zu ihm herunterbeugte, entzückt in die Arme. Aber sie riß sich bald wieder los und ermahnte ihn, nur auf die Flucht bedacht zu sein und der geschlagenen Armee ihren tapfersten Obersten zu

retten. Mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte half ſie dem koloſſalen Manne auf ihr Pferd hinauf. Er verlangte, ſie ſollte ſich hinter ihn ſetzen, aber ſie ſagte ihm, das Roß ſei ſchon viel zu müde und könne ſie beide zugleich unmöglich weit tragen; er ſolle alſo in Gottes Namen machen, daß er fort käme, ſie werde ſich ſchon zu helfen wiſſen und ihn gewiß wiederfinden.

Sie nahm nur ihren Mantelſack zu ſich. Er riß ſich nicht ohne Schmerz von ihr los und jagte von dannen. Sie ſah ihm nach, bis er aus ihren Augen verſchwunden war. Den hab' ich am liebſten von Allen, ſagte ſie dann zu ſich ſelbſt, er iſt wild wie ein Teufel, aber das ſind gerade die Beſten.

Dann ſuchte ſie ſich eine etwas mehr im Gebüſch verſteckte Stelle aus, zog ihre weiblichen Gewande aus dem Mantelſack hervor und entledigte ſich ihrer ſchwediſchen Soldatentracht. Sie hatte aber ihre Toilette erſt zur Hälfte vollendet, als abermals Kroaten kamen, welche die ganze Gegend durchſtrichen, um Flüchtlinge aufzujagen und Beute zu machen. Libuſchka duckte ſich, aber der weiße Schein ihrer Achſel und das glänzende Gold ihrer blonden Locken ſchimmerte durch die allzudünnen Zweige. Begierig ſchlichen die Rothmäntel heran.

Libuſchka hatte zwar nicht mehr viel von der angebornen Sittſamkeit ihres Geſchlechtes übrig behalten, war aber ärgerlich, von ſo gemeinem Geſindel

überraſcht zu werden, ehe ſie ihre Umkleidung vollendet hatte, befahl den Zudringlichen, ſich augenblicklich zu entfernen, und griff, als ſie ausgelacht wurde, ohne Furcht nach ihrem langen ſchwediſchen Degen, mit welchem ſie unter die Kroaten, die es nicht wagten, ihre ſtrahlende Schönheit zu verletzen, ſo nachdrücklich einhieb, daß ſie ſchon einen niedergeſtreckt hatte und ſich eben haſtig ſeines rothen Mantels bemächtigte, um ſich damit zu bedecken, als der alte Graf Iſolani ſelbſt, der General der Kroaten, vorüberritt. Ueberraſcht von der Tapferkeit und Schönheit des Mädchens befahl er ſeinen langen Schnurrbärten, ſie in Ruhe zu laſſen, und nahm ſie in ſeine gnädige Protection.

Auf dem Schlachtfelde ſelbſt war man nach dem Gebot des frommen und humanen Königs Ferdinand eifrig beſchäftigt, die Verwundeten zu ſammeln und zu pflegen. Der Infant verließ ſogar das kleine Schloß, das er in der Nähe zu ſeiner Wohnung auserſehen hatte, um ein Lazareth daraus zu bilden.

Unter den hier Beſchäftigten half ein junger Feldpater mit unermüdlichem Eifer abwechſelnd den Wundärzten oder ſpendete den Sterbenden geiſtlichen Troſt. Mitten unter den Schrecken des Todes fühlte ſich Floreſtin freier als je von der Laſt, die ſein Gemüth ſo lange gedrückt hatte. Wenn je, ſo war er hier in ſeinem Berufe Der Muth, die Schwungkraft ſeines

Geiſtes wuchs mit der Gefahr und Noth, der er wie ein troſtreicher Engel nahte.

Noch in der Abenddämmerung dem Hülferufe oder leiſem Gewimmer auf dem Schlachtfelde nachgehend, um vor dem Einbruche der Nacht noch vergeſſene Verwundete zu retten und unter Dach zu bringen, kam er zu einer empörenden Scene. Feige Nachzügler, die kaum an der Schlacht Theil genommen hatten, beſchäftigten ſich jetzt erſt, die Leichen zu plündern, wobei es ihnen aber nicht darauf ankam, auch noch Lebende abzuſchlachten, um ihnen, was ſie Werthvolles bei ſich trugen, zu rauben. Darunter war einer, im Heere als der lange Tapper bekannt, der von ungewöhnlicher Körperlänge war und mit ſeiner Grauſamkeit einen gewiſſen phlegmatiſchen Humor verband. Eben kniete er über einem verwundeten Offizier, leerte alle Taſchen deſſelben aus und ſpottete ſeiner Wehklagen, als der Pater dazu kam und ihn heftig zur Rede ſtellte. Aber der Lange durchſtach mit ſeinem Dolch die Bruſt des zum letztenmal tief aufſeufzenden Offiziers und erhob ſich dann plötzlich, daß er mit ſeinem Spitzhut und der Hahnenfeder darauf in der Dämmerung zur Rieſenhöhe anzuwachſen ſchien, ſchwang den blutigen Dolch auch gegen Floreſtin und rief ihm zu: Ihr elenden Pfaffen habt den ganzen Krieg angerichtet und nun thut ihr, als wäret ihr an all dem Blut unſchuldig. Wo ihr geſäet habt, muß allemal

der Teufel ernten. He, Mönchlein, haſt du nicht Luſt den Teufel zu ſehen? Ich will dich gleich zu ihm in die Hölle ſpediren.

Dabei that er einen mordlichen Hieb nach Floreſtin, dieſer aber hielt unwillkürlich ſein Crucifix empor, das ihn beſchützte, obgleich es ſelbſt zerſchmettert wurde. Unter lautem Hohnlachen ſchritt der langbeinige Dämon von dannen.

Viertes Capitel.

Das ſchwediſche Fußvolk, unter Guſtav Adolf und dann unter Bernhard von Weimar den Kern des nie beſiegten Heeres bildend, war bei Nördlingen nicht nur geſchlagen, ſondern vernichtet. Der Reſt wurde auf der Flucht von den feindlichen Reitern ereilt und ohne Erbarmen zuſammengehauen. Auch alle Kanonen, alles Gepäck ging verloren. Nur die Reiterei rettete ſich durch den Vorſprung, den ſie gewonnen hatte.

Bei Göppingen fand Bernhard von Weimar den Rheingrafen, deſſen Mannſchaft aber viel zu ſchwach war, um jetzt noch helfen zu können, und von der allgemeinen Flucht mit fortgeriſſen, wieder rückwärts dem Rhein zueilte. Aus Heilbronn flohen die Geſandten des ſchwediſchen Bundes, der hier reſidirt

hatte. Aus Stuttgart floh der junge Herzog von Würtemberg, Eberhard III., ſein Land im Stich laſſend. Angſt und Verzweiflung bemächtigte ſich der Zurückgebliebenen. Alles Fuhrwerk war von den Soldaten mitgenommen. Man konnte nur noch in die Wälder und unzugänglichen Bergſchluchten der rauhen Alp und des Schwarzwaldes fliehen.

Die Katholiken nahmen furchtbare Rache an den Proteſtanten. Das würtemberger Land wurde ſyſtematiſch ausgebrannt und ausgemordet. Während der rechte Flügel des kaiſerlichen Heeres ins Unterland rückte, Waiblingen, Beſigheim, einen großen Theil der beſonders verhaßten Bundesſtadt Heilbronn und eine Menge Dörfer in Aſche legte, und das Hauptheer unter König Ferdinand feierlich in Stuttgart einzog und in der proteſtantiſchen Stiftskirche daſelbſt das Te deum ſingen und Meſſe leſen ließ, wurde auf dem linken Flügel zu Nürtingen die Witwe des Herzogs Ludwig, Frau Urſula, von Soldaten des Regiments Merode bei den Haaren herumgeſchleift, wurden die Städte Kirchheim und Böblingen und alle Dörfer umher verbrannt und eilte der General Johann von Werth mit ſeinen raſchen Wallonen voraus, um den würtemberger Herzog wo möglich noch auf ſeiner Flucht im Schwarzwald abzufangen.

In Calw war die Spannung und Angſt aufs höchſte geſtiegen. Gegen den Willen des ſtrengen

Pfarrers Andreä hatte hier die muthwillige protestantische Jugend noch kurz vorher im Trotz auf die schwedischen Siege und die Stärke des heilbronner Bundes das Bildniß des regierenden Papstes Urban's VIII. auf offenem Markte verbrannt. Der Herzog war bereits mit seinem Gefolge durch die Stadt passirt, einzelne Flüchtlinge kamen nach.

Auch Schenk von Tanne ritt damals gesenkten Hauptes den hohen Bergweg herunter in die wohlbekannte Stadt und lenkte die Schritte seines todmüden Rosses zum Pfarrhause, unterwegs von den Einwohnern begrüßt und bestürmt um Nachrichten, die traurig genug lauteten.

Am Pfarrhause abgestiegen warf er sich tief bewegt dem ehrwürdigen Andreä in die Arme, der den halb Verschmachteten niedersitzen hieß, seiner vor Mitleid fast weinenden Tochter befahl, ihn mit Speise und Trank zu erquicken und seinen abgebrochenen Erzählungen mit gefalteten Händen zuhörte.

O mein väterlicher Freund, rief der Ritter aus, wohin sind unsere Hoffnungen? Fünf Jahre sind vergangen, seit ich das letztemal hier bei Euch war. Welch Ungeheures haben wir in dieser Zeit erlebt und nun sind wir wieder auf dem alten Flecke, ja es steht schlimmer, viel schlimmer mit uns als je zuvor. Wenn es noch einen Gott gibt, so regiert er gewiß nur andere Völker und hat uns Deutsche vergessen.

Läſtert nicht, lieber Ritter, ſagte der Pfarrer. Auch aus dieſer Trübſal wird Gott uns gnädig führen. Wol iſt uns zu Muthe, wie wenn die Offenbarung Johannis in Erfüllung ginge und die letzten Zeiten kämen; aber der ſiebenköpfige Drache, die Hure Babel und der Antichriſt und die brüllenden Völker der Hölle alle, laßt ſie alle kommen, ſie werden das Reich Gottes nicht überwältigen.

Aber, wandte der Ritter mit ſchmerzlichem Mitleid ein, ſie werden Eure Stadt, Euer liebes gaſtliches Haus in Brand ſtecken, ſie werden Euch erſchlagen, wenn Ihr nicht flieht. Denn dieſe ausländiſchen Teufel, die der von Gott verlaſſene Kaiſer in unſer geſegnetes Land gehetzt hat, ſchonen nichts. Ich bitte Euch, flieht bei Zeiten, kommt mit mir, hier kann Eures Bleibens nicht länger ſein.

Ich bin, antwortete Andreä gefaßt, kein Miethling, der ſeine Heerde verläßt, ich will mit der mir anvertrauten Gemeinde untergehen, wenn es ſein muß, aber ich bleibe bei ihr. Ihr ſeid Soldat, nehmt mit Euch, was ich Euch zu Eurem beſſern Unterhalt geben kann, denn Ihr ſeid wirklich arg mitgenommen und abgeriſſen. Kämpft muthig fort für unſer heiliges Evangelium und die deutſche Freiheit! Gott wird es Euch lohnen.

Aus Eurer Hand, erwiderte der Ritter mit Rührung, kann nur Segen für mich kommen. Ich danke

Euch, Ihr erhebt wahrlich meinen gebeugten Muth. Wenn Ihr nicht verzagt, der Ihr wehrlos den Streichen des grimmigsten Feindes blosgestellt seid, ziemt es mir nicht, der ich noch das Schwert schwingen kann, je die Hoffnung aufzugeben. Ich schwöre Euch, ich will streiten für das heilige Evangelium und für die deutsche Freiheit bis in den Tod, so wahr Gott mir helfe. Ich habe auf Wallenstein gebaut und mein Vertrauen wurde zu Schanden, ich habe auf Gustav Adolf gebaut und mein Glaube wurde zu Schanden. So will ich einzig auf dich vertrauen, Gott der Gerechtigkeit, und nimmermehr verzagen.

Andreä's Freunde hatten nicht ohne Mühe ein frisches Pferd aufgetrieben, auf dessen Rücken der Ritter, nachdem er von dem Pfarrer und seiner sanften bleichen Tochter auf wahrscheinliches Nimmerwiedersehen in dieser Welt einen seelenvollen Abschied genommen hatte, die durch ein Wiesenthal sich schlängelnde Nagold hinabritt.

Ueber diesem malerischen Thale, in dessen lieblichster Mitte das weltberuhmte Kloster Hirsau, damals noch unzerstört in seiner vollen Schönheit prangend, den ewigen Frieden zu heiligen schien, brütete die heiße Sonne des Spätsommers bei unumwölktem Himmel doch mit einem geheimnißvoll drohenden giftigen Strahle.

Funftes Capitel.

Was Ritter Schenk warnend vorausgesagt hatte, erfüllte sich schon am folgenden Tage. Johann von Werth erschien mit seinen geflügelten Scharen vor der Stadt und umzingelte sie, um sie gänzlicher Vernichtung preis zu geben, denn die Katholiken in Weil der Stadt, längst auf die gewerbefleißige Nachbarstadt eifersüchtig, hatten ihm verrathen, was in Calw mit dem Bildniß des Papstes vorgegangen war, und er hatte geschworen, das ganze Ketzernest auszurotten.

Arglistig empfing er die Geldsumme, welche die reichen Weber ihm als Brandschatzung überbrachten, und sicherte der Stadt Schonung zu, kaum aber hatten die geängstigten Bürger wieder Athem geschöpft und im Vertrauen die Thore geöffnet, als er das Zeichen zum allgemeinen Morde gab und die Brandfackeln anzünden ließ.

Wuth- und Jammergeheul erfüllte die Straßen, eine Menge Menschen kamen durch das Schwert oder in den Flammen um. Weil aber ein Theil der Stadt dicht an die hohen Tannenwälder grenzt, die sich von den steilen Bergen tief ins Thal hinabziehen, gelang es einem Theile der Einwohner, unter Leitung ihres

Pfarrers, auf dieſer Seite zu entkommen und wenigſtens das nackte Leben zu retten.

Von der Höhe herab ſah Andreä, wie ſein freundliches Pfarrhaus, ein reicher Sitz der Muſen voll von Büchern, ſeltenen Handſchriften und einer auserleſenen Sammlung altdeutſcher Bilder, die er durch den Fleiß vieler Jahre zuſammengebracht hatte, in Rauch aufging. Dorothea hing ſchluchzend in ſeinem Arme. Sein Athem ſtockte, ein bitterlicher Schmerz bewegte ihm das Herz. Allein er wandte den Blick raſch und muthig ab. Hier galt es mehr als Bücher und Bilder, hier galt es Menſchen zu retten, und aller anderen Sorgen ſich entſchlagend, trieb er, wie ein Hirt die vor dem Gewitter fliehende Heerde, ſo ſeine in Todesangſt zitternde Gemeinde, ſonderlich die ſchwachen Weiber und Kinder auf dem ſteilen und von Tannennadeln geglätteten Bergpfade hinan, führte hier eine Niedergeſunkene, ſchleppte dort Kinder an den Armen und auf dem Rücken fort, ſo viel er tragen konnte, und brachte ſo noch einige hundert Menſchen glücklich in Sicherheit.

Das tiefe Walddickicht jener Gegenden bot geheime Schlupfwinkel dar, zu denen wenigſtens die feindlichen Reiter keinen leichten Zugang fanden. Deshalb blieben die Calwer auch auf dem Gebirge unverfolgt. Es war die Zeit, in welcher die meiſten Waldbeeren reifen, die in Menge von den Kindern

gesammelt wurden. Da man aber keine andere Nahrung hatte und aus den größtentheils verbrannten oder ausgeplünderten Dörfern des Nagoldthales zwar Bauern mit Weib und Kind auf die Gebirge geflüchtet kamen, aber selber kein Brot mehr hatten, und überdies die Leute schlecht gekleidet waren und die Nächte kälter wurden, so herrschten in den Waldlagern der Flüchtlinge Hunger, Krankheiten und namenlose Noth. Weil überall noch feindliche Scharen und bewaffnete Plünderer umherzogen, durfte man sich nicht in die Thäler und baumlosen Gegenden hinabwagen. Unter den Bauern selbst ergriffen nicht wenige die Handthierung der Räuber und wurden, wie man es damals nannte, Schnapphähne, um wegzuschnappen, was noch zu finden war, ehe es die Soldaten nahmen, oder auch um es den einzelnen Soldaten, denen sie heimlich auflauerten, wieder abzunehmen.

Andreä hielt mit übermenschlicher Anstrengung seine Gemeinde beisammen und half und tröstete mit nie zu ermüdender Geduld. Als die Noth am größten war, alle Lebensmittel mangelten und schon mehre seiner Gemeindeglieder aus Erschöpfung gestorben waren, hielt er den Verzagenden einen Waldgottesdienst, im Tempel, dessen Säulen uralte Tannen bildeten, und versuchte, ob das Wort Gottes nicht die Hungernden speisen könne.

Sein inniges Vertrauen zu Gott, sein fester Glaube an die Hülfe Dessen, der sein auserwähltes Volk mit Manna speiste und dem Propheten seinen Raben zusandte, sollte nicht getäuscht werden. Denn ehe er noch seine Predigt ganz geendigt hatte, hörte man den Jägerruf, durch den man sich in den Wäldern aus weiter Ferne Kenntniß von einander zu geben pflegt, und erwiderte ihn, worauf in kurzer Zeit Bauern mit Körben voll Brot und anderen Nahrungsmitteln erschienen, die ein den Calwern wohlbekannter Holländer aus dem Murgthale herbeiführte.

Dieser Holländer, der reiche und rechtschaffene van der Lüe, hatte schon geraume Zeit im Schwarzwalde den Ankauf von Hochstämmen geleitet, welche durch die Murg, Enz und Nagold auf dem Rheine nach seiner Heimat geschafft und dort zu Schiffsmasten für die immermehr aufblühende holländische Marine verwendet wurden. So lange die Schweden noch den Rhein beherrschten, war ihnen die Wasserstraße offen geblieben. Jetzt erst trat die Besorgniß ein, daß er durch das siegreiche Vordringen der Kaiserlichen an den Rhein wieder gesperrt werden würde; allein van der Lüe ließ die ihm liebgewordenen Schwarzwälder in der Gefahr nicht im Stiche und wandte gern Alles, was er an Geld mit sich führte, zur Rettung derselben an.

Als ihm Andreä im Namen der Gemeinde mit

inniger Rührung gedankt hatte und dann Alle aufforderte mit erhobenen Händen dem höchsten Geber im Himmel, der sie in der Noth nicht verlassen hatte, Lob und Preis zu sagen, leisteten ihm Alle Folge.

Der Holländer aber schlug mit der Hand an eine riesenhafte Weißtanne, wie sie so majestätisch und malerisch nur aus dem Granit des Schwarzwaldes emporwachsen, und sagte: Verzaget nicht, meine unglücklichen schwäbischen Freunde! Seht! hier halte ich die Fahne des Evangeliums. Eure Tannen werden zu Masten unserer weltumsegelnden Schiffe, durch die wir allen Königen Trotz bietend unsere Glaubensfreiheit behaupten und auf denen wir die heilige Schrift und die Missionaire als neue Apostel über alle Meere zu den fernsten Völkern tragen. Aus euren Tannen sind die Masten gemacht, die sechstausend und sechshundert an der Zahl, eben jetzt in unsere sandigen Ufer eingerammelt werden, um die große neue Kirche von Amsterdam zu tragen, in der die Seebelden beten werden, ehe sie von dannen fahren und wenn sie wiederkehren. Die Wasser, die von euren Bergen rinnen, sie fließen alle ins freie Meer. Wer dieses unermeßliche Meer gesehen hat und auf ihm unsere nie besiegte Flagge, der kann nicht mehr zittern für den freien Glauben. Sollte jemals diese schöne alte deutsche Erde für das Evangelium verloren gehen, so wird es doch herrschen auf

dem Meere und über dem Meere auf der neuen Erde. Dort, wenn das ärgſte über euch kommt, ſucht eure Zuflucht.

Sechstes Capitel.

Am Rande eines Waldes im ſchwäbiſchen Unterlande hatten damals die Kroaten den langen Tapper, weil er ſie im Kartenſpiel betrogen, nicht nur jämmerlich durchgeprügelt und aller ſeiner Beute und Waffen beraubt, ſondern auch noch mit den Händen dergeſtalt am Aſt einer Eiche aufgehängt, daß er den Boden eben nur mit den Zehen ſeines langgereckten Leibes berühren konnte. In dieſer verzweifelten Lage ließen ſie ihn in der menſchenleeren Gegend allein.

Der alte Fuchs empfand weniger empfindlich die brennenden Schmerzen der Stricke, an denen er hing, als die Demüthigung, daß er mit aller ſeiner Liſt ſich von den dummen Kroaten hatte übertölpeln laſſen. Er ſchnitt gräßliche Geſichter und fluchte alle Teufel aus ſeinem Halſe heraus. Zuweilen machte er convulſiviſche Bewegungen, bald um ſich zum Aſt empor zu ſchwingen, bald um unten feſtern Boden zu faſſen, aber jedesmal umſonſt und war daher ſchon

gefaßt, hier zu verſchmachten oder den Wölfen zum Fraße zu dienen.

Da bemerkte er von ferne den vertrauten Kameraden, der ihn ſuchte, ein kleines buckliges Ungeheuer mit vorſtehenden Zähnen in dem runden Fiſchmaule und glotzenden Fiſchaugen, vulgo der kurze Troll genannt. Berüchtigt wegen ſeiner unſäthigen Freßbegier, hatte er ſich auch diesmal mit geraubten Broten, Schinken und Würſten ſchwer bepackt und pfiff höchſt gemüthlich ein Liedchen, als er den jammernden Hülferuf des alten Freundes und Meiſters vernahm. Er kam näher, legte ſeine Bürde ab, gaffte den Hängenden an und brach in ein ſeelenvergnügtes Lachen aus.

Der lange Tapper war über dieſes Betragen wüthend und machte vergebliche Verſuche, den fühlloſen Gefährten mit Fußſtößen zu erreichen. Dieſes Gekrappel des Langbeinigen aber reizte den Kleinen nur noch mehr zum Lachen.

Erſt will ich eſſen, ſagte er dann und ließ ſich bequem zwiſchen ſeinen Victualien nieder, unter denen ſein gefräßiger Mund eine ſtaunenswürdige Verheerung anrichtete. Während dieſes Schmauſes aber pflog er eine freundliche Unterhaltung mit dem Tapper.

Deine überaus ſchöne Länge, bemerkte er, hat ſich mir noch niemals in einem ſo vortheilhaften Lichte dargeſtellt, wie jetzt.

O Troll, liebes Trollchen, wimmerte der Gehängte, steig auf den Baum und schneide den Strick ab, oder lege mir wenigstens einen Stein unter die Füße.

Bitte nur noch ein Weilchen, antwortete der Schmausende, es hört sich so gut mit an. Du hast es ohnehin doch in deinem Leben noch nicht gethan, sondern mich immer nur ausgescholten und gezankt.

Alles ist ja nur zu deinem Besten geschehen, um dich zu cultiviren, denn ich habe dich sehr aus dem Rohen bearbeiten müssen, was man dir jetzt noch ansieht.

Sieh, lieber Langer, wie ich dich jetzt so vor mir sehe, fällt mir allerlei ein, was seit dem Anfange unserer Freundschaft zwischen uns vorgefallen ist, und es juckt mich in allen zehn Fingern, dir meine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen. Wie wär's, wenn ich mich im Pistolenschießen nach dir übte oder ein kleines Feuerchen unter Dir anflammte?

Ach das bringst du nicht über das Herz, Troll, dafür kenn' ich dich, du bist ein gar zu guter Junge.

Weißt du noch, als ich noch ein dummer Bauer war und du zum erstenmal in mein Haus kamst und meinem bösen Weibe lehrtest, wie sie mir künftig folgen solle?

Du hast mir ja selbst das Licht gehalten, guter Junge.

Und als ich mit dir zog und wir in Regensburg den Einzug des Kaisers mit anschauen wollten —

Drückte ich dir im Gedränge den Hut bis auf die Achsel hinunter, daß du nichts sehen konntest, guter Junge.

Und als wir einmal auf der Donau zusammen fuhren und das Schiff einen Leck bekam —

Stopfte ich mit dir kleinem dicken Kerl den Leck zu, ha ha ha.

Nun siehst du, und wie oft hast du mit mir die Thüren eingerannt, wie oft bin ich für dich von Anderen und für mich von dir selber geprügelt worden? Wie oft hast du geschlemmt und ich habe Wache stehen und die Zeche bezahlen müssen? Wie oft hast du mir in kalten Nächten den Mantel genommen, dich doppelt zugedeckt und mich frieren lassen?

Hat dich denn nicht dein eigenes Fett immer warm genug gehalten?

Kurz und gut, jetzt wollen wir einmal abrechnen.

Troll, mach mich los. Ich halt' es ins Teufels Namen nicht länger aus.

Wirst's schon lernen. Ich thu' es absolut nicht. Ich lasse dich wenigstens hängen, wenn ich nicht noch etwas Schlimmeres thue.

Bilde dir doch nicht ein, daß du das Herz da-

zu hätteſt, einfältiger Tropf! Du kannſt nicht ohne mich leben, das iſt einmal gewiß. Das ſteht in den Sternen geſchrieben.

Ich muß erſt abgefüttert haben, nachher will ich mich beſinnen.

So will ich dir wenigſtens ein Tiſchgebet halten, ſagte der Tapper und ſchrie alle Flüche, die er in ſeiner langen Laufbahn gelernt hatte, auf den behaglich Schmatzenden hinunter.

Endlich erhob ſich der Kurze und ſagte: Nun bin ich fertig und wenn ich ſatt bin, werde ich immer weichherzig und habe mit der Creatur Mitleiden. Wenn du mir verſprichſt, daß du künftig mehr Reſpekt vor deinem alten Kameraden haben willſt, ſo werde ich einen vergeblichen Verſuch machen, dich von deinen Banden zu erledigen.

Nun ſo ſchwöre ich dir zehntauſend falſche Eide.

Jetzt ſei einmal recht geſcheidt und ſage mir, wie ich's machen ſoll, denn, daß ich nicht auf den Baum klettern kann, begreifſt du.

Nun ſo ſchieß den vermaledeiten Strick entzwei.

Der Kurze legte an, zielte aber nach des Tappers Kopfe.

Spitzbube, ſchrie dieſer, du wirſt doch nicht?

Nun ſo duck dich.

Der Lange duckte ſich mit dem Kopfe, ſo tief er konnte. Der Kleine zielte gut, gab Feuer und der

Strick zerriß. Da fiel der ausgereckte Leib in ſich zuſammen, ſo matt, daß er ſich eine Weile nicht wieder aufrichten konnte.

Endlich erhob ſich der Tapper wieder, machte die Hände vollends von dem abgeriſſenen Stricke los und ſchlenkerte die langen dürren Finger, um ſie wieder einzurenken, im Kreiſe umher, wobei ſie in unſanfte Berührung mit den Backen des Kurzen kamen, dem er zugleich mit liebkoſenden Worten für ſeine Hülfe dankte: Du biſt doch ein erzguter Kerl, Trolle, ſo einen Kameraden gibt's auf der Welt nicht mehr.

Siebentes Capitel.

Die beiden Vagabunden ſchloſſen ſich den raubmörderiſchen Horden an, die, nachdem Heilbronn ausgeplündert und verbrannt war, unter Iſolani ins Frankenland einfielen, Würzburg wieder eroberten und die Schrecken der kaiſerlichen Waffen bis nach Thüringen trugen.

Als dritter Kamerad hatte ſich jenen beiden der rothe Schneider zugeſellt, ſo genannt von ſeinen rothen Haaren und weil er vordem des Schneiderhandwerkes ſich befleißigt hatte. Seine Geſellen aber

witzelten, er heiße der Schneider, weil er sich des scharfen Messers so gut zu bedienen verstehe, und roth von dem vielen Blute, das er schon vergossen habe. Seine Gesichtsfarbe war auffallend weiß und mit Sommersprossen getigert, seine Miene kalt und nichtssagend, wenn sie nicht durch die Mordbegierde aufgeregt wurde, deren Wollust ihn mehr reizte, als das Beutemachen.

Im weinreichen Tauberthale kamen diese drei Böse-wichter einmal zu einer Mühle, deren wohlhäbiges Aussehen und einsame Lage ihnen einen guten Fang versprach. Sie traten mit ganz ehrlichen Mienen ein und sagten ihr: Gelobet sei Jesus Christ! Sie wurden daher auch freundlich aufgenommen und bewirthet. Nachdem sie aber ausgekundschaftet hatten, daß es sich hier nur um den Müller und seinen Knecht, die hochschwangere Frau und eine Magd handle, begannen sie die Ausübung ihres gewöhnlichen Handwerkes mit einem Schuß, der den starken Müllerknecht augenblicklich todt niederstreckte. Darauf wurde der zitternde Müller sammt Frau und Magd mit Stricken gebunden und nach dem Gelde gesucht. Sie glaubten aber nicht genug gefunden zu haben und da in jenen Kriegszeiten die Besitzenden gewöhnlich ihre Nothpfennige vergruben oder sonst gut versteckten, und es daher von Seiten der Plünderer ebenso herkömmlich war, gewisse praktische Torturen anzuwenden, um

den Eigenthümern das Geſtändniß abzupreſſen, wo das Verborgene zu finden ſei, ſo verfehlten die drei Vagabunden auch diesmal nicht, den Müller in die Kur zu nehmen und zwar bedienten ſie ſich des beliebten ſogenannten Schwedentrankes, einer Miſtlauge, die dem Patienten ſo lange in den Mund gegoſſen wurde, bis er bekannte.

Trink, Brüderchen, trink! ſagte der lange Tapper und war eifrig befliſſen mit Hülfe des Troll, des Müllers hölliſchen Mundſchenken zu machen.

Unterdeß war der rothe Schneider in der Nebenkammer, in der die beiden Frauenzimmer gebunden lagen, eifrig beſchäftigt. Man hörte das Todesgeſchrei der Müllerin und nicht lange darauf kam der Schneider mit blutigen Händen heraus und ging an den Bach, um ſich wieder abzuwaſchen.

Aber Pferdegetrappel von Außen unterbrach die Mörder. Wie der Blitz ſprang der lange Tapper ans Fenſter, und da er einen Zug von Reitern, an der Spitze einen Offizier, welchem der ihm wohlbekannte Feldpater zur Seite ritt, wahrnahm, machte er ſich mit dem Troll eilends durch die Hinterthür davon und verſchwand in die Weinberge.

Dem Schneider ging es nicht ſo gut. Er wurde am Bach ergriffen, als er eben das Kleinod, deſſen er ſich in der Mühle verſichert hatte, gereinigt hatte. Das war der Skalp eines ungebornen Kindes, ein

Talisman, der, wenn man ihn auf der Bruſt trug, zuverläſſig gegen Hieb, Stich, Schuß, Galgen und Rad und jede Todesart ſchützen ſollte.

Der Müller und die Magd wurden gerettet. Ein Crucifix, ein Madonnenbild und mehre Heiligenbilder in der Mühle bewieſen die Frömmigkeit der gutkatholiſchen Familie, ſo daß nicht einmal Religionshaß oder das traurige Wiedervergeltungsrecht die katholiſchen Soldaten entſchuldigte, die hier einen ſo graßlichen Frevel begangen hatten. Floreſtin tröſtete den unglücklichen Müller ſo viel als möglich war und forderte dringend von dem Offiziere die Strafe des ertappten Mörders. Der Offizier theilte ſeine Entrüſtung, hielt ſich aber nicht für competent, über den Böſewicht das Standrecht zu verhängen, und nahm ängſtliche Rückſicht ſowol auf den General Iſolani, der das Räuberſyſtem durch ſein unwürdiges Beiſpiel heiligte, als auf die Neigung ſeiner eigenen Leute. Floreſtin ſenkte in tiefer Schwermuth den Kopf. Keine Klage, keine Verwendung bei dem Feldherrn konnte hier helfen, ja beim Kaiſer ſelber nicht. Die Zahl der Schuldigen war zu ungeheuer groß. Er blickte in ein Meer des Jammers, ohne Troſt, ohne Rettung, und ſehnte ſich nach ſeinem Kloſter zurück.

Der Schneider wurde zwar als Delinquent mitgeſchleppt, aber ſo ſchlecht bewacht, daß er bald wieder entwiſchen konnte. Ich wußte es wol, ſagte

er, als er sich in Sicherheit befand, daß es mich nicht das Leben kosten würde, denn ich verstehe die Kunst und bin gefeit. Mir kann Niemand etwas anhaben.

Nicht weit davon erlitten unterdessen seine beiden Gesellen eine arge Demüthigung. Sie wurden nämlich in einem Seitenthale, als sie sich in die Nähe eines noch intacten und gutbevölkerten Dorfes wagten, und der lange Tapper nach seiner Gewohnheit eine junge Bauerndirne, die im Felde arbeitete, nicht in Ruhe zu lassen vermochte, von auf deren Geschrei herbeilaufenden Bauern barbarisch durchgeprügelt und dabei ihrer Waffen und ihrer Habe beraubt. Den Tapper retteten seine langen Beine, aber der Troll wurde niedergeworfen und wäre des Todes gewesen, wenn ihn nicht sein Buckel gerettet hätte. Indem nämlich die Bauern immer diesen zum Ziel ihrer Schläge wählten, merkten sie nicht, daß sie auf einen ganz unempfindlichen Theil trafen, bis der Buckel zerplatzte und klirrend seinen silbernen und goldnen Inhalt vor den erstaunten Blicken der Bauern ausschüttete. Der künstliche Buckel war ein heimliches Versteck der kostbarsten Beute gewesen, die der kleine schlaue Räuber seit vielen Jahren gesammelt hatte. Man nahm jubelnd das volle Nest aus und ließ in einer Art von Dankbarkeit den armen Teufel springen.

An einem sumpfigen See hinter einem Galgenberge fanden sich die drei Helden wieder zusammen,

um einander ihr Leid zu klagen. Sie hatten Alles verloren und nichts als zerſchlagene Glieder davongetragen.

So ein miſerables Abenteuer iſt mir doch in meinem Leben noch nicht begegnet, ſeufzte der Tapper.

Achtes Capitel.

Von Allem entblößt und hungrig, ſannen ſie darauf, wie ſie vor Nacht noch etwas zu eſſen bekommen wollten und welches abgelegene Haus ſie etwa ohne Gefahr überfallen könnten, als ſie von fern bewaffnete Menſchen kommen ſahen. Es waren Bauern aus der Gegend, wo die Mühle lag, und die Vagabunden täuſchten ſich nicht, indem ſie gleich nichts Gutes von ihnen vermutheten. Denn die Bauern ſuchten in der That Niemand anders, als die nach Ausſage der Magd durch die Weinberge entſprungenen Mörder, die durch ihre auffallenden Geſtalten kenntlich genug waren.

Der See lag dicht dabei. Hurtig entſchloſſen ſich die drei Böſewichter, ſich in demſelben zu verbergen, und ſtanden ohne ſich zu regen, bis an den Hals im

Waſſer, die widerlichen Köpfe wie Fröſche oder vielmehr wie Dämonen der Unterwelt aus dem Sumpfe hervorreckend, aber den ſpähenden Bauern durch das dichte Schilf verborgen. Zum Glück für ſie hatten die Bauern keine Hunde bei ſich und obgleich ſie wiederholt am Ufer umher ſchweiften, merkten ſie doch nichts von der Nähe Derer, welche ſie ſuchten.

Ueber eine Stunde lang ſchwebte das Kleeblatt in Todesängſten, bis ſich endlich die Bauern wieder entfernten. Dann krochen die halberſtarrten Gauner aus dem eiskalten Waſſer wieder heraus, ſchüttelten ſich und ſtanden ſchlotternd und zähneklappernd da. Ihre Noth war groß. In ein Dorf durften ſie ſich nicht mehr wagen. Sie mußten die Nacht abwarten, um nur überhaupt die ganze unheimliche Gegend unbemerkt verlaſſen zu können.

Indem ſie Blicke voller Furcht umher warfen und ſich immer noch möglichſt verſteckt hielten, brach doch zuerſt bei dem langen Tayver der alte Heroismus wieder durch und wechſelten Ausbrüche des wildeſten Zornes mit der ſtummen Reſignation ab. Der Troll aber klagte jämmerlich über ſeinen langen Magen und über die troſtloſe Gewißheit, daß er heute in nichts mehr zu beißen haben würde, außer vielleicht im Gras.

Als die Nacht hereinbrach, wälzte der lange Tayver in ſeinem trotzigen Gemüthe einen großartigen

Entſchluß und nachdem derſelbe zur Reife gediehen war, theilte er ihn ſeinen Unglücksgefährten mit.

Wir haben heute, begann er, Tag- und Nachtgleiche. Von nun an werden die Nächte wieder länger als die Tage, und beginnt alſo in heutiger Mitternacht das Reich der Finſterniß, in dem Satanas den Meiſter ſpielt. Bei ſeinem Regierungsantritte aber iſt er am beſten gelaunt und aufgelegt, wie alle Regenten in der Welt. Deshalb iſt mein Rath, wir benutzen dieſe Nacht, um ihn in unſerer Noth zu Hülfe zu rufen und uns ihm mit Leib und Seele zu ergeben, wofür er uns, ſo lange wir leben, Glück und Luſtbarkeit die Hülle und Fulle verſchaffen muß.

Wenn du's machen kannſt, ſagte der rothe Schneider, ſo iſt mir's recht. Ich kann es nicht. Ich habe den Teufel ſchon oft angerufen und er hat doch niemals kommen wollen.

Das verſtehſt du nicht, erwiderte der lange Tayyer mit einem gewiſſen gelehrten Eifer, der Teufel iſt ein Herr, dem man nur mit vielen Ceremonien nahe kommen darf. Da genügt es nicht, ihm blos wie einem Hunde zu rufen: Komm, Teufel, komm! Hört mich an. Ich habe Alles ſchon wohl überlegt und ausgedacht. Dort gerade über uns auf dem nächſten Berge ſteht der Galgen. Wenn ihrer drei um Mitternacht auf dem Galgen reiten und den Teufel mit Fauſt's Hollenzwang, den ich ſo gut wie

auswendig weiß, citiren, dann muß er kommen. Habt ihr also Courage genug, so laßt uns Mitternacht abwarten und dann auf den Galgen hinaufklettern.

Der kurze Troll machte verschiedene Einwendungen, aber der lange Tapper zankte ihn aus und sagte: Dummer Kerl, du wirst dir doch nicht einbilden, daß du jemals in den Himmel kommst. Wenn dich nun doch der Teufel holt, was kannst du Klügeres thun, als ihm deine Seele wenigstens theuer zu verkaufen und dir gute Tage zu machen. Dient dir einmal der Teufel, so wirst du nie mehr hungern, sondern er wird dir jeden Augenblick verschaffen, wonach dich gelüstet. Wenn du dir jetzt zum Beispiel vorstellst, wie ein Schweinebraten duftet und frisches Sauerkraut, oder ein in Butter geschmalzter Kapaun, bairische Dampfnudeln und Schwedenköpfe —

O halt ein, halt ein! schrie der Kurze und strich sich das schlappe Bauchfell.

Das Alles, fuhr der Tapper fort, tischt dir der Teufel natürlicherweise gleich auf, sowie der Pact abgeschlossen ist, und einen Geldsäckel bekommst du obendrein, der nie leer wird, und im Kartenspiel mußt du immer gewinnen.

Außer wenn ich mit dir spiele, fiel der Kurze ein. Nun ins Teufels Namen, so will ich euch als guter Kamerad nicht im Stiche lassen.

Die Gauner schlichen sich unter den Galgen und als endlich die Mitternachtsglocke in dem ziemlich entfernten Dorfe schlug, deren einzelne Schläge sie aber deutlich vernahmen und abzählten, stieg der lange Tapper in der Finsterniß die Leiter des dreibeinigen Galgens hinan, hinter ihm der rothe Schneider und zuletzt der Troll, der sich ängstlich jenem an den Rockschooß hing. Darauf setzten sie sich rittlings hintereinander auf den Querbalken, an den sie sich mit beiden Händen festklammerten, und der Tapper begann die Beschwörung: Wir, die um Mitternacht zwischen Sommer und Winter, auf dem dreibeinigen Todtenpferde, auf dem man in die Hölle reitet, noch lebendig und warmen Odems einherreiten, beschwören euch Teufel alle mit dem ganzen höllischen Heere, in der Hölle, in der Erde, in den Lüften und Gewässern, in Steinklüften und im Feuer, wo ihr nur an allen Orten unter dem Himmel sein mögt, keinen ausgenommen, daß ihr uns augenblicklich einen Geist sendet, der uns hilft zu Land und zu Wasser, im Wachen und im Schlafen, uns behütet vor den Feinden, uns die Schlüssel bringt zu allen Schätzen über und unter der Erde und zu aller Weiber Herzen; wofür wir uns euch mit unserem Blute verschreiben wollen, binnen dreißig Jahren euer zu sein und euch zu dienen, wie ihr uns gedient habt. Schwarze Nacht, öffne deinen Schoos und gebäre deinen Sohn, den mächtigsten

unter den Geiſtern der Finſterniß, für unſere ſpähenden Augen und unſere horchenden Ohren. Fleuch aus, ſchwarzfittiger Vogel, und bringe in deinem Schnabel den Siegelring der Hölle, auf daß wir unſer Bündniß beſiegeln!

Die Beſchwörung war noch nicht vollendet, als aus einem verworrenen Geräuſche von Menſchenſtimmen heraus, das ſich ſchon ſeit einigen Minuten hatte vernehmen laſſen, eine grobe Stimme heraufrief: He da, ihr Nachtgeſpenſter, wer ſeid ihr? Was grölt ihr da oben?

Der Tapper rief zornig hinunter: Wir citiren den Teufel und wenn ihr ſelber keine ſeid, ſo lauft eilends davon, ſonſt holt er euch.

Brave Burſchen, brave Burſchen, ſchrie es unten. Kommt herab, wir ſind gute Kameraden.

Es war der Hauptmann Geyer mit ſeiner Bande, unter welcher die drei Galgenvögel freudige Aufnahme fanden. Man beſchloß ſogleich, das Dorf zu überfallen, das am andern Morgen nur noch ein rauchender Schutthaufen war.

Neuntes Capitel.

Sobald die ſchwediſche Beſatzung in Würzburg hatte capituliren müſſen und der unaufhaltſame Strom der Iſolaniſchen Kroaten und ihrer raubgierigen Parteigänger ſich über das ganze Stiftsgebiet zu wälzen begann, ließ ſich Bernhard von Heldrungen auf Wildeck durch den Verluſt ſeiner rechten Hand nicht abhalten, ſich zum Kampfe zu rüſten und einen Aufruf an alle wahrhafte Proteſtanten der Umgegend und der nahen thüringer Grenze zum Behufe gemeinſamer Vertheidigung zu verbreiten. Allein die Furcht hatte ſich der Gemüther ſchon zu ſehr bemächtigt. Es gelang ihm nur, einige hundert Getreue, durch verſprengte Schweden verſtärkt, um ſich zu ſammeln.

Bevor er auszog, traf er Anſtalt, daß Roſalie mit ihrer beſten Habe ſowie auch Tinius und der Pfarrer mit ſeiner Familie ſchleunigſt in den proteſtantiſchen Norden flüchten konnten, ſobald ihnen die Gefahr nahe käme. Roſalie ſah ihn mit bitterem Schmerz, aber auch mit Stolz von dannen ziehen, denn ſein Heldenmuth ſchmeichelte ihrem innerſten Gefühle ebenſo ſehr, als die Möglichkeit ſeines Verluſtes ihr das Herz zuſammenpreßte.

Kaum hatte er das ſchöne Thal verlaſſen, als

auch schon eine unruhige Bewegung in den benachbarten katholischen Orten ausbrach, denn hier wurde ein unversöhnlicher Haß gegen Wildeck genährt, weil es dem Besitze der Kirche entfremdet worden war durch eine entsprungene Nonne und insbesondere wegen des berüchtigten Hexenprozesses. Man war also in Wildeck in der ängstlichsten Spannung und jeden Augenblick auf die Flucht gefaßt.

In Königshofen hielt sich der schwedische Oberst Prink. Heldrungen wollte die Stadt entsetzen, war aber nicht stark genug. In einem blutigen Gefechte unterlag er der Uebermacht und mußte sich zurückziehen.

In diesem Gefechte wurde der junge Vollmar, der sich als Freiwilliger dem Zuge Heldrungen's angeschlossen hatte, versprengt und von einem Kroaten, der es mit besonderer Wuth auf ihn abgesehen zu haben schien, so lange verfolgt und mit Pistolenschüssen geängstigt, bis sein Pferd stürzte und er sich gefangen gab.

Als er den Kroaten näher ins Auge faßte, schämte er sich, vor einem so blutjungen Burschlein die Waffen strecken zu müssen, mußte sich aber von ihm die Hände binden und als Gefangener fortführen lassen, denn der Kroat war ein kleiner Teufel und ließ nicht mit sich spaßen. Vollmar dankte im Stillen Gott, daß er wenigstens mit dem Leben davon gekommen war, hegte indeß noch große Angst vor den Kameraden

ſeines Ueberwinders, die vielleicht kürzern Prozeß mit ihm machen würden.

Der Kroat hatte aber durchaus keine Eile, ſich ſeinem Corps wieder anzuſchließen, ſondern ſchlug abſichtlich eine leere Straße ein, um gegen Abend in einem abgelegenen kleinen Bauernhauſe einzukehren, das von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden war.

Hier machte er ſich's, nachdem er für das Pferd geſorgt hatte, bequem, holte ſein Flaſchenfutter herbei, löſte die Bande ſeines Gefangenen auf und hieß ihn kameradſchaftlich an den Tiſch ſitzen, um mit zu eſſen und zu trinken. Vollmar mußte ihm erzählen, wie er hieße, wer und woher er ſei.

Als der Kroat erfuhr, daß er einen Vicar vor ſich habe, erkundigte er ſich ſchelmiſch, ob es die proteſtantiſchen Geiſtlichen, wie er gehört habe, im Punkte des ſechsten Gebotes wirklich ſo viel genauer nehmen, als die katholiſchen? Das war für Vollmar eine Gewiſſensfrage, über die er, trotz ſeiner perſönlichen Verworfenheit, im Namen ſeiner beſſeren Standesgenoſſen erröthete. Da er aber den Kroaten für einen luſtigen Bruder hielt, von dem er nichts zu beſorgen habe, und der Wein ihn munter machte, ſo geſtand er ihm, er ſei von Fleiſch und Blut wie ein Anderer.

Hübſch biſt du wenigſtens, ſagte der Kroat, und die Weiber werden nicht ſo dumm ſein, es nicht ſchon gemerkt zu haben. Nicht wahr?

Vollmar seufzte.

Du seufzest, rief der Kroat laut lachend, also hast du wol unglücklich geliebt?

Sehr unglücklich.

Nun so tröste dich mit einer Andern.

Sobald ich wieder frei bin, werde ich deinem guten Rathe folgen.

Vielleicht thust du es auch noch in der Gefangenschaft, denn du mußt wissen, daß ich dich nicht sobald wieder loslassen werde. Aber der Wein macht mir heiß —

Damit nestelte der junge Kroat seine lange mit vielen Litzen zusammengeschnürte rothe Jacke auf und ließ seinen Gefangenen in die blendende Weiße eines jungen Mädchenbusens blicken, denn der kleine tapfere Kroat war Niemand anders, als Dame Courage.

Vollmar prallte erschrocken zurück, aber er war auf die angenehmste Weise von der Welt erschrocken.

Halt, rief Libuschka und hielt ihm feierlich ihre lange Sackpistole vor: Du bist mein Gefangener und ich befehle dir, auf der Stelle mein Liebhaber zu werden. Du hast nur die Wahl: stirb, oder liebe mich.

Vollmar begriff schnell den Vortheil, in dem er sich gegenüber seiner ebenso wilden als reizenden Feindin befand, warf sich vor ihr auf die Knie und küßte ihre kleine weiße Hand mit Inbrunst.

Sie steckte die Pistole wieder in den Gürtel, strei-

chelte ſeine vollen Locken und hob ihn empor, um ihn aufs freundlichſte zu küſſen.

Vollmar konnte ſich lange nicht von ſeiner Ueberraſchung erholen. Das kleine tolle Abenteuer verſcheuchte vollends jede Befürchtung aus ſeiner Seele, ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit und war die angenehmſte Nahrung für die Leidenſchaft, die ihn verzehrte. Um in den Cultus der Göttin Venus, dem er ſchon lange anhing, aufs vollkommenſte eingeweiht zu werden, hätte ihm keine kundigere Prieſterin entgegen kommen können. Vor dieſer ſüßen Wirklichkeit verſchwand das geſpenſtiſche Bild, das ſeine ſchuldbeladene Seele bisher verfolgt hatte.

Libuſchka erzählte ihm, ſie könne es nicht länger bei dem alten Iſolani aushalten und verlange um jeden Preis ins ſchwediſche Lager zurück. Wenn er Muth habe, ſolle er mit ihr fliehen. Sie werde ſchon dafür ſorgen, daß er bei dem tapfern Heere des Herzogs von Weimar als Feldprediger angeſtellt werde, wenn er es nicht vorziehe, als Offizier zu dienen.

Vollmar ergriff dieſe Gelegenheit mit Freuden, die ihm verhaßt gewordene Heimat zu verlaſſen.

Zehntes Capitel.

In derſelben Nacht wurde Heldrungen's Herz von furchtbaren Qualen zerriſſen. Eine böſe Ahnung trieb ihn, mit ſeiner Schar nach Wildeck zurückzueilen, aber die müden Pferde vermochten es nicht. Es war ſchon tief im Herbſte und die lange Nacht brach zu ſchnell herein. Als er die Höhe des Nonnenkloſters erreichte, aus dem er einſt ſeine geliebte Roſalie entführt hatte, ſah er im Hintergrunde des wohlbekannten Thales einen Feuerſchein. Es war ſein Wildeck. Mit jeder Minute wuchs die Röthe und bald konnte er deutlich die weißen Statuen des ſchönen Schloſſes in der gräßlichen Beleuchtung erkennen.

Seine Leute rafften die letzte Kraft ihrer müden Thiere zuſammen, um ihm in das Thal zu folgen. Aber ſie fanden den engen Hohlweg von feindlichen Truppen ſo gut beſetzt, daß ſie nach einem vergeblichen Angriffe wieder zurückziehen mußten.

Heldrungen's einzige Hoffnung war, Roſalie werde Zeit gehabt haben, ſich auf die verabredete Weiſe zu retten, und da er ihr die Stadt Schmalkalden zum erſten Ruhepunkte der Flucht beſtimmt hatte, ſo beſchloß er, ſobald ſeine Schar ſich ausgeruht haben würde, auf einem links liegenden Seitenwege dahin auf-

zubrechen, welche Stellung zwiſchen den proteſtantiſchen Gebieten von Heſſen und Thüringen ihm zugleich die günſtigſte ſchien, hier oder dort zur Vertheidigung des Landes beizutragen, nachdem Franken verloren war. Aber die Ungewißheit über Roſaliens Schickſal folterte ihn unabläſſig und lehrte ihn eine Angſt kennen, wie ſie ſein männliches Herz noch nie empfunden hatte.

Roſalie war nur wenige Meilen von ihm entfernt. Noch glücklich mit den Befreundeten ihres Hauſes dem Ueberfalle entronnen, befand ſie ſich ſchon auf dem Wege nach Schmalkalden und erblickte hinter ſich dieſelbe Röthe über den Bergen, wie Heldrungen.

Man kann ſich vorſtellen, mit welchen Gefühlen ſie das herrliche Schloß, auf deſſen Beſitz ſie ſo ſtolz geweſen war und wo ſie das ſüßeſte Glück ihres Lebens gefunden hatte, jetzt in Rauch aufgehen und das ſo unverhofft Gewonnene ebenſo plötzlich für immer wieder verloren und ſich abermals heimatlos in eine fremde Welt hinausgeſtoßen ſah. Sie weinte bitterlich. Dennoch hätte ſie Alles verſchmerzt, wenn ſie an der Bruſt ihres Gatten gelegen hätte, aber Heldrungen war fern, ſein Schickſal ihr unbekannt, die Gegend voller ſiegestrunkener und übermüthiger Feinde.

Apollonia und Berger theilten ihren Schmerz, waren nicht weniger um Heldrungen bekümmert und

dachten darüber beinahe nicht an ihr eigenes Leiden, obgleich auch sie einer ungewissen Zukunft entgegengingen. Am lautesten aber seufzte und jammerte der Professor Tinius über den unersetzlichen Verlust seiner Bücherschätze. Da er rückwärts fuhr, weideten sich seine Augen gleichsam in der Angst und Qual des Anblicks, den ihm die langanhaltende, zuweilen höher aufleuchtende, zuweilen matter werdende Röthe am Himmel darbot. Er glaubte in ihr die Geister des Homer, Sophokles, Plato und all' seiner herrlichen Griechen zu sehen, die aus der Asche seiner Bücher emporstiegen. Obgleich die Anderen mehr verloren hatten, geberdete doch er sich als der Unglücklichste, und obgleich sie ihn herzlich bedauerten und trösteten, wollte er doch gänzlich verzweifeln, so daß endlich die rasche Apollonia ihn aufforderte, wenigstens Rosalie mit seinem ewigen Jammer zu verschonen.

Als die schreckenvolle Nacht endlich vorübergegangen war, begegnete dem Wagen in der Morgenfrische, indem er eben durch einen Wald fuhr, eine glücklicherweise nur kleine kaiserliche Streifpartei, mit welcher sofort Rosaliens bewaffnete, gleichfalls nur wenig zahlreiche Begleiter ins Gefecht kamen. Als eine Kugel in ihren Wagen schlug, stürzte sie voll Schrecken heraus. Da erblickte sie plötzlich unter den feindlichen Reitern einen Mönch, der vom Pferde sprang und überlaut den Seinigen zurief: Haltet ein, es ist meine

Schweſter! und im nächſten Augenblicke in ihren Armen lag.

Der Anblick der rührenden Umarmung ſo wunderbar zuſammentreffender Geſchwiſter wirkte mit magiſcher Gewalt auf die Streitenden. Alle ließen die Waffen ruhen und man kam überein, einander in Frieden ziehen zu laſſen.

Was die Geſchwiſter ſich in dieſer Lage, in dieſem Drange des Augenblickes ſagen konnten, beſchränkte ſich nur auf wenige Worte, auf die Verſicherungen ihrer alten innigen Liebe. Keines dachte daran, dem Andern in dieſer fremden Umgebung einen Vorwurf zu machen. Ueberraſchung und Freude unterdrückten jedes andere Gefühl in ihrer Seele und ihre Augen lachten einander ſo ſelig an, wie in den Tagen der Kindheit. Selbſt die rauhen Krieger umher wurden betroffen von der Macht der Schönheit, denn noch nie hatten ſie zwei ſo herrliche Augenpaare gegeneinander funkeln ſehen.

Man mußte ſich ebenſo raſch wieder trennen, als man ſich zuſammengefunden hatte. Die Furie des Krieges riß unbarmherzig die wieder von einander, die unter einem Herzen gelegen und ſich nie hätten fremd werden ſollen.

Als Floreſtin aus ihren Augen verſchwunden war und der kleine Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte, warf ſich Roſalie weinend ihrer Freundin in die Arme.

Apollonia bezeugte ihr die zärtlichſte Theilnahme und konnte den ſchönen Bruder nicht genug bewundern. Ach, rief ſie in ihrer freien Weiſe, ſo ſchön, ſo edel, ſo fürſtlich, wenn er nur um Gottes willen kein Mönch wäre!

Elftes Capitel.

Sie gelangten glücklich nach Schmalkalden, wo ſie ſehnlichſt Heldrungen's Ankunft oder wenigſtens Nachrichten von ihm und ſeinem muthigen evangeliſchen Fähnlein erwarteten.

Unterdeß war Graf Iſolani mit dem Gros ſeines Heeres über das obere Flußgebiet der Werra vorgedrungen, hatte die ſchöne Stadt Meiningen, das Städtchen Themar und eine Menge Dörfer in Flammen aufgehen laſſen und ſich gegen Koburg gewendet, während nur zweihundert Kroaten bis Schmalkalden vorgeſchoben wurden, um dieſes kleine aber ſeit der Gründung des ſchmalkaldiſchen Bundes berühmt gewordene und den Katholiken beſonders verhaßte Städtchen der Erde gleich zu machen. Es war ſogar verabredet, dort kein Menſchenleben zu ſchonen, ſon-

dern alle Einwohner ohne Anſehen des Geſchlechtes und Alters über die Klinge ſpringen zu laſſen.

So wurde denn Schmalkalden unverſehens von den Rothmänteln überfallen, die ſich wie ein Blutſtrom durch die alten ſchwarzen Gaſſen wälzten. Sie hielten eine ungewöhnliche Mannszucht, ihrem Zwecke gemäß, denn anſtatt ſich in die Häuſer zu zerſtreuen, um ohne Ordnung zu morden und zu plündern, leerten ſie nur ſyſtematiſch die Häuſer von allen Bewohnern aus und ſperrten die letzteren insgeſammt in die Kirche ein. Dann erſt begann die Plünderung der Häuſer und zuletzt ſollte die vollgepfropfte Kirche und die ganze Stadt in Aſche gelegt werden.

Als dieſe Maßregeln eingeleitet wurden, befand ſich Roſalie mit ihren Begleitern in einem Gaſthofe am Marktplatze. Zwei ihrer treuen Diener, die ſich den in ihr Zimmer dringenden Kroaten widerſetzten, wurden niedergeſtochen, die Uebrigen entwaffnet. Jeder Widerſtand war nutzlos. Die Gäſte ſammt dem Wirth wurden mit Kolbenſtößen und Säbelhieben zur Kirche getrieben.

Auf dieſem Schmerzenswege ſtrahlte aus der zum Opfer geführten Heerde heraus Roſaliens Schönheit einem feindlichen Offizier dermaßen in die Augen, daß er ſie zu ergreifen befahl, um ſich dieſe köſtliche Beute zuzueignen. Vergebens warf ſich Roſalie zu ſeinen Füßen nieder und flehte ihn an, ſie das Schickſal

der Anderen theilen zu laſſen. Er lachte und wollte ſie zu ſich reißen.

Da ſtürzte ſich der kleine Profeſſor Tinius, dem man dieſen Muth am wenigſten zugetraut hätte, plötzlich zwiſchen ſie, klammerte ſich mit ſeinen alten Armen an Roſalien feſt, um ſie zu ſchützen, und ſchrie dem Offizier zu, er könne und dürfe ſeine edle Herrin nicht beleidigen. Als man ihn mit Gewalt von ihr wegriß, zog er mit Blitzesſchnelle einem Kroaten ſein Handſchar aus der Scheide und ſtieß es dem unritterlichen Offizier mit der Kraft der äußerſten Wuth in die Bruſt. Aber in demſelben Augenblicke fiel auch er durch einen Schuß aus einer langen Kroatenflinte.

Der alte ſonnenverbrannte Kroatenoberſt, welcher herbeigeritten kam, ſtrich ſich ruhig ſeinen langen weißen Schnurrbart und entſchied, die Dame ſolle mit den Anderen in die Kirche eingeſperrt und keine Ausnahme gemacht werden bei Todesſtrafe.

So wankte Roſalie, von Berger und Apollonia unterſtützt, halbbewußtlos in die Kirche, deren Räume bald bis in jeden Winkel von jammernden und heulenden Menſchen angefüllt waren. Die heimtückiſche Abſicht der Kroaten, die Kirche in Brand zu ſtecken, war verrathen worden und händeringend ſahen die wehrloſen Bürger, Weiber und Kinder dem Augenblicke entgegen, in welchem der Brand ausbrechen,

die Flammen durch die großen Fenster schlagen und das Dach mit seinem glühenden Gebälk über sie stürzen würde.

In dieser schrecklichen Lage erhob sich Pastor Berger zu einer todesmuthigen Begeisterung, stellte sich an den Altar und erlangte unter den Ausbrüchen der allgemeinen Verzweiflung so viel Gehör, um die Gemeinde zur Stille und zum Gebet ermahnen zu können. Dann betete er mit lauter Stimme zum Herrn über Leben und Tod, flehte Ihn inbrünstig im Namen Aller aus tiefster Noth um Rettung und Erlösung an und empfahl Ihm, wenn der irdische Leib dennoch einem martervollen Ende verfallen sei, die Seelen der Ihm bis zum Tode treuen Heerde in seine himmlische Herrlichkeit aufzunehmen.

Kaum hatte er seine erschütternde Rede geendet, als man draußen ein gewaltiges Schießen und Toben vernahm. Rosalie, die in des Redners Nähe mit Apollonia am Altare kniete, wurde durch das Krachen der Gewehre, das nur von einem Kampfe herrühren konnte, aus ihrer starren Verzweiflung zu einem laut aufjauchzenden Jubel geweckt. Es ist Heldrungen, der uns rettet, schrie sie und stürzte dem dankbar zum Himmel blickenden Prediger an die Brust.

Ihre Hoffnung täuschte sie nicht. Heldrungen war im Eilmarsch herangerückt und hatte die Kroaten überrascht, als sie sich eben in der Stadt zerstreut und

beim Ausplündern der Häuser beschäftigt waren. Keiner entkam, Keiner erhielt Pardon. Heldrungen ließ sie Alle bis auf den letzten Mann niedermachen.

Die Kirchthüren wurden gesprengt, der Strom der Geretteten fluthete heraus. Heldrungen fand Rosalien wieder. Beide hielten sich mit unaussprechlichen Gefühlen lange umarmt. Apollonia aber schloß ihren Gatten, den sie seit seiner muthigen Todesrede doppelt liebte, mit ihren zwei Kindern ebenso zärtlich in die Arme. Haben wir auch Alles verloren, flusterte sie entzückt, ich habe doch dich und die Kinder.

Nur Tinius fehlte. Als sie zum Gasthofe zurückkehrten, fanden sie seine Leiche noch auf der Straße liegen. Armer, treuer alter Freund! rief Heldrungen tief bewegt, und ließ ihn aufs ehrenvollste bestatten. Bei dieser traurigen Feierlichkeit war Apollonia am meisten gerührt.

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Durch die starken Rüstungen der Hessen wurden Isolani's mordbrennerische Horden abgeschreckt, an Schmalkalden Rache zu nehmen, und Heldrungen konnte hier mit den Seinigen den Winter über in Sicherheit verweilen. Seine bewaffnete Schar indessen löste sich auf oder trat in hessische Dienste.

Die Freude, wenigstens das Leben gerettet zu haben, ließ die aus dem schönen Wildeck Vertriebenen eine Zeitlang jede andere Sorge vergessen. Nur Heldrungen traf im Stillen Vorbereitungen, um seiner geliebten Rosalie eine möglichst erträgliche Zukunft zu sichern. An eine Wiedereroberung seiner Besitzthümer in Franken durch Waffengewalt war bei dem

tiefen Verfall der protestantischen Sache nicht zu denken. Nur auf dem Wege der Unterhandlungen schien es möglich, wenigstens einen Theil des Verlornen, zunächst das Lichtenbergische Erbe, auf das die Kirche keinen Anspruch hatte, vor Confiscationen zu schützen. Dazu schien die Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen am meisten geeignet, eines Herrn, der überhaupt damals eine friedliche Einigung der Parteien in Deutschland zu vermitteln beflissen war.

Heldrungen hatte an dem kursächsischen Berghauptmann von Schönberg einen alten Gönner, bei dem er auch um eine Anstellung im Bergfach nachsuchte, auf die er im äußersten Nothfall denken mußte. Damit wurden auch Bemühungen um ein geistliches Amt für Berger verbunden. Sollten die Versuche in Sachsen mislingen, so hatte Heldrungen sein Augenmerk auf die reichen Bergwerke im Harze gerichtet und schrieb deshalb in die braunschweigischen Fürstenthümer. Aber die Antworten aus Sachsen lauteten günstig, während er vom Harzgebirge erfuhr, der Bergbau läge dort seit der vor drei Jahren erfolgten Ausplünderung durch die Kaiserlichen fast gänzlich darnieder.

Mit froher Hoffnung verließen die beiden verbannten Familien im nächsten Frühjahre das gastliche Schmalkalden und reisten nach der sächsischen Hauptstadt. Berger fand bald eine Pfarrei, denn die Zahl

der Lutheriſchen Pfarrer in Sachſen war ſehr verringert worden durch die Grauſamkeit der katholiſchen Einquartierungen, deren Haß unter Tilly und Wallenſtein hauptſächlich gegen ſie gerichtet geweſen war. Noch mehr Prediger aber waren der Peſt zum Opfer gefallen.

Was Heldrungen wünſchte, ging nicht ſo ſchnell in Erfüllung. Er wurde zwar vom Kurfürſten gnädig, von deſſen Räthen ſogar zuvorkommend empfangen und des Beſten vertröſtet, da man aber eben mit der katholiſchen Partei wichtige Unterhandlungen pflog, die noch in demſelben Jahre zum prager Frieden führten, ſo hatte man entweder nicht Zeit, an eine untergeordnete Privatſache zu denken, oder man wollte den katholiſchen Fürſten, mit denen man ſich wieder einigte, nicht zu viel zumuthen.

Heldrungen faßte ſich in Geduld und fand einigen Troſt darin, daß ſich die Kurfürſtin Magdalena Sibylla warm für Roſalie intereſſirte. Dieſe eifrig proteſtantiſche Fürſtin erblickte in der aus dem Kloſter entführten Nonne nichts Geringeres als eine aus den Klauen des Teufels gerettete Seele und widmete ihr eine große Zärtlichkeit. Roſalie, die ſich ſelbſt in Wildeck viel um die häuslichen Angelegenheiten bekümmert hatte, ging mit weiblichem Takt auf die kleinen ökonomiſchen Liebhabereien der Kurfürſtin ein und konnte wirklich in der Muſterwirthſchaft, welche

dieſelbe in Fiſcherdorf bei Dresden angelegt hatte, noch Vieles lernen.

Aber leider war gerade dieſe Gunſt, welche Roſalien von Seite der Kurfürſtin zu Theil wurde, Heldrungen's Planen nicht günſtig. Die Kurfürſtin hatte von jeher die wankelmüthige Politik ihres Gemahls beſeufzt. Sie ſah in ihm das natürliche Haupt der Lutheraner, auf dem die ganze Erbſchaft Luther's ruhe, dem es daher nicht gezieme, mit der katholiſchen Partei Hand in Hand zu gehen. Das frühere Bündniß mit dem Kaiſer gegen die Böhmen war ihr ſehr verhaßt geweſen. Dagegen hatte ſie ſich für Guſtav Adolf aufs feurigſte begeiſtert und ihren Gemahl zum Bündniß mit ihm getrieben. Jetzt ſollte ihr Herz abermals durch einen Frieden mit dem Kaiſer und durch ein Bündniß mit der katholiſchen Partei gegen die Schweden gekränkt werden. Tief betrübt erzählte ſie Roſalien einmal, über Nacht ſei das Bild Guſtav Adolf's in ihrer Kammer von der Wand herabgefallen, das deute auf großes Unglück. Und noch am nämlichen Tage erfuhr ſie den Abſchluß des prager Friedens.

Die Kurfürſtin war ſo abergläubiſch und hielt damit auch ſo wenig zurück, daß ſie öfters im vertrauten Kreiſe ihrer Abendgeſellſchaften von den Hexen erzählte, von denen ſie die ganze Welt wimmeln ſah. Wenn es einer Kuh in ihrem Stalle an der Milch

fehlte, gleich war eine Hexe Schuld. Die meiſten Hexen aber hatte ſie im vorigen Jahre in Dänemark kennen lernen, als ſie ihre Tochter dem däniſchen Erbprinzen vermählte. Sie hatte kein Hehl, daß alle däniſche Hofdamen Zauberinnen ſeien.

Ein junger Franzoſe, der ſich häufig in der Geſellſchaft der Kurfürſtin einfand, erlaubte ſich, dieſe Zauberei aus dem Liebreiz und Geiſt der ſchönen Kopenhagenerinnen auf eine natürliche Weiſe erklären zu wollen.

Aber die Kurfürſtin wurde böſe darüber. Man weiß ſchon, Liancourt, ſagte ſie, daß Sie ein Spötter ſind und ſo gut wie gar keine Religion haben.

Der Kurprinz aber erklärte ſich für Liancourt's Meinung und entſchuldigte ſeinen jungen Freund vor der zu ſtrengen Mutter, die nun ſelber zugab, daß Liancourt ein überaus zarter und ritterlicher Verehrer der Damen ſei, und daß es, was ſeinen Glauben betreffe, immerhin beſſer ſei, gar keinen zu haben, als den katholiſchen.

Zweites Capitel.

Heldrungen kam durch ſeinen Freund Schönberg in Berührung mit den ausgezeichnetſten Männern des

damaligen sächsischen Hofes und so auch mit dem Oberhofprediger Hoë von Hoenegg, der am meisten Einfluß auf den dicken Kurfürsten übte und in Verbindung mit Dr. David Döring im österreichischen Solde den prager Frieden erwirkt hatte.

Trotz Allem, was Heldrungen schon erfahren hatte, war seine Seele immer noch so rein und unschuldig, daß er es für unmöglich hielt, ein protestantischer Geistlicher könne etwas Anderes, als begeistert für seinen Glauben sein. Bei den Fürsten war es ihm begreiflich, daß sie den Glauben nur als Werkzeug für ihre dynastischen Interessen herüber- und hinüberbiegen konnten, aber von den Geistlichen, von den Nachfolgern des Dr. Luther hegte er die Meinung, sie könnten gar kein anderes Interesse haben, als die glorreiche Reformation, die gute Sache der Menschheit und Ehrensache der deutschen Nation, furchtlos durchzufechten. Er war daher nicht wenig erstaunt, als er die feinen und wunderlichen Distinctionen kennen lernte, womit Dr. Hoë den Anschluß der Lutheraner an die Katholiken verfocht. Da er selbst kein Gelehrter war und auch nicht im Sinne hatte, den sächsischen Oberhofprediger zu beleidigen, so begnügte er sich, dem Verdammungsurtheil, welches Hoë über die Calvinisten aussprach und woraus er die Nothwendigkeit folgerte, daß man gegen diese sich mit den Katholiken verbinden müsse, nur den bescheidenen

Wunsch entgegen zu halten, man möchte sich weniger um die Dogmatik, als um das praktische Christenthum bekümmern und lieber die Glaubenssätze nicht so gar haarscharf auf der Goldwage abwägen, als vielmehr Christo im guten Wandel nachleben und die Gegner in jeglicher christlichen Tugend übertreffen. Er machte in dieser Beziehung auf das Wirken des Sr. Hochwürden wol nicht ganz unbekannt gebliebenen Superintendenten Johann Valentin Andreä in Schwaben aufmerksam, von dem er durch den wackern Ritter Schenk von Tanne ausführliche Kunde erhalten hatte. Wie die Jesuiten in allen fremden Welttheilen eine äußere Mission betrieben, um das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten, so habe Valentin Andreä die innere Mission begründet, um innerhalb der leider nur zu todten äußern Kirche eine Gemeinde von lebendigen Christen zu stiften, der er mit seinem Beispiele in thätiger Ausübung aller christlichen Menschenpflichten voranleuchte.

Dr. Hoë erboßte sich sehr über das Lob, das dem frommen Schwarzwälder gespendet werden wollte. Mit glühend rothem Gesicht zu Heldrungen sich wendend, frug er ihn: Wißt Ihr auch, daß dieser Andreä heterodox ist? Daß die höchste Kirchenstelle seines eigenen Landes und die Facultät in Tübingen ihn unter die räudigen Böcke zählt? Nein, mein trefflicher Ritter, das ist eine Sache, die Ihr nicht

verſteht. Hier iſt das Chriſtenthum auf einen Abweg gerathen, wenn auch, wie ich Euch gern zugeben will, bona fide. Es verhält ſich mit dieſer ſeparaten und allervollkommenſten praktiſchen Chriſtlichkeit nicht anders, wie mit der Wiedertäuferei und all der Schwarmgeiſterei, welche ſchon der ſelige Dr. Martinus ohne Gnade verdammt hat. Man will die Sache gar zu gut machen und verderbt ſie. Die Huſſiten wollten zu ihrer Zeit auch auf einmal die ganze Welt gleichſam im Feuer der Tugend vergolden. Das iſt, ich weiß wol, immer gut gemeint geweſen, hat aber immer zum Gegentheil geführt, weil man der ſündigen Creatur nicht mehr zutrauen darf, als ſie zu leiſten vermag. Nur durch den Glauben wird ſie geläutert für eine beſſere Welt, nicht durch Tugend ſchon in dieſer.

Aber, wandte Heldrungen mit einiger Schüchternheit ein, ſollten die großen Reformatoren in Deutſchland nur eine Veränderung des Glaubens zum Zwecke gehabt haben und nicht auch eine Verbeſſerung der Sitten und des Lebenswandels, da es vorher doch überall an Glauben nicht fehlte, wol aber am rechten Leben?

Wenn Ihr ein Theologe wäret, antwortete Hoë, ſo würde ich Euch haarſcharf zeigen, worin der Unterſchied zwiſchen wahrem und falſchem, halbem und ganzem Glauben beſteht; allein einem ſtaatskundigen

Edelmann und Offizier hoffe ich verſtändlicher zu ſein, wenn ich einfach ſage: Nehmt die Menſchen, wie ſie ſind. Erwägt, ob es von proteſtantiſcher Seite klug iſt, in Bezug auf das Moraliſche die Saiten zu hoch zu ſpannen. Der Menſch neigt zur Sünde; wo ihm dieſe am wohlfeilſten vergeben wird, dahin neigt ſein Glaube. Deshalb und nur deshalb konnte die katholiſche Kirche den Sturm der Reformation aushalten. Deshalb und nur deshalb hat Luther den Glauben über die Werke geſetzt und ſich wohl gehütet, ſeine ſittlichen Forderungen an den Menſchen zu übertreiben. Hätte Luther einen ſo hohen moraliſchen Maßſtab an den gemeinen Mann, an die rohen Maſſen legen wollen, wie die Huſſiten und Wiedertäufer, ſo wäre ſeine Sache wie die ihrige unterlegen.

Zur Rechtfertigung unſerer Politik, fügte der Berghauptmann von Schönberg hinzu, möchte ich dir, lieber Heldrungen, auch noch zu erwägen geben, daß wir Sachſen uns nicht blos von einem mittlern, wie uns ſcheint, richtigen Durchſchnittsgefühle des proteſtantiſchen Intereſſes, ſondern auch von einem nationalen Sinne leiten laſſen. Trotz unſeres gleichförmigen Lutheriſchen Bekenntniſſes konnten wir doch niemals aufrichtige Freunde der Schweden ſein, weil die Schweden die Religion nur zum Deckmantel ihrer Eroberungsgelüſte brauchen. Schon der große Guſtav Adolf bot den deutſchen Proteſtanten ſeine Hülfe nur

in der Abſicht an, ſich zum Lohne künftig die deutſche Oſtſeeküſte zuzueignen. So lange er lebte und während er ſeinen Siegeslauf bis tief in den deutſchen Süden vollbrachte, konnte man hoffen, er werde den katholiſchen Kaiſer verdrängen und Deutſchland in ſeiner Perſon einen Lutheriſchen Kaiſer geben. Dann hätten wir beides erreicht, den vollſtändigen Sieg der proteſtantiſchen Sache und die Wiedervereinigung Deutſchlands unter einem Haupte. Allein ſchon im letzten Jahre ſeines Lebens verlor er einen großen Theil des Eroberten wieder und nach ſeinem Tode konnte nur noch davon die Rede ſein, von ſchwediſcher Seite den Krieg fortzuführen, um auf Koſten Deutſchlands ein Stück Land zu erobern. Deshalb nun erſcheint es uns Sachſen räthlicher und patriotiſcher, uns unter Wahrung unſerer confeſſionellen Rechte mit dem Kaiſer wenigſtens zur Erhaltung des Reiches und ſeiner alten Grenzen zu verbinden.

Heldrungen erinnerte an die Zeiten Wallenſtein's und des Reſtitutionsedictes, in welchen die Proteſtanten ſo ſchwer geſeufzt hätten, und meinte, der prager Friede werde keine beſſeren Früchte bringen. Aber ſolche Meinungen ſchadeten ihm bei den Männern, welche in Dresden Alles vermochten.

Drittes Capitel.

Der liebenswürdige Liancourt, der sich mit an-
eren jungen Ausländern in Dresden aufhielt, angeb-
ch um unter dem als größter Nimrod seiner Zeit
rühmten Kurfürsten von Sachsen die hohe Jagd
en Grund aus zu studiren, stand fortwährend im
ienste des Cardinal Richelieu und schmeichelte gegen-
ärtig dem Kurfürsten mit derselben böhmischen Krone,
e er einst dem Herzog von Friedland lockend hatte
rhalten müssen. Er konnte mit dieser Idee, in
elche die Kurfürstin mit Enthusiasmus einging, zwar
nter den damaligen Umständen beim Kurfürsten selbst
chts ausrichten, wurde aber von demselben gern
sehen, in seinem Incognito geschont und auf alle
älle in Dresden behalten, um ihn, wenn sich eine
nderung der Dinge ergäbe, für weitere Unterhand-
ngen mit Frankreich gleich bei der Hand zu haben.
em Kurfürsten lag besonders daran, seinen berühm-
n Vetter Bernhard von Weimar, gegen den er einen
versöhnlichen Neid hegte, in den Augen Frankreichs
runter zu setzen und dem Cardinal darzuthun, daß
eser Vetter keinerlei Aussichten in Deutschland, am
nigsten in seinen eigenen Stammlanden habe.

Außerdem genoß Liancourt eine hohe Gunst beim
urprinzen Johann Georg, der eine entschiedene Vor-

liebe für die Bildung, Poeſie und Kunſt der Franzoſen und Italiener zeigte und ſich ſelbſt in der Nachahmung ihrer Dichter und im Arrangement von Feſtſpielen, Maskeraden und Schauſtücken aller Art nach ihrem Muſter auszeichnete. Der franzöſiſche Balletmeiſter d'Olivet und der italieniſche Ballonenmeiſter Molinari waren dabei ſeine eifrigſten Handlanger. Aus dieſen geringen Keimen ging die ſpätere großartige Romaniſirung des Kurhauſes hervor.

Die Erſcheinung Roſaliens in Dresden hatte auf Liancourt, der für Schönheit überaus empfänglich war, einen tiefen Eindruck gemacht. War es doch die Schönheit ihres Bruders geweſen, die ihn ſchon, da er ſelber faſt noch ein Knabe war, wunderbar angezogen hatte. Indeſſen hatte er ſich ſchon längſt an die ſtrengere deutſche Sitte gewöhnt und dieſelbe achten lernen und ſeine delicate Stellung an dem faſt prüden Hofe der Kurfürſtin nöthigte ihn zur äußerſten Vorſicht. Er mußte ſich daher begnügen, der ſchönen Freiin von Heldrungen, die er faſt täglich bei der Kurfürſtin ſah, nur eine unbegrenzte Ehrfurcht zu bezeugen und mit dem lebendigſten Eifer in der fränkiſchen Güterangelegenheit ihre Partie zu nehmen. Roſalie wollte ihm wohl und benahm ſich gegen ihn natürlich und unbefangen wie gegen jeden Andern, indem ihr kein Gedanke kam, von welcher geheimen Leidenſchaft er glühe.

Der Kurfürſt ſetzte einen großen Werth darein, ſeinem Titel als des heiligen römiſchen Reiches Oberjägermeiſter Ehre zu machen. Die Jagd ging ihm über Alles. Durch die Verheerungen, denen ſein blühendes Land in den traurigen Kriegszeiten ausgeſetzt geweſen, hatte ſich die Bevölkerung vermindert, aber der Wildſtand vermehrt. Er konnte daher die Jagd nach einem noch größern Maßſtabe treiben, als e zuvor.

Als der Herbſt gekommen war, veranſtaltete er ine ſogenannte Hirſchfeiſt, d. h. ein Treibjagen im rößten Style, welches länger als eine Woche dauerte nd wobei mehre tauſend Jäger und Treiber betheigt waren. Auch die Damen durften dabei nicht ehlen, zogen ſich aber gern des Abends zurück, da ie Herren dem Trinkgelage des Kurfürſten anwohnen ußten, bei dem die roheſte Völlerei als gute altutſche Sitte galt.

Am letzten und Hauptjagdtage wurde eine große enge Hirſche auf die Enge gejagt. Aber durch ein erſehen der Treiber brach der ganze wilde Schwarm r auf den Tod geängſtigten Thiere durch und ſtürzte h unverſehens aus einem engen Waldthale auf die agenburg der eben hier haltenden Damen. Die rwirrung, welche dieſer Choc veranlaßte, war unheuer. Hier ſetzten einzelne Hirſche im verzweifelten prunge über Roß und Wagen hinüber und entkamen.

Dort drängte ein Wald von zackigen Hornern ſich über dem Kutſchenſchlage zu den lautaufſchreienden Damen hinein und ſtürzte den Wagen um, oder die Pferde wurden ſcheu und brachen ſchnaubend durch die Hirſche hindurch, mit denen ſie zuweilen in einen bunten Knäul verwickelt zuſammenſtürzten. Mehre Kutſcher kamen um, mehre Damen wurden verwundet.

Auch der Wagen, in welchem Roſalie mit einer andern Dame ſaß, wurde eine weite Strecke durch den Wald fortgeriſſen. Sie ſchwebten einige Minuten in augenſcheinlicher Lebensgefahr, als Liancourt, der eben aus Galanterie die Wagenburg der Damen hatte aufſuchen wollen, mit Windeseile herbeiſprengend ſich den ſcheuen Pferden entgegenwarf und ſie, obgleich ſein eigenes treffliches Roß dabei zu Boden ſtürzte, geſchickt zum Stehen brachte. So kam die junge Frau von Heldrungen noch glücklich mit dem bloßen Schrecken davon. Aber als ſie ihrem gefälligen Ritter aufs huldreichſte dankte, nahm ſie zum erſtenmale in ſeinen Blicken den Ausdruck einer Empfindung wahr, welche ſie heimlich auf eine andere, aber dauerndere Art erſchreckte, als das Anſtürmen der Hirſche und das Durchgehen der Pferde.

Von dieſem Tage an hegte ſie den Wunſch, den dresdner Hof wieder zu verlaſſen, an welchem man ihr zwar jede Zuvorkommenheit in geſelliger Beziehung

ies, ihre wichtige Vermögensangelegenheit aber
ht förderte. Da Apollonia einer abermaligen Rie-
kunft entgegensah, benutzte Rosalie diesen Umstand,
zu ihr aufs Land zu begeben und ihrer Freun-
zu warten.

In demselben Jahre war Herzog Friedrich Ulrich
Wolfenbüttel gestorben. Die drei damaligen Li-
n des altwelfischen Hauses trafen zu Meinersen
en Vergleich und theilten die ergiebigen Bergwerke
obern Harzes dergestalt, daß ein Theil von Han-
er allein, der andere unter dem Namen des Com-
nionharzes auf Rechnung aller drei Linien gemein-
aftlich bebaut werden sollte. Hannöverscherseits
hloß man zugleich, den bisher sehr herabgekomme-
Bergbau wieder in Schwung zu bringen, und
erhielt Bernhard von Heldrungen unerwartet die
nladung, die Leitung der Hütten von Andreasberg
übernehmen.

Heldrungen fürchtete, Rosalie werde den Aufent-
t in den öden Harzgegenden nicht mehr ertragen
nen, nachdem sie so paradiesische Tage in Wildeck
ebt und den glänzenden Hof in Dresden kennen
ernt hatte. Aber Rosalie schloß ihn mit unge-
hnlicher Wärme in die Arme, küßte ihn aufs
tlichste und versicherte ihn, sie werde glücklich
, mit ihm allein, wenn auch in der tiefsten Ein-
keit.

Nur von Apollonia und Berger wurde ihnen der Abſchied ſchwer.

Viertes Capitel.

Mitten im Winter zog Roſalie durch tiefverſchneites Gebirge zu Schlitten in die neue Heimat ein, die ſich nur durch Rauch, der aus geſchwärzten Gebäuden emporquoll, unfreundlich zu erkennen gab. Aber ſie ſaß an der Seite des geliebten Gatten und das ärmliche Ausſehen des Städtchens beängſtigte ſie nicht. Als ſie vollends in die zwar kleine, aber nette und reinliche Wohnung eintrat, die ihr beſtimmt war, fühlte ſie ſich in einer bürgerlichen Behaglichkeit, die ihr um ſo wohler that, als ſie dadurch an das häusliche Glück ihrer Freundin Apollonia erinnert wurde.

Heldrungen gewann bald das allgemeine Vertrauen und machte ſich um den Bergbau verdient, indem er zum erſtenmal anſtatt der bisher üblichen Feuerſetzung das Sprengen der Erzgänge durch Schießpulver einführte. Wie ärmlich und gedrückt auch immer das Leben in der öden von Schnee bedeckten Mooshaide war, wie ſchwer die an Zahl ſehr verminderten Einwohner noch an den Folgen der letzten Plünderung

litten, so bot doch der unterirdische Bergsegen einen unerschöpflichen Trost dar. Wenn nur die Arbeit recht wieder aufgenommen und der deutsche Frieden hergestellt wurde, konnte man hoffen, daß sich die armen Bergstädte bald wieder erholen würden.

Rosalie war neugierig, einmal das Innere der Berge zu sehen. Da ließ Heldrungen die in einen schwarzen Mantel Vermummte in den tiefsten Schacht hinunterſenken und begleitete sie durch die unterirdischen Gänge, deren reiche Silberadern in der düstern Lampenbeleuchtung wunderbar schimmerten. Er zeigte ihr, wie von der schiefen Durchkreuzung der Adern Berg und Stadt den Namen erhalten hätten, weil dieses die Form des Andreas-Kreuzes wäre. Rosalie erstaunte, welche Schätze hier noch auf eine mühevolle Erlösung durch Menschenhände warteten. Die schimmernden Silberstufen, die bunten Kupfererze breiteten mitten in der tiefsten Nacht der Erde den Glanz und die Farbenpracht eines Blumenfeldes aus, dem nie eine Sonne geleuchtet hatte. Rosalie freuete sich innig über diesen unterirdischen Garten ihres Geliebten.

Auch Rosen blühen hier unten, meine Rosalie, sagte Heldrungen und führte sie zu einer Stelle, wo Silbererz mit rubinfarbenen Knospen, das sogenannte Rothgülden, ihr wie volle Rosenbüsche entgegenblühte. Rosalie lächelte ihren Gatten an. Es ist ein schönes und tröstendes Gefühl, in so unheimlichen Tiefen

unter Bergeslaſt ein ſo ſüßes roſenlichtes Leben anzutreffen.

Aber warum ſind denn die Bergleute ſo arm und elend, frug Roſalie, da hier unten ſo ungeheure Schätze liegen?

Da hub ein alter Bergmann, der in der Nähe hämmerte, zu ſingen an:

O wohlgemuth, laß wohlgemuth mich ſein,
Bin ich auch ganz verlaſſen und allein
Im tiefen Berge.
Vom grünen Lenz und Sonnenlichte fern,
Doch leb' und ſterb' ich fröhlich Gott dem Herrn.
Glück auf!

Aus finſtern Schlünden lauſcht der Gnomen Schar,
Einſturz und böſe Wetter droh'n Gefahr
Im tiefen Berge.
Doch bied' ich Trotz der Hölle Spott und Hohn,
Wie Doctor Luther that, der Bergmannsſohn.
Glück auf!

Was ich gewann, das Gold war niemals mein
Mein war die ſchwere Arbeit nur allein
Im tiefen Berge.
Ich weiß, wo's lag, wo's jetzt liegt, weiß ich nit,
Doch gab ich ſtets ihm meinen Segen mit
Glück auf!

Das Gold, das ich gefördert aus dem Schacht,
Sah ich im Erze nur ſchwarz wie die Nacht
Im tiefen Berge.
Doch wird es Andern Licht und Sonne ſein,
Wenn von der Krone glänzt ſein goldner Schein
Glück auf!

Wenn Morgenroth zu dämmern kaum begann,
Da glimmt' ich mir mein Grubenlicht schon an
Im tiefen Berge,
Und stieg ich auf, da war schon Abendroth,
Dem ich den letzten Gruß noch traulich bot.
Glück auf!

So zwischen Nächten wandelt' ich allhier,
Kein Tag und keine Sonne strahlte mir
Im tiefen Berge.
Dafür geh' einst in's Paradies ich ein,
Wo ew'ger Tag und nie mehr Nacht wird sein.
Glück auf!

Mein Leben lang mußt' ich in Trauer gehn,
Man darf an mir ein schwarzes Kleid nur sehn
Im tiefen Berge.
Mir starb die Welt, die ganze Welt mir ab,
Doch fröhlich grab' ich selber mir das Grab.
Glück auf!

Wenn einst ihr Engel kommt in Bergmannstracht
Und klopft hier an in stiller Grabesnacht
Im tiefen Berge,
Dann laßt in mir ein Körnchen Gold auch sein,
Daß ihr mich führt in Gottes Himmel ein.
Glück auf!

Rosalie dankte dem Alten für sein Lied, das sie erfreut hatte, und erkundigte sich theilnehmend nach seiner Familie. Er hatte keine und wollte auch kein Geschenk annehmen.

Sind alle Bergleute hier so fromm, wie Ihr? frug Rosalie.

Wir halten Alle an Gottes Wort, erwiderte der Bergmann. Wer alle Tage ſo tief unter den Gräbern anderer Menſchen zubringt, der würde unglücklich ſein, wenn er ſeine ewige Heimat nicht da droben wüßte.

Fünftes Capitel.

Unter den wenigen gebildeten Perſonen, mit denen Heldrungen Umgang pflegen konnte, ſtand der Pfarrer des Ortes oben an. Herr Habermann war eine ſtattliche, etwas gravitätiſche Figur mit würdevoller Miene und Geberde und ſehr lauter Stimme, aber redlich, glaubensſtark, populär und nicht ohne mannichfaltige Kenntniſſe, die ſich auch über einige Gebiete der Natur verbreiteten, weshalb Heldrungen bald auf einem freundſchaftlichen Fuße mit ihm ſtand.

Der Pfarrer hatte ſich eine kleine Sammlung ausgezeichneter Petrefacten als diluvii testes angelegt und ſchrieb ſchon ſeit vielen Jahren an einem gelehrten Werke: Concheotheologia oder die Erkenntniß Gottes aus den Muſcheln.

Sein Bruder, gleichfalls ein Pfarrer, aber von magerem Anſehen, durch die Kriegsnöthe vertrieben

und, wie man sich sagte, ein wenig im Kopfe verwirrt, lag mit ihm beständig im Streite, indem er behauptete, sowol die Muscheln, als die vielen im Schiefer des Harzes schwarz abgedrückten Fische könnten keine Beweise für die mosaische Sündflut sein, weil gerade die Muscheln und Fische als Wasserthiere nicht hätten in der Sündflut untergehen können. In dieser Flut sei die Erde mit Wasser bedeckt worden, wie ausdrücklich in der Bibel stehe, nicht aber das Wasser mit Erde, wie man beim Vorkommen versteinerter Seethiere im Innern der Berge voraussetzen müsse.

Der Pfarrer suchte seinen Bruder jedesmal, besonders in Gesellschaft Anderer, von diesem Thema abzubringen und zeigte dabei sichtlich viel Schonung des Verirrten.

Rosalie bekannte mit liebenswürdiger Naivetät, man hätte ihr in ihrer Jugend gesagt, die versteinerten Muscheln seien Ziegenklauen, herstammend von einer Heerde, welche wegen einer Frevelung des Hirten versteinert worden sei.

Es hat sogar Gelehrte gegeben, bemerkte Heldrungen, welche die versteinerten Muscheln fur Ueberreste der Austern hielten, welche die Römer in deutschen Landen verzehrt hätten, oder fur weggeworfene Muscheln von den Hüten der vom heiligen Grabe heimgekehrten Pilger.

Der magere Habermann wandte ſich, ohne auf ſeines Bruders Winke zu achten, an Heldrungen, um ihn für ſeine Anſicht zu gewinnen. Ihr werdet meiner Meinung ſein, ſagte er, wenn ich aus der ungeheuren Menge, aus der vier- und funffachen Uebereinanderſchichtung und aus der großen Verſchiedenheit der verſteinerten unter der Erde liegenden Creaturen den Schluß ziehe, daß es ſich hier keineswegs von einer einmaligen Sündflut oder Uebergießung der bewohnten Erde mit Waſſer, ſondern nur von vielmaligen Umſtürzungen und Durcheinanderrüttelungen der ganzen Erde handeln könne. Dieſe ſind aber offenbar nichts Anderes als Spiele, mislungene Verſuche und ärgerliche Wiederholungen —

Ich bitte dich, lieber Bruder, unterbrach ihn der Pfarrer, verſchone doch die edle Frau von Heldrungen mit deinen trübſeligen Vorſtellungen.

Aber Roſalie war voll geſpannter Neugierde und ſagte lächelnd zum Pfarrer, ſie habe ja ſelbſt ſchon ſo manches Trübſelige erlebt, daß ſie ſich vor Vorſtellungen nicht fürchte; es ſei genug, wenn ihr nur keine ſchlimmen Wirklichkeiten mehr drohten.

Ueber die mageren Falten des Habermann'ſchen Geſichtes fuhr ein Lächeln voll Galanterie, wie es ſelten bei ihm vorkam, und er küßte der ſchönen Frau die Hand. Vergebt mir, rief er aus, wenn ich bei Euch einen ſchönen Traum durch die Kundmachung

der freilich nur zu häßlichen Wahrheit ſtören ſollte. Aber Ihr ſeid erhaben über die gemeine Denkungsweiſe, das ſehe ich Euch wol an, und mein guter Bruder hat Unrecht und iſt ſogar unhöflich, wenn er Euch eine Schwäche des Geiſtes zutraut, der Euer Adlerblick ausdrücklich widerſpricht. Ja, holdſelige Frau, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo ſeid Ihr Helena.

Niemand verſtand ihn, als der Bruder.

Nun, rief Heldrungen ein wenig ungeduldig, was ſind denn Eure Vorſtellungen vom Urſprunge der Dinge und von den Umwälzungen der Erde? Ihr ſprachet von Spielen, von mislungenen Verſuchen.

Ja wol, mein geſtrenger Junker, rief der Alte mit einer ſarkaſtiſchen Miene aus und durchbohrte ihn mit einem wahnſinnigen Blicke. Ja wol, mislungene Verſuche. Ihr und ich, wir Alle ſind mislungene Verſuche des ſelbſtmislungenen Schöpfers. Nur Eure ſchöne und wunderherrliche Gemahlin entführte dem tückiſchen Demiurg das himmliſche Urbild.

Ich bitte, ſagte der Pfarrer beſchwichtigend zu dem edeln Ehepaar, ich bitte meinen armen Bruder zu entſchuldigen. Er hat viel Unglück gehabt. Sein ganzes Leben war eine Kette von Sorgen und Qualen, daher ſeine düſtere, leider nicht orthodoxe Weltanſchauung.

Der Magere ſtand mit einer zornigen Bewegung

auf, faßte ſich aber ſchnell wieder und ſagte kalt: Ueberſpinnt nur den theologiſchen Sumpf mit euren orthodoxen ewig grünen Waſſerfäden, unten bleibt doch mit die ſchmuzige, fürchterliche Tiefe. Vergebens bittet ihr Gott, vergebens dankt ihr Gott. Es gibt keinen Gott außer dem Demiurg, der in böſen Gelüſten von Zeit zu Zeit das Chaos durcheinanderknetet und ſchlechte Welten ſchafft, die er ebenſo launiſch wieder zerſtört, um noch ſchlechtere zu ſchaffen. Ihr ſeht es mit eigenen Augen und erlebt es mit eigenen Schmerzen, wie überall die Tugend dem Laſter unterliegt und das Glück vom Unglück verſchlungen wird, wie nur der Bosheit und Unredlichkeit Erfolge gelingen und die Ehrlichkeit in Hunger und Kummer dahinſchmachtet, bis vollends die Schlächter und Mordbrenner und lebendigen Teufel kommen. Und ihr wollt noch zweifeln, daß der Demiurg die Welt regiert?

Nachdem er mit ſtolzen Schritten zur Thüre hinausgegangen war, klagte ſein Bruder, wie viele Noth er mit ihm habe, und bat ſeine Gäſte, ihm um ſeines Unglücks willen zu verzeihen.

Roſalie aber wollte mehr von dem Demiurg wiſſen und der Prediger gab ihr einen kurzen Begriff davon, da ſich die Einzelheiten der Lehre nicht wohl mittheilen ließen. Er fügte hinzu, wie der Glaube an den Demiurg oder auch der reine Atheismus im

mer wieder in ſolchen Zeiten auftauche, in denen die Menſchen über dem allgemeinen Elende des Lebens an Gottes Güte verzweifelten.

Sechstes Capitel.

Heldrungen und Roſalie hatten aufrichtig Mitleid mit dem Irrſinnigen, um ſo mehr, als ſie erfuhren, daß er bei all' ſeinem äußern und innern Unglück noch von der rohen Menge gehänſelt und in Stadt und Umgegend ſpottweiſe nur der Demiurg genannt wurde. Sie behandelten ihn daher mit großer Milde und ſuchten ihm gelegentlich eine freundlichere Anſicht von der Welt beizubringen. Seine Galanterie gegen Roſalien grenzte an Anbetung und Heldrungen fand ſich darein, da ſie ihm durchaus nicht gefährlich war.

Weil Habermann ſich wiederholt des Namens Helena bediente, um das Ideal zu bezeichnen, das ihm in Roſalien verkörpert erſchien, ſo wollte die mit dieſem Namen Gefeierte doch auch wiſſen, was er eigentlich bedeute? Der Demiurg aber weinte faſt vor Schmerz und Rührung, daß ſie ſelbſt ihr eigenſtes Weſen ſo wenig begreife, und klagte aufs neue über die furchterliche Ironie des Weltſchickſales.

So wiſſet Ihr nicht, frug er Roſalien mit bekümmerter Miene, als ob ſie allein die Mitleidswürdige wäre, wiſſet Ihr nicht, o himmliſche Helena, daß Ihr die unglückſelige Achamoth waret und noch ſeid?

Roſalie konnte ſich eines unwillkürlichen Lächelns nicht erwehren und ſagte: Aber ich weiß weder etwas von der Achamoth, noch von der Helena.

Ihr werdet Euch deſſen ſchon erinnern, erwiderte der Demiurg, Ihr werdet die Achamoth in Euch nur zu ſchmerzlich fühlen, ehe Ihr dieſe körperliche Hülle verlaſſet. Denn Achamoth iſt nichts Anderes, als die leidende Seele, gebannt in dieſe ſchreckliche Welt des Demiurg, ein Flüchtling des Himmels unter den Teufeln. Von den erſtgeſchaffenen Engeln Gottes war die jüngſte Sophia, welche, Alles wiſſen wollend, je tiefer ſie in das Weſen Gottes einzudringen ſtrebte, um ſo weiter ſich von ihm entfernte und in ihrer Tantalusqual die Achamoth gebar, die ewige Sehnſucht. Ein Weib vom Weibe, vaterlos, hülflos, kraftlos, das ſchwächſte und leidensfähigſte aller Weſen verſank Achamoth in die fürchterliche Leere und Finſterniß des gottfremden Chaos und wurde hier vom Demiurg gefunden und auserwählt zur Seele des erſten Menſchen. Denn dieſer Demiurg, der Gott von unten, ſchuf nach ſeiner Willkür aus dem Chaos die Erde und aus Erde den erſten Menſchen Adam, in deſſen finſtern Leib er die Achamoth als Seele

einkerkerte. Wäre Adam kinderlos gestorben, so hätte Achamoth wieder frei werden können. Aber die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes hält sie gebannt in der Körperwelt und durch alle Geschlechter der Menschen schlingt sich die ungeheuere Kette, an der sie gefesselt liegt. Bei all' ihrem Elende wird sie von dem Demiurg noch beneidet, weil sie höhern Ursprungs ist als er selber, und er hütet sie ebenso eifersüchtig, daß sie nicht frei werde, als er sie haßt. Indem er sich einst in der schwarzen Tiefe seines Hasses spiegelte, zeugte er den Satan, dem wieder ein zahlloses Geschlecht böser Dämonen entsproß, und diese sind es, die zur Lust des Demiurg die Achamoth nun schon seit Jahrtausenden martern und zur Sünde verlocken, so daß die wahnsinnigen Menschen sich immerfort vermehren und dadurch ihre Noth und die Herrschaft des Demiurg verewigen. Wenn es aber die Teufel am ärgsten mit den Menschen treiben, die Verirrung der Völker und das Unglück der Zeiten am größten ist, dann nimmt die Schönheit der ewigen Sehnsucht im Menschen auch die reinste Gestalt an. Ein Weib von wunderbarer Schönheit strahlt mild und hell unter den Fratzen der Hölle und Achamoth erscheint als Helena. Wollet nun selbst, holdselige Frau, erwägen, ob die Zeiten nicht fürchterlich, und ob Ihr nicht schön genug seid, als daß ich mich irren könnte?

Der Wahn des Alten schmeichelte Rosalien, machte

ſie aber zugleich betroffen und beunruhigte ſie, denn es lag doch etwas Wahres in dem Vergleiche der menſchlichen Sehnſucht und Seelenangſt mit jener fabelhaften Achamoth.

Heidrungen fand in der ſonderbaren Vorſtellung des Alten von Roſaliens Helenenthum gleichfalls etwas, was ihm innerlich behagte, denn die Schönheit der Geliebten auf eine ſo außergewöhnliche und großartige Weiſe anerkannt zu ſehen, muß jeden Liebenden erfreuen. Aber er glaubte die menſchliche Seele gegen die Vorausſetzung, als ſei ſie nur Weib vom Weibe und durchaus paſſiv, ſchwach und unmännlich, in Schutz nehmen und die Seelenſtärke des Chriſten und jedes tapfern Mannes zu der ihr gebührenden Geltung bringen zu müſſen und warf dem Alten ſein gar zu weibiſches Verzagen vor.

Aber der Demiurg entgegnete, die Ritterlichkeit ſei es eben, mit welcher der Teufel ſeinen meiſten Spott treibe, da ſie im Grunde genommen doch nur auf der Einbildung beruhe, man ſei ein kleiner Gott. Je höher ſich nun einer erhebe, je feſter er zu ſtehen glaube, deſto mehr Luſt mache es den ſchadenfrohen Dämonen, ihn zu Falle zu bringen. Ja die Männlichkeit ſchließe ſelbſt das diaboliſche Princip in ſich, weil ſie eine Ehre darin ſuche, das Menſchengeſchlecht fortzupflanzen und die unglückſelige Achamoth zwinge, zu ihrem endloſen Jammer ſich fortzugebären. Eine

edle weiße Hinde renne die Weiblichkeit verzweiflungsvoll durch die Welt, die Männlichkeit aber gebe sich zum Hunde für den jagenden Teufel her. Er pries deshalb Rosalien, daß sie keine Kinder habe, und erkannte auch an diesem Zuge die echte Helena.

Hier gebot ihm Heldrungen inne zu halten und das zu nichts führende tolle Gespräch abzubrechen. Der Demiurg ging schmollend. Rosalie versank in ein bekümmertes Nachdenken und Heldrungen hatte Mühe, ihr die wunderliche Sorge von der schönen Stirne wegzuschmeicheln.

Siebentes Capitel.

Auf den umliegenden Bergen hatte sich damals ein junges Harfenmädchen mit ihrem alten blinden Vater verirrt. Da sie aus Armuth barfuß gehen mußte und sich am Fuß verletzt hatte, saßen beide in ziemlich betrübter Stimmung in der wildfremden Gegend da, in der sie weit und breit kein Obdach und kein menschliches Wesen zu erblicken vermochten. Es waren dieselben Flüchtlinge aus Oesterreich, die nach der Erstürmung von Landshut dem Herzog Bernhard von Weimar begegnet und die seitdem immer

weiter nordwärts gewandert waren, um unter ihren protestantischen Glaubensgenossen durch kümmerliche Almosen ihr Leben zu fristen.

Sie saßen lange stumm beisammen, da rief der Alte: Meili, ist Niemand in der Nähe?

Nein, Vater, sagte das Mädchen, ich sehe Niemand.

Aber in diesem Augenblicke ragte hinter ihr über dem Gestein der weiße Kopf eines ungeheuren Hundes hervor und bald darauf wurde über diesem der braune wildschöne Kopf eines malerisch mit einem Bärenfell umkleideten Jünglings sichtbar.

Meili erschrak, aber der Hund verhielt sich ruhig und der Jüngling grüßte sie so freundlich und setzte sich so zutraulich zu ihnen, daß sie sich bald wieder beruhigte. Als er an ihrer fremden Aussprache merkte, daß sie weit von hier sein müßten und der Alte ihm erzählte, woher er komme, rief der Jüngling: So weit bin ich nicht her, aber auch ich bin ein Flüchtling, von Magdeburg drunten an der Elbe. Ihr werdet wol gehört haben, wie diese große Stadt verbrannt worden ist. Nun müßt Ihr wissen, daß dort auch meine Eltern und Geschwister sammt unserer ganzen Habe verbrannt sind. Ich allein blieb übrig, bettelte mich als kleiner Knabe hier herauf in die Berge und treibe jetzt das Jägerhandwerk.

Er zählte kaum siebzehn Jahre, war aber ungewöhnlich groß und stark für dieses Alter, sonnenver-

braunt und von so trotziger Miene, daß man ihm wohl ansah, er verstehe sein Handwerk. Man nannte ihn in der ganzen Gegend nur den Bärenhäuter, weil er über seinem schlichten braunen Wamms gewöhnlich das Fell eines schwarzen Bären trug, den er selbst erlegt hatte. Er brachte zuweilen geschossenes Wild nach Andreasberg und versah sich dagegen mit Lebensmitteln und Schießbedarf, indem er oben in den Bergen in einer ehemaligen Bärenhöhle wohnte, die er sich zu einer bescheidenen Einsiedelei eingerichtet hatte. Auch in Heldrungen's Haus kam er zuweilen und brachte dahin gern das Kostbarste von Wildpret, weil er zu den stillen Verehrern Rosaliens gehörte, und weil Heldrungen an diesem schönen Naturssohne großes Wohlgefallen fand.

Roderich gab dem Alten und dem Mädchen das wenige Brot, was er bei sich führte, um sie einstweilen zu stärken, verband Meili's wunden Fuß mit seinem Taschentuche und schnitt mit seinem scharfen Messer aus dem Leder seiner Jagdtasche, die er schon durch eine andere ersetzen zu wollen versicherte, rasch und gewandt ein paar Sandalen für sie. Da die armen Fremden bis zum nächsten Orte wol zwei Stunden hätten durch rauhen Wald und Steinwege gehen müssen, lud er sie ein, ihm lieber fürs erste in seine nähergelegene Höhle zu folgen und hier auszuruhen, und nahm beide, den blinden

Alten und das lahme Mädchen, unter seine rüstigen Arme.

Als sie zu der Felsenhöhle gelangten, von wo man eine weite Aussicht, theils zum höherliegenden Blocksberg hinauf, theils hinab ins Tiefland genoß, fanden sie daselbst schon den Demiurgen, der Roderich's alter Bekannter und väterlicher Freund war und sich zuweilen in dessen Einsamkeit zurückzog. Die fremden Gäste erregten auch sein Mitleiden und er wetteiferte mit Roderich, es ihnen bequem zu machen und sie so reichlich zu bewirthen, als es der kleine Vorrath in der Höhle erlaubte.

Es war ein herrlicher Herbsttag und die Luft außerordentlich klar. Aber der alte Rottmann witterte doch etwas Unheimliches in der Luft. Spürt ihr denn, frug er die Andern, nicht Brandgeruch?

Da Keiner unter den Anwesenden einen so scharfen Geruchssinn hatte, wie der Blinde, verneinten sie die Frage und fanden die Luft vielmehr höchst rein und erquicklich.

Ach, sagte der Blinde, ich habe nur zu viele Uebung in diesen Dingen. Der feine Rauch, der sich mir bemerklich macht, kommt nicht von den Bergwerken oder von Köhlerhütten, sondern es ist der Geruch, der brennenden Städten und Dörfern eigen ist.

Obgleich wir nichts spüren, sagte der Demiurg, so könnt Ihr doch Recht haben, alter Oesterreicher.

denn die Schweden haben wieder einen großen Sieg erfochten bei Wittstock, und nie haben sie unten in den weiten Ebenen gesiegt, ohne daß der Zug der Flüchtigen und der Verfolger unserem Gebirge nahe gekommen wäre. So war es nach den Schlachten bei Leipzig und bei Lützen. Es wäre wol möglich, daß Euer scharfer Sinn wirklich die Nähe des Feindes erkannt hätte.

Nun hier herauf kommt Niemand, sagte Roderich mit trotzig aufgeworfener Lippe.

Der Demiurg sah ihn mit einem Ausdruck von tiefem Schmerze an und sagte: Du bist ein Flüchtling, ich bin's, diese zwei Fremden sind es; wir Alle sind dem Brande und Morde nur entronnen und haben uns auf diesen hohen Berg gerettet, wie einst in der Sündflut die armen Kinder Adam's sich auf die Berge flüchteten und zurückblickend in die gräßliche Tiefe sich für gerettet hielten und es doch nicht waren.

Ach, Vater, rief Meili und blickte traurig zu dem blinden Vater empor, wenn du auch hier keine Ruhe fändest, wenn auch hierher die Feinde kämen und ich dich nicht mehr weiter führen könnte!

Gutes Kind, sagte der alte Rottmann, irgendwo müssen wir einmal Ruhe finden und es wäre wol besser für dich und mich, wenn wir sie bald fänden.

Ja, im Grabe, seufzte das Kind.

Beſſer wäre es, wir ruhten im Grabe zuſammen, fuhr der Vater fort, als daß ich alter blinder Mann endlich den Mühſalen meiner Wanderſchaft erliegend dich allein in der böſen Welt zurücklaſſen müßte.

Ihr ſeht elend und abgeriſſen aus, armer alter Mann, ſagte der Demiurg. Zieht Ihr ſchon lange ſo in der Welt herum?

Schon zehn Jahre, war die Antwort. Seit ich vom ſchönen Traunſee flüchten mußte, wo wir zu Hauſe ſind, habe ich nicht gewußt, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll. Gottes Gnade und der Menſchen Mitleid hat mir ſo weit durchgeholfen.

Das Mädchen fügte traurig hinzu: Anfangs ging es noch gut, die Menſchen liebkoſten mich und gaben dem Vater reichlich. Aber nach und nach fanden wir immer mehr zerſtörte Städte und abgebrannte Dörfer, immer weniger, immer ärmere und härtere Menſchen. Hier hatte der Feind gewüthet, dort war die Peſt ausgebrochen. Oft retteten wir unſer Leben kaum durch die Flucht, oft mußten wir lange hungern und frieren. Nirgends konnten wir bleiben. So iſt nun immer das Verderben hinter uns.

Ihr ſollt hier Ruhe finden, ſagte Roderich mit feſter, faſt befehlender Stimme. Ich ſtehe dafür, ich werde Euch zu der guten Frau von Heldrungen bringen und wenn die ſich Eurer nicht annimmt, nun

so bleibt bei mir in meiner Höhle. So lange ich noch etwas habe, soll es auch Euch nicht fehlen.

Der Demiurg nickte ihm Beifall zu und streichelte das weinende Mädchen.

Achtes Capitel.

Die verschüchterten Flüchtlinge aus Oesterreich wurden von Rosalien aufs liebreichste aufgenommen und in einem benachbarten leeren Häuschen untergebracht, einem von den vielen, die schon durch die frühere Plünderung, die allgemeine Abnahme der Arbeit und Verminderung der Bevölkerung verödet waren. Auch der Pfarrer nahm sich großmüthig des in der Bildung ziemlich vernachlässigten, aber von Natur sehr gutherzigen Mädchens an.

Der alte Rottmann hatte sich nicht geirrt, als er in der klaren Bergluft fernen Brandgeruch wahrzunehmen glaubte. Nach dem großen Siege, welchen die Schweden unter General Banner über die Kaiserlichen unter Hatzfeld bei Wittstock erfochten, hatten sich die Besiegten nach Thüringen hinaufgezogen. Die Sieger folgten ihnen und hausten unterwegs in der Nähe des Harzes im Anhaltischen und Mansfeldischen

mit Morden und Plündern, Sengen und Brennen aufs grausamste. Als sie durch die Brandenburger unter Derflinger aus dem Mansfeldischen hinausgeschlagen wurden, drangen wieder kaiserliche Streifpartien vor, welche wegnahmen, was die Schweden übrig gelassen hatten und insbesondere die protestantischen Harzgegenden hart behandelten.

Damals kamen viele Flüchtlinge aus dem untern Harz in den obern, um wenigstens das Leben zu retten. Darunter befanden sich solche, die schon den Keim der Pest in sich trugen, denn Obdachlosigkeit, Kälte, Hunger und Angst hatten in den abgebrannten Bevölkerungen verbunden mit der Ausdünstung so vieler Leichen, die unbegraben liegen blieben, eine tödtliche Seuche erzeugt, die über den ganzen weiten Schauplatz des dreißigjährigen Krieges ausgedehnt, sich auch den Lagern der Soldaten mittheilte und mehr Opfer forderte, als der Krieg selbst.

Traurig tönte die Todtenglocke von Andreasberg über die grauen verwitterten Schindeldächer des armen Städtchens und über die einsame Bergsteppe hin, vielmal an einem Tage ihren Ruf wiederholend, bei welchem eine tiefe geheime Angst die Gesichter der noch Gesunden erbleichen machte.

Rosalie hatte die schönste Tugend ihres vormaligen Nonnenstandes bewahrt und Arme und Kranke zu pflegen auch in ihren guten Tagen zu Wildeck nie

gescheut noch versäumt. Heldenmüthig opferte sie sich auch jetzt und ging Hülfe und Trost bringend von Haus zu Haus, zum Schrecken und zugleich zur Wonne ihres Gatten, der sie oft begleitete.

Wenn sie dann am Abend noch gesund einander in den Armen hielten, freuten sie sich in einer unbeschreiblich süßen Wehmuth ihrer Liebe, die einen höhern Schwung erhielt, wie im Angesichte des Todes alles Leben schöner wird und Blumen am Abgrunde des Vesuvs am reizendsten blühen.

Bernhard war sorgenvoller als Rosalie. Wie unschuldig er immer an dem Unglücke des Vaterlandes war, unter dem sie so schwer leiden mußten, so machte sich seine ritterliche Seele doch einen Vorwurf daraus, daß Rosalie an seiner Seite nicht glücklicher war; denn jeder echte Mann will stärker sein als sein Schicksal. Oft träumte er sich mit ihr in ein friedliches Land, wo unter dem Segen des Himmels ihre Liebe hätte froher gedeihen können. Aber die Ufer dieses Landes schwanden in unabsehliche Ferne; er fühlte, daß er es nie erreichen werde. Oft wußte er sich kaum der finsterſten Verzweiflung zu erwehren, die er vor Rosalien zu verbergen trachtete. Der Tod hing über ihnen. In jeder Stunde konnte die Sonne seines Lebens untergehen, konnte die liebliche Rosalie, die er jetzt noch so lebenwarm in seinen Armen hielt, eine Beute der Pest geworden sein. Oder er selbst

konnte früher als ſie dem Verhängniß erliegen und dann die Hülfloſe allein laſſen in einer Welt voll Grauen und Elend.

Mit überſtrömender Zärtlichkeit an ihr hängend ließ er ſie faſt nicht mehr aus den Augen, als ob er ſich zum letztenmal ganz und voll an ihrem Liebreize weiden, ihr Bild auf ewig in ſeine Seele prägen wollte. Roſalie erſchrak zuweilen vor der ungewöhnlichen Wildheit ſeiner Liebe und ſie ahnte wohl, welch ungeheuren Schmerz er in ſich niederkämpfe. Da kam das tiefſte Wehe auch über ſie und ohne daß ſie einander mit Worten darauf vorbereitet hätten, brachen beide zugleich, indem ſie ſich umfaßt hielten, in heiße Thränen aus.

Aber Roſalie erholte ſich wieder, blickte lächelnd den Geliebten an und ſagte: Laß uns nicht ſo traurig werden, Bernhard. Sieh, wir leben ja noch, wir ſind noch friſch und geſund, wir ſind glücklich, gewiß das glücklichſte Paar in dieſem ganzen weiten Bergrevier. So laß uns doch froh bleiben!

Bernhard konnte dem Zauber der geliebten Stimme nicht widerſtehen, ſein pochendes Herz wurde ſtill, das Lächeln des Glückes heiterte ſeine Mienen wieder auf und er genoß an Roſaliens Buſen noch einmal alle Wonnen der erſten Liebe.

Neuntes Capitel.

Da fortwährend Nachrichten eingingen von kaiserlichen Rotten, die sich in der Nähe hatten blicken lassen und die wie die wilden Teufel hausen sollten, weil sie in dem armen Lande weniger fanden, als sie suchten, und da die Zahl der Bergleute, die das Städtchen gegen einen feindlichen Angriff hätten vertheidigen können, durch die Pest immer mehr geschwächt wurde, so glaubte Heldrungen, auf alle Fälle das beste Staats- und Privateigenthum ins Innere der Bergwerke in Sicherheit bringen zu müssen, wohin er auch Rosalien flüchten wollte, wenn die Gefahr näher käme.

Inzwischen überfiel die Pest auch das Pfarrhaus und verwandelte den bisher so leibesstarken und gesunden Pfarrer, seine freundliche Frau und alle seine Kinder binnen wenigen Stunden in aufgedunsene dunkelblaue Leichen.

Der Demiurg sah, ohne helfen zu können und ohne selbst angesteckt zu werden, mit wahnsinniger Ruhe das Schauspiel eines Todes an, der mit der Verwesung zu beginnen schien, und rannte dann, als er alle seine Verwandten leblos sah, mit einem lauten Gelächter zum Hause und in den Wald hinaus.

In der Wildniß der Fichten aber lauschten fremde Gäste, die ihn plötzlich anhielten.

Es war die Bande des Hauptmann Geyer, die sich heran geschlichen hatte in der Hoffnung, aus den Silberbergwerken eine gute Beute davon zu tragen, auserlesene Galgengesichter, die den Demiurgen, wie sie nach und nach in immer größerer Zahl hinter dem Unterholze hervortauchten, in ein convulsivisches Entzücken versetzten.

Ha, rief er, kommt ihr schon, Teufel? Am Tode ist's nicht genug, der Teufel muß auch dabei sein. Willkommen, ihr Masken der Hölle, eine immer liebenswürdiger als die andere, Hyänen, Paviane, Krokodile, Kröten —

Der lange Tapper that einen entsetzlichen Griff nach ihm, aber der Demiurg wich ihm aus und schrie: Kameel, rühre mich nicht an, denn ich trage die Pest in allen Taschen.

Laß ihn gehen, sagte der Hauptmann, es scheint mir kein unebener Gesell zu sein, denn wenn er noch etwas in der Welt zu verlieren hätte, würde er sich nicht so keck gebaren.

Wirklich suchte Geyer den Demiurgen ins Vertrauen zu ziehen, schenkte ihm ein Glas Branntwein ein und frug ihn, was in Andreasberg wol noch zu haben sein dürfte?

Ihr werdet blau anlaufen, sagte der Demiurg

spottisch, aber wenn ihr nicht dummes feiges Räubergesindel, sondern echte feuerfeste Teufel seid, so braucht ihr euch nicht zu fürchten.

Es kommt drauf an, raunte ihm der Hauptmann zu, ob Silber genug vorhanden ist, daß es die Mühe und Gefahr austrägt.

O Silber genug, antwortete der Demiurg, um aus jeder Fichtennadel in diesem Walde einen Thaler zu machen, aber es steckt im Berge, ihr müßt erst das Erz herausgraben, reinigen, schmelzen und dergleichen.

Sind wohlhabende Edelleute, Beamte, Prediger, Kaufleute in dem Städtchen?

O ja, mein Bruder, der Stadtpfarrer, hat eben Hochzeit und läßt euch freundschaftlich zu Gaste laden. Dann werdet ihr auch die schöne Helena aus Griechenland finden, um derentwillen der trojanische Krieg geführt worden ist.

Wolan, rief Geyer, führt uns nur hin, denn wenn Ihr auch ziemlich verrückt scheint, so ist doch in Euren Reden etwas, wie am Geschrei des Kiebitz, was einen klugen Jäger lockt, sein Nest aufzusuchen.

Der Demiurg führte die Bande raschen Schrittes und mit hohnlachenden Mienen um einen Theil des Städtchens herum geradewegs in das Pfarrhaus, wo die Räuber beim Anblick der Leichen zurückschreckten. Nur einige hatten Muth genug, zu bleiben, um An-

gesichts der Leichen zu plündern. Nur die Todten selbst wagten sie nicht anzurühren. An den Fingern des Ehepaares befanden sich Ringe, vom Halse der Pfarrerin glänzte ein goldenes Kreuz. Zu verschiedenen Malen zuckten die Hände der Räuber darnach, schauderten aber wieder davon zurück, bis der rothe Schneider, der sich durch sein Amulet auch gegen die Pest geschützt wußte, keck zugriff und sich die Kleinode aneignete.

Unterdeß hatten sich die noch übrigen Bewohner des Städtchens bei der ersten Kunde vom Herannahen des Feindes in die benachbarten Bergwerke geflüchtet und auch Heldrungen eilte in der traurigen Ueberzeugung, daß gegen die Uebermacht jeder Widerstand vergeblich sein würde, seine geliebte Rosalie in dem unterirdischen Zufluchtsorte zu verbergen. Auch Roderich, der zufällig im Städtchen war, folgte ihnen mit seinem großen Hunde, um auf alle Fälle zu ihrer Vertheidigung bei der Hand zu sein, wenn sie etwa auch im Bergwerke angegriffen würden.

Als Hauptmann Geyer in dem armen ausgesogenen Städtchen keine preiswürdige Beute fand und einige seiner Leute durch die Pest verlor, mußte er darauf denken, den Ort schnell wieder zu verlassen. Aber außerhalb der Häuser war die Pest weniger zu fürchten und da er wußte, daß er das köstliche Metall, nach dem er so begierig war, und die beste Habe der

inwohner in den Gruben finden würde, so umschlich
: diese wie ein Jäger den Fuchsbau, besetzte die Aus-
änge und verweilte so lange als möglich, um die
Versteckten auszuhungern und zur Auslieferung ihrer
Schätze zu nöthigen, oder eine Möglichkeit zu erlauern,
wie er sicher und ohne zu großen Verlust hinein kom-
nen könne.

Zehntes Capitel.

In einem schwarzen, von düsterem Fackelscheine
beleuchteten Gewölbe, welches den Knotenpunkt der
wichtigsten unterirdischen Gänge des weitverzweigten
Bergwerkes bildete, lagerten bewaffnete Bergleute,
mit ernsten Gesichtern und scharfen Blicken den Haupt-
ausgang bewachend, unter ihnen auch der junge Ro-
derich in seinem Bärenpelze mit seinem treuen Hunde.
Hinter ihnen in den durch weitere Entfernung und
Vertiefung im Berge gesicherten Räumen waren die
Frauen und Kinder mit ihren Habseligkeiten und das
dem Fürsten gehörige bereits ausgeschmolzene Silber
geborgen. Die Schwierigkeit der Zugänge war den
Vertheidigern so günstig, daß sie kaum einen Angriff

erwarteten, noch, wenn er erfolgt wäre, fürchteten. Auch mit Lebensmitteln waren sie so gut versehen, daß sie eine wochenlange Belagerung wohl aushalten konnten.

Aber man hatte den schlimmsten Feind mitgebracht, die Pest. Sie raffte ihre Opfer unbarmherzig auch in den Tiefen der Erde hin. In den inneren Gewölben starb hier ein Kind in den Armen der jammernden Mutter, dort baten Kinderstimmen vergebens die todte Mutter, aufzuwachen. Mit zitternder Hand beleuchtete ein alter Mann mit der Grubenlampe die entstellten Züge seiner Tochter. In wahnsinniger Verzweiflung löschte in einem Winkel ein Sterbender seine Lampe aus. Andere beteten mit lauter Stimme, oft von schweren Seufzern unterbrochen. Kein Geistlicher war da. Nur wenige Männer und Frauen hatten noch Kraft und Muth genug, sich der Kranken anzunehmen. Rosalie ging ihnen mit ihrem Beispiele unermüdet voran, obgleich ihre Seele unter so vielen schrecklichen Eindrücken tiefer niedergedrückt war, als jemals. Heldrungen kam alle Augenblicke, um nach ihr zu sehen und den Kranken und Verzagenden etwas, wenn nicht Tröstliches, doch wenigstens Liebreiches zu sagen, mußte dann aber immer wieder zu den Bewaffneten zurückeilen und die Posten untersuchen.

So waren schon einige Tage und Nächte vergangen, als von ferne ein lautes Jammergeschrei, ver-

mischt mit dem wilden Jauchzen von Männerstimmen und der dumpfe Knall abgefeuerter Gewehre an Heldrungen's Ohr schlug, der eben im Hauptgewölbe verweilte und mit hochklopfendem Herzen den Bewaffneten voran durch den dunkeln Gang stürmte, der am nächsten dahin führte, wo der Lärm herkam.

Die Räuber waren wirklich eingedrungen und zwar von einer Seite her, wo man es am wenigsten vermuthete. Hauptmann Geyer hatte einen Bergmann durch Drohung des grausamsten Todes gezwungen, ihm den Weg zu zeigen. Still waren sie hereingeschlichen und ehe noch Heldrungen etwas ahnen konnte, wälzten sich schon die unheimlichen Gestalten mit vorgehaltenen Degen, Musketen und Fackeln in das Gewölbe herein, in welchem sich Rosalie bei den Kranken befand. Ihr Schrecken war so groß, daß sie mit einem lauten Schrei ohnmächtig niedersank. Der Hauptmann, dem ihre vornehme Gestalt und Kleidung auffiel, faßte ihre Hand und glaubte staunend in ihr die schöne Nonne aus Schwaben wieder zu erkennen. Wenige Augenblicke nachher stürmte Heldrungen herein. Diesen hatte er so gut in der Erinnerung behalten, daß er ihn auf der Stelle wieder erkannte. Laut jubelnd rief er: Alte Bekannte, alte Bekannte! Nun, Heldrungen, jetzt ist die Stunde der Rache da!

Vergebens drang Heldrungen, das Schwert in

der Linken führend, todesmuthig auf ihn ein. Aus der Bande fiel ein Schuß ganz in der Nähe und mitten in die Bruſt getroffen ſank Bernhard lautlos auf Roſalien nieder.

Geyer ſchlug eine laute Lache auf, als plötzlich Roderich's großer Hund auf ihn ſtürzte, ihn an der Kehle packte und zu Boden riß, während Roderich ſelbſt und hinter ihm die Bergleute Schuß auf Schuß unter die Bande feuerten. Es entſtand ein fürchterliches Gedränge und Gemetzel in dem engen Raume. Man hatte nicht mehr Zeit, die Gewehre wieder zu laden, und kämpfte nur noch mit Kolben und Degen. Roderich, von der Natur mit ungewöhnlicher Kraft ausgeſtattet, hatte die Axt aus ſeinem Gürtel gezogen und ſchlug in Berſerkerwuth Alles vor ſich nieder. Die Räuber wichen, verſtopften ſich aber in dem ſchmalen Gange durch ihre eigene Menge und ſo währte das Geheul und Morden noch eine Weile fort, bis endlich alle Räuber, die nicht erſchlagen im Berge lagen, entflohen waren.

Die Bergleute trugen den ſterbenden Heldrungen aus der Mordhöhle vorſichtig heraus in einen freiern und reinern Raum und betteten ihn auf ein Lager von Teppichen. Roſalie hatte ſich wieder erholt, um von ſeinem Blute überſtrömt, ihn hinſterben zu ſehen. Die Wunde wurde unterſucht, aber tödtlich befunden. Jede Hülfe war umſonſt.

Nur mit schwacher Stimme konnte Bernhard Rosalien, indem er sie mit der letzten Glut seiner Augen anblickte und ihre Hand an sein brechendes Herz legte, noch zärtlich zuflüstern: Lebe wohl — Rosalie, vergib mir, daß ich dich nicht glücklicher machen konnte! — Vergib mir, daß ich dich so früh verlasse! — Nimm meinen ewigen, ewigen Dank hin für deine Liebe — Gott und alle guten Engel stehen dir bei!

Sein Auge brach. Rosalie küßte die todten Lippen des Geliebten und wollte nicht von ihm lassen.

Man hörte keine Klage von ihr, aber ihr Schmerz war desto untröstlicher. Mit Bernhard's Auge schloß sich ihr alle Wonne, alle Hoffnung des Lebens. An seiner Hand war sie in die Welt getreten, ohne ihn war ihr die Welt gestorben. Alles war schwarze Nacht um sie her. Der einst aus der Erde emporgestiegen war, wie ein Engel, um sie zu beschirmen, war nun wieder in die Erde versunken und hatte sie mit sich hinabgezogen. Seine Leiche in den Armen haltend, unter dem niedern tiefherabhängenden Felsengewölbe war ihr zu Muthe, als läge sie mit ihm schon im Grabe, um nie wieder aufzustehen.

Trotz des allgemeinen Elends, unter dem Jeder litt, zeigten die Bergleute, welche den entsetzlichen Tag überlebten, doch ein besonders liebevolles Mitleid mit der edlen Witwe und bemühten sich mit roher Gutherzigkeit, sie wieder aufzurichten und ihr ein wenig

Muth einzuflößen. Der alte Bergmann lebte noch, der ihr einst das fromme Lied gesungen. Seine ehrwürdige und feste Miene, sein väterlicher Zuspruch machte so viel Eindruck auf sie, daß sie wirklich wieder einige Fassung gewann. Auch Roderich war eifrig um sie bemüht und bewog sie mit zarter Schonung, endlich die theure Leiche zu verlassen.

Da die Umgegend immer noch unsicher war und man ohnehin nicht Arme genug gehabt hätte, um die Leichen alle aus dem Bergwerke herauszuschaffen, zog man es vor, sie im Innern des Berges selbst einzuscharren.

Die sinnige Liebe der Bergleute schmückte Heldrungen's Grab mit einer schimmernden Decke von Rothgülden, also daß er, obgleich tausend Fuß tief in der Erde, dennoch unter Rosen begraben lag.

Elftes Capitel.

Roderich war der Erste, der es wagte, aus dem Schacht empor ans Tageslicht zu steigen und die Umgegend zu recognosciren. Inzwischen war der erste Schnee des Spätherbstes gefallen und der Harz, so weit das Auge sehen konnte, weiß überschleiert.

Das Städtchen ſtand noch, aber völlig ausgeſtorben. Die Räuber hatten ſich nicht die Mühe genommen, es in Brand zu ſtecken. Nicht ohne einen heimlichen Schauer betrat der ſonſt ſo ſtarkmuthige Jüngling die todte Stadt und ſuchte nach, ob nicht noch irgendwo eine lebendige Seele zu finden wäre. Er fand nur Leichen, viele davon ſchon in Verweſung aufgelöſt. Unruhig forſchte er nach dem Demiurgen und nach dem alten Rottmann und ſeiner Tochter und da er ihre Wohnungen leer fand, freute er ſich, indem er vermuthete, ſie würden ſich wol hinauf in ſeine Bärenhöhle geflüchtet haben.

Er kehrte nach den Bergwerken zurück, brachte den dort Eingeſperrten die frohe Kunde der Befreiung und half bei der Auffahrt des ſchwachen Reſtes der Alten, Frauen und Kinder, welche der Tod verſchont hatte.

Es koſtete Mühe, Roſalie vom Grabe Heldrungen's loszureißen. In ihm lagen alle ihre Hoffnungen begraben. Sie wußte ſchlechterdings nicht, was ſie denn noch oben auf der Welt ſollte, in der ſie allein, verlaſſen und hülfloſer als jemals daſtand. Als ſie zum letztenmal am Grabe kniete, flüſterte ſie unter fließenden Thränen: So ruhe ſanft, du treues Herz! Lebe wohl, du frommer Ritter, der für mich lebte, für mich ſtarb. Ewig ſei dir gedankt für die ſchönen Tage, die wir miteinander in inniger Liebe und höch-

ſtem Glücke lebten. Fluch dem grauſamen Schickſale, das uns trennte! Himmliſcher Lohn für dich, die Gnade Gottes auf Erden für mich arme Witwe!

Zitternd erhob ſie ſich und ließ ſich mechaniſch von ihren gerührten Freunden fortführen.

Als ſie der dumpfen Peſtluft der unterirdiſchen Gruft entronnen, zum erſtenmal wieder die reine Bergluft athmete und ihr nachtgewohntes Auge wieder von reichen Strömen des himmliſchen Lichtes erfüllt wurde, wachte, ihr ſelber unbegreiflich, eine leiſe Lebenshoffnung unwillkürlich in ihr auf. Mitten unter Mord, Peſt und Leichen hatte ihre Natur eine unzerſtörliche Geſundheit bewährt und unwiderſtehlich machte dieſe Natur ihr Recht geltend, trotz der ihre Seele zerreißenden Schmerzen.

Nachdem Roderich ſie in ihre Wohnung begleitet hatte, drängte es ihn, zu ſeiner Höhle hinaufzuſteigen, die er ſeit Tagen nicht mehr geſehen hatte und wo er die Vermißten finden wollte. Indem er raſchen Schrittes emporſtieg, fand Waldmann, ſein jauchzend ihm vorausſpringender großer Hund, eine Spur auf, bellte laut gegen ſeinen Herrn und lockte dieſen, der Spur zu folgen.

Da erblickte er plötzlich den alten blinden Rottmann auf dem Schnee liegend und mit allen den Kleidern bedeckt, deren Meili, über ihm liegend und ihn feſt umklammernd, ſich ſelbſt beraubt hatte, um den

Vater damit vor dem Erfrieren zu schützen. Aber beide waren starr und todt. Ohne Zweifel hatten sie den Weg zur Höhle nicht gefunden, waren in der Nacht verirrt und ein Opfer der eingetretenen Kälte geworden.

Roderich vergoß bittere Thränen, als er vergebens das fromme Kind bei der eiskalten Hand ergriffen und ihren Namen gerufen hatte.

Rasch stieg er vollends zu seiner Höhle hinauf und fand hier den Demiurgen, ganz in Pelz eingemummt, der von Allem nichts wußte und stier vor sich hinsah.

Ich freue mich, sagte Roderich betrübter Miene, daß Ihr wenigstens noch lebt.

Ich nicht, antwortete der Demiurg, ohne ihn anzusehen.

Kommt, fuhr Roderich fort, und helft mir den alten Rottmann und seine Tochter begraben; sie liegen drunten erfroren am Bergabhange.

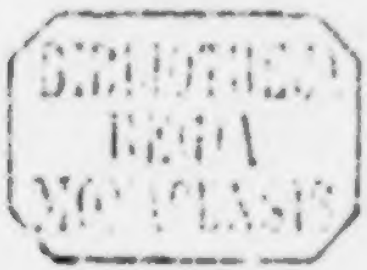
Er nahm Hacke und Schaufel. Der Demiurg folgte ihm stumm. Sie gruben ein Grab neben den Leichen, trugen diese dann sorgsam hinein und wölbten über beiden einen Hügel. Roderich schnitt aus rohen Birkenästen ein Kreuz, pflanzte es auf dem Grabe auf, betete davor ein andächtiges Vaterunser und wünschte den Todten die ewige Ruhe und ihren

Seelen den Frieden im Himmel, der ihnen auf Erden ſo ſehr gefehlt hatte.

Dann ſetzte er den Demiurgen zum Erben ſeiner Höhle und der ganzen darin verborgenen kleinen Habe ein und ſchied von ihm, um in die weite Welt zu gehen. Aber Meili's Harfe nahm er mit, um ſie der guten Frau von Heldrungen zu bringen.

Auch du willſt mich verlaſſen? frug Roſalie ſchmerzlich, als ſie dem treuen Geſellen zum Abſchied die Hand reichte.

Weiß Gott, ſagte Roderich, wie gern ich bei Euch bliebe, Euch zu dienen; aber ich bin zu jung und arm, um Euch helfen zu können. Andere Menſchen werden es thun und Gott, in deſſen Schutz ich Euch befehle. Ich will hinaus in den Krieg und für die ſchwediſche Sache ſtreiten.



Furore.

Zweiter Theil.

Furore.

Geſchichte eines Mönchs und einer Nonne

aus dem

Dreißigjährigen Kriege.

Ein Roman

von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Rosalie blieb in der verödeten Amtswohnung ihres Gatten. Krieg und Pest hatten auch in den übrigen Bergwerksbezirken des Harzes so viele Opfer gefordert, daß der Betrieb geraume Zeit darnieder lag und erst im Laufe des nächsten Sommers ein neuer Bergbeamter von Clausthal hergeschickt wurde, um die Arbeiten wieder einigermaßen in Gang zu bringen und wenigstens das gediegene Silber in die Münze abzuliefern. Er brachte eine junge Gattin mit, die sich Rosaliens mit Güte annahm und nicht dulden wollte, daß sie das Haus verließe, ehe ihre Angelegenheiten würden in bessere Ordnung gekommen sein.

Zwei Briefe, die Rosalie, sobald der Postenlauf wieder sicher war, den einen an ihre sächsische Freun-

din Apollonia, den andern an ihre fränkiſche Muhme Gertrud geſchrieben und oft mit ihren Thränen benetzt hatte, wurden ihr auf eine wahrhaft troſtloſe Weiſe beantwortet und vermehrten ihren ohnehin ſo ſchweren Kummer. In Sachſen hatte die Peſt ebenfalls ſchonungslos gewüthet und Apollonia hatte alle ihre Kinder wieder bis auf eines verloren. Zudem war ihr Dorf durch die Schweden ausgeplündert worden, als Banner Torgau erſtürmte. Aus Franken aber ſchrieb Gertrud, ſowol das Lichtenberg'ſche als Wildeck'ſche Erbe ſeien noch immer confiscirt und ſie ſelbſt lebe kümmerlich in der Miethe. Roſalie, einſt in Wildeck ſo reich, hätte gern den beiden Freundinnen geholfen, aber ſie ſelbſt beſaß jetzt faſt nichts mehr und die Penſion, die ſie anzuſprechen hatte, wurde ihr im Drange der Zeiten nicht ausgezahlt.

Das allgemeine Elend gereichte ihr zu einigem Troſte. Eine Unglückliche mehr oder weniger fiel damals nicht auf. Auch war ihre Natur zu edel, als daß ſie ſich mit ihrem eigenen Unglück allein hätte beſchäftigen können. Sie blieb fortwährend die Helferin und Tröſterin Derer, die noch ärmer, noch elender waren als ſie, und genoß deshalb einer allgemeinen Verehrung und Liebe.

Aber das reichte nicht hin, die fürchterliche Leere in ihrem Herzen auszufüllen und ihren namenloſen Schmerz zu lindern.

Stundenlang verſank ſie in die ſüße Erinnerung ihres Liebesglückes, verſetzte ſich in lieblichen Träumen nach Wildeck zurück und glaubte die freundlichen Geſichtszüge ihres Gatten wieder vor ſich zu ſehen ſo lebendig, ſo nahe, ſo lächelnd froh — da war es wieder plötzlich kalte leere Nacht um ſie und ein brennender Schmerz ſchloß ihre ſchönen Augen mit quellenden Thränen.

Der Demiurg ließ ſich nicht mehr bei ihr blicken. Er irrte als völlig Wahnſinniger in der Gegend umher, ein Gegenſtand des Mitleids und des Abſcheus. Aber was er einſt Roſalien von ſeiner finſtern wunderbaren Gnoſis offenbart hatte, das glaubte ſie erſt jetzt recht zu verſtehen. Das Gefühl der ſchrecklichſten Verlaſſenheit, welches dem Weſen angedichtet wurde, von dem alles Wehe der Menſchen gekommen ſein ſollte, war auch ihr Erbtheil geworden. Wie die Mutter aller Seelen, verſtoßen aus dem Himmel, in der unermeßlichen Oede der Welt mit ihrem Gram allein war, ſo fand Roſalie ihre eigene Seele und in ihre Seufzer miſchte ſich der Name der Achameth.

Gab ihr der beſſere chriſtliche Glaube, gab ihr die ewige Verheißung des Evangeliums keinen Troſt? Sie betete viel, ſie wandte ſich an Gott mit der Andacht, die im Unglück immer die wahrſte und innigſte iſt. Aber der lutheriſche Glaube hatte nicht tief genug in ihr Wurzel geſchlagen. Unwillkürlich gerieth

ſie in die katholiſchen Nonnengefühle zurück und fiel nur in tiefere Schwermuth, indem ſie ſich, trotz alles Sträubens ihrer Seele, des Gedankens nicht erwehren konnte, der Verluſt ihres Geliebten und die traurige Wendung ihres Schickſals, ihr Sturz aus dem höchſten irdiſchen Glück ins tiefſte Unglück ſei die Strafe dafür, daß ſie ihre klöſterlichen Gelübde gebrochen habe.

Aber ſie wurde ſolcher ſchwermüthiger Gedanken immer wieder Meiſter durch das ſtarke und unüberwindliche Gefühl ihrer Liebe, die ſich vollkommener Reinheit und eines ſolchen innern Adels bewußt war, daß ſie ihr Recht vor Gott und Menſchen behaupten durfte. Sie hatte zu lange mit Bernhard gelebt, zu gut ſeinen hohen Werth erkannt, zu tief ſeine Liebenswürdigkeit empfunden, als daß ſie ihre Kloſtererinnerungen hätten bewegen können, auf ſein Bild auch nur den leiſeſten Schatten zu werfen. Sie gerieth in ſchönen Unmuth, als ſie überlegte, wie unedel es wäre, von der Liebe, durch die ſie beide nicht nur ſo glücklich geworden waren, ſondern ſich auch höher gehoben und veredelt hatten, jetzt kleinlicher zu denken, weil der Tod ſie getrennt hatte.

Darum klammerte ſie ſich an die Hoffnung des Wiederſehens in einer beſſern Welt. Sie träumte davon und ſpiegelte die ſchönſten Erinnerungen ihrer Vergangenheit in der Zukunft ab, welche ſie ſich mit Bernhard wieder vereinigt im Elyſium ausmalte. Sie

dachte nur an den Tod und wünschte ihn aufs sehnlichste herbei. Sie begriff kaum, warum der Tod, der ihr in vielfacher Gestalt doch so nahe gewesen, sie verschont habe. Sie zürnte dem Grame, nicht daß er sie quäle, sondern daß er sie nicht tödte. Ihre blühende Gesundheit wurde ihr zur Last, sie machte sich heimlich einen Vorwurf daraus.

So brachte sie in schwarzer Trauertracht ihre Tage hin, halb dem Grabe zugewandt, halb dem freudelosen Leben, ohne Ruhe, ohne Frieden, in immerwährender innerer Spannung, ohne Hinblick auf irgend einen festen Punkt der irdischen Zukunft, die wie ein undurchdringlicher Nebel vor ihr lag, und ohne Hoffnung, daß der Tod so bald ihre Wünsche erhören und sie mit Bernhard wieder vereinigen werde.

Zweites Capitel.

So war schon über ein Jahr ihres Witwenstandes vergangen, als Rosalie unerwartet eine Einladung nach Stolberg erhielt. Die Gemahlin des regierenden Grafen daselbst, eine geborene Gräfin von Barby, war eine sehr gebildete und menschenfreundliche Dame, die

zufällig von Roſaliens traurigem Schickſale gehört hatte und es für ihre Pflicht hielt, ſich der ſchönen Unglücklichen anzunehmen. Ihren Gemahl, den Grafen Johann Martin, intereſſirte es beſonders, daß, wie er gehört hatte, Roſalie eine entführte und zum Proteſtantismus übergetretene Nonne ſei. Er war nämlich ein überaus eifriger und feuriger Proteſtant, der für die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen ſchon die größten Opfer gebracht hatte, denn bei der tapfern Vertheidigung von Magdeburg war er ſchwer verwundet und gefangen worden und hielt auch nach ſeiner Befreiung trotz allen Anfechtungen zur proteſtantiſchen Partei.

Die Einladung war ſo herzlich, daß Roſalie ſie als einen Wink des Himmels annahm. Nachdem ſie ſich noch einmal in das Bergwerk hatte bringen laſſen, um vom Grabe ihres Gatten den letzten Abſchied zu nehmen, ſchied ſie auch von den Lebenden, die ſie alle lieb gewonnen hatten und bei ihrer Abreiſe ihr reichlich Gottes Segen nachwünſchten.

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, einer von denen, an welchen die Sonne mit ihrer allesbelebenden Wärme den ſteifgefrorenen Erdenkloß in die Lerche verwandelt, die ſich frei zum Himmel aufſchwingt. Aber Roſaliens Auge drückte noch ein zu tiefer Schmerz nieder. Die Erinnerung an Das, was ſie in der traurigen Bergſtadt des Harzes zurückließ, vergönnte ihr

nicht, auch nur von dem leiſeſten Glücke zu träumen, das ſie vielleicht erwarten könne.

In Stolberg wurde ſie aufs liebreichſte empfangen. Die Gräfin Agnes Eliſabeth gab ihr in ihrem ſehr geräumigen Schloſſe eine nette Wohnung und der Graf ſelbſt widmete ihr eine ebenſo herzliche, als galante Aufmerkſamkeit. Ihre Schönheit und der Adel ihres Weſens verfehlten nicht auch auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen, wie es allen Männern geſchah, die in ihre Nähe kamen. Da er in ziemlich enger Verbindung mit dem kurſächſiſchen Hofe ſtand, ſo nahm er den alten Plan Heldrungen's wieder auf, der ſchönen Witwe zu ihrem doppelten fränkiſchen Erbe zu verhelfen; allein wegen des damals noch beſtehenden Bundes zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen und dem Kaiſer und bei der tiefen Zerrüttung aller Rechtsverhältniſſe blieb auch ſeine warme Verwendung erfolglos.

Seine Gaſtfreundſchaft und die Milde ſeines ganzen Weſens wirkten auf Roſalien äußerſt wohlthätig. Obgleich er ſchon älter war, erinnerte er ſich doch immer an Heldrungen. Solche ehrenhafte Männer, ſolche gebieteriſche und doch ſanfte Naturen ſterben zum Glück in Deutſchland nie aus. Man fand ſie zu allen Zeiten, man findet ſie noch unter allen Ständen. Von ihnen hat die Tugend ſelbſt den Namen erhalten, denn urſprünglich bezeichnet dieſer Begriff in der deut-

schen Sprache nur die männliche Kraft, Treue und Güte.

Der Graf war nicht nur wegen seines patriarchalischen Regimentes ungemein beliebt bei seinen Unterthanen, sondern auch auswärts wegen seiner Bildung geachtet. Er war Mitglied des nach dem Muster der italienischen Akademien im Jahre 1617 durch Caspar von Teutleben in Weimar gestifteten Palmenordens, der sogenannten Fruchtbringenden Gesellschaft, und führte darin den Ehrennamen des „Bestehenden". Rosalie fand in seiner Büchersammlung Alles, was der damalige Geschmack in Deutschland für poetische Meisterwerke zu halten pflegte. Sie überzeugte sich dadurch von der Wahrheit der Urtheile, die sie so oft aus dem Munde ihres alten Freundes Tinius vernommen hatte und die alle darauf hinaus liefen, daß man ausschließlich dem Antiken nachstrebe, ohne es erreichen zu können. Es fiel ihr unmöglich, den steifen Alexandrinern, welche damals in die Mode gekommen waren, und der breiten und schwülstigen Ausdrucksweise der deutschen Dichter Geschmack abzugewinnen. An Opitz, der allgemeiner und ungetheilter Bewunderung genoß, miskannte sie zwar nicht ein schönes Streben nach Natürlichkeit und Leichtigkeit, allein weit entfernt, das Ziel dieses Strebens zu erreichen, hatte er sich kaum einigermaßen von der allgemeinen Unnatur, Pedanterei und Affectation losgewickelt und

bing in seinen meisten Dichtungen noch eng mit ihnen zusammen. Wenn auch den italienischen Originalen der damaligen Schäferpoesie eine gewisse Oberflächlichkeit und Manierirtheit vorgeworfen werden mußte, so bewegten sich die italienischen Dichter doch in diesen Charaktermasken wie auf einem Carneval leicht und bequem; wogegen ihre deutschen Nachahmer nur viereckig, täppisch und barbarisch auftraten.

Das gastliche Schloß des hochgräflichen Ehepaares war ein Sammelplatz für die Gebildeten der Umgegend. Es fehlte daher den Damen nicht an Cavalieren, welche theils Clienten und Vasallen des Hauses, theils gute Nachbarn, theils fremde Strichvögel waren, die der Krieg aufgejagt hatte oder die in Geschäften reisten. Natürlicherweise mußte gar manchem unter ihnen die Schönheit Rosaliens, der damals kaum sechsundzwanzigjährigen Witwe, nicht wenig in die Augen stechen. Aber die Galanterien dieser Herren missielen Rosalien. Die Gräfin meinte zwar, sie solle es nicht verschwören, daß sie niemals wieder heirathen werde; in dieser sturmbewegten Zeit, deren Beruhigung noch in unabsehlicher Ferne liege, sei der Schutz eines Mannes doch außerordentlich viel werth, und wenn sich ein Bewerber um sie fände, der ihrer würdig genug wäre, so würde sie ihr lebhaft zureden, die ihr dargebotene Hand nicht zu verschmähen. Aber Rosalie

ſchüttelte den Kopf, ſeufzte tief und ſang zu ihrer Harfe:

Ich ſehne mich zu ſterben,
Zu erben ein andres Glück.
Was man hier kann erwerben,
Wie bald läßt man's zurück!
Nichts dauert ja, nichts dauert
Auf dieſem Erdenrund,
Hinter der Wonne lauert
Der Schmerz, der Tod zur Stund.

Ich ſehne mich zu wandern
Durch aller Sterne Pracht.
Vielleicht auf einem andern
Ein beſſer Glück mir lacht,
Ein Glück, das dauert und währet
Und nicht ſo bald verraucht,
Wo kein Winter den Lenz verheeret,
Kein Tod die Lieb' anhaucht.

Ich ſehne mich zu ſtillen
Der ewigen Liebe Drang,
Muß ich durch Gottes Willen
Auch wieder noch ſo lang,
In tiefe Gräber nieder
Und Finſterniſſe gehn,
Doch Liebe weckt mich wieder
Und macht mich auferſtehn.

Drittes Capitel.

Im Jahre 1639 ging ein neuer Hoffnungsſtrahl für die Proteſtanten auf. Die Schweden unter General Königsmark drangen durch Thüringen in Franken ein und brandſchatzten das Bisthum Würzburg. Noch weit bedeutendere Erfolge errang Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein. Wenn es in dieſem günſtigen Zeitpunkte gelang, die beiden nordiſchen Kurfürſten wieder vom kaiſerlichen Bündniß loszureißen, ſo konnte der endliche Sieg der proteſtantiſchen Sache nicht mehr zweifelhaft ſein. Dann mußten auch Roſaliens ſchöne Güter der rechtmäßigen Beſitzerin wieder anheim fallen. Dieſe Ausſichten machten dem Grafen Stolberg faſt mehr Freude als Roſalien ſelbſt, die eigentlich nicht wußte, was ſie ohne Gatten, ohne Kind, ohne Bruder mit dem Erbe hätte machen ſollen, wenn es ihr wirklich wieder zu Theil geworden wäre.

Um dieſe Zeit kam Schenk von Tanne, aus dem Lager des Herzogs Bernhard von Weimar nach Sachſen abgeſandt, auch auf das Schloß Stolberg, und verweilte hier einen Tag, um den Grafen, was nicht nöthig war, in der ſchwediſchen Freundſchaft zu beſtärken und über die Stimmung, ſowie über die noch

vorhandenen Streitkräfte des protestantischen Harzes Erkundigungen einzuziehen.

Bei diesem Anlaß sah er Rosalien und wurde von ihrer Schönheit und der beinahe heiligen Anmuth ihrer Erscheinung so ergriffen, daß er überlegte, ob er sich ihr nicht auf der Stelle zum Ritter anbieten solle. Aber eine Menge Hindernisse thürmten sich dem in ihm aufsteigenden Wunsche entgegen. Im vollen Bewußtsein seines Werthes, in hartem Kampfe erprobt, hochgeachtet in seiner Partei und ein Edelmann von Geburt, war er dennoch zarten Damen gegenüber etwas unbehülflich, was theils in einer zufällig vernachlässigten Erziehung, theils in seinen bisher ausschließlich politischen Leidenschaften und in der Verwilderung des Lagerlebens, theils auch in seiner zwar kraftigen, aber von Natur ungefälligen Gestalt seinen Grund hatte. Sodann stand er in einem Dienste, der ihm keine Zeit übrig ließ, sich einer Frau zu widmen, und der fast jeden Tag sei Leben gefährdete. Endlich lag sein Gut in Schwaben verödet und ausgestorben und Ruhe und Sicherheit waren dort weniger als in irgend einer andern deutschen Provinz wieder hergestellt. Er entschloß sich daher, die warmen Gefühle, die in seinem Herzen aufgequollen waren, stoisch wieder zu unterdrücken, konnte jedoch nicht umhin, der schönen Frau seine rauhen Huldigungen darzubringen, und ihr wenigstens anzudeuten, welche

Wunde im Herzen er unter ſeinem Küraß mit ſich nehme.

Aber ehe er noch das Schloß Stolberg verlaſſen hatte, kam die erſchreckende Nachricht, Herzog Bernhard von Weimar ſei plötzlich geſtorben und zwar, wie man damals allgemein glaubte, an franzöſiſchem Gift, weil er immer mehr im deutſchen, als franzöſiſchen Intereſſe gehandelt hatte und ſich Frankreich nie unbedingt unterwerfen wollte, der Cardinal Richelieu aber die Hoffnung hegte, wenn Bernhard erſt beſeitigt wäre, deſſen hinterlaſſenes ſchönes Heer in franzöſiſchem Solde und unter einem franzöſiſchen Führer zu allen ſeinen Zwecken verwenden zu können. Schenk kannte die ſchlimme Stellung, welche Bernhard gehabt hatte, genau, und wußte nur zu gut, daß nach ſeinem Tode ſein Heer nicht mehr für den proteſtantiſchen Glauben, noch viel weniger für die deutſche Einheit unter einem proteſtantiſchen Kaiſer, ſondern nur noch für eine Eroberung des katholiſchen Frankreich auf Koſten der Proteſtanten im ſüdweſtlichen Deutſchland kämpfen würde. Zu kräftig und wild, um zu klagen, brach er in Verwünſchungen aus.

Graf Stolberg machte ihn darauf aufmerkſam, daß der Tod des edlen Herzogs Bernhard der proteſtantiſchen Partei und der deutſchen Einheit dennoch inſofern förderlich ſein könne, als von nun an die neidiſche Erbitterung des Kurfürſten von Sachſen von

ſelbſt aufhören müſſe und dieſer einflußreiche Herr ſich nunmehr wol eher geneigt zeigen werde, dem prager Frieden zu entſagen und wieder mit ſeinen natürlichen Verbündeten und Glaubensgenoſſen, den Schweden, gemeinſam gegen die katholiſche Partei aufzutreten.

Schenk aber glaubte nicht daran. Je tiefer und reiner ſein eigener Proteſtantismus war, um ſo größern Aerger nahm er an der Politik der Genoſſen des ehemaligen Leipziger Fürſtenvereines, deren proteſtantiſcher Eifer nur eine Maske war, welche ſie je nach ihrem dynaſtiſchen Intereſſe bald vornahmen, bald wieder ablegten.

Bernhard, rief er, der herrliche Bernhard, wurde von ſeinem Vetter, dem Kurfürſten, nicht minder gehaßt und verrathen, wie der pfälzer Friedrich von ſeinem Vetter in München. Maximilian von Baiern aber hatte als Haupt der katholiſchen Liga einen guten Grund, den Calviniſten Friedrich zu bekämpfen, während Johann Georg in Sachſen nicht den mindeſten Grund hatte, gegen Bernhard feindlich zu handeln, da einer ein ſo guter Lutheraner war, wie der andere. Nichts bewegte dieſen Kurfürſten, als die Furcht, wenn die proteſtantiſche Sache ſiege, werde ſein glorreicher Vetter vielleicht noch Kaiſer, wenigſtens mehr als er werden. Und um ſo erbärmlichen Neides willen mußten Millionen proteſtantiſche Herzen brechen, mußten Lutheraner auf katholiſcher Seite gegen Lutheraner

fechten, die Länder der eigenen Glaubensgenoſſen verheeren und das ſchöne Vaterland zur immer menſchenleerern Wüſte machen.

Er ritt im tiefſten Unmuthe und Kummer von dannen in der traurigen Gewißheit, ſeinen großen und heißgeliebten Feldherrn im Lager nicht wieder anzutreffen und in Stolberg die Ruhe ſeines Herzens zurückgelaſſen zu haben.

Auch Roſalie war betrübt, denn es hatte ihr nicht entgehen können, welche ſehnſuchtsvolle Blicke der ſchwäbiſche Ritter auf ſie geworfen und wie gewaltſam er ſeine Empfindungen unterdrückt hatte. Daß ſie, ſelbſt unglücklich, nun noch durch ihre unſchuldige Schönheit Andere unglücklich machen ſollte, erregte ihr ein peinliches Gefühl. Uebrigens hatte ſeine Perſönlichkeit, welche Achtung ſie ihm auch ſchuldig zu ſein glaubte, keinen Eindruck auf ſie gemacht. Wie es ſcheint, lag es in ihrer angeborenen italieniſchen Natur, einer gewiſſen Eckigkeit der Deutſchen keinen Geſchmack abgewinnen zu können, auch wenn ſie mit hohen Tugenden gepaart erſcheint.

Viertes Capitel.

Eines Tages saß Rosalie gedankenvoll in ihrem Zimmer, indem sie sich mit Schreiben beschäftigte und weil sie nicht damit zurecht kommen konnte, die Feder niedergelegt hatte. Sie schrieb nämlich Apollonien und wollte in einem ausführlichen Briefe einmal so recht ihr Herz vor derselben ausschütten; aber mitten im Schreiben fiel ihr das Unnütze und Trostlose solcher Witwencorrespondenzen und die ganze Leere ihres Daseins dergestalt auf, daß sie nicht weiter schreiben konnte. Ist es nicht genug, dachte sie unwillkürlich, das Glück verloren zu haben, soll man ewig und ewig noch Worte davon machen? Ist es am Jammer nicht genug, soll man ihn auch noch beschreiben müssen?

Sie ließ Arme und Kopf sinken und befand sich in der, wir möchten sagen wollüstigen Stimmung einer gänzlichen Trostlosigkeit und Theilnahmlosigkeit, in der man sich dem Nichts so nahe fühlt, wie im süßen Schlummer; denn auch der Gram hat sein dolce far niente.

Das Wetter war seit vielen Tagen klar, windstill, heiß und trocken gewesen. Da unterbrach die Grabesstille des Mittags ein warmes Wehen von Westen her und mit einem leisen wunderbaren Klageton strich die

Zugluft durch das verschlossene Fenster. Rosalie fuhr zusammen. Es war ihr, als riefe sie eine Geisterstimme und ein unaussprechlich süßes Wehe durchzitterte sie.

Solche Naturstimmen, obgleich sie nur den Wechsel der Witterung anzeigen, wurden von jeher auch für Vorbedeutungen menschlicher Schicksale genommen.

Wie erschrak daher Rosalie, als ihr noch an demselben Abend in der Gesellschaft der Gräfin ein alter Bekannter aus Dresden vorgestellt wurde, der schöne Liancourt, der, ohne daß sie es gewußt hatte, des Nachmittags eingetroffen war.

Der Graf hatte richtig geurtheilt, als er dem Ritter Schenk die veränderte Stimmung des Kurfürsten von Sachsen voraussagte. Sobald der Kurfürst die bestimmte Nachricht vom Tode seines Nebenbuhlers, des Herzogs Bernhard, erhalten hatte, war er geneigt, die Unterhandlungen mit den Schweden wieder aufzunehmen, wozu übrigens auch der tapfere Degen des schwedischen Generals Banner beitrug, der dem armen Sachsenlande so grausam zusetzte, daß es der Kurfürst am Ende gerathen finden mußte, Versöhnungsversuche zu machen. Aber noch stand man einander zu feindselig entgegen und traute einander nicht. Es mußte mit großer Vorsicht gehandelt werden, insbesondere mußte man die Absichten Frankreichs kennen. Daher die Mission Liancourt's von Dresden nach Paris.

Liancourt war ungeheuer überraſcht, die fränkiſche Edelfrau, für die er in Dresden entbrannt war, ſo unerwartet in Stolberg wieder zu finden, ſchöner als jemals und im Witwenſtande. Sein ganzes Weſen wurde dadurch elektriſirt, die kühnſte Hoffnung trat ſichtbar auf ſeine Stirne und er hatte Mühe, die Worte des Entzückens, die auf ſeinen Lippen ſchwebten, in Ausdrücke des conventionellen Beileids zu verwandeln.

Was ihn in Roſaliens Erſcheinung ſo unwiderſtehlich bezauberte, war nicht ihre ideale Schönheit allein, ſondern vorzüglich auch die bei ihr ſo höchſt eigenthümlich ausgeprägte Miſchung des italieniſchen Grundcharakters mit der deutſchen Bildung, die wunderbare Vereinigung der deutſchen Milde und naiven Anſpruchsloſigkeit mit der vollen Macht des ſüdlichen Auges, der ſüßen Beſcheidenheit ihrer Rede mit der antiken Göttlichkeit ihrer Lippen.

Die tiefe Trauer, in der er Roſalien fand, ſchreckte ihn nicht. Er glaubte nicht an die Ewigkeit des Witwenſchmerzes, obgleich er den vollen Werth des Mannes anerkannte, um den Roſalie trauerte. Sie war noch jung, ſie konnte wieder frei über ihre Hand verfügen. Er durfte es daher wagen, ihr liebenswürdig zu erſcheinen. Die Gaben dazu beſaß er in nicht geringem Grade. Man hatte ihn von Jugend auf nur den Schönen genannt, aber er hatte nicht,

wie so Viele, sein Kapital von Schönheit verschwendet, sondern es mit Verstand zu conserviren und durch geistige Vorzüge zu erhöhen gestrebt. Deutschland war eine gute Schule für ihn gewesen. Indem er sich hier, roheren Manieren gegenüber, der vollen Ueberlegenheit seiner feinern Erziehung nur um so bewußter geworden war, hatte er doch die Oberflächlichkeit der französischen Gesellschaft verlernen und sich an deutsche Tiefe und deutschen Ernst gewöhnen müssen. Nichts war ihm unerträglicher, als die Geringschätzung, mit der man damals in Deutschland noch ziemlich allgemein die Franzosen ansah. Deshalb machte er es sich zur Pflicht, seine Nation nur auf eine würdige Weise zu vertreten und solche sittliche und geistige Vorzüge zu zeigen, die von den Deutschen anerkannt werden mußten, weil sie dieselben theilten. Dies kam ihm in seiner diplomatischen Stellung nicht wenig zu statten und machte ihn dem Cardinal bei den verschiedenartigsten geheimen Unterhandlungen mit deutschen Großen unentbehrlich.

So war denn Liancourt in der That geeignet, der jungen Witwe gefährlich zu werden, und ihre erste Empfindung des Schreckens, als sie ihn wiedersah, kam aus sehr aufrichtigem Herzen.

Er begnügte sich, den Eindruck, den er auf sie machte, beobachtet zu haben, benahm sich gegen sie auf das verbindlichste und ehrerbietigste, überließ aber

alles Weitere der Zukunft, weil er nur eine Nacht in Stolberg verweilen konnte und schon am nächsten Morgen forteilen mußte nach Frankreich.

Fünftes Capitel.

Rosalie athmete erst wieder frei, als sie ihn weit hinweg wußte. Woher kam es denn, daß sie ihn mehr als andere Männer fürchtete, da es doch in ihrem freien Willen stand, ihn mit der größten Gleichgultigkeit von der Welt zu behandeln, wenn er ihr je wieder nahte, und ihn zu vergessen, wenn er abwesend war? Daß es nicht Liebe sei, was sie bewege, wußte sie so gewiß, daß sie darauf hätte schwören wollen, denn nichts konnte Heldrungen's theures Bild aus ihrem Herzen verdrängen.

Warum also furchtet sich dieses thörichte Herz? frug sie sich selber und lachelte.

Sie wußte nicht, welche geheime Macht das männliche Geschlecht auch da über das weibliche ausübt, wo dieses sich noch so frei wähnt. Sie kannte das schreckliche Recht der Männer noch nicht, die Liebe der Weiber abzulenken von einem Ziele, das ihnen unverrückbar schien.

Sie beruhigte sich wieder, bis nach einigen Wo-

naten Liancourt zurückkehrte. Diesmal blieb er einige Tage und wandte diese Zeit ausschließlich dazu an, das geängstigte aber verschlossene Herz der Witwe zu belagern. Die Schwierigkeiten, die er dabei fand, waren um so größer, als er es vermeiden mußte, das gräfliche Paar ins Vertrauen zu ziehen, ja dasselbe nur seine Absicht durchschauen zu lassen. So gut er von Dresden her bei dem Grafen angeschrieben war, fürchtete er doch als Katholik dessen protestantischen Eifer zu sehr, als daß er hätte hoffen können, derselbe werde die Verbindung Rosaliens mit einem katholischen Edelmanne billigen.

Wie geflissentlich es Rosalie auch vermied, mit ihm allein zu sein, so gelang es doch dem gewandten Liebhaber, eine Gelegenheit dazu abzusehen. Rosalie wollte sich entfernen, aber Liancourt warf sich ihr zu Füßen, umfaßte ihre Knie und flehte sie an, ihn zu hören.

Lassen Sie mich, rief Rosalie entrüstet, stehen Sie auf! Ich kann und will Sie nicht hören.

Ehe Sie mir den Korb geben, sagte Liancourt, indem er sich rasch emporschwang, müssen Sie doch erst die Blumen herausnehmen. Komme ich Ihnen denn so abscheulich oder so gefährlich vor, daß Sie mich nicht einmal hören wollen? Ich bin ein französischer Edelmann von gutem Ruf und eine deutsche Dame darf darauf eingehen, mich zu hören, wenn

ſie am Ende auch zu Allem, was ich vorbringe, nein ſagt.

Nun ſo reden Sie, ſagte Roſalie und ſetzte ſich ſeufzend nieder, indem ſie das ſchöne Haupt wie gelangweilt von ihm abwandte.

Liancourt nahm eine Stellung ein, wie er ſie nur vor Königen einzunehmen pflegte, und ſagte ihr mit der ehrerbietigſten Miene: Gnädige Frau, ich bin von altem Adel, Offizier Sr. Majeſtät des allerchriſtlichſten Königs, reich und von heiterer Gemüthsbeſchaffenheit. Ich liebe Sie und würde der glücklichſte Menſch von der Welt ſein, wenn Sie mich der Ehre würdigten, meine Gemahlin zu werden.

Mein Herr, antwortete Roſalie, indem ſie auf ſeinen höflichen Ton einzugehen verſuchte, aber doch dabei leiſe zitterte, ich weiß die Ehre zu ſchätzen, die für mich in den Geſinnungen liegt, welche Sie ſoeben ausgeſprochen haben; aber ich bedaure zugleich, durch Pflichten, deren Weſen auseinanderzuſetzen Sie mir erlaſſen wollen, verhindert zu ſein, die mir zugedachte Auszeichnung anzunehmen.

Es wäre ein geringer Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Liebe, erwiderte Liancourt, wenn ich in das zarte Geheimniß dieſer Pflichten eindringen wollte. Ich vermuthe, daß ſie ſich auf eine Perſon beziehen, die Ihrer Liebe einſt ſo würdig war, ſo lange ſie unter den Lebendigen wandelte. Ich beſcheide mich,

der ersten Liebe Heiligthum nicht anzutasten. Ich würde mich jeder eifersüchtigen Regung schämen, welche fähig wäre, hier aus Eigennutz zu sündigen und Ihre edelste Empfindung miskennend Ihr engelreines Herz zu kränken. Aber die wehmüthige Erinnerung, die wir dem Todten widmen, erscheint als Uebertreibung, wenn sie in einen lebenslänglichen Todtendienst sich verwandeln will. Das kann der Todte selbst nicht wünschen, da er Sie liebte. Er hat Sie nicht mit sich gezogen in sein Grab, er hat Sie unter den Lebenden zurückgelassen, darf ich hinzufügen, ziemlich hülflos. Sie haben Ansprüche an das Leben, das Leben hat Ansprüche an Sie. Beide lassen sich bei Ihrer blühenden Jugend nur durch eine zweite Ehe in vollkommenem Maße befriedigen. Es handelt sich nicht darum, daß ich glücklich sein möchte auf Kosten eines Andern, sondern nur darum, daß Ihnen ein schmerzlicher Verlust wenigstens einigermaßen ersetzt und Ihre Zukunft gesichert werde. Ich spreche von der Zukunft, meine gnädige Frau, weil bei der Fortdauer des entsetzlichen Krieges, der in diesem Lande wüthet, auch Ihr gegenwärtiger Aufenthalt wieder gefährdet werden kann und Ihnen keine volle Sicherheit bietet. Folgen Sie mir nach Frankreich, nach dem schönen Frankreich, wo tiefe Ruhe waltet, wo Sie erst des Lebens froh werden können in einem gebildeten Kreise, der Sie anbeten wird.

Rosalie hatte unwillkürlich seiner lebhaften Rede folgen und ihn dabei ansehen müssen. Als er zu Ende war, wußte sie aber nicht mehr, was er gesagt hatte und was sie ihm erwidern sollte. Völlig unfähig, sich auf Erörterungen einzulassen, wie er sie, indem seine Liebe der Leitung der Vernunft folgte, mit siegreicher Beredtsamkeit vorbrachte, befand sie sich allein unter der Herrschaft eines unbezwinglichen Gefühles, warf blos einen tödtlichen Blick auf den armen Redner und verließ stumm das Zimmer.

Liancourt blieb ein wenig verblüfft zurück. Er hatte sich in ihr getäuscht, wie sie sich in ihm täuschte. Er faßte ihr Wesen nach männlichen Begriffen und Voraussetzungen auf und glaubte daher, sie müsse Gründen folgen und sich durch die Macht der Wahrheit überzeugen lassen. Sie aber täuschte sich, indem sie die Stärke ihres augenblicklichen Gefühles, dem sie nur unterlag, für einen Ausdruck ihres freien Willens hielt und nicht ahnte, welchem vielleicht andern Gefühle sie in einem andern Augenblicke unterliegen würde.

Liancourt mußte unverrichteter Dinge abreisen; es war ihm aber zu ernst mit seiner Liebe, als daß er von Rosalien hätte lassen können. Er schrieb ihr von Dresden aus, mehre Male, immer inniger und glühender, aber ohne je eine Antwort von ihr zu erhalten.

Sechstes Capitel.

Die gehoffte Vereinigung des unter Bernhard von Weimar siegreich gewesenen Heeres am Oberrhein mit dem schwedischen unter General Banner an der Elbe, die den Abfall Sachsens vom kaiserlichen Bündniß zur Folge haben sollte, kam damals noch nicht zu Stande. Mit außerordentlicher Kühnheit war Banner durch Sachsen, das er grausam verheerte, in Böhmen eingedrungen; allein er konnte sich daselbst nicht halten, da Kaiser Ferdinand III. im Frühjahre 1640 ein neues großes Heer unter seinem frommen Bruder, dem Deutschmeister Erzherzog Leopold, dem der kriegserfahrene Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, zur Seite stand, gegen ihn aussandte.

Banner zog sich mit seiner ausgehungerten Armee unter greulichen Plünderungen und Verheerungen nach Sachsen und Thüringen zurück. Um die prager Bundesgenossen Lutherischer Confession für ihr Bündniß mit den Katholiken zu züchtigen, war es sein System, nichts zu schonen und auf seinem Wege Alles niederzumorden und niederzubrennen. So wälzte sich der gräßliche Heereszug der Schweden bis in den Süden des Harzes, um sich mit den Hessen unter Melander von Holzapfel zu vereinigen und wo mög-

lich auch eine Vereinigung mit dem hinterlaſſenen Heere Bernhard's von Weimar zu bewerkſtelligen. Das kaiſerliche Heer aber war ihm dicht auf den Ferſen.

Damals flüchtete aus der goldenen Aue und der ſüdlichen Umgegend des Harzes aller Adel nach Stolberg. Das feſte Schloß mit ſeinen weitläufigen Räumen wurde überfüllt von Gäſten, die der wackere Graf aufs uneigennützigſte beherbergte. Auch Roſalie opferte dem Zudrange der Flüchtlinge ihre Zimmer auf und nahm mit einer der oberſten Kammern in dem dicken runden Thurme vorlieb, von wo aus ſie die umfaſſendſte Ausſicht in zwei von den drei Thälern hatte, die das maleriſche Schloß noch heute beherrſcht.

Was man von beiden Heeren hörte, die einander in Thüringen gegenüber lagerten und nach allen Seiten ihre Streifcorps entſandten, ſo überbot immer eins das andere an Unbarmherzigkeit. Gleichviel ob die Einwohner katholiſch oder proteſtantiſch, kaiſerlich oder ſchwediſch waren, der Mangel an Lebensmitteln, an Sold und Erforderniſſen aller Art zwang die Soldaten beider Armeen, ſich mit Gewalt zuzueignen, was ſie bedurften, und es war den Führern, auch wenn es ihnen ernſt geweſen wäre, nicht mehr möglich, die zügelloſen Rotten zu bändigen, oder auch nur die unnützen und muthwilligen Zerſtörungen zu

verhüten. Wie losgelassene Teufel wüthete die Soldateska gegen alles Leben und Eigenthum. Das Ruiniren alles Bestehenden war ihnen zum Handwerk, zur andern Natur geworden. Aber sie würzten noch in einem ganz eigenthümlichen Humor den Mord mit Hohn, die raffinirteste Grausamkeit mit Entehrung und trugen insbesondere gegen das schöne Geschlecht eine Unritterlichkeit zur Schau, die mehr als alles Andere die tiefe Versunkenheit einer durch ihre Keuschheit berühmten Nation beurkundete. Der panische Schrecken der Gemishandelten und Geflüchteten entsprach dem ebenso endemischen Dämonismus der Soldaten. Alles war besessen, hier von Furcht, dort von teuflischer Begierde.

Die Geflüchteten hatten nicht nur ihre Habe, sondern auch ihre Angst von Hause mitgebracht. Wenn der Feind ins Thal eingedrungen wäre und einen ernsthaften Angriff gemacht hätte, so würde sich das mit Weibern und Kindern und Gepäck überfüllte und mit einer schon halb entmuthigten Mannschaft besetzte Schloß nicht lange haben halten können. Der Feind konnte wissen, wie viele Schätze nach Stolberg gerettet worden waren, die reiche Beute konnte ihn locken; daher wuchs die Angst mit jeder Stunde.

Jede Nacht erblickte Rosalie von ihrem hohen Fenster aus ferne Feuerröthen im Süden. Jeder Tag brachte neue Nachrichten von den Greueln des Krieges

und von dem Herannahen feindlicher Scharen. Man vernahm, daß die Heere einander bei Saalfeld in festen Lagern gegenüber ſtanden, wie acht Jahre früher Guſtav Adolf und Wallenſtein bei Nürnberg, viele Wochen lang, ohne einander anzugreifen. Für ſo viele Menſchen waren keine Lebensmittel vorhanden. Man mußte dieſe aus weiter Ferne her in allen Richtungen ſuchen, wobei es zwiſchen den ausgeſandten Streifparteien oft zu blutigen Begegnungen kam und eine der andern den Raub wieder abjagte. Dennoch ſtarben in beiden Lagern viele Soldaten an Hunger oder am Genuß widernatürlicher Nahrung, weshalb die Gegend jener Lager bei Saalfeld noch heute das Hungerloch genannt wird.

Die, welche das Elend mit Augen geſehen hatten und den ganz in der Nähe ſtreifenden Soldaten kaum entronnen waren, machten auf Schloß Stolberg ſo fürchterliche Schilderungen, daß manche Dame vor Furcht in Blödſinn fiel und Andere, die das Schloß nicht mehr für ſicher genug hielten, zu Fuße das Weite ſuchten und zum Theil gerade in die Gefahr ſtürzten, die ſie hatten fliehen wollen. Vergebens mahnte der würdige und tapfere Graf zur Ruhe und Beſonnenheit; Alles hatte den Kopf verloren und rannte in ſinnloſer Angſt durcheinander.

Roſalie wußte bereits, was es mit dem Eindringen bewaffneter Banden in dieſem Kriege für eine Be-

wandtniß habe, und ihr innerſtes Herz erbebte, wenn ſie nur an die Möglichkeit dachte, je wieder in die Gewalt von menſchlichen Ungeheuern fallen zu können, wie ſie ihr einſt aus der Genoſſenſchaft des Hauptmannes Geyer entgegengegrinzt und mit gierigen Krallen nach ihr gegriffen hatten. Daher bemächtigte ſich auch ihrer Seele, je länger die Ungewißheit dauerte, die peinigendſte Sorge. Mehr als einmal war ſie vom Schrecken ſchlimmer Nachrichten ſo betäubt, daß ſie ſich aus ihrem hohen Fenſter herabgeſtürzt haben würde, wenn der erſte Schuß auf das Schloß gefallen wäre.

Siebentes Capitel.

In dieſen Schreckenstagen kam Herr von Liancourt plötzlich und unerwartet in Stolberg an, um ſich als Ritter ſeiner auserwählten Dame zu bewähren und dieſelbe auf dem deutſchen Boden, der eine deutſche Frau nicht mehr ſchützen zu können ſchien, mit dem Schilde der drei Lilien zu bedecken. Als er mühſam unter dem Gedränge der Flüchtlinge ihre Kammer ausgekundſchaftet hatte und zu ihr hereintrat, fand er ſie knieend im Gebete. Bei dem Ge-

räuſch, das der Eintretende machte, wandte ſie ſich um und ſtieß, indem ſie ihn erkannte, einen Schrei der Ueberraſchung aus.

Eilends erhob ſie ſich, wollte den kühnen Franzoſen zurückdrängen, vermochte es aber nicht, fühlte, daß ihr die hellen Thränen hervorſtürzten, bedeckte ihre Augen mit dem Tuche und ſtand unentſchloſſen von ihm abgewandt, mit heftig arbeitendem Buſen.

Theure Roſalie, rief er, ich komme Sie zu retten. Sie müſſen um jeden Preis dieſen Boden des Unglücks, dieſe Atmoſphäre des ewigen Entſetzens verlaſſen. Ich reiſe nach Frankreich, meine Päſſe ſchützen uns mitten unter beiden feindlichen Armeen. Ich führe Sie in ein Land des Friedens, unter einen glücklichern Himmelsſtrich, unter frohe und ruhige Menſchen. Weiſen Sie mich diesmal nicht ab, edle, herrliche Frau! Ich werde nicht mehr von Ihrer Seite weichen. Zwingen Sie mich nicht, hier mit Ihnen zu Grunde zu gehen. Es wäre nicht zu rechtfertigen, wenn Sie diesmal nicht dem Rufe der Vernunft und der treueſten Liebe folgen wollten.

O wahrlich, ſagte Roſalie, Sie haben Ihre Zeit gut gewählt, um meine Schwäche, meine Angſt zu misbrauchen.

Ich verdiene dieſen Vorwurf nicht, erwiderte Liancourt, faßte ſanft ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen: mich ſelbſt trieb nur die Angſt um Sie hier-

her. Ich fühlte, ich mußte Sie der in diesem Unglückslande losgelassenen Hölle entreißen. Ich will Sie nur schützen. Ich will Sie hinbringen, wohin Sie wollen. Aber wir können nicht zusammen reisen, ohne dem höchsten Anstande zu genügen und es gibt keinen andern Titel, als den meiner Gemahlin, unter dem es Ihrer würdig wäre, sich von mir begleiten zu lassen.

Sie handeln ehrenwerth, sagte Rosalie, es ist nicht zu leugnen. Ich muß Ihnen dieses Zeugniß geben. Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Gott, Gott! schrie sie laut auf und sank ohnmächtig um.

Liancourt brachte sie mit einiger Mühe wieder zur Besinnung. Sie sah ihn groß an und blieb lange stumm. Dann ergriff sie mit beiden Händen seine Hand und sagte tonlos: Liancourt, Sie haben Recht, ich muß Ihnen folgen, ich will es thun. Ich werde mich bemühen, Ihnen als Gattin zu gehorchen.

Wozu diese tiefe Erschütterung, sagte Liancourt, diese qualvolle Aengstlichkeit, Rosalie, indem Sie sich einem Manne in die Hände geben, der Sie ja nur glücklich machen, nur neuer Lebenslust entgegenführen will? Ach, an mir ist es, ängstlich zu werden, denn ich fürchte wol nach Allem, was ich längst von Ihnen erfahren habe und was ich heute wieder sehe, Sie lieben mich nicht.

Rosalie ermannte sich und sagte stolz: Wenn ich nicht die Möglichkeit erkannt hätte, Ihnen einst die Liebe zuzuwenden, die ich fur meinen seligen Gatten hegte, glauben Sie, daß ich jemals Ihre Hand würde ergriffen haben? Nein, Liancourt, es lebt ein Gefühl in mir, das Sie hochschätzt, und wenn ich Sie vielleicht zu sehr gefürchtet habe, so ist das nicht unschmeichelhaft für Sie.

Sie sind ein Engel, sagte Liancourt frohlockend und küßte sie, ohne daß sie sich gesträubt hätte.

Sie wurden durch einen großen Lärmen und lautes Wehklagen unterbrochen. Es waren neue Flüchtlinge, welche immer schlimmere Nachrichten mitbrachten. Ein feindlicher Heerhaufen sollte gerade auf das Schloß tosrücken und sich schon in der Nähe befinden. Viele der schon eingewohnten Gäste verließen Stolberg, um tiefer in die Gebirge zu flüchten. Neue Ankömmlinge ersetzten sie. Der so besonnene Graf konnte des Gedränges, des Durcheinanderrennens nicht mehr Meister werden und Liancourt und seine Diener vermochten nur mit Mühe ihre Pferde zu retten.

Es war indeß immer nur ein blinder Lärm, der jede Stunde erwartete Feind blieb immer noch aus. Die Angst pflegt die Menschen dumm zu machen, daß sie sich im Glauben und im Handeln überstürzen. Gleichwol erblickte man, als es dunkel geworden war, eine ungleich nähere Brandröthe, als in den vorigen Nächten.

Rosalie packte die wenigen Kostbarkeiten und Kleider, die ihr noch von ihrem frühern Reichthum geblieben waren, zusammen und kündigte, da Alles in dieser Schreckensnacht aufgeblieben war, dem gräflichen Paare ihre Abreise an, die schon mit dem nächsten Tagesgrauen erfolgen sollte. Thränen des Dankes rollten über ihre erröthenden Wangen, innige Segenswünsche flossen von ihren zitternden Lippen. Liancourt schloß seine Wünsche in die ihrigen ein und bot dem gastfreien Paare, wenn es je durch die Fackel des Krieges aus der Heimat vertrieben werden sollte, ein Asyl in Frankreich an. Die Gräfin sah Rosalien höchst ungern scheiden, weil sie sich so sehr an ihren liebenswürdigen Umgang gewöhnt hatte und hegte leise Zweifel wegen Liancourt's Zuverlässigkeit; aber der Graf, der ihn von längerher kannte, traute seinem ritterlichen Sinne, glaubte die confessionellen Gegensätze in dieser Zeit der äußersten Noth vergessen zu müssen und beglückwünschte Rosalien nicht minder herzlich, wie den Franzosen, dem er noch zum Abschiede zurief: Sie haben das schönste Erdenloos gezogen, verdienen Sie es!

Noch flimmerten die Sterne am Himmel und kaum zeigte sich das erste Grauen des Tages im Osten, als Rosalie mit zitternder Hast den ersten Tritt in Liancourt's bequemen Reisewagen that. Sanft half er ihr nach und setzte sich an ihre Seite, mitten unter zahl-

loſen Unglücklichen ein überſeliger Bräutigam. Er mahnte Roſalien, da es ein kuhler Morgen war, ſich warm zu halten und half ihr die Kapuze ihres Mantels über den Kopf ziehen, deſſen Schönheit er im Dunkeln nicht ſehen konnte, aber deſſen ſüßen Athem er fühlte. Ihre Lippen begegneten ſich und ließen lange nicht von einander.

Achtes Capitel.

An einem Steintiſche vor dem Wirthshauſe in Hofgeismar im nördlichſten Theile von Niederheſſen ſaß damals Ritter Schenk von Tanne mit geſenktem Haupte in der übelſten Laune von der Welt, ſo daß er den Wein ſtehen ließ, den die freundliche Wirthstochter ihm eingeſchenkt hatte.

Er konnte es nicht über das Herz bringen, ſich mit den übrigen deutſchen Truppen des geopferten Herzogs Bernhard von Weimar an die Franzoſen verkaufen zu laſſen. Der Dienſt unter den Lilien ſchien ihm, obgleich er für den Augenblick der proteſtantiſchen Partei zu Gute kam, doch offener Verrath am Vaterlande. Er hatte ſich deshalb an den Herzog

Georg von Lüneburg gewendet, der damals im engen Bündniß mit der muthigen Landgräfin Amalie von Hessen den Kern einer deutschen Partei bilden zu wollen schien, die, sobald Sachsen und Brandenburg hinzugetreten wären, stark genug gewesen sein würde, die Franzosen und Schweden in die Schranken bloßer Bundesgenossen zurückzuweisen. Allein auch diese Hoffnung war ihm fehlgeschlagen. Der Lüneburger neigte den Schweden, die Hessin den Franzosen zu, Sachsen und Brandenburg konnten sich nicht entschließen. Schenk war also im Begriffe, dem Kriegsdienste gänzlich zu entsagen und in seine schwäbische Heimat zurückzukehren, was ihm freilich so viel war, als sich ins Grab zu legen, denn Schwaben war aufs furchtbarste verheert, sein Gut längst zur Wüste geworden.

Indem er so nachdenklich da saß, rollte ein Reisewagen daher und die schnaubenden Rosse hielten vor dem Wirthshause. Ein anscheinend vornehmer Herr stieg aus, redete aber noch, ehe er ins Haus ging, mit einer Dame, die im Wagen sitzen blieb.

Schenk erkundigte sich bei einem Diener, wer der fremde Herr sei und erfuhr, es sei Herr von Liancourt, der französische Geschäftsträger. Da regte sich in Schenk die Galle, denn er hatte die Franzosen nie leiden können, sobald sie sich aber in die deutschen Angelegenheiten mischten, um so weniger. Inzwischen konnte er sich nicht enthalten, aufzustehen und sich die

Dame, deren Stimme ihm bekannt vorgekommen war, ein wenig anzusehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und als er ihr näher trat, erkannte er auf den ersten Blick die schöne Witwe vom Harz.

Halbentzückt, halberschrocken begrüßte er sie. Sein erster Gedanke war, sie wird entführt, sein zweiter, du mußt sie retten. Hastig und fast unbescheiden frug er sie, ob sie nicht seiner Dienste bedürfe?

Nein, antwortete sie unbefangen, ich danke Euch, edler Ritter.

Schenk fuhr zurück und schlug sich vor die Stirne: so wäret Ihr nicht entführt? So fahrt Ihr freiwillig mit dem Franzosen?

Er ist mein Gemahl, erwiderte Rosalie mit stolzer Ruhe.

So soll — schrie Schenk, hielt aber plötzlich inne und machte der Dame eine Verbeugung: Verzeiht mir, ich wünsche Euch eine glückliche Reise und befehle Euch in Gottes Schutz.

Die innere Wuth beherrschend forderte er sein Pferd, bezahlte und ritt von dannen. Aber hundertmal hielt er unterwegs inne und warf sich vor, mit seinem Zorne feig entflohen zu sein und nicht lieber dem Franzosen eine Kugel durchs Hirn gejagt zu haben. Hundertmal fluchte er über die Sitte, die ihm verbot, eine Dame zu hindern, ihrem eigenen Willen zu folgen. Du niederträchtiger Verführer! rief er,

und du vermaledeite deutsche Ehrlichkeit, die mich davonzuschleichen zwingt, während der Schurke von Franzose die Braut heimführt!

Es kochte dergestalt in ihm, daß er sich am liebsten an die Kaiserlichen angeschlossen hätte, nur um gegen die Franzosen zu fechten. Aber er schlug sich diesen Gedanken wieder aus dem Sinne, weil er ein zu guter Protestant war. Er mußte allen Muth seiner männlichen Seele zusammenraffen, um die Qualen seiner innern Zerrissenheit zu überwinden, und allen Verstand, den ihm Gott verliehen, um nicht völlig toll zu werden.

Zu welcher der damals kämpfenden Parteien er sich wenden mochte, überall fand er nur Sonderinteresse und feile Fürstendienerei, nirgends eine reine Begeisterung für das Vaterland, nirgends einen reinen und ehrlichen Willen, und wo er nur einen Schein dieses Willens vermuthen konnte, da war die Partei viel zu schwach und ihr Streben mußte erfolglos bleiben.

In der Gegend von Fulda gerieth er einem kaiserlichen Streifcorps in die Hände, dessen Anführer wegen seines ungeheuren schwarzen Bartes und Hutes nur der schwarze Hauptmann genannt wurde. Dieser hatte keine Lust ihn ziehen zu lassen, obgleich Schenk versicherte, in keines Herrn Diensten mehr zu stehen, und redete ihm lebhaft zu, in die kaiserliche Armee einzutreten. Schenk sagte nicht ja, nicht nein, um

eine Gelegenheit abzusehen, wie er mit guter Manier wieder davon kommen könnte, und wurde übrigens durch die Fröhlichkeit des schwarzen Hauptmannes, der aus der Steiermark gebürtig war, gut unterhalten und wieder ein wenig aufgeheitert.

Aber schon nach einigen Tagen fielen sie in einen schwedischen Hinterhalt und wurden gefangen. Das kecke Fähnlein, in dessen Gewalt sie geriethen, gehörte zu dem Regiment des tollen Rosen, der den Ritter Schenk kaum erblickte, als er auf ihn zustürzte und ihn mit lauter Lust umarmte. Auch Dame Courage befand sich wieder in seiner Gesellschaft und freute sich nicht weniger laut, ihren mürrischen alten Freund wiederzusehen. Der schwarze Hauptmann wurde gut behandelt und auf Schenk's Verwendung, während sie bei Nacht lustig pokulirten, heimlich entlassen, zum nicht geringen Aerger Libuschka's, die den wackern Steiermärker gern noch länger in der Gesellschaft behalten hätte, indem sein schöner schwarzer Bart einen lebhaften Eindruck auf ihre blonde Seele gemacht zu haben schien.

Es verstand sich von selbst, daß Schenk jetzt wieder in die Reihen der Weimaraner eintrat. So mußte er denn, vom Schicksal gezwungen und ganz gegen seinen Wunsch und Willen, sein Schwert doch noch einmal nicht sowol für die protestantische Sache, als für die Franzosen ziehen. Allein er lebte immer noch

der Hoffnung, durch die kühne Politik irgend eines deutschen Fürsten oder Generals werde es gelingen, die tapferen Weimaraner wieder vom französischen Solddienste loszumachen.

Neuntes Capitel.

Oberst Rosen hatte mit seinen schnellen Reitern die Aufgabe, für das vereinigte protestantische Hauptheer, welches unter dem schwedischen Obergeneral Banner und unter dem französischen General Guebriant zwar nicht mehr im Hungerloche, aber in erfolglosen Hinundherzügen, ohne eine entscheidende Schlacht zu wagen, dem kaiserlichen Heere gegenüber blieb, immer seltener gewordene, daher in immer weiterer Ferne zu suchende Lebensmittel zusammenzuschleppen. Aber auch im Fulda'schen und Hessischen waren die meisten Dörfer schon niedergebrannt, oder ausgeplündert und von den Einwohnern verlassen.

Als Rosen und Schenk eines Tages in eines dieser Dörfer einritten, fanden sie dasselbe ganz ausgestorben. Doch überraschten sie drei kaiserliche Soldaten, die unter der großen Dorflinde bei Trunk und Kartenspiel saßen und in ihr Spiel so vertieft waren, daß

sie den Feind nicht eher merkten, bis es zu spät war, sich aus dem Dorfe in den Wald zu flüchten. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich hurtig in der Nähe zu verstecken. Es waren die uns wohlbekannten Gestalten des langen Tappers, der in den hohlen Baum hinein schlüpfte, des rothen Schneiders, der sich in einem Taubenschlage versteckte, und des kurzen Troll, der sich in einem Schweinekoben eng zusammenkauerte.

Die Weimaraner ließen sich den zurückgelassenen Wein schmecken und verfehlten nicht, die vertriebenen Gäste zu suchen, die eben erst hier mußten gesessen haben. Sie fanden indeß keinen außer dem Tapper, dessen Beine im hohlen Baume allzulang herunterhingen. Man zog ihn hervor und er bat höflich und mit scheinheiliger Miene um Pardon.

Aber indem sich die Weimaraner in die einzelnen Häuser zerstreuten, um Lebensmittel zu suchen, hörten sie in einer verschlossenen Stube Jammertöne, sprengten die Thüre auf und fanden ein halbes Dutzend junge Mädchen, die hier eingesperrt waren und sich in einem kläglichen Zustande befanden. Sie erzählten, schon vor mehren Tagen hätten drei kaiserliche Soldaten den schwachen Rest der Dorfbewohner umgebracht und nur sie allein leben lassen, um sie aufs grausamste zu mishandeln. Man zog die armen Geschöpfe hervor, stillte ihren Hunger und sprach ihnen Muth ein. Der lange Tapper aber machte, als sie

ihre schwere Anklage gegen ihn vorbrachten, eine höchst erbärmliche Miene.

Oberst Rosen hielt augenblicklich Standrecht über den ruchlosen Verbrecher und erachtete ihn nicht für würdig, eines ehrlichen Soldatentodes zu sterben. Weil aber kein Profoß da war und die Soldaten sich mit dem Geschäfte des Henkers nicht befassen wollten, hatte Dame Courage den sonderbaren Einfall, die Mädchen selbst sollten den Bösewicht hängen.

Die erschreckten Mädchen zauderten zwar anfangs, aber die Lebhafteste unter ihnen machte den Anderen Muth und holte Leiter und Strick herbei. Da plötzlich von fieberhaftem Rachedurst ergriffen kletterten einige Mädchen auf den Baum, die anderen ergriffen und hielten den langen Mann von unten und in wenigen Minuten hing er an dem starken Lindenaste und hauchte seine häßliche Seele unter convulsivischen Gesichtsverzerrungen aus.

Hier ließ man ihn hängen. Rosen mußte weiter eilen und nahm die armen Mädchen, die selber nicht länger schutzlos in dem einsamen Dorfe zurückbleiben wollten, mit sich.

Unter Höllenqualen der Angst hatten die beiden anderen Gauner in ihrem Verstecke das Gericht belauscht, das über ihren Kameraden ergangen war, jeden Augenblick erwartend, auch sie wurden entdeckt werden oder der Tapper würde sie verrathen. Sie

konnten nicht umhin, seiner Seelengröße im Tode den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen.

Als sie sicher genug zu sein glaubten, krochen sie hervor und beglückwünschten sich mit einer sauern Freundlichkeit.

Kamerad, rief der Troll weinerlich.

Kamerad, antwortete der Schneider und blickte langsam bald den Lebenden, bald den Hängenden an.

Unser schönes Kleeblatt ist zerrissen, seufzte der Kurze, das bedeutet uns großes Unglück.

Es ist weiß Gott schade um den Tapfer, sagte der Schneider, aber deswegen müssen wir nicht verzweifeln. Hätte er ein Amulet getragen, wie ich, so wäre ihm nichts geschehen. Er wollte immer klüger sein als wir, nun ist er auf einmal der Dümmste unter uns. Sieh nur, was er für ein dummes Gesicht macht.

Der Kurze entsetzte sich und wollte fort. Aber der Schneider rief: Warte noch, unser todter Kamerad muß uns noch einen Dienst leisten. Komm, hilf mir den Tisch daherrücken, daß ich zu ihm hinaufsteigen kann.

Was hast du vor? frug der Kurze.

Ich will ihm, antwortete der Rothe, blos die Hand abschneiden. Siehst du, mit einer vom Galgen heruntergeschnittenen Diebeshand kann man allerlei große

Dinge vollbringen, in der ſteckt ungeheuer viel Glück, deswegen heißt man ſie auch die Glorienhand.

Schon hatte er die Hand ſeines alten Freundes abgeſchnitten, ließ das Blut ablaufen, ſteckte ſie auf ſeinen Degen und hielt ſie triumphirend in die Höhe.

Iſt es nicht, rief er, ein ewig langes Ding, ein ganz außerordentliches Wachsthum von einer Menſchenhand? Die hat ihr Lebtag etwas gegriffen, du mein Heiland, an der klebt ſo viel Sünde, daß man lachen muß, warum Gott überhaupt, wenn er doch die Sünde nicht haben will, ſolche Hände wachſen läßt.

Weißt du was, ſagte der Kurze, ſtecke ſie ein und rede nicht mehr davon. Ich fange ſonſt an, weichherzig zu werden.

Zehntes Capitel.

Nachdem Schenk von Tanne mit dem Oberſt Roſen und einem Transport Lebensmittel glücklich zum Hauptheere zurückgekehrt war, ließ er ſich daſelbſt dem heſſiſchen General Grafen Melander von Holzapfel vorſtellen, mit dem er ſehr bald lebhaft ſympathiſirte. Denn auch dieſer General hatte trotz der ſchon ins ſechszehnte Jahrhundert hineinreichenden Verundeut-

schung seines Namens eine größere Begeisterung für das deutsche Vaterland, als für den evangelischen Glauben und hielt jenes für gefährdeter als diesen. Der durch seine Tapferkeit zum Grafen erhobene Melander hieß ursprünglich Appelmann. Nirgends waren die deutschen Namen seit der Reformation so allgemein ins Griechische oder Lateinische übersetzt oder wenigstens mit einem angehängten ius ausgeschmückt worden, als in Hessen.

Melander stand damals schon im Begriffe, seiner Gebieterin, der Landgräfin Amalie, den Dienst aufzukündigen, weil es ihm unerträglich war, mit seinem Kriegsgenie den Interessen des Auslandes auf Kosten des Vaterlandes zu dienen. Er vorzüglich hatte sich schon seit Jahren bemüht, die deutschen Offiziere in allen einander feindlich entgegenstehenden Heeren in Verbindung mit einander zu bringen und durch sie eine nationale Partei herzustellen, der die Mehrheit nicht fehlen konnte und vor welcher die Ausländer hätten zurücktreten müssen. Denn das Heer, welches Guebriant anführte, war immer noch das deutsche Heer Bernhard's von Weimar und es befanden sich darunter damals erst zweihundert Franzosen. Das sogenannte schwedische Heer Banner's zählte unter seinen Tausenden damals nur noch fünfhundert echte Schweden, die übrigen waren Deutsche. Wie leicht hätte man sich also der Fremden entledigen können. Auch

im kaiserlichen Heere gab es eine Menge deutscher Offiziere, welche die Bevorzugung der welschen Generale ungern sahen. Es war mithin natürlich, daß unter den auf verschiedenen Seiten dienenden, aber sämmtlich unzufriedenen deutschen Offizieren Verständigungen angebahnt wurden. Allein das soldatische Ehrenwort und das Bedürfniß des Soldes hielt die Leute bei ihren gewohnten Fahnen und die geheimen Verabredungen führten zu keinem Ziele, da man von keiner Seite recht trauen wollte und Verrath fürchtete.

Vollmar, der den Weimaranern als Feldprediger folgte, hatte sich bestechen lassen, was er von diesen Verhandlungen erkundete, zu verrathen. Man kam dahinter. Der tolle Rosen schwur ihm den Tod und verfolgte ihn mit bloßem Degen. Vollmar flüchtete in der Angst in das Quartier Libuschka's, die ihn aus Mitleid in einen leeren Koffer verschloß. Rosen suchte ihn, glaubte ihn aber durch die Hinterthür entwischt und vergaß ihn über seiner reizenden Freundin, die ihn mit großer Zärtlichkeit empfing und sich ein Vergnügen daraus machte, den im Koffer Versteckten mit Todesangst und Eifersucht zugleich zu quälen. Als es Abend wurde, mußte sie Rosen begleiten. Vollmar sah sich eingesperrt und allein und wollte schon verzweifeln, als die Schöne, die sich unter einem Vorwande vom Obersten losgemacht hatte, wie-

der hereintrat, den Gefangenen befreite und zu rascher Flucht antrieb. Er eilte fort ohne Abschied.

Wuth und Eifersucht hatten ihn so außer sich gebracht, daß er, als er in der Nacht einer kaiserlichen Patrouille aufstieß, dieselbe aufmerksam machte, wie leicht der gefürchtete Oberst Rosen zu fangen sein würde, da er in dieser Stunde gewöhnlich trunken und seine Begleitung nur schwach sei.

Auf diese Nachricht hin unternahmen die Kaiserlichen wirklich noch in dieser Nacht einen Angriff auf das Dorf, in welchem der Oberst Quartier genommen hatte, und überfielen ihn beim nächtlichen Gelage. Aber die Trunkenheit schien seine Kraft zu verdoppeln. Er schlug sich, von der Finsterniß begünstigt, mitten durch die eindringenden Feinde und Dame Courage, die ebenso tapfer focht und nicht von seiner Seite wich, entkam mit ihm.

Ein heftiges Gewitter war ausgebrochen, in das die Fliehenden mitten hinein geriethen. Sie verloren den Weg und in der nur von Blitzen erhellten Dunkelheit sogar die Richtung, in der sie das Hauptheer aufsuchen wollten, da ihnen die Gegend unbekannt und kein Stern am Himmel zu erblicken war, durch den sie sich hätten orientiren können.

Der Blitz schlug dicht vor ihnen in einen Baum. Ein Feuermeer umgab sie und die Pferde erschraken so, daß sie beinahe zusammengestürzt wären.

Als Libuschka ihr Pferd mit kräftiger und geschickter Hand wieder zur Ruhe gebracht hatte, konnte sie nicht umhin, sich nach altkatholischer Gewohnheit zu bekreuzen und frug dann den stumm neben ihr haltenden Obersten: Waldemar, fürchtest du Gott?

Was werde ich nicht? antwortete Rosen, das muß jeder Mensch, je mehr, je weniger er die Menschen fürchtet. Aber wie steht's mit dir, Kleine? Von deiner Frömmigkeit habe ich noch wenig gespürt.

Doch, sagte Libuschka, doch pocht mir's manchmal ganz schrecklich im Herzen; dann werde ich, du magst mir's übel nehmen oder nicht, flugs wieder katholisch, beichte alle meine Sünden weg und werfe mich dann wieder mit rechter Seelenlust ins tolle Leben.

Wir thäten doch, sagte Rosen, am Ende besser, gar nicht zu sündigen. Was meinst du?

Geh, antwortete die Amazone, es ist dir nicht ernst. Du warteſt mit der wirklichen Buße doch bis zum Tode. Wenn sie dich einmal erschossen haben, trittst du vor Gott hin mit Blut und Schmuz bedeckt, zeigst auf deinen Degen und sagst: Herr, ich bin ein alter Soldat, im Kriege läßt sich's nicht sauber bleiben, aber meinen Degen habe ich doch immer nur dir zu Liebe gezogen, deswegen bitte ich dich, laß mich im Himmel von meinen Strapazen endlich ausruhen und ziehe mir statt dieses blutigen Kollers eines

von den weißen Kleidern deiner Gerechten an. Wird's nicht so kommen, Rosen?

Der Oberst lachte und sagte: Du magst wol Recht haben, Kleine. Aber, mit dem weißen Kleide wird's nicht so schnell gehen.

Elftes Capitel.

Als am andern Morgen der Regen endlich wieder aufgehört hatte, stiegen die beiden Flüchtlinge von ihren dampfenden Rossen, ließen dieselben im Grase weiden und setzten sich an einem Walde auf einen großen Felsenblock hin, denn sie waren beide naß bis auf die Haut.

Libuschka schüttelte das Wasser aus ihren Stiefeln, die nach der Sitte der damaligen Zeit oben wie weite Becher ausgeschnitten waren. Rosen bewunderte ihren niedlichen Fuß, indem er ihn mit seinem Taschentuche abtrocknen half.

Allerliebstes Geschöpf, rief er aus, da haben wir uns in der Gewitternacht mit einem Stück von Theologie geplagt, und dieser kleine Fuß allein würde schon hinreichen, mich zur Sünde zu verführen. Strafe mich Gott, aber ich vergesse alle Predigten und Bet-

ſtunden, denen ich jemals in des ſeligen Herzog Bernhard's Lager habe mit anwohnen müſſen, und alle meine Tugend ſtolpert über dieſe kleine roſenfarbene Zehe.

Sie freuten ſich der ſchönen warmen Morgenſonne und ihrer zärtlichen Gefühle, ohne an die Befriedigung des Hungers zu denken, der ſich nach dem langen Nachtritte bei ihnen einſtellte, und ohne ſich vor Feinden zu furchten, die ihnen vielleicht begegnen konnten. Der Oberſt war zufrieden am Stande der Sonne die Richtung wieder erkannt zu haben, in der er die Hauptarmee aufzuſuchen hatte. Noch ſaßen ſie traulich beiſammen, als ſie in weiter Ferne ſchießen hörten. Raſch ſchwangen ſie ſich auf ihre Roſſe und eilten dem muthmaßlichen Kampfplatze zu. Von einigen flüchtigen Landleuten, die ihnen entgegen kamen, erfuhren ſie, drunten im Thale, wo die Waldgegend aufhöre, ſeien die Kaiſerlichen und die Schweden hart aneinander.

Es waren von beiden Seiten zwar nur einige hundert Mann, die ſich unten herumſchlugen, aber ſich hartnäckig in einander verbiſſen hatten. Als der Oberſt mit ſeiner wilden Dame den Hügel hinunter ſprengte, hatte die ſchwediſche Partei ſchon die Oberhand gewonnen unter der Anführung eines Offiziers, der an Körpergröße und Tapferkeit Roſen beinah gleich kam. Denn es war Roderich, der unter Ban-

ner's Truppen diente. Der Oberſt und die Amazone halfen unter lautem Jubel mit einhauen und die Feinde verfolgen.

Erſt nach dem Kampfe begrüßten ſich die beiden Helden, die einander vorher noch nicht gekannt hatten, und der ältere Weimaraner freute ſich an dem Muthe und der Friſche des jungen Schweden.

Roderich entfaltete, von Kampfeshitze und Siegesluſt glühend, eine überaus ſchöne und, wie es ſchien, noch ganz neue Fahne, die er eben erobert hatte, und aller Augen hingen an dem wundervoll gemalten Bilde der Fortuna, das ſich auf derſelben darſtellte. Die Kaiſerlichen pflegten nicht ſelten die Glücksgöttin in ihren Fahnen zu führen, ſeitdem Wallenſtein's Soldatenglück einen eigenen Cultus derſelben in den Feldlagern eingeführt hatte. Aber die Fahne, die in Roderich's Hände gefallen war, gab ſich Jedem als ein Meiſterſtück der Malerei zu erkennen. Geſicht und Geſtalt der mit leichtem Fuß unter ſich die Weltkugel rollenden Göttin waren von vollendetem Liebreiz, ihre in unzähligen Locken herabwallenden Haare blond, von der tiefſten ins Röthlichte ſchimmernden Goldglut, ihre Augen aber ſchwarz und von einem Glanze auf dem Bilde, den vielleicht der Regen über Nacht erhöht hatte und der ihrem Blicke, indem er jeden Zuſchauer ſcharf anzuſehen ſchien, etwas Lebendiges und Zauberiſches verlieh.

Roderich war in den Blick so vertieft, daß er sich nicht davon loszureißen vermochte. Ueber den Ursprung des schönen Bildes bei einem Gefangenen nachforschend, hörte er, daß es von einem kölner Maler herrühre und dessen Geliebte darstelle, die derselbe im Ingrimme verschmähter Liebe absichtlich in die Fahne gemalt habe, um sie gleichsam der Rache aller Soldaten des großen Krieges preiszugeben.

Also lebte dieses holde Wesen? Kaum konnte Roderich, lange wie in tiefem Traume versunken, sich wieder fassen und die Verwirrung bemeistern, in die er gegen alle Gewohnheit gerathen war, denn seine Leute kannten ihn als einen festen, klaren, kurzgebundenen Führer.

Libuschka, die großes Wohlgefallen an dem Sohne des Harzgebirges fand und es sogar in Rosen's Gegenwart nicht verhehlte, lachte ihn aus und sagte ihm auf den Kopf zu, er sei in das Bild verliebt.

Er wurde zwar hochroth und sah den vorwitzigen jungen Offizier, denn wie ein solcher war Libuschka gekleidet, mit einem durchbohrenden Blicke an. Als ihm aber plötzlich einige Kennzeichen verriethen, es sei nur ein Mädchen, lächelte er und verschluckte die Worte, die er auf der Zunge gehabt hatte.

Er mußte die schöne Fahne im Lager abgeben und sah sie niemals wieder, aber das Bild Fortunens

hatte sich tief in seine Seele geprägt und begleitete ihn im Traume wie im Wachen.

Oft fiel ihm der wahnsinnige Demiurg ein, der an kein Glück glaubte und dessen Schule mehr als die des Unglücks selbst ihn verwöhnt hatte, den Kampf des Lebens durchzukämpfen, ohne auf ein Ziel der Ruhe und des Glückes zu hoffen. Seitdem er aber das Bild in der Fahne gesehen hatte, schien ihm das Leben wie von einem neuen Glanze erleuchtet.

Kind des Unglücks, sagte er zu sich selber, du hast die Göttin des Glückes erobert, ist das nicht ein sehr gutes Vorzeichen deiner Zukunft? Sie ist dir wieder entschwunden, du hast dich ihrer Erscheinung nur einen Augenblick gefreut, aber sie lebt, sie lebt, sie hat sich dir nur angekündigt, du wirst sie wiedersehen.

Aber seine stolzen Hoffnungen täuschten ihn, denn nach wenigen Tagen unterlag das Fähnlein, das er anführte, in einem Gefecht der feindlichen Uebermacht und wurde gänzlich aufgerieben oder gefangen. Je mehr er dem Glücke vertraut hatte, um so grausamer überfiel ihn das Unglück. Er verlor nicht nur seinen Kriegsruhm, sondern auch die Freiheit. Rohe Kroaten schleppten ihn gefangen mit sich fort.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Floreſtin war im Felde erkrankt, nicht blos in Folge körperlicher Anſtrengungen und Entbehrungen, ſondern auch aus Kummer über die Greuel des Krieges, die er mit anſehen mußte, ohne abhelfen zu können. Um ſeine leidende Geſundheit wieder herzuſtellen, hatte er ſich nach Köln in das Kloſter bringen laſſen, in welchem er den ſchönſten Theil ſeiner Jugend verlebt hatte und das gewiſſermaßen ſeine Heimat geworden war. Hier traf er den hochbejahrten Pater Gideon noch unter den Lebenden an und wurde von allen ſeinen alten Gönnern, Freunden, Schülern und Schülerinnen aufs liebevollſte empfangen. Hier erſt war ihm wieder wohl

Indem Herr und Frau von Liancourt den nächsten Weg nach Paris über Köln nahmen, hielten sie die Gelegenheit für günstig, um in dem Kloster, in welchem Florestin aufgewachsen war und man am ehesten Nachricht von ihm erhalten konnte, ihre Adresse für ihn zurück zu lassen, in der Hoffnung, sich dadurch vielleicht eine fernere Verbindung mit ihm offen zu erhalten. Wie angenehm waren sie daher überrascht, als sie erfuhren, Florestin selbst lebe schon seit ein paar Jahren wieder in Köln.

Liancourt eilte zu ihm, um ihn von seinem Verhältniß zur Schwester zu unterrichten, ihn als Bruder zu begrüßen und zu veranlassen, daß er Rosalien sehe. Die Zärtlichkeit, mit welcher Florestin sich bei der unerwarteten Begegnung vor Schmalkalden gegen die Schwester benommen hatte, ließ diese, obgleich sie das Gewissen schlug, dennoch glauben, er werde ihr verzeihen. Aber sie irrte sich. Florestin's Stirn umwölkte sich mit finsterem Unmuthe, als er erfuhr, Rosalie habe schon zum zweitenmale geheirathet. Daß sie in die Hand des Priesters, der sie in dem ersten westphälischen Dorfe auf der Reise getraut hatte, zugleich wieder das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, konnte in Florestin's Augen ihr Vergehen nicht mildern. Der Bruch ihres Klostergelübdes war dadurch nicht wieder gut gemacht. Je mehr er seine Schwester liebte, je besorgter er um das Heil

ihrer Seele war, um so schmerzlicher ergriff es ihn, sie so tief in die Weltlichkeit versunken zu wissen und ihr Männerwechsel war ihm, obgleich er in Liancourt einen Cavalier von edlen Gaben und einen Glaubensgenossen fand, doch ein großes Aergerniß und schien ihm einen seltenen Grad von Leichtsinn auszudrücken. Er hätte geglaubt, seine eigene Priesterpflicht zu verletzen, wenn er aus empfindsamer Bruderliebe das verwerfende Urtheil zurückgehalten hätte, das er über die zweite Ehe Rosaliens aussprechen mußte, wie über die erste. Es that ihm bitter wehe, aber er schlug es Liancourt ab, die Schwester zu sehen, was nur zu einer für sie Alle quälenden Scene führen müsse.

Die tiefgedemüthigte Schwester wollte indeß Köln nicht verlassen, ohne ihren Bruder zu sehen und ihn um Verzeihung und um die Fortdauer seiner Liebe angefleht zu haben. Mit Erlaubniß ihres Gatten verschleierte sie sich und suchte Florestin unerkannt im Beichtstuhle auf, wo er sie anhören mußte. Aber sie kehrte erschüttert und aufs schmerzlichste ergriffen zurück, und Liancourt vermochte in vielen Tagen nicht, ihre Thränen zu stillen.

Erst als ihr der bleiche Montmartre, von der Sonne beleuchtet, entgegenschimmerte, und hinter seinen damals noch erhaltenen Mauern das rauchende Häusermeer von Paris mit dem finstern Dome von Notre-Dame, der schönen und doch etwas unheim-

lichen Baſtille und allen Kirchen und Paläſten vor ihrem ſtaunenden Auge emporſtieg, ſchwanden die Unglücksbilder aus Deutſchland in den Hintergrund ihrer Seele zurück und wurde durch das viele Neue, das ihr entgegentrat, überraſcht, zerſtreut und erheitert.

Roſalie mußte ſich in der ſchönen Hauptſtadt Frankreichs, die damals ſchon durch ihre Moden die ſpaniſchen, die bisher vorgeherrſcht hatten, aus der Welt zu verdrängen begann, hofmäßig kleiden laſſen und Liancourt ſelbſt war als Liebhaber und Kenner aufs angelegentlichſte bemüht, ihren Putz ſo zu ordnen, daß ihre natürliche Schönheit dadurch ſo viel als möglich erhöht wurde. Er konnte nicht ſatt werden, das liebliche Bild, das ſie ihm als franzöſiſche Dame darſtellte und das Van Dyk ſelbſt nicht ſo ſchön hätte malen können, zu bewundern. Zuletzt band er das koſtbare Perlenhalsband, das er einſt vom Herzog von Friedland erhalten und von dem er noch nie einen Gebrauch gemacht hatte, um ihren lilienreinen Hals.

Sie hatte die Ehre, dem alten ſtolzen Cardinal von Richelieu, dem beſondern Gönner ihres Gatten, und ſogar bei Hofe vorgeſtellt zu werden, wobei jedoch von ihrer und Liancourt's Seite ſorgfältig vermieden wurde, ihre Abſtammung aus dem Kloſter auch nur ahnen zu laſſen, weil ſie dadurch in dem

ſtrengkatholiſchen Frankreich ihre ganze Exiſtenz würde aufs Spiel geſetzt haben. Dieſes Bewußtſein quälte Roſalien mitten unter den Ehren und Freuden, die ihr zu Theil wurden, indem Alles wetteiferte, der liebenswürdigen Fremden gefällig zu ſein.

Nachdem der glückliche Liancourt ſeiner ſchönen Gemahlin Paris gezeigt hatte, beeilte er ſich, ſie auf ſein ländliches Schloß zu bringen. Er kannte nämlich Paris zu gut, um nicht fürchten zu müſſen, daß die ſchon zu freie Sitte daſelbſt ſeiner deutſchen Hausfrau misfällig erſcheinen würde, zu geſchweigen der Gefahren und Störungen, denen er die Ruhe ſeiner Ehe ausſetzte, wenn er die reizende Frau im Bereiche der pariſer Höflinge ließe. Sein eigenes echt franzöſiſches Bedürfniß, mit der ſchönen Gemahlin ein wenig zu prahlen, war befriedigt. Von da an war er nur noch darauf bedacht, ſie den Augen ihrer Bewunderer wieder zu entziehen und in der Verborgenheit des Landlebens verſchwinden zu laſſen, wo er mit ihr nach deutſcher Weiſe in ehelicher Zärtlichkeit und Treue leben und alle Wonnen der Schäferpoeſie im Stillen genießen wollte, einer Poeſie, welche damals als neueſte Mode in ungemeinem Anſehen ſtand und wirklich auf naturgemäße Weiſe die Sehnſucht nach Ruhe und idylliſchem Glück bezeichnete, die in einem Zeitalter ſo grauſamer Ungerechtigkeit und blutiger Greuel ſich der Herzen bemeiſtern mußte.

Zweites Capitel.

L'Echelle, Liancourt's Schloß und Landgut, lag unfern der Oiſe, wo dieſelbe aus dem Ardennengebirge hervorfließt, in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend. Obgleich etwas alterthümlich und bei weitem nicht ſo geräumig und ſchön gebaut, wie einſt Wildeck, hatte dieſes Schloß doch den großen Vorzug, daß es ringsum von befreundeten Nachbarn umgeben war und an den Bauern treue Unterthanen hatte, die den adeligen Stammherrn und ſeine ſchöne Gemahlin mit patriarchaliſcher Anhänglichkeit begrüßten und ein nicht geringes Vergnügen empfanden, das lange verwaiſte Schloß endlich wieder bewohnt zu ſehen.

Mit Anſtand und franzöſiſcher Heiterkeit brachten Frauen und Mädchen der neuen Herrin ihre Glückwunſche dar. Obgleich der Herbſt ſchon die Wälder gelb färbte, ſchmückten ſie die lieblich erröthende Dame doch noch mit Blumen, tanzten und ſangen fröhliche Chanſons dazu.

Unter Liancourt's verſtändiger Leitung wurde das Haus bald wieder in wohnlichen Zuſtand verſetzt, Verdorbenes weggeſchafft, Veraltetes aufgeputzt, Neues mit Geſchmack eingefügt. Roſalie mußte ſich gegen

den Luxus ſträuben, mit dem er ihre Zimmer einrichtete. Wenn häusliche Geſchäfte ſie nicht in Anſpruch nahmen, laſen ſie zuſammen, denn Liancourt hatte eine hübſche Sammlung von franzöſiſchen Claſſikern und auch einige deutſche Bücher. Sie begleitete ihn zuweilen auf die Jagd, die bisher ſehr vernachläſſigt geblieben war, und brachte dann die vergnügteſten Stunden mit ihm zu, wenn die hellen Flammen im Kamine loderten, wozu bald dieſer bald jener gute Nachbar ſich einfand.

Wie bald wurde ſie hier heimiſch! Alles vereinigte ſich, ihr ein Gefühl von behaglicher Sicherheit zu geben und ihr eine Seelenruhe zu gewähren, die immer ſeltener durch die traurige Erinnerung an Deutſchland geſtört wurde. Ihr Gemahl übertraf ſich ſelbſt an Güte und Liebenswürdigkeit und ſie mußte ihm tauſendmal in Gedanken die Scheu abbitten, die ſie anfangs vor ihm gehabt hatte, und das völlig unbegründete Mistrauen in den franzöſiſchen Charakter. Es iſt wahr, von der hohen männlichen Würde ihres erſten Gatten ging ihm Vieles ab, es fiel bei Liancourt Alles etwas leichter ins Gewicht, aber Roſalie vermißte jene Würde nicht, weil ſie von einem ſo gar tragiſchen Zuge begleitet geweſen war. Nach ſo vielem Unglücke, wie ſie es erlebt hatte, mußten ihr ſo durchaus heitere Umgebungen und der Umgang mit einem Manne, dem Glück und Frohſinn aus allen

Mienen lachten, und der, wenn er auch nicht zum Erhabenen aufſtrebte, doch fein und edel dachte, ein ſehr willkommener ſein. Jetzt erſt konnte ſie recht ausruhen von ihrem langen Elend. Jetzt erſt konnte ſie wieder an das Leben, an ſich ſelbſt glauben und die finſtere Lehre des Demiurg vergeſſen.

Das Unklare oder Zweideutige, was in Liancourt's religiöſen Anſichten lag und vielleicht eine andere Frau beunruhigt hätte, war es gerade, was Roſalien zur beſondern Beruhigung gereichte, ſofern ſie ſelbſt, durch ihr Schickſal hingeriſſen, zwiſchen den Confeſſionen ſchwankte, zu denen ſie ſich nur bekannt hatte, um ſie bei der erſten Gelegenheit wieder aufzugeben. Sie warf ſich innerlich dieſen Leichtſinn vor, fand aber die beſte Entſchuldigung deſſelben in dem duldſamen Syſteme Liancourt's, der die Vorzuge beider damals ſtreitender Kirchen als geborener Katholik und als vieljähriger Freund der edelſten Proteſtanten in gleichem Maße anerkannte, dem aber wiederum keine von beiden in ihrer ausſchließlichen Einſeitigkeit genügte und der ſich, gleich vielen anderen welt- und menſchenkundigen Männern jener Zeit, zu einer Philoſophie hinneigte, die freilich erſt ſpäter ihre vollkommenere Ausbildung erhielt, nämlich zu der Geltendmachung des ſogenannten Vernünftigen und Natürlichen gegenüber den verſchiedenen rechtgläubigen Satzungen.

So wirkte denn gar Vieles zuſammen, um zwi-

ſchen Roſalien und ihrem Erretter aus den deutſchen Nöthen eine innige Sympathie hervorzurufen, von der ſie nie geglaubt hätte, daß ſie ſich in dieſem Grade einfinden würde, indem ſie anfangs ſich immer noch mit der ſchmerzlichen Erinnerung an Bernhard getäuſcht und ſich eingebildet hatte, Liancourt doch nicht wahrhaft lieben zu können, wie ſie Jenen geliebt hatte.

Am meiſten aber wurde dieſe eheliche Sympathie verſtärkt durch eine frohe Entdeckung, welche Roſalie an ſich ſelbſt machte. Was ſie in ihrer erſten Ehe ſo ſehnlich gewünſcht und tauſendmal im Gebete vom Himmel erfleht hatte, ohne daß es ihr je gewährt worden wäre, deſſen erfreute ſie ſich ſchon in den erſten Monaten ihrer zweiten Ehe. Sie fühlte ſich Mutter, eine entzückende Ueberraſchung für ſie und eine Quelle der ſüßeſten Wonnen und der liebſten, keineswegs ängſtlichen Sorgen. Liancourt theilte ihr Glück und war er je zärtlich gegen ſie und ſtolz auf ihren Beſitz geweſen, ſo war er es jetzt noch viel feuriger.

Von nun an lebte Roſalie allein ihrer beſeligenden Gegenwart und der hoffnungsreichen Zukunft, die ſchwarze Vergangenheit trat immer mehr in ihr zurück. Wenn ſie gezwungen war, daran zu denken, ſo geſchah es doch immer nur, um den Augenblick zu ſegnen, in welchem ſie Deutſchland verlaſſen hatte und in das ſchöne Frankreich eingezogen war.

Am häufigſten aber dachte ſie an ihre kindiſche Himmelsreiſe in den Alpen von Trident. Daß ſie jetzt wirklich den Himmel auf Erden erreicht habe, daran war nun nicht mehr der geringſte Zweifel in ihrer Seele. Sie hatte die irdiſche Beſtimmung des Weibes erreicht unter den günſtigſten Umſtänden und liebevollſten Umgebungen. Konnte ſie undankbar gegen Gott ſein und jetzt noch auch nur die leiſeſte Klage laut werden laſſen über früher erlittene Noth?

Drittes Capitel.

In Deutſchland wüthete unterdeß der Krieg, wie das Feuer im Gebälk eines ſchon niedergebrannten Hauſes, unabläſſig fort.

Der arme Roderich, von der treuloſen Glücksgöttin verlaſſen, wußte ſich in das Loos der Gefangenſchaft auf keine Weiſe zu ſchicken. Von Kindheit auf ein freier Sohn der Berge und auch in den Lagern der damaligen wilden Freiheit der Soldateska allezeit froh geworden, ſah er ſich auf einmal in fremder Gewalt, entwaffnet, beraubt, mishandelt und ſein Leben der Willkür roher Geſellen ausgeſetzt. Kaum daß er ſich mäßigen konnte, nicht durch unüberlegte Hitze

die Wuth der Kroaten zu reizen und sich gewissem Tode zu überliefern.

Indem er sich mäßigte, war sein ganzes Augenmerk auf die Flucht gerichtet, die er denn auch glücklich bewerkstelligte, als seine Wächter sich unterwegs nächtlicher Trunkenheit überließen. Das geschah in der Gegend von Würzburg. Allein obgleich frei, schwebte er in der Uniform eines fremden Offiziers immer noch in Gefahr, weil die Bevölkerung rings umher katholisch war und auch das benachbarte Hanau sich wieder in der Gewalt der Kaiserlichen befand. Er warf daher die Uniform von sich und trotzte der Kälte in bloßen Aermeln.

Durch das Mitleiden einiger Dorfbewohner erhielt er indessen bald einen warmen Bauernkittel und es glückte ihm, ein wenn auch ärmliches, doch nicht ganz unbehagliches Winterquartier im Spessart zu finden. Wegen seiner Größe und Körperstärke nämlich wurde er am Mainufer in einem Dorfe, welches zum Stapelplatz für den Holzhandel diente, gern unter die Holzhauer aufgenommen und lebte mit ihnen ganz kameradschaftlich, indem er so ziemlich wieder zu den einfachen Sitten des Harzgebirges zurückkehrte. Er vermißte dabei nichts, als seinen treuen, im Kampfgewühle verloren gegangenen Hund und sein altes Bärenfell. Die rohen Holzbauern waren ihm zugethan, weil er ihnen durch seine überlegene Körperkraft den

gehörigen Respekt einflößte und durch seine Treuherzigkeit und Dienstfertigkeit zugleich Jedem das Herz abgewann.

Wenn er in den finsterſten Winternächten unter den wilden Geſellen des Speſſart ſaß und die elende Bauernhütte vom Sturmwinde umgeſtürzt zu werden drohte, fiel ihm wol zuweilen ein, wie weit entfernt er von der Verwirklichung ſeiner ſchönen Fortunaträume ſei. Aber die Winterſonne, obgleich unter der Erde verborgen, erhebt ſich wieder als Sommerſonne.

Roderich dachte darauf, im nächſten Frühjahre das Weite zu ſuchen und zur ſchwediſchen Armee zurückzukehren; allein er gab dieſen Vorſatz wieder auf. Er lernte nämlich den reichen Holzhändler van der Lüe kennen, der hier unter fremdem Namen und als ob es nur für Köln und die ſpaniſchen Niederlande geſchähe, Holzaufkäufe für Holland beſorgte. Dieſer kräftige und weltkluge Mann, deſſen gebräuntes Seegeſicht wie aus Bronze gegoſſen ſchien, imponirte ihm, wie denn andererſeits der Holländer auch an Roderich's friſcher und ſtolzer Jugendlichkeit ein Wohlgefallen fand. Es konnte van der Lüe's ſcharfem Blicke nicht entgehen, daß in Roderich mehr ſtecke, als ein gemeiner Holzfäller. Es lag zu viel Adel und Gewohnheit des Befehls in ſeiner Miene, während ihn andererſeits wieder ungemein viel Anſpruchsloſigkeit

und ein Sichgehenlaſſen zierte, wie man es ſo liebenswürdig wol nur unter der norddeutſchen Jugend findet, wenn ſie noch unverdorben iſt. Van der Lüe forſchte den Jüngling ein wenig aus und machte ihm den Antrag, mit ihm nach Holland zu gehen, Seemann oder wenigſtens Kaufmann zu werden und ſich die weite Gotteswelt auch einmal jenſeits des Meeres zu beſehen.

Dieſer Vorſchlag regte in Roderich eine Fülle von neuen und wunderbaren Vorſtellungen an. Zwar geſtand er dem Holländer, er ſei bisher Offizier in Banner's Armee geweſen, habe ſich nur rationirt, ſei alſo eigentlich nicht verabſchiedet und ſomit verpflichtet, zur Armee zurückzukehren. Allein man nahm es damals mit den Abſchieden nicht ſo genau und der faſt immer betrunkene Banner hatte durch ſeine fruchtloſen Kreuz- und Querzüge, wobei er es nie auf eine entſcheidende Hauptſchlacht hatte ankommen laſſen, die Truppen im höchſten Grade ermüdet und abgeſpannt. Dazu kam, daß der Holländer Roderich darauf aufmerkſam machte, wie jede geſunde Kraft, die ſich für den endloſen deutſchen Krieg opfere, dem Tropfen gleiche, der auf einen glühenden Stein falle, während dieſelbe Kraft, den vereinigten Staaten von Holland und ihren Colonien gewidmet, auf den fruchtbarſten Boden falle, Leben und Gedeihen bringe und dadurch mittelbar auch der evangeliſchen Sache am beſten

diene. Denn wenn die Katholiken auch im tiefen Binnenlande die Oberhand behalten sollten, das Meer und seine Ufer würden stets den Reformirten bleiben.

So ließ sich denn Roderich überreden und glaubte das goldene Glück, das ihn einmal angelächelt hatte, doch gewisser im Reichthume Hollands und seiner zauberischen Colonien, in der Fülle maritimer Thätigkeit und gleichsam am Busen vollsegelnder und mit Schätzen beladener Flotten wiederzufinden, als in den Aschenhaufen des deutschen Kriegsschauplatzes.

Sie machten zusammen die schöne Rheinfahrt.

Viertes Capitel.

Als sie zwischen Bonn und Köln sich dem Dorfe Worringen näherten, hörten sie von dort herüber fröhliche Musik und da es Sonntag Mittag war und an diesem Tage in Köln von dem Holländer kein Geschäftsbesuch mehr abgemacht werden konnte, so hielt er an, um mit seinem jungen Freunde auszusteigen und sich unter die fröhlichen Gäste des Worringer Festes zu mischen.

Man feierte das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Pfarrers. Eine Menge Kölner und Kölnerinnen wa-

ren herausgekommen, theils um den alten wohlbekannten Herrn mit ehren zu helfen, theils um dem Vergnügen nachzugeben, wozu die ausnehmende Schönheit des klaren Frühlingstages aufforderte.

Van der Lüe fand in dem von Menschen überfüllten Dorfe unter den im großen Garten des Wirthshauses campirenden Kölnern zufällig seinen alten Handelsfreund Mander und mußte neben ihm Platz nehmen. Roderich, der als des Holländers Knecht mitreiste und demgemäß sehr schlicht gekleidet war, hielt sich in bescheidener Entfernung, ergötzte aber seine Augen an dem muntern Leben, das ihn hier rings umgab, und ging der Musik nach, welche von der Kirche herüberklang.

Auf dem weiten freien Raume vor der alten Kirche tanzten um eine majestätische Linde fröhliche Mädchen, mit Blumen bekränzt, einen Reigen. Der ehrwürdige alte Pfarrer, dem diese Mädchen am Morgen das Haus mit Blumen geschmückt und ihre Glückwünsche dargebracht hatten, und an seiner Seite ein vornehmer Domherr des kölner Stiftes, der in seinem vollen Ornate alle Anwesenden überstrahlte, sowie mehre andere jüngere und ältere Priester hatten sich unter das Volk gemischt und sahen dem muntern Tanze zu. Der Greis hatte seine herzliche Freude an der Lustbarkeit seiner Gemeinde an diesem seinem Ehrentage, denn seine Kirche verbietet kein unschul-

diges Sonntagsvergnügen und sonderlich am Rheine sind die Menschen deswegen nicht schlimmer, weil sie fröhlicher sind.

Roderich bemerkte im Reigen der Mädchen eine wohlgestaltete Blondine, welche gleich den Anderen einen Blumenkranz im Haare trug. Die außergewöhnliche Farbe dieses Haares erinnerte ihn augenblicklich an das Bild, das er so lebendig in der Seele trug. Aber sie hatte ihm den weißen Nacken zugekehrt und er vermochte lange nicht in ihr Gesicht zu sehen. Endlich wandte sie sich einmal um und — der Athem stockte ihm, alle seine Pulse flogen, er wollte darauf schwören, es sei leibhaftig seine Fortuna. Als sich der Reigen auflöste, kehrte sie ihm noch deutlicher das Vollgesicht entgegen und ließ ihm keinen Zweifel mehr über ihre sprechende Aehnlichkeit mit dem Fahnenbilde. So umwallte sie das goldene mit Blumen geschmückte Haar. So lachte das Glück aus allen ihren Mienen. So lieblicher Muthwille spielte ihr um Stirn und Lippen. Aber der Glanz ihrer lebendigen Augen war noch feuriger als der im Bilde. Er wußte sich kaum zu halten vor Freude. Er hätte am liebsten laut aufgejauchzt und wäre zu den Füßen des schönen Mädchens hingestürzt.

Aber seine Miene verfinsterte sich, als er mit ansehen mußte, wie der Domherr auf eine gnädige Weise mit der ganzen Würde seines Standes und doch zu-

gleich mit einem feinen Zuge von raffinirter Sinnlichkeit der blühenden Tänzerin sein Lob spendete, die dabei sittig die Augen niederschlug, und noch mehr wallte in Roderich die Eifersucht auf, als das Mädchen sich von dem galanten Domherrn nur losmachte, um einen jungen Mönch traulich bei der Hand zu ergreifen und mit ihm den Platz unter der Linde zu verlassen.

Sie ging auf die Seite zu, wo Roderich stand, dessen fremde und schöne Gestalt das Mädchen mit einem einzigen Seitenblick im raschen Vorüberschreiten überflog. Er war wie vom Blitz getroffen.

Noch größer war seine Ueberraschung, als er den Holländer, der bei dem alten Mander sitzen geblieben war, wieder aufsuchte und seine Fortuna und den Mönch an demselben Tische in heiterem Gespräche mit den beiden Alten begriffen sah. Aus ihren Reden erkannte er alsbald, das Mädchen sei Mander's Tochter. Van der Lüe hieß Roderich näher treten, bot ihm von dem edlen rheinischen Weine an und stellte ihn der kleinen Gesellschaft als seinen Knecht vor, ohne zu ahnen, wie viel lieber es dem Jünglinge gewesen wäre, wenn er seiner Schönen im vollen Glanze eines Offiziers hätte entgegentreten dürfen.

Allein Roderich besaß eine natürliche Klugheit und indem er bei sich überlegte, was er zu thun habe, kam ihm die unscheinbare Maske, in welcher er reiste,

äußerſt gelegen. Als ſchwediſcher Offizier hätte er ſich niemals nach Köln hinein wagen dürfen, aber als Knecht eines Kaufmannes ſtand ihm die heilige Stadt offen. Er beſchloß, Alles daran zu ſetzen, um bei Mander ſelbſt in Dienſt zu kommen.

Sobald er mit Van der Lüe in deſſen Schiff zurückgekehrt war, vertraute er ihm Alles, was ihm begegnet war, und beſchwor ihn, ſeinen Plan zu unterſtützen. Der Holländer wollte anfangs nichts davon wiſſen und warnte den tollen Jüngling, ſich in Acht zu nehmen. Doch gefiel ihm das Kecke des Planes und am Ende konnte Roderich in Köln ihm ſelber nützlich werden und ſeine geheimen Handelscombinationen fördern, wenn er Mander's Vertrauen und Einſicht in die ganze kölner Handelswelt erwürbe.

Sie kamen in Köln an und Alles ging nach Wunſch. Der alte Mander brauchte gerade einen tüchtigen Knecht und nahm den ihm vom Holländer empfohlenen ohne Schwierigkeit ins Haus. Roderich zweifelte nicht, daß ihn die Glücksgöttin begünſtige und auch nie wieder verlaſſen werde, denn ſelbſt Das, was ihm als ein Unglück erſchienen war, ſeine Gefangennehmung, hatte ja nur dazu dienen müſſen, ihn nach Köln zu bringen, wohin er ſonſt wol niemals gekommen wäre. Er glaubte alſo, daß von dem Augenblicke an, in welchem er zum erſtenmal das Bild der Fortuna geſehen, ihm nichts mehr mislingen könne.

Als er in dem niedern Stande eines Knechtes in Mander's Haus einzog, war er froher wie ein König, und das Geschäft, Kisten und Fässer zu packen und auf die Schiffe zu schleppen, hatte nichts Abschreckendes für ihn, wenn er nur einmal im Tage Katharinen lächeln sah. Die Standesgenossen, mit denen er zu thun hatte, vermißten in ihm den guten Kameraden nicht, da er immer in der heitersten Laune war und sich ebenso zutraulich zu ihnen herabließ, wie zu den Holzbauern im Spessart.

Fünftes Capitel.

Der alte Mander war mit der Anstelligkeit und Treue seines neuen Knechtes außerordentlich zufrieden. Auch das schöne Trinchen konnte nicht umhin, ihm zuweilen mit Wohlgefallen zuzusehen, wenn er seine herkulische Stärke in der Ueberwältigung der Schwerkräfte ihrer väterlichen Waarenballen an den Tag legte.

Als er einmal im untern Raume des Hauses, der zugleich als Wagehalle diente, in seinem Lederschurz und bestäubten Aermeln fleißig handthierte, kam Katharina mit einer kleinen Schar von Freundinnen laut lachend die Treppe herab. Die muthwilligen

Mädchen wollten wiſſen, wie viel jede wiege, und während ſich eine nach der andern auf die große Wagſchale ſtellte, mußte Roderich die ſchweren Gewichte auf die andere Schale legen und den Wagemeiſter machen.

Da kam von ungefähr der junge Herr Laken ins Haus, Trinchen's Vetter und präſumtiver Bräutigam, ein geputztes Männchen mit einem Korbe voll der größten glänzend ſchwarzen Herzkirſchen im Arme, um dieſe ſüße Gabe der Jahreszeit ſeiner ſchönen Baſe zu bringen. Die Mädchen fielen gleich über den Korb her, als aber Laken erfuhr, womit ſie eben beſchäftigt geweſen waren, bekam auch er Luſt, ſich wägen zu laſſen, indem er ſich rühmte, ſo zephyrleicht zu ſein, daß auch das kleinſte unter den Mädchen mehr wiegen müſſe, als er.

Er ſchwebte bereits mit ſeligem Lächeln in der geſchmackvollen Stellung eines Seladon auf der Wagſchale, als Katharina, ſie wußte ſelber nicht warum, ärgerlich war, vor Roderich als die Braut des windigen Männleins zu erſcheinen, dem Knechte zuflüſterte, er ſolle noch mehr Gewichte auflegen. Es brauchte deren nicht viele, um Laken hoch bis an die Decke hinaufzuheben. In dieſer Lage mußte er bleiben, während die munteren Mädchen unter lautem Gelächter Kirſchkerne auf ihn ſchnellten, die ſeinen Spitzenkragen, ſeine geſtickte und langſchößige weiße Weſte und ſeine

Manſchetten trotz der lächerlichen Paraden ſeiner Hände mit rothen Flecken überſäeten. Er lachte anfangs mit, als es ihm aber zu arg wurde, kam er in üble Laune und befahl Roderich, die Gewichte von der andern Schale wegzunehmen und ihn herabzulaſſen.

Aber Katharina umfaßte lachend den rechten Arm Roderich's, ein anderes Mädchen ſeinen linken und ſo hielten ſie ihn feſt, damit er Laken's Befehle keine Folge leiſte. Er ließ ſich dieſe lieblichen Bande gern gefallen und ſtellte ſich, als könne er wirklich nicht loskommen, während er, ohne auf Laken's Geſchrei zu achten, die trunkenen Augen nur auf das an ſeiner breiten Bruſt lehnende Köpfchen geſenkt hielt, deſſen weiches Goldhaar er noch nie ſo nahe geſehen hatte.

Auf Laken's unbändiges Toben kam endlich der alte Mander herbei, befahl den armen Vetter zu befreien, war ſehr ungehalten über die Mädchen und warf auch einen ſtrengen Blick auf Roderich, den jedoch die Mädchen entſchuldigten. Den Vetter aber behandelte er auch nicht ſonderlich liebreich, ſondern ſagte ihm unwillig, er ſolle lieber ſein Haus meiden, als ſolche Scenen, die ihm ärgerlich ſeien, durch ſeine Gegenwart zu veranlaſſen.

Ehe der vor Wuth zitternde Laken das Haus verließ, überreichte ihm Trinchen noch mit einem zierlichen Knix den ausgeleerten Kirſchenkorb, den er aber von ſich ſchleuderte. Als auch der alte Mander wie-

der die Treppe hinaufgestiegen war, schüttelten die Mädchen den Zank, der über sie ergangen war, leichten Muthes wieder ab und obgleich sie nicht mehr lärmten, sondern ihr Lachen dämpften, freueten sie sich doch ihrer kleinen, an dem unleidlichen Vetter verübten Heldenthat. Katharina aber sagte in heller Lust zu Roderich: Du hast deine Sache heute gut gemacht! und steckte ihm zum Lohne die letzte noch übrige Kirsche in den Mund.

Er hatte nie etwas Süßeres gegessen.

Bald darauf war das Fronleichnamsfest. Da sah er Katharinen mit in der großen Prozession gehen, eine brennende Wachskerze in der Hand, und hörte ihre Engelsstimme singen. Ach, dachte er, ein Glaube, bei dem die Mädchen so munter und zugleich so fromm sein können, kann doch nicht so schlimm sein. Es war ihm leid, daß sie ihm keinen Blick gab, wie er gewünscht und gehofft hatte, und doch gefiel es ihm wieder, daß sie sich in ihrer Andacht nicht hatte stören lassen.

Ihr Vater verlangte einmal nach ihr und da Roderich gerade im Zimmer war, hieß er ihn das Mädchen rufen. Da betrat er zum erstenmal ihr kleines niedliches Zimmer und sah, wenn auch nur einen Augenblick, wie in ein Paradies.

Im Laufe des Sommers hielt die kölner Bürgerschaft ein Freischießen ab. Auch Mander befand sich

dabei und Roderich lud ihm den Stutzen. Nachdem aber der alte Herr mehrmals fehlgeschossen hatte und über die Abnahme seiner Augen klagte, erlaubte sich Roderich die bescheidene Anfrage, ob er nicht einmal für ihn schießen dürfe? Sein wohlwollender Herr gestattete es gern und der kecke Knecht, in dem die ganze alte Jagdlust seiner wilden Jugendzeit erwachte, that den Meisterschuß, wofür ihm unter üblichen Feierlichkeiten und Trompetengeschmetter ein silberner Ehrenpokal und die Würde des Schützenkönigs zutheil wurde. Mit den Insignien dieser Wurde, einer Art Aegide von goldenen und silbernen Ehrenmedaillen, behangen wurde er unter Vortritt der Schützenmeister und schallender Musik im Triumph herumgeführt.

In der Nähe des Schützenhauses verweilten die Frauen und Kinder unter grünen Bäumen an wohlbesetzten Tischen, während die Schützen ab und zu gingen. Hier saß auch Katharina bei einigen Freundinnen ihres Hauses und wartete auf den Vater. Als nun der neue Schützenkönig vorbeigeführt wurde und sie in ihm mit nicht geringer Ueberraschung ihren Knecht Roderich erkannte, lachte des Mädchens ganzes Gesicht und als Roderich endlich sich von den Schützen losmachen konnte und mit dem alten Mander zu Katharinens Tische kam, wünschte sie ihm nicht nur Glück und faßte traulich seine Hand, sondern verfehlte auch nicht, dem glücklichen Schützen seinen

Ehrenbecher mit dem koſtbarſten Rheinweine zu kredenzen. Indem ſie ihm vortrank, warf ſie über den goldenen Wein hinüber einen Blick auf ihn, der ebenſo gut das Ziel traf, als er vorhin das ſeinige getroffen hatte.

Sechstes Capitel.

Als Katharina am andern Morgen in die Meſſe ging und bei der Nachhauſekunft in der Vorhalle Roderich allein antraf, blieb ſie lächelnd vor ihm ſtehen, hob drohend den Finger auf und ſagte: Roderich, ich glaube, du biſt ein großer Schelm.

Wie meint Ihr das? frug Roderich etwas verdutzt.

Du kannſt unmöglich als ein Knecht aufgewachſen ſein, wenn du ein ſo geübter Schütze biſt. Ich habe ſchon lange gedacht, weil du ſo gerade gehſt, du mußt ein Soldat geweſen ſein, und wenn ich dir noch mehr ſagen ſoll, ſo vermuthe ich ſogar, du haſt einmal befohlen, während du hier nur gehorchſt.

Ihr thut mir zu viel Ehre an, Jungfrau Katharina, ſagte Roderich verlegen und ungewiß, ob das geliebte Mädchen nicht durch ihren Verwitz ſein Incognito zerſtören und Alles verderben würde.

Sage mir, bat Katharina, indem sie ihm sanft die Wangen streichelte, wer du eigentlich bist? Ich will es Niemand wieder sagen.

Roderich faßte sich kurz, sank zierlich auf ein Knie vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, küßte sie und rief: Ich bin Euer armer Liebhaber.

So? sagte das Mädchen, und sonst nichts?

Wenn Ihr mir nicht übel nehmt, antwortete Roderich, daß ich Euch liebe, und wenn Ihr mir die Erlaubniß ertheilt, Euch ferner lieben zu dürfen, wenn Ihr —

Mich auch ein bischen liebt, nicht wahr? unterbrach sie ihn lachend.

Ja, sagte Roderich etwas kleinlaut und sah sie doch dabei durchdringend an.

Also dann, meinte sie, willst du mir sagen, wer du bist? Nun warte, ich will mich besinnen.

Hurtig lief sie die Treppe hinauf und sah sich noch einmal lachend nach ihm um.

Im Lärm des Tages fand sich keine Gelegenheit mehr für das junge Paar, sich ohne Zeugen zu sprechen. Aber der nächste Tag war ein Sonntag. Roderich mußte das Haus hüten, während Alle in der Kirche waren, und Kathrinchen wußte es einzurichten, daß sie eine halbe Stunde vor den Anderen zurückkam. Sie rief ihn ins Wohnzimmer, legte Schleier und

Rosenkranz auf den Tisch und wandte ihm das freundlichste Gesicht von der Welt zu.

Roderich, sagte sie, ich habe mich nunmehr besonnen und es will mir scheinen, als ob — ich dir wirklich gut wäre.

Dabei blickte sie ihn voll Zärtlichkeit an, legte ohne viele Umstände ihre weißen Arme auf seine Schultern, erhob sich ein wenig auf den Zehen und küßte ihn. Roderich vergaß beinah, daß er ein zerbrechliches Wesen in seinen Armen habe, so ungestum umfaßte er die Geliebte und wollte von ihren süßen Lippen nicht lassen.

Gemach, rief sie, indem sie sich endlich wieder von ihm losriß, sei doch um Gotteswillen nicht so wild.

Vergib mir, sagte er sanft, ich will ja Alles thun, was du befiehlst.

Freuen sollst du dich, sagte das Mädchen, recht sehr freuen, aber mich nicht erdrücken.

So reiche mir nur den kleinen Finger, bat er, daß ich ihn küsse.

Da, sagte sie und gab ihm den Finger, legte aber die andere Hand zugleich vertraulich auf seinen Arm und sah ihm schalkhaft ins Gesicht: Und nun kommen wir auf die Hauptsache, wer bist du? Das will ich jetzt von dir wissen.

Roderich sagte ihr mit der größten Offenherzigkeit, wer er sei, wie er ihr Bild zuerst in der Fahne gesehen und wie es sich gefügt habe, daß er jetzt in ihrem Hause diene.

Also ein schwedischer Offizier bist du? seufzte Katharina, ließ sich auf einen Stuhl nieder und stützte ihr liebliches Köpfchen auf die Hand, das ist ja traurig, Roderich, das ist sehr traurig. Ich bin so froh gekommen und nun auf einmal so geängstigt. Mein Gott, wenn sie dich hier entdeckten!

Bist du mir böse, frug Roderich, wirst du mich von dir stoßen?

Sie stand auf, faßte seine Hand und sah ihm klar ins Auge. Nein, rief sie, du hast dich aus Liebe zu mir in so große Gefahr gestürzt. Seitdem ich das weiß, muß ich dich doch wol noch lieber haben, du mein treuer Ritter. Aber ich ängstige mich jetzt um dich, ist das nicht natürlich?

Das Glück ist mit dir, du bist Fortuna selbst, sagte Roderich, dir habe ich mich vom ersten Augenblicke an vertraut und fürchte nichts.

Ach du weißt nicht, erwiderte Katharina, was wir für böse Aufpasser und Feinde hier haben.

Laken? frug Roderich.

Du mußt Alles wissen, sagte das Mädchen. Dieser Vetter ist ein Elender, der mich nur hat heirathen wollen, um mich dem Domherrn von Falkenau in

die Arme zu liefern. O dieſer Domherr! Du glaubſt nicht, wie mächtig dieſe Leute hier ſind und wie ſchlau ſie Alles anſtellen.

Ich will dich gegen eine Legion Teufel beſchützen, ſchwur Roderich, und im Nothfalle dich entführen. Die Welt iſt weit genug, in Holland finden wir Schutz. Mein Arm iſt ſtark, mein Kopf iſt hell. So wahr Gott lebt, ich bin ein Mann für dich und will dir's beweiſen.

Die Hand darauf, ſagte Katharina und lachte ihn wieder freundlich an. Ich glaube dir, aber wir müſſen klug und vorſichtig ſein. Fürs Erſte wollen wir uns begnügen, den Bund geſchloſſen zu haben.

Fürs ewige Leben, rief Roderich und ſank dem ſchönen Mädchen noch einmal liebetrunken in die Arme.

Siebentes Capitel.

Der Argwohn Katharina's war nur zu wohl begründet. Als der Domherr durch das ſanfte Mittel ihrer Verheirathung mit einer von ihm abhängigen Creatur nichts auszurichten vermochte, wandte er ſchärfere Mittel an. Durch den langanhaltenden Krieg hatte der alte Mander ſchon bedeutende Verluſte er-

litten. Die Straßen waren meistentheils gesperrt und der Verkehr stockte. Viele Waaren gingen unterwegs verloren. Verarmte, böswillige und entfernte Schuldner zahlten nicht. Die allgemeine Verwilderung machte treulose Diener. Dennoch hielt sich das alte ehrenwerthe Kaufmannshaus durch die Vergünstigungen, die ihm in Köln selbst von langen Zeiten zuerkannt waren. Jetzt aber wurden ihm diese entzogen und Lieferungen für das Erzstift, die bisher Mander besorgt hatte, Anderen überwiesen. Die Verluste drängten sich, er mußte sein Geschäft wiederholt einschränken, einen Diener nach dem andern entlassen.

Der alte Kaufmann war von seinem Unglücke tief erschüttert. Er theilte zwar das Loos der Verarmung mit den meisten seiner Standesgenossen, denn alle hatten unter der Noth des Krieges schwer gelitten. Nicht nur der Handel lag darnieder, sondern auch für die eigene Production waren seit der Vertreibung aller Protestanten aus Köln die fleißigsten Arbeitskräfte verloren gegangen. Aber Mander hielt sich noch für unglücklicher als Andere, weil er nicht blos in der allgemeinen Noth mitlitt, sondern weil er um seiner unschuldigen Tochter willen verfolgt wurde. War er nicht der frömmste Katholik gewesen von Geburt an, hatte er nicht Alles für das Erzstift und die Stadt gethan, was ein gutes kölner Kind thun konnte; und nun sollte ihn aus der heiligen Kirche

heraus der giftige Blitz der Familienschmach und ök
nomischen Vernichtung zugleich treffen?

Köln hatte sich schon sehr entvölkert und no
fortwährend wanderten wohlhabende Familien au
Die von hier vertriebenen zahlreichen Protestant
brachten Mühlheim, Düsseldorf, Solingen, Elberf
in Flor. Die auswandernden Katholiken suchten Ru
und Schutz ihres Erwerbes in den spanischen Nied
landen. Der Rest der ehemals so stolzen Bevölkeru
Kölns bildete mehr oder weniger nur noch ein P
letariat, das von der Kirche und für die Kirche leb
Die alte Fröhlichkeit des Volkes verleugnete sich a
mitten im Elend der Kriegszeiten nicht, aber die E
barkeit der Sitten nahm ab. Vortheilhafte Eh
ließen sich immer weniger schließen, da der Nahrun
stand so tief gesunken war; desto häufiger wurd
schöne junge Personen, selbst aus guten Häuse
von der reichen Geistlichkeit unterhalten und un
den niederen Klassen griff die lare Observanz um s
in der leichtes Sündigen und leichtes Sündenverge
miteinander wetteiferten.

Der Domherr hoffte nun die feste Burg, die
mit List nicht erobern konnte und mit Sturm zu
obern nicht wagte, durch Aushungern zur Ueberg
nöthigen zu können. Dasselbe Verfahren war i
schon bei einer um einige Jahre ältern Freundin
tharina's, der hübschen Barbara, gelungen, die er

der Armuth gezogen, ein paar Jahre wie eine Gräfin gehalten, dann aber ſitzen gelaſſen hatte. Ueber den Verluſt aber das Bärbchen zu tröſten, hatte der Maler Leopold übernommen, von deſſen geſchickter Hand das Fortunabild in der Fahne herrührte.

Leopold war damals emſig beſchäftigt, ſein williges Schätzchen als heilige Barbara in ein Kirchenbild zu malen. Als ſie ihm an einem ſchönen Morgen vor der Staffelei gegenüber ſaß, entſpann ſich zwiſchen ihnen ein lebhafter Streit über das Attribut des Thurmes, den die Heilige nothwendig bei ſich haben mußte. Bärbchen proteſtirte dagegen und wollte weder in den Thurm eingeſperrt ſein, noch ihn neben ſich dulden.

Das ſähe, ſagte ſie, als wenn ich, um dir warm zu machen, einen Ofen brauchte, denn der Thurm ſieht gerade wie ein Ofen aus.

Nicht doch, holdſeliges Bärbchen, erwiderte er, denke dir vielmehr den babyloniſchen Thurm, bei deſſen Bau die Sprachen verwirrt wurden, als ein Sinnbild der Verwirrung, die deine Schönheit unter uns Männern anrichtet.

Ach, ſagte Bärbchen, am Ende ſind wir's arme Weiber immer allein, bei denen die Verwirrung zurückbleibt, wenn ihr uns ſatt habt.

Ich werde dich nie ſatt haben, ſagte der Maler, vielmehr will ich, wie im Schachſpiel, ſelber als Thurm

neben dir, meiner Königin, ſtehen. Wenn die Königin noch einen Thurm bei ſich hat, ſo iſt ſie unüberwindlich.

Und kurz und gut, fiel ihm Barbara ein, ich mag den Thurm nicht.

So kannſt du auch keine Heilige ſein.

Du guter Gott, bin ich es denn? Will ich es denn ſein?

Wenn dein Bild in der Kirche aufgehängt wird und die Leute andächtig vor dir beten, weißt du, daß du dadurch nicht, auch gegen deinen Willen, zu einer Heiligen wirſt? Das wirſt du doch nicht bezweifeln, daß Bitten und Gelübde, die an dein Bild gerichtet werden, dir im Himmel zu gute kommen?

Nun ſo male in Gottes Namen den Thurm hin, aber bringe ihn auf eine ſchickliche Weiſe an.

Wie wäre es, Bärbchen, wenn wir ihn als Thurmkrone anbrächten, als einen Kopfputz wie die Mauerkrone der Colonia, nur ein wenig mehr zugeſpitzt.

Ja wahrhaftig, das wird am beſten paſſen und mir ganz allerliebſt zu Geſichte ſtehen.

Apropos, der Domherr läßt dich grüßen.

Sprich nicht von ihm.

Es iſt wegen der kleinen Mander.

Pfui, Leopold, daß du dich dazu hergibſt, aber ich weiß wohl, ihr ſeid beide in ſie verliebt, und ich muß nur zum Nothbehelf dienen. Ihm genügte ich

nicht, er wurde zu ihr hingezogen, und du, den ſie von ſich ſtieß, willſt dich blos bei mir ein wenig entſchädigen. O es iſt hart!

Ich laſſe mich ungern darauf ein, aber wir müſſen einmal von ihm leben. Er hat dir deine Ehre genommen, ſoll er dir auch noch deine kleine Penſion nehmen?

Barbara ſeufzte, riß ſich raſch empor und ſtampfte mit dem Fuße: Ich will ihm dennoch nicht gehorchen.

Achtes Capitel.

Katharina wurde durch das gutherzige Bärbchen heimlich gewarnt und vereitelte durch ihre Vorſicht jede Nachſtellung. Aber es war doch ein trauriger Herbſt für ſie. Wie ſehr auch Roderich in des alten Mander's Achtung geſtiegen war, ſo daß er ihn zum Vertrauten ſeiner wichtigſten Angelegenheiten machte, ſo durfte er dennoch nicht wagen, dem eifrig katholiſchen alten Herrn ſeinen wahren Stand und Glauben zu verrathen. Die Liebenden konnten ſich daher nur ſelten allein ſehen und ſprechen und waren darüber ſehr betrübt, vertrauten aber doch der Zukunft, verloren nie den Muth und fanden in den Hinderniſſen und

dem Geheimniß ihrer Liebe jenen hohen Reiz, den ein bequemeres Beiſammenſein nie gewährt.

Mit dem Winter brachen neue Sorgen herein. Die Kaiſerlichen unterlagen, ihr unfähiger General Hatzfeld kam mit dem Reſte ſeines übelbeſchaffenen Heeres nach Köln geflüchtet, während das ſogenannte franzöſiſche Heer, d. h. das alte deutſche Heer Bernhard's von Weimar, welches von dem Franzoſen Guebriant befehligt wurde, den Fliehenden auf dem Fuße folgte. Ein anderes kaiſerliches Heer, welches bisher die Niederlande gehütet hatte, rückte ihm unter General Lamboy entgegen und vereinigte ſich mit Hatzfeld. Allein die Weimaraner ließen ſich durch den Winter nicht abhalten, überſchritten den Rhein nordwärts von Köln und griffen ſchon in den erſten Tagen des Jänner 1642 das kaiſerliche Heer auf der Hulſer Haide bei Carpen an, brachten ihm eine totale Niederlage bei und machten den Grafen Lamboy ſelbſt zum Gefangenen.

Wie klopfte dem tapfern Roderich das Herz, als er ſeine alten Kameraden ſich ſo nahe wußte. Wie ſchämte er ſich, an ihrem Siege nicht Theil genommen zu haben.

Hatzfeld flüchtete abermals hinter die Mauern von Köln, wo die größte Angſt und Beſtürzung überhand nahm.

Dieſe Zeit allgemeiner Verwirrung aber dachte der

Domherr zu benutzen, um unbemerkt seinen Anschlag auf die schöne Katharina auszuführen. Mander's Haus war mit Einquartierung überfüllt worden und die Rohheit der Hatzfelder Völker machte es nothwendig, daß Katharina auf einige Zeit aus dem Hause entfernt wurde. Sie nahm ihr Asyl in einem Nonnenkloster, wohin sich mehre Mädchen ihres Alters aus derselben Veranlassung hatten zurückziehen müssen. Und gerade hier genoß der Domherr ein überwiegendes Ansehen.

Nichts aber kam ihm so sehr zu statten, als ein Ereigniß, das sich mit Roderich zutrug.

Roderich glaubte Katharinen im Kloster vorerst gesichert und schwankte, ob er nicht Köln heimlich verlassen und seine alten Kampfgenossen aufsuchen sollte, um mit ihnen vereinigt bald wieder siegreich in die Stadt einzuziehen. Aber die Sorge um den alten Mander hielt ihn zurück, er wollte den Vater seiner Geliebten in dieser schweren Zeit nicht allein lassen. Er blieb also, wie sehr ihn auch die Trennung von Katharina und das Getümmel der verwilderten fremden Soldaten im Hause ungeduldig machte. Da geschah es, daß, als er einmal auf der Straße am Rheinufer mit einem Bekannten redete, plötzlich Waldmann, sein großer weißer Hund, an ihm hinauf sprang und sich vor Freude, seinen alten Herrn wieder gefunden zu haben, wie toll geberdete. Ein fremder

Soldat aber, mit dem der Hund gekommen war, rief ihn zurück und sprach ihn als sein Eigenthum an. Während des Wortwechsels faßte der Soldat Roderich schärfer ins Auge und erkannte ihn als denselben schwedischen Offizier, den er einst im Gefecht die kölner Fahne mit dem Fortunabilde hatte erobern sehen. Augenblicklich rief er mehre Kameraden herbei, um Roderich zu verhaften. Vergebens stellte sich dieser, als ob er von Allem nichts wisse. Man umringte ihn und man hörte das Geschrei: Ein Schwede — ein Spion — packt ihn!

Da entriß Roderich einem Soldaten, der ihn ergreifen wollte, die Partisane und schlug damit Alles zu Boden, was ihm nahe kam. Sein treuer Hund half ihm. Aber der Feinde wurden immer mehr, schon wurde auf ihn geschossen und es blieb ihm keine Wahl, als durch einen tollkühnen Sprung in den Rhein sein Leben zu retten. Der Strom war eiskalt und von Frühlingswassern geschwollen. Die Wellen gingen hoch und bald war der muthige Schwimmer unter ihnen verschwunden. Man glaubte ihn hier und da wieder auftauchen zu sehen; Schüsse krachten ihm nach, aber Niemand wußte, ob sie getroffen hätten. Nur den Kopf des Hundes, der ihm nachgeschwommen war, sah man noch lange rheinabwärts wie einen weißen Punkt schimmern.

Da mehre unter den Umstehenden bezeugten, der

verdächtige Schwede habe als Knecht bei Mander gedient, so bewegte die Menge sich nach dessen Hause und eine halbe Stunde später saß der erschrockene alte Herr, der an Allem unschuldig war und von der ganzen Sache nichts begriff, als Hehler eines schwedischen Offiziers geheimer Verrätherei beschuldigt, in Ketten und Banden.

Sobald der Domherr von diesem Ereigniß Nachricht erhalten hatte, eilte er ins Nonnenkloster und ließ durch die ihm ergebene Aebtissin Katharinen vor sich bescheiden, um ihr unter vier Augen die Gefahr, in welcher nicht nur ihr Vater, sondern auch sie selbst als Mitwisserin der Verrätherei schwebe, in gehöriger Schwärze vorzumalen und sie sodann wieder mit der Hoffnung seiner gnädigen Fürsprache und Verwendung zu locken.

Das Mädchen war aufs heftigste erschüttert, zuerst über das Unglück des Vaters, bald aber noch mehr über den muthmaßlichen Tod des Geliebten. Sie zitterte an allen Gliedern. Sie wollte mehr wissen, wollte fragen — aber ihre Zunge stockte, denn sie mußte ihren innern Jammer verbergen und durfte sich nicht merken lassen, wie theuer ihr Roderich gewesen sei.

Der Domherr bemächtigte sich ihrer kleinen Hand, wärmte sie zwischen den seinigen, die fett und weich wie Kissen aufgequollen waren, und sprach ihr geist-

lichen Troſt zu. Wie groß immer ihr Unglück ſei, ja wie ſchwer das Verbrechen, deſſen ſie ſich wahrſcheinlich ſchuldig wiſſe, ſo ſolle ſie doch auf Gottes Gnade und auf ſeine, des Domherrn, liebreiche Geſinnung vertrauen. Er werde ſie in keiner Noth ſtecken laſſen, denn er ſei die rechte Hand des Kurfürſten und auch der Graf Hatzfeld ihm mannichfach verpflichtet. Er werde ſchon Mittel wiſſen, daß entweder die Unterſuchung niedergeſchlagen, oder der Kerker auf eine andere Weiſe dem alten Manne und ihr ſelbſt geöffnet werde.

Wie? Auch ich ſoll in den Kerker? frug Katharina entrüſtet.

Freilich, freilich, mein gutes Kind, ſagte der Domherr, ich bin eben deshalb gekommen, dich vorzubereiten, daß du nicht zu ſehr erſchrickſt. Fürchte dich vor den Kerkerwänden nicht, male darauf das Bild deines Retters, des Helfers in der Noth, male dir mein Bild darauf und du wirſt getröſtet werden.

Gerechter Gott! rief Katharina und ſchleuderte die Hand des liſtig lächelnden Teufels weit von ſich weg.

Neuntes Capitel.

Das arme Trinchen wurde wirklich noch am nämlichen Abend ohne Erbarmen durch die rothgekleideten Sbirren, kölner Funken genannt, aus dem Kloſter abgeholt und ins bürgerliche Gefängniß eingethürmt.

Hier ſaß das ſchöne Kind bei einer düſter brennenden Ampel zwiſchen vier ſchwarzbraunen Wänden und hatte, ſo munter und muthig ſie ſonſt zu ſein pflegte, doch diesmal nicht Seelenſtärke genug, um das ſo unerwartet über ſie hereingebrochene Unglück gefaßt zu ertragen. Sie legte das liebliche Köpfchen auf die Arme und weinte bitterlich.

Ihr alter Vater jammerte ſie unausſprechlich. Zwar konnte er ſich leicht entſchuldigen, daß er von Roderich's Stand nie etwas gewußt habe, und wie hätte man irgend einen Beweis auftreiben können, daß er eine Verbindung mit dem Feinde unterhalten habe? Allein der Domherr hatte die Hand im Spiele und von ihm war zu erwarten, er werde die Sache aufs äußerſte treiben, und ſeinen ganzen Einfluß anwenden, um den Vater ins Verderben zu ſtürzen.

Und Roderich? Das Mädchen konnte an ihn nur mit zitternder Seelenangſt denken. Sie hatte von ihm nichts erfahren können, als daß er ſich in den

Rhein gestürzt und daß man hinter ihm geschossen habe. Sie flehte mit gefalteten Händen zu allen Engeln, daß sie ihn beschützt haben möchten. Sie erinnerte sich seiner erstaunlichen Leibeskraft und Gewandtheit. Sie wußte, er war schon im vorigen Sommer mehrmals über den Rhein geschwommen. Mitten im Schmerze lächelnd vertraute sie seinem Heldenmuth und seinem Glück.

Die nächste Gefahr drohte ihr selbst. War der üppige Domherr nicht zu Allem fähig? Was konnte sie, die arme Gefangene, seiner Bosheit und der Gewalt seiner Helfershelfer entgegensetzen?

Nach einer jammervoll durchwachten Nacht wurde sie des Vormittags ins Verhör geführt und sollte bekennen, der Schwede in ihres Vaters Hause sei ein Spion gewesen. Als sie beharrlich leugnete, drohte man ihr mit der scharfen Frage, d. h. mit der damals üblichen Folter, ließ es jedoch einstweilen bei der Drohung bewenden, indem man ihr ankündigte, daß die Folter morgen bei ihr angewendet werden solle, und führte sie in den Kerker zurück.

Das unglückliche Mädchen, munter von Natur, in Fülle der Gesundheit blühend und an gute Tage gewöhnt, in Wohlstand und heiterem Glück als die einzige geliebte Tochter des Hauses aufgewachsen, war durch die Androhung körperlicher Martern aufs fürchterlichste erschreckt. Ihre lebhafte Einbildungskraft

malte ihr die ärgſten Greuel aus und ſie ängſtigte ſich nicht nur für ſich allein, ſondern auch für ihren alten Vater, mit dem gewiß das grauſame Gericht ebenſo ſchonungslos verfahren würde.

Und dennoch war ſie darin feſt und völlig mit ſich im Reinen, daß ſie den Rettungsweg nicht einſchlagen wollte, den ihr der argliſtige Domherr gewieſen hatte. Lieber wollte ſie ſterben, als ihrem Roderich untreu werden und dem hölliſchen Gelüſten des Pfaffen nachgeben.

Spät am Abend des qualvoll hingebrachten Tages wurde die Thüre ihres Gefängniſſes geöffnet und Barbara trat herein. Katharina ſchrak bei ihrem Anblick zuſammen, da ſie offenbar nur eine Abgeſandte des Domherrn ſein konnte.

Barbara kündigte ihr wirklich an, ſie ſei von demſelben an ſie abgeſchickt, um ſie zu bewegen, noch in dieſer Nacht den Kerker zu verlaſſen und ſich in einer Sänfte dahin bringen zu laſſen, wo ſie in ſeinen Armen vor jeder Gefahr ſicher ſein werde. Das ſei, laſſe er ihr ſagen, doch beſſer, als auf der Folter zu liegen.

Und ich laſſe ihm ſagen, erwiderte Katharina vor Entrüſtung glühend, daß ich doch lieber auf der Folter liegen will.

Sei nicht thöricht, ſagte Bärbchen. Was der Domherr an dich zu bringen hatte, habe ich ausge-

richtet. Nun will ich im eigenen Namen reden. Willst du wirklich in der Noth, in der du bist, dich nicht durch den Domherrn retten lassen?

Nein, so wahr Gott lebt.

Nun, das ist mir lieb, sehr lieb, und deshalb will ich dich retten. Tausche schnell mit mir die Kleider!

Katharina sah sie groß an, gehorchte ihr aber.

„Es gibt nur ein Mittel, sagte Barbara unter dem Auskleiden. Jetzt gilt es rasch und muthig handeln. Drunten wartet die Sänfte. Auch der Maler ist dabei. Er hat mit seinen Leuten den Befehl, wenn du dich nicht gutwillig fortbringen lassen wolltest, dich auf ein Zeichen von mir zu überfallen, dir den Mund zuzubinden und dich mit Gewalt fortzuschleppen. Wenn wir aber beide miteinander hinunter kommen, so sehen sie daraus, daß du gutwillig mitgehen willst, und wenn ich in deinen Kleidern stecke, wird man mich für dich ansehen. Ich werde statt deiner in die Sänfte steigen und während sie mit mir beschäftigt sind, kannst du in der Dunkelheit entkommen.

Als die Mädchen mit ihrer Umkleidung fertig waren, drückte Katharina Barbara's Hand dankbar ans Herz und sagte: Ich vertraue dir, Bärbchen. Gott wolle es gelingen lassen und dir reichlich lohnen.

Ich will dir nur gestehen, sagte Barbara, daß ich lange böse auf dich gewesen bin, weil du mir das

Herz meines Liebhabers geraubt haſt. Aber du warſt ja unſchuldig und es iſt genug, daß eine von uns leidet. Da ſei Gott vor, daß er auch dich in ſolche Schande und Schmach ſtürze wie mich. Wenn es mislingen ſollte, ſieh, hier iſt ein Meſſer. Stecke es zu dir und komm!

Bärbchen ging in Katharinens Kleidern, das Tuch vor das Geſicht haltend, mit ſcheinbar furchtſamer Geberde voran und ſtieß klägliche Seufzer aus. Katharina zog, indem ſie hinter ihr drein ging, den Schleier enger vor ihrem Geſicht zuſammen. Aber es war ſo dunkel auf dem nur von einer fernen Lampe erhellten Gange, daß man ſie auch ohne dieſe Vorſicht kaum erkannt haben würde.

Alles ging nach Wunſch. Der Maler war ſo eifrig beſchäftigt, die vermeintliche Katharina ſogleich in die Sänfte zu befördern, daß er auf das andere Mädchen, die er beim Schein der Blendlaterne nach der Farbe ihres Kleides und Schleiers für Niemand anders als Barbara halten konnte, erſt achtete, als ſie ſchon verſchwunden war.

Wie Barbara von dem Domherrn empfangen worden iſt, als ſie es war, die ihm ſtatt der ſehnlichſt erwarteten Katharina in die Arme fiel, hat Niemand erfahren.

Zehntes Capitel.

Wohin ſollte Katharina mitten in der Nacht ſich wenden in einer Stadt, wo ſie ſich nirgends blicken laſſen durfte, ohne daß ſie erkannt und verrathen worden wäre?

Aber ſie faßte ſchnell einen Entſchluß, eilte zum Franziskanerkloſter und zog an der Glocke. Der Bruder Pförtner wunderte ſich, was das Mädchen noch ſo ſpät am Kloſter verlange. Sie aber begehrte dringend den Pater Floreſtin, um einem Sterbenden beizuſtehen. Als Floreſtin herabgekommen war, bat ſie ihn um Schutz und Hülfe und machte ihn mit Allem bekannt, was vorgefallen war und wovon er in der Einſamkeit ſeines Kloſters noch nichts erfahren hatte. Er ſchauderte, denn er kannte den Domherrn und legte ſegnend ſeine Hand auf Katharinens Stirn, indem er ſagte: Der Herr hat dich wohl behütet.

Er befahl ihr, an der Kloſtermauer zu warten, begab ſich in ſeine Zelle zurück und trat bald darauf wieder heraus mit dem Allerheiligſten, einem Glöckchen, einer Blendlaterne und einem Bündel. Aus dem Bündel nahm er eine Franziskanerkutte und einen breiten Hut, worein Katharina ſich verhüllen mußte und ſchritt ſodann mit dem Sakrament und

der Laterne hinter ihr drein, die ihm mit dem Glöckchen vorangehen mußte, als wäre es ein dienender Laienbruder und als gingen sie beide zu einem Sterbelager.

So gelangten sie unangefochten durch das nächste Thor und schlugen den Weg nach Aachen ein. Katharina hatte eine rechtschaffene Base und Pathin in Brügge. Dort schien für sie der sicherste Zufluchtsort. Florestin aber war, unbekümmert um sein Kloster, fest entschlossen, die Unschuld des Mädchens zu schützen und sie nicht zu verlassen, bis er sie außer aller Gefahr wüßte.

Am andern Morgen hatten die beiden Pilger den kölner Dom schon weit hinter sich. Katharina vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten und mußte ausruhen.

Das arme Mädchen beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Kummer um ihren Vater, den sie unter einer fanatischen Gewaltherrschaft eines schweren Verbrechens angeklagt und überdies von einem rachsüchtigen Feinde verfolgt wußte, von dem Domherrn, von dem sie überzeugt sein konnte, daß er gewiß keine Tücke unterlassen würde, um ihren unschuldigen Vater für ihre Flucht zu bestrafen.

Indem sie das müde Haupt immer noch in demselben Vertrauen, wie sie es in früheren Jahren gethan hatte, auf den Schoos ihres Beschützers legte,

verſank ſie aus übergroßer Anſtrengung nach mehren ſchlafloſen Nächten unwillkürlich in einen tiefen und geſunden Schlummer.

Floreſtin betrachtete ſie mit innigem Mitleid, legte ſegnend ſeine Hände auf ihr Köpfchen, deckte es dann mit dem breiten Hute gegen die Sonne und die Blicke etwa vorübergehender Menſchen zu und betete zu Gott, daß er ſich dieſes unſchuldigen und lieblichen Kindes erbarmen und ſie das noch weit entfernte Ziel ihrer Reiſe erreichen laſſen möge.

Das Mädchen ſchlief lange. Als ſie endlich erwachte, den Hut abnahm, ſich aufrichtete und Floreſtin anblickte, lächelte ſie beſeligt und erzählte ihm, daß ſie einen wunderbaren Traum gehabt habe. Sie hatte Roderich geſehen, in voller Uniform und Rüſtung, mit einer weißen Feder auf dem Hute, in der Hand ein langes mächtiges Schwert, hochragend auf einem ſchneeweißen Roſſe, deſſen Auge, ſagte ſie, geflammt und deſſen Huf die fette weiße Stirn des Domherrn zerſchmettert hätte. Hinter Roderich aber habe ihr Vater auf den Knien gelegen und die Arme wie dankend zum Himmel emporgehoben.

Deine Wünſche, ſagte Floreſtin, haben im Traum Geſtalt angenommen.

Ach, Vater Floreſtin, ſagte das Mädchen und küßte ſeine Hände, ich bin doch ſo froh über den Traum, als wenn es Wirklichkeit wäre. Ich täuſche mich

nicht, indem mein alter Frohſinn wiederkehrt, Gott wird uns Alle retten. Wie wunderbar hat er mir geholfen durch Euch, ehrwürdiger Vater, dem ich Euch nie genug Eure aufopfernde Liebe danken kann.

Floreſtin antwortete nicht. Sein Auge ſtarrte in eine fremde Welt, indem ihn Katharina ſchweigend betrachtete. Die liebliche Stimme des Mädchens, ihr kindliches Vertrauen hatte in ſeinem tiefſten Innern eine ebenſo heilige, als ſchmerzvolle Erinnerung geweckt. Vergebens ſuchte er ſie niederzukämpfen. Klar vor ſeiner Seele ſtand ein geliebtes Bild ſeiner Jugend und der Wind, der über die Haide wehend die noch unbelaubten Zweige umherbewegte, ſchien ihm traurig einen theuern Namen zuzuflüſtern.

Laß uns aufbrechen, rief er endlich und ſie gingen des Weges weiter. Das Mädchen hatte ſich Sandalen an die Füße gebunden und den Kopf ſo in die runde Kapuze verſteckt, daß ihr Geſchlecht nicht leicht erkannt werden konnte. Da Floreſtin die großen Städte auf dem Wege mied und überall gutkatholiſches Landvolk fand, das die reiſenden Mönche freundlich bewirthete, vollbrachten ſie die Reiſe ohne Hinderniß und ohne Unfall und langten glücklich in dem hellen und ſchönen Brügge an, das ſie in den frommen Frieden ſeiner Mauern aufnahm.

Die Muhme, eine geborene Kölnerin, war nicht wenig verwundert, ihr Pathchen wiederzuſehen und

von ihren wunderbaren und traurigen Erlebniſſen zu hören. Als eine gutmüthige und kluge Frau beobachtete ſie das ſtrengſte Stillſchweigen gegen Andere, nahm das Mädchen zu ſich ins Haus, deſſen Einſamkeit, denn die Muhme war eine kinderloſe Witwe, ihr die möglichſte Zurückgezogenheit gewährte.

Nachdem Floreſtin den Zweck ſeiner Pilgerſchaft glücklich erreicht hatte, ſegnete er das gerettete Mädchen noch einmal, empfahl ſie dem fernern Schutze Gottes und nahm einen wehmüthigen Abſchied von ihr, ahnend, daß er ſie nie mehr wiederſehen würde. Katharina bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und Thränen des heißen Dankes. Er aber ging, wie er gekommen war, zu Fuß den nämlichen Weg zurück, um ſich in ſeinem Kloſter wegen ſeiner langen Abweſenheit zu entſchuldigen.

Elftes Capitel.

Roderich war über den breitwogenden Rhein geſchwommen, ohne von den ihm nachgeſandten Kugeln *irgend verletzt worden zu* ſein. Da er ziemlich weit unterhalb der Stadt ans Ufer gelangt war, ſo beachtete ihn Niemand und wenn er auch nachher mehren

Menſchen begegnete, ſo hatte ſeine bürgerliche Kleidung doch nichts Auffallendes und erregte nirgends Verdacht.

Im erſten Augenblicke dankte er Gott für ſeine Rettung, da ihn zehnfacher Tod umdroht hatte. Bald darauf aber brach ein wilder Unmuth in ihm durch, der Zorn darüber, daß er ſo ſchimpflich hatte flüchten und ſeine Dame im Stich laſſen müſſen, und die Sorge, daß die Entdeckung ſeines Standes dem Manoer'ſchen Hauſe Gefahr bringen könne. Sein ritterlicher Stolz fühlte ſich aufs tiefſte gedemüthigt, indem er ſich bewußt war, mit all ſeinem Muthe und ſeiner Kraft, auf die er ſich bisher wol etwas zu viel eingebildet hatte, der Geliebten nicht nur nicht beiſtehen zu können, ſondern ſie ſogar in eine ſchlimme Noth gebracht und darin verlaſſen zu haben. Vergebens umſprang ihn ſein Hund, nachdem er ſich das Rheinwaſſer abgeſchüttelt hatte, und holte alle die Liebkoſungen nach, die er ſeit nun faſt zwei Jahren verſäumt hatte. Roderich ſtreichelte dem treuen Thiere nur mechaniſch den Kopf und dachte an ganz andere Dinge.

Zum Glück waren Guebriant's Truppen nur bis auf wenige Stunden von Rölu entfernt. Roderich ſchlug die Richtung ein, in der er ſie am ſchnellſten erreichen konnte, und langte bald bei den Vorpoſten an, welche Reinhold Roſen, der ältere Bruder des

tollen Waldemar, als General befehligte. Auch der Tolle war da, erkannte Roderich gleich wieder und umarmte ihn traulich. Durch die mörderiſche Schlacht bei Carpen waren Offiziersſtellen erledigt worden und Roderich konnte ſogleich wieder als Hauptmann eintreten.

Als er ſich ſeit ſo langer Zeit zum erſtenmal wieder im Sattel fühlte, ſchwoll ſein Herz in kriegeriſcher Luſt und er ſchöpfte die kühne Hoffnung, in wenigen Tagen ſeine Geliebte in Köln zu befreien, denn General Roſen hegte die Abſicht, dieſe Stadt, das urälteſte Bollwerk der römiſchen Kirche in Deutſchland, zu überfallen. Roderich ſollte ihm dabei mit ſeiner Localkenntniß behülflich ſein.

Im Ausgang des Märzes unternahm Roderich mit dem tollen Roſen einen nächtlichen Streifzug bis unter die Mauern der heiligen Stadt. Noch vor der Morgendämmerung in einem Hinterhalte lauernd, um bei Tagesanbruch die aus der Stadt Kommenden aufzufangen und Kundſchaft einzuziehen, vernahmen ſie ein ungewöhnliches Geläute, welches Roderich ſogleich als das Läuten der Armenſünderglocke erkannte. Bald darauf öffnete ſich das Thor und ein anſehnlicher Zug von Soldaten und Volk bewegte ſich in der frühen Morgenſtunde heraus zum Hochgericht. Es war der alte Mander, den man zum Tode führte.

Kaum war der Zug am Gerichtsplatze angelangt

und hatte denſelben umringt, als die Weimaraner aus ihrem Verſteck hervorbrachen und eine furchtbare Verwirrung anrichteten. Die Escorte des Gefangenen war zu ſchwach, um den Ueberfall abzuwehren und nahm die Flucht. Der alte Mander wurde in ſeinem Armenſünderkleide von Roderich ſogleich wiedererkannt und befreit, eine gute Anzahl Kölner zur Strafe ihrer Neugier gefangen.

Auch der Domherr hatte ſich in ſeinem Wagen unter den Zuſchauern eingefunden und konnte im Gedränge das Thor nicht mehr erreichen. Roderich holte ihn ein und führte einen furchtbaren Hieb nach ihm mit ſeinem langen Degen. Der Domherr wich ihm glücklich aus und ſchlüpfte aus dem Kutſchenſchlage, als aber in dieſem Augenblicke die wüthend angepeitſchten Pferde die Kutſche vorwärts riſſen, fiel der Domherr unter Roderich's ſchneeweißen Schlachthengſt, deſſen Huf ihm die gleißende Stirn zerſchmetterte.

Auf den Lärm am Thore ſtürzten die Hatzfeld'ſchen Regimenter eilends aus Köln hervor und nöthigten die Weimaraner zum Rückzug. Der wilde Roſen wollte wie gewöhnlich der letzte auf der Flucht ſein und gerieth dadurch in einige Gefahr; ſeine berühmte Gefährtin aber wurde bei dieſer Gelegenheit von ihm getrennt und fiel zuletzt in die Hände des ſchwarzen Hauptmannes aus Steiermark, der ſie hart verfolgte und entwaffnete.

Sie glühte vor Hitze und Ermüdung, aber nicht vor Zorn. Denn ſie ſagte zu dem Schwarzen: Bei allem Unglück iſt es immer noch ein Glück für mich, daß du es biſt, deſſen Gefangene ich geworden bin. Kennſt du mich wol noch?

O ja, ſagte der Steiermärker, und eine Ehre für die andere! Weil ihr mich damals freigelaſſen habt, will ich dich jetzt auch frei laſſen. Nur ein paar von deinen ſchönſten blonden Löckchen bitte ich mir zum Andenken aus.

Wie? rief Libuſchka betreten. Du verſchmähſt mich und willſt mich nur beſchimpfen?

Aber ohne auf ihre Proteſtation zu achten, ſchnitt ihr der Hauptmann ein paar Locken ab, ſteckte ſie als Siegeszeichen auf ſeinen ſchwarzen Hut und ritt davon. Libuſchka kehrte mit dem bitterſten Groll im Herzen zum tollen Roſen zurück, der die Verſtümmelung ihres ſchönen Haares kaum bemerkte und ſie fröhlich begrüßte.

Unterdeß war der alte Mander von Roderich aufs liebreichſte getröſtet worden. Der alte Herr konnte ſich anfangs gar nicht drein finden, ſeinen Knecht hoch zu Roſſe als einen ſtolzen Cavalier wiederzuſehen, hatte aber eine große Freude daran, gerade durch ihn einer ungerechten Gewalt entriſſen und vom ſchimpflichen Tode errettet worden zu ſein. Nur die Angſt um ſeine Tochter quälte ihn. Man hatte ihm geſagt,

daß sie spurlos verschwunden sei, aber er befürchtete, der Domherr möchte sie irgendwo versteckt haben. Roderich wußte sich bei dem Gedanken der bloßen Möglichkeit vor Wuth nicht zu fassen.

Aber der Domherr war ja todt und alles wilde Gebaren half nichts, man mußte sich in Geduld fassen und Gott vertrauen. Da der alte Mander weder nach Köln zurückkehren, noch auch den Truppen folgen konnte, so entschloß er sich, nach Holland zu gehen und bei seinem alten Freunde Van der Lüe einstweilen ein Asyl zu suchen. Roderich blieb zurück, immer noch in der Hoffnung, daß es zu einer Belagerung und Eroberung der Stadt Köln kommen werde.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

In ſein Kloſter zurückgekehrt fand Floreſtin wenig Schwierigkeit, ſich wegen ſeiner plötzlichen Entfernung und langen Abweſenheit zu entſchuldigen, denn es genügte, den Grund davon ſeinem edeln und ſittenreinen Prior zu beichten. Mit Erſtaunen hörte Floreſtin vom Tode des Domherrn und mit Freude von der Rettung des guten alten Mander. Er fand dadurch Katharinens Traum auf eine wunderbare Weiſe erfüllt, und beauftragte ſein Beichtkind Bärbchen, es ihr nach Brügge zu ſchreiben. Auch daß Roderich noch lebe und mit dem feindlichen Heere noch in der Nähe von Köln ſtehe, konnte ſie ihr melden, nur leider nichts vom gegenwärtigen Aufenthalte ihres Vaters.

Obgleich der erste Sturm auf Köln abgeschlagen war, hielten sich die Weimaraner noch den ganzen Sommer über am Niederrhein, verstärkt durch ein holländisches Heer unter dem Prinzen von Oranien. Die Gefahr für die Stadt wurde dadurch gesteigert und als im Juli der berühmte General Johann von Werth aus der französischen Gefangenschaft heimkehrend plötzlich in Köln erschien, begrüßte ihn die Bevölkerung wie einen Engel der Rettung, denn von seinem Genie erwartete man, er werde die Stadt, wenn sie ernstlich angegriffen würde, halten können, während man in Hatzfeld überall nur Mistrauen setzte.

Allein der Angriff unterblieb. Die Führer der verschiedenen protestantischen Heere konnten nicht einig werden. Die Schweden, die noch immer Norddeutschland behaupteten, verlangten aufs neue den Heranzug der Weimaraner; aber Frankreich, welches diese Truppen besoldete, hatte guten Grund, deren Abfall zu fürchten, wenn sie sich zu weit vom Rheine entfernen würden. Ueberdies starb in diesem Jahre der alte Cardinal Richelieu, welcher als allesvermögender Minister Frankreich so lange beherrscht hatte, und sein Nachfolger, der Cardinal Mazarin, ging damit um, die Weimaraner wieder an den Oberrhein zurückzuziehen und mit einem neuen echt französischen Heere zu vereinigen, um nicht nur das Elsaß, sondern auch das gegenüberliegende rechte Rheinufer bis in den Schwarz-

wald zu erobern und Frankreich einzuverleiben. Zu diesem Zwecke hatte er einen so großen Werth auf den Besitz der Festung Breisach gelegt. Diesen Intriguen aber wollte der Prinz von Oranien nicht dienen und zog sich im Beginn des Herbstes zurück.

Guebriant benutzte nun die nächsten Wochen nur noch, um am Niederrhein so viele Waffen, Lebensmittel und Beute als möglich zusammenzuraffen und zog mit dem ganzen ungeheuern Troß, neunzigtausend Pferde stark, im November rheinaufwärts, um in Schwaben Winterquartiere zu nehmen und den Oberrhein gegen die von Baiern aus ihn aufs neue bedrohende kaiserliche Macht zu schirmen. Sein Zug glich einer unermeßlichen Karawane oder Völkerwanderung. Wagen an Wagen drängte sich auf den kothigen Wegen vorwärts, denn es war ein gelinder schneeloser Winter.

Roderich hatte keine Lust, diesem wilden Heere zu folgen und seine Dienste den Franzosen zu verkaufen. Roß, Waffen und Uniform zurücklassend, wieder mit schlichten bürgerlichen Kleidern angethan und von seinem treuen Waldmann begleitet, schlug er den Weg nach Holland ein, um in Amsterdam das Haus seines alten Gönners Van der Lüe und den alten Mander aufzusuchen. Doch nur mit Schmerz konnte er sich vom Anblick des fernen kölner Domes trennen. Er lebte immer noch in dem Wahne, seine Geliebte habe

die Stadt nicht verlaſſen. Wie gern hätte er ſich noch einmal in ihre Mauern gewagt, allein er war dort zu bekannt, es wäre zu tollkühn geweſen.

Inzwiſchen feierte die Stadt Köln ihre glückliche Errettung, nachdem der grimmige Feind, der ſie ſo lange geängſtigt hatte, endlich abgezogen war, um niemals wiederzukommen. Aber obgleich von Belagerung, Brand und Mord verſchont, hatte die Stadt dennoch unendlich gelitten.

Damals ſtarb in Köln die berüchtigte Maria von Medicis, verwitwete Königin von Frankreich, in der Verbannung und im tiefſten Elende unter den Tröſtungen der Mönche. Floreſtin ſah die bedaurungswürdige Sünderin von der Zeitlichkeit, die ſie zu ſehr geliebt hatte, Abſchied nehmen und erkannte lebhafter als je, daß der Himmel nicht von dieſer Welt iſt.

Um dieſe Zeit erhielt er einen Auftrag von Seite ſeines Ordens, welcher ihn nöthigte, nach Rom zu reiſen. Er wollte den Weg über Frankreich nehmen, wegen der großen Unſicherheit in Deutſchland; aber General Johann von Werth, der ſich damals noch in Köln aufhielt und den ehemaligen Feldpater von den früheren Kriegsjahren her kannte und ſchätzte, lud ihn ein, ihn zu der kaiſerlich-bairiſchen Armee zu begleiten, welche beſtimmt war, im Beginn des Frühjahres Guebriant's wildes Heer aus Schwaben hinauszuwerfen.

Floreſtin folgte dem Rufe mit frommer Demuth. Der Auftrag war ehrenvoll; dazu war ihm Gelegenheit geboten, Rom in ſeinem Glanze zu ſehen. Aber Italien hatte noch einen andern Reiz für ihn, denn es war das Land ſeiner Jugend. Nur daß er Medowinen dort vielleicht wiederfinden könnte, machte ihm Unruhe. Er wollte die alten Wunden nicht wieder aufreißen. Nachdem er Alles gethan, was ihm die Pflicht geboten hatte, warf er ſich immer noch vor, daß er ihr nicht genüge, ſo lange er nicht auch das letzte Andenken an jene unglückliche Liebe vertilgt hatte, ſo lange noch ein Zug von Sehnſucht in ſeinem Herzen Wellen ſchlug. Der Weg aber, auf dem er zu vollkommener Ruhe gelangen ſollte, war nicht der Weg nach Italien. Das war ihm wohl bewußt.

Er hatte, als er nach längerem Aufenthalte zum zweitenmale Köln verließ, eine Ahnung, daß er Prüfungen entgegengehe, welche noch ſchwerer ſein würden, als alle früheren.

Zweites Capitel.

Johann von Werth hatte, nachdem er vom Herzog Bernhard von Weimar in der Schlacht bei Rheinfelden gefangen worden war, jahrelang in seiner Haft zu Paris zugebracht und trat jetzt zum erstenmal wieder an die Spitze einer Armee. Sein feuriges Kriegsgenie konnte daher den ersten Angriff kaum erwarten.

Guebriant hatte sein Hauptquartier in Canstadt am Neckar. Der regierende Herzog Eberhard von Würtemberg war schon seit einiger Zeit von Strasburg nach Stuttgart zurückgekehrt und bewirthete die französisch-weimarische Generalität. Da auch der ehrwürdige Pfarrer Valentin Andreä schon vor vier Jahren von Calw ins Consistorium nach Stuttgart versetzt worden war, wo er die besondere Gunst des Herzogs genoß, hatte Ritter Schenk von Tanne Gelegenheit, ihn am Hofe zu Stuttgart wiederzusehen.

Beiden war der alte Lebensmuth gewichen. Andreä war sehr gealtert und gebeugt, wie es Kepler in seinen letzten Jahren gewesen war, dem gegenüber er früher eine so feste Haltung bewiesen hatte. Aber auch Schenk war im Kriege früh gealtert und konnte die Schmach der damaligen protestantischen Consequenz, den Franzosen dienen zu müssen, kaum mehr ertragen.

Beide alte Freunde ſaßen wiederum vor den mit Neckarwein gefüllten Bechern, aber die freundliche Dorothea fehlte, denn ſie war längſt geſtorben. Der ſüße Trunk mundete ihnen nicht mehr, wie ſonſt. Allzu herbe Gefühle übermannten ſie. Andreä hatte mit ſcharfem Blick erkannt, was aus dem Uebergreifen der franzöſiſchen Politik ins deutſche Reich folgen würde. Er ſah voraus, daß dem Zeitalter des blutigen Krieges ein Zeitalter des frivolſten Despotismus theils unter der Leitung, theils nach dem Muſter Frankreichs folgen würde. Er ſah, wie der liederliche Hof in Paris mit allem Heiligen zu ſpielen begann und wie das ſchlaue Cabinet den Streit der Kirchen nur zum Vortheil der abſoluten Monarchie ausbeutete. Er ſah, wie das allgemeine Elend den alten Haß der kirchlichen Parteien, aber auch das religiöſe Gefühl ſelbſt abgeſtumpft hatte und wie rohe Sinnenluſt überall ihre Orgien auf Gräbern und Schlachtfeldern feierte.

Der treueſte Ausdruck ſeiner damaligen Stimmung iſt ſeine Viſion „der Triumph", die ſpäter im Druck erſchien, und worunter er den Triumph des franzöſiſchen Despotismus im Bunde mit der ſinnlichen Ueppigkeit auf den Trümmern der Glaubenskriege verſtand. Er las ſie dem Freunde vor:

„Freiheit und Unſchuld waren endlich beſiegt, und der Despotismus hielt in der Stadt der ſieben Hügel

einen römiſchen Einzug. Es war am Tage der Blutſchuldenfeier des Menſchengeſchlechtes. Eine lange Prozeſſion von Druiden und Aſſaſſinen ging dem Sieger entgegen."

„Der Zug kam. Voran Gemälde von der Bartholomäusnacht, Scenen aus der Geſchichte des Edicts von Nantes, und aus der Bekehrung Amerikas, Autodafés und des Duc d'Alba Wappen in erhabener Arbeit. Dann die Spolien von der Freiheit und mancherlei Beute aus den Hütten der Unſchuld, ſämmtlich im Blute gewaſchen. Hoch hervor aus dem Haufen ragten nun die Geſchenke des finſtern Unterreichs, die geweihten Schwerter des Mörders von Anfang und die Pechkränze der Hölle. Hinter ihnen kommen Lämmer, an Stricke gekurpelt und Käfige mit girrenden Tauben. „Feile Sclaven, die ſich Prieſter der Geſchichte nannten, jauchzten unter Trompeten- und Paukenſchall, Siegesgeſänge und Lügen."

Hier hielt Andreä inne und ſagte zum Ritter: Denk an Beſold.

„Eine unabſehbare Heerde von muthigen Löwen, wachen Hunden, arbeitſamen Stieren und edlen Roſſen ward hinter ihnen hergetrieben, der Göttin Verzagtheit zum Opfer. Mord im Auge und Blut an der Fauſt ſchritten die treuen Diener des Deſpotismus einher. Manches Land von Europa würde erröthen, nennte ich Die, welche mein Blick hier erkannte. Aber

ich ſah unter ihnen auch Männer aus einem Volke, das mir ſo theuer iſt — laßt mich ſeufzen und ſchweigen! In eherne Feſſeln gekrümmt, folgten die Gefangenen, je zwei und zwei. An ihrer Spitze: Religion und Tugend, Freiheit und Edelſinn, Wohlſein und Selbſtgefühl, Weisheit und Freimuth. Hohnlachend prangten hinter ihnen des Siegers Günſtlinge: Ragion di stato, Le plaisir du Roi. Machtſpruch, Geſetzloſigkeit, Gewohnheit und Gewalt, auf ſtolzen Roſſen. Purpur begleitete ſie und, um ihr Haupt wanden ſich Kränze von Stechpalmen. Eine ſüßtönende Muſik wirbelte aus dem nächſten Haufen, der aus Schmeichlern, Kupplern, Zeitungsſchreibern und Dichtern beſtand, laut empor. Zwei Schergen, Beifall und Sklavenſinn, verkündigten den nahenden Selbſtherrſcher. Acht Tiger zogen ihn. Sein Haupt von Menſchenblut trunken, wankte unter einer Krone aus Dolchſpitzen künſtlich gefertigt. Der Thron, auf dem er ſich brüſtete, hatte die Geſtalt eines Scheiterhaufens. Sein Gewand war das Gewand der Nacht, von Blutflecken furchtbar durchglanzt. Um ihn her lagen Todesurtheile, Lettres de cachet und Contributionsliſten. Zuletzt der Troß von Freigelaſſenen; unter denen ſich die Angehörigen der Intoleranz, Verſtellung, und Ränkeſucht beſonders auszeichneten."

„So ging der Zug in die Burg der Grauſamkeit. Dem Volke wurden Freiheitsbriefe zur Zu

gellosigkeit in reicher Spende ausgeworfen. Ein lautes: Es lebe der König!!! erschallte, zu Ehren seiner allgewaltigsten Majestät, von zehnmalhunderttausend zum Todtschlag beseldeter Menschmaschinen. Der Geist der Finsterniß erhielt ein prächtiges Opfer an einer Million Blutzeugen der Wahrheit und ein Gastmahl in karaibischem Goût beschloß die Feierlichkeit."

Als Ritter Schenk diese Vision des alten geistlichen Herrn anhörte, konnte er sich eines innern Schauers nicht erwehren. Die apokalyptischen Worte im Munde des ehrwürdigen, aber in seiner tiefen Schwermuth fast gespensterhaft blickenden Andreä schienen ihm wie aus dem Grabe zu tönen.

Drittes Capitel.

Vom Hauptquartier Canstadt aus hatte Guebriant starke Posten ins Remsthal vorgeschoben. Die Generalität der Weimarischen Reiterei lag zu Großheppach, in demselben Wirthshause, in welchem einundsiebzig Jahre später die drei Feldherren Prinz Eugenius, Marlborough und Ludwig von Baden die berühmte Zusammenkunft hielten, die den Sieg bei Hochstedt vorbereitete. Damals aber schlich sich Johann von Werth des Nachts heran, um die Wei-

maraner zu überfallen. Dieſe jedoch waren wachſam, ließen ihn ruhig herankommen und fielen dann ſo plötzlich und mit ſolchem Nachdruck auf ihn aus, daß er mit Verluſt von mehren hundert Todten, unter denen ſich auch ſein jüngerer Bruder Stephan befand, und noch mehr Gefangenen nur mit genauer Noth ſein Leben rettete, indem er durch die Rems ſchwamm. Solche nächtliche Ueberfalle nannte man damals „dem Feinde das Quartier aufſchlagen", wobei man von beiden Seiten in Keckheit und Liſt zu wetteifern pflegte.

Unter den Reitern, die mit Fackeln ausgerüſtet den Flüchtigen nachjagten und Alles niederhieben, was ihnen aufſtieß, zeichnete ſich auch Dame Courage durch ihre Verwegenheit aus. Das Unglück wollte, daß ihr der ſteyriſche Hauptmann aufſtieß und daß ſie auf dem ſchwarzen Hute deſſelben noch immer ihre ſchönen blonden Locken wie Federn im Winde zittern ſah. Von einer Wuth und Luſt erfüllt, die Alles übertraf, was ſie je empfunden, ſtürzte Libuſchka auf den ſchönen Frevler los, der ſie ſo tief beleidigt hatte, und obgleich er ſich der Uebermacht ſchon gefangen gegeben hatte, ſo beruhigte ſich doch ihr wildes Herz nicht eher, als bis ſie mit der Fackel, die ſie einem Soldaten entriß, den armen Hauptmann durch wiederholte mörderiſche Streiche ins Geſicht erſchlagen und halb verbrannt hatte.

Ritter Schenk von Tanne kam dazu und warf ihr aufs heftigste ihr unritterliches Betragen vor. Sie vertheidigte sich mit der ganzen Energie des beleidigten Weibes. Schenk aber wollte auf so ungenügende Gründe nicht achten, wo es sich um die Ehre unter Männern handelte und beschimpfte sie persönlich, indem er ihr ihren liederlichen Lebenswandel vorwarf und abermals, wie bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr, verlangte, sie solle die Armee verlassen.

Aufs Aeußerste gebracht, forderte die Amazone den rigoristischen Ritter zum Zweikampf. Er wies sie mit Verachtung zurück.

Als er aber am andern Morgen auf dem Rückwege in Nachdenken versunken allein hinter den weit voraus befindlichen Reitern am Saum eines Waldes hinritt, überfiel ihn Libuschka, die auf ihn gelauert hatte, und zwang ihn sich zu vertheidigen. Er schämte und ärgerte sich, mit einem Weibe fechten zu müssen, und trachtete sie zu entwaffnen, da es ihm, sie zu tödten, unritterlich erschien. Allein er hatte es mit einem Mannweibe zu thun, das ebenso geübt in den Waffen, als wüthend erbittert war. Indem er sich nicht nachdrücklich genug vertheidigte, empfing er von der Spitze ihres Degens einen tödtlichen Stich in die Brust.

Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, ließ

Libuschka mit einem Hohngelächter den Sterbenden zurück und sprengte auf ihrem flüchtigen Rosse davon.

Schenk neigte sein Haupt auf die blutende Brust herab und faltete die Hände zum letzten Gebet. Aber noch war Leben genug in ihm, daß er den Blick wieder aufrichten konnte zu dem unmittelbar vor ihm liegenden majestätischen Bergkegel mit der Ruine von Hohenstaufen. Da ging ein Lächeln über sein bleiches Gesicht und eine hohe Freude durch sein Herz, daß er im Angesicht des kaiserlichen Berges sterben sollte.

Wohl mir, sagte er zu sich selbst, daß ich dich noch sehe, hohes Nest des Doppeladlers, und daß mein Todesseufzer in die Luft verrinnt, die dich umweht, Wiege des gewaltigen Barbarossa! Wer bin ich mit all meinem Unglück euch gegenüber, ihr großen Hohenstaufen! Was soll ich jammern, daß ich hier daliege und sterben muß, unritterlich gefällt von der Hand einer Metze? Was soll ich klagen, daß das einzige Weib, das ich jemals liebte, mit einem Franzosen davon gelaufen ist? Was soll ich weinen, daß mein altes Geschlecht mit mir ausstirbt? Nicht um meinetwillen darf und will ich hier klagen und in Schmerz vergehen, nur im Kummer um das große Vaterland breche mein Herz. Nur das sei mein letzter Gedanke auf deutscher Erde, daß euer Geisterauge, ihr ehrwürdigen Kaiser, von jenem Berge herüber auf das Lager hier der Kroaten, dort der Franzosen

fallen muß, daß euer heiliges Erbe zerriſſen wird von Fremden und daß eure Saaten fremde Roſſe zertreten. — Wenn euch aber in euren himmliſchen Gefilden noch eine Macht inwohnt, ihr Geiſter der hohen Kaiſer, ſo rettet das arme Vaterland. Wenn die alte Sage nicht lügt und der große Barbaroſſa einſt wiederkommen wird mit allen ſeit Jahrtauſenden dahingeſchiedenen Helden des deutſchen Volkes, um ſeinen klangvollen Schild an den blühenden Birnbaum zu hängen und in der letzten Entſcheidungsſchlacht Deutſchlands Freiheit und Einheit erkämpfen wird, dann laßt auch mich dabei ſein und auch meinen Arm das Racheſchwert erheben!

Dunkle Wolken zogen gegen den Berg heran und beſchatteten ſchon tief die Thäler, als noch einmal ein heller hochgoldener Sonnenſtrahl auf den Berg und ſein alterthümliches Burggemäuer fiel. Da lächelte der müde Ritter und ſtarb. Indem der Hohenſtaufen ſich in die Wolken vergrub, umhüllte auch ihn die Nacht des Todes.

Weimariſche Reiter fanden ihn auf, erkannten ihn und trugen die edle Leiche ins Lager, wo ſie ehrenvoll beſtattet wurde. Der tolle Roſen beklagte ſeinen Verluſt aufs lebhafteſte und warf einen fürchterlichen Verdacht auf Libuſchka, von deren Wortwechſel mit Schenk er gehört hatte. Sie floh aus ſeiner Nähe.

Viertes Capitel.

Florestin war durch den voreiligen Angriff des Generals von Werth mit in dessen Flucht hineingezogen worden, blieb, da Niemand des Pfaffen achtete, hinter den übrigen Fliehenden zurück und hielt es am Ende für das Beste, von der katholischen Stadt Gmünd aus den Weg nach der bairischen Grenze einzuschlagen, um über Tyrol nach Italien zu gelangen.

Allein er hatte das Unglück, einer Streifpartei der Weimaraner in die Hände zu gerathen, die in einem halb verfallenen und schon lange von seinen Einwohnern verlassenen Dorfe noch versteckten Haber gefunden hatten, womit sie ihre Pferde fütterten.

Der Anblick eines Mönches erregte nicht geringe Heiterkeit bei den verwilderten Gesellen. Sie nahmen ihn lachend in Empfang und berathschlagten, was sie mit ihm anfangen sollten. Der Eine wollte ihn verbrennen, der Andere ein Scheibenschießen nach ihm anstellen, der Dritte ihn mit Armen und Beinen an vier Rosse binden und viertheilen. Weil aber in dem katholischen Dorfe noch ein hohes Crucifix stand, fiel einem ein, den hölzernen Heiland herabzuwerfen und statt seiner den lebendigen Mönch an das Kreuz zu nageln. Dieser Rathschluß schien Allen der beste

zu ſein und wurde mit lautem Jubel aufgenommen. Man eilte, eine Leiter und Nägel zu ſuchen.

Floreſtin ſank auf beide Kniee nieder, faltete ſeine Hände und betete mit geſenktem Haupte inbrünſtig. In dieſer Lage erblickte ihn Libuſchka, die ſich dem Streifcorps angeſchloſſen hatte, wurde von einer mitleidigen Empfindung bewegt und forderte die Soldaten auf, ſeiner zu ſchonen.

Aber ihr gebieteriſcher Ton misfiel den ſtolzen Reitern. Man warf ihr hohniſch vor, wie ſie den ſchwarzen Hauptmann behandelt habe, der doch ein ehrlicher Offizier und kein Hund von Mönch geweſen ſei. Man machte überhaupt manchem langverhaltenen Aerger über ihre Anmaßungen Luft, ſchimpfte und ſtieß ſie und wollte ſie eben davon jagen, als der Rathgeber der Kreuzigung das bevorſtehende Schauſpiel noch intereſſanter zu machen Luſt bekam und den Andern vorſchlug, die ſchönhaarige Blondine zu entkleiden und bei der Kreuzigung als weinende Magdalene figuriren zu laſſen.

Dieſer Einfall erfreute ſich noch großern Beifalles, als der erſte, und trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr wurde Libuſchka von den eiſernen Armen der erbarmungsloſen Reiter feſtgehalten und genöthigt, die ihr zugedachte Rolle wirklich zu übernehmen.

Man entkleidete auch den Mönch, indem man ihm wie dem Chriſtusbilde nur ein Tuch um die Hüften

band, und flocht von der nächſten Hecke Dornen zuſammen, die man ihm auf den Kopf drückte. Als man die breite Narbe an ſeiner Seite bemerkte, die er einſt von Milka's Dolch empfangen hatte, wunderte man ſich über dieſes ſeltſame Zuſammentreffen, da es dem ſchönen Mönche noch mehr Aehnlichkeit mit dem Heiland am Kreuze verlieh. Libuſchka aber ſchauderte in ſich zuſammen.

Unterdeß hatte man ein paar Leitern herbeigeholt und an das hohe Kreuz angeſetzt, von welchem ſofort der hölzerne Herrgott unter wiehernd em Gelächter heruntergeſtürzt wurde. Dann zogen ſie den Mönch hinauf und hielten ihn ſo lange feſt, bis ſie ihn in die gehörige Lage gebracht und erſt die eine, dann die andere Hand und zuletzt beide Füße mit großen Nägeln an das Holz feſtgenagelt hatten.

Als das Alles vollbracht war, ſtiegen die Henker herunter, nahmen die Leitern weg und bildeten einen Halbkreis um das Kreuz, um ſich an dem ſeltenen Schauſpiele nach Herzensluſt zu erfreuen.

Floreſtin behielt trotz der faſt unerträglichen Schmerzen volle Beſinnung, würdigte die gottloſe Rotte unter ſich keines Blickes, ſchlug aber ſeine Augen voll heiliger Glut zum Himmel auf und ſang mit klarer Stimme das ſchöne Lied: Jesu, dulcis memoria.

Zu ſeinen Füßen aber lag die ſchöne Sünderin, von ihren blonden Haaren umwallt und umſchloß

weinend das Kreuz mit beiden Armen. In ihrer Seele war eine gänzliche Umwandlung vorgegangen. Schon vorher hatte ſie den Tod des ſchwarzen Hauptmannes und des edlen Schenk von Tanne ſich zu Gemüthe zu ziehen angefangen. Der Anblick des ſo ſanft duldenden Floreſtin aber brachte ſie aus aller Faſſung. Ihr ganzes bisheriges Sündenleben ſtand ſchwarz vor ihrer Erinnerung, ihre altkatholiſchen Gefühle erwachten und plötzlich war es ihr klar, daß ihre Seele nur durch dieſen heiligen Mönch oder nie gerettet werden könne.

Der ſüße Geſang Floreſtin's drang allmälig durch den rohen Lärm ſeiner Henker hindurch. Der rührende Anblick ergriff ſie und jagte Scham in ihre gebräunten Geſichter. Libuſchka flehte ſie an, dem Greuel ein Ende zu machen und den unglücklichen Mönch wieder vom Kreuze herunter zu nehmen. Einige zeigten ſich auch willig, aber Andere traten dazwiſchen. Mitleid mit einem Mönch zu haben, ſchien damals Verrath an der proteſtantiſchen Sache. Der Tag neigte ſich. Ein Theil der Reiter ſaß ſchon auf, man blies zum Abmarſch. Nun durften auch die Mitleidigen nicht dahinten bleiben und am Ende ſprengten ſie Alle von dannen und ließen den Mönch hängen.

Das Mädchen bedeckte ihre Blöße raſch mit ihrem liegengebliebenen Mantel und ſuchte in den naheſtehen-

den Häuſern, unter denen ſich auch eine alte Schmiede befand, ſo lange, bis ſie eine Hacke und eine Zange entdeckt hatte. Dann grub ſie eifrig die Erde um das Kreuz her aus und hielt das allmälig fallende ſchwere Holz mit übermenſchlicher Anſtrengung auf, ſo daß es ſanft auf den Boden glitt. Dann zog ſie dem geopferten Jüngling die großen Nägel aus Händen und Füßen mit ſo viel Schonung als immer möglich heraus und hatte endlich das unausſprechliche Vergnügen, ihn wieder frei zu ſehen.

Jetzt erſt rann das Blut in purpurner Fülle aus ſeinen Wunden und er ſank bald in Ohnmacht. Mit angſtvoller Seele wuſch und verband ihm Libuſchka die Wunden, indem ſie Stücke aus ihrem Hemde riß, und ſchleppte ihn mit großer Mühe in ein Haus, um ihn hier auf einem elenden Strohlager zu pflegen und nicht mehr von ſeiner Seite zu weichen.

Als er die Augen wieder aufſchlug und ihr mit leiſer Stimme dankte, küßte ſie die bleichen Fingerſpitzen ſeiner verbundenen Hand, legte ſie an ihre Stirne, damit er ihr den Segen ertheile, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Fünftes Capitel.

Es war eine heilige Nacht für den Prieſter und für die Sünderin.

Floreſtin war mitten in ſeinen Schmerzen von den widerſprechendſten Gefühlen beſtürmt. Der andachtigen Hingebung, mit der er ſein grauſames Schickſal erlitten hatte, war plötzlich ein kalter Schauder gefolgt, ein inneres Entſetzen über ſeine, wenn auch unfreiwillige Theilnahme an der Verhöhnung des Kreuzes. Die unendliche Heiligkeit deſſelben war hier aufs frevelhafteſte entweiht worden und auch auf das willenloſe und unſchuldige Werkzeug ſchien ein Theil der Schuld zu fallen. Sein blutloſes Herz klopfte in namenloſer Angſt, bis er in todähnlicher Mattigkeit hinſank. Da wandelte ihn unwillkürlich die geheimnißvolle Wonne des Leidens um Jeſu willen an, die ihn himmliſchen Sphären näher rückte und ihn das Entzücken der Seligen voremp̃finden ließ. Aber aufs neue beſchlich ihn das Zittern vor den Schrecken des heiligen Symbols, das er entweiht hatte, indem es ihm die höchſte irdiſche Ehre gewährte. Da erinnerte er ſich des ſeraphiſchen Bruders und eingedenk des kindlichen Sinnes Deſſen, der ſeinen demuthsvollen Orden geſtiftet, machte er den heiligen

Franziskus im Gebet zu seinem Fürbitter, daß ihm verziehen werde, gleich ihm die heiligen Zeichen empfangen zu haben, deren er nicht würdig war.

Die Sünderin, die so viele hundert Nächte in üppigen Genüssen hingeschwelgt, erkannte in dieser qualvollen Nacht zum erstenmal, wie tief sie gesunken sei. Vor dem Bilde des Gekreuzigten stürzten die Götzenbilder der Venus, des Mars und der Fortuna, denen sie in ihrer Seele bisher Tempel gebaut hatte, in Trümmer und Staub zusammen. Die heidnischen Geister wichen unter der segnenden Hand des Priesters von ihr, nahmen aber auch alle ihre alte Lust mit sich und ließen ihr nur die Marter der Reue, den nagenden Wurm der lasterhaften Erinnerung zurück. Schauernd vor den entsetzlichen Bildern fiel sie auf ihr Angesicht nieder und war untröstlich.

Floreſtin bemerkte die heftige Bewegung, die in ihrer Seele vorgegangen sein mußte, und wollte sie, so weit es seine Schwäche erlaubte, mit milden Worten aufrichten. Da kniete sie vor sein Lager hin, senkte ihr schönes Haupt über die gefalteten Hände und bekannte ihm mit fliegender Brust und bebender, oft unterbrochener Stimme, welches Ungeheuer in Menschengestalt er vor sich sehe.

Er hob sein bleiches Gesicht empor und blickte sie mit seinen dunkeln, fast geisterhaft schimmernden Augen lange an, daß sie, als sie die ihrigen zu ihm empor-

hob, ſich von dem ſchrecklich ſchönen Blicke wie vernichtet fühlte. Es war ihr, als habe Floreſtin ſich vom Kreuze auf den Richterthron in den Wolken erhoben.

Aber mit ſanfter Stimme verkündete er ihr unter der Bedingung ſtrenger Buße die Vergebung des gnadenreichen Gottes und forderte ſie zum Dank für ihre Bekehrung im gemeinſamen Gebete auf.

Als Buße legte er ihr auf, ſich fortan alles männlichen Weſens zu enthalten, von dem, was ihr übrig bliebe, für die Seelen aller guten Chriſten, deren Mord auf ihr laſte, Meſſen leſen zu laſſen und endlich ihr künftiges Leben in Reu und Leid als Nonne zuzubringen.

Mit der Heftigkeit, die ihr in der Sünde eigen geweſen, ergriff ſie jetzt auch die Buße. Vergönnt mir, Ihr müßt mir's vergönnen, rief ſie, Euern Dornenkranz zu tragen, und drückte ſich denſelben tief ins blonde Haar, daß rothe Tropfen darunter hervordrangen.

Sie ſehnte ſich ſo ſehr nach dem Troſt des heiligen Sacramentes, daß ſie noch mitten in der Nacht mit einer Fackel, wozu ihr ein harzreiches Kienholz dienen mußte, in die Kirche ging, um die Hoſtien zu ſuchen. Die Kirche war längſt verlaſſen, Fenſter, Bilder und Chorſtühle zerſchlagen. Doch ſtand der Altar noch und über ihm ein von der Fackel beleuchtetes Chriſtusbild. Libuſchka ſteckte die Fackel zwiſchen die Steintrümmer und betete vor dem Bilde:

In tiefstem Leide
Bekenn' ich meine Sünden,
Laß im Büßerkleide
Deinen Trost mich finden.

O Jesu, welche Reue
Brennt mir im Herzen!
Dir brach ich die Treue,
Lind're der Schmerzen.

Die dich gemieden,
Jammernd stürz' ich nieder,
O gib den Frieden
Der Seele mir wieder.

Als sie sich wieder erhoben und mit scheuer Hast den Altar untersucht hatte, fand sie in einer Ecke desselben noch ein verborgenes Ciborium, ergriff es mit Entzücken und küßte es. Indem sie damit durch die Nacht zurückeilte und das kalte Metall an ihren heißen Busen drückte, schien ihr eine heilige Reinigung aus demselben in sie überzufließen. Triumphirend brachte sie ihren Fund dem Priester, welcher trotz der Schmerzen und Steifigkeit seiner Finger nicht unterlassen konnte, der demüthigen Sünderin den Trost des heiligen Leibes zu reichen.

Dadurch wieder gestärkt und ruhiger geworden widmete sich das Mädchen zunächst ausschließlich der Pflege des Kranken, den sie, sobald er einigermaßen hergestellt sein würde, noch bis zur baierischen Grenze geleiten wollte, um dann ihr Gelübde zu erfüllen und in ein Kloster zu gehen. Es kostete ihr viele Mühe,

in der Umgegend einige gutmüthige Katholiken aufzutreiben, die ihr auf kurze Zeit beistanden. Dagegen schritt Florestin's Genesung unter dem sichtbaren Einfluß höherer Begnadigung rasch vorwärts und in einigen Wochen konnte er wieder auf den Füßen stehen und seine Hände gebrauchen. Aber um die Reise zu Fuß fortzusetzen, war er doch noch viel zu schwach. Daher Libuschka ihn auf ihr Roß setzte und selber zu Fuße wandernd dasselbe am Zaume führte.

Sechstes Capitel.

Zu dem verödetsten Theile des damaligen Schwaben gehörte das Gebiet von Neresheim. Die Prälatur war abgebrannt und der Erde gleich gemacht, alle Dörfer auf viele Meilen weit in der Runde gleichfalls in Asche gelegt und von den wenigen Einwohnern verlassen, welche nicht schon längst im Kriege oder durch Pest und Hunger umgekommen waren.

Der ehemals so reiche und üppige Prälat hatte sich nach Oesterreich flüchten und dort in Klöstern herumbetteln müssen, bis er auf die Nachricht, ein kaiserliches Heer bewege sich wieder nach Schwaben, den Pilgerstab ergriff, um in seine Residenz zurück-

zukehren. Er hatte dieſelbe zwar in einem ſchlimme Zuſtande wiederzufinden gefürchtet, aber das hat er doch nicht erwartet, daß er ſie gar nicht mel finden würde. Er traute ſeinen Augen kaum; mußte ſich beſinnen, ob es noch dieſelbe Gegend ſe

Schon zwei Tage lang war der alte abgemagert Herr umhergewankt, ohne eines Menſchen Seele a zutreffen. Von langem Hunger gequält war er nah daran zu verſchmachten, als er endlich in der Fern etwas Schwarzes erblickte, das ſich zu bewegen ſchie und einen Menſchen erkannte, der ſich zum Aaſe eine von durchziehenden Soldaten zurückgelaſſenen Pferde gelagert hatte und ſeinen Hunger vom in der Sonn geröſteten Fleiſch deſſelben ſtillte.

Der Fremde war noch jung und hatte das Anſehe eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. Es war Vollmar der ſich nach ſeiner Flucht von der Armee in einer herabgekommenen Dorfe eine Zeitlang als unwürdiger Pfarrer eingeniſtet hatte, es aber wegen Ausſterben der Gemeinde wieder hatte verlaſſen müſſen.

Der Prälat nahm auf der andern Seite des todte Pferdes Platz und riß begierig rohe Stücke deſſelbe zu ſeinem vertrockneten Munde.

Vollmar erblickte auf der Bruſt des armſeligen Pilgers das Prälatenkreuz und rief ihm mit einem böſen Blicke zu: Warum verbergt Ihr Euren Schat nicht beſſer?

Ich gebe ihn Euch gerne für ein Stück Brot, erwiderte der Prälat und reichte ihm das Kreuz hin.

Vollmar verzog die abgehärmte Miene zu einem ſauern Lächeln und lehnte den Tauſch ab, da er kein Brot habe.

Der Prälat frug ihn, woher er komme und in welcher Richtung man wol zunächſt wieder in eine bewohnte Gegend gelangen könne? Aber Vollmar antwortete barſch: Wenn ich es ſelber wüßte, ſo ſäße ich nicht hier. Ebenſo menſchenfeindlich lehnte er es ab, den alten müden Herrn zu begleiten, überließ ihn ſeinem Schickſal und ging, durch die ſchauerliche Mahlzeit wieder etwas geſtärkt, raſchen Schrittes davon.

Am Abend gelangte er in das lange öde Thal, durch welches früher Roſalie, als ſie aus Tyrol herkam, ihren Weg hatte nehmen müſſen. Es war jetzt noch kahler und öder geworden; das Bergwerk, welchem einſt Heldrungen vorgeſtanden, war längſt abgebrannt und verlaſſen.

Es dämmerte ſchon, als Vollmar plötzlich von einem Wolfe angegriffen wurde. Ein tüchtiger Stock, den er bei ſich trug, genügte, das zähnefletſchende Thier abzuhalten, das ihm gleichwol folgte. Zum Glück gelangte er noch vor Nacht zu einer einſamen Hütte, der einzigen, die aus einem niedergebrannten Dorfe noch hervorragte. Aber Thüren und Fenſter waren zerſchlagen und da das Geheul des Wolfes

bald noch einen zweiten und immer mehre herbeilockte
hatte er unten keinen Schutz mehr gegen den Angri
der vor Hunger wüthenden Thiere und flüchtete di
Treppe hinauf. Da indeß auch der obere Boden de
Hauses keine Thür hatte, wodurch er sich hätte ab
sperren können, mußte er sich hinaus aufs Dach rette
und auf demselben reitend unter freiem Himmel zu
bringen.

Die Wölfe wichen nicht von der Stelle und heul
ten die ganze Nacht zu ihm hinauf, ihres Opfer
harrend, das endlich aus Ermüdung hinabfallen mußte
wenn ihm keine Hülfe von Außen kam.

Vollmar schwitzte Todesschweiß, die schrecklich
Erinnerung seiner Verbrechen erwachte in ihm. E
versuchte zu beten, aber hatte schon zu oft mit öde
Herzen die Hände gefaltet, wenn er ohne Glaube
das Priesteramt verrichtete; das fiel ihm jetzt ein un
innere Verzweiflung riß ihm die Hände wieder von
einander. Er hatte zu oft die fromme Miene un
Geberde misbraucht, als daß es ihm hätte gelinge
können, sich in die verspottete Frömmigkeit zu finden
nun es ihm Noth that. Das ist der Fluch des Prie
sters, daß, wenn er sich gewöhnt hat, den Affen vo
dem Altar zu spielen, ihm das Heilige auf imme
entrückt wird.

Noch zu lebenslustig, um Gott um etwas Andere
zu bitten, als um Fristung seiner sündenvollen Tage

und zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß Gott mit einem ſolchen Gebete nicht gedient ſei, fiel er in ſeiner Angſt auf den Gedanken, die Hölle zu beſchwören. Zum Teufel hatte er ohne Zweifel nähere Wahlverwandtſchaft und natürlicheres Zutrauen. Aber da kam die Geiſterbeſchwörung der unglücklichen Margarethe in ſeine Erinnerung und jene verbrecheriſche Nacht, in der ſie ihn ſelbſt für den Teufel gehalten hatte, ſo daß ſein innerſtes Herz erbebte und ihm kein Muth mehr blieb, ſich weder an die über- noch unterirdiſchen Mächte zu wenden.

Die Sterne funkelten mit ihrem ewigen Scheine ſtolz und verachtend auf ihn herunter. Welche Freiheit im unendlichen Raume, welche Fülle von Leben in Millionen von Himmelskörpern, und du Elender biſt hier auf den engen Fleck des kleinen Planeten gebannt, auf das niedere Dach geklebt, umgähnt von Wolfsrachen und wirſt dem gräßlichen Tode nicht entrinnen.

Werdet nie Prieſter, die ihr deſſen nicht würdig ſeid. Der Dienſt des Herrn will im weißen Kleide geleiſtet ſein. Wehe Dem, der das ſeinige befleckt!

Mit ſchlotternden Gliedern durchwachte Vollmar die kühle Nacht und hielt ſich krampfhaft am Dache feſt. Der Morgen kam, aber die grimmigen Thiere wichen nicht. Ein langer warmer Tag zog am Himmel auf, dem wieder eine Nacht folgte. Nirgends Hülfe, nirgends ein Labſal für den Verſchmachtenden.

Siebentes Capitel.

Am dritten Morgen näherten ſich zwei Bewaffnete zufällig der einſamen Hütte und fanden unter derſelben Spuren von Blut und zerriſſene Kleidungsſtücke.

Schade, ſagte der Eine, indem er ſeinen gegen die Morgenluft aufgerichteten Kragen zurückſchlug und das uns wohlbekannte Geſicht des kurzen Troll enthüllte, ſchade, daß den die Wölfe gefreſſen haben.

Es wird wol nur, bemerkte ſein Begleiter, der rothe Schneider, indem er die Taſchen der zerriſſenen Kleider durchſtöberte, ein verhungerter Pfaffe geweſen ſein. Von Geld fand ſich nichts bei ihm.

Die beiden Bewaffneten entfernten ſich und bald waren ihre Tritte in der Stille des Morgens wieder verhallt.

Seit Jahrtauſenden, ſeit der Zeit vor der erſten Einwanderung der Menſchen in dieſe ehemals von Wald bedeckte Landſchaft war es hier nicht mehr ſo ruhig geweſen als heute. Die Menſchen waren wieder ausgeſtorben, der Wald in Acker verwandelt, aber der Acker ſeit Jahren verwildert und unbebaut. Die Sonne brannte auf das öde Feld nieder wie auf die Sandwüſte Sahara und ihr wohlthätiger Strahl fand nichts mehr, was er hätte beleben und erquicken können,

als spärliches Unkraut. Nicht einmal ein Lüftchen regte sich und in der Nähe war kein Bach, dessen Welle man hätte rauschen hören.

Da unterbrach die tiefe Grabesstille das Gekrächz eines niedrig fliegenden Raben und bald darauf kam hinter einem Hügel, von dem Raben gleichsam höhnisch gelockt, ein langsamschreitendes Roß zum Vorschein, welches den kranken Florestin trug und von dem treuen Mädchen im Dornenkranze geführt wurde.

Wird dieser häßliche Vogel nicht weichen? rief Libuschka unwillig.

Laß ihn doch, sagte Florestin, er kann uns ja doch nichts Schlimmeres verkünden, als den Tod.

Florestin war noch sehr matt, bleich und leidend. Das Mädchen jammerte, auf dem weiten Wege auch nicht ein einziges bewohntes Haus, keinen Menschen, keine Spur von Nahrung angetroffen zu haben. Wie sollte sie den Retter ihrer Seele vom Hungertode retten? Sie sah sich um und sagte nach kurzer Ueberlegung: Steigt ab, diese Hütte wird Euch Schatten geben. Ruht hier aus, indeß ich zu jener Waldgegend hinüber reiten will. Ich glaube, ich sehe dort Rauch aufsteigen.

Nachdem sie Florestin auf ihren Mantel gebettet und ihm ihr kleines Gepäck als Kopfkissen untergelegt hatte, bestieg sie das Roß, um in der Umgegend Hülfe zu suchen. Sie versprach ihm, bald

zurückzukehren, denn ſie hatte nicht geringe Sorge, ihn in der unheimlichen Gegend allein zu laſſen.

Floreſtin lag in dieſer neuen Noth ruhig und Gott ergeben da. Er hatte die Qual der Welt ſchon ſo ſattſam kennen gelernt, daß er nichts mehr fürchtete. Sein ganzes Leben war ja nur ein langes Opfer geweſen. Wollte es Gott ihm abkürzen, ſo lächelte er in der Ahnung unausſprechlicher Seligkeit. Wollte ihn Gott aber wie bisher unter allen Gefahren wunderbar erhalten, ſo war er bereit, ihm auch ferner treu und gehorſam zu dienen. Betend und im Frieden des Herrn fiel er unmerklich in einen ſanften Schlummer.

Schon war Mittag vorüber und er ſchlief noch, als rauhe Stimmen ihn weckten. Weimariſche Reiter waren eingedrungen, riſſen ihm mit roher Gier den Mantelſack unter dem Kopfe weg und begannen, denſelben auszuleeren, als ſie darin die wohlbekannten Kleider der Dame Courage erkannten. Einer lief hinaus, es dem Oberſt Roſen zu ſagen, der die Reiter befehligte.

Alsbald trat Roſen in die niedere Hütte ein und war bei dem Anblick der Kleider ſeiner ehemaligen Geliebten und beſonders des ſchönen goldenen Ringes, den er ſelber ihr einſt geſchenkt hatte, tief ergriffen. Haſtig frug er den Mönch, wo das Mädchen ſei? Floreſtin verſicherte ihn, ſie müſſe in der Nähe ſein

und bald zurückkommen. Er fügte hinzu, daß ſie mit ihm gereiſt ſei, und rühmte das Mitleid, womit ſie ihn gepflegt habe.

Der tolle Roſen wurde nun wieder ruhiger und behandelte den Mönch mit Theilnahme, indem er an den Narben ſeiner Hände und Füße wohl erkannte, daß es derſelbe ſein müſſe, von deſſen Kreuzigung er hatte reden hören. Zwar wollte von ſeinen Leuten keiner dabei geweſen ſein, weil ſie den Zorn des Oberſten fürchteten, aber der Vorfall war ihnen nicht unbekannt.

Roſen befahl, den erſchöpften Mönch mit einem Trunke zu erquicken und unterhielt ſich mit ihm auf eine gütige Weiſe. Es nahm ihn Wunder, daß ſein wildes Mädchen auf einmal ſo mitleidig geworden war und ihre Dienſte einem halbtodten Lazarus gewidmet hatte. Floreſtin aber erklärte ihm unbefangen, daß ſie aller Sündhaftigkeit entſagt und ſich bekehrt habe. Roſen konnte ſich nicht enthalten, darüber behaglich zu lachen, denn er glaubte nicht, daß es der lebensluſtigen Dirne Ernſt ſein könne.

Inzwiſchen kam Libuſchka nicht zurück und Roſen ſandte Späher aus, ihr in verſchiedenen Richtungen entgegen zu reiten. Alle kamen wieder, ohne ſie geſehen zu haben; nur einer hatte Libuſchka's Pferd aufgefangen, an dem Blut klebte.

In der heftigſten Aufregung beſtieg nun der Oberſt

ſelbſt ſein Roß, um in der Gegend, in welcher das Pferd gefunden worden war, weiter nachzuforſchen, feſt entſchloſſen, nicht von hinnen zu gehen, ehe er nicht gewiſſe Kunde von dem ſchönen Mädchen erlangt hatte, zu dem die alte Liebe bei ihm ſtürmiſch wieder erwacht war.

Achtes Capitel.

An der Straße nach Ulm, welche, von Norden kommend, durch die Ausläufer der rauhen Alp ſich ins Brenzthal hinabzieht, lagen hinter Wald verſteckt die Trümmer einer alten Ritterburg, von wo aus eine Anzahl Schnapphähne Alles beraubte, was die Straße zur Donau hinunter- oder von ihr heraufzog. Es waren Kriegsgeſellen, die ihre Fahne verlaſſen hatten, und einige verwilderte Bauern aus der Gegend ſelbſt, ſämmtlich Geſtalten der widerwärtigſten Art.

Eben trugen ſie die ſchöne Leiche Libuſchka's den Fußweg zur alten Burg hinauf, ohne daß man hätte errathen können, zu welchem Behufe ſie ſich dieſe Mühe gaben.

Der rothe Schneider blieb ein wenig zurück und ſetzte ſich auf den Stein, von dem aus er in die Gegend zu ſpähen pflegte, indem er ſich auf ſein ſicheres Gewehr lehnte. Der kurze Troll geſellte ſich zu ihm.

Die Straße, ſagte dieſer, wird immer einſamer und verlaſſener. Die Befeſtigung, zu der wir aus Noth unſere Zuflucht genommen haben, hat etwas ekelhaft Süßes. Ich meine daher, wir ſollten aufbrechen und ein beſſeres Land ſuchen.

Gedulde dich noch eine Weile, antwortete der Schneider ernſthaft. Wir haben hier, Dank ſei es unſerer Glorienhand, in wenigen Jahren unſer Glück gemacht. Die Straße wird ſich wieder beleben. Die Schätze, die wir in dieſem verfallenen Gemäuer vergraben haben, wollen gehütet ſein. In keinem Falle können wir eher fort, bis wir die dummen Bauern, die uns bisher halfen, auf die Seite geſchafft haben, weil ſie uns ſonſt das Unſrige nehmen oder wenigſtens mit uns würden theilen wollen.

Wolan, ſo wollen wir ſie heute, wenn ſie auf das friſche Fleiſch Durſt bekommen, betrunken machen und — hier machte er eine verdächtige Bewegung mit der Hand.

Der Schneider nickte beifällig und der kurze Troll folgte den Schnapphähnen in die Ruine nach. Als er weit genug entfernt war, blickte der Schneider mit

einem ſataniſchen Lächeln nach ihm um und murmelte für ſich: Meinſt du, ich will jene nur los ſein, um mit dir zu theilen? Nein, alter Junge, auch du mußt dran und die ganze goldene Ernte muß mir allein zufallen. Sie handeln ſchon in Osnabrück und Münſter um den Frieden. Ueber kurz oder lang hört der Krieg auf, deſſen Alle ſatt ſind. Dann grabe ich meinen Schatz hier aus, dann fange ich erſt an zu leben und bin durch mein Amulet noch langer und geſunder Jahre gewiß. Dann kaufe ich mir eine große Herrſchaft und werde ein Graf oder wenigſtens ein Baron, baue ein prächtiges neues Schloß hier an die Stelle der alten Burg, führe eine ſchöne und vornehme Dame als Braut heim, laſſe bei der Hochzeit alle Fenſter illuminiren und die ganze Nacht hindurch Muſik ertönen, daß Niemand mehr daran denkt, wie einſt hier die Wölfe geheult haben.

So ſinnend wurde er plötzlich mit ſeinen blinzelnden, aber ſcharfblickenden Augen in der Ferne ſchwarze Punkte gewahr, die ſich bewegten, und erkannte bald, es ſeien Reiter. So viele Soldaten hatten ſich ſeit lange nicht in dieſer Gegend gezeigt. Er ſprang daher raſch zur Burg hinauf, um das Herdfeuer auslöſchen zu laſſen, damit der Rauch nicht verriethe, daß hier Menſchen verborgen ſeien.

Allein er kam zu ſpät. Oberſt Roſen hatte den Rauch ſchon über den Wald her fliegen ſehen und

ehe eine halbe Stunde verging, wiederhallten die Stimmen seiner Reiter schon in den alten Tannen und schlugen die Hufe ihrer Rosse auf das harte Gestein des Burgweges. Die Gauner hielten sich versteckt, aber der unheimliche Geruch, den das alte Gemäuer ausbauchte, verrieth den Reitern, daß es bewohnt sein müsse. Eine verrammelte Thür hielt sie auf. Als sie dieselbe sprengten, krachten ihnen Schüsse entgegen. Die Räuber wehrten sich verzweifelt. Einigen gelang es durch die Flucht zu entkommen, die Uebrigen wurden erschossen. Dem Schneider widerfuhr, weil er sich hartnäckig auf sein Glück verließ, das Unglück, verwundet und gefangen zu werden.

In einem Nebengemach wurde Libuschka's Leiche gefunden. Umher lagen verstümmelte Gliedmaßen anderer Leichen und Alles verrieth, daß hier schon seit längerer Zeit der Hunger eine europäische Gesellschaft zu den Sitten der Karaiben zurückgeführt haben mußte.

Zwei große Thränen standen in den Augen des Obersten, als er das todte Mädchen in einen Mantel hüllen und aus den Ruinen heraustragen hieß, um unter einer alten Ulme ein Grab für sie zu bereiten. Seine Soldaten hatten ihn noch nie so traurig gesehen. Als das Grab über sie gehügelt war, ließ er, weil sie wie ein tapferer Soldat gelebt hatte, ihr eine Ehrensalve geben.

Die Reiter, im Kreis um das Grab gereiht, feuerten alle zugleich ihre Karabiner ab. Floreſtin hörte von fern den Wiederhall in den Bergen, ohne zu wiſſen, was es bedeute.

Zuletzt ſprach der Oberſt dem mit zerſchoſſenem Beine daliegenden Schneider das Urtheil. Dieſen Böſewicht ſchüttelte die eiskalte Verzweiflung, weil er jetzt erſt begriff, daß ihn ſein Amulet doch nicht habe ſchützen können. Bald legte er ſich auf feige Bitten, bald machte er ſeinem Schmerz durch greuelhafte Verwünſchungen Luft. Der Oberſt ließ ihn lebendig mit den Leichen ſeines alten Gefährten und der übrigen Schnapphähne in dieſelbe Grube hinter dem Burggemäuer ſtürzen, in welcher die entfleiſchten Gerippe der früher von der Räuberbande ermordeten Opfer über und unter einander lagen.

Hier war ihm beſchieden, elend zu verſchmachten. Dicht vor ſeinem Geſichte lag der Troll, deſſen noch im Tode offenes Auge und fiſchähnliches Maul ihn höhniſch angrinzte. Vergebens ſuchte er ſich emporzuraffen, der Schmerz ſeiner gebrochenen Glieder hielt ihn in der Grube und unter der ſcheußlichen Umgebung feſt. Vergebens ſchrie er um Hülfe, die Reiter hatten ſich ſchon weit entfernt und Niemand antwortete ihm, als die rauhſtimmigen Raben, die ſich auf die Tannen umher geſetzt hatten und heute zu ſcheu waren, in die Grube hinunter zu fliegen, weil

ſich darin gegen die bisherige Gewohnheit noch etwas Lebendiges regte. Sie warteten geduldig, bis er todt war.

Neuntes Capitel.

Als Floreſtin die traurige Kunde vom Tode ſeiner bisherigen Gefährtin erhalten hatte, empfahl er ſie betend der Gnade Gottes und lebte der Hoffnung, ihre Seele werde nicht verloren ſein.

Roſen unterdrückte den wilden Schmerz in ſeiner Bruſt und beeilte ſich, der Ordre zu genügen, die er erhalten hatte. Seine Schar bildete nämlich den äußerſten Vorpoſten des franzöſiſchen Heeres und ſollte in der öden Gegend den Feind recognosciren, deſſen Ankunft man mit jedem Tage erwartete. Nach der erſten Niederlage, welche Johann von Werth erlitten hatte, war derſelbe weit zurückgegangen, um erſt ſpäter mit großen Heeresmaſſen wieder vorzudringen. Am nächſten Tage erſpähte Roſen in weiter Ferne wirklich die erſten Scharen der Baiern und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß die ganze Armee heranrücke, beſchloß er, ſich mit Blitzesſchnelle zurückzuziehen, um das franzöſiſche Heer zu alarmiren.

Indem er Floreſtin zurückließ, nahm er von ihm noch einen kurzen und freundlichen Abſchied. Ich darf Euch, ſagte er, jetzt ruhig der Pflege Eurer Glaubensgenoſſen anvertrauen. Sie werden beſſer für Euch ſorgen, als ich es vermöchte.

Floreſtin dankte ihm für ſeine milde Behandlung, fühlte ſich aber doch freier und beruhigter, indem er, auf einem erhöhten Punkte unter einem Baume ſitzend, im lichten Sonnenſcheine die weißblauen Fahnen ſich entgegenwallen und näher und näher kommen ſah.

Als die bairiſchen Soldaten den einſamen Mönch wahrnahmen und an ſeinen Händen und Füßen die Wundenmaale erblickten, bezeugten ſie ihm eine ſtaunende Ehrfurcht. Nachdem er ihnen aber hatte erzählen müſſen, wie er zu der Stigmatiſation gekommen ſei, ſtürzten ſie zu Haufen vor ihm nieder und glaubten ein Wunder zu ſehen. Jeder wollte die Hände des Mönches küſſen oder wenigſtens berühren.

Auch die Offiziere ſammelten ſich um ihn und benutzten den Vorfall, um den Haß der katholiſchen Krieger gegen die grauſamen Ketzer glühend anzufachen. Floreſtin dagegen bat die Soldaten mit ſanfter Stimme, ſich ſein Unglück zu einem Beiſpiel dienen zu laſſen und nicht auch ihrerſeits ähnliche Grauſamkeiten an wehrloſen Feinden zu verüben.

Das rohe, aber fromme Kriegsvolk der Baiern ging damals ſeinen ruhmvollſten Tagen entgegen

Von nun an während der ganzen noch übrigen Dauer des dreißigjährigen Krieges trugen die Baiern die höchste Ehre davon, indem sie unter ihren großen Feldherren Mercy und Johann von Werth nicht nur ehrlich für ihren Glauben stritten, sondern auch das gesammte deutsche Vaterland siegreich vertheidigten gegen Frankreich. In ihrem Lager war kein Zweifel der Gemüther, keine Beunruhigung der Gewissen, wie in den protestantischen Heeren, die damals für Frankreich und Schweden fochten. Der Baier wußte, was er wollte und zwischen seinem Herzen und seinem Arme war kein Zwiespalt.

Man brachte die Fahnen der nächsten Kriegshaufen herbei und Florestin mußte sie einsegnen.

Die Offiziere ließen es sich nicht nehmen, ihn nach München zu schicken, theils weil er über diese Stadt und Tyrol am sichersten nach Italien kommen konnte, theils weil sie wünschten, daß er in der Hauptstadt Baierns dem gläubigen Volke und dem Kurfürsten selbst vorgestellt werde. Vergebens protestirte Florestin gegen eine solche Ostentation. Er mußte sich gefallen lassen, auf einem Wäglein den Weg nach Baiern einzuschlagen.

Inzwischen entging er der ihm drohenden Gefahr, zum Werkzeug des Hasses und der Rache dienen zu müssen, indem es ihm gelang, noch vor München den Fuhrmann zu entlassen und mit Umgehung der Stadt

ganz allein und unbemerkt zu Fuß den mühsamen Weg ins bairische Gebirge anzutreten.

Indem er sich dem hohen Zuge der Alpen näherte, die Italien von Deutschland trennen, klopfte sein Herz. Sein Auge hing mit Wehmuth an den so lange nicht mehr gesehenen Schneebergen.

Diese Gegenden waren unmittelbar vom Kriege verschont geblieben, wenn auch nicht von der Pest. Die Dörfer waren daher wohl erhalten und ungleich mehr bewohnt, als weiter nordwärts, und überall trat dem Pilger wieder der alte Friede und die alte Frömmigkeit in einer kräftigen Landbevölkerung entgegen.

Es war zufällig am Gedächtnißtage des heiligen Franziskus, als er in dem großen Gebirgsdorfe Partenkirchen anlangte und gerade zurecht kam, um das Fest in der Kirche mit zu feiern, wobei sich auch einige Kapuziner betheiligt hatten. Als der Priester von der Kanzel herab die Wunder des Heiligen und darunter auch das seiner Stigmatisation verkündete, wurden die Nachbarn des im Hintergrunde zuhörenden Florestin auf den Zustand seiner Hände und nur in Sandalen ruhenden Füße aufmerksam und glaubten auch in seinen schönen Gesichtszügen etwas so Heiliges wahrzunehmen, daß plötzlich der Ruf entstand: Ein Wunder! Der heilige Franziskus ist mitten unter uns!

Floreſtin hatte die größte Mühe, ſich der Anbetung der Menſchenmaſſen zu erwehren und durch die Kirchenthüre ins Freie zu entkommen. Aber er mußte erzählen, wie ſeine Wundenmaale ohne Wunder entſtanden ſeien und bewirkte dadurch doch nicht, was er wollte, denn die Menge ſtürzte ſich aufs Neue zu ſeinen Füßen, um ſeine gemarterten Glieder zu küſſen.

. Mit Hülfe der Kapuziner wurde die Ruhe ſo weit hergeſtellt, daß er dem Volke eine rührende und tief in die Herzen dringende Predigt halten konnte, worin er die treuen Kinder ſeiner Kirche an die Demuth erinnerte, die unter allen Tugenden des Tagesheiligen die erſte geweſen ſei und worin Alle, die ihn heute verehrten, ihm nachſtreben ſollten nicht nur durch eigene Demüthigung, ſondern auch dadurch, daß ſie keinen andern Sterblichen und armen Sünder über ſich erhöben. Dann begann er mit tiefem Schmerze zu klagen, welche Angſt ihm die Ehre verurſache, die man ihm erweiſe, da er noch nicht aufgehört habe, wegen der Verachtung und des Spottes, die dem Kreuze durch ſeine Mishandlung widerfahren ſei, vor Schrecken zu zittern.

Er bewirkte dadurch, daß die Gemeinde ernſt und ſtill auseinander ging, und verweilte den Abend im Pfarrhauſe des gaſtlichen Dorfes unter erbaulichen Geſprächen und Erzählungen aus den traurigen Kriegszeiten.

Am andern Morgen begleitete ihn der Pfarrer in ſeinem Wagen, um ſeine immer noch ſehr ſchwachen Füße zu ſchonen. Und ſo wurde Floreſtin von einem Pfarrhaus oder Kloſter zum andern weiter befördert. Tyrol ragte damals wie eine glückliche Inſel aus dem Blutmeer der Glaubenskriege hervor. Mit innigem Vergnügen begrüßte Floreſtin die bekannten Berge und das liebenswürdige Volk wieder, unter dem er eine wenn auch nur kurze Zeit ſeiner früheſten Knabenjahre zugebracht und dem er und ſeine Schweſter ihre erſte Rettung zu verdanken hatten. Er verfehlte daher auch nicht, in das ſtille Thal ſeines ehemaligen Kloſters einzulenken und hier unter ſeinen Ordensbrüdern einige Raſttage zu halten.

Zehntes Capitel.

Noch lebten hier einige alte Mönche, die Floreſtin als Knaben gekannt hatten und ſich ſehr darüber freuten, eine ſo edle Zierde ihres Ordens in ihm wiederzufinden. Der alte wackere Gemsjäger, der ihn einſt in den Alpen gefunden und zuerſt ins Kloſter gebracht hatte, ruhte längſt in geweihter Erde. Floreſtin verfehlte nicht, an ſeinem Grabe zu beten,

wobei er sich vergebens nach dem unbekannten Grabe seiner Mutter sehnte, das unfern von hier in den Tridentiner Alpen liegen mußte.

Als er durch die Clausen niederstieg und zum erstenmal wieder die weiche italienische Luft ihn anwehte und die fruchtbare grüne Ebene der Lombardei mit ihren Reisfeldern und rebenumkränzten Feigenbäumen vor ihm ausgebreitet lag, wandelten ihn Heimatsgefühle an und legten sich süße Erinnerungen der frühesten Kindheit warm an seine Seele. Doch stießen ihm mitten in diesem lombardischen Paradiese wieder zerstörte Dörfer und die Spuren des blutigen Mantuanischen Krieges auf, so daß er sich einigemal in das unglückliche Deutschland zurückversetzt glaubte. Nirgends sich aufhaltend trachtete er auf dem geraden Wege über die Apenninen nach Assisi zu gelangen, um in der Hütte des heiligen Franziskus seine demüthige Andacht zu verrichten und im Stammkloster seines Ordens die verspäteten Mittheilungen zu machen, wegen deren er aus Köln abgesendet worden war. Die blauen Apenninen zogen ihn aus der Ferne mit einem um so magischeren Reize an, als jenseits derselben auch sein längst verlorenes Geburtsland lag. Aber in der Nähe schreckten ihn die kühnen Formen des Gebirges, das ewig waldlos ist, kahl und unfruchtbar, schön und todt. Auf ihrer Höhe ruhte Florestin aus, wo aus den Feldern von Pietra Mala

allnächtlich Flammen züngeln, und blickte mit Wonne hinab in das vom wunderbar zackigen Gebirge mitten getheilte nach Süden und Norden wie eine Landkarte ausgebreitete Italien bis zu den beiden Meeren, die es küſſen.

Wo der Weg ſich hinabſchlängelt zum grünen Thal des Arno, das Italiens glücklichſte Kinder bewohnen, tönte ihm das Morgengeläut der Glocken von Florenz entgegen, ſüße Klänge durch die reinſte Luft zitternd wie aus dem Himmel. Denn in dieſes Thal ſtiegen einſt Engel nieder, um dem großen Guido von Arezzo die Kunſt der Harmonie zu lehren, die wir ſeitdem, wie alles Heilige, misbrauchen. In dieſer Heimat der Harmonie wird ihre urſprünglichſte Schönheit noch heute in den Accorden uralter Glocken feſtgehalten, die das ganze Gebirg entlang von Florenz bis Fuligno und Spoleto ſich mit ihrem Wohllaut grüßen.

Floreſtin pilgerte entzückt in dieſer frommen Landſchaft, die etwas ganz eigenes Heiliges an ſich hat. Das Volk erſcheint hier frömmer als anderswo, die Geiſtlichkeit kindlicher und demüthiger. Die Kirchen in ihrem halbgothiſchen Style erinnern an Deutſchland, aber ihr alter reicher Schmuck iſt unzerſtört geblieben, alle ihre Fenſter ſchimmern noch in der Farbenpracht der Glasmalerei, die nie ein frevelnder Steinwurf berührt hat. Alle Wände ſind geſchmückt

mit Fresken der älteſten und frömmſten Maler. Es ſchien Floreſtin, als hätten in dieſem glücklichen Lande einſt die Engel gewohnt und ihren Himmel zurückgelaſſen in Bildern, Kinderengel, die man nie wieder vergißt, wenn man je ihre lieblichen Reliquien an der Wiege der italieniſchen Kunſt erblickt hat, Cimabue, Giotto, Orcagna, der lieberfüllte Fieſole, Francia, Perugino und Raphael, der damals noch, der Kinder ſchönſtes, unter ihnen ſaß.

Aber der kindliche Erzengel, der dieſe Gegend zuerſt geweiht und geheiligt und dem jene Genien der Muſik, Baukunſt und Malerei nur dienend nachfolgten, war der heilige Franziskus. Auf ihn, um den ſich die heutige Kunſtkennerſchaft freilich nicht mehr bekümmert, muß doch der ganze Geiſt der altflorentiniſchen Kunſt zurückbezogen werden.

Wo man niederſteigt aus der hohen Stadt Perugia und auf einem nur ſehr mälig geſenkten Abhange langſam dem Thale ſich nähert, erblickte Floreſtin zum erſtenmal am Rande der gegenüberliegenden Felſen das Bergkloſter Aſſiſi mit ſeinen drei ſenkrecht aufeinander ſtehenden Kirchen.

Zu den Füßen des Kloſters im Thale liegt die Santa Caſa des heiligen Franziskus, in der er einſt als Einſiedler zugebracht hatte. Wenn auch ſchimmernd überladen mit Opfergaben und Votivtafeln hat die niedere Hütte doch das Anziehende ihres idyl-

liſchen Charakters auch unter der geſchmackloſen Decke bewahrt und erinnert daran, wie der Geiſt heiliger Demuth immer derſelbe in der chriſtlichen Kirche bleibt, wenn ihn auch hierarchiſcher Stolz und geiſtliche Ueppigkeit oft verdunkeln. Fromme Landleute beteten an derſelben Stätte. In allen Geſichtern las Floreſtin den Ausdruck einer durch keine Zweifel je getrübten, durch keine ſtürmiſche Leidenſchaft je beunruhigten Unſchuld des Glaubens.

Hatte Floreſtin ſchon längſt aus der Ferne ſeinen Ordensheiligen verehrt, zu dem er ſich in beſonderer Wahlverwandtſchaft einer milden Seele hingezogen fühlte, ſo war ſeine Andacht jetzt um ſo inniger, als er in der Heimat des Heiligen überall deſſen Geiſt ausgegoſſen, überall die kirchliche Kunſt, das kirchliche Leben von jener ſüßen Kindlichkeit durchdrungen ſah, deren Hauch ihn ſelbſt in der zarten Luft des Thales von Aſſiſi anzuwehen ſchien.

Er ſchritt den ſteilen Weg zum Kloſter empor und klopfte an die Pforte. Die Ankunft des fremden Bruders aus Deutſchlands blutgetränkten Feldern und der Anblick ſeiner Wunden erregte die lebhafteſte Theilnahme unter den ſchwarzen Mönchen, die ihn in großer Zahl umdrängten. Der alte ehrwürdige Biſchof-Abt ſegnete ſeinen Eingang.

Elftes Capitel.

Von der langen Reiſe herzlich ermüdet, fühlte ſich Floreſtin unausſprechlich wohl in der Ruhe von Aſſiſi.

Uebrigens klang die leiſe Klage, die durch die Franziskanerklöſter in Deutſchland ging, auch hier an. Der Seraphiſche Orden, einſt ſo lebenskräftig blühend und einflußreich, hatte im Verlauf der Zeiten unermeßliche Verluſte erlitten und faſt nicht weniger durch die Freunde, als durch die Feinde.

Die großen Mönchsorden entſprachen den Nationalitäten. Die griechiſche Kirche ſchuf die Baſilianer. Sobald die römiſche Kirche ſich von der griechiſchen losgetrennt hatte und zur Selbſtſtändigkeit gelangt war, entſtanden die Benediktiner. Als im zwölften Jahrhundert unter den Hohenſtaufen die deutſche Nationalität überwog und in Italien ſelbſt geiſtigen Einfluß erlangte, als die kaiſerlichen Sänger zugleich in ſchwäbiſcher und ſicilianiſcher Zunge Minnelieder dichteten, als die gothiſchen Kirchen ſich auch über das romaniſche Gebiet verbreiteten, als niederdeutſche Malerei und Muſik den ſchönen Wiederſchein und Widerhall am Arno und am Tiber fanden, damals war auch die Erſcheinung des heiligen Franziskus und die Schöpfung ſeines Ordens nur der Ausdruck jener

innigen Verſöhnung und Durchdringung der romaniſchen mit der germaniſchen Natur. Er war der Heilige der gothiſchen Zeit, der altitalieniſchen, altniederländiſchen und altdeutſchen Kunſt und der Minnepoeſie. Er ſelbſt war einer der glühendſten Sänger der Minne, nur daß ſie nicht nach dem Irdiſchen trachtete. Das Charakteriſtiſche des von ihm geſtifteten Ordens aber war die Volksthümlichkeit. Der Prieſter ſtieg zum Laien herab, wie Chriſtus zu den Fiſchern und Zöllnern, Gichtbrüchigen und Blinden. Er verſchloß ſich nicht vornehm. Er ging auf die kindlichen, natürlichen, ſelbſt rohen Gefühle jedes Alters und Standes ein, um ſie zu veredeln. Er führte zur allgemeinen chriſtlichen Brüderlichkeit zurück. Er trat eben deshalb der phariſäiſchen Heuchelei und dem hierarchiſchen Uebermuthe entgegen und ſtand meiſt auf Seite der Ghibellinen.

Je mehr aber der Franziskanerorden auf die deutſche Seite neigte, deſto mehr reagirte in dem mit ihm zugleich entſtandenen Dominikanerorden wieder der Romanismus. Aus dem Schooſe dieſes Ordens gingen die Inquiſitionstribunale, die Autotafés, die Hinrichtungen der Ketzer in Maſſe hervor. Dieſer ſcharfen Behandlung konnte ſich das deutſche Volk nicht mehr mit der ſanften Demuth des heiligen Franziskus erwehren, es bedurfte zu ihrer Beſeitigung einer Gewaltthätigkeit, die ebenſo ſcharf und ſchonungs-

los einschnitt. So begann die große Reformation, durch welche der ganze Norden Europas für die römische Kirche verloren ging.

Dabei büßte nun der Franziskanerorden nicht nur alle seine nordischen Klöster ein, sondern es entstand auch im Süden eine Spaltung innerhalb des Ordens selbst. Ein großer Theil der Mönche trennte sich von der alten Brüderschaft unter dem neuen Namen der Kapuziner.

Um dieselbe Zeit wurde der berühmte Jesuitenorden gestiftet, ausgerüstet mit allen politischen und wissenschaftlichen Talenten, um die Fehler und Niederlagen der Dominikaner wieder gut zu machen. Dieser geistreichen Gesellschaft ordneten sich die Kapuziner als Heloten unter. Während die Jesuiten selbst an den Höfen, in der Literatur und in den Schulen wirkten, überließen sie es den Kapuzinern, die ungebildete Menge zu bearbeiten. Diese Letzteren übertrieben nun aber das Streben der älteren Franziskaner nach Volksthümlichkeit, indem sie vorzugsweise die rohe und burleske Seite des Volkslebens ausbeuteten.

Es herrschte daher bei den älteren Franziskanern ebenso viel Bedauern über den Verfall ihres einst so mächtigen und wohlgesinnten Ordens, als Unwillen über die Possenreißerei der abgefallenen Brüder und über die Kriegslisten der Jesuiten, die nicht nur insbesondere manches ihrer Klöster widerrechtlich an sich

riſſen, ſondern deren Gebaren überhaupt auch, wie ſie glaubten, mit dem Adel chriſtlicher Weisheit keineswegs immer vereinbar war. Am meiſten betrauerte man die Zerſetzung der chriſtlichen Welt in Extreme, wobei die wildeſte und furchtbarſte Leidenſchaftlichkeit verbunden mit der raffinirteſten Spitzfindigkeit von beiden Seiten gegeneinander kämpfte, der Frieden aber und die Liebe, die ruhige Pflege der chriſtlichen Tugenden faſt abhanden gekommen ſei. Nur in Aſſiſi und der Umgegend wurde man noch an die gute Zeit des Mittelalters, wo Alles noch in einem Geiſte und in einer Liebe vereinigt war, erinnert. Wie wenn hier der Regenbogen des Friedens geſtanden und ſeinen farbigen Abglanz zurückgelaſſen hätte, war dieſe Stätte noch geheiligt, aber rings umher die Welt in dunkle Sturmwolken verhüllt.

So war denn die Freude, welche Floreſtin in Aſſiſi genoß, durch mancherlei kummervolle Betrachtungen getrübt.

Seinen kölner Aufträgen gemäß mußte er nach Rom reiſen, wohin ihm auch von Aſſiſi aus dringende Empfehlungen und in Pater Anſelmo ein treuer Begleiter mitgegeben wurde. Er nahm von dem ſchönen Kloſter ungern Abſchied, machte ſich aber pflichtgetreu und getroſt auf den Weg. Beide Mönche gingen hinſichtlich der Heiligkeit des Weges zu Fuß und trugen lange Pilgerſtäbe.

Unterwegs trafen ſie mit Gruppen von anderen Pilgern zuſammen, denn mehr noch als heute war damals Rom das Ziel von zahlloſen Wallfahrten, die ununterbrochen und zu jeder Jahreszeit aufeinander folgten. Außer den Geiſtlichen und Mönchen, die ihr Beruf in den Mittelpunkt der katholiſchen Chriſtenheit führte, kamen auch Tauſende von Laien, um ein Gelübde zu löſen und ihre Sündenlaſt zu den Füßen des apoſtoliſchen Stuhles niederzulegen.

Die Campagna di Roma war damals noch nicht ſo gänzlich verödet wie heute, denn erſt unter dem Papſt Innocenz X., der ein Jahr nach Floreſtin's Ankunft in Rom zur Regierung gelangte, wurde durch Einführung der Annona der Landbau um Rom vollends ruinirt.

Ueber die ſanft gehügelte Ebene hinüber erblickte Floreſtin zum erſtenmal in der Abendſonne die ferne röthlich ſchimmernde Kuppel von San Pietro und kniete mit allen Pilgern andächtig nieder, die heilige Stadt zu begrüßen.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Als die Pilger am Morgen über Ponte molle gekommen waren und den geweihten Boden Roms betraten, war es ihre erſte Sorge, ehe ſie unter ein anderes Dach traten, in der Mutterkirche der katholiſchen Welt ihr Gebet zu verrichten.

Sie ſchritten über die Engelsbrücke dem koloſſalen Rundbau der Engelsburg vorüber durch enge Gaſſen, hinter welchen die Kuppel der Peterskirche hervorragte, zu dem weit offnen runden Platze, den zwei doppelte Säulenhallen einſchließen. In der Mitte deſſelben erhebt ſich zwiſchen zwei hochſpringenden Fontainen ein Obelisk mit uralten Hieroglyphen vom Nile, auf deſſen Fußgeſtell in lateiniſcher Schrift zu

leſen iſt: „Und er wird überwinden, der Löwe vom Stamm Juda.“ Breite Treppen emporſteigend, auf denen der einzelne Pilger ſich verliert und die nur würdig ſcheinen, daß ganze Völker zugleich über ſie ins Heiligthum einziehen, gelangten ſie in das ungeheure Schiff Petri, deſſen Inneres ihnen noch mehr als die Zugänge den Eindruck des Leeren machte, denn dieſe Räume ſind mit nichts auszufüllen und wenn die ganze Bevölkerung Roms darin verſammelt wäre, gliche ſie doch nur einem dünnen Teppich, der den Boden der Kirche kaum bedeckte. Wort und Geſang und ſelbſt der brauſende Orgelton verhallt hier wie in der Luft hoher Gebirge.

Von welchem kindlichen Danke auch Floreſtin's Seele erfullt war, endlich an der heiligen Stätte angelangt zu ſein, ſo konnte er ſich doch in dieſen ungeheuern, modernen und geſchmackloſen Räumen einer Befremdung, ja eines leiſen Schauers nicht erwehren. Denn allzuweit entfernt war Das, was er hier erblickte, von dem heiligen Eindrucke, der ihm vom kölner Dome her geblieben war. Er hatte in Rom etwas noch viel Heiligeres erwartet, als in den deutſchen Kirchen, und fand nun eine unheilige Weltlichkeit, deren großartige Maſſen den Mangel an innerer Weihe nur noch auffallender machen.

Er beſuchte noch viele Kirchen, fand aber uberall denſelben weltlichen Sinn vorherrſchend, ſo daß nur

die wenigen gothiſchen Kirchen, welche Rom beſitzt, und die altrömiſchen, in chriſtliche Kirchen umgewandelten Säulentempel davon eine Ausnahme machten. Er konnte nicht begreifen, wie man in der Hauptſtadt der rechtgläubigen Welt mit ſo fabelhaftem Aufwande Kirchen bauen könne, die nur Paläſten glichen und nur eine ſeelenloſe und unſchöne Pracht zur Schau trugen.

Gerade damals herrſchte ein Bauſtyl, noch viel geſchmackloſer, als der des vorangegangenen Jahrhunderts. Die Säulen der Renaiſſance fingen an ſich ſpiralförmig zu drehen, als wären ſie, wenn ſie auch von Stein oder Bronze waren, nur aus Holz gedrechſelt. Die Façaden bekamen in ihren muſchelförmigen Ausbiegungen und mit den ſteinernen Kugeln, die ſie zu tragen anfingen, ein immer zweck- und geſchmackloſeres Anſehen und die bausbackigen Engel, die man an Jeſuitenkirchen anbrachte, waren immer weniger von den Wolken zu unterſcheiden, auf denen ſie ſaßen.

Nicht minder fühlte das an eine heiligere Anſchauung gewöhnte Auge des kölner Mönches ſich beleidigt von dem weltlichen Charakter der römiſchen Kirchenmalerei, deren Pracht, Reichthum und Kunſtfertigkeit ihn nicht über den Mangel des Heiligen täuſchte. Rom hatte ſich damals mit Bildern aus der Schule Michel Angelo's, Domenichino's und der Caracci ge-

füllt, welche im grellen Gegenſatze gegen die fromme Schule der älteren italieniſchen Maler die für Kirchenbilder ſchickliche Demuth der Geberden in die Frechheit wilder athletiſcher Stellungen, krampfhafter Verkürzungen und anatomiſcher Studien verwandelt hatten, die den alten heiligen Frieden chriſtlicher Bilder nicht mehr kannten, ſondern Alles in tumultuariſcher Bewegung wie im tollen Wirbel dahinriſſen und im Himmel ſelbſt in den unglaublichſten Stellungen, Lagen und Kopfüberbeugungen der Heiligen und Engel Alles übereinander ſtürzten; und die noch viel weniger in den Mienen den alten keuſchen Typus feſthielten, ſondern einzig bemüht waren, im Entzücken der Heiligen weltlichen Liebreiz und kokettes Schmachten auszudrücken.

Soll das die Höhe ſein, dachte Floreſtin, zu der es die chriſtliche Kunſt überhaupt bringen kann? Oder iſt es nur eine Mode? Beides wäre gleich ſchlimm. Die Hauptſtadt der katholiſchen Welt ſollte ihre Kunſt an heiliger Weihe nicht übertreffen laſſen durch die Kunſt ferner barbariſcher Provinzen und noch weniger ſollte ſie dem Wechſel der Mode unterworfen ſein.

Schwerer als je fiel ihm auf die Seele, was ſchon oft von frommen Beobachtern in Deutſchland bei ihm angeregt worden war. Klarer als je ſah er die Wirklichkeit im Widerſtreit mit der Idee der Kirche.

Am meiſten befremdete und beruhigte ihn zugleich die Wahrnehmung, daß ſich in der Bevölkerung Roms und der benachbarten Gebirge noch ein ähnlicher mittelalterlicher Typus ausprägte, welcher der ältern und nicht der neuern Kunſt verwandt war. Dazu kam das erhebende Gefuhl, hier in Rom rechtgläubige Prieſter aus allen Weltgegenden und von allen Nationen zu ſehen, in deren äußern Erſcheinung der Charakter der ältern und beſſern Zeit entſchieden überwog.

Mit frohem Erſtaunen ſah er zum erſtenmal die Vertreter der Kirche aus fremden Welttheilen, chriſtliche Biſchöfe aus Abyſſinien von rabenſchwarzer Geſichtsfarbe unter goldener Mitra, braune Orientalen mit feurigen Augen und prachtvollen Bärten, die ihre ſteifen Meßgewänder halb bedeckten, ſchmuziggelbe Chineſen in ſchneeweißen Chorhemden, kupferrothe Indianer und Exemplare von faſt allen Völkerſchaften bei denen das Kreuz verehrt wird. Nur in Rom ſammeln ſie ſich Alle, nur hier kann man erkennen welchen weiten Umfang der Erde die Kirche beherrſcht und unter welcher fremden Sonne Gluten der fromme Gärtnereifer der Miſſionaire Früchte für den Garten Gottes zeitigt.

Unwillkürlich fühlte ſich Floreſtin von einer Sehnſucht ergriffen, den fremden Geſtalten in ihre fernen Heimat zu folgen. Er verglich das modern Gewor

dene in der alten Welt mit dem wirklich noch Jungen und Unſchuldigen in der neuen und dieſes letzte ſchien ihm ungleich hoffnungsreicher, als jenes.

Zweites Capitel.

Man hatte in dem Kloſter, in welchem Floreſtin einkehrte, ſchon von Aſſiſi aus Nachricht von ſeiner Ankunft erhalten und erwartete ihn als einen Märtyrer aus den blutigen Glaubenskriegen in Deutſchland. Auch der heilige Vater nahm Notiz von ihm und beſchied ihn vor ſich.

Es war der achte Urban, der damals ſein letztes Lebensjahr antrat, der ſtolze Barberini, deſſen Nepotismus ſeiner Familie prachtvolle Paläſte und reiche Fürſtenthümer ſchuf, während die allgemeine Zerſtörung in Deutſchland ſelbſt die Hütten nicht verſchonte. Floreſtin durfte, vor ihm aufs Angeſicht niedergeworfen, ſeinen Pantoffel küſſen und wurde von ihm in Gegenwart vieler Cardinäle und hoher Würdenträger der Kirche aufs gnädigſte ausgefragt und belobt.

Der Zudrang des Volkes zu der Franziskanerkirche, in welcher Floreſtin mit den übrigen Mönchen im Chore ſang, Meſſe las und zuweilen predigte, war

einige Wochen lang ſehr groß, bis die ſchauluſtigen Römer ſich anderen Gegenſtänden der Neugier zuwandten. Aber noch oft flog ihm auf der Straße der Ruf nach: Tanto e bello, tanto e santo!

Auch die Damen Roms intereſſirten ſich für den ſchönen Mönch aus Deutſchland und ſuchten ſeine gnadenreiche Seelſorge. Unter ihnen hing ſich am wärmſten eine Gräfin Conti an ihn, die auf dem nahen Gebirge oberhalb Frascati eine ſchöne Villa beſaß. Nur weil ſie nicht mehr jung war, gab er ihrer Bitte Gehör, ſie auf dem Lande zu beſuchen.

Auf der Villa der Gräfin fand er den Pater Cöleſtin, einen Jeſuiten von ausgezeichneten Gaben, der nie in Deutſchland geweſen war, aber die Geſchichte dieſes Landes fleißig ſtudirt hatte und von dem Gaſt allerlei wiſſen wollte, was dieſer aus Erfahrung kennen mußte. Als ihm Floreſtin ein Gemälde der auf dem Kriegstheater herrſchenden Barbarei entworfen hatte, erging ſich der Jeſuit in vergnüglichen Betrachtungen über den Verfall, welcher dadurch faſt ausſchließlich der Lutheriſchen Kirche bereitet werde, denn der katholiſchen blühe noch ein weites Friedensgebiet und auch die Calviniſche habe ſich in Holland und England einigermaßen ſalvirt, während in der Lutheriſchen Alles in Flammen ſtehe. Er ſchien dieſe letztere Kirche weit mehr zu haſſen, als die Calviniſche.

Beide ketzeriſche Richtungen, bemerkte er, waren ſchon vorher beſtimmt im Begriff der Negation ſelbſt. Es konnte und kann niemals eine einfache Oppoſition gegen die heilige Kirche geben, ſie mußte von Anfang an in ſich ſelbſt eine innere Entzweiung darſtellen. Dieſe Entzweiung aber muß fort und fort gehen. Die Geſchichte des Proteſtantismus kann keine andere ſein, als die einer fortdauernden und immer weitergehenden Spaltung in widerſtreitende, zuletzt unzählbare Secten, unterbrochen durch zeitweiſe mislungene Verſuche, die natürlichen Spaltungen durch unnatürliche Zuſammenklebungen aufzuheben, bis die Negation allen Stoff zwiſchen ſich zerrieben hat und ſich endlich ſelbſt negiren muß.

Aber wie denkſt du dir den Ausgang dieſer jetzt noch ſo mächtigen, den ganzen Norden gegen den Süden empörenden Parteiung? frug Floreſtin.

Das Gebiet der Negation, erwiderte der Jeſuit, hat zwei Brennpunkte, den relativ poſitiven uns zugewendeten des Lutherthums, den abſolut negativen von uns abgewendeten des Calvinismus. Der Abfall iſt nie ein Abbrechen, ſondern ein allmäliges Ablöſen. So mußte das Lutherthum die Zwitterform bilden zwiſchen der alten Kirche und dem Calvinismus; aus dem letztern aber wird ſich der philoſophiſche Gedanke noch freier emancipiren, ſo daß auch die Calviniſche Verwerfung des Myſteriums im Sacrament nur erſt

als der Uebergang zu einer noch herbern Gottentfremdung erſcheinen wird.

Da wir nun einmal, fuhr er fort, den Kampf mit der Negation durchfechten müſſen, ſo iſt mir die abſolute Negation lieber, als die, welche noch einen Theil des Poſitiven feſthalten zu können glaubt, nachdem ſie den andern aufgegeben. Ich leugne die Tugenden nicht, die ſich an dieſe poſitive Portion im Lutherthum angeknüpft haben, aber unſchuldig oder nicht dienen ſie doch nur der ſiegreich vorſchreitenden Negation zum Deckmantel.

Es ſcheint mir doch, ſagte Floreſtin, Diejenigen, welche noch das Bedürfniß des Myſteriums haben, müßten, wie ſie uns noch am nächſten ſtehen, ſo auch am leichteſten ſich wieder mit uns vereinigen können, wäre es auch nur aus Entſetzen über die Verirrungen Derer, die im Abfall noch viel weiter gegangen ſind.

Leider, erwiderte der Jeſuit, beweiſt die Geſchichte der Parteiungen das Gegentheil. Je näher ſie ſich ſtehen, deſto unverſöhnlicher ſind ſie. Nicht die erſte Stunde der Nacht geht in die letzte des Tages, nur die letzte Stunde der Nacht wieder in die des Tages über. Möge daher nur bald die finſterſte Nacht der Barbarei, des Heidenthums, ja der Entmenſchung ſelbſt hereinbrechen und der Teufel ganz austoben, damit auch die Wiedergeburt ſich beſchleunige.

Dies iſt, ſagte Floreſtin ſanft, ein Punkt, worin

ich dir widersprechen muß. Du magst in Dem, was du sagst, Recht haben unter einem Gesichtspunkte, der den weltlichen Lauf der Dinge allein berücksichtigt. Aber das Reich Gottes hängt nicht von den Naturgesetzen ab, sondern durchbricht sie mit siegreicher Macht. Die ewige Liebe fragt nicht nach den Tageszeiten, sie ist allgegenwärtig und immer dieselbe. Und wir Priester sollen nur im Geiste dieser Liebe handeln. O Gott, ist denn nicht Böses genug geschehen? Dürfen wir wünschen, daß noch mehr geschehe? Luther ging doch von dem Gedanken aus, daß das wirklich in der Kirche vorhandene Böse durch etwas Gutes ersetzt werden müsse. Wären wir nicht verdammenswürdiger als er, wenn wir uns beklagten, daß noch zu viel Christliches in seiner Lehre sei, und wenn wir wünschten, daß die schwache Grenze des Reiches Gottes dort völlig in die Gewalt des Teufels fiele?

Du zeigst, sagte der Jesuit, jene an sich löbliche Milde, die aber den Gegnern als Schwäche erscheint und misbraucht wird.

Christus, erwiderte Florestin, verlangte von uns, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Das Geringste, was wir thun können, ist doch, wenigstens nicht zu wünschen, daß sie noch hassenswürdiger werden. Vor Allem aber sollten wir selbst uns bessern.

Drittes Capitel.

Auf die Bemerkung Floreſtin's, daß die Diener der römiſchen Kirche ſelbſt ihre Weihen nur zu oft entweiht und den heiligen Geiſt oft nur durch die dagegen begangenen Sünden bekannt hätten, erwiderte der Jeſuit: den heiligen Vater ſelbſt nicht ausgenommen. Hierin haſt du Recht.

Wenn die Kirche, fuhr er fort, zu allen Zeiten ihre Schuldigkeit gethan hätte und nicht in die Hände von Miethlingen gefallen wäre, ſo würde die ganze antikatholiſche Bewegung nicht haben erfolgen können. Aber die Päpſte ſelbſt waren nicht ſelten ſo beſchaffen, daß die Fabeln, es ſei einmal ein Weib, es ſei einmal ein Jude, ja es ſei einmal der Teufel auf den Stuhl Petri gelangt, geglaubt werden konnten. Die Biſchöfe wankten faſt zu allen Zeiten; weltlicher Ehrgeiz verfehlte faſt nie, ſie der Beſtechung zugänglich zu machen. Der alte Benediktinerorden erſtickte in ſeinem Fett. Euer Franziskanerorden, vor dem unſern offenbar der heilſamſte, wollte gar zu gut ſein und ſtürzte aus Ueberfrömmigkeit in Ketzerei. Der Terrorismus der Dominikaner widerſtrebte zu ſehr der chriſtlichen Milde und verwandelte den Gott der Liebe in einen menſchenfreſſenden Götzen der Mexikaner. Die Karthäuſer

beteten ſich ganz aus der Welt hinaus und lagen in ihren juwelenreichen Klöſtern wie in Schatzkäſtlein lebendig begraben. Die Auguſtiner gingen umgekehrt unter dem Aufruhrſtifter in Wittenberg zu den ketzeriſchen Laien über. So war denn der innere Verfall der Kirche und der äußere Abfall hinlänglich vorbereitet.

Du kennſt, ſagte er mit einem ſcharfen Blick auf Floreſtin, die vorhandenen Uebel ſo gut wie ich. Vielleicht ſind wir nur nicht über die Mittel der Abhülfe einverſtanden. Aber überlege ſelbſt, wie ſich unter ſo betrübten Umſtänden die Kirche anders hätte helfen können, als durch die Stiftung der Geſellſchaft Jeſu? Ich weiß, daß mein Orden nicht nur unter den Ketzern, ſondern auch innerhalb der Kirche ſelbſt und am meiſten unter euch älteren Mönchsorden geſchworene Feinde voll tödtlichen Haſſes zählt und daß ihm ein unheiliges Streben und überall weltliche Abſichtlichkeit zum Vorwurf gemacht wird. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß es niemals einen Mönchsorden gegeben hat, der dem Geiſt und Zweck der Kirche ſo genau entſprochen hätte, wie der unſere, den deinigen ausgenommen, der ebenſo nothwendig und heilſam im dreizehnten Jahrhundert geweſen iſt, wie der unſere in den großen Kataſtrophen des ſechszehnten. Die alte Kirche drohte überwältigt und moraliſch vernichtet zu werden durch die Ueppigkeit

ihrer eigenen Diener; darum mußte unſer Orden die ſtrengſte Asceſe zurückführen. Ihre Macht fing an ſich unter die weltliche zu beugen; darum mußte unſer Orden durch einen überwiegend ſtaatsmänniſchen Geiſt die Kirche retten. Eine neue Welt ward entdeckt, darum mußte unſer Orden ſie für die Kirche erobern. Die längſtbegrabene alte Welt feierte ihre Auferſtehung in Wiſſenſchaft und Kunſt, darum mußte unſer Orden ſich ihrer bemächtigen durch alle Mittel der Gelehrſamkeit und des Geſchmacks. Endlich behauptete ſich unter allen Meinungen der höheren Stände der uralte Geiſt des gemeinen Volkes, darum mußte unſer Orden durch die Demagogie der Kapuziner die niederen Volksſchichten beherrſchen. Nur eine geſchloſſene Geſellſchaft wie die unſerige vermochte unter ſo vielen Neuerungen und Gefahren, bei ſo tiefem Sittenverfall des Klerus und bei ſo unberechenbaren Zufällen des Conclave die alte Kirche zu ſtützen und wieder aufzubauen. Unſer Orden iſt der Eiſenring, der die Kuppel von St. Peter zuſammenhält, die ſonſt längſt auf den Altar herabgeſtürzt wäre. Wir haben unzählige Feinde. Wir werden vielleicht die Opfer ihres Haſſes werden, wenn die Gefahr vorüber iſt. Aber gleich jenen römiſchen Dictatoren, die, wenn ſie ihr Amt niederlegten, zu ſchwerer Verantwortung gezogen wurden, werden wir rufen: Und wir haben dennoch die römiſche Welt gerettet!

Ich muß dir bekennen, ſagte Floreſtin, daß mir zuweilen der ſonderbare Traum vorgeſchwebt hat, es müſſe einmal, wenn Euer in den romaniſchen Landen entſprungener ſtreitbarer Orden ſeine Miſſion erfüllt hat, eine neue unſerm ſeraphiſchen Orden ähnliche Geſellſchaft auf deutſchem Boden entſtehen, um der Kirche den letzten Frieden zurückzugeben. Ich finde nämlich, daß in Deutſchland, der uralten terra obedientiae, in dem Maße der katholiſche Geiſt und Charakter in größerer Reinheit und Tiefe vorwaltet, in welchem andererſeits die antikatholiſche Richtung mit größerer Energie ſich geltend gemacht hat, als in irgend einem andern Lande der Welt. Hier begegnen ſich und ringen die gewaltigſten Kräfte. Von hier aus ging die Entzweiung, nur hier wird die wahre Wiedergeburt erfolgen und zwar nicht in dem heidniſchen Geſchmack, den ihr Jeſuiten zu meinem Bedauern überall auf unerklärliche Weiſe mit katholiſchen Dingen in Verbindung ſetzt, ſondern in dem gothiſchen Geſchmack der mittlern Zeit, der von allem heidniſchen frei mir der ausſchließlich katholiſche zu ſein und daher auch bleiben zu müſſen ſcheint.

Du vergiſſeſt, antwortete der Jeſuit, daß auch in jenem glorreichen Jahrhundert des dritten Innocenz Germanien nur die paſſive Materie, höchſtens die einkleidende Form, Rom aber den Geiſt hergab. Alle jene gothiſchen Dome, die du in Deutſchland bewun-

dert haſt, ſind nur Memnonsſäulen, die der über Rom aufgehenden Sonne entgegenharren, ſtummer und todter Stein, ſo lange ſie der belebende Strahl von den ſieben Hügeln nicht getroffen. Ewig und unzertrennlich iſt Deutſchland mit Rom verbunden, ein Myſterium der Weltgeſchichte, ebenſo unmöglich vielleicht zu enträthſeln, als zu ändern.

Siehe wie ſchön die ewige Stadt dort unten liegt, fuhr er fort und wandte ſein Geſicht der Ebene zu, die zu den Füßen der Berge ausgeſtreckt lag, bis wo das weite Meer den Horizont begrenzte. Zur Rechten erblickte man zwiſchen drei breitſchattenden und dunkeln Pinien hindurch im blauen Dufte das maleriſche Sabinergebirge und im nördlichen Hintergrunde den fernumdonnerten Soracte.

Schweigend blickte die kleine Geſellſchaft in das herrliche Latium hinunter.

Viertes Capitel.

Nach einer langen Pauſe begann der Jeſuit wieder: Wer ſieht es dem Frieden dieſer Landſchaft an, welche furchtbare Kämpfe auf ihrem klaſſiſchen Boden gewüthet, wie viele Generationen hier im gräßlichſten

Völkermorde untergegangen? O Floreſtin, der du im blutigen Deutſchland nur die Zerſtörung des einſt dort ſo ſchönen Mittelalters erlebt haſt und nun hierher kommſt in ein neues Feldlager voller Triumphe über alte Siege und Rüſtungen zu neuen, deine ſanfte Seele paßt auch hierher nicht. Was kannſt du alſo Beſſeres thun, als eine friedliche Miſſion in Weſtindien zu übernehmen, um unter den Barbaren der neuen Welt wenigſtens die Unſchuld und kindliche Empfänglichkeit wieder zu finden, die denen der alten längſt verloren ging. Dort braucht die Kirche ſo milde Lehrer, ſo hingebende Märtyrer der Langeweile in der Einſamkeit der Urwälder. Dort könnteſt du Segen bringen und zugleich ausruhen von den Kämpfen im alten Europa. Die neue Welt hat noch wenig Heilige, du verdienſt einer zu werden.

Die Gräfin hatte dem Geſpräche beſcheiden zugehört. Erſt als davon die Rede war, daß Floreſtin noch einmal ein Heiliger werden könne, flammte ihr Auge auf und ſie rief mit italieniſcher Lebhaftigkeit aus: Nein, mir iſt er heilig genug, wenn er nur hier bleibt. Wie mögt Ihr doch den armen Kranken in die Wüſte, die Engelsſeele unter die Kannibalen ſchicken wollen?

Mittlerweile war eine Bettlerin mit einem hübſchen Knaben von etwa ſieben Jahren durch die offene Thür in den Garten getreten und nahte ſich den in einer

ſchattigen Halle Sitzenden, um eine Gabe von ihnen zu erflehen. Als ſie aber Floreſtin erblickte, blieb ſie plötzlich wie erſtarrt ſtehen und fiel mit einem tiefen Seufzer beſinnungslos zu Boden. Ihr Knabe warf ſich ſchreiend und weinend auf die unglückliche Mutter.

Auch Floreſtin blieb erſtarrt vor Schrecken ſtehen, denn in den bleichen und entſtellten, doch immer noch ſchönen Zügen der Bettlerin erkannte er Medowinen wieder. Welch finſteres Verhängniß war über das liebliche Weſen hereingebrochen, daß er ſie in einem elenden Bettlergewande wiederfinden mußte? Aber ſchnell beſonnen vereinigte er ſeine Bemühungen mit denen der Gräfin, um die Ohnmächtige wieder zu ſich zu bringen.

Der Knabe, der zum Erſtaunen aller Anweſenden die auffallendſte Aehnlichkeit mit Floreſtin hatte, ſo daß dieſer ſelbſt ihn nicht ohne inneres Entſetzen anſehen konnte, wußte keine Auskunft zu geben und weinte nur am Buſen der immer noch nicht wiedererwachten Mutter.

Endlich ſchlug Medowina die blauen Augen wieder auf, die unter allen Entſtellungen der Zeit ihren ſeelenvollen Glanz bewahrt hatten, und flüſterte, indem ſie Floreſtin's Hand an ihr Herz drückte: O ich wußte, daß ich meinen Engel wiederſehen würde. Ich ſehnte mich immer darnach, denn dann erſt kann ich ſterben.

Floreſtin's feſter Muth war bei ihrem Anblick ſo

erſchüttert, daß ſeine Knie wankten. Nur mit bebenden Lippen vermochte er ſie um die Urſache ihrer Leiden zu fragen.

Mit gebrochener Stimme erzählte ſie nun, wie ſie ſeinem Befehle gehorſam den unglückſeligen Ehebund mit dem Marcheſe eingegangen ſei. Aber weil ihre Seele unabläſſig nur mit Floreſtin beſchäftigt geweſen ſei, habe ihr erſtes und einziges Kind, der Knabe, der mit ihr ſei, durch eine wunderbare Fügung dem Geliebten der Seele und nicht dem wirklichen Vater gleich geſehen und das habe einen ſo furchterlichen Verdacht in dem Marcheſe erzeugt, daß er trotz aller Betheuerungen ihrer Unſchuld ſie ſammt dem Kinde verſtoßen habe. Vor Kurzem ſei er in dem kleinen Kriege von Caſtro gefallen und habe ſeine Güter der Kirche vermacht. Von der öffentlichen Verachtung verfolgt, ſei ſie umhergeirrt, getröſtet durch ihre Schuldloſigkeit. Gern wäre ſie eine Nonne geworden, aber ſie habe von dem Kinde nicht laſſen wollen. So ſei ihre einzige Hoffnung das Grab geblieben.

Floreſtin beſtätigte mit feierlichem Eide die Unſchuld dieſes ſchrecklich gepriften Weibes und legte ſeine durchbohrten Hände ſegnend auf das Kind des Unglücks, das ſeine Zuge trug.

Die Gräfin, die vor Mitleid weinte, gelobte, fur Mutter und Kind zu ſorgen.

Erbarmet Euch des Kindes, ſagte die Mutter, aber kümmert Euch nicht mehr um mich, denn mein Erlöſer naht.

Floreſtin beugte ſich über ſie und wollte vor Schmerz vergehen.

Du haſt mir weh gethan, ſagte die Sterbende. Deine Engelsmilde ſchloß eine Härte in ſich, die mein armes Herz zerdrückt hat. Aber du konnteſt nicht anders. Ich habe dir niemals gezürnt, ich habe dich immer für meinen Schutzengel angeſehen, auch wenn du mich nicht ſchützteſt.

O hätteſt du nie, ſagte Floreſtin, Menſchen mit Engeln verwechſelt. Bete mit mir, wie wir das erſtemal miteinander beteten.

Ich bete zur ewigen Liebe ein heißes Dankgebet, daß ſie mich dich noch einmal ſchauen ließ, um ruhig ſterben zu können. Das war mein letzter Wunſch, der nun erfullt iſt. Sie faßte Floreſtin's zitternde Hand, und ſah ihm mit unendlicher Zärtlichkeit ins Auge: O ewig Geliebter, ich gehe dir voran in die beſſere Welt und werde auch dort oben einſam ſein ohne dich, bis du mir nachfolgſt.

Denke an Gott, o vergiß mich, rief Floreſtin. Geh mit keiner Sünde aus der Welt. Laß alles Irdiſche hinter dir, der die Pforten des Himmels bald ſich öffnen.

Mein Leben war Jammer, flüſterte ſie, mein Tod iſt Wonne.

Sie drückte noch einmal ſeine Hand krampfhaft an ihre Lippen und hauchte im letzten Kuß ihre Seele aus. Nur mühſam konnte Floreſtin ſeine Hand aus der ihrigen loswickeln. Eine Weile hielt er ſich noch aufrecht, dann überwältigte ihn der Schmerz und er fiel beſinnungslos zuſammen.

Fünftes Capitel.

Da alle Verſuche, Floreſtin ins Leben zurückzurufen, vergeblich waren, wünſchte die Gräfin ihn neben der unglücklichen Bettlerin begraben zu laſſen; aber der Jeſuit duldete es nicht, ſondern ließ den Leichnam des Franziskanermönches in ſein Kloſter nach Rom zurückbringen.

Hier lag er nach der frommen Sitte Italiens ſchon im Sarge vor dem Altar der Kirche, als um Mitternacht beim dämmernden Scheine des ewigen Lichtes ein Crucifero bei ihm wachte. Die Brüderſchaft der Kreuzträger hatte den ausſchließlichen Beruf gewählt, Sterbende zum Tode zu bereiten. Ihr

Abzeichen war ein einfaches hölzernes Kreuz ohne den heiligen Leib. Der Bruder, der von Floreſtin's Sarge nicht weichen wollte, war in Rom ſchon früher mehrmals an Sterbebetten mit ihm zuſammengetroffen, hatte ihn lieb gewonnen, ihn im Tode noch einmal ſehen wollen und aus langer Erfahrung erkannt, daß die Zeichen des Todes bei ihm trüglich ſeien. Im Widerſpruch mit allen Mönchen des Kloſters glaubte er an das Wiederaufleben des nur im Scheintode Erſtarrten.

Um Mitternacht ſchlug Floreſtin wirklich die Augen auf und lächelte, als er den edlen Volpato an ſeiner Seite erblickte, der ihm eine der liebſten Erſcheinungen war, die ihm bisher in Rom begegnet waren.

Volpato, der einzige Sohn des angeſehenſten und reichſten Arztes in Rom, war in ſeiner erſten Jugendblüte ſchön, ritterlich, geiſtreich, alſo ein Liebling der Damen geweſen, mit deren Herzen er aber übermüthig ſpielte. Eine junge Römerin, deren innige Liebe er mit Hohn erwidert, ſtarb aus Gram. Er hatte nichts davon erfahren, aber der Zufall führte ihn in ihr Haus, als ihre Leiche eben in den Sarg gelegt worden war. Der Anblick ihrer unter Blumen zum ewigen Schlaf entſchlummerten Schönheit und die Nachricht, daß ſie um ſeinetwillen geſtorben ſei, erſchütterte ihn ſo tief, daß er von Stund an der Welt und allen ihren Freuden entſagte und das Ge-

lübde des Crucifero that, welches er seitdem mit dem unermüdlichsten Eifer zur Erbauung der ganzen heiligen Stadt erfüllte.

Dieser fromme Büßer war es, in dessen Armen Florestin zum Leben erwachte. Er dankte ihm für seine Treue und betete mit ihm, als er in seine Zelle gebracht worden war, die ganze Nacht, bis seine Schwäche ihn aufs neue in einen todähnlichen Schlummer zurückwarf.

Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn ergriffen, das ihn viele Wochen ans Lager fesselte und während dessen er fast immer in bewußtlosem Zustande zubrachte oder im Fieber phantasirend die umstehenden Freunde nicht mehr erkannte.

Als er endlich wieder genesen war, suchte er ein Apostelamt unter den Heiden in Südamerika, wonach er sich in seiner Krankheit immer am meisten gesehnt, wovon er am lebhaftesten geträumt hatte, und erhielt, obgleich man ihn gern in Rom behalten hätte, auf seine dringende Bitte Erlaubniß, als Missionair in die neue Welt zu gehen.

Zuvor aber begab er sich noch einmal nach Frascati, um am Grabe der Unglücklichen zu beten, deren weiches Herz er, ohne es zu wollen, zertreten hatte. Die Erinnerung an sie, obgleich er sie immer gemieden, war doch früher immer noch von einem milden Reize begleitet gewesen, so lange er noch fest geglaubt hatte,

ihre Ehe werde ſo glücklich ſein, als er ſie mit innigſtem Gottvertrauen und in der redlichſten Meinung eingeſegnet hatte. Seitdem er aber wußte, in welchem Jammer dieſe Ehe ihr Ende gefunden, griff eine ſo eiskalte Verzweiflung in ſein Herz, daß er kaum durch das heftigſte Ringen im Gebet und durch den Troſt der Beichte die innere Qual ſchwerer Verſchuldung lindern konnte.

Bei der Gräfin fand er Medowinens Sohn wieder, den ſanften Guido, deſſen Aehnlichkeit ihn aufs neue überraſchte, ſo daß er ebenſo vor dem Kinde erſchrak, als er ſich zugleich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen fühlte. Ihm völlig fremd, war es doch der lebendige Spiegel ſeines Ich. In rechtmäßiger Ehe und doch in Sünde empfangen, trug es den Fluch des Vaters und peinigte zugleich durch ſein Daſein den unſchuldigen Mönch, der ſich des Gefühls nicht erwehren konnte, an der Sünde ſeiner Geburt dennoch Theil zu haben. Die Macht der Imagination erwies ſich hier in ihrer ganzen dämoniſchen Furchtbarkeit, und doch, was konnte das liebliche Kind für ſein Daſein? Wie konnte, wer es in ſeinen unſchuldigen um die todte Mutter vergoſſenen Thränen ſah, ihm das innigſte Mitleid verſagen?

Der Knabe trocknete ſeine Thränen, ſah mit ſeinen großen und ſchönen Augen Floreſtin an und warf ſich dann, plötzlich wieder fröhlich geworden, in ſeine Arme.

Ich will bei dir bleiben, sagte das Kind, denn du bist Florestin, von dem die Mutter immer sagte, daß er so gut sei.

Die Gräfin liebkoste den Knaben und suchte ihm darzuthun, daß er es doch viel besser bei ihr haben würde und daß der Pater überhaupt keine Kinder brauchen könne.

Du bist auch gut, antwortete der Knabe und küßte ihr zärtlich die Hand, aber laß mich doch lieber zu ihm.

Indem er sich wieder an Florestin anschmiegte, wich aus des Priesters Seele die letzte Scheu und Befremdung. Er umfaßte das Kind heiß und lange, küßte es und rief: Ja, ich will dein Vater sein.

Bis zu Thränen bewegt empfand er eine Wonne, wie er sie nie vorher gekannt hatte. Er fühlte, dieses Kind sei durch ein wunderbares Geheimniß unzertrennlich mit ihm verbunden. Er gelobte sich, dieses theure Vermächtniß Medowinens wie seinen Augapfel zu hüten und zweifelte auch nicht, es werde für das Kind besser gesorgt sein in dem paradiesischen Frieden der südamerikanischen Wälder, als in einem Vaterlande, das ihn von Geburt an verstoßen hatte.

So mußte die Gräfin seinem Wunsche endlich nachgeben.

Nachdem er von ihrem gastlichen Hause und auch von Rom selbst Abschied genommen hatte, wanderte

er mit dem Kleinen über das ſchöne Albanergebirge hinab durch die langgeſtreckten pontiniſchen Sümpfe bis zu dem Felſenthor von Terracina, wo von den weißſchäumenden Wellen des Meeres beſpült die reizenden Ufer des Königreiches beider Sicilien beginnen. Ihnen entlang pilgerte Floreſtin bis zur am Golf prangenden Hauptſtadt Neapel und erblickte von den Höhen von Averſa aus im vielgeſchäftigen Hafen Hunderte von Schiffen mit ſpaniſcher Flagge, unter denen ſein Auge ſehnſüchtig dasjenige ſuchte, auf dem er über den Ocean ſchiffen würde.

Sechstes Capitel.

Die Ordensbrüder in Neapel nahmen ihn und ſeinen kleinen Reiſegefährten liebreich auf und leiſteten ihm allen Vorſchub beim Aufſuchen eines nach Weſtindien ſegelnden Schiffes.

Indem er ſich eben am Bord in Unterhandlung befand, wurde er aufgefordert, auf ein anderes nahebei im Hafen liegendes Schiff zu kommen, um einem Sterbenden die letzte Beichte abzuhören. Die Spanier hatten nämlich ein Schiff von Tunis aufgebracht

und auf demſelben einen der berüchtigtſten Renegaten und Corſaren gefangen genommen, welcher ſo ſchwer verwundet war, daß man ihn noch nicht hatte ans Land bringen können. Da er, obgleich längſt Muſelmann geworden, doch in ſeinen Leiden und in der Nähe des Todes ſehnlichſt nach einem chriſtlichen Prieſter verlangte, ſo hielt man es für fromme Pflicht, ihm dieſe Bitte zu gewähren, wie groß und allgemein auch damals der Haß gegen die Barbareſken war.

Floreſtin fand in dem Schwerverwundeten einen alten von der Sonne verbrannten und narbenvollen Körper mit einem intereſſanten Kopfe, deſſen durch die wildeſten Leidenſchaften entſtellte Züge doch etwas urſprünglich Edles verriethen und ihm ſogar wie bekannt vorkamen. Aber an ſeinem Namen Haſſan, vormals Morio Torello, hafteten die gräßlichſten Anklagen. Er war nicht nur, den chriſtlichen Glauben verleugnend, ein Türke geworden, ſondern hatte auch die unmenſchlichſten Grauſamkeiten als Seeräuber begangen und war der Schrecken der europäiſchen Ufer geweſen.

Als Floreſtin vor ſein Lager trat, blickte ihn der Räuber mit ſeinen großen dunkeln Augen lange an, reichte ihm dann die Hand und bat ihn, ſeine Beichte anzuhören und ſeine Seele zum Tode zu bereiten, denn er fühlte, daß ihm die Kräfte ſchwanden.

Während ſeiner Beichte begann Floreſtin unwill-

kürlich zu zittern und die Sinne wollten ihm vergehen, ſo Entſetzliches vernahm er.

Am ſchwerſten laſtete auf der Seele des alten Mörders der Tod einer unſchuldigen Frau. Die Greuel von der Erſäufung und Abſchlachtung ganzer Schiffsmannſchaften, von der Plünderung und Schändung heiliger Klöſter, von der grauſamſten Rache an tapferen Feinden oder Nebenbuhlern ſchwanden in der Erinnerung des Sünders alle zurück vor dem einzigen Bilde einer hülflos im Hungertode verſchmachteten Frau.

Die näheren Umſtände waren nach ſeiner Erzählung folgende: Ich war der jüngere und kräftigere Sohn des Barnabo Torello, deſſen Güter in der Nähe von Salerno lagen. In dieſer Stadt hielt ſich eine deutſche Familie auf —

Wie war ihr Name? unterbrach ihn der Beichtvater.

Wildeck, antwortete der Alte. Floreſtin ſchrak heftig zuſammen, faßte ſich aber wieder und behielt die prieſterliche Würde bei.

Der Beichtende fuhr fort: Die ſchöne Tochter dieſes Hauſes, Antonia, flößte mir eine zärtliche Leidenſchaft ein. Aber mein älterer Bruder Camillo war von gleicher Liebe für ſie ergriffen und erhielt als Erbe unſeres Hauſes und wegen ſeines mildern Charakters den Vorzug. Mich dagegen ſchleppten ſie,

um mein Feuer zu dämpfen, gewaltsam in ein Kloster. Da wurde mein vorher nur irdisches Feuer zum erstenmal zu höllischer Glut erhitzt. Wie ein Rasender brach ich durch die Mauern des Klosters und gerieth zu Seeräubern, unter denen ich bald eine vorragende Stellung einnahm.

Hier unterbrach er die Beichte mit schweren Seufzern und begann dann wieder mit schwächerer Stimme: Ein alter Corsar, der mich vor Allen liebte, vertraute mir im Tode das Geheimniß eines verborgenen Schlupfwinkels an, wo ich meine Beute und mich selbst sicher vor dem Verrath meiner eigenen Gefährten verstecken konne. Derselbe hatte nur in einer engen Felsenritze, welche Niemand beachtete, seinen Zugang. Am südlichen Abhange des Vorgebirges von Sorrent, einige Meilen westwärts von Amalfi, führt jene enge Steinspalte am Meere, durch die man sich nur mit einem schmalen Kahne hindurchwinden kann, in die schwarze Finsterniß des Berges, die sich aber im Innern plötzlich wieder dem Tageslichte öffnet und eine ungeheure nach oben geöffnete Zerklüftung des vulkanischen Gesteines erkennen läßt. Die Tiefe desselben bildet ein kleiner, ewig stiller, mit dem Meere durch jenen Spalt zusammenhängender See, über welchem eine dereinst von Sarazenen erbaute kleine feste Burg wie ein Schwalbennest am Felsen hängt. Obgleich die Sonne in der hohen Mittagszeit von oben herab-

ſcheint, ſo kann doch wegen der Krümmung der Schlucht kein menſchliches Auge hinabſehen und die öde Burg blieb allen Bewohnern des Vorgebirges ein Geheimniß, das nur unter wenigen Seeräubern ſich fortpflanzte. Von den Schrecken der Felſen und des Meeres aber erhielt dieſe Burg den Namen Furore.

Kaum hatte ich dieſes köſtliche Verſteck kennen gelernt, als alle meine Gedanken darauf gerichtet waren, meine Geliebte dahin zu entführen. Schon war der Bund Antonia's mit meinem Bruder durch die Kirche beſiegelt, als ich ſie in der Hochzeitsnacht überfiel, den tiefverhaßten Bruder ermordete und die blühende Braut entführte. Ich brachte ſie auf einem leichten Kahn heimlich und allein von meinem Schiffe aus nach Furore und hielt ſie hier gefangen, indem ich ſie ſo oft beſuchte, als es mir möglich war und ich zugleich geraubte Schätze zu verbergen hatte. Sie wurde Mutter von Zwillingen, die ich ihr, weil ich keine Colonie anlegen wollte, grauſam entriß, aber doch mitleidig am Garten ihrer Eltern zu Salerno ausſetzte.

Gabſt du ihnen ein äußeres Abzeichen mit? frug Floreſtin in tiefſter Bewegung.

Ich ſteckte, antwortete der Räuber, auf das runde Körbchen einen blühenden Oleanderzweig.

Der Prieſter hob die gefalteten Hände hoch empor,

blickte jammernd zum Himmel auf und betete: Gott errette ſeine Seele!

Dann wandte er ſich wieder zu dem Beichtenden, kniete vor ſeinem Bette, bedeckte ſeine Hand mit Thränen und ſagte: Ich bin einer der Zwillinge, die du in Salerno ausgeſetzt haſt.

Der Räuber richtete ſich empor. Sein Auge flammte vor Luſt und Entſetzen. Er wollte mehr wiſſen, aber Floreſtin erhob ſich ernſt und frug ihn vor Allem nach dem weitern Schickſal der Mutter.

Da ſchloß der Alte mit zerknirſchter Seele die traurige Beichte: Ich hatte ſie verlaſſen, um ihr wieder Lebensmittel zu bringen, da der Vorrath zu Ende ging; aber gerade damals wurde ich auf meinem leichten Kahne von einem Barbareskenſchiffe aus bemerkt und ergriffen. All mein Flehen half mir nichts. Ich wollte um jeden Preis frei werden, um Antonie nicht hülflos zu laſſen, aber die Hände waren mir gebunden. Nach Tunis geſchleppt blieb mir nichts übrig, als Muſelmann zu werden. Als ich es ſo weit gebracht hatte, ein eigenes Corſarenſchiff zu befehligen, ſuchte ich Furore wieder auf, fand aber nur eine Leiche, ein ſo grauſenhafter Anblick, daß ich nie wieder den Ort des Fluches habe ſehen wollen. So iſt ſie unbeerdigt geblieben. Ihr Geiſt verfolgt mich. Rette ſie, mein Sohn, geh' hin und begrabe ſie in geweihter Erde. Mich aber laß zur Hölle fahren!

Siebentes Capitel.

Floreſtin ſegnete die Leiden, die ſeine Seele früher ſchon erfahren hatte, weil er dadurch offenbar geſtärkt worden war, um dieſe ſchreckliche Stunde zu ertragen. Jede Schwäche überwindend fühlte er ſich in der ganzen Machtvollkommenheit des Prieſters, ſtrafte ſeinen ruchloſen Vater und trieb aus deſſen ſchwerarbeitender Bruſt einen Teufel nach dem andern aus.

Ich ſäete Fluch, ſagte der Sterbende, und ernte Segen. Der Teufel zeugte einen Sohn und er wurde zum Engel. Iſt Gottes Güte nicht unendlich?

Sein letztes Bewußtſein wandte er an, um in Reue und Leid mit dem frommen Sohne zu beten. Aber es währte den Wächtern draußen zu lange. Die Thür wurde geöffnet und drohende Geſichter blickten ſtörend herein. Man verlangte den Seeräuber, um ihn noch lebend dem Volke zu zeigen und zur Hinrichtung zu führen.

Floreſtin wehrte ihnen ab und deckte den Vater mit dem Crucifix, aber der alte Räuber ergriff noch einmal krampfhaft ſeine Hand, küßte ſie, riß ſich dann mit wilder Geberde ſeine Wunden auf, ſank um und war in wenigen Augenblicken verſchieden.

Floreſtin war nicht im Stande, die Leiche vor

dem Hohne der racheglühenden Spanier zu schützen. Er wandte sein Angesicht und kehrte leichenblaß in sein Kloster und in die Arme des geliebten Kindes zurück, das seinen tiefen Kummer und seine Thränen nicht verstand.

Nachdem er dem Prior die Geständnisse des Räubers offenbart hatte, welche ihm zur heiligen Pflicht machten, das geheimnißvolle Furore aufzusuchen, erhielt er dazu die Erlaubniß und pilgerte mit seinem Knaben dem damals ruhenden Vesuv vorüber durch das schöne Thal von Cava nach Salerno.

Obgleich er nur in seinen ersten Lebensjahren hier verweilt hatte, kannte er doch das sanfte Meer, die weiß schimmernden Berge der Abruzzen und die weinumlaubten Ufer der freundlichen Stadt wieder und die warme Luft Calabriens wehte ihm süße Kindheitsgefühle zu, längst verklungen gewesene Töne schlugen wieder an sein Ohr.

Er trat in die Villa seiner Eltern ein. Es waren noch dieselben Fenster, dieselbe Thür, dieselbe Gartenmauer. Nur die Bäume waren höher gewachsen. Eine Cypresse, die sich in seiner Jugendzeit hinter dem Hause verborgen gehalten, ragte jetzt hoch und schwarz hervor und goß ihre Trauer über die ganze Gegend. Fremde Gesichter begegneten ihm. Seit langen Jahren war die Villa das Eigenthum neuer wechselnder Besitzer, bei denen keine Kunde mehr von

den früheren Bewohnern ſich erhalten hatte. Doch wurde er als ein Mönch von leidendem Ausſehen ehrerbietig und mitleidig aufgenommen.

Er beſtellte einen Sarg, miethete einen kleinen Kahn und erlas ſich zum Ruderer einen fromm ausſehenden feſten Mann, dem er das Gelöbniß ewigen Schweigens abnahm und mit deſſen Hülfe er in der Nacht den Sarg auf den Kahn brachte. In der erſten Frühe fuhren ſie ab. Das Meer wallte etwas unruhig und wechſelnde Lichter bewegten ſeine Oberfläche, bis die Morgenröthe ihre Glut über ſie ausgoß. Sie fuhren Amalfi vorüber und näherten ſich allmälig dem von ſchwarzen Lavafelſen ſtarrenden Ufer. Ein niederes kleines Felſenthor führte in eine weite Höhle, in der in wunderbarer Beleuchtung alle Abſtufungen der meergrünen Farbe mit braunen Schatten ſpielten. Es war nicht Furore. Weiterhin zeigte ſich am Berg hoch über dem Meere eine ungeheure weitgähnende Höhle, von deren Decke zackige Tropfſteine bis zum Boden herabhingen, Menſchen unzugänglich, obgleich über der dünnen Decke ein freundliches Dorf erbaut war. Auch hier war Furore nicht, aber die häufige Zerklüftung des durch Feuerkraft aus der Tiefe erhobenen Gebirges ließ ſeine Nähe ahnen.

Dicht am Ufer glitt der Kahn dahin, entlang der olivenfarbigen Linie, die von Millionen kleiner Organismen am Felſen zwiſchen Waſſer und Luft ge-

bildet, genau die natürliche Grenze zwiſchen dem in Ruhe befindlichen Meere und der Atmoſphäre bezeichnete. Mit ſcharfem Auge beobachtete Floreſtin die Bildung der Felſen und verfolgte jede ihrer Biegungen und Spaltungen, oft getäuſcht durch die Tiefe der vulkaniſchen Riſſe.

Endlich erſpähte er einen langen unregelmäßigen Streifen am Berge, deſſen Schwärze nur von den Schatten einer tiefen Spalte herrühren konnte. Dieſe Spalte war jedoch ſo ſchmal und ſeitwärts hinter einem Felſenvorſprunge verſteckt, daß hier Tauſende vorüberfahren konnten, ohne zu ahnen, hier befinde ſich ein Eingang in den Berg. Floreſtin befahl dem Ruderer hier einzulenken und mühſam wurde der dünne Kahn zwiſchen die Felſenwände hineingetrieben, in deren Dunkelheit er ſich bald verlor. Der Knabe erſchrak und klammerte ſich an Floreſtin an, der ihn liebkoſend tröſtete.

Bald ſahen ſie wieder einen Schimmer des Lichtes und der Ruderer von Salerno brach in einen lauten Freudenruf aus, als er das ihm bisher völlig unbekannt gebliebene Sarazenenſchloß im Hintergrunde des ungeheuern Felſenſchlundes erblickte. Auch der Knabe freute ſich des maleriſchen Anblicks. Floreſtin aber hielt die Hände fromm gefaltet, um mit Muth Dem entgegenzugehen, was er zu finden hoffen und fürchten mußte.

Sie landeten am Ufer des kleinen, rings von den schroffsten Felsenwänden umschlossenen Sees und stiegen auf der einzigen Treppe zu der an Umfang nur geringen, aber wohlerhaltenen Burg empor, welche seit langer Zeit gänzlich unbewohnt schien. Nur ein paar Vögel flogen ab und zu, nur ein blühender Oleanderstrauch wuchs der Burg gegenüber auf der Westseite des Sees, wo ihn die Sonne von oben am ehesten erreichen konnte. Die Tritte der Pilger wiederhallten auf der alten Steintreppe.

Achtes Capitel.

Mit zitternder Hand öffnete Florestin die erste Thür und trat in ein niederes Gemach ein, dem ein zweites folgte. Erst in diesem fand er, was er suchte, die längst in Staub zerfallene Mutter, von der nur noch das Gerippe und die Ketten übrig waren, in denen der grausame Räuber sie gefangen gehalten hatte.

Florestin kniete nieder und betete, der alte Ruderer und Guido folgten mechanisch seinem Beispiel, denn der Anblick des Gerippes erschreckte sie.

Darauf segnete Florestin die Leiche und drückte

einen ſanften Kuß auf die Stirn des bleichen Schädels. Auf ſeinen Wink brachte der Ruderer den Sarg und beide legten die theuren Gebeine ſorgfältig hinein. Floreſtin nahm nichts zu ſich, als ein kleines goldenes Kreuz vom Halſe der unglücklichen Mutter. Indem er die dumpfen Gemächer unterſuchte, fand er eine alte Handſchrift, in der ſie ſelbſt ihre traurigen Erlebniſſe aufgezeichnet hatte. Er las ſie mit tiefer Rührung, oft von Thränen unterbrochen.

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit beginne ich und will aufzeichnen, was mir in dieſem Abgrund der irdiſchen Hölle, genannt Furore, etliche Miglien weſtwärts von Amalfi, Grauſames zugeſtoßen iſt und wie ich dahin gekommen bin. Wenn irgend ein mitleidiger Menſch dieſe Zeilen von meiner Hand vielleicht erſt nach vielen Jahren leſen wird, ſo bete er für meine arme Seele und verkündige, was er hier erfährt, meinen Verwandten, falls ſie alsdann noch am Leben ſind.“

„Ich bin Antonia, die Tochter des edeln Herrmann von Wildeck, eines deutſchen Ritters aus dem Frankenlande, der lange Zeit mit Ruhm in Spanien diente, und der edlen Neapolitanerin Cecilia Montaldo. In Deutſchland geboren in dem ſchönen Schloſſe, welches mein Vater, ein reicher Mann und Freund der Kunſt, mit vieler Pracht hatte erbauen laſſen, kam ich doch ſchon in früher Jugend nach Italien,

indem mein Vater als Vaſall des Stiftes Würzburg mit dem Biſchof in Uneinigkeit gerieth und als ein ſtolzer Diener des Königs beider Indien ſich den Launen eines kleinen deutſchen Tyrannen nicht fügen wollte."

„So wuchs ich mit meinem ältern Bruder Friederich in unſerer Villa bei Salerno auf und genoß unter den Augen meiner vortrefflichen Eltern eine ſorgfältige Erziehung. Als mein Bruder herangewachſen war, ging er nach Deutſchland zurück."

„Unter den Cavalieren, die mir ſchon in meiner erſten Jugendblüte huldigten, war unſer Nachbarſohn Camillo Torello mir der angenehmſte. Aber ich merkte bald, daß ſein jüngerer Bruder Morio, welcher dem Mönchſtande beſtimmt war, aber keinerlei Luſt dazu hatte, ſo oft die Familie uns beſuchte oder er ſonſt eine Gelegenheit fand, mich zu ſehen, mich mit Blicken voll wilder Leidenſchaft verfolgte. In meiner Seele war gegen Niemand Haß, ich hätte daher auch den Bruder meines zärtlichen Freundes recht gern lieber gehabt, wenn nicht in ſeinen Augen ein dämoniſches Feuer geglüht hätte, was große Verbrechen und großes Unglück zu verkünden ſchien. Ich ſchauderte vor ihm zurück und war nicht vorſichtig genug, ihm meine Abneigung zu verbergen."

„Sie verſetzte ihn in die äußerſte Wuth. Unſere beiderſeitigen Familien unternahmen einſt eine ge-

meinſchaftliche Ausfahrt zu den ſchönen altgriechiſchen Tempeln von Peſto, für welche mein klaſſiſch gebildeter Vater eine beſondere Vorliebe hatte. Nach einer fröhlichen Mittagsmahlzeit, welche wir unter den cannelirten Säulen des ehrwürdigen Neptuntempels eingenommen hatten, zerſtreuten wir uns in der mit hohem Unkraut überwachſenen Ebene, welche noch mit unzähligen Trümmern einer vormaligen großen, aber längſt der Erde gleichgemachten Stadt bedeckt iſt, um unter denſelben noch griechiſche Münzen und kunſtvoll geſchnittene Steine zu ſuchen."

„Camillo geſellte ſich zu mir. Wir waren nicht die eifrigſten im Suchen, ſondern ſetzten uns auf das abgebrochene Bruchſtuck einer antiken Säule und plauderten und ſcherzten traulich miteinander, als hinter einer wilden Hecke von Diſteln und hochgewachſener Wolfsmilch Mario mit einer ſataniſchen Miene voll Hohn und wahnſinniger Eiferſucht plötzlich hervortrat, in ſeiner Hand eine giftige Viper, die er am Halſe gepackt hatte und uns mit drohender Geberde unter die Augen hielt. Das fürchterliche Thier ſperrte den zähnevollen Rachen weit auf, züngelte mit ſeiner ſchwarzen Doppelzunge, funkelte mit ſeinen teufliſchen Augen und ziſchte ſo gräßlich, daß ich in bleicher Furcht zuſammenſank. Camillo wollte voll Unwillen auf den tückiſchen Bruder zuſtürzen, ſchreckte aber gleichfalls vor dem Anblick der Viper zurück, welche

mir Morio an den Busen zu legen drohte, um eine Cleopatra aus mir zu machen, wenn Camillo nicht schwöre, von mir zu lassen."

„Schwöre nicht, rief ich dem zagenden Camillo zu. Aber er war schwach genug, mein Leben durch Feigheit retten zu wollen, denn er zweifelte nicht, daß der böse Bruder es ganz ernstlich meine."

„Als unsere Väter den schändlichen Vorgang erfuhren, wurde Morio fur immer von der Familie ausgestoßen und in ein Kloster gebracht. Hier aber ließ sich seine wilde Seele weder besänftigen, noch durch enge Haft und Gewaltmittel bezähmen. Er durchbrach die ihm verhaßten Mauern und gesellte sich zu Räubern, deren verbrecherisches Leben seinen Neigungen mehr entsprach, als die demüthige Verehrung Gottes."

„Um diese Zeit starben meine guten Eltern bald nacheinander; aber mein Bruder kam auf einige Jahre aus Deutschland zurück, um mich zu trösten, die Erbschaft zu regeln und zugleich in der herrlichen Luft von Salerno die leidende Gesundheit einer jungen Gemahlin zu stärken, die er mitgebracht hatte."

„Camillo fand einen Priester, der ihn von der Sünde des Eidbruches absolvirte, sofern er nur aus Noth und in der guten Absicht mich zu retten, einen gezwungenen Eid geleistet hatte. Da ich ihm aufrichtig ergeben war, so ließ ich mir diese Auslegung

gern gefallen. Beide Familien freuten ſich unſerer Verbindung und unter ihrem doppelten Segen ſchloſſen wir einen glückverheißenden Ehebund.“

Neuntes Capitel.

„Aber in der Hochzeitnacht wurden wir von Seeräubern überfallen, welche heimlich gelandet waren, den am Ufer liegenden Garten unvermerkt beſetzt hatten und plötzlich in unſere Villa eindrangen. Mit Entſetzen erkannte ich in ihrem Anführer, der meinen jungen wehrloſen Gatten an meiner Seite hohnlachend niederſtieß, mich mit gewaltigen Armen packte und von ihm hinwegriß, den ſchrecklichen Morio wieder.“

„Meine Angſt war aber nicht ſo groß, als mein Zorn uber den ruchloſen Mörder. Ich wehrte mich als eine Verzweifelte. O hätte ich ihm die Augen auskratzen können, damit ſie nie die Schande geſehen hätten, in die ich durch ihn kommen ſollte!“

„Erſchöpft von körperlicher Anſtrengung und Seelenqual fiel ich, ſobald man mich auf das Schiff gebracht hatte und ich den Ruderſchlag vernahm, der mich immer weiter von dem geliebten Ufer entfernte, in einen bewußtloſen Zuſtand.“

„Als ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, befand ich mich, wie ich in der erſten Dämmerung des Tages bemerken konnte, mit Morio allein in einem kleinen Kahn gegenüber den ſchwarzen Felſen, hinter denen er mir ſchon meinen Kerker bereitet hatte. Ich ſchrie laut auf und wollte mich augenblicklich ins Meer ſtürzen, allein der Böſewicht hatte eine ſo raſche Handlungsweiſe bei mir vorausgeſehen und mich deshalb in Ketten gelegt, die mir keine freie Bewegung geſtatteten.“

„Ich glaubte, die Hölle öffne ſich mir, als der kleine Kahn in die finſtere Felſenſpalte einlenkte, bis ich wieder Sterne über mir ſchimmern ſah. Wir befanden uns auf dem engen See, in deſſen Wiederſchein mir kaum die dunkeln Umriſſe der kleinen Burg Furore bemerklich wurden. Als wir gelandet waren, hob mich Morio mit Rieſenkraft empor und trug mich in meinen Kerker hinauf.“

„Da ich mich außer Stande ſah, meinem natürlichen Gefühl des Haſſes und der Rache zu genügen, wandte ich mich in inbrünſtigem Gebet an Gott und flehte ihn an, meine Unſchuld zu beſchützen und vom hohen Himmel herab einen ſeiner Blitze der ewigen Gerechtigkeit herabzuſenden in dieſe tiefen Felſenklüfte und auf meinen Henker zu ſchleudern, oder auf mich ſelbſt. Aber ich flehte vergebens.“

„Als er endlich zu den Seinigen zurückkehren

mußte, denen er ein Geheimniß aus meinem Aufenthalte zu machen ſchien, ließ er mich in einer Verzweiflung zurück, welche kennen zu lernen ich mit allen meinen Sünden, gerechter Gott, wol nicht verdient hatte."

„Ich erinnerte mich eines fürchterlichen Bildes, das ſich unter den ſpaniſchen Handſchriften meines ſeligen Vaters befunden hatte und aus Indien gekommen war. Auf demſelben lag eine weiße Frau in den Armen eines ſchwarzen abſcheulichen Götzen, der ſie mit teufliſcher Wuth zugleich entehrte und mit den Zähnen zerfleiſchte. In dieſer Unglücklichen glaubte ich nun mich ſelbſt wiederzuerkennen."

„Fröhlich von Natur, zu heiterer Lebensluſt erzogen, von zartem Gefühl und warmen Pulſen, wie zum Glück geſchaffen, verſchmachtete ich in den Armen eines Teufels, um halbentſeelt angſtvoller Einſamkeit überlaſſen zu werden. So wechſelten meine Tage zwiſchen Höllenglut und Grabesſchauer."

„Morio kam von Zeit zu Zeit wieder, immer allein, immer in wilder Aufregung, geheimnißvoll und um mich immer bald wieder zu verlaſſen. Zuweilen brachte er mir aus der Beute ſeiner Räubereien koſtbaren Schmuck, den ich mit Verachtung von mir ſtieß. Sorgfältig war er bemüht, mir immer Lebensmittel zurückzulaſſen. Ich erkannte daraus, daß ich zu ewiger Einſamkeit verdammt ſein ſollte."

„Und welcher Einſamkeit! Außerhalb des ärmlichen Gemaches, in dem ich beſtändig zubringen mußte, ſah ich nichts als den engen, die Burg umgebenden Felſenkeſſel. Mein Fenſter lag gegenüber der dunkeln und ſchroffen Wand, an der ich täglich, wenn der Mittag gekommen war, den Sonnenſchein herablaufen ſah, bis er den kleinen See zu meinen Füßen beglänzte und endlich mich ſelbſt zu wärmen begann. Meine einzige Unterhaltung war, das Spiel der Fiſche im See und in ſeinem Spiegel den Zug der hoch über den Bergen vorübereilenden Wolken zu beobachten, deren dunklere Rauchfarbe und raſcheres Rollen mich zuweilen erkennen ließen, daß ſie der endloſen Fahne angehörten, welche der Dampf des Veſuv über dem Monte St. Angelo entfaltet, wenn Nordweſt weht. Zuweilen überraſchte mich ein Vogelflug und während der Blütezeit des ſchönen Oleander, der allein mich in dieſer Wüſte an mein verlorenes Paradies erinnerte, umſchwärmten ſchöne Schmetterlinge des Abends geiſterhaft ſeine rothen Kelche.“

„Es war Herbſt, bald nahte der Winter. Ich bemerkte es kaum in meiner Felſengruft, die ſich zu allen Jahreszeiten gleich blieb. Nur daß mein unbarmherziger Kerkerwächter ſich wegen des unruhigen Meeres ſeltener bei mir blicken ließ. Ich freute mich der wochenlangen Stille, wie ſchrecklich auch die Einſamkeit war. Ich gerieth unwillkürlich auf den Ein-

fall, mir Geister herbei zu wünschen, um mit ihnen Umgang zu pflegen. So tief liegt in der menschlichen Seele das Bedürfniß der Geselligkeit. Ich vermuthete, die grause Stätte, an die ich gefesselt war, müßte der Unglücklichen schon mehr gesehen haben. Wenn je eine Seele hier Aehnliches gelitten, wie ich, welch süßer Trost für mich und für sie, wenn wir uns hätten begegnen und einander klagen können. Ich blickte oft von meinem Kummerlager in die Nacht hinaus, wenn räthselhafte Töne in der Luft draußen oder im Gebälk der alten Burg mein reizbares Ohr aufschreckten, und suchte eine theilnehmende Gestalt aus der Geisterwelt zu entdecken. Ich wagte sogar zitternd, sie mit zartem Rufe einzuladen."

„Aber nie wurde dieses heiße Sehnen befriedigt. Dagegen kündigte mir zu meinem ungeheuersten Entsetzen ein körperliches Gefühl an, daß ich nicht mehr allein sei."

Zehntes Capitel.

„Ich gerieth in eine namenlose Seelenangst, als ich keinen Zweifel mehr hatte, daß ich einem menschlichen Geschöpf das Dasein geben würde, dessen Vater der gräßlichste Verbrecher und ein Abschaum der

Menſchheit war. Keine Kirche, kein Prieſter war da, um mir irgend einen Weg des Troſtes aus meiner innern Qual zu zeigen. Aber wie hätte ich auch noch einem Stande vertrauen können, deſſen Weihen mein Henker ſelber trug."

„Morio war ein ſchöner Mann, kräftiger noch als Camillo geweſen war, aber von einem ſo dämoniſchen Ausdruck, daß ich nicht ſagen kann, welchen Abſcheu, welchen Schauder ich vor ihm empfand, ſobald er mir nur nahe kam. Ich mußte daher fürchten, daß, wenn ich auch ein ſchönes Kind zur Welt brächte, in deſſen Seele dennoch die Signatur der Hölle eingegraben ſein würde. Meine Vorſtellungen verwirrten ſich dergeſtalt, daß ich durch eine ſolche Geburt einer ſchweren Sünde theilhaftig geworden zu ſein und unaufhaltſam vom Vater durch das Kind zur Hölle fortgeriſſen zu werden glaubte."

„Ein Zufall wollte, daß einmal zwei Schlangen in grimmigem Kampfe begriffen und ineinander verbiſſen von Abſatz zu Abſatz an der ſchroffen Felſenwand meinem Fenſter gegenüber hinunter ſtürzten und ſich noch im See, im Augenblick des Ertrinkens, mit wüthenden Biſſen verfolgten. Dies ſchien mir ein Bild meiner unauflöslichen Vereinigung mit Morio zu ſein, dem ich nicht entfliehen könne droben im himmliſchen Lichte, ſondern mit dem ich zum finſtern Abgrund hinabſinken müſſe."

„Während er draußen in der Welt herumſchwärmte, war ich verdammt, daheim die Laſt ſeines Verbrechens allein zu tragen, deren Beſchwerlichkeit kein zärtliches Gefühl milderte, die vielmehr durch Haß und unſägliche geheime Angſt vor der Geburt der Sünde noch unerträglicher wurde. Meine bängſten Stunden ſtand ich aus, als mit dem Frühling die erſten Gewitter kamen, wenn der tiefe Felſenkeſſel ſich unter der ſchwarzen Wolkendecke verdüſterte, grelle Blitze ihn auf Augenblicke mit Feuer anfüllten und furchtbarer Donner den Grund des Berges erſchütterte.“

„Endlich ſiegte ein heiliges Gefühl in mir und ich ließ nicht ab, Gott um die Barmherzigkeit anzuflehen, wenn auch ich gleich dem Vater verderben müſſe, wenigſtens das unſchuldige Kind zu retten und zu erlöſen und den Fluch ſeiner irdiſchen Geburt zu tilgen durch die Heiligung ſeiner unſterblichen Seele.“

„Wie wunderbar war ich nun überraſcht, als ich zwei liebliche Kinder gebar, einen Knaben und ein Mädchen, die ich mit unendlicher Zärtlichkeit und mit viel mehr Freude, als Sorge, an meinem mütterlichen Buſen pflegte.“

„Schon war ich im Begriff — ich muß die Schwäche bekennen —, dem Vater ſelber zu verzeihen, als er mich auf die grauſamſte Weiſe erinnerte, wer er ſei und wie mein erſtes Gefühl mich minder betrogen habe, als mein letztes. Denn er entriß mir

mit erbarmungsloſer Härte die neugeborenen Pfänder unſerer Verſöhnung, meinen einzigen, meinen letzten Troſt.“

„Es geſchah, während ich ſchlief. Als ich die Kinder nicht mehr fand, bemächtigte ſich meiner Seele die Wuth einer Tigerin und ich ſchäumte jeden Ausdruck des Haſſes und jede Verwünſchung, deren eine beleidigte Mutter fähig iſt, gegen ihn aus. Dann fiel ich in eine tödtliche Abſpannung, in der ich lange zubrachte, ohne leben und ohne ſterben zu können. Ich glaubte nicht anders, als daß Morio die Kinder ins Meer geworfen habe, obgleich er bei ſeiner erſten Wiederkehr mir verſicherte, daß ſie noch am Leben ſeien. Ich kannte ſeine Grauſamkeit und ſeine Tücke.“

„Nach einer furchtbaren Scene, die ihm meinen ganzen Haß offenbart hatte, verließ er mich hohnlachend und kehrte ſeitdem nicht mehr zurück.“

„Der kleine Vorrath von Lebensmitteln, wie ſehr ich auch damit ſpare, wird bald zu Ende gehen und Morio kommt nicht wieder, ihn zu erſetzen. Er will mich alſo wol hier verhungern laſſen. Es wäre ſeiner würdig. Ich habe nichts Beſſeres von ihm zu erwarten. Ich muß ihm ſogar danken, wenn er die Qual meines durch ihn vergifteten Lebens abkürzt.“

„O mein Bruder, tapferes deutſches Blut, warum kommſt du deiner unglücklichen Schweſter nicht zu Hülfe? O Vater, reicher und ruhmvoller Gunſt-

ling des Königs, in deſſen Reich die Sonne nicht untergeht, ſieh aus deinem Himmel nieder auf deine lebendig begrabene Tochter! Stolzer König ſelber, in deſſen Gebiet man ſolche Verbrechen an mir begehen kann, erinnere dich, daß du nicht allmächtig, noch allwiſſend biſt."

„Er kommt noch nicht. — Ich werde ſterben. Ich werde euch wiederſehen, meine Kinder, die längſt die Welle des Meeres verſchlungen hat, ach, beſſer für euch, als wenn euch die Wogen des Menſchenmeeres noch trügen und ihr der Sünde anheim fielt, der zu entfliehen noch Wonne iſt mitten im Elend des Hungertodes."

„Er kommt noch nicht. Gott verzeihe ihm, ich kann ihm nicht verzeihen. Der Hunger trocknet und brennt wie die Hölle, die ihm —"

„Noch einen Tag ſpäter. Ich habe ausgekämpft und will ihm verzeihen, um den Frieden meiner Kinder im Himmel nicht zu ſtören."

„Gnade mir Armen, o Jeſu, Maria."

Elftes Capitel.

Nachdem Floreſtin die letzten Worte ſeiner unglücklichen Mutter geleſen und ſich ausgeweint hatte, überwand er ſeinen Schmerz und brachte den Sarg und das theure Vermächtniß der Handſchrift hinab in den Kahn, betrachtete noch einmal mit Entſetzen den ſchauerlichen Felſenabgrund, in welchem er und ſeine verlorene Schweſter geboren worden waren, und kehrte mit freierem Herzen in die offene See zurück, deren Wellen die Mutter zu ihrem ſpäten Grabe trugen.

Auf dem Kirchhofe zu Salerno wurde ſie unter großem Zulauf von Menſchen, die das ungewohnte Schauſpiel herbeizog und bei denen dunkle Gerüchte über die Herkunft des Sarges umhergingen, während Floreſtin nur die Ortsgeiſtlichkeit mit dem Geheimniß vertraut gemacht hatte, in geweihter Erde mit allen üblichen Feierlichkeiten der Kirche beſtattet und daneben ein Oleander gepflanzt, der einſt dem Grabhügel Schatten geben ſollte.

Floreſtin verweilte noch einen Monat in Salerno, um täglich am Grabe der Mutter zu beten und in der Kirche für die Seele ſeines Vaters Meſſe zu leſen.

Als er dem Bedürfniß ſeines kindlichen Herzens

durch dieſe frommen Opfer Genüge geleiſtet hatte, ſchloß er den kleinen Guido in ſeine Arme und ſagte: Alle ſind mir geſtorben, die ich liebte. Du allein biſt mir übrig, der du eine unglückliche Mutter hatteſt, wie ich. Gott mache dich glücklicher, als ich es war, aber ſchenke dir den Frieden, den ich dennoch in meiner Seele trotz allem Elend davon trage. Lob und Preis der heiligen Religion, die ſolchen Frieden zu gewähren vermag und zu deren Segnungen ich dich, mein Kind, auferziehen will.

Er ergriff des Knaben Hand und trat ans Ufer des ſchönen Golfs: So will ich denn Alles hinter mir laſſen und Chriſto nachfolgen. Dieſes alte, blutige, trümmervolle Europa wird mein Fuß bald zum letztenmal betreten und dir will ich mich anvertrauen, großes, unſicheres, ſchreckliches Meer, bis ich die neue Erde gefunden habe. Hinter mir liegt Alles in Todesnacht begraben, aber vor mir der Morgen eines neuen Lebens. Ich werde den Heiden das Evangelium bringen, in den Waldwüſten von Südamerika Miſſionen gründen und die rohen Kinder der Natur zum erſtenmal zum Altar führen. Süßer, reiner apoſtoliſcher Beruf, laß mich in dir die ganze Seligkeit der erſten Chriſten wiederfinden!

Da er durch die Rückkehr nach Neapel ſeinen kindlichen Schmerz nicht erneuern wollte und das Meer zwiſchen Calabrien und Sicilien mit lateiniſchen

Segeln bedeckt war, gelang es ihm leicht, sich von Salerno aus auf einer Fischerbarke nach Palermo übersetzen zu lassen. Zwischen hier und Cadir war durch die spanische Herrschaft eine lebhafte Verbindung; er gelangte daher bald in den letztern Hafen, wo er einen Westindienfahrer fand, der ihn mit seinem Knaben an einem heitern Morgen vom europäischen Festlande hinwegtrug.

Als die letzten Bergspitzen unter dem Horizonte verschwunden waren und Florestin nichts mehr um sich sah als das unermeßliche Meer und über sich den Himmel, war ihm zu Muthe, als habe er schon die Erde selbst verlassen und bewege sich im leeren Raume zwischen ihr und dem Himmel. Ein eigenthümliches Gefühl des Freigewordenseins von einer ungeheuern Last hob seine Brust, obgleich er sich wohl bewußt war, noch nicht einmal sein irdisches, geschweige das himmlische Ziel erreicht zu haben.

Sie bestanden glücklich einen Sturm und überschifften die Linie. Jenseits derselben wies Florestin dem in seinen Armen ruhenden Knaben, wie nunmehr die Sonne im Norden stand und die Schatten nach Süden fielen.

In einer zauberischen Nacht erblickten sie zum erstenmal das südliche Kreuz, das schöne Gestirn der andern Hemisphäre und ihm gegenüber tief am nördlichen Himmel die ungeheure Scheibe des Mondes,

ſo purpurroth, als ob er alles Blut des dreißigjährigen Krieges von der Erde aufgeſogen hätte, über der er ſchwebte.

Da wandte ſich Floreſtin von dem blutenden Geſpenſt des Nordens hoffnungsvoll und in ſeliger Beruhigung zu dem heiligen Zeichen der fünf ſtrahlenden Lichter im Süden und es ſang in ſeinem Innern:

Zur wunderbaren Ferne
Der Ruf des Herrn dich zieht,
Da wo das Kreuz der Sterne
Im tiefen Süden glüht.

Die lichten Wogen ſteigen
Und fallen ſchwarz und ſchwer.
Was du genannt dein eigen,
Verſchlungen hat's das Meer.

Doch wolle nimmer klagen
Ueber der Erde Schmerz,
Das Kreuz hat dich getragen
Und hob dich himmelwärts.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Mittlerweile lebte Roſalie auf dem Schloſſe der Ardennen herrlich und in Freuden.

Ihr ſehnlichſter Wunſch war erfüllt. Sie hatte einen Sohn geboren, der in Fülle der Geſundheit und lieblicher Unſchuld an ihrem Buſen lächelte, ſo daß der glückliche Vater ſich nur ungern, wenn Geſchäfte ihn abriefen, von der ſchönen Gruppe trennte.

Der Tag ihres erſten Kirchganges kam heran. Es war ein klarer Sonntagmorgen im Mai. Die Sonne grüßte warm durchs Fenſter, die ganze Natur lachte die frohe Mutter an. Die Glocken riefen ſie mit einem ganz eigenthümlichen Tone, wie ſie ihn nie vorher gehört zu haben glaubte, zur Kirche. Schön

geputzt ging ſie an der Seite des Gatten zu Fuß, gefolgt von den Dienern des Hauſes, durch das Dorf, wo lauter muntere Geſichter ſie begrüßten und viele Glückwünſche auf ihren Pfad geſtreut wurden. Manche Mutter trug ihr ein Kind auf den Armen entgegen, das die Dame theilnehmend und liebkoſend ſtreichelte. Auf dem Kirchendache hatten Störche ihr breites Neſt gebaut und Schwalben flogen mit lautem Gezwitſcher ab und zu. In den Blütenbäumen vor der Kirchthür wühlten ſummende Bienenſchwärme. Selbſt die rauhe Neſſel, die aus dem Schatten der Kirchhofsmauer hervortrat, umtändelten großaugige Falter. Der warme Mai umlagerte die alterthümliche Kirche und ſchien in ihr kühles Heiligthum ſelbſt hineindringen zu wollen.

Roſalie verrichtete ihr Dankgebet in der Kirche mit einer lange nicht empfundenen Andacht. Im vollen Bewußtſein ihres mütterlichen Glückes zweifelte ſie nicht im mindeſten mehr an ihrer Berechtigung, daſſelbe zu genießen, und die nonnenhafte Gewiſſensangſt, von der ſie bisher noch hin und wieder heimlich beſchlichen worden war, ſchien gänzlich aus ihrer Seele gewichen zu ſein. Wenn noch irgend etwas Befremdliches für ſie in dieſer kirchlichen Feier lag, ſo war es nur die katholiſche Umgebung, denn ihr Gefühl war in dieſem Augenblicke wieder entſchieden proteſtantiſch. Nur unter dieſer Bedingung konnte ſie ſich ihres Mutter-

glückes freuen; als Katholikin hätte ſie es ſich wegen ihrer unerlaubten Flucht aus dem Kloſter nicht einmal verzeihen können. Aber wie ſicher ſie auch ihrer Sache war, konnte ſie doch das Auge des ſchlichten und ſogar ein wenig beſchränkten Landpfarrers nicht aushalten, als daſſelbe beim Segen wohlwollend auf ihr ruhte. Es kam ihr vor, als verdiene ſie ſeinen Segen nicht, weil er ihr ihn nicht ertheilt haben würde, wenn er gewußt hätte, was ſie früher geweſen ſei. Aber ihr zweiter Gedanke war: Es iſt ja nichts daran gelegen. Und ihr dritter: Du ſollteſt doch lieber wieder unter Proteſtanten ſein, denn es iſt doch hier etwas, was dich genirt und nach Umſtänden ſogar beſchämt.

Dieſe Eindrücke verloren ſich wieder, als ſie aus der Kirche ins Schloß zurückgekehrt war und der geputzten Wärterin das geliebte Kind abnahm, welches mit den feinſten Spitzen herausgeputzt durch einen grünen Schleier gegen die heißer brennende Mittagsſonne geſchützt worden war. Entzückt deckte ſie den Schleier auf, küßte das ſchöne Kind und lächelte den Gatten an.

An der Mittagstafel nahmen mehre Freunde und Nachbarn Theil, deren heitere Stimmung die Freude der Eltern noch erhöhte. Roſalie verließ die Geſellſchaft nur, um in ihrem eleganten Schlafzimmer, deſſen Fenſtervorhänge niedergelaſſen waren, der ſüßen Mutterpflicht zu genügen, denn es war ihr größter

Stolz, ihr Kind selbst zu stillen. Sie fühlte sich dazu hinreichend kräftig und gesund und damals war es auch unter den Damen von Range noch nicht so allgemeine Sitte, die Kinder rohen Ammen anzuvertrauen, wie ein Jahrhundert später.

Ein alter Bettler, der vor dem Hause die reichlich empfangene Gabe verzehrte, machte gegen die Wärterin einige Bemerkungen über das schöne Kind.

Was so ein adeliges Würmchen, sagte er, doch viele Umstände macht, wie es gleich in Sammet, Seide und Spitzen gewickelt wird, wie die Mutter Gottes und alle Heiligen herbeispringen müssen, es zu segnen und ihm alle Tugenden und Vortheile beizubringen, durch die man in der Christenheit vorwärts kommt; wie der Ritterdegen schon an seiner Wiege liegt, ehe es laufen kann, um seine angeborenen Vorrechte zu vertheidigen, und die Unterthanen selber den Beutel mit Geld füllen, der ihm unter das Köpfchen gelegt wird, ehe es rechnen kann. Verdammte Einrichtung in der Welt, daß es Einigen so gut geht und wir Anderen erbärmliche Hungerleider und Schufte bleiben müssen.

Beneidet doch das unschuldige Kind nicht, sagte die Wärterin gutmüthig.

Pah, brummte der Bettler halblaut, ist auch das Kind unschuldig, so verdient es doch sein Glück nicht wegen der Mutter.

Was habt Ihr gegen die Mutter? rief die Wärterin voll Unwillen. Meine gnädige Frau iſt die Liebe, Güte und Tugend ſelbſt. Hütet Euch wohl, ſie zu läſtern, oder Ihr dürftet Euch nimmer in dieſem Dorfe, wo ſie angebetet wird, blicken laſſen.

Beruhigt Euch, ſagte der Bettler. Ich bin ein wenig mürriſcher Natur. Ihr habt Recht, ſie iſt ein Engel — der eigentlich nie hätte aus dem Himmel auf dieſe niedere Erde herabkommen ſollen, ſetzte er hämiſch hinzu.

Als Liancourt nach der Mahlzeit mit ſeinen Gäſten heraustrat, fiel ihm das fremde Geſicht des alten Bettlers auf, der ſich ihm mit vieler Devotion näherte und um eine kleine Audienz unter vier Augen bat. In dieſer eröffnete er ihm, er ſei ein Wallone und alter Bergmann, welcher früher unter anderm auch im Harz gearbeitet habe und vom erſten Gatten ſeiner nunmehrigen Gemahlin wegen allerlei Unzuträglichkeiten entlaſſen worden ſei. Gleiches Schickſal habe er zuletzt auch in den Bergwerken ſeiner Heimat bei Lüttich gehabt und müſſe nun betteln. Vielleicht werde in dem Herzen ſeiner Gemahlin, da ſie ja ehemals eine Nonne geweſen ſei, noch ſo viel erbarmende Liebe wohnen, daß er in ſeinem Alter vielleicht auf ihren Gütern ein Ruheplätzchen finden könne.

Liancourt ſah ihn finſter an, beſann ſich und räumte ihm unter der Bedingung, daß er von der

Herkunft ſeiner Gemahlin ſchweige und ſich ihr auch niemals zu erkennen gebe, eine abgelegene Fiſcherhütte am Ufer der Diſe ein.

Zweites Capitel.

Am andern Morgen lehnte ſich Liancourt mit Roſalien ſchon früh aus dem Fenſter ihres Schlafzimmers in die Pracht und Fülle der weißen Blüten hinaus, die an den Zweigen naher Obſtbäume dicht über das Fenſter herabhängen. Der Tag war ebenſo klar und warm, wie der geſtrige, und die ganze Natur athmete Wonne. Die liebenden Gatten blickten einander an, lächelten in heller Freude, küßten ſich und ſahen wieder hinaus in die Dämmerung des zarten Blütengewölbes, deſſen Honigduft ſie in vollen Zügen einathmeten.

Indem Roſalie ſich ſeitwärts wendete, betrachtete Liancourt ihren vom Nachtgewand halbentblößten Nacken und zog den nächſten Blütenzweig herbei, um ihren klaren Teint damit zu vergleichen. Da flog eine Biene aus dem Zweige, in dem ſie verborgen geweſen war, plötzlich heraus und Roſalie fuhr mit einem kleinen Schrei zurück. Liancourt ließ geſchwind den

Zweig wieder fahren, hielt Rosalie in seinen Armen auf und verscheuchte den kleinen summenden Nebenbuhler, der sie zum Glück nicht verletzt hatte. Beide lachten, schlossen aber das Fenster zu und sahen nach dem Kinde, das in der Wiege eben erwacht war und stumm lächelte. Rosalie nahm es an ihre Brust.

Sollte man nicht, sagte Liancourt, indem er sich der Mutter und dem Kinde gegenübersetzte, die Natur für das Heiligste halten, da sie allezeit ihre Wunder thut und uns selig macht, ohne sich um die vielen Religionen zu bekümmern, über die wir uns streiten? Das Wunder, wodurch liebenden Eltern der süße Anblick des ersten Kindes gewährt wird, hat die Natur schon unter den Heiden vollbracht und vollbringt sie unter den Ketzern wie unter den Rechtgläubigen. Faßte man nur das schöne Gesetz der Natur nicht grob materiell, sondern mit einer sittlichen Weihe auf, so könnte man, meine ich, darüber ohne Schaden alle Offenbarungen entbehren.

Du scheinst mir, sagte Rosalie, doch etwas sehr Wichtiges außer Acht zu lassen, nämlich das Unglück. Wenn unserem Kleinen, was Gott verhüten wolle, etwas Schlimmes zustieße, zu wem sollten wir denn beten? Doch nicht zur Natur?

Du hast Recht, erwiderte Liancourt, aber ich bin auch nicht gemeint, das höchste allliebende Wesen zu

leugnen, dem wir kindlich vertrauen. Nur wünschte ich, daß der Glaube an dieſe ewige Liebe in Einklang gebracht würde mit den Rechten der Natur, und habe keinen Glauben an die Kirchenſatzungen, die ſo oft in dieſe Rechte eingreifen und ſo hart und grauſam zerſtören, was die Natur nach dem Willen Gottes ſo wohl geſchaffen und geordnet hat, oder, wie die unbarmherzigen Kloſtergelübde, die Herzen trennen, die Gott für einander geſchaffen hat. Dagegen wirſt du doch nichts einzuwenden haben?

Nein, Liancourt, antwortete Roſalie, indem ſie heiter zu ihm hinüber lächelte. Die reine Freude, die mir dieſes Kind gewährt, kann mir kein Kirchenglaube mehr verbittern. Wenn das nur Natur iſt, ſo halte ich auch die Natur für heilig. Aber ich glaube, es iſt mehr als Natur. Denn es iſt ja eine unſterbliche Seele, der wir in dieſem holden Knaben das Daſein gaben.

Des Nachmittags fand ſich Frau von Briſſac, eine noch junge Nachbarin, die auch den Tag zuvor ihrem Kirchgangfeſte beigewohnt hatte, wieder bei ihr ein, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und wenige Stunden ſpäter kam auch ihr Gemahl, ein feingebildeter franzöſiſcher Edelmann, wie Liancourt, und nur um wenige Jahre jünger.

Man ſetzte ſich in den Garten und bewunderte den herrlichen Frühlingstag. Da kam Liancourt un-

vermerkt auf den Gegenstand zurück, über den er am Morgen mit Rosalien gesprochen hatte.

Auch Frau von Brissac war eine enthusiastische Freundin der Natur und ihr Gemahl bemühte sich, nicht hinter ihrem Geschmack zurückzubleiben. Sie hatte inzwischen noch keine klare Vorstellung von der Natur in ihrer eigentlichen Größe und Tiefe, sie faßte das Natürliche vielmehr nur im Sinne der Schäferpoesie als Gegensatz gegen die Unnatur der Civilisation und des Hoflebens auf.

Sollten wir nicht, sagte sie zu Rosalie, in diesem idyllischen Thale ein kleines Arkadien errichten? Wenigstens den Mai über in einem Hüttchen still und ländlich mit aufgeschürzten Kleidern unter Schäfchen mit rosenfarbenen Bändern à la bergère leben und den Amint oder Pastor Fido aufführen?

Du bedenkst nicht, bemerkte Rosalie, daß diese Schäfereien nur innerhalb großer Residenzen und mitten im Winter am Platze sind, um durch ein liebliches Spiel der Phantasie die Abwesenheit der Natur zu ersetzen. Aber hier haben wir ja schon Natur genug.

Gleichwol, erwiderte die Dame von Brissac, könnte es nicht schaden, wenn unsere Bauermädchen etwas arkadischer würden und wenigstens ihre plumpen, abscheulich klappernden Holzschuhe mit eleganten Sandalen vertauschten.

Ich bin Ihrer Meinung, sagte Liancourt. Die

Mode der Schäfereien würde nicht aufgekommen ſein, wenn ſie nicht einem Zeitbedürfniß entſpräche. Dieſes iſt aber von doppelter Art. Es handelt ſich nicht blos darum, die Unnatur der höhern Geſellſchaft durch einen Rückgriff in die ſchöne Natureinfachheit zu neutraliſiren, ſondern auch um Veredelung der zu tief ins Gemeine hinabgeſunkenen Wirklichkeit der ländlichen Exiſtenz. Denn in dem Maße, in welchem die Städte ſich von der Natur entfernt haben, iſt das Land mit ſeiner ihm treu gebliebenen Natürlichkeit immer mehr ins Grobe und Cyniſche gerathen.

Briſſac fügte hinzu: Unſere Jäger, Schäfer und ſonderlich die Gebirgsbewohner bewahren, je weiter von den großen Städten fern, neben vielem geheimen Wiſſen von den Naturkräften auch eine edlere Haltung und kleidſamere Tracht. Das Rohwerden des Landvolkes geht immer von Städten aus und es iſt, als würde ihm der feinere Geiſt auf zauberiſche Weiſe durch die Dichter ausgezogen, um ihn ausſchließlich in Schäferſpielen und Balletten aufzubewahren.

Drittes Capitel.

Es bleibt immer sehr merkwürdig, fing Liancourt wieder an, daß überhaupt in unseren Zeiten die Natur wieder so sehr zu Ehren kommt. Im Mittelalter hat man sie verachtet, überall einen dämonischen Einfluß in ihren unschuldigsten Kräften gewittert und so weit sie sich im Menschen selbst wirksam zeigt, sie als das sogenannte Fleischliche schlechthin verdammt. Daher auch die geringe Aufmerksamkeit, die man den Erscheinungen dieser großen von Gott geschaffenen Natur und ihren reichen Kräften widmete. Das ist nun Alles anders geworden. Während im wunderbaren Deutschland ein Mönch die durch den Cölibat getrennten und in Einsamkeit gefesselten Geschlechter wieder zu ihrem natürlichen Wechselverhältniß zurückführte und in ihr uraltes und unveräußerliches Recht der Vereinigung wieder einsetzte und in dieser Beziehung der menschlichen Natur wieder zu ihrem alten Ansehen verhalf, ist auch die äußere Natur, in welcher der Mensch lebt, in ein neues Licht getreten und sind die Wunder ihrer Größe dem Verständniß näher gekommen. Ein Pole hat Josua's berühmten Schlachtbefehl zum bleibenden Gesetz erhoben und die Sonne unverrückbar am Himmel festgestellt, um die Planeten

ihren schönverschlungenen Reigen um sie tanzen zu lassen, und durch die natürliche Voraussetzung, daß alle Sterne solche Sonnen seien, ist das niedere Zelt oder Gewölbe, das man sich ehedem über die Erde gebreitet dachte, zu einem unermeßlichen Raume voller Welten geworden, zu dem sich unsere Erde wie ein Sandkorn zum Meere verhält. Seit der Entdeckung Amerikas und Umschiffung der ganzen Erde hat auch unsere irdische Natur der Betrachtung ganz neue Seiten dargeboten und kaum reicht unsere Vorstellung vom engen Paradiese noch aus, um die unermeßliche Pflanzenwelt jenseits der Meere, und von der Arche Noä, um die Millionen lebendiger Creaturen zu übersehen, deren phantastische Gestalten uns überall in der neuen Welt entgegentreten. In diesem Garten selbst sehen Sie einige Boten des fremden überreichen Frühlings. Ich hoffe, die rauhere Erde des alten Europa wird sich bald mit dem Blütenschmuck der beiden Indien bedecken.

Brissac fiel ein: Als ein passionirter Landwirth habe ich mir gleichfalls schon meine Gedanken darüber gemacht, ob man nicht einmal ganze Länder behandeln könnte, wie wir mit besonderer Liebe und Sorgfalt ein Stück Gartenland behandeln, und ob wir so durch Uebersiedelung der schönen Vegetation fremder Welttheile nicht auch unsere alte Heimat unvermerkt zum Paradiese machen könnten. Ich bin zu meiner

Belehrung vor einigen Jahren in Holland gewesen und habe mit nicht geringem Staunen gesehen, wie dort der Boden durch Canalisirung und Düngung veredelt und eine Vegetation aus ihm hervorgerufen wird, die uns unter unserm grauen Himmel feenhaft erscheint und die wirklich aus einer andern Welt ist. Man hat mir die mehlreiche Knollenwurzel einer Gattung von Solanum, man hat mir die riesengroßen Aehren des Mais und noch vielerlei wunderliche Früchte, Bohnen und Körner gezeigt, die zur Nahrung, Würze oder Heilung dienen und für die europäischen Bevölkerungen von unberechenbarem Werthe sein sollen. Auf der andern Seite rühmen die Holländer, wie sie gegen die Pflanzen der andern Hemisphäre die Thiere der unsern vertauschen, so daß in ewiger Wanderung auf dem Weltmeere uns die Früchte und Sämereien der neuen Welt und dieser dagegen die europäischen Hausthiere zugeführt werden.

So wäre es also, sagte Frau von Brissac lachend, so wäre es Pan, der mit seinen Hirten und Heerden die neue Welt, und auf der andern Seite Flora, die mit ihren blumengeschmückten Nymphen das alte Europa eroberte und deren siegreiche Heereszüge sich im Reiche Neptuns begegnen. Schade, daß man dieses Sujet noch nicht gemalt oder im Ballet dargestellt hat.

Aber mein Gott, fiel hier Liancourt ein, haben wir denn nicht der Allegorien schon genug in unserer

Malerei und in unseren Festen, Opern und Balletten und lassen sie nicht immer das Gefühl kalt?

Sehr wahr, sagte Herr von Brissac, ich habe nie begreifen können, wie man die Natur noch in allegorischen Bildern hat auffassen mögen, da sie ja selbst ihre Bilder hat? Wie man z. B. einen langweiligen Flußgott mit Schilfhaaren und einem Kruge malen mag, da man ja nur den Fluß mit seinem lebendigen Wasser und seinen Ufern selber zu malen braucht.

Ihr seid nicht klug, rief Frau von Brissac lebhaft, oder ihr Männer versteht das feine weibliche Gefühl nicht. Die Allegorie ist nichts so Ueberflussiges oder Geistloses, als was ihr gern daraus machen möchtet. Sie sucht überall das Menschliche, sie will auch leblose Dinge gern im menschlichen Bilde sehen. Sie strebt also nach etwas Höherem. Es liegt ihr ein tiefes und ursprünglich gewiß sehr poetisches Bedürfniß der Anthropomorphose zu Grunde, das ihr uns Frauen werdet lassen müssen.

Liancourt küßte der Frau von Brissac die Hand, ohne daß die um Vieles schönere Rosalie darüber eifersüchtig wurde, und sagte: Sie beschämen uns. Ich fühle, daß Sie in Ihrem Rechte sind. Und überhaupt, lieber Brissac, sollten wir Männer uns unserer kritischen Gaben nicht zu sehr überheben. Ich habe schon öfter mit Beschämung erkannt, daß, wenn wir unserer Sache ganz gewiß zu sein glaubten und

mit einer Art von Verachtung auf jedes abweichende Urtheil herunterblickten, uns irgend eine kleine liebenswürdige Frau mit einem einfachen Worte völlig das Concept verrückt hat.

Aber bei alledem, sagte der minder galante Herr von Brissac, hat die Allegorie etwas Langweiliges für mich und ich lobe mir die Niederländer, welche in ihren Bildern die Natur ganz einfach, meinetwegen auch niedrig auffassen, wie sie eben ist. Man hat dann doch die Wahrheit, und das ist die Hauptsache.

Geh mir doch mit den abscheulichen holländischen Bauernstuben und Küchenstücken, rief Frau von Brissac, sie beweisen ja gerade nur, welch ungeheurer Widerspruch zwischen der Naturwahrheit, deren Triumph sie sind, und der Schönheit besteht, die ihnen mangelt.

Viertes Capitel.

Fassen Sie, sagte Liancourt, die neue Landschaftsmalerei doch nicht blos von diesem ästhetischen Gesichtspunkte, sondern von einem allgemeinern auf und erwägen Sie, in welchem Zusammenhange sie mit dem großen Entwickelungsgange der Bildung überhaupt

steht. Würde sie wol je aufgekommen sein, wenn sie nicht gleichfalls, wie so vieles Andere, wovon wir schon gesprochen haben, der Ausdruck jenes mächtigen Zuges zur Natur wäre, der in unserer Zeit liegt? Diese Lust an Landschaften, Seestücken, Genrebildern, Thier-, Frucht-, Blumenstücken und Stillleben, was ist sie anders als Lust an der Natur überhaupt? Diese Lust war im Mittelalter unbekannt, in dem man nichts als Heilige malte und das innere Seelenleben zur bildlichen Anschauung zu bringen trachtete. Sie ist erst vor Kurzem mit ihrer ganzen unwiderstehlichen Dringlichkeit erwacht.

Aber, fügte Frau von Brissac hinzu, sie hat bald etwas Uebermüthiges und Trotziges angenommen und ist sich bewußt, das ältere Reich der Kunst, die Traumwelt schöner Seelen zu zerstören.

Diese Keckheit, bemerkte Liancourt, tritt allerdings bei den Niederländern hervor und zwar vor Allen bei ihrem großen Meister, dem erst kürzlich in Antwerpen verstorbenen Rubens. Doch ist es ein vorzüglicher Uebermuth gesunder Kraftfülle, es liegt darin nichts Feindseliges gegen die Religion, wie denn dieser Maler auch heilige Gegenstände zum Theil mit mehr Andacht gemalt hat, als mancher der neueren Italiener. Denn in Italien macht sich das Naturbedürfniß mitten in der Kirche selbst in einer nicht eben löblichen Koketterie Luft, indem die Maler sich

immer mehr gewohnen, der geiſtigen Schwärmerei den Ausdruck der ſinnlichen zu verleihen.

Zufällig kam der Pfarrer des Ortes in Begleitung eines andern benachbarten Geiſtlichen dem herrſchaftlichen Garten vorüber. Man grüßte ſich und die beiden ſchwarzen Herren wurden freundlich eingeladen, hereinzutreten. Der franzöſiſche Adel pflegte ſich damals in Geſellſchaft von Geiſtlichen, unter denen ſchon viele aufgeklärte zu finden waren, nicht zu geniren. Man ließ ſich alſo auch in dem bisherigen Gange des Geſpräches nicht unterbrechen, ſondern veranlaßte die Neuangekommenen, ſich auch ihrerſeits dabei zu betheiligen.

Aber an dem fremden Geiſtlichen, Père Robin, fanden die Naturfreunde unerwartet einen ſcharfen Widerſacher.

Schon ſeine erſte Frage ſchlug die Damen aus dem Felde. Meinen Sie denn, frug er, daß ich ein Cölibatar ſein könnte, wenn ich auch nur den geringſten Reſpect vor der Natur hätte? Aber, nicht wahr, fuhr er fort, es kommt auf mich und meinesgleichen nicht an? Unſere Unnatur hat ſich überlebt und man erübrigt uns? Ich miskenne allerdings nicht die Bedeutung und die Macht der neuerwachten Naturliebe, ſie hat ſich ſchon, ohne daß man ſich es immer eingeſtehen wollte, in der deutſchen Reformation Luft gemacht, indem die Emancipation des Fleiſches vom

ewigen Keuschheitsgelübde und das Rachegefühl der beleidigten deutschen Race gegenüber den Romanen den wesentlichsten Antheil daran gehabt haben. Seitdem ist man auch auf katholischer Seite der Natur nachgelaufen und Wissenschaft und Kunst beziehen sich vorzugsweise jetzt auf sie. Man müßte blind sein, wenn man von dem neuen Drange zur Natur nicht noch große Wirkungen und Erfolge in der Weltgeschichte voraussehen wollte. Die Kirche muß und wird dadurch mächtig erschüttert werden. Aber ihr täuscht euch, wenn ihr glaubt, daß auf diesem Wege irgend ein Heil für die Menschheit gefunden werden konne, oder daß sie überhaupt auf diesem Wege fortwandeln könne. Ihr blickt wol nicht so tief in die Herzen des gemeinen Volkes, wie uns Beichtvatern dazu Gelegenheit gegeben ist. Erlaubt mir, daß ich euch darauf aufmerksam mache, auf welche rohe, ja ich darf sagen dämonische Weise die Natur im Volke durchbricht, wenn sie nicht durch Mittel der heiligen Kirche wie ein wildes Thier gezähmt und gebändigt ist. Dort versteht man nichts von eurer arkadischen Auffassung der schönen Natur. Dort ist es unmöglich, die zarten Blüten der Empfindung am goldenen Faden sittlicher Grazie aufzureihen. Nur zwei Triebe herrschen im angeborenen Naturell der Völker vor, bei den romanischen Stämmen des Sudens die Sinnlichkeit, die Lust des augenblicklichen Genusses, bei den

germaniſchen des Nordens der Thätigkeitstrieb und die Gier nach kräftigem Erwerbe. Es wird daher nicht fehlen, daß einſt bei dieſen das Fleiſch, bei jenen das Gold den reelſten Cultus in Anſpruch nehmen wird. Denn das germaniſche Nützlichkeitsprincip, welches die Natur ausſchließlich für den Erwerb ausbeutet und ſich proſaiſch an die Wirklichkeit hält, hinter der die ewigen Dinge in immer dunkler werdender Erinnerung verſchwinden, iſt ſeinem Weſen nach ebenſo gottlos, wie die aus uraltem Heidenthum fortgepflanzte Wolluſt der Romanen. Zwar wird man ſich den tiefen Fall der Menſchheit unter die Herrſchaft der Naturtriebe eine zeitlang zu verhehlen ſuchen. Man wird heuchleriſch der Kirche noch huldigen, oder ſie zu Staatszwecken benutzen. Man wird endlich, wenn man die Kirche aufgibt, ſich noch an das Sittengeſetz klammern, aber ebenſo heuchleriſch und ebenſo blos aus Berechnung, bis die Maſſen ſich auch dieſes letzten moraliſchen Zwanges entſchlagen und die wilden Naturtriebe Alles überwuchern werden. Dann wird ſich die tiefinnerſte Gemeinheit der menſchlichen Natur offenbaren, wie ſie überall iſt, wo ſie von Gott ſich abkehrt. Dann wird kein täuſchender Schein von äſthetiſcher Schönheit oder politiſcher Berechtigung ihre dämoniſche Häßlichkeit mehr verhüllen. Aber eine ſo ſchauerliche Kataſtrophe wird nothwendig ſein, um die Menſchheit von ihrem Irrwege in die teuf-

tiſchen Abgründe der Natur zu ihrem beſſern gottverwandten Selbſt und aus dem neuen Heidenthum zur Kirche zurückzuführen.

Fünftes Capitel.

Vergebt mir, ehrwürdiger Vater, ſagte Liancourt, aber es ſcheint mir, als ob Ihr die beiden extremen Seiten der Frage allzu ausſchließlich hervorhöbt und desbalb ein gewiſſes Gleichmaß zwiſchen den kirchlichen und den natürlichen Anforderungen nicht gelten laſſen wolltet, wie wenn daſſelbe nicht nöthig oder überhaupt nicht möglich wäre.

Ob die heilige Kirche, antwortete Robin, den natürlichen Anforderungen der Menſchen genüge, darüber fragt nur unſere Gegner, die es uns oft genug zum ſchwerſten Vorwurf gemacht haben, daß wir in der Beichte nicht ſtrenger ſeien. Man ſagte, wir ließen der Natur viel zu ſehr den freien Lauf. Hatten doch aus Unwillen darüber die Huſſiten den tollen Einfall, alle Sünden und Menſchlichkeiten in der Welt ausrotten und auf ewige Zeiten durch Tugend und Gerechtigkeit erſetzen zu wollen. Dort im Rigorismus der Ketzer liegt das Extrem, nicht in unſerer mütter-

lichen und gnadenreichen Kirche. Ich maße mir an, zu behaupten, daß nur die Kirche das richtige Maß zwiſchen Zulaſſung des Natürlichen und Beherrſchung deſſelben durch die höchſte und heiligſte Kraft des Geiſtes einhält und daß, ſobald dieſe richtige Mitte verlaſſen wird, die Menſchheit unausbleiblich in die Alternative geräth, entweder eines ſittlichen Terrorismus, der alles Naturrecht zerſtört, oder einer heidniſchen Naturvergötterung, welche die unſterbliche Seele im Fleiſche erſtickt.

Ihr habt von der gnadenreichen Mutter geſprochen, fiel Roſalie ein, indem ſie zu dem geiſtlichen Redner aufblickte. Und doch hat die Kirche ſtrenge Verbote und grauſame Strafen.

Ja gewiß, antwortete Robin, aber allezeit nur, um die unſterbliche Seele zu retten.

Roſalie wollte, von unwillkürlichem Unwillen überraſcht, eine ſtarke Gegenbemerkung machen, beſann ſich aber plötzlich, daß ſie ſich in einem katholiſchen Lande befinde. Es war ihr daher nicht unangenehm, daß man auf andere Dinge zu reden kam und die geiſtlichen Herren ſich am Ende wieder entfernten.

Ein neues eigenthümliches Leben kam in die Unterhaltung des gaſtlichen Schloſſes von l'Echelle, als Herr von Ravenel, Liancourt's Vetter, im Herbſt auf längere Zeit zum Beſuch kam, um der Jagd obzuliegen. Dieſer ſchon ältere Herr war unverheirathet

und ein Sonderling. Zwar im gewöhnlichen Leben und am meiſten gegen Damen liebenswürdig, wie Franzoſen im vorgerückten Lebensalter zu ſein pflegen, trug er doch im gelehrten Geſpräch unter Männern viel Bizarrerie und Eigenſinn zur Schau. Als Hugenotte der römiſchen Kirche abgeneigt brachte er ſeine Zeit abwechſelnd in Frankreich und Holland zu und hatte ſich mit der wetteifernden neuen Literatur beider Länder vertraut gemacht. Zu Roſaliens nicht geringem Bedauern verbiß er ſich bald mit Robin dergeſtalt, daß ſie beide, obgleich ſie ſich innerlich haßten, doch aus Streitluſt nicht von einander laſſen konnten und ſich wie Liebende förmlich aufſuchten. Obgleich ſie nie die Grenzen des Anſtandes überſchritten, ſo war der ländliche Frieden, der Roſalien bisher ſo wohl gethan hatte, doch durch dieſen täglichen Hader ein wenig geſtört.

Ravenel gehörte zu den entſchiedenſten Anhängern des Descartes, der damals in der Blüte ſeines Ruhmes ſtand und, obgleich geborener Franzoſe, doch im Haag lebte, weil die Freiſinnigkeit ſeiner philoſophiſchen Anſichten dort größere Duldung fand, als es in Paris möglich geweſen wäre. Robin hatte in ſeinem einſamen Dorfe nur dunkle Begriffe von der neuen Philoſophie und war daher eifrig bemüht, ſich durch Ravenel's eitle Auskramungen ſo vollſtändig als möglich von derſelben zu unterrichten. Er kannte

Montaigne, der aber nur Zweifel aufſtellte, ohne ſie zu löſen, und das Unzureichende der menſchlichen Erkenntniß zugibt. Es überraſchte ihn daher, ſchon ſo bald einen zweiten Philoſophen auftreten zu ſehen, der ſich über die erſte Scham und Bangigkeit der aus der Kirche fliehenden Seele ſchon ſo weit hinweggeſetzt hatte, um mit diaboliſcher Sicherheit die Verneinung in die Bejahung umzuſetzen.

Ravenel verwarf mit unwillkürlich etwas hochgetragener Naſe alle Offenbarung als Märchenwerk der Vorzeit, von ſchlauen Prieſtern dem dummen Volke aufgebürdet, betrachtete aber mit ebenſo viel Geringſchätzung die von ſeinem Vetter immer wieder zur Geltung gebrachte Natur und behauptete, die traumhafte Lehre der Kirche müſſe ebenſo gewiß, wie das ſinnliche Heidenthum durch den wachen Geiſt überwunden werden, der erſt in der Philoſophie des Carteſius ſeiner ſelbſt bewußt worden ſei und die Menſchheit von nun an für immer vom Wahne befreit habe. Fortan nämlich könne ſie nicht mehr irren, weil ſie ihr höchſtes Geſetzbuch in ſich ſelbſt, nämlich in der Vernunft, erkannt habe, es alſo immer bei ſich trage.

Iſt es wirklich Ihr Ernſt, frug Robin, den beſchränkten Maßſtab menſchlicher Faſſungskräfte an das Unendliche zu legen?

Wir Descartiſten, antwortete Ravenel lachend,

wagen damit nicht mehr, als was eure Kirchenväter zu ihrer Zeit wagten, nur mit dem Unterschiede, daß diese ihren Gott mehr aus ihrer zuweilen vagen Einbildungskraft schöpften, während wir ihn durch die Denkgesetze mit ebenso viel Evidenz ermitteln, wie einen mathematischen Satz.

Somit reißt ihr, erwiderte der Pater, alle Fäden ab, durch welche der Mensch erstens mit der Kirche und dem Himmel, zweitens mit der Vergangenheit und dem ganzen großen Entwickelungsgange der Geschichte zusammenhängt und isolirt ihn völlig. Da es aber viele Menschen gibt, deren jedem ihr das Recht der Isolirung zuerkennt, so wird jeder sich seinen Gott zuschneiden, wie er mag, und jeder die Weltgeschichte von sich an neu anzufangen vermeinen.

In der That, sagte Ravenel und sah den Priester mit Befremdung an, ich begreife nicht, was es für ein Unglück wäre, wenn wir uns endlich einmal als unsterbliche und gottähnliche Geister einer Freiheit und insbesondere auch eines persönlichen Ranges bewußt würden, die uns über alle äußeren Zufälle des Glücks und des Zeitalters, dem wir angehören, hinwegsetzten. Sind wir den blos Staffagen in einem Landschaftsbilde, oder ist nicht vielmehr die Landschaft, die ganze Natur, Raum und Zeit um unsertwillen da? Ihr Priester selbst habt uns ja gelehrt, wir seien Gott ähnlich, nach dem Bilde Gottes gemacht, und doch

wollt ihr uns andererſeits wieder erniedrigen und behandelt uns kindiſch. Wir ſind ſo frei, nunmehr das Göttliche in uns ernſthaft in Anſpruch zu nehmen.

Sechstes Capitel.

Die Philoſophie, begann Robin wieder, die euch mit ſo großem Stolz erfüllt, iſt im Grunde genommen die nämliche, wie ſie ſchon die gelehrten Heiden vor der chriſtlichen Zeitrechnung ausgeſonnen hatten, indem ſie unter der Vielgötterei nach einer göttlichen Einheit und einem allgemeinen Centrum der Dinge ſuchten. Aber ich gebe zu, daß dieſe Philoſophie, indem ſie ſich heute dem längſtvorhandenen Chriſtenthum zum Trotz wieder einſtellt, eine tiefergehende Bedeutung hat. Sie iſt jetzt nicht mehr die dunkle Ahnung einer nie von Menſchen zu ergründenden, ſondern nur vom Himmel herab durch Gott ſelbſt uns zu offenbarenden Wahrheit, ſondern ſie iſt die bewußte und ausdrückliche Verleugnung eben dieſer bereits geoffenbarten Wahrheit. Sie kann ſich daher auch nur geltend machen, wenn ihr ein tiefes Verderben der Zeit, eine große Abſchwächung und Ermattung Derer,

die der Wahrheit anhängen, und ein frecher Uebermuth ihrer Feinde zur Seite steht.

Aber Sie hören ja, fiel Ravenel unwillig ein, wie bei uns gerade die reinere Sitte hervortritt und alles Menschliche sich veredelt, eben weil wir die Vernunft in allen Dingen zum höchsten Gesetz erheben. Sie werden doch unser reines Streben nicht mit der Rohheit und Sinnlichkeit der heutigen, durch die Religionskriege verwilderten Generation verwechseln?

Nicht doch, erwiderte Robin, aber das Princip, von dem Sie ausgehen, ist der Nadir der Tiefe, der dem Zenith des Himmels in der Höhe geradezu entgegensteht. Das ego, welches ihr Cartesianer in dem Satz cogito, ergo sum zu Gott Vater dem Schöpfer macht, dessen Vernunft ihr zum alleinigen Heiland macht und in dessen Gedanken ihr ausschließlich den heiligen Geist verehrt, dieses ego ist der Erbfeind Gottes, das eigentliche Böse im Menschen. Wenn ihr, noch erzogen im Segen der Kirche, auf dieses euer ego noch die Tugenden übertragt, die ihr der Kirche verdankt, und sie noch gleichsam unschuldigerweise nur eurem eigenen Verdienste zuschreibt, und wenn sonach Das, was euch eure Vernunft befiehlt, einstweilen noch nicht viel abweicht von den sittlichen Geboten der Kirche, so habt ihr doch jedem Andern, der minder edel denkt und fühlt als ihr, das Recht zuerkannt, seine platten Gedanken oder gar seinen

bösen Willen nun gleichfalls für Vernunftgesetze zu erklären. Ihr habt in jenem unglücklichen Selbstbestimmungsrecht des ego die Büchse der Pandora geöffnet, aus der alle Uebel kommen werden.

Man wird, sagte Ravenel, künftig nach Ueberzeugung handeln und das ist mehr werth, als in blindem Glauben handeln. Man wird aus Ueberzeugung sich bessern, während man unter der Herrschaft des Glaubens frisch weg in der Hoffnung sündigte, doch von euch Herren ziemlich leicht absolvirt zu werden.

Im Gegentheil, antwortete Robin, Jeder wird sein Gelüsten als seine Ueberzeugung geltend machen und keiner fremden bessern Ueberzeugung mehr folgen wollen. Man wird nach dem äußern weltlichen Gesetze gehorchen, weil man die Strafe fürchtet, in allem Uebrigen aber nur thun, was der Mensch will, nicht mehr was Gott will, und es dürften Zeiten kommen, in welchen das weltliche Gesetz selbst dem Unsinn vermeinter Vernunfthelden wird weichen müssen. Das neue Princip Descartes' wird ohne Zweifel in den philosophischen Schulen weiter entwickelt werden. Die Vernunft wird, wenn ich so sagen darf, ihre Kirchenväter und Scholastiker finden, wie der Glaube. Aber weil der Glaube für Alle gilt, die Vernunft dagegen von vorn herein sich als ein individuelles Recht proclamirt, so werden die Denker nie einig, so werden die vielerlei

Secten, die für die Kirche nur Ausnahmen waren, für die Philosophie zur Regel selbst werden. Eine Verallgemeinerung derselben wird immer bedingt sein durch die großen Unterschiede, die in dem Naturell der Völker liegen. Bei den Stämmen des südlichen Europa wird sich die kirchenfeindliche Tendenz der Philosophie an die Sinnlichkeit anschließen und deren Flammen so heiß anfachen, bis die Kirche davon ergriffen wird. Schon wetteifern französische und italienische Dichter, den gesammten Priesterstand zu verdächtigen, als brauchten sie die christlichen Formen nur zum Deckmantel des alten Venusdienstes. In ihren überall gelesenen Gedichten und Novellen werden alle Mönche zu Satyrn, alle Nonnen zu Bacchantinnen. Aber schon mischt sich in die Lüge, die uns Priester betrifft, die Verdächtigung der Religion selbst ein, der nur noch ein kühler Gewohnheitsrespect erwiesen wird, während die eigentliche Begeisterung sich den Darstellungen des üppigen Heidenthums in Schaustücken, Bildern und Büchern zuwendet. In diese allmächtige Mode der Zeit wird bald eure Philosophie eingreifen und die Religionsverachtung bestärken durch die Lehre von der Freiheit. Anders wird sie wirken in den germanischen Racen des Nordens, sonderlich unter Lutheranern und Calvinisten. Hier findet sie schon einen geschwächten Glauben, eine schon von der Laiengewalt geplünderte und entwaffnete Kirche

vor. Hier wird ihr der Klerus keinen langen Widerstand zu leisten vermögen. Sie wird anfangs mit Moralität prunken und dadurch überall willigen Einlaß erhalten. Sie wird sich den praktischen Neigungen der Race anschließen und mit dem Nützlichkeitsprincip identificiren. Alsdann wird man in den ausgeleerten Kirchen Webstühle sehen und statt des Kirchengesanges das Schwirren von Rädern und Spulen vernehmen. Die Arbeit wird immer länger, der Lohn immer kürzer werden. Mit der Zahl der Kinder wird der Hunger wachsen und die Gottentfremdeten werden trotz alles moralischen Zuspruches den Druck der Nüchternheit und das immer gegenwärtige Gefühl des Platten und Gemeinen endlich nicht mehr ertragen können. Dann wird der Arbeiter gegen seinen Brotherrn und das Volk gegen seine armseligen Lehrer aufstehen und nach langem Hunger in frevelhaften Genüssen schwelgen, aus der langweiligsten und kleinlichsten Alltäglichkeit zu großen, aber schrecklichen Thaten übergehen. Dann erst wird die Negation alle die phantastischen Wunder entfalten, die in ihr verborgen liegen. Das Sandmeer der Gemeinheit wird aufwirbeln im glühenden Samum, dessen grobe Flammen sich alsdann mit den feineren der südlichen Sinnlichkeit vereinigen werden. Denn vom philosophischen Wahnsinne der Selbstvergötterung ergriffen wird auch der keuschere Deutsche sich nicht mehr schämen, seine Fleisch-

lichkeit zu emancipiren und die Wolluſt zur Religion zu erheben. Die um Gottes willen ſich durch Jahrhunderte hindurch befehdeten, werden nun um des Teufels willen einander lieben und die germaniſche Race wird der romaniſchen in die Arme ſtürzen, um mit ihr vereint ihre Orgien über den zerſtörten Altären zu feiern. Das, meine Herren, wird der ſchöne Ausgang eurer philoſophiſchen Bemühungen ſein. Aber nicht das Ende aller Dinge. Denn mit der Reue wird der tiefgeſunkenen Menſchheit der Glaube wiederkehren, die einzige Heilkraft des Geſchlechtes.

Es hört ſich an, als ob Sie ein Prophet wären, ſagte Ravenel wegwerfend, aber Sie ſprechen doch nur wie ein Prieſter. Es liegt in eurem Intereſſe, Alles an den Menſchen übel zu deuten und zu verdammen, was nicht durch euch geſchieht.

Robin wandte ſich unwillig ab und Liancourt gab ſich vergebliche Mühe, die unvereinbaren Gegenſätze zu vermitteln.

Siebentes Capitel.

Der philoſophiſche Vetter entfernte ſich zum Glück wieder und Liancourt hütete ſich ſeit dieſer Zeit, Geſpräche von ſo heikler Art in ſeinem gaſtlichen Hauſe

aufkommen zu laſſen, was zur beſondern Beruhigung Roſaliens gereichte. Ihr Kind gedieh zuſehends und auch die Eltern erfreuten ſich der trefflichſten Geſundheit. Ihr häusliches Glück ließ nichts zu wünſchen übrig. So verging ein Jahr und Roſalie fühlte ſich zum zweitenmale Mutter.

Liancourt hatte unterdeß nie verfehlt, die Veränderungen, die ſich in Paris zutrugen, aus der Ferne zu beobachten, und ſie hatten ihn, obgleich ſie nicht zu ſeiner Zufriedenheit ausfielen, doch ohne Sorgen gelaſſen. Sein Gönner, Cardinal Richelieu, war ſchon im Jahre 1642 geſtorben. Ein Jahr ſpäter ſtieg auch König Ludwig XIII. ins Grab ſeiner Väter hinab, für deſſen unmündigen Nachfolger Ludwig XIV. der Cardinal Mazarin das Ruder der Regierung übernahm. Dieſer Herr brachte neue Creaturen mit und war den Anhängern ſeines Vorgängers nicht hold. Auch Liancourt war in dieſer Ungnade begriffen, da er ſich aber bereits vom Hofe und allen Geſchäften zurückgezogen hatte und in der Verborgenheit ſeines Landgutes lebte, glaubte er vor Verfolgungen ſicher zu ſein und begnügte ſich, eine anſehnliche Summe Geldes in dem damals mit Frankreich befreundeten Holland anzulegen, um im Nothfall auch außerhalb der franzöſiſchen Grenzen leben zu können.

Sein Misgeſchick wollte, daß ihm eine Dame in die Nähe kam, welche die Aufmerkſamkeit des ihm

feindlichen Cardinals lenken konnte. Dieſe Dame hatte ſich nämlich in ihrer erſten Jugend in ihn verliebt und ihm eine Heirath ſo nahe gelegt, daß er derſelben nur durch ſeine diplomatiſchen Reiſen nach Deutſchland ausgewichen war. Sie hatte unterdeß einen Andern geheirathet und war Vicomteſſe von Tourcy geworden, aber ihr Gemahl ſtand leider in einer ziemlich nahen Verwandtſchaft mit dem Cardinal Mazarin. Sie lebte in Paris und hier war es, wo ſie Liancourt an Roſaliens Seite wiedergeſehen hatte. Ihre ganze alte Leidenſchaft war erwacht, hatte aber, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, die Pole verkehrt und Liebe in Haß verwandelt. Das Gut ihrer Eltern lag nicht weit von l'Echelle, weshalb ſie Liancourt ſchon in früher Jugend hatte kennen lernen. Die Vicomteſſe kam aber nicht eher wieder auf das Gut, bis ihre Eltern geſtorben waren.

Als ſie die Erbſchaft übernahm und die erſte Sommerſaiſon in den Ardennen zubrachte, vermied ſie jede geſellige Berührung mit l'Echelle. Da wollte der Zufall, daß der alte Bergmann, dem Liancourt eine Fiſcherhütte eingeräumt hatte, die Waſſergrenze überſchritt und ſich in das Revier der Vicomteſſe wagte, um dort zu fiſchen, aber dabei ertappt und verhaftet wurde. Da er nun von der gegenſeitigen Abneigung der beiden Adelsfamilien gehört hatte, glaubte er ſich am beſten durchzuhelfen und ſich bei

der Vicomteſſe beliebt zu machen, indem er ihr verrieth, was die ſchöne Deutſche, welche gegenwärtig in l'Echelle die große Dame ſpiele, vor ihrer erſten Verheirathung geweſen ſei.

Das Herz der Vicomteſſe ſchlug hoch vor Schadenfreude. Augenblicklich reifte ein Plan in ihr, ſich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen. Im Widerſpruch mit ihrer bisherigen Zurückhaltung leitete ſie eine geſellige Zuſammenkunft des benachbarten Adels ein, bei welcher ſie mit den Liancourt's zuſammentreffen mußte, und überhäufte hier Roſalien mit Artigkeiten. Die ſchöne Frau wußte nicht recht, was ſie von einer ſo übertriebenen Zärtlichkeit denken ſollte und erröthete. Da ſagte die Vicomteſſe lachend zu den anderen Damen: Ei ſeht doch, wie reizend ſie die Augen niederſchlägt! Sollte man nicht meinen, ſie ſei einmal eine Nonne geweſen? Ja wahrhaftig, auch ihr Gang und die Haltung ihrer Hände verrathen es dem feinen Beobachter, daß ſie einſt eine ſehr heilige Luft geathmet haben muß, das liebe ſüße Mütterchen des allerliebſten Kindes.

Roſalie wurde vollends purpurroth und verlor einen Augenblick alle Faſſung. Aber die Vicomteſſe erſparte ihr die Mühe einer Entgegnung, indem ſie ſich triumphirend Arm in Arm mit den anderen Damen entfernte. Liancourt fand Roſalien allein und in Thränen.

Während er im edelsten Unwillen entbrannte, kam ihm der Vicomte in den Wurf. Es gab eine Scene, in deren Folge die beiden Edelleute auf den folgenden Tag einen Zweikampf anberaumten. Ravenel war Liancourt's Secundant und der Vicomte büßte die Bosheit seiner Gattin mit einer schweren Verwundung, die bei seinem ohnehin zerrütteten Gesundheitszustande, denn er hatte liederlich gelebt, tödtlich wurde.

Als Rosalie bei Liancourt's Rückkehr Alles erfuhr, war sie untröstlich über dieses neue Misgeschick. Sollte sie denn immer nur zum Gipfel des irdischen Glückes geführt werden, um wieder plötzlich herabzustürzen? Welches grausame Spiel trieb das Schicksal mit diesem armen Nonnenherzen! Eben noch die beneidenswürdigste Edelfrau in ganz Frankreich, im Schooße der ländlichen Ruhe und der süßesten Familienfreude, war sie auf einmal wieder zur Flucht gezwungen in ein fremdes Land, zu unbekannten Menschen und noch dazu mit einer Bürde beladen, die zu tragen unter anderen Verhältnissen ihr Stolz und ihre Freude gewesen wäre, die aber jetzt ihren Kummer nur vergrößerte. Am tiefsten beugte sie das Bewußtsein, daß sie allein an Allem Schuld sei und ihren zweiten Gatten ins Unglück bringe, wie den ersten.

Liancourt benahm sich vortrefflich, richtete die wei-

nende Gattin auf und ſprach ihr Muth zu. Allerdings blieb ihm kein Mittel, als das geliebte Schloß der Väter zu verlaſſen; denn er hatte keine Luſt, als Mörder eines Vetters des allmächtigen Cardinals angeklagt zu werden, und er ſah zugleich voraus, daß auch Roſalie dem Schickſal, von der Kirche als ehemalige Nonne reclamirt zu werden, nicht würde entgehen können. Nur durch eine ſchleunige Flucht über die nahe Grenze vermochten ſich beide ſicherzuſtellen. Ravenel trieb ſie an, ihm nach Holland zu folgen, wo er ſelbſt ſchon faſt einheimiſch war.

Mit tiefer Betrübniß trennte ſich Roſalie zum zweitenmal von einer ihr theuer gewordenen Heimat. Liancourt aber fand ſeine ganze alte Heiterkeit wieder und umarmte ſie mit innigſter Zärtlichkeit, indem er ſagte: Ich nehme ja dich mit, wie vermöchte ich in deinem Beſitz noch irgend etwas Anderes zu vermiſſen!

Schon in der nächſten Nacht fuhren ſie allein mit ihrem Kinde in dem bequemen Reiſewagen, den Ravenel als Kutſcher verkleidet regierte, über die Grenze und nahmen die Richtung nach Brüſſel, um Holland auf dem nächſten Wege zu erreichen und um zugleich die franzöſiſche Armee, die unter dem Herzog von Orleans ſich mit der Belagerung einiger feſten Plätze im walloniſchen Flandern beſchäftigte, zu vermeiden und zur Linken zu laſſen.

Achtes Capitel.

In demſelben Holland, wohin ſich die ſehnſüchtigen Blicke der Familie Liancourt richteten, war bereits drei Jahre früher der alte Herr Mander von Köln glücklich angekommen. Einige kleine Summen, die er in Amſterdam zu fordern hatte und deren Zahlung während des Krieges in Rückſtand geblieben war, und van der Lüe's großmüthige Unterſtützung ſetzten ihn in den Stand, alsbald in Amſterdam ſelbſt ein neues Handelsgeſchäft zu eröffnen. Theils fühlte er ſich noch rüſtig genug dazu, theils riß ihn der allgemeine Strom der holländiſchen Thätigkeit fort, denn es wimmelte in Amſterdam wie in einem Ameiſenhaufen, und Niemand vermochte hier müßig zu bleiben. Endlich hoffte er, ſowol ſeine Tochter, als Roderich wiederzufinden, und es wurde ſein Lieblingsgedanke, beide zu vermählen und ihnen dereinſt ſeine Handlung zu hinterlaſſen.

Aber alle Nachforſchungen, welche Mander durch alte Bekannte in Köln unter der Hand einleitete, blieben erfolglos. Pater Floreſtin war ſchon abgereiſt und außer ihm wußte in Köln Niemand um den Aufenthaltsort Katharina's, als Barbara, die aus Furcht, ihre Freundin konnte von den kölner Be-

hörden aus Brügge zurückgefordert werden, das Geheimniß treulich bewahrte. Gerade an ſie wagte aber Mander nicht zu ſchreiben, weil er wegen ihrer frühern Verbindung mit dem Domherrn ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſie hatte. Als er es endlich doch that, erhielt er keine Antwort, denn Barbara war mit dem Maler, der anderswo ein ergiebigeres Feld für ſeine Kunſt ſuchen mußte, als in der verarmten Stadt, ſpurlos verſchwunden.

Dagegen ſchlug Roderich, nachdem er die Armee unter Guebriant verlaſſen hatte, den Weg nach Holland ein. Der Anblick dieſes wunderbaren Flachlandes, ſeiner Canäle und Dämme, ſeiner fleißigen und reichen Bevölkerung machte einen überaus günſtigen Eindruck auf den Jüngling, dem bisher im verwüſteten Deutſchland kein ähnliches Bild des Wohlſtandes entgegengetreten war.

Indem er in einer Treckſchuite langſam auf dem Waſſer nach Amſterdam fuhr und an Katharinen denkend das ſorgenvolle Haupt auf die Hand geſtützt hatte, ſtreichelte eine neben ihm ſitzende junge Holländerin den ſchönen Kopf ſeines weißen Hundes und nöthigte den Jüngling, ſeine Phantaſien abzubrechen und ſich mit ihr in ein Geſpräch einzulaſſen, in das auch ihr phlegmatiſcher Vater zuweilen eine ſcharfſinnige Bemerkung hineinwarf.

Die Holländerin war ebenſo hübſch als freund-

lich. Der ſchöne, leidend ausſehende und etwas einſylbige Schwede ſchien ſie in einem nicht geringen Grade zu intereſſiren. Sie ruhte nicht, bis ſie von ihm erfahren hatte, woher er komme und wohin er gehe, und als er äußerte, er verlaſſe die Kriegsdienſte, um in Holland Kaufmann zu werden, machte die niedliche Holländerin ein ſehr vergnügtes Geſicht dazu und malte ihm ſeinen künftigen Stand von der annehmlichſten Seite aus. Roderich frug den alten Herrn beiläufig nach dem Hauſe van der Lüe, welches derſelbe als ihm wohlbekannt und in ganz Holland geachtet bezeichnete.

Der alte Herr, welcher Veldhoven hieß und in Utrecht wohnte, maß den langen Schweden mit einem ruhigen, aber ſcharfen Blick, als ob er ihn prüfen wolle, ſchien aber in der Miene deſſelben die Feſtigkeit und Verſtandeskraft herauszufinden, die er nicht hätte vermiſſen dürfen, ohne daß er ihm verächtlich würde den Rücken zugekehrt haben.

Ihr erwählt das Rechte, ſagte er jetzt mit einem wohlwollenden Kopfnicken, denn in Deutſchland habt Ihr bisher nur vom Zerſtören und Vernichten gelebt, in Holland erſt könnt Ihr wieder ſchöpfen, gründen und bauen. Wenn Ihr die ſitzende Lebensweiſe in einem Comptoir nicht ertragen ſolltet, ſo ſteht Euch der Dienſt zur See offen, welcher Helden verlangt. Der Menſchenverbrauch in unſeren Colonien iſt ungeheuer.

Er entwarf dem aufmerksam zuhörenden Jüngling in gedrängtem Umriß ein Bild von der großartigen Ausbreitung des holländischen Handels. Wir gehen auf nichts Geringeres aus, sagte er, als auf die Beherrschung des Meeres, soweit es immer sich erstreckt. Darum müssen wir Kriegsflotten haben, um jede Concurrenz mit Gewalt niederzuhalten. Die Hansa haben wir vernichtet, die spanische und portugiesische Marine sind wir im Begriff zu vernichten und die englische, die mit uns zu wetteifern Lust zeigt, werden wir vernichten. Der nächste Gewinn unserer Seeherrschaft ist, daß wir die Fracht für die ganze Welt übernehmen. Was die weiten Ebenen Rußlands und die Ostseeküsten an Korn hervorbringen, Alles muß auf unsere Schiffe gebracht und durch uns verkauft werden. Was die mitten im Eismeer noch immer fruchtbare Natur hervorbringt an Walfischen, Stockfischen, Häringen, Alles gehört unser und belastet unsere dickbauchigen Schiffe. Alle Schätze der neuen Welt, nur wir dürfen sie der alten Welt zuführen. Was hinwiederum die neue Welt von den Fabrikaten der alten braucht, desgleichen. So vermitteln wir Allen Alles, der Gewinn aber bleibt in Holland und wird aufs neue in immer großartigeren Unternehmungen angelegt. Der Zudrang von Flüchtlingen, die um der Religion willen auf dem Festlande, ja selbst in England verfolgt werden, ist bei

uns so groß, daß nicht nur unsere Städte mit jedem Jahre anwachsen, sondern daß wir auch in allen Welttheilen neue Niederlassungen gründen. Ein Welttheil, so groß wie Europa, unlängst erst im tiefen Südmeer entdeckt, wird nach uns Neuholland genannt. Das geheimnißvolle Japan hat uns seine Wunderwelt erschlossen. Im uralten Ostindien haben wir ein neues Batavia erbaut. Auf der Südspitze Afrikas weht unsere Flagge. Brasilien hat unsrer tapfrer Oranier Johann Moritz erobert. Weit über das Nordcap hinaus durchs ewige Eis brachen sich unsere Schiffe Bahn nach Archangel. Da ist keine Zone rings um die runde Erde, wo nicht der geharnischte Wassergeuse seine sieben Pfeile schüttelte, wäre es auch nur, fügte er lachend hinzu, auf unsere vollwichtigen Ducaten.

Das Schiff hielt bei Nieuwersluis, wo Veldhoven ein Landgut besaß. Seiner Einladung folgend blieb Roderich den Abend und die Nacht über bei ihm und wurde aufs zuvorkommendste bewirthet. Die Tochter wünschte ihm beim Abschied am Morgen das beste Glück auf den Weg und mahnte ihn, wiederzukommen. Der Vater gab ihm einen Brief an van der Lüe mit.

Neuntes Capitel.

In Amſterdam endlich angelangt fand Roderich in van der Lüe den alten wohlwollenden Gönner wieder, wie er ihn in Köln verlaſſen hatte. Noch rührender war ſeine Zuſammenkunft mit dem alten Mander. Der ehemalige Herr konnte den ehemaligen Knecht nicht ohne ein lebhaftes Vergnügen anſehen und drückte ihm wiederholt die Hände. Aber die Freude ihres Wiederſehens war durch den Mangel an jeder Nachricht von Katharinen nur zu ſehr getrübt.

Roderich blieb in Mander's Hauſe. Das geſchäftige Leben und Treiben der menſchenvollen Stadt verfehlte nicht, ſeine ganze Thatkraft anzuregen. Er fühlte das Bedürfniß hier, wo Alles an einem großen Werke des glücklichſten Gelingens arbeitete, wacker mitzuarbeiten. Er unterſtützte daher den alten Mander in ſeinem Geſchäft aufs eifrigſte und van der Lüe hegte die Abſicht, ihn in einen noch größern Wirkungskreis einzuführen.

Auch mit dem ehrenwerthen Herrn Veldhoven aus Utrecht kam er auf Geſchäftswegen wieder zuſammen und konnte nicht umhin, gelegentlich auch ſeiner Einladung auf das Landgut zu folgen. Hier empfing ihn ſeine frühere Reiſegefährtin, die ſchöne

Cornelia, wie einen alten Bekannten aufs zutraulichſte und die ausnehmende Huld, mit welcher das reiche Mädchen den armen Fremdling behandelte, von dem man weder wußte, woher er komme, noch was er eigentlich ſei und vorſtelle, fiel einem gewiſſen jungen Herrn de Vlies auf, einem angeſehenen und unternehmenden Kaufmann, der unter ihren bisherigen Bewerbern den erſten Rang eingenommen hatte. Roderich ſelbſt legte in die Freundlichkeit des Mädchens keine tiefere Bedeutung; dazu war ſeine Natur überhaupt zu arglos und das Fortunenbild herrſchte ſo ausſchließlich in ſeinem Herzen, daß es ihm nicht einfiel, eine andere Schöne könne ihr Bild an die Stelle deſſelben eindrängen wollen.

An einem Sonntage, einem der ſchönſten Tage des Nachfrühlings, war Roderich wieder einmal auf dem Landgute und befand ſich zufällig im Garten, den ihr Vater im damaligen Geſchmack mit vielem Aufwande eingerichtet hatte, bei Cornelien allein, die in ihrem reichen Putze unter den ſteif abgezirkelten, aber mit den bunteſten Blumen angefüllten Beeten die Göttin Flora ſelbſt zu ſein ſchien.

Es war ziemlich heiß, ſie ſetzten ſich daher in eine Laube und Roderich zog ein ſeidenes Tuch hervor, um ſich die Stirn damit abzutrocknen. Cornelia biß ſich in die Lippen und konnte doch das Lachen nicht verhalten, denn ſeit ſie ihn kannte, hatte ſie bemerkt,

daß er immer das nämliche rothgeblümte Tuch bei ſich führe, was bereits ſehr oft gewaſchen worden zu ſein ſchien und auch ſchon ein klein wenig zerriſſen war. Sie vermuthete daher, daß es irgend ein Geſchenk von lieber Hand ſein müſſe. Indem es ſie reute, daß ſie gelacht hatte, und ſie ihre Unart wieder gut machen wollte, war ſie unbeſonnen genug, ihr eigenes ſehr ſchönes Tuch hervorzuziehen und ihm darzureichen, indem ſie ihm das ſeinige ſanft aus der Hand nahm. Ihr habt ein gar zu altes Tuch, ſagte ſie, da, mein Herr, nehmt das meinige dafür.

Roderich küßte ihr die Hand und antwortete: Ach nein, meine Jungfrau, ich kann Euch das Tuch nicht geben. Es iſt für Euch zu ſchlecht und für mich unerſetzlich.

Ihr ſeid ſehr höflich, das muß man Euch laſſen, erwiderte Cornelia, indem ſie erröthete und zugleich über ſeine Gutmüthigkeit lächeln mußte, fügte aber ſelbſt gutmüthig hinzu: Nun will ich Euch wenigſtens mit einem rothſeidenen Faden den Riß in Eurem koſtbaren Tuche zuſtopfen.

Ihr ſeid ungemein gütig, Jungfrau Cornelia, ſagte Roderich, ich werde Euch dafür dankbar verpflichtet bleiben, denn nur ſo zarten Händen, wie den Eurigen, möchte ich dieſes Kleinod, das einzige Andenken meiner verlorenen Geliebten, anvertrauen.

Er mußte ihr nun von dieſer Geliebten erzählen

und Cornelia zerdrückte mit ihren runden weißen Fingern eine Thräne in ihrem freundlichen Auge, welche Roderich ausschließlich auf Rechnung ihres Mitleids setzte und die ihn vermochte, ihr mit warmer Dankbarkeit die Hand zu drücken.

In diesem Augenblicke wurden sie von de Vlies, der in den Garten getreten war, beobachtet. Das entschlossene und ein wenig verkniffene Gesicht dieses jungen Mannes verfinsterte sich. Seine buschigen schwarzen Augenbrauen flossen in eine krumme Linie zusammen, seine Hand ballte sich. Ohne das gerührte Paar, das ihn gar nicht bemerkte, anzureden, entfernte er sich wieder.

Noch an demselben Abend wurde Roderich in der Nähe des Landgutes auf dem Heimwege von kräftigen Seeleuten, welche de Vlies zu dieser Bosheit auserlesen hatte, als Matrose gepreßt, auf dem Canal entführt und sogleich auf einen Ostindienfahrer gebracht, mit dem er in die weite Welt segelte, ohne daß in ganz Holland, de Vlies ausgenommen, Jemand Kenntniß davon hatte.

Man fand am andern Morgen den treuen Hund Waldmann am Ufer des Canals naß und erschöpft, wie es schien, von langem Schwimmen, neben dem rothen Seidentuche Roderich's liegen, das er eifersüchtig bewachte. Man vermuthete, wie besonders de Vlies unter der Hand ausbreitete, Roderich habe

ſich an dem warmen Sommerabend noch baden wollen und ſei ertrunken. Man wollte den Hund weglocken und ihm das Tuch abnehmen, aber er wies grimmig die Zähne. Selbſt die ſchmeichelnde Hand Cornelia's konnte ihm das Kleinod ſeines Herrn nicht abgewinnen. Da holte de Vlies heimtückiſch eine Jagdflinte und erſchoß das ſchöne Thier in Gegenwart Cornelia's, die darüber in den heftigſten Unwillen gerieth, das liegengebliebene Tuch zu ſich nahm und dem rohen Mörder für immer ihr Haus verbot.

Wer den Herrn haßt, haßt auch ſeinen Hund, ſagte de Vlies, indem er ihr höhniſch nachblickte, putzte ſein Gewehr und trat dem todten Waldmann dabei mit verbiſſener Luſt auf den Hals.

Der alte Mander war über das Verſchwinden Roderich's untröſtlich. Van der Lüe gab ſich jede erdenkliche Mühe, eine Spur von ihm aufzufinden, aber vergebens.

Zehntes Capitel.

Inzwiſchen brachte das arme Trinchen ihre Tage bei der alten Baſe in Brügge in tiefer Zurückgezogenheit zu, ohne vom Schickſal ihres Vaters und Ro-

derich's mehr zu erfahren, als was ihr bald nach Floreſtin's Wiederankunft in Köln von ihrer Freundin Barbara geſchrieben worden war. So wußte ſie wenigſtens, daß beide ihr ſo theure Weſen gerettet ſeien.

Von Roderich konnte ſie nicht anders glauben, als er befinde ſich noch bei dem franzöſiſchen Heere, weshalb ſie begierig auf alle Nachrichten vom Kriegsſchauplatze am Oberrhein horchte und fleißig in der Kirche Unſrer Lieben Frau für ihn betete, ohne ein Arg daran zu nehmen, daß der, für den ſie die Gunſt der Himmelskönigin in Anſpruch nahm, ein Ketzer war.

Ihre Baſe, eine brave alte Frau, faßte zu ihr eine wahrhaft mütterliche Liebe, dachte aber in der Hauptfrage ganz verſchieden von ihr. Sie misbilligte nämlich die Verbindung Katharina's mit einem Ketzer und feindlichen Offizier aufs entſchiedenſte und ließ ſich durch keine Vorſtellung des liebenden Mädchens bewegen, die Sache anders als durchaus unnatürlich und ſündhaft anzuſehen. Als eine praktiſche Frau begnügte ſie ſich aber nicht mit bloßen Einreden und mütterlichen Vorſtellungen, ſondern ſuchte das Mädchen durch ein Mittel, welches ihr zu dieſem Zweck das geeignetſte ſchien, von ihren verliebten Erinnerungen abzubringen und ein ganz neues Intereſſe in ihr zu erwecken, indem ſie ſich in Brügge ſelbſt nach einem annehmlichen Bewerber für ſie umſah.

Diesen glaubte sie denn auch bald in der sehr achtungswürdigen Person eines wohlhabenden Nachbars gefunden zu haben, eines sichern Herrn Overbroeck, der zwar schon ein Witwer, aber noch in den besten Jahren war und eins der schönsten alten Giebelhäuser in der Stadt besaß, ein Andenken an das goldene Zeitalter der Vlämingen. Seinem ehrsamen Gewerbe nach war er ein Zuckerbäcker, allein sein längst ererbter und erworbener Reichthum verstattete ihm, sein Geschäft mit wählerischer Ausschließlichkeit zu treiben, indem er nur Kunstwerke von Belang für vornehme Tafeln lieferte, allegorische Compositionen nach damaligem Geschmack mit viel Sinn für Polychromie. Seine geschickten Hände zauberten aus süßem Mehl und farbigen Zuckerkrystallen langweilige Schäfereien und Gruppirungen von Kriegs- und Friedensgottheiten in römischem Costume hervor, welche trotz ihrer Abgeschmacktheit bei flammenden Lichtern einem zarten Elfenreich entnommen schienen und für die Augen und Zungen der Kinder den süßesten Reiz des Romantischen hatten.

In seinem Staatskleide von zimmetbraunem Sammet mit den feinsten Spitzen brachte er, so oft er bei der Base einsprach, eine zierliche Düte voll Bonbons und eingemachten Früchten mit und freute sich höchlich, wenn Trinchens rosige Finger diese süßen Säckelchen ausschälten und ihren noch rosigeren Lippen

entgegenführten. Das gute Kind dachte gar nichts Verfängliches dabei, denn der verliebte Zuckerbäcker war ihr über alle Maßen gleichgültig. Auch ein Besuch in seinem Hause konnte sie nicht auf andere Gedanken bringen. In seiner Abwesenheit wurde sie von seiner alten Haushälterin und der Base in allen zierlich getäfelten Zimmern des reichen Hauses herumgeführt, wurden alle alten Silberkästen und Leinwandschränke vor ihr aufgethan, ohne daß sie etwas Anderes dabei empfunden hätte, als den stillen Wunsch, einmal mit Roderich in einer so behaglichen Häuslichkeit zu wohnen.

Sie hatte aber auch noch einen andern Verehrer in der Nachbarschaft gefunden, einen armen Teufel von Maler, der sich Don Verdugo nannte, Bastard eines spanischen Offiziers und einer armen Handwerkstochter aus Brügge. Mit dem Adlerauge und schwarzen Haar des Spaniers verband dieser sonderbare junge Mann das Phlegma der niederländischen Mutter in einem eigenthümlichen Humor, der ihn über die Verachtung und Bretlosigkeit trösten mußte, in welcher er aufgewachsen war. Er half sich kümmerlich fort, indem er Portraite malte. Ein sehr schönes Bild verfertigte er heimlich von Katharinen, indem er sie aus seinem niedrigen Fenster gegenüber beobachtete, während gleichzeitig auch der Zuckerbäcker hinüberschielte und Katharinens niedliche Gestalt in

natürlichen Farben mehrmals aus Zucker formte, um jedes dieser Bilder alsbald aus Liebe aufzueſſen.

Einſt am Himmelfahrtstage trat Katharina reizend geputzt aus der Hausthüre heraus, um der Prozeſſion anzuwohnen, welche die Feier des Tages erhöhen ſollte. Vergnügt lächelnd blickte ſie zu der Morgenſonne am klaren Himmel empor und blieb eine Weile unter der Thüre ſtehen, um noch ihre Handſchuhe an den milchweißen Armen hinaufzuziehen. Bei dieſem Geſchäft aber entglitt ihr die buntbemalte Wachskerze, die ſie in der Prozeſſion tragen ſollte, und zerbrach auf der ſteinernen Treppenſtufe. Das Mädchen ſtieß einen kleinen Schrei aus, erröthete aber und mußte endlich lachen, als der ſarkaſtiſche Maler gegenüber, der das Unglück aus ſeinem Fenſter mit angeſehen hatte, ihr einen guten Morgen wünſchte.

Kaum eine Minute ſpäter ſtand er auch ſchon vor ihr und überreichte ihr ſeine eigene ſehr maleriſch mit Blumen umwundene Kerze, die ſie mit freundlichem Danke annahm. Während ſie aber noch miteinander plauderten, erſchien auch der geputzte Zuckerbäcker, um ihr eine noch viel größere und ſchönere Kerze zu bringen, da er ebenfalls der Prozeſſion beiwohnen wollte und eben auszugehen im Begriff geweſen war, als er von ſeinem Hauſe herüber ihren Verluſt mit angeſehen hatte. Mit einem dankbaren Knire empfing ſie auch dieſe zweite Kerze, fand aber

das Wachs zu schwer und wußte nichts Besseres, als sie dem Maler zum Gegengeschenk für die seinige in die Hand zu legen.

Ihr werdet wohl thun, armer Mensch, sagte Overbroeck höchst empfindlich, indem er sich in die Brust warf und die mit Edelsteinen besetzten Knöpfe seines Staatskleides in der Sonne blitzen ließ, Ihr werdet wohl thun, Euch nicht aufzudrängen, wo man Euer nicht begehrt.

Ja wol, fügte die Base hinzu, die unterdeß aus dem Hause getreten war, um gleichfalls mit zur Prozession zu gehen. Ich habe Euch schon mehrmals zu verstehen gegeben, daß Eure Bemühungen nun ganz und gar vergeblich sind, deswegen wollt sie doch um Gottes Willen und zu Eurem eigenen Besten einstellen.

Die schöne Katharina, wandte der Maler ganz ruhig und ehrerbietig ein, weiß selber schon, wie uneigennützig ich sie verehre.

Ich glaube ja, sagte das Mädchen und nickte ihm zutraulich zu. Er ist so brav als er arm ist, fuhr sie fort, indem sie sich an Overbroeck wandte, und es steht Euch gar nicht an, ihn unter Euch zu setzen, obgleich auch Ihr nicht so schlimm sein mögt, als Ihr reich seid.

Damit neigte sie ihr hübsches Köpfchen zum Abschied und schwebte an der Seite der Base die lichte

Straße dahin. Beide Liebhaber ſahen ihr eine Weile nach, warfen ſich dann ſelber einen Blick von minderer Freundlichkeit zu und gingen, der eine rechts, der andere links.

Elftes Capitel.

Die Prozeſſion war beendigt, die Glocken hatten ausgeläutet. In dem niedrigen Zimmer der Baſe hatte Trinchen auch ſchon nach vollendeter Mittagsmahlzeit den Tiſch wieder abgeräumt und war ſchon im Begriff, das blankgeſcheuerte Geſchirr wieder in Reih und Glied an die Wand zu ſtellen, als die Baſe trotz der großen Sonnenhitze Luſt bekam, einen Spaziergang auf das Land hinaus zu dem artig gelegenen Hauſe ihrer Milchfrau zu machen.

Trinchen war bereit, ihr zu folgen, holte ihr den breiten Sommerhut, ſetzte ſich den ihrigen auf, nahm ein Körbchen an den Arm und trippelte mit der guten Alten durch die Straßen zum Thore hinaus, ohne darauf zu achten, daß ihr Weg bei Herrn Overbroeck's Garten vorbei führte.

Noch ehe ſie in deſſen Nähe gekommen waren, litt die Baſe ſchon ſehr an Hitze und als ihr an

der Gartenthür der Eigenthümer mit einer Verbeugung entgegentrat, und ſie einlud, ſich ein wenig unter dem Schatten ſeines Daches zu erfriſchen, nahm ſie die höfliche Einladung mit einer gefälligen Miene an und nöthigte das ein wenig finſterblickende Mädchen, mit einzutreten. Die ganze Sache ſah wie verabredet aus, weshalb Katharina ſich überaus misgeſtimmt fühlte, nicht des zärtlichen Herrn wegen, mit dem ſie geſchwind fertig zu werden wußte, aber wegen der Baſe, die es gut meinte und die ſie ungern in Verlegenheit brachte.

Die vorbereitete Bewirthung war vortrefflich, aber das Geſpräch, das ſich um den heiligen Eheſtand drehte, das Zureden der Baſe und die lauernde Aufdringlichkeit des Bewerbers machte dem trotzigen Mädchen alle die ſüßen Erfriſchungen, die auf grünen weinlaubförmigen Tellern lockend vor ihr ausgebreitet lagen, zuwider. Als der galante Herr nun gar, ohne auf ihre Proteſtationen zu achten, vor ihr niederkniete, ihr ein großes feuerrothes mit einem goldenen Pfeil durchſchoſſenes Zuckerherz überreichte und ihr in wohlgeſetzten Verſen von Amor und Hymen vordeclamirte, lief ſie davon. Die Baſe ging ihr nach und machte ihr bittere Vorwürfe. Sie antwortete aber: Liebe Mutter, laßt mich nur ein wenig verſchnaufen, ich muß mir doch ſo einen Antrag auch mit Ruhe überlegen können.

Da haſt du wieder Recht, meine Tochter, komm aber bald wieder, ſagte die Baſe und ging zurück, um den verdutzten Freier zu beſchwichtigen.

Das Mädchen ging den Mühlenbach entlang, der ſich zwiſchen ſtillen Wieſen und Gebüſchen hinſchlängelte. Sie lachte anfangs in ſich hinein, wurde aber abwechſelnd wieder ernſt und ſeufzte. Die Hitze des Tages hatte noch zugenommen, die Luft zitterte über der Wieſe und am fernen Horizonte ſtiegen über der unermeßlichen niederländiſchen Ebene Gewitterwolken auf, vor deren dunklem Hintergrunde die Stadt Brügge mit ihren Kirchen herrlich ausgebreitet lag. Die nahen Erlen regte noch kein Lüftchen, aber unzählige Bienen wühlten in den Wieſenblumen und weiße Schmetterlinge tändelten im Wechſeltanze durch die Luft.

Gleichfalls tändelnd rauſchte das Mädchen mit ihrem kleinen Fächer, wehte ſich Luft zu und blickte im Schatten deſſelben nach dem fernen Süden, in welchem ſie ihren Geliebten vermuthete, der jetzt vielleicht im heißen Kampfe ſtehen oder im Lager ruhen würde.

Alle guten Engel mögen bei dir ſein, mein Roderich! rief ſie und warf ihm mit dem raſch zuſammengelegten Fächer einen zärtlichen Kuß zu.

An ganz andere Dinge, als an die Rückkehr denkend ging ſie langſam und mechaniſch weiter, hielt zuweilen inne und betrachtete die Stadt und das immer

naherrückende Gewitter, bis es zur Umkehr faſt zu ſpät wurde, denn ſchon rollte der Donner über ihrem Haupte, die Sonne barg ſich in Wolken, die Stadt und die ganze Ebene verdunkelten ſich und die erſten Tropfen fielen. Da bemerkte das Mädchen, daß ſie auf der Heerſtraße, zu welcher ſie der Mühlenweg geführt hatte, viel näher bis zur Wohnung der Milchfrau hätte, als auf dem Rückwege zu Herrn Overbroeck's Garten und beſann ſich, ob es auch recht ſei, die gute Baſe allein und in Sorgen um ſie zurückzulaſſen.

Da keuchte Herr Overbroeck ſelbſt mit dem Regenſchirm heran, um ſie zurück zu holen. Trinchen konnte nicht umhin, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben. Kaum aber hatte ſie ihren Arm in den ſeinigen gelegt, als er durch den Wein, den er genoſſen, durch die Hitze des ungewohnten Laufens und durch die günſtige Situation kühn gemacht die ſpröde Schöne für die Beleidigung, die ſie ihm angethan hatte, ein wenig zu ſtrafen beabſichtigte und als ſüßes Recht des Schirmträgers einen Kuß von ihr verlangte.

Wol gar! rief ſie ihm mit einem Blicke zu, der ihn hätte erſchrecken können, wenn nicht ſein Muth ſchon zu lebhaft entflammt geweſen wäre.

Er wollte eine ſanfte Gewalt anwenden, aber ſtatt ihrer weichen Lippen bekam er nur die harte Fläche ihres Fächers zu küſſen und im Augenblick

war ihm die liebliche Sirene entſchlüpft und im mächtig daherrauſchenden Regen verſchwunden.

Am ganzen ſchönen Sonntagsſtaate Katharina's war auch kein Fädchen trocken geblieben, als ſie erhitzt und dennoch lachenden Muthes in das reinliche Bauernhaus eintrat, wo die Milchfrau in der Mitte ihrer Familie ſie mit Staunen und herzlichem Bedauern empfing. Da aber Katharina ſelbſt lachte, ſo lachten Alle mit. Hurtig wurde das gebadete Stadtmädchen in die Kammer geführt, um ihre Kleider mit denen einer Tochter des Hauſes zu vertauſchen.

Aber der Frohſinn der ländlichen Geſellſchaft verwandelte ſich in Schrecken, als der heftige Platzregen in einen Hagelſturm überging, der binnen wenigen Augenblicken die Fenſter des Hauſes auf der Wetterſeite zerſchmetterte, die Obſtbäume im Garten beugte und einige ſogar entwurzelte. Die beſonnene Hausfrau ſchloß, die pfeilähnlichen Geſchoſſe des Hagels nicht achtend, die Fenſterladen. Der Hausvater und ſein Sohn liefen in den Stall hinaus, um nach den Kühen zu ſehen, wurden aber durch ein lautes Fluchen und Jammern aufgehalten, das von der nahen Landſtraße her ertönte. Die vom Blitz erſchreckten Pferde eines Reiſewagens waren ſcheu geworden und konnten nur mit außerordentlicher Mühe durch den Kutſcher und einen Offizier, der ihm dabei half, im Zaum

gehalten werden. Die beiden ſtarken Bauern eilten herbei, ihnen zu helfen, und brachten Pferde und Wagen glücklich in der groſſen Scheune unter.

Man half einer zarten Dame in mittleren Jahren mit ihrem Kinde und ihrem ſehr um ſie beſorgten Gemahl aus dem Wagen, deſſen Glasfenſter vom Hagel zerbrochen waren. Nur mühſam hatten die Eltern das geliebte Kind gegen die ſchrecklichen Hagelſtücke und Glasſplitter zu ſchützen vermocht, von denen ſie ſelbſt, doch zum Glück nur unbedeutend, verletzt worden waren. Der Offizier bezeugte ihnen eine lebhafte Theilnahme und brachte ſie ins Wohnhaus.

Eben trat Katharina in der Tracht eines Bauernmädchens blühend wie eine friſche Roſe aus der Kammer, als die Reiſenden hereingeführt wurden, und durch den Anblick der ſchönen fremden Frau wunderbar ergriffen, ließ ſie es ſich nicht nehmen, ihr wie eine Magd des Hauſes Dienſte zu leiſten.

Als das Unwetter nachgelaſſen hatte und man ſich zu beruhigen anfing, überraſchte Katharina die ſchöne Fremde mit der Frage: Kennt Ihr vielleicht den Pater Floreſtin?

Ja, antwortete die Fremde mit leuchtenden Augen. Wie kommſt du auf dieſen Namen? Kennſt du meinen Bruder? Iſt er vielleicht in Brügge? O ſprich!

Ach nein, ſagte das Mädchen und ſchüttelte den

ſchönen Kopf, er iſt nicht hier. Aber, fuhr ſie fort, indem ſie Roſaliens Hände faßte und ihr hell und entzückt in die Augen ſah, ſeid Ihr mir herzlich willkommen und geſegnet ſei der Tag, an dem ich die ſchöne Frau von Heldrungen zum erſtenmal geſehen habe, von der mir mein Roderich ſo viel Gutes erzählt hat.

Roderich? rief Roſalie. Auch den kennſt du? Biſt du denn eine Zauberin, liebliches Kind?

Sechstes Buch.

Erstes Capitel.

Wie Herr von Liancourt und seine Gemahlin mit ihrem treuen alten Hausfreunde nach Brügge kamen, trug sich auf folgende Weise zu.

Die geflüchtete Familie erreichte glücklich Landrecy, den ersten bedeutenden Ort im Hennegau, ohne ausgefragt zu werden. Als sie aber auf der Straße gegen Mons weiter fuhren, geriethen sie einer Patrouille des kaiserlichen Heeres in die Hände, welches damals das französische im wallonischen Flandern beobachtete und dessen Heerführer, der berühmte Piccolomini und Herzog Karl von Lothringen, ihr Hauptquartier in Doornik hatten. Ravenel beging die Unvorsichtigkeit, der Patrouille imponiren zu wollen,

und da weder er noch Liancourt einen Ausweis bei sich hatte, mußte der Wagen von der Straße ablenken, um ins Hauptquartier geführt zu werden.

Rosalie konnte ihren Jammer nicht unterdrücken, obgleich Liancourt und Ravenel sie tröſteten, indem sie in kaiſerlicher Haft weit ſicherer waren, als wenn ſie in die Gewalt ihrer eigenen Landsleute gerathen wären. Ravenel war anfangs ein wenig wüthend, wußte ſich aber nachher mit viel Klugheit und Humor in die unvermeidliche Lage der Dinge zu ſchicken.

Als Liancourt zu Doornik dem alten Piccolomini vorgeſtellt wurde, erinnerte ſich dieſer noch recht wohl, ihn zu Wallenſtein's Zeiten öfters geſehen zu haben, hegte aber von damals her das Vorurtheil gegen ihn, daß er ein überaus ſchlauer und verſchlagener Unterhändler ſei, weshalb er auch der Erzählung, nach welcher Liancourt wegen eines Duells habe entfliehen müſſen, keinen Glauben ſchenkte, ſondern ſich für überzeugt hielt, Liancourt ſei auf einer geheimen Miſſion nach Holland begriffen, die um ſo dringender ſein müſſe, je kecker er den nächſten und gefährlichſten Weg durch Feindes Land eingeſchlagen habe.

Liancourt und Roſalie ſelbſt legten dem ergrauten Feldherrn dringend den Wunſch ans Herz, ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten und ſie nach Holland zu entlaſſen. Aber Piccolomini bedauerte, ſich jedenfalls der Perſon Liancourt's einſtweilen verſichern zu

müssen, versprach ihm aber eine sehr anständige Haft.

Die Flüchtlinge mußten nun wirklich in Doornik zurückbleiben. Aber schon nach wenigen Tagen erhielten sie von Brüssel aus den Befehl, sich nach Brügge zu begeben, um in dieser etwas abgelegenen und von fremdem Verkehr damals wenig mehr berührten Stadt ihren fernern Aufenthalt so lange zu nehmen, bis ihre Verhältnisse dem niederländischen Gouvernement völlig aufgeklärt sein würden. Ravenel erhielt die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, zog es aber vor, das Ehepaar in seinen Verbannungsort zu begleiten.

In solcher Weise gelangten sie unter der Obhut eines spanischen Offiziers über Ypern auf die Straße nach Brügge und wurden vor den Thoren dieser Stadt durch das Ungewitter überfallen. Sie hatten in offenbarer Gefahr geschwebt, aber der Schrecken, den ihnen das Durchgehen der Pferde und das Zertrümmern der Wagenfenster verursacht hatten, war ihnen bald durch die überraschende Begegnung der reizenden Kölnerin versüßt.

Nachdem Sturm und Regen nachgelassen, fand sich auch Herr Overbroeck in dem Bauernhause ein, um seine entflohene Schöne aufzusuchen. Da aber bereits beschlossen war, daß sie mit Frau von Liancourt nach der Stadt fahren sollte, mußte er in dem

schon von ihm bestellten Fuhrwerk die Base allein heimführen. Er präsentirte sich übrigens von einer sehr guten Seite, indem er Herrn von Liancourt seine Dienste anbot. Nachdem die ländliche Familie reichlich von den Franzosen belohnt worden war, fuhren Alle in die Stadt und Liancourt fand durch Herrn Overbroeck's Fürsorge bald eine schöngelegene Wohnung.

Sowol auf der Heimfahrt, als bei der ersten wohnlichen Einrichtung der Familie Liancourt bekam das dienstfertige Trinchen mancherlei mit dem alten, ein wenig mürrisch aussehenden Kutscher zu thun und verfehlte nicht, ihn in ihrer Art ein wenig zu commandiren, als er sie plötzlich lachend in die Arme nahm und trotz ihres Sträubens und Geschreis recht derb abküßte. Sie fühlte sich schrecklich beleidigt, beruhigte sich aber bald wieder, als ihr Herr von Liancourt sagte, was für ein biederer Ritter dieser Kutscher sei, und um der treuen Hingebung willen, die ihn vermocht hatte, das Galakleid des Cavaliers mit dem groben Rock des Dieners zu vertauschen, verzieh sie ihm und gab ihm lächelnd die kleine Hand.

Der spanische Offizier nahm Abschied und kehrte nach Doornik zurück. Dagegen mußte Liancourt dem Commandanten von Brügge das Handgelöbniß ablegen, die Stadt ohne seine Einwilligung nicht zu verlassen.

Katharina verweilte täglich bei Rosalien und die innige Zuneigung, welche die beiden Frauenzimmer vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an für einander gefaßt hatten, wuchs mit jedem Gespräche. Katharina mußte Rosalien Alles erzählen, was sie vom Aufenthalt ihres Bruders in Köln von ihrer zarten Jugend an wußte, und Rosalie erzählte ihr dafür so mancherlei aus Roderich's Jugendzeit im rauhen Harzgebirge, wo er noch das Bärenfell getragen hatte. Auch Liancourt, der nach der ermüdenden und unruhigen Reise sich in den Bequemlichkeiten eines brügger Bürgerhauses überaus behaglich fühlte, hatte Freude an der neuen Bekannten seiner Frau und lobte besonders ihre unzerstörliche Heiterkeit, die ziemlich mit seinem eigenen Temperamente übereinstimmte. Ravenel aber hatte sich förmlich in das Mädchen verliebt und behandelte, seinen Jahren gemäß, diese Leidenschaft mit sarkastischer Resignation.

Natürlicherweise wollte man vor Allem die Stadt, deren mittelalterliche Majestät noch wenig von dem Renaissancestyl beleidigt worden war, und die zahlreichen Kunstwerke in ihr bewundern und Katharina schickte der französischen Familie ihren Freund Verdugo zu, um ihnen als kundiger Führer zu dienen.

Liancourt machte die Bemerkung, daß die größte Schönheit Brügges, nämlich seine reinerhaltene Alterthümlichkeit, als seltene Ausnahme gerade der bün-

digſte Beweis für die gewöhnliche Regel des Unterganges aller Kunſt und ihrer Werke ſei.

Hier, ſagte er, iſt etwas wunderbar erhalten worden, wird ſich auch vielleicht noch Jahrhunderte erhalten und dann doch durch neue Kriege, Brände, Bilderſtürme vollends zu Grunde gehen. Es wird die Zeit kommen, wo kein gothiſcher Stein mehr auf dem andern ruht und wo kein Bild von Johann von Eyck mehr das Licht der Sonne ſieht.

Wir Künſtler, ſagte Verdugo achſelzuckend, müſſen uns an der Zerſtörung des Alten freuen, weil dadurch Platz für unſere neuen Arbeiten gewonnen wird, die man hier wegen des viel erhaltenen Alten viel weniger gelten läßt, als in Holland.

Die Philoſophie, fiel Ravenel ein, verlangt dieſen Wechſel der Geſchmacksentwickelungen, als ebenſo viele Enthäutungen der Raupe, bis die freie Pſyche emporfliegt.

Aber, ſagte Liancourt, die Ironie des Schickſals ſpottet aller Kunſt und das Trachten der Künſtler nach Unſterblichkeit ihrer Werke iſt ein ſeltſamer Irrwahn gegenüber der Natur, die allein ewig iſt.

Zweites Capitel.

So oft Rosalie in die große Frauenkirche zur Messe ging, fiel ihr Auge auf eine überaus schöne aus weißem Marmor gebildete Madonna, die das heilige Kind zu ihren Füßen nur leicht an der Hand hielt und ohne um dasselbe zu sorgen, frei, stolz und verachtend in die Welt hinausblickte, als ob dieselbe für ihre überirdische Schönheit zu schlecht wäre. Das Fremdartige dieser italienischen Bildsäule in der niederländischen Umgebung, dieses antiken Typus in christlicher Anwendung fällt heute noch Jedem auf, der sie erblickt. Aber in Rosaliens tiefster Seele weckte sie eine Erinnerung an die Helena des Demiurg. So königlich mußte Helena, wenn es je eine geben sollte, in das Reich ihrer Verbannung blicken.

Sie erfuhr, daß das herrliche Werk von dem großen Michel Angelo aus carrarischem Marmor gemeißelt, auf der See von Holländern geraubt, aber von diesen Ketzern für weniges Geld an einen rechtgläubigen brügger Kaufmann überlassen worden sei, der es in die Hauptkirche seiner Vaterstadt gestiftet habe.

In der Hoheit und Strenge dieses Bildes lag etwas für Rosalien Demüthigendes. Sie hoffte sich mit ihm zu versöhnen, indem sie den Ausdruck der

Mütterlichkeit in ihr ſuchte. Allein dieſer Verſuch überzeugte ſie zu ihrer innigen Beſchämung nur davon, daß ſich Irdiſches mit Himmliſchem nicht vergleichen läßt. Sie mied endlich die Kirche.

Wie beneidete ſie die heitere Katharina, die den Bildern der niederländiſchen Maler ähnlich in jener eigenthümlichen Sittſamkeit und Unſchuld ſich bewegte, wie ſie im Weſen des Volkes liegt und im enggezogenen Kreiſe des heimatlichen Behagens eine fremdartige Hoheit weder anſtrebt, noch durch ſie beirrt werden kann.

Sommer und Herbſt vergingen. Da genas Roſalie ihres zweiten Kindes, eines blühenden Mädchens. Liancourt empfand die reinſte Vaterfreude, die durch ſeine Gefangenſchaft nicht geſtört wurde. Die ſtrahlende Geſundheit der Mutter und des Kindes erinnerten ihn an ſeine glücklichſte Zeit in l'Echelle. Sein ganzes Weſen ſchien in Liebe zu der ſchönen Wochnerin aufgegangen zu ſein und Katharina, die oft Zeugin ihres ehelichen Glückes war, mußte lächeln, daß es noch zwei andere Weſen auf der Welt geben ſollte, die ſich anmaßen durften, ebenſo glücklich zu ſein, als ſie es einſt mit Roderich geweſen war und wieder zu werden nie aufhörte zu hoffen.

Verdugo malte Liancourt, Roſalien und die beiden Kinder in einer reizenden Gruppe. Liancourt widmete dieſem jungen Maler viele Aufmerkſamkeit, da

er bald seinen Werth erkannt hatte, und bedauerte ihn, daß er in Brügge in so geringer Achtung stand, woran aber nicht blos seine uneheliche Geburt und Armuth, sondern hauptsächlich eine böse Neigung zur Satire Schuld war, womit er die hohe Geistlichkeit aufgebracht hatte.

Gleich im Anfange ihres brügger Aufenthaltes hatte Rosalie an ihre alte Freundin Apollonia in Sachsen geschrieben und empfing von derselben als Antwort wieder traurige Nachrichten. Die gute alte Muhme Gertrud in Franken war gestorben. Berger wurde wegen seiner irenischen Ansichten im Kurstaate schwer verfolgt. Sein eifriger Wunsch, Lutheraner und Calvinisten zu versöhnen oder ihren wüthenden Haß wenigstens zu mildern, wurde ihm von der herrschenden Partei in Dresden zum Verbrechen gemacht. Seine Rechtgläubigkeit wurde verdächtigt und mitten unter den Schrecken des Krieges und der allgemeinen Noth des Landes war er angeklagt, inquirirt und abgesetzt worden. Apollonia war mit ihm und ihren Kindern im Begriff, nach Holland und vielleicht Amerika auszuwandern, und da ihr Rosalie geschrieben hatte, auch sie begebe sich nach Holland, hegte sie die frohe Hoffnung eines baldigen, so lange heiß ersehnten Wiedersehens.

Etwas später erhielt Rosalie unerwartet einen Brief der Frau von Brissac, die von ihrem Aufent-

halte in Brügge durch die Umgebungen der Vicomteſſe Kunde erhalten hatte und als ehemalige gute Freundin und Nachbarin Roſalien dringend vor den Nachſtellungen dieſer Dame warnte, welche im Begriffe ſei, den niederländiſchen Klerus gegen ſie in Bewegung zu ſetzen.

Gleichzeitig erhielt auch der Maler Verdugo durch vertraute Freunde eine Andeutung, die ihm genügte, um Herrn von Liancourt aufs inſtändigſte zu bitten, ſeine Gemahlin augenblicklich aus Brügge zu entfernen.

Liancourt verließ ſich zwar einigermaßen auf den zwiſchen Spanien und Frankreich noch beſtehenden Haß, der die ſpaniſchen Behörden nicht leicht zu Werkzeugen der franzöſiſchen erniedrigen laſſen werde, da es ſich aber nicht ſowol um eine Staats- als Kirchenangelegenheit handelte und der katholiſche Geiſt in den Niederlanden in ſeiner tiefen Energie auch eine ſchonungsloſe Strenge einſchloß, ſo wurde ihm in der That diesmal bänger, als ihm je in ſeinem Leben geweſen war. Allein die Sache geſtaltete ſich völlig anders, als er gefürchtet hatte. Plötzlich nämlich entband ihn der Commandant der Stadt ſeines Ehrenwortes und erlaubte ihm, mit ſeiner Familie hinzugehen, wohin er wolle.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Liancourt und Ravenel augenblicklich zur Abreiſe Anſtalt trafen.

Raum behielt Roſalie noch ſo viel Zeit, von Katharinen Abſchied zu nehmen, die ihr mit einer ſchmerzlichen Wehmuth nachblickte.

Als Roſalie in der Abenddämmerung aus Brügge fuhr, bewegte ſie ein trauriges Gefühl. Dieſe heitere Stadt mit ihren breiten Straßen, lachenden Alleen und hellen umfangreichen Plätzen kam ihr dunkel, beengend und drückend vor wie ein Kerker der Inquiſition. Die faſt ewige Sonntagsſtille und der fromme Frieden in ihrer alterthümlichen Zierlichkeit ſchien ihr eine mehr als Tod drohende Gefahr zu verbergen, wie wenn aus einem Korbe voll duftender Blumen heimlich eine Schlange züngelt. Roſalie hatte ſich bei ihren täglichen Gängen durch die Stadt und beim Beſuche der Kirchen aufs lieblichſte angeregt gefunden. Alles athmete hier Katholicismus, aber mit einer ſo kindlichen Milde begrüßte ſie hier zum letztenmale der Geiſt ihrer Kirche, daß ſie es doppelt niederdrückte, aus dieſem Frieden gleichſam als eine Verbrecherin fliehen zu müſſen.

Drittes Capitel.

Unangefochten kamen sie nach Holland. Sie athmeten die Luft dieses Freistaates mit einem eigenthümlichen Entzücken ein und bewunderten in der heitersten Stimmung die fruchtbaren Felder um sich her, die bunt bewimpelten Canäle, die hellen Städte und Dörfer, die Menge der Bevölkerung, ihren regen Fleiß, ihren Wohlstand und ihre blinkende Reinlichkeit. Jeder Blick, den sie aus dem Wagen warfen, belehrte sie, daß hier Arbeit das große und alleinige Geheimniß der Macht und des Glückes sei.

Den großartigsten Eindruck empfingen sie in Amsterdam, zu welcher Stadt alle Lebensadern der Republik wie zu ihrem Herzen liefen und wo die jährliche Zunahme der Bevölkerung durch Vertriebene aus allen Ländern Europas den alten Straßen immer neue hinzufügte und die Weisheit der Regierung eine Menge öffentlicher Gebäude und Werke schuf, um den verschiedenartigsten Bedürfnissen eines wohlgeordneten Staatslebens zu genügen. Neben den alten Kirchen, dem prächtigen Rathhause, der Börse, der Bank, dem Arsenal, den ost- und westindischen Magazinen und riesenhaften Werkstätten erhoben sich Tempel der mannichfaltigen Secten der Flüchtlinge, denen die

Republik volle Religionsfreiheit gewährte, dazu eine Menge Schulen, Waisen-, Witwen-, Armen-, Arbeits-, Besserungs-, Zucht-, Kranken- und Irrenhäuser, woraus überall der große Sinn und die edle Absicht hervorleuchtete, das Volk wie eine Familie zu behandeln, seine Leiden zu mildern und auch seine entarteten und bösartigen Stoffe nicht sowol auszuscheiden, als vielmehr zu heilen und zu bessern. In dieser Staatsweisheit ging damals die Republik der sieben Seelande allen Monarchien Europas mit ihrem Beispiele voran.

Nachdem Herr von Liancourt in Amsterdam einstweilen eine bescheidene Wohnung für die Seinigen gemiethet hatte, war sein erster Gang, um Rosaliens dringendem Verlangen zu genügen, zu dem Handelshause, bei welchem sie Nachricht von ihrer Freundin Apollonia erwartete. Aber Pastor Berger war mit seiner Familie bereits in Amsterdam angekommen und Prediger bei der Lutherischen Gemeinde daselbst geworden. Liancourt begab sich in die Wohnung desselben, um Apollonien auf das Wiedersehen ihrer ältesten Freundin vorzubereiten. Die noch immer sehr muntere Frau warf sogleich ihren Schleier um und die beiden Männer hatten Mühe ihren Schritten nachzukommen. Ehe sie noch die Treppe in Liancourt's Wohnung hinaufgestiegen waren, lag Apollonia schon in Rosaliens Armen.

Und du biſt immer noch ſo ſchön? rief Apollonia bewundernd aus, als ſie ſich endlich aus ihrer Umarmung losließen.

Auch Berger, der Roſalien mit inniger Freude die Hand küßte, fand, daß ſie ſich in ſo vielen Jahren nur wenig verändert habe.

Berger ſelbſt war ſehr gealtert und überaus milde geworden, während ſeine Frau eher an Lebhaftigkeit zugenommen hatte und durch das Unglück offenbar geſtählt worden war. Auch ihre Kinder wurden herbeigeholt, ſobald ſie aus der Schule kamen. Sie hatte eine recht hübſche Tochter von dreizehn Jahren und noch ein paar jüngere Knaben.

Die beiden Frauen fühlten ſich unendlich glücklich in dem Gedanken, daß ſie von nun an bei einander bleiben und ſich nicht mehr trennen würden. Was hatten ſie ſich nicht Alles zu erzählen, wobei ſie freilich oft weinen mußten, aber Thränen ſind ſuß, die man im Glücke weint, wenn man alle Leiden endlich überſtanden hat.

Herr von Ravenel war der Einzige, der an dem Wiederſehen der beiden Frauen keine rechte Freude hatte, weil ihn der fromme Berger genirte. Nachdem er daher ſeine Pflicht als Verwandter und dankbarer Hausfreund Liancourt's im vollſten Maße erfüllt hatte und die Familie ſeines Vetters in unzweifelhafter Sicherheit wußte, bat er Roſalien höflich

um Urlaub, um den großen Philosophen im Haag aufzusuchen. Alle Bitten und Vorstellungen, er möge in seinen vorgerückten Jahren doch nicht mehr so viel herumstreifen, sondern bei der Familie bleiben, fruchteten nichts. Liancourt schüttelte ihm aufs herzlichste die Hand für seine aufopfernde Treue und Rosalie reichte ihm mit einem fast zärtlichen Lächeln die immer noch rosigen Lippen zu einem Kusse, den er mit einer für seine Jahre fast zu lebhaften Empfindung erwiderte.

Berger theilte die Antipathie, welche Ravenel von ihm abstieß, nicht im Geringsten, ja merkte nicht einmal etwas davon. Als er vernahm, wie schön der alte Herr an seinem Vetter gehandelt habe, ergoß er sich in ein Lob desselben, so daß Liancourt lächeln mußte und zu ihm sagte: Sollte man es wol meinem guten alten Vetter ansehen, daß er ein Philosoph, ein Freigeist ist?

In der That, erwiderte Berger, es würde mich betrüben, wenn es so wäre. Aber die Güte Gottes erstreckt sich auch über Die, und verherrlicht sich in Denen, welche nicht an ihn glauben, damit sie dereinst desto inniger beschämt werden, wenn sie hier oder erst dort gewürdigt werden, ihn zu erkennen.

In dieser edlen Gesinnung, ehrwürdiger Herr, sagte Liancourt und reichte ihm die Hand, werden wir uns verständigen. Sie waren der Freund des ersten Gemahls meiner Rosalie. Würdigen Sie mich

der Ehre und gewähren Sie mir die Freude, auch der meinige zu ſein.

Berger umarmte ihn. Die kleine Apollonia lächelte dazu und konnte doch einen Seufzer nicht unterdrücken, indem auch ſie ihre Hand in die des Herrn von Liancourt legte, denn ſie dachte an Heldrungen. Aber ſchnell ſich beſinnend ſagte ſie mit einer Freundlichkeit, welche die ganze verblühte Schönheit wieder auf ihre Wangen zurückrief: Das Glück, das aus Roſaliens und ihrer Kinder Augen lacht, iſt ein Beweis und zugleich der Lohn Ihrer Herzensgüte.

So glichen ſich die einander bisher fremden Elemente in dem kleinen Zirkel, der von nun an treu zuſammenhalten ſollte, ſchon bei der erſten Begegnung aus. Liancourt erlebte den Triumph, alle ſeine franzöſiſche Liebenswürdigkeit von den deutſchen Freunden ſeiner Gattin anerkannt zu ſehen. Auch er war älter geworden und hatte ſeit einigen Jahren an Embonpoint ſichtlich ein wenig zugenommen. Das Vornehme und Graziöſe ſeiner Erſcheinung aber hatte durch das mehr Behagliche nichts verloren, indem in ſeinem voller gewordenen Geſichte der Ausdruck der Güte über den des Verſtandes immer mehr die Oberhand gewann.

Viertes Capitel.

Amſterdam enthielt in ſeinen Anſtalten und in ſeinem koloſſalen Reichthum ſo viel Neues und Sehenswürdiges, daß Liancourt mit dem lebhafteſten Intereſſe eine ſyſtematiſche Rundreiſe durch die ganze Stadt unternahm, um Alles ſo genau als möglich kennen zu lernen und inſonderheit eine Ueberſicht über die außerordentlichen Fortſchritte des merkantiliſchen und politiſchen Lebens der Republik zu gewinnen. Auch das rege und wiſſenſchaftliche Leben, welches ſich mitten unter Kaufleuten regte, die ſonſt den geiſtigen Intereſſen fremd zu bleiben pflegen, ſetzte Liancourt in Erſtaunen. Nicht blos auf den Univerſitäten, ſondern auch in der Hauptſtadt und in allen Theilen des Landes war der Sinn für die claſſiſchen, mathematiſchen, geographiſchen, hiſtoriſchen Studien und Naturwiſſenſchaften verbreitet und wimmelte es von Büchern, auf deren äußere Eleganz die Holländer damals nicht minder Werth legten, als auf den belehrenden Inhalt. Neben der Bank voll Gold- und Silberbarren, neben den ungeheuren Waarenvorräthen aus beiden Indien, häufte man auch Bibliotheken auf und gründete antiquariſche und Naturalienſammlungen.

Seit den großen Freiheitskriegen war in Holland

bereits die zweite Generation im Stolz, in der Machtfülle und im Reichthum der tapferen Väter aufgewachsen und wetteiferte noch immer, dieſelben zu übertreffen. Daher war der herrſchende Geiſt kein gemeiner Krämergeiſt, ſondern der einer kriegeriſchen und gelehrten Kaufmannſchaft.

Der Geſchmack der Holländer war freilich nur der aus Frankreich und Italien herübergekommene der Renaiſſance und zeigte, indem er ſich dem niederländiſchen Phlegma und zuweilen dem Eigenſinn der Reichen anſchmiegen mußte, ſchwülſtige Ausſchweifungen und Bizarrerien, über die der gebildete Fremde lachen konnte, ohne gleichwol die Achtung vor der Solidität der Republikaner zu verlieren.

Eben damals kam die Mode der Curioſitätencabinette auf. Männer und Frauen, die einen größern Ueberfluß an Geld, als an wiſſenſchaftlichem Geiſt oder gutem Geſchmack beſaßen, ſammelten oft mit der ſonderbarſten Laune in irgend einer einſeitigen Richtung und ſchätzten insgemein den Werth einer Sache nach ihrer Seltenheit. Tauſende gaben ſie hin für eine Misgeburt, während die ſchönſte Geſtalt ſie gleichgültig ließ. Tauſende gaben ſie hin für ein Bild von Wouwerman, wenn das weiße Roß, das er gewöhnlich im Vordergrunde anzubringen pflegte, ausnahmsweiſe fehlte, und die Seltenheit verlieh dem geringern Bilde einen höhern Werth als dem beſſern.

Wie der überfüllte Leib unnützes Fett ablagert, ſo der holländiſche Reichthum den Luxus jener unfruchtbaren Liebhabereien, die auch auf dem mechaniſchen Gebiete durch Anſchaffung koſtbarer aber geſchmackloſer Spieluhren, Automaten und dergleichen befriedigt werden mußten und deren Schwindel damals in dem berühmten Tulpenhandel, der wetteifernden Anſchaffung ſeltener Tulpenarten um fabelhafte Preiſe, culminirte.

Liancourt dachte, Père Robin würde, wenn er das Alles ſahe, ohne Zweifel ſagen: Das iſt der Fetiſchdienſt der Civiliſation, in welchem wieder ebenſo die Nichtigkeit angebetet wird, wie im niedrigſten Stein- und Lappencultus der rohen Neger. Die Gemüther müſſen auf ſolchen Tand fallen, weil ſie ſich wieder vom wahren Gott entfremdet haben. Liancourt ging nicht von dieſem religiöſen Geſichtspunkte aus, aber ſchon das Bedürfniß einer ſchönen Auffaſſung der Natur machte ihm jene Monſtroſitäten-Rumpelkammern unleidlich.

Als er eines Tages mit Roſalien durch eine der belebteſten Straßen der Stadt ging, fiel ihnen an dem Schilde eines Kaufmannshauſes der Name Mander auf. Roſalie erinnerte ihren Gatten ſogleich, daß dies der Geſchlechtsname der lieblichen Katharina aus Brügge ſei, und hoffte, hier vielleicht einen Verwandten von ihr zu finden, von dem ſie irgend eine

Nachricht über ihren verlorenen Vater erfahren könne, um ihr dieſelbe mitzutheilen. Als ſie nun in das Haus eintraten, kam ihnen der alte Mander ſelbſt mit ſeinem ſchneeweißen Haar ehrerbietig entgegen, um ſie zu fragen, was ihnen gefällig ſei.

Sobald ſie ihm ihr Anliegen vorgetragen hatten, gab er ſich hocherfreut und gerührt als derſelbe Mann zu erkennen, den ſie ſuchten. Kaum aber hatte er vollends von ihnen erfahren, daß ſeine Tochter in Brügge lebe und dem franzöſiſchen Ehepaar ſehr werth geworden ſei, als Thränen der Freude aus ſeinen Augen ſtürzten. Haſtig eilte er ans Fenſter und rief mit lauter Stimme in den Hof hinab: Roderich, Roderich!

Mein Gott, rief Roſalie, iſt Roderich bei Ihnen?

Ja doch, ja, ſagte Mander und druckte wiederholt der ſchönen Frau und ihrem Gatten die Hände. Vergeben Sie mir, rief er, ich bin vor Luſt außer mir, denn ich bin ja der Vater.

Als Roderich's herrliche Geſtalt hereintrat, ging ihm Roſalie unwillkürlich mit offenen Armen entgegen. Er erkannte ſie auf der Stelle wieder, neigte ein Knie vor ihr und küßte ihre weiße Hand. Vor Vergnügen zitternd flüſterte ſie ihm zu: Mein erſter Gruß, theurer Roderich, iſt die glücklichſte Nachricht, die Ihr erhalten könnt. Katharina lebt und harrt Eurer ſehnſuchtsvoll in Brügge.

Roderich ſprang auf, ſah Roſalien mit ſolchem

Feuer an und verlangte so stürmisch weitere Auskunft, daß Liancourt, da auch der alte Mander seinen Kopf dazwischen steckte, um kein Wort zu verlieren, die kleine Gesellschaft zum Sitzen und zu einer ruhigen Erörterung einlud.

Begreiflicherweise führte diese Erörterung zu dem Entschlusse Roderich's, auf der Stelle nach Brügge abzureisen, um sich die geliebte Braut zu holen.

Roderich selbst war erst vor Kurzem aus Ostindien zurückgekommen. Als Matrose gepreßt, hatte er sich bald durch seine ausgezeichneten Gaben hervorgethan, war seinem frühern Stande gemäß von der ostindischen Compagnie angestellt worden und als ein allgemein geachteter Offizier nach drei Jahren voll reicher Erfahrung zurückgekehrt. Den Nebenbuhler, der ihn verrathen hatte, zu bestrafen, fand er keine Gelegenheit, da de Vlies sich nirgends mehr blicken ließ. Aber Cornelia gab ihm das treubewahrte Tuch zurück und erzählte ihm das Ende seines armen Hundes. Sie hatte sich auf den dringenden Wunsch ihres Vaters verheirathet, ihr Gatte war aber bald wieder gestorben. Roderich ehrte sie hoch. Nach seiner Abreise lernte sie in Mander's Hause Rosalien und durch sie auch Apollonien kennen.

Fünftes Capitel.

Während die Woge des Schickſals, die für Roſalien in Brügge zum letztenmal ſo ſchwarz und drohend herangezogen war, ſie gleichſam doch nur ſpielend in den ſichern Hafen trieb, wurde dagegen die arme Katharina aufs neue in eine ungewiſſe Lage hinausgeworfen.

Ihre gute alte Baſe hatte ſich im Garten des Herrn Overbroeck durch zu übermäßigen Genuß von Süßigkeiten den Magen zu verderben angefangen und ſtarb im Winter plötzlich, indem ſie, wie es alten Frauen öfters zu begegnen pflegt, den Tod noch weit entfernt gewähnt hatte. Da nun kein Teſtament von ihr vorhanden war, ſo fiel ihr ſämmtliches Erbe an ihren nächſten Verwandten, welches Niemand anders, als der uns noch von Köln her bekannte Herr Lacken war.

Dem trauernden Mühmchen wurde zwar geſtattet, im Hauſe zu bleiben, bis der neue Erbe angekommen ſein würde, aber ſie hatte ganz und gar keine Luſt, von dieſem Zugeſtändniß Gebrauch zu machen, ſondern ſchnürte mit weinenden Augen ihr kleines Bündel und verließ das ihr ſo lieb und vertraut gewordene Haus, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſollte.

Herr Overbroeck ſtand vor der Thür und bot ihr mit gerührtem Sinn noch einmal Herz und Hand. Schräg gegenüber ſtand die Thür ſeines angenehmen und reichen Hauſes offen, ſie hätte nur mit ihm hineintreten dürfen. Aber kopfſchüttelnd und mit der Hand ihn abweiſend ging ſie weiter.

Nicht weit davon wartete der zweite Liebhaber auf ſie, der Maler Verdugo, der ihr dringend anlag, ſie zu einer armen, aber ehrbaren Handwerksfrau von ſeiner Verwandtſchaft bringen zu dürfen, bei der ſie wie ein Kind vom Hauſe aufgenommen ſein ſollte. Katharina ſah ihn nicht ohne Güte an, ſchüttelte aber doch auch bei ihm den Kopf und ſagte: Ich glaube nun doch nicht, daß es einen Liebhaber geben kann, der ganz uneigennützig wäre.

So ging ſie denn auch bei ihm vorüber und klopfte an der Pforte des Beguinenhauſes an. Hier fand ſie eine bereitwillige Aufnahme und erſchien noch an demſelben Tage in dem grauen Kleide des Hauſes, um Armen und Kranken Hülfe zu ſpenden.

Lacken kam in Brügge an, ſpreizte ſich nicht wenig als Erbe des nicht unanſehnlichen Vermögens und erkundigte ſich mit großem Eifer nach der ſchönen Muhme. Aber alle ſeine Verſuche, mit ſeiner werthen Perſönlichkeit, die ſo wenig Glück bei der Tochter des reichen Mander gemacht hatte, jetzt bei der armen Beguine beſſeres Glück zu machen, ſchlugen fehl.

Katharina erlaubte ihm nicht einmal, sie zu sehen, und als er sich ihr bei einem ihrer frommen Ausgänge auf der Straße frech aufdrängte, warf sie ihm einen vernichtenden Blick zu und hatte die Genugthuung, die Entrüstung zu sehen, mit welcher die zufällig auf der Straße befindlichen brügger Bürger die Beleidigung der Beguine gerächt haben würden, wenn Lacken sich ihr nicht durch eilige Flucht entzogen hätte.

Er selbst aber rächte sich auf doppelte Art, einmal, indem er ihr verschwieg, daß ihr Vater in Amsterdam lebe, und sodann, indem er einen Versuch machte, sie von Köln aus durch die Gerichte reclamiren zu lassen. Allein dieser Versuch scheiterte, weil die kölner Gerichte sich auf die verjährte Angelegenheit eines verschollenen Mädchens nicht einlassen wollten, zumal Haus und Besitz ihres Vaters längst confiscirt waren.

Eines schönen Morgens zeigte sich ein Fremder mit über die Achsel geworfenem Mantel in der Straße, welche Katharina ehemals bewohnt hatte. Sein stattlicher Wuchs und stolzer Gang fiel dem Maler Verdugo auf, der schon an seiner Staffelei saß und ihn durchs offene Fenster beobachtete. Der Fremde besah Haus für Haus mit großer Aufmerksamkeit, bis er mit einem freudigen Ausruf vor dem Hause der verstorbenen Base stehen blieb und heftig an die Thür pochte.

Wer iſt da? rief eine Stimme aus dem Fenſter?

Der Fremde blickte auf und wollte eben fragen: Wohnt hier nicht — als Lacken, denn er war es, der in tiefem Negligée oben herausſchaute, plötzlich ganz roth im Geſichte wurde und laut aufſchrie: Alle Teufel, Roderich!

Alle Teufel, Lacken! wiederholte Roderich mechaniſch und ſein ſonnverbranntes Geſicht glühte noch dunkler vor Zorn, als das fade ſeines Gegners am Fenſter. Aber raſch rief er hinauf: Wo iſt Trinchen?

Lacken lachte boshaft hinunter und antwortete: Das Haus iſt mein, die alte Baſe iſt geſtorben und Euer Mädchen in die weite Welt gezogen, da könnt Ihr ſie ſuchen.

Mit dieſen Worten ſchlug er das Fenſter wieder zu. Roderich hatte nicht übel Luſt, die Hausthüre einzutreten, denn er glaubte immer noch, Katharina müſſe im Hauſe ſein und Lacken belüge ihn. Aber er mäßigte ſich und beſchloß, bei den Nachbarn nachzuforſchen.

In dieſem Augenblicke winkte ihm der Maler und Roderich begab ſich in deſſen Wohnung, wo er, nach ſeinem Namen gefragt, ſich zu erkennen gab und Alles erfuhr, was er wiſſen mußte.

Ohne weiter an Lacken zu denken, ſtürmte er ſo-

gleich zum Beguinenhause, das ihm Verdugo bezeichnete, und pochte die Pförtnerin heraus. Wenige Minuten später lag er in den Armen Katharina's. Beide waren so erschüttert, daß sie lange stumm aneinander hingen und sich nur küßten und weinten. Dann aber erwachte ihre ganze alte Fröhlichkeit wieder. Das Mädchen erfuhr, ihr Vater lebe noch und sei glücklich; Roderich kam, sie als Bräutigam abzuholen. So viel Glück auf einmal erfüllte ihre Seele mit einem Entzücken, daß sie alle ihre Schwestern, die aus Neugier herbeiliefen, eine nach der andern umarmte, die alte Hausmutter nicht ausgenommen. Die Beguinen waren freiwillige Nonnen, die kein ewiges Gelübde ablegten. Katharina konnte also ohne Anstand das Haus wieder verlassen, aus dem man sie nur deshalb ungern scheiden sah, weil Alle sie liebgewonnen hatten.

Roderich begab sich in den Gasthof zurück, in welchem er abgestiegen war, bestellte seinen Wagen und fuhr damit vor das Beguinenhaus. Als er aber eben im Begriff war, Katharinen hineinzuheben, um mit ihr abzureisen, erschien Lacken mit einer Abtheilung spanischer Soldaten, deren Anführer ihm einen Verhaftbefehl vorwies.

Roderich unterdrückte seinen Unmuth, indem er Lacken's Bosheit durchschaute und ihre Folgen nicht für gefährlich hielt. Er tröstete in diesem Sinne das

heftig erschrockene Mädchen, das einstweilen zu den Beguinen zurückkehren mußte, und folgte den Soldaten mit Ruhe.

Sechstes Capitel.

Der Stadtcommandant empfing ihn mit Artigkeit, hörte seine aufrichtige Erzählung theilnehmend an, meinte aber, da Roderich selbst nicht in Abrede stelle, schwedischer Offizier gewesen zu sein und zuletzt auf einem holländischen Schiffe gegen die Spanier gedient zu haben, der Krieg aber noch nicht beendigt sei, so bliebe Grund genug übrig, ihn zurückzuhalten, auch wenn man in Köln, wohin Bericht erstattet werden solle, seine Auslieferung nicht begehre. Uebrigens seien die Friedensunterhandlungen dem Abschluß nahe, er hoffe also, ihn bald wieder entlassen zu können.

So mußte denn Roderich, mit verbissenem Ingrimm, ins Gefängniß wandern. Man behandelte ihn sehr anständig. Aber die Friedensunterhandlungen dauerten schon zwei Jahre und es ließ sich nicht absehen, wenn sie enden würden. Die Ungewißheit ver-

zehrte den feurigen Jüngling, der dem Beſitz ſeiner Geliebten ſich ſchon ſo nahe gewähnt hatte.

Er war daher freudig überraſcht, als er ſchon nach einigen Tagen, indem er ein großes Brot aufſchnitt, darin einen Strick, eine Feile und einen Brief fand. Das Brot war ihm von Verdugo zugeſchickt worden, der ihn ſchriftlich anwies, die Fenſter ſeines Gitters durchzufeilen und zu einer beſtimmten Stunde der Nacht ſich an dem Strick aus dem Fenſter herabzulaſſen. Er werde unten auf ihn warten.

Roderich folgte pünktlich dieſer Vorſchrift und wurde, als er glücklich unterhalb des Fenſters in rabenſchwarzer Finſterniß der mondloſen Nacht feſten Boden faßte, von Verdugo aufgefangen und ſtill und heimlich weitergeführt. Erſt als ſie auf ſicheren Wegen aus der Stadt herausgekommen waren und ſich im freien Felde befanden, theilte der Retter dem Geretteten den weitern Fluchtplan mit und kündigte ihm an, daß die Beguine an einem nicht mehr weit entfernten Orte ſchon auf ihn warte.

In dem wohlbekannten Hauſe der Milchfrau harrte ſie wirklich mit brennender Sehnſucht auf ihn und kam ihm in der Dunkelheit entgegen, während die alte Bäuerin in der Thüre ſtehend das Licht gegen den Wind ſchützte, der ſich zum großen Verdruſſe des Malers nach Mitternacht erhoben hatte. Er wollte nämlich zu den Dünen und die Liebenden noch an

demſelben Tage auf dem Meere nach Vließingen überfahren. Niemand war im Hauſe wach als die Hausfrau, die aber ſchon bäueriſche Anzüge ihres Mannes und Sohnes bereit gelegt hatte, welche Roderich und der Maler gegen die ihrigen umtauſchten. Katharina war bereits als Bauermädchen gekleidet.

Unter den leiſen Segenswünſchen der Milchfrau pilgerten die Flüchtlinge nun noch vor Tagesgrauen weiter, gelangten aber erſt gegen Mittag nach Wendume, einem Uferdorfe, wo der Maler eine abgelegene Schifferhütte aufſuchte, in der er früher oft wochenlang zugebracht hatte, um Seeſtudien zu machen. Der alte ihm befreundete Schiffer ſollte ihm ſein Boot verkaufen, da man ihm, ſelbſt mit nach Holland zu fahren, nicht zumuthen konnte.

Aber der Wind hatte den ganzen Morgen über zugenommen und war in Sturm übergegangen, ſo daß an eine Fahrt in die offene See nicht zu denken war. Traurig blickten die beiden Liebenden von den Dünen herab in die unermeßliche Meereswüſte, in deren hohen Wogen der Sturm brüllte, welcher von Südweſten her zugleich tiefſchwarze Wolken in dunkeln Maſſen über Meer und Land trieb.

Zum Glück waren nur wenige Menſchen am Strande und auch von dieſen wurden ſie nur von ferne geſehen und für gewöhnliche Landleute gehalten. Der einſam wohnende Schiffer aber war ein grundehrlicher

und so phlegmatiſcher Mann, daß er ſie nicht einmal mit ſeiner Neugier beunruhigte. So konnten ſie ohne Gefahr nöthigenfalls mehre Tage ſich in ſeiner Hütte verborgen halten und das Vorübergehen der Sturmzeit abwarten.

Verdugo beſchäftigte ſich mit dem Alten und ſorgte dafür, daß die Liebenden bei einander allein ſein konnten. Sein Zartgefühl erregte Roderich's ganze Bewunderung, zumal als er von Katharinen erfahren hatte, welches Opfer er ihm bringe.

Sie konnte nicht umhin, als ſie ſich des Abends zu der beſcheidenen Mahlzeit niederſetzte, die der Maler mit Hülfe des Alten ihnen bereitet hatte, jenem die Hand zu reichen und mit einem ſeelenvollen Blicke zu ſagen: Ich habe Euch doch ſehr Unrecht gethan, lieber Verdugo, als ich meinte, Ihr könntet nicht uneigennützig ſein. Ich bitte Euch nun von Herzen meine Sünde ab.

Roderich faßte ſeine andere Hand und drückte ſie ihm aufs biederherzigſte. Gott rette uns nur, rief er, aus dieſer letzten Gefahr, damit ich im Stande ſei, Euch in Holland zu beweiſen, wie hoch ich Euch achte.

Sie ſchloſſen einen innigen Bruderbund, der nie mehr getrennt wurde, und wachten die ganze Nacht zuſammen mit dem Alten, um das Wetter zu beobachten und die erſte Stunde nicht zu verſäumen, in der

die Abfahrt möglich würde. Auch Katharina wollte bei ihnen wachen, aber die Männer baten sie dringend, wenigstens zu versuchen, ob sie nicht schlafen könne, da sie schon so viele Anstrengungen gehabt und ihr vielleicht noch größere bevorständen. Sie gehorchte und legte sich in der Kammer des Alten zu Bette, bis sie wirklich aus Müdigkeit in einen tiefen Schlaf versank.

Am Morgen weckte sie der Kuß ihres Roderich und die Nachricht, der Sturm habe sich gelegt. Zwar gingen die Wellen noch hoch genug für ein Auge, das an den schrecklichen Anblick weniger gewöhnt war, aber erfahrene Schiffer fürchteten jetzt nichts mehr und durften sich dem gewaltigen Elemente ohne Sorge anvertrauen. Roderich hatte Gelegenheit gehabt, das Rudern auf offener See bis zur Meisterschaft zu erlernen, und auch dem Maler war diese Kunst von früheren Jahren her geblieben. Dem Alten wurde sein Boot reichlich bezahlt, in das Katharina nach einem stillen Gebet nicht ohne Zagen einstieg.

Der Maler kannte die Wielingen von seinem frühern längern Aufenthalte an dieser Küste her so genau, daß das Boot nach keiner Seite hin auf den Sand lief und vom günstigen Winde nordöstlich getrieben, wenn auch hinauf- und hinabgeschaukelt, doch pfeilschnell seinem fernen Ziele zueilte. Roderich drückte das Ruder mit solcher Macht, als wolle er das ganze Meer hinter sich schleudern.

Eine weiße Möve, ſo niedrig fliegend, daß ſie die langen Schwungfedern in jeden ſchaumaufwerfenden Wogenrand zu tauchen ſchien, flog dem Boote lange wie eine Taube des Friedens voraus und ſpiegelte die hinter den Dünen aufgehende Sonne im Glanze ihrer Flügel.

Nach einer langen und ermüdenden, aber glücklichen Fahrt erhob ſich vor des Mädchens ſehnenden und ſtaunenden Augen der Maſtenwald im Hafen von Vließingen und bald betrat ihr zarter Fuß das Ufer der Freiheit.

Siebentes Capitel.

Ihre vlämiſche Bauerntracht fiel auf, aber Roderich, der früher mit dem Oſtindienfahrer hier gelandet war und mehre Bekannte fand, wies ſich als guter Holländer aus und bat ſeine Braut und den Maler, ihre Tracht auch noch bis Amſterdam beizubehalten, zur angenehmern Ueberraſchung ihrer Freunde und zum Zeugniß der Gefahren, die ſie beſtanden hatten.

Der alte Mander, der jeden Tag mit Sehnſucht auf Nachrichten von Roderich gewartet und ſchon ängſtlich zu werden angefangen hatte, wurde wirklich

durch die Ankunft des schönen Bauermädchens und ihrer beiden Begleiter aufs lieblichste überrascht. Die Tochter kniete vor dem Vater nieder, küßte ihm die Hand und bat ihn herzlich um Verzeihung wegen des vielen Kummers, den sie ihm gemacht hatte. Aber er schloß sie mit Freudenthränen in seine Arme, dankte Gott, sie endlich wieder zu haben, richtete sie auf, legte ihre Hand in die Hand Roderich's und sagte: Ich verzeihe dir nicht blos, sondern es thut mir recht in der Seele wohl, daß du dir einen so wackern Bräutigam ausgesucht hast und daß ihr einander so treu geblieben seid. Ich hätte mir's vor vier Jahren wol nicht träumen lassen, aber Gott ist weiser, als wir Menschen sind. Gott hat's wohl gemacht. Gott segne euch, meine Kinder, und sei mit euch für und für!

Katharina wurde nun aufs geschmackvollste als Holländerin gekleidet, das vlämische Bauernkleid aber zum Andenken aufbewahrt. Der erste Gang, den das junge Brautpaar in Amsterdam machte, galt dem edlen van der Lüe, der gewissermaßen der Schöpfer ihres Glückes gewesen war. Der alte Herr erinnerte sich der freundlichen Züge der Kölnerin noch von Worringen her, betrachtete abwechselnd den Jüngling und das Mädchen und hatte seine Lust an dem stattlichen Paare. Noch lebhafter war ihr Empfang im Hause der Frau von Liancourt, die im Glück dieses

jungen Paares ihr eigenes abgespiegelt sah und in so heiteren und frohen Umgebungen immer mehr Vertrauen in die Zukunft setzte.

Auch Frau Cornelia mußte besucht werden. Roderich kam dabei in einige Verlegenheit, aber das kleine Ereigniß mit dem Tuche hatte Katharinen so gerührt und so für ihre edle Nebenbuhlerin eingenommen, daß ihr offenherziges und zärtliches Benehmen auch Cornelien gewinnen mußte. Als sie ein wenig näher miteinander bekannt geworden waren, schloß Cornelia sie einmal plötzlich mit Heftigkeit in die Arme und rief: Wahrhaftig, ich kann nicht anders, Mädchen, ich muß dir deine Liebenswürdigkeit verzeihen.

Die Hochzeit Roderich's und Katharina's wurde mit bürgerlicher Einfachheit und holländischem Luxus zugleich gefeiert, wobei van der Lüe den Ehrenplatz zwischen Braut und Bräutigam einnahm, der Vater aber an der Seite des Bräutigams und Maler Verdugo auf der andern Seite neben der Braut saß. Nie wol war eine Hochzeit fröhlicher gefeiert worden. Am frohesten aber war Roderich, der seine kühne Hoffnung auf das Glück in vollem Maße erfüllt sah und dem Fortuna jetzt im Brautkranze lächelte, indem sie ihn aus ihrem Füllhorne mit allen irdischen Freuden überschüttete.

Unter den Ehrengeschenken war das prächtigste

eine bürgerliche Haube für die Braut, nach holländischer Sitte mit Tempetten, von Gold gestickt und mit Perlen und Edelsteinen übersäet. Van der Lüe erschien am Morgen nach der Hochzeit mit sämmtlichen männlichen Gästen und Freunden, um die erröthende junge Frau zum erstenmal mit diesem Zeichen ihres neuen Standes, mit der uralten Zierde friesischer Frauen zu schmücken und ihr einen väterlichen Kuß auf die blühende Stirn zu hauchen.

Der kleine Zirkel von Freunden und Freundinnen, die sich bei Roderich's Hochzeit so froh zusammengefunden, größtentheils aber sich schon früher kennen gelernt und erprobt hatten, blieb von da an in unzertrennlicher Verbindung. So mannichfach auch die Gegensätze unter diesen Personen und ihrer Erziehung und Confession waren, glichen sie sich doch durch die Humanität ihres Charakters und durch gemeinschaftliches Unglück und Glück, das sie verbunden hatte, auf die freundlichste Weise aus. So war diese Gesellschaft unter van der Lüe's Vorsitz ein kleines Abbild der holländischen Republik selbst, in der sich die Contraste von Jahrhunderten durch gemeinschaftliche Leiden und gemeinschaftliche Arbeit edler und ungerecht verfolgter Menschen aus ganz Europa verschmolzen, denen aber der urkräftige friesische Stammcharakter zum festen Cement diente.

Rosalie fand, obgleich sie sich fast ausschließlich

ihrer Familie widmete, doch ein außerordentliches Wohlgefallen an der politiſchen Freiheit, die ſie zum erſtenmal in Holland kennen lernte. Denn in ihr fand ſie endlich die Erlöſung von der geheimen Angſt, die ſie durch ihr ganzes bisheriges Leben begleitet hatte. Sie ſchwärmte daher für dieſes freie Bürgerthum. Liancourt fand dagegen ſeine ariſtokratiſchen Angewöhnungen hin und wieder ein wenig verletzt durch die allzuderben Gleichheitsanſprüche der Holländer. Dieſe Unannehmlichkeiten ſchienen ihm aber unbedeutend, wenn er dagegen den Segen der Duldung abwog, welche hier ſo viele treffliche Menſchen vereinigte, die auf einem andern Boden ſich bis auf den Tod hätten anfeinden müſſen.

Man bewegte ſich damals im höchſten Grade frei in Holland. Die Staatsklugheit der Republik duldete neben der Calviniſchen Kirche, zu der ſich die Mehrheit der alten Einwohner bekannte, die Janſeniſtiſch-katholiſche in Utrecht, die Lutheriſche in allen Städten, wo aus Deutſchland vertriebene Lutheraner ſich niedergelaſſen hatten, und außerdem den Gottesdienſt aller Völker und Secten, die nach Holland kamen. Die entgegengeſetzteſten Schriften in Glaubensſachen wurden hier friedlich nebeneinander gedruckt und aus allen Winkeln Europas ſchickte man die Manuſcripte nach Holland, die anderswo nicht gedruckt werden konnten. So blühte faſt gleichzeitig die aus Sachſen ver-

bannte wunderbare Myſtik Jacob Böhme's und die aus Frankreich verbannte Philoſophie des Descartes in Holland auf. Bei dem praktiſchen Bedürfniſſe der Republik und dem vorherrſchend berechnenden und empiriſchen Sinne der Holländer überhaupt walteten aber überall auf den Univerſitäten und in der Preſſe die politiſchen, hiſtoriſchen, mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften vor.

Dieſe Sachlage übte verſchiedenen Einfluß auf die in Holland erſt angekommenen Fremden. Während Ravenel im Haag ſich ganz der Philoſophie hingab, vertiefte ſich Liancourt in Amſterdam immer mehr in Naturſtudien. Berger blieb ſeiner Theologie am treueſten, aber mit immer toleranterer Geſinnung gegen Andersdenkende. Verdugo malte wieder Portraits und bekam eine namhafte und reiche Kundſchaft. Roderich aber widmete ſich ausſchließlich dem Handel und der Schifffahrt. Das Geſchäft des alten Mander gedieh durch ſeine Rührigkeit und Umſicht zuſehends.

Achtes Capitel.

Der alte Herr van der Lüe hatte den galanten Einfall, die befreundete Geſellſchaft, in der er ſelbſt nicht ſelten der eigentliche Mittelpunkt war, durch die

geschickte Hand des sinnigen Verdugo in anmuthigen Gruppen Paar und Paar gesellt in einer Art von Liebesgarten auf einem großen Bilde nach dem Beispiele ähnlicher Gemälde des berühmten Rubens darstellen zu lassen. Der schöne Garten Cornelia's schien dazu den passendsten Hintergrund abzugeben. Das Costume sollte nach dem damaligen Geschmacke ein ideales, halbantikes, halbfrisirtes sein. Das Bild selbst hatte der alte Junggeselle zu behalten nicht den Eigennutz, sondern wollte es der ihm so lieb und theuer gewordenen Katharina als Schmuck ihres großen Gesellschaftszimmers stiften und bei der Geburt ihres ersten Kindes überreichen.

Verdugo malte das Bild con amore, befand sich aber in einer kleinen Verlegenheit, wie er Frau Cornelia anbringen sollte. Ei, dachte er, ich will sie selber fragen und begab sich hinaus auf ihr Landgut. Zugleich übernahm er den Auftrag, ihr die Ankunft der übrigen Freunde und Freundinnen auf den Nachmittag anzukündigen, indem Herr von Ravenel aus dem Haag auf einige Tage zum Besuch gekommen war und man eine große Schlittenpartie verabredet hatte.

Es war ein kalter duftiger Decembermorgen. Die Sonne ging hochroth über dem ebenen Horizonte auf und ihre Kugel glühte strahlenlos durch den milchblauen Nebel. Die ganze Luft war gleichsam ein

Opal geworden. Alle Wiesen und Bäume, an denen der Maler im Schlitten vorüber fuhr, waren mit Reif überzogen, dessen glänzend weiße und kleine Eiskrystalle die zarte Form jedes Zweiges und Halmes ausdrückten und, als die Sonne höher stieg, wie Brillanten funkelten. Die Luft war schneidend, milderte sich aber im warmen Sonnenlicht.

Verdugo lenkte zu Frau Cornelia's stattlichem Landsitze ein, hielt vor ihrer Thür und wurde mit aller Artigkeit aufgenommen. Nachdem die emsige Hausfrau die nöthigen Anstalten getroffen hatte, um die auf Nachmittag angesagten Gäste würdig zu empfangen, setzte sie sich mit dem Maler zu einem kleinen eleganten Frühstück und hörte seine Bitte in Bezug auf das Gemälde an, kam dadurch aber in eine gewisse Unruhe. Sie hegte ein nicht geringes Wohlwollen gegen den Maler, das sie gewissermaßen von Roderich auf ihn übertrug, als sie erfahren hatte, wie viel ihm Roderich verdanke. Dem Maler war auch seinerseits die Güte ihrer Blicke nicht entgangen und sie hatte ihn aus dem nämlichen Grunde lebhaft interessirt, aus welchem er sie interessirte. Beide hatten sich schon insgeheim mit dem Gedanken beschäftigt, ob es nicht das Natürlichste wäre, wenn sie einander wechselseitig trösteten.

Obgleich Cornelia sonst keineswegs schüchtern war, so versagte ihr doch bei der Frage des Malers die

alte Laune und Redſeligkeit gänzlich und ſie fühlte ſich von einer Blödigkeit ergriffen, wie ein Mädchen. Verdugo misverſtand dieſe Zurückhaltung und ließ die kühnen Vorſätze fahren, die er unterwegs gefaßt hatte. Aber die ſchöne Frau mußte doch in das Bild gemalt werden und als er verſchiedene abgeſchmackte Vorſchläge gemacht hatte, wie ſie etwa darauf anzubringen wäre, konnte ſie nicht umhin, über ihn zu lachen, fühlte wieder die ganze natürliche Ueberlegenheit ihres Geſchlechtes und warf ihm muthwillig die Frage hin, in welcher Situation er ſich denn ſelber auf dem Bilde malen wolle?

Da faßte er ſich ein Herz, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder, küßte ihre Hand und ſagte: Zu Euren Füßen, wenn Ihr mir's nicht verwehrt.

Steht auf, ſagte ſie liebevoll, ich dächte, es wäre beſſer, wenn Ihr Euch nicht vor mir niedergebückt, ſondern lieber Arm in Arm mit mir maltet.

Ihr ſeid eine Göttin, rief er, und ich war ein Dummkopf. Aber wenn eine Dame ihren Liebhaber nicht dumm machen kann, ſo kann ſie ihn auch nicht wahrhaft bezaubern. Verzeiht mir alſo alle meine bisherige Einfältigkeit, theure Cornelia!

Sie brachten den ſtillen Sonntag auf dem Lande im höchſten Vergnügen miteinander zu. Cornelia's Vater lebte nicht mehr, ſie war ganz unabhängig, ihr Vermögen gut angelegt, ſie konnte daher frei der

Neigung ihres Herzens folgen und es war ihr ein entzückender Gedanke, durch ihre Hand einen Mann zu beglücken, den das Glück vorher so stiefmütterlich behandelt hatte. So fremd sie einander auch waren, so besaßen sie doch beide in einer gewissen Gemüthlichkeit und in einem klaren Verstande verwandte Eigenschaften, denn in beiden wallte niederländisches Blut, und als erst die Befremdung von ihnen gewichen war, erstaunten sie selbst, wie außerordentlich gut sie zueinander paßten.

Sobald sie des Nachmittags die Schlitten heranklingeln hörten, auf denen die Gäste aus Amsterdam ankamen, gingen sie hinab um sie an der Thüre zu empfangen. Auf der Treppe bemerkte Cornelia die Eisblumen an den gefrorenen Fenstern. Seht da, Maler, sagte sie, das Eis hat heute überall Rosen und runde Blumen auf dem Glase abgebildet, das bedeutet Glück im Heirathen. Als ich meinen ersten Mann nahm, waren die Fensterscheiben voll spitziger Nesseln und Disteln, deswegen hatte ich auch Unglück.

Gott wende alles Unheil von Euch ab, holde Cornelia, sagte der Maler, und schenke mir nur darum eine dauerhaftere Gesundheit, als Eurem ersten Manne, damit ich Euch noch als Großmutter malen kann.

Die Schlitten hielten an. Man begrüßte sich aufs lustigste, freute sich des schönen Tages und polterte

die Treppe hinauf. Die Damen legten ihre duftenden Pelze und Nebelkappen ab und ordneten vor den hellen Kryſtallſpiegeln ihren Haarputz. Ravenel wurde der Frau des Hauſes als neuer Bekannter vorgeſtellt und übertraf ſich ſelbſt an franzöſiſcher Liebenswürdigkeit und Politeſſe.

Neuntes Capitel.

Als ſie Alle vergnügt beiſammen ſaßen, äußerte Apollonia ihr Entzücken über die heitere Sonne dieſes Wintertages und ſagte zu Roſalien: Unſer alter Freund, der ſelige Profeſſor Tinius, pflegte dergleichen Tage die halcyoniſchen zu nennen, weil die ſchöne Alcyone und ihr geliebter Ceyx zum Lohn ihrer Treue in Eisvögel verwandelt wurden, welche Vögel, wie man ſagt, in ſeliger Eintracht lebend mitten im Eismeere brüten und während deren Brutzeit kein Wind ſich bewegt und tiefe Ruhe in der ganzen Natur herrſcht.

Und brütet nicht, bemerkte Liancourt, die Sonne über dieſer bereiften und erfrornen Landſchaft wirklich den künftigen Frühling aus?

Wo böte der Süden, ſagte Roderich, etwas Be-

haglicheres dar, als ein ſo warmes Zuſammenſitzen in getäfelten Zimmern bei goldenem Wein mit ſchönen Frauen im Norden? Ich fühle aufs lebhafteſte den Contraſt, und ihr werdet ihn mit mir fühlen, wenn ich euch erzähle, was mir auf meiner Reiſe in Oſtindien begegnet iſt. Wir landeten in Batavia und Unmuth wegen meiner gewaltſamen Entführung aus Holland und heftiger Kummer um meine Katharina, von deren Aufenthalt, ja von deren Leben ich ſchon ſo lange nichts wußte, verzehrten mich mehr als das ungeſunde Klima jener ſchwülen Küſte. Da wurde ich auf die Empfehlung des Schiffscapitains von dem Gouverneur eingeladen, aufs gnädigſte empfangen, trefflich bewirthet und als Offizier angeſtellt. Der Gouverneur aber hatte ſich, um den verpeſteten Dünſten der ewig glühenden und gährenden Sumpfluft am Ufer der Inſel Java wenigſtens zeitweiſe auszuweichen, in eine höher gelegene Gegend im Innern des Landes zurückgezogen. Hier wehen kühlere Lüfte, hier herrſcht ein ewiger Frühling und gedeihen in künſtlich gepflegten Gärten, von der Fruchtbarkeit der Natur und von dem herrlichen Himmelsſtrich unterſtützt, die köſtlichſten Früchte der Erde, einheimiſche und fremde, weshalb auch der Gouverneur das Landgut, was er ſich dort erbaute, „Weltfrieden“ genannt hat. Hier lag ich oft unter den leiſe in der dunkelblauen Luft dahinwallenden prächtig gefiederten Blät-

tern einer Palme, erquickte mich wunderbar an der Stille und Fülle des mich umgebenden Paradieſes und glaubte ſchon die Luft der Seligen im Himmel einzuathmen, aber nur um in ſo tiefern Gram zurückzuſinken, den mir die Trennung von der Geliebten meiner Seele verurſachte, eine Trennung, von der ich damals noch nicht ermeſſen konnte, ob ſie jemals aufhören würde. Wie viel ſchöner und herrlicher nun auch dort auf den oſtindiſchen Inſeln die Natur iſt, ſo lobe ich mir doch unſern nordiſchen Winter, in deſſen Schnee und Eis wir, nicht wahr, Trinchen, wie Eisvögel unſer Neſt ſo warm und traulich haben bauen können?

Alle lächelten und Katharina ſenkte erröthend ihre Augen. Roſalie ſchlug die ihrigen gleichfalls nieder, was Liancourt mit der ſüßeſten Genugthuung beobachtete.

Mein Gott, ſagte Herr von Ravenel, ihr halcyoniſchen Ehepärchen könntet einen armen alten Hageſtolz noch in ſeinen feſteſten Principien erſchüttern und zu einer Thorheit verleiten. In der That, wenn ich wüßte, daß irgend noch eine Dame übrig wäre, die ſo viel Erbarmen für mich hätte, ſo würde ich ſtehenden Fußes euch zuliebe mich noch in Hymens Feſſeln ſchmieden laſſen.

Nachdem er einen ſchmachtenden Seitenblick auf Cornelien geworfen, kehrte er derſelben plötzlich ſeine

Fronte zu, präsentirte sich ihr mit cavaliermäßiger Grazie und frug: Wie wäre es, meine schöne Frau Wirthin, wenn Sie meiner etwas verspäteten Huldigung noch Gehör geben wollten und wenigstens auf heute Abend mich zu Ihrem Ritter annehmen, um die glücklichen Paare vollzählig zu machen.

Indem ich Ihnen, antwortete Cornelia, für die ehrenvolle Auszeichnung danke, die Sie mir zugedacht haben, muß ich mich dennoch entschuldigen, da ich für heute, ja für immer schon versagt bin.

Dabei ging sie auf Verdugo zu, der sich bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn mit einem tiefen Knix der überraschten Gesellschaft als ihren Bräutigam vor.

Ravenel, der den Maler hier wie in Brügge nur als eine Nebenperson betrachtet hatte, machte ein langes Gesicht, ging aber auf ihn zu, um ihm mit Artigkeit Glück zu wünschen, wurde jedoch von Roderich unterbrochen, der seinen jungen Freund stürmisch umarmte, und von Katharinen, die ihm mit dem vergnügtesten Gesicht, das ihr zu Gebote stand, die Hand reichte und Cornelien mit schwesterlicher Zärtlichkeit umarmte.

Ich kann Euch nicht übel nehmen, sagte Ravenel zu dem Maler, daß Ihr mich hier als glücklicher Liebhaber ausstecht, da Euch Eure Jugend dazu berechtigt. Ich freue mich aber Eures Glückes um so

mehr, als Ihr ein Spanier ſeid und Eure Verbindung mit der ſchönen Holländerin die Verſöhnung zweier feindlicher Nationen bedeutet.

Liancourt ſah Roſalien an und drückte ihr mit einer ſchönen Empfindung die Hand. Auch in ihrer Verbindung war ja vielleicht ein noch bedeutſamerer Gegenſatz heterogener Nationalitäten auf das befriedigendſte ausgeglichen.

Nun was meinſt du, ſagte Liancourt ſcherzend zu Ravenel, hat dieſes Wunder die Philoſophie bewirken können, oder war es nicht rein eine ſchöne Wirkung der Natur?

Ich muß dir, erwiderte Ravenel, in dieſem Falle Recht geben, mein lieber Vetter, da ich nicht zu vermuthen wage, daß unſere ſchöne Frau Wirthin aus Philoſophie gehandelt habe, obgleich ihrer Handlungsweiſe der philoſophiſche Geiſt inwohnt, welcher, die Menſchheit auch unbewußt leitend, dereinſt noch, wie ich hoffe, alle Scheidewände der Völker durchbrechen und alle Gegenſätze ausgleichen wird im Siege der reinſten Humanität. Das iſt eben der Triumph der Philoſophie, daß ſie mit den Forderungen einer geſunden und ſchönen Natur nie im Widerſpruch ſteht, ſondern was die Natur gleichſam nur ahnungsvoll ſucht, dem klaren Bewußtſein entgegenführt.

Zehntes Capitel.

Wundervoller, herrlicher Traum des goldenen Weltalters! rief Roderich aus und setzte durch sein Feuer alle Anwesenden in Erstaunen. Ich glaube an die Erfüllung dieses Traumes, an die Wiederfindung des Paradieses auf der Erde. Kaum den Flammen entronnen, die nach meiner Wiege lechzten, als ein Kind des Unglücks aufgewachsen und im schwarzschattenden Harzgebirge in finsterer Höhle mit den Bären ringend und in der noch finsterern und unheimlichen Lehre des Demiurg erzogen, hielt ich die Welt für verloren und mich, bis mir das Bild des Glückes zum erstenmal in diesem süßen Antlitz lächelte.

Katharina mußte lächelnd die Augen niederschlagen, indem er mit seiner kräftigen Hand das liebliche Oval ihres Gesichtes einfaßte.

Wie auf unruhigem Meere, fuhr Roderich fort, hin und wieder geworfen, schwebte ich zwischen dem vollen Gefühle des Glückes und seinem plötzlichen schmerzlichen Verluste, aber die holde Göttin spielte nur mit mir, stieß mich von sich und ließ mich doch nie wieder los und überschuttete mich endlich mit all ihrem Segen. Was nun mir begegnet, warum sollte es der ganzen Menschheit nicht ebenso gut gehen?

Wilde, rohe, jedoch gesunde Kräfte mühen sich scheinbar hoffnungslos ab, aber eine unsichtbare Hand von oben leitet sie dem schönen, kaum geahnten Ziele zu. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Frau von Liancourt?

Ich muß Ihnen zustimmen, erwiderte Rosalie. Ach, wenn ich noch der finsteren Tage in Andreasberg gedenke, jener wunderbaren Vergiftung der Luft mit einem angsterweckenden Geheimniß, des Geruchs ferner Brände, des Hauches der immer näher kommenden Pest, der grausenhaften Nachrichten vom Kriegsschauplatze her, des Elends, das wir mit eigenen Augen sahen, und dazu der Lehren unseres wahnsinnigen Hausfreundes, so erscheint mir die Erlösung aus so tiefem Jammer wie ein Wunder. Ich war auch so sehr niedergebeugt, daß ich ein solches Wunder nie erwartet, nie gehofft hätte. Um so mehr fühlte ich mich überrascht, als es dennoch eintrat, und war so gewöhnt an mein Unglück, daß ich mich gleichsam zum Glück erst zwingen lassen mußte.

Kann man sich, sagte Ravenel, des Gedankens erwehren, daß die Menschheit in dem fürchterlichen Kampfe, der noch in diesem Augenblicke nicht beendigt ist, noch einmal ihre ganze alte Unvernunft austoben muß, um alsdann erst mit desto mehr Ruhe die Früchte der Weisheit zu genießen, die ihr nothwendig aus den gemachten Erfahrungen erspriessen

müssen? Was bei der unvernünftigen Rechthaberei in Glaubenssachen herauskommt, ist man sattsam inne geworden. Man wird sich hüten, sich deshalb aufs neue die Hälse zu brechen, und die Philosophie wird ruhig den Sitz der Macht einnehmen, von dem sich die feindlichen Kirchen wechselseitig verdrängt haben.

Ich verstehe nichts von Ihrer Philosophie, sagte Roderich, und glaube auch kaum, daß es möglich sein möchte, allen Menschen das schulgerechte Denken beizubringen; aber sollte nicht auch ohne Philosophie durch bloße Tüchtigkeit im Wollen und Handeln, durch Fleiß und Geschick einmal die ganze Bevölkerung der Erdoberfläche in eine ebenso glückliche Lage gebracht werden können, wie gegenwärtig unser Holland? Trauten sich die Völker nur etwas Rechtes zu, gebrauchten sie nur alle Kraft, die in ihnen liegt, wie leicht vermöchten sie sich durch wechselseitige Hülfeleistung einen Zustand voll Freiheit, Bildung und Wohlstand zu bereiten, von dem keines ausgeschlossen wäre und der nie aufhören würde.

Van der Lüe klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: Bravo, Roderich! Du sprichst wie ein biederer Jüngling, aber ich alter Mann muß dir einwenden, daß unsere Republik Holland ihres Flores sich eben nur im Gegensatz gegen den bedauerlichen Ruin anderer Staaten zu erfreuen hat. Die Menschheit gleicht dem Meere, auf dessen einer Seite nur

Flut ſein kann, wenn auf der andern Ebbe iſt. Die Menſchheit kann nicht beſtehen, außer daß in ihr zweierlei Menſchenſorten in ewigem Streite liegen, die Weiſen und die Thoren, die Fleißigen und die Faulen, die Guten und die Schlechten, die Gebildeten und die Barbaren. Der Erſteren werden alle Zeit weniger ſein und nur ihre größere Energie vermag ihnen Sieg und Herrſchaft über die Anderen zu ſichern, deren Natur, wie ich glaube, nur gezähmt, aber nicht gebeſſert werden kann. Ich, ein freier Republikaner, ſtehe nicht an den Satz aufzuſtellen, daß die niedere Race Sclavin der höhern ſein muß, wenn die Menſchheit irgend fortkommen, oder auch nur in einer gewiſſen Ordnung verharren und nicht in Thierheit verwildern ſoll. Das Ideal allgemeiner Freiheit und Gleichheit, das Ziel höchſter Geiſtesbildung iſt unerreichbar allen Denen, welchen der Glutſtrahl der Sonne die Haut verdunkelt hat. Und unter uns Weißen ſelbſt, welche ungeheure Maſſe von Dummheit, Trägheit, Rohheit und Thierheit haben wir noch im alten Europa zu überwältigen und werden ſie wol niemals überwältigen. Glück genug, wenn der beſſere Theil der Menſchen nur ſein Recht behauptet, ſich in ſeinen Freiſtaaten wie in unzugänglichen Feſtungen gegen die brutale Tyrannei der noch rings umnachteten Völker ſchützt und Herr des Meeres bleibt, jenes edlen Elementes, das ſich nie

der Dummheit unterwirft, sondern immer nur dem Genie.

Ich bin Eurer Ansicht auch, sagte Berger, hauptsächlich in Betrachtung der religiösen Dinge. Der traurige Zwiespalt, welcher innerhalb der modernen Bildung und gerade unter den bevorzugtesten Menschen zwischen dem geläuterten Offenbarungsglauben und der Philosophie beginnt, beweist nur zu deutlich, wie sehr Ihr Recht habt, wenn Ihr in dieser irdischen Welt Alles auf Gegensätze hinauslaufen seht. Denn noch sind die alten Gegensätze zwischen Christenthum und Heidenthum in den drei größten Welttheilen, noch ist im christlichen Europa selbst der Gegensatz der beiden kämpfenden Kirchen nicht überwunden und schon bricht eine neue, vielleicht die am tiefsten gehende Spaltung gerade unter Denen aus, welche die Höhe der Humanität endlich erklimmt zu haben wähnten. Das Paradies, theurer Roderich, wird nie auf Erden wieder blühen. Lassen wir uns genügen, es in dieser Welt nur zu verdienen, um es einst in einer andern wiederzufinden.

Elftes Capitel.

Ein Jahr ums andere verging den befreundeten Familien in ungetrübter Heiterkeit. Da fanden ſie ſich wieder einmal alle zuſammen, des alten van der Lüe Einladung nachkommend, als unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Donner der Kanonen zu Amſterdam der weſtphäliſche Frieden gefeiert wurde.

Obgleich Holland in der letzten Zeit ſich im Innern einer glücklichen Ruhe erfreut hatte, ſo war man doch nicht wenig ſtolz auf einen Frieden, durch welchen der Republik ihre völlige Unabhängigkeit und ruhmvoll erkämpfte Macht geſichert und von ganz Europa anerkannt wurde, und nahm nicht minder lebhaften Antheil an der endlichen Wiederkehr der Ruhe in dem ſchrecklich verödeten Deutſchland. Unter Denen aber, welche die Schrecken des dreißigjährigen Krieges miterlebt hatten, erwachte die Erinnerung derſelben heute in den friſcheſten Farben. Alle athmeten freier bei dem Gedanken, daß die gräßliche Zeit überſtanden ſei und daß ſie nie mehr Aehnliches erleben würden.

Roſalie machte gegen Roderich die Bemerkung, ihr beiderſeitiges Leben gleiche jetzt dem Rhein, deſſen

Jugend unter schrecklichen, aber auch erhabenen Naturscenen im wilden Kampfe durch die Gebirge sich Bahn breche, um am Ende ziemlich einförmig und nüchtern im Sande zu verlaufen.

Wenden Sie dieses Gleichniß nicht an, erwiderte Roderich. Man braucht es so oft mit Unrecht, meine edle Frau, daß ich es aus Ihrem geistreichen Munde nun gar nicht ertragen kann. Heißt denn das langweilig im Sande verrinnen, wenn die herrlichsten Kräfte einer Nation sich an der Mündung ihres schönsten Stromes concentriren, um einen Staat voll Ordnung und Weisheit zu gründen und seine Macht über den weiten Ocean auszudehnen? Wo erscheint deutsches Volksleben gereifter und vollendeter, als hier bei uns? Vergleichen Sie lieber den Rhein mit einer Pflanze, die in den Alpen wurzelt und ihre prachtvolle Blume in Holland entfaltet.

Gleichwol, lieber Roderich, erwiderte Rosalie, kann ich ein heimliches Gefühl des Nüchternen mitten in meinem gegenwärtigen Glück nicht ganz unterdrücken.

Darf ich mir erlauben, fiel Verdugo ein, Sie mit einer kleinen Erfahrung zu behelligen, die ich an dem äußerst prosaischen Sandufer unserer Nordseeküste gemacht habe? Ich muß bekennen, daß ich als geborener Spanier und Katholik für die Farbenpracht in Natur, Geschichte und Volksleben mehr Sinn

habe, als für das Grau in Grau. Da war mir nun einmal am Ufer zwiſchen Dünen und Meer unausſprechlich öde zu Muthe und ich ſehnte mich nach einem majeſtätiſchen Bilde, nach kühnen, dem wildanſtürmenden Meere entgegentrotzenden Felſen. Das flache Sandufer neben dem flachen Meere, beides vom matten Grau des Himmels bedeckt, ſchien mir unerträglich langweilig. Aber bei längerer Betrachtung erweckte mir die phlegmatiſche Ruhe, mit welcher die nur wenig geneigte Fläche des Ufers das ewige Anwogen der Wellen aushielt, eine Empfindung von Achtung, die je mehr und mehr in Staunen und Ehrfurcht überging, wenn ich bemerkte, wie das Meer auch in ſeiner leidenſchaftlichſten Bewegung und mit ſeiner gewaltigſten Anſtrengung von dieſem flachen Ufer immer leicht und ſpielend zurückgeworfen wurde. Trotzige Felſen kann der Drang der Waſſermaſſen allmälig unterhöhlen und niederwerfen im furchtbaren Ringen der Elemente, aber der ſchiefen Fläche wird er nie Meiſter. O es iſt etwas ſchrecklich Erhabenes um unſer nordgermaniſches Naturell im reformirten Glauben und im kaufmänniſchen Handeln. In welchen Schreckgebilden du ewig dagegen anſtürmſt, Meer des romaniſchen Sudens, oder mit welcher reizenden Fata Morgana du zu verlocken trachteſt, du wirſt durch das einfache Geſetz der ſchiefen Fläche überwunden.

Nein, nein, rief Roderich nicht ohne Heftigkeit, du thust Unrecht, Verdugo, uns Mangel an Poesie vorzuwerfen. Wo der Mensch in Fülle seiner gesunden Kraft kämpft und arbeitet, die öde Natur belebt und die widerspenstige bewältigt, da zeigt er sich in seinem schönsten Lichte.

Und wo es kein Verbrechen ist, fügte Apollonia hinzu, das Liebenswürdige zu lieben. Aber Herr Verdugo lächelt, es ist ihm nicht Ernst. Er schätzt es ja als sein höchstes Glück, in dieser nüchternen holländischen Ebene seine Cornelia gefunden zu haben.

Ueberhaupt, meine Freunde, sagte Liancourt, scheint es mir das höchste und vielleicht einzige Glück auf dieser Erde zu sein, wenn edle und gebildete Menschen sich zusammenfinden und vom Unglück wie von der Gemeinheit unberührt die Blüte des Lebens genießen können. Dessen freuen wir uns hier, laßt also jeden Streit unter uns ruhen, zumal an diesem schönen Tage, der endlich nach dreißig Jahren des grausamsten Krieges den todmatten Völkern wieder Frieden bringt.

In diesem langen Kampfe, sagte der greise van der Lüe, haben Alle verloren, nur wir Holländer haben gewonnen. Alle Völker sind geschwächt und verarmt, nur wir sind reich geworden. Darum ziemt es uns, wie es unsere Pflicht war, in der Unglückszeit selbst zu helfen, wie wir es vermochten, so jetzt

nach geschlossenem Frieden Die zu segnen, die unter viel schwierigeren Verhältnissen als wir gegen übermächtige Feinde mit geringen Mitteln streiten mußten und sich heldenmäßig bewährten im Kampfe für die Freiheit der Gewissen. Und wenn irgend etwas einen Schatten werfen darf in das Sonnenlicht dieses schönen Friedenstages, so sei es das Andenken an die Todten. Der dreißigjährige Krieg hat Deutschland von einem Ende zum andern mit Gräbern bedeckt und zwei volle Drittheile der Bevölkerung verschlungen. Bitten wir Gott, daß diese ungeheuren Opfer ihm wohlgefällig sein mögen und daß er sie durch eine schöne Wiedergeburt des ruhmreichen Volkes belohnen wolle.

Die Erwähnung der Todten versetzte Rosalie in eine so wehmüthige Stimmung, daß sie nur mit Mühe sich der Thränen erwehren konnte.

Roderich suchte nach dieser ernsten Betrachtung den frohen Ton in der Gesellschaft herzustellen und füllte die Pokale mit perlendem Golde.

Laßt die Todten ruhen, rief er mit lebensfrohen Blicken und wünschte dem neugebornen Kinde des deutschen Friedens ein langes und freudiges Leben!

Alle stießen an und die schöngeschliffenen Gläser klangen süß wie Glocken.

Da Rosalie noch immer in tiefem Sinnen verloren dasaß, näherte sich ihr Apollonia freundlich mit

ihrem Glase, neigte sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: Florestin!

Rosalie ergriff zitternd das Glas, konnte aber ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Liancourt, Berger, Katharina und Roderich hatten Florestin's Namen gehört und umringten die Weinende, um sie zu trösten und auf das Wohl ihres fernen Bruders mit ihr anzustoßen. Da blickte sie mit einem schweren Seufzer zur Decke des Saales, hob ihr Glas empor und rief: Ja, Florestin, Frieden auch dir!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachwort.

Wenn dieſes Gemälde aus dem Dreißigjährigen Kriege theilnehmende Leſer findet, ſo beabſichtigt der Verfaſſer, von den ferneren Schickſalen Floreſtin's als Miſſionair unter den Schrecken und Schönheiten der tropiſchen Natur in einer Fortſetzung, die aber ein Ganzes für ſich bilden würde, Kunde zu geben.